

Jfr. Jan
1817.

<36601501910016

Conversations-Lexicon.

Fünfter Theil.

J bis L.

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

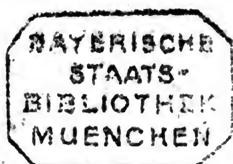
gebildete Stände.

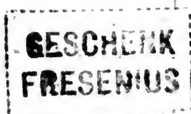
Fünfter Band.

I bis L.

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.





J.

Jason, ein Sohn des Aeson, Königs von Jolkos, dessen Mutter Polymede (Polymete, Alcimede, Polypheme, Arne, Scarphe, Theognete, Etnoklymene, Rhöo) hieß, gehörte mit zu den Heroen des alten Griechenlandes und zeichnete sich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges aus. Vorher wohnte er schon der Calydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron; der Erzieher fast aller damaligen Griechischen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jason volljährig war. Daher regierte sein Onkel Pelias als Vormund über das Land. Die Veranlassung zu Jasons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, also auch den Jason, einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam; so fand er hier die Juno in der Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that dies, ließ aber seinen einen Schuh im Schlamme stecken. In diesem Aufzuge kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der, wenn er, Pelias, dem Neptun opferte, ohne Schuhe zu ihm käme. Pelias fragte nun den Jason, was er wohl mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason, er werde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt nun auch Jason vom Pelias. Die Veranlassung zu diesem Zuge wird auch noch auf eine andere Weise erzählt. Als Jason zwanzig Jahre alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut [illegible] den Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geschah; doch kam Jason nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason antwortete dreist, daß er Aesons Sohn sei und in der Höhle des Chiron erzogen worden wäre; hierauf ließ er sich die Wohnung seines Vaters zeigen. Nun kamen seine Verwandten Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage das Fest des Wiedersehens feierte. Dann gingen sie zusammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte es nicht, ihn abzuweisen und antwortete, daß er bereit wäre, es ihm zu überlassen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt und das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel es befohlen hätten, da sein eignes hohes Alter ihm selbst nicht erlaube, diese Unternehmung auszuführen. Nach seiner Rückkehr würde er ihm aus Freuden den Thron von Jolkos abtreten. Auf der Fahrt dahin zeugte Jason mit der Hypsipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea unterstützt, erreichte er den Zweck

seiner Reise glücklich und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich eben so glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem Acastus, dem Sohne des Peleus, überlassen und mit seiner Gemahlin sich nach Korinth flüchten. Hier lebten sie zehn Jahre in der glücklichsten Ehe beisammen, bis endlich Jason, der Medea überdrüssig, sich in die Glauce, die Tochter des korinthischen Königs Kreon, verliebte, diese heirathete und seine Gemahlin mit den Kindern verstieß. Aber jene rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, Aegeus, nachdem sie ihre, mit Jason erzeugten Kinder, Mermerus und Pheretes getödtet hatte. Hierauf soll sich Jason aus Verzweiflung selbst getödtet haben. — Jason, ein Griechischer Grammatiker, von Argos gebürtig und jünger, als Plutarch, schrieb eine griechische Geschichte bis zum Tode Alexander des Großen in vier Büchern. — Jason, ein berühmter Tyrann von Pherä in Thessalien, brachte diesen Staat ungemein in Aufnahme und lebte zur Zeit des Epaminondas. Er besaß alle Eigenschaften eines Mannes, welcher der Stifter eines großen Reichs werden will. Die Geschichte rühmt von ihm, daß er seine Unterthanen mit Gelindigkeit regiert und die geselligen Tugenden des Menschen eben so wohl gekannt habe, als die Eigenschaften des Helden. Er faßte den großen Plan, die Oberherrschaft in Griechenland zu erkämpfen und dann das persische Reich zu zertrümmern. Nachdem er zu dem Ende bereits ein bedeutendes Heer auf die Beine gebracht und mehrere einzelne Völker Griechenlands besiegt und durch Bündnisse an sich gefesselt hatte, faßte er den Entschluß, bei den pythischen Spielen, die so eben heran nahten, mit seiner Armee einen Besuch abzulegen, oder, wie die Delphier glaubten, den heiligen Schatz derselben zu berauben. Letztere befragten daher das Orakel, wie sie es anzufangen hätten, den Tempelraub des Jason zu verhindern; der Gott antwortete, dies sei seine Sorge. Einige Tage darauf ward Jason, wahrscheinlich auf Anstiften seiner Brüder oder der übrigen Staaten Griechenlandes, an der Spitze seines Heeres von sieben verschwornen Jünglingen ermordet, denen er Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. So starb ein Fürst, der ohne dieses Unglück gewiß eine eben so glänzende Rolle in der Geschichte gespielt haben würde, als nachher Alexander der Große. S. Argonauten.

Ibarra (Joachim) königlicher spanischer Hofbuchdrucker, ward zu Saragossa geboren und starb am 23. Nov. 1785 im sechzigsten Jahre seines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine Stufe von Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des Missel Mozarabe, der Geschichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der spanischen Uebersetzung des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Folio-Bande erschien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt und sehr selten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an seine Freunde verschenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Ebenfalls ist er der erste gewesen, der in Spanien die Kunst angeordnet hat, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Unebenheiten aus denselben zu verwischen und ihnen ein gefälligeres

Ansehn zu geben. Da er sein Vaterland nicht verlassen hatte; so war er eigner Erfinder fast aller seiner Geheimnisse.

Iberien war 1) ehemals eine sehr fruchtbare Landschaft im nordöstlichen Asien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umschlossenen Ebene bestand. Gegen Norden lag der Kaukasus; gegen Westen wurde Iberien durch die hohen, aber fruchtbaren meschischen Bergketten von Kolchis getrennt; gegen Süden erstreckten sich noch dieselben Gebirge mit dem Flusse Cyrus, und in Osten schieden es andere Berge nebst dem Flusse Alazan von Albanien. Doch wird letzter Fluß von Ptolemäus noch zu Albanien gerechnet. Iberien machte also einen Theil von dem jetzigen Georgien aus. Die westlichen Gebirge brachten guten Wein und Oel hervor, und in der Ebene baute man Getraide. In den ältern Zeiten gehörte dies Land wahrscheinlich zur spanischen Monarchie, wenigstens scheint dies aus dem Namen des Flusses Cyrus zu erhellen. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, unter welcher sie bis nach Kaiser Julian blieben. Dann geriethen sie wieder unter persische Hoheit, welche sie aber mit Widerwillen duldeten, da die Perser ihnen an der Ausübung der christlichen Religion sehr hinderlich waren. 2) bedeutet Iberien auch die Halbinsel jenseits der Pyrenäen, so wie die Iberi als das Hauptvolk desselben betrachtet wurden. Ueberhaupt glaubt man, daß diese spanischen Iberier von den asiatischen Iberiern abstammen, die auf dem sogenannten zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten. 3) war Iberien eine Landschaft an der Westseite der diesseitigen Halbinsel Indiens im innern Lande, wo sie an Scythien gränzte. Sie war reich an Producten, hatte Ueberfluß an zahmem Vieh und ward von schwarzen Einwohnern bewohnt. Die Hauptstadt hieß Minnagara, die einen großen Handel mit baumwollnem Zeuge trieb. Sie heißt jetzt Mahmudabah.

Ibycus, ein berühmter griechischer Lyriker und Zeitgenosse des Anacreon, über dessen Vaterland man aber nichts Näheres weiß. Er lebte im dritten Jahre der sechs und fünfzigsten Olympiade, oder 552 vor Christus und 200 nach Erbauung der Stadt Rom. Er begab sich nach Samos, zu der Zeit, als Polycrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst seine Lebenszeit zu. Auf einer Reise wurde er einst, wie erzählt wird, von Räubern überfallen. Da er keine Rettung sah; so drohte er ihnen, daß die Kraniche, die so eben über ihren Köpfen wegflogen, seine Rächer werden würden. Seine Drohung ging in Erfüllung. Denn als diese Räuber einstens nachher zu Korinth einen Flug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus. Dies hörte einer der Umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Diese ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibycus eingestanden hatten, hinrichten. Nach Suidas soll Ibycus sieben Bücher lyrischer Gedichte im dorischen Dialecte geschrieben und das musikalische Instrument, Sambuca, nebst einer Gattung Gedichte, worin er seine Lebensbeschreibung besang und die nach ihm ibycinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unsrer Leser unbekannt seyn, daß das Schicksal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlassung und Inhalt gegeben hat.

Icarus, ein Sohn des Dädalus, wurde mit seinem Vater in dem von demselben erbauten Labyrinthe gefangen gehalten. Beide entkamen jedoch vermittelst künstlicher Flügel, die Dädalus verfertigt hatte. Nachdem aber Icarus, den Befehl seines Vaters nicht achtend, sich zu hoch in die Luft erhoben hatte; so schmolz von den Sonnenstrahlen das Wachs, womit die Flügel an den Schultern befestigt waren. So stürzte er aus den Lüften auf die Erde und fiel in dasjenige Meer, welches nachher von ihm den Namen des icarischen bekommen hat. Schon die Alten erklärten die Flügel des Icarus und Dädalus für die Segel eines Schiffes, und von der Todesart des Icarus meinten sie, daß er sein Schiff nicht zu regieren verstanden und deshalb mit demselben bei einer Insel in der Nähe von Pergamus Schiffbruch erlitten habe, wo sein Leichnam ans Land geworfen und vom Hercules begraben worden sey. Nach dem Berichte des Diodorus Siculus hatte Icarus Unglück beim Landen auf der Insel Ichthyusa, und stürzte ins Meer. Die Insel, auf welcher man ihn begrub, ward hernach nach seinem Namen benannt.

Ich, so nennt jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört; im vorzüglichen Sinne aber sein **geistiges** Selbst, oder seine Seele mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenstand des äußern Sinnes (der in so fern zum Nichtich gehört) verschieden, aber mit demselben auf die innigste Weise verbunden. Dieses Ich wird auch, in so fern es in seinen **individuellen** Aeußerungen und **Erscheinungen** (d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens betrachtet wird), in der Philosophie das **empirische** Ich genannt, indem man es von dem s. g. **transscendentalen** (nicht durch einzelne Anschauung erkennbar) Ich unterscheiden wollte, d. i. von der Seele, als reinem und beharrlichen Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdeutung aller besondern Zustände und Aeußerungen desselben betrachtet, welches **transcendentale** Ich selbst nur der abstrahirte Begriff eines Subjects ist. Die kantische Schule betrachtete die Vorstellung Ich als Product und Gegenstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseyns, oder als das Bewußtseyn des Bewußtseyns, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. **Fichte** suchte diese Vorstellung noch höher hinaufzuheben, und über das Bewußtseyn hinauszugehen, indem er dieses umkehrte, und das **Bewußtseyn** als **Product** des **Ichs**; das Ich selbst aber, (welches er nun in so fern das **absolute** oder **reine** nannte) als das Subject betrachtete, welches das Bewußtseyn hervorbringe, und **construire**. Das reine Ich (man könnte es das **fichtesche** Ich nennen) lehrte er, sei absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt, (daher der **erste** Grundsatz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A = A), und sich ein Nichtich (Object) entgegensetzt. Nach dieser Vorstellungsweise ist das Ich selbst kein Gegenstand des Bewußtseyns (d. h. es kömmt nie als etwas **Wirkliches** zum Bewußtseyn), sondern der letzte Grund des Bewußtseyns, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweise ausgehe, ja von dem selbst das **empirische** Ich nur Accidenz, und alles was außer dem Ich ist, Product seyn soll. T.

Iconographie ist die Beschreibung von alten Bildsäulen, Brustbildern, Hausgötzen, mosaischen Arbeiten und alten Gemälden mit Wasserfarben. Man rühmt Michel Angelo und Ursinus als die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, welche darauf von Johann Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden ist.

Canini gab seine Iconographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon besitzen wir seine Antiquités expliquées.

Iconologie ist die Lehre von den Kennzeichen und Bildern, unter welchen Götter, Helden und andere mythologische Gegenstände, desgleichen allegorische Personen und Ideen, dargestellt werden.

Ida bedeutete in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge, an dessen Fuße die Stadt Troja lag und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorfiel. Das Gebirge selbst hatte mehrere Zweige. Sein südlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchsten Spitzen desselben Cotyllus. Auch gehörten der anmuthige Hügel Collicolone, an der Nordseite des Simois, dazu. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäische Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Uebrigens wuchsen auch besonders viel Fichten auf demselben, weswegen auch das idäische Pech sehr berühmt war. 2) Ein Berg auf der Insel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, welches von Westen nach Osten die Insel durchschnitt und dessen westlicher Theil Leuci (albi montes), der östliche hingegen Dicte genannt wurde. Dieser höchste Gipfel des Gebirges, der vorzugsweise Ida genannt wurde, und jetzt Psitoriti heißt, enthielt an seinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues, oder 1700 Toisen). Oben endigte dieser Gipfel in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt waren. Er gewährte seiner Höhe wegen eine sehr weite Aussicht über die ganze Insel und war mit Fichten-, Ahorn- und Cederwäldern eingefaßt, sonst aber eben nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die auf diesem Berge wuchsen, ist die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entsprangen auf demselben, welche die benachbarten Felsen befruchteten. Auf demselben zeigten sich die Höhlen, in welchen die ersten Anbauer von Creta gewohnt hatten. Auch soll auf demselben die Erfindung des Eisens gemacht worden seyn.

Idalium war ein berühmter und bei den Dichtern oft genannter Ort mitten auf der Insel Cypern. Neben demselben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte. Der Ort selbst scheint unbedeutend gewesen zu seyn.

Ideal. Idealisch. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz mit dem, was der Natur nachgebildet wurde. Es gibt zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die individuelle und die idealische. Beider Arten bedient sich die Kunst, und jede derselben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten, die sie bildet, im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höheren Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildungen vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert, und nun diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art aufs neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höheren Art, und führt sie mit dieser Absonde-

rung besonderer Bestimmungen immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinsten Ideale, das als das reine, keiner weiteren Absonderung und Verallgemeinerungen mehr fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Die Einbildungskraft erschafft also Bildungen, die vollkommener sind, als die Natur sie zu bilden vermag, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht bloß die wirklichen Erscheinungen der Sinnenwelt, sondern auch die denselben zum Grunde liegenden Gesetze und Urbilder. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind, nur in höherem Sinn als das Wirkliche; den Naturgesetzen nach sind sie bloß möglich, durch die Einbildungskraft werden sie wirklich. So ist die Einbildungskraft fähig, aus dem Stoffe, den theils die Wirklichkeit in Anschauungen, theils die Vernunft in Ideen ihr darbietet, dichtend und bildend eine höhere, vollkommnere Natur zu schaffen. Sie überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu diesen Dichtungen nimmt sie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die sich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerstreut finden, zu einem Ganzen, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale als solches, sey auch schön, denn es kann auch ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Bösen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag diese sich nun im Guten oder Bösen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft schafft durch dieselbe Operation einen homerischen Olymp und eine danteſche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit seinen Schrecknissen hauset, eine Madonna und eine Caricatur. Deshalb sind die Ausdrücke schönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterschied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit ist das vollkommen Schöne, das schöne Ideal die allgemeinste Darstellung der in der Idee irgend einer Wesengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine solche, wo die Schönheit eines Gegenstandes durch das Idealisiren erhöht erscheint. Gewissermaßen entgegengesetzt dem Ideal ist das Charakteristische, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieser Abweichungen ist eine besondere Bestimmung, folglich eine Beschränkung des Ideals der Gestalt auf besondere Verhältnisse ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an seiner ursprünglichen Reinheit etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben so viel an Charakter wieder, und befriedigt auf diese Weise den, neben dem Idealschönen, auch Gehalt, Bedeutung und Individualität fodernden Kunstsinn, der nicht bloß Form, sondern auch Inhalt, nicht bloß Schönheit, sondern auch Wahrheit fodert. Diese Kunstwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteristischen. Hieraus geht von selbst hervor, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganz vollständige, noch auch der höchste Zweck der Kunst sey, sondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Dar-

stellung hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden, soll sich aber auch in aller Stärke des Ausdrucks schön darstellen. Es muß also zwischen beide ein vermittelndes Princip treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön darstellen könne. Dieses vermittelnde Princip ist das Ideal. Indem dieses alles bloß Individuelle und Zufällige hinweggräumt, und nur das Wesentliche in sich aufnimmt, fällt auch zugleich alles weg, was der Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Griechen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealische Individualität oder schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen annehmen muß. Wie es aber zwei Arten von Ideen gibt, so gibt es auch zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen Ideale der Einbildungskraft. Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte, das bloß denkbar, in dem aber nichts erkennbar ist, und das nur in der Anwendung auf bestimmte Gegenstände der Erkenntniß fruchtbar wird. Die Ideen des in sich selbst Gegründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen u. s. w. sind in ihr begründet, und selbst unbegreiflich liegt sie doch allem Erkennbaren, so wie aller philosophischen Erkenntniß, zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und den Zusammenhang der Dinge unter einander zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Nach seiner Eintheilung in speculative und praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens aller Wesen begreift, und das Ideal der praktischen Vernunft, d. i. das höchste Gut, die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt, und die Ursache aller Glückseligkeiti n der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältnisse steht. dd.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, ist im vorigen Artikel gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sey; denn man kann gewissermaßen behaupten, daß alle schöne Kunst, in so fern sie der bloßen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegengesetzt ist, darauf beruhe. Um dieses noch genauer zu entwickeln, will ich hier eine Stelle Cicero's anführen, die so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dieses Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias, sagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiters verfertigte, schränkte er sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modells ein, um es nachzuahmen wie es ist, sondern in seinem Innern wohnte ein anderes Bild höherer Natur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte, und seine Erfindung wie seine Ausführung leitete.“ Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (non contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret), so versteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich sagen will, erklärt sich durch das Wort aliquem; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, seine Nachahmung hing sich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, seine Absicht war nicht die sklavische Nachbildung des Modells, das er vor Augen hatte. Und

sobald der Künstler nicht den Zweck hat, eine getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, sondern den, durch die Formen der Gestalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzustellen vermöchte, muß er sich wohl der genauen Nachahmung des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft selbst muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Gestalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und das that Phidias. Die Schönheit seiner Werke hatte ihr Urbild in seiner Seele, und nur da konnte es vorhanden seyn. Dieses Urbild des Schönen, das der Künstler in seinem Innern trägt, wird dann, wie Cicero sagt, der Lenker seiner Kunst und seiner Hand, und dadurch wird der Künstler ein Schöpfer, in so weit es der Mensch zu seyn vermag. Durch dieses Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erscheint der dargestellte Gegenstand einmal als ein nicht wirklicher (bloß möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Der Wirklichkeit ist er in so fern entgegengesetzt, als er nur gedacht werden kann unter der Bedingung eines durchgängigen innern Zusammenhanges, und er übertrifft alle Wirklichkeit durch jene Einheit und Formalität, welche sich unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskraft ankündigt, und als durchaus übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und unsers Gemüths zeigt. Nun stehen das Werk des Künstlers und das Werk der Natur nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denselben Maasstab. Welche Folgerungen sich hieraus ergeben, wird man da sehen, wo das Wesen der schönen Kunst entwickelt wird. dd.

Idealismus nennt man dasjenige philosophische System, nach welchem die Dinge außer uns als bloße Erscheinungen betrachtet werden, und nur der Betrachtende sich selbst für etwas Wirkliches hält. In der Philosophie der Alten ist Idealismus seiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlassung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Bischof Berkeley aber (s. diesen) suchte das Nichtdaseyn der Materie zuerst zu beweisen, und ist deshalb als der Urheber des Idealismus anzusehen. Sein System ist dieses. Es ist keine von unsern Vorstellungen unabhängige Materie vorhanden, sondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entstehen durch die Einwirkung Gottes auf unsern Verstand, und die ganze Körperwelt existirt eigentlich nur im Verstande Gottes, der nach einer bestimmten Ordnung die sinnlichen Vorstellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt diesen Idealismus den dogmatischen oder schwärmenden, und setzt ihm entgegen seinen kritischen (auch formalen und transscendentalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sey nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der Vernunft sey Wahrheit, so behauptet hingegen dieser, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sey zwar nur Erkenntniß der Erscheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit sey, alle Erkenntniß aber aus bloßen Begriffen des reinen Verstandes und der Vernunft sey nichts als Schein. Der kantische Idealismus erscheint sublimirt in der Philosophie Fichte's, welche, mit Hintansetzung und Verleugnung der Außenwelt, lediglich die absolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geist dieser Philosophie besteht in der Subjectivität des Objectiven, alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches sich ein Nicht-Ich entgegensetzt, und daraus entwickelte sich ein System der absoluten Identi-

tät (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorstellung und des Vorgestellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens und der Gegenstände, des Geistes und der Materie) im Ich, welches System besonders durch Schelling auf eine blendende Weise ausgeführt wurde. dd.

Idee. Es giebt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff noch durch eine Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegrenztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und also über die Beschränkungen des Raumes und der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man diese durch den Charakter der Undarstellbarkeit sich auszeichnenden Vorstellungen, oder Ideen, näher, so bemerkt man zwei besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anschauungen beziehbar sind. Die der ersten Art nennt man vorzugsweise Ideen der Vernunft, denn sie haben bloß in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.). Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den ihre schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen seinen Merkmalen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entstehen aber nicht aus der Vernunft allein, sondern aus der Vereinigung von Anschauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darstellung einer ästhetischen Idee, der sinnlichen Klarheit und Beschränkung ungeachtet, in der sie erscheint, zugleich immer noch etwas Unaussprechliches, Unendliches, das sich nicht begreifen, nicht deutlich machen, sondern nur fühlen läßt. Allem diesem nun zufolge sind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene, Vorstellungen von Dingen, die nie in der Erscheinung vorkommen, die aber in dem Wesen der Vernunft nothwendig sind, und deren Daseyn durch sie verbürgt ist. Ideen der Einbildungskraft hingegen sind Vorstellungen von Erscheinungen, aber nicht die bloß sinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, sondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur unsers Geistes, seinen Gesetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen begründet. dd.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für gedachte Gegenstände, wenn sie in jeder Hinsicht mit einander übereinstimmen, oder einerlei sind, wie A = A (Einerleiheit). Sie ist der Gegensatz von Verschiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe sind identisch, in so fern sie beide die Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten. Insbesondere ist dieser Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und heißt das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn sie gleichen Flächeninhalt haben, aber in der Gestalt verschieden sind, sind bloß einander

gleich; haben sie aber gleiche Winkel und auch gleich an ihnen liegende Seiten, so sind sie identisch. M. L.

Idioelectrisch, s. Art. electrischer Körper.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie wird von den Aerzten die eigenthümliche Einwirkungsart gewisser Reize auf einen thierischen Körper, oder (subjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht selten krankhafte) Empfindlichkeit eines besondern Körpers für gewisse Reize genannt. Sie zeigt sich namentlich in der Abneigung vor gewissen physischen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Rosengeruch,) und in den nachtheiligen Wirkungen gewisser Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall geboten sind, vorzüglich aber bei dem weiblichen Geschlechte. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser einem Individuum eigenthümlicher und von der Regel abweichender Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht; und man sagt in beiden Fällen z. B. eine Idiosynkrasie gegen etwas haben. T.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die einer gewissen Gegend, Provinz, Landschaft eigenthümlichen Wörter und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten von Idioma, Mundart, Dialect, Sprechart,) enthält. Wir Deutschen haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, von dem wir nächstens eine sehr verbesserte und vervollständigte Ausgabe erwarten, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein österreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tiling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und esthländisches von Hupel, und können das adelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als einen Versuch besäßen, weil wir dann erst den Reichthum unsers Sprachschatzes ganz würdigen können. Daß auch für die Schriftsprache vieles daraus zu benutzen wäre, ist kein Zweifel, und Campe hat sich durch die hierauf gelenkte Aufmerksamkeit ein wahres Verdienst erworben. dd.

Idiotismus ist eine Eigenheit im Ausdruck, welche nur in dieser oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen einen Hauptgegenstand desjenigen aus, was wir die Conversations-Sprache, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da sich das menschliche Gemüth in den tausendfachen Nüancen seiner Aeußerungen nach allen Seiten hinwendet und allenthalben die zweckmäßigsten Bilder zur Versinnlichung und Darstellung seiner Ideen sucht und findet; so ergiebt sich daraus, daß gerade die Conversationssprache den schwierigsten Theil jeglicher Sprache ausmacht, und daher auch, besonders in den fremden Sprachen, das aufmerksamste Studium erfordert. Da übrigens die Gesetze der alten Sprachen so gut wie abgeschlossen sind, und wir besonders der Conversationssprache der Griechen und Römer, als für uns gar nicht vorhanden, keine Aufmerksamkeit zu schenken brauchen; so erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, wo wir, außer der ernsten Sprache des Denkens und Philosophirens, auch noch die Umgangssprache des gewöhnlichen Lebens lernen müssen, so unendlich viel schwieriger seyn müsse, als das Erlernen der alten Sprachen. Es zeugt daher auch von einer gänzlich beschränkten Ansicht, wenn die

Lehrer des Griechischen und Lateinischen, welches beides in einem gewissen Zeitraume bis zu einer möglichen Vollkommenheit erlernt werden kann, sich über die Lehrer der neuern Sprachen, in welchen ein lebenslängliches Studium nicht gnügt, mit einem gewissen Stolze erheben wollen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienst, Götzendienst, s. diesen Art.

Idomeneus war der Sohn des Deucalion und ein Enkel des Minos, König von Creta. Er soll sehr schön und einer von den Liebhabern der Helena gewesen seyn. In Begleitung des Meriones führte er die Creter in achtzig Schiffen nach Troja und zeichnete sich daselbst durch seine vorzügliche Tapferkeit aus. Er war ein Freund des Menelaus und besuchte ihn oft in Lacedämon. Bei den Leichenspielen des Patroclus überwarf er sich mit dem Aiax Oileus, weil dieser den Eumelus, er selbst aber den Diomedes für den ersten unter den Weltfahrern hielt. Achilles hieß sie beide schweigen und Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals schon sehr alt gewesen seyn müsse. Nach der Eroberung Troja's schiffte er sich in Begleitung mit dem Nestor unter allen Griechen zuerst ein und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Gelübde, dem Neptun, wenn dieser ihn glücklich nach Hause führen würde, die erste Person zu opfern, die ihm zuerst begegnen dürfte. Der Sturm legte sich und er gelangte glücklich im Hafen an; aber sein übereiltes Gelübde mußte ihn bald reuen, denn die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte und diesen nun zuerst bewillkommen wollte. Nichts destoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche glaubten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande liegenden Blutschuld zürnen würden, empörten sich und verjagten Idomeneus von der Insel. Er ging nun nach Italien, und baute daselbst die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte und nach seinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftstellern war es Leucus, der den Idomeneus aus Creta vertrieb, welcher sich darauf nach Colophon begab, daselbst starb und auf dem Berge Cercaphus begraben wurde. Wieder andere sagen, Idomeneus sey in Creta gestorben, bei Gnossus begraben und göttlich verehrt worden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlich ergiebigen Quecksilbergruben berühmte Stadt im Herzogthum Krain im Oesterreichischen, mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häusern. Seit 1809 gehörte die Stadt und das Bergwerk zu den illyrischen Provinzen des ehemaligen Kaiserthums Frankreich. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Idylle (Ekloge, Hirtengedicht, Schäfergedicht, bucolisches Gedicht), ist der allgemeine Name von Gedichten, welche den Menschen in derjenigen Einfachheit und Unverdorbenheit schildern, in welcher man glaubt, daß er vor Entstehung der bürgerlichen Verhältnisse und des, aus denselben hervorgehenden, Verderbnisses gelebt habe. Wenn wir einmal genöthigt sind, einen ersten, ursprünglichen Zustand der Menschen anzunehmen; so drängt sich uns der Gedanke auf, daß dies der Hirtenstand gewesen seyn müsse: denn Viehzucht und Ackerbau sind die ersten Beschäftigungen der Menschen gewesen, und ohne Widerspruch älter, wie jegliche andere Beschäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die frühesten Anklänge der Dichtkunst auch in dem ersten Ursprunge des Menschengeschlechts gesucht werden

müssen; so folgt daraus, daß nicht allein aus diesem Grunde, sondern auch, weil die Natur dieses Standes nothwendig die Veranlassung zur Dichtkunst geben mußte, der erste Ursprung jeglicher Poesie in dem Hirtenleben zu finden ist: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken der Hirten offen da lagen, mußte den poetischen Funken in seinem Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages soll auf der Insel Minorca eine Art poetischen Wettstreits unter den Bauern der Insel vorhanden seyn, bei welchem einer derselben aus dem Stegreife Verse absingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn etwa zu besiegen, oder doch lächerlich zu machen sucht. Dieser Wettstreit dauert, bis die dichterische Ader beider Nebenbuhler erschöpft ist. Somit möchte es erwiesen seyn, daß das Schäfergedicht ursprünglich den ersten Anfang jeglicher Poesie gebildet habe. Die Theorie der Idylle soll demnach das Gesetz aufstellen, daß der Inhalt derselben mit den Sitten, der Denkungs- und Handelsweise eines Hirtenvolkes im allervollkommensten Einklange stehe und daß nichts in demselben enthalten sey, was der Einfachheit und Kunstlosigkeit der Menschen im ersten Naturzustande widersprechen könne. Da das Hirtenleben theils erzählend, theils eigentlich darstellend, theils auch die Empfindung aussprechend seyn kann; so folgt daraus, daß wir epische, dramatische und lyrische Idyllen besitzen müssen: und in der That haben wir in allen drei Gattungen vortreffliche Muster aufzuweisen. Episch sind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter; dramatisch der Pastor Fido (der allerdings ein mit romantischer Beimischung versehenes Hirtengedicht genannt werden kann), Geßners Evander und verschiedene andere Stücke der Neuern, wozu auch noch die satyrischen Stücke der Griechen gerechnet werden können; bloß lyrisch hingegen sind die Bucolien, Idyllen und Eklogen der Alten und Neuern. Die Idylle versetzt sich, wie schon oben gesagt, vollkommen in den einfachen, natürlichen Zustand des Hirtenlebens und der Inhalt muß, sowohl in Absicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieses Standes genau darstellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Gesetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkürliche Regeln des Wohlstandes eingeschränkt, müssen die Menschen in derselben sich den Eindrücken der Natur, über welche sie ewig nachdenken, hingeben. Diese Menschen kennen keine Bedürfnisse, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, keine Güter, als ihre Gaben, und als dasjenige, was zum Zeitvertreibe ihres müßigen Lebens dient. Ihre Hauptleidenschaft ist Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verstellung und ohne platonische Veredlung. Ihre Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz; ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihr Geräthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegorische Idyllen, zu welcher Gattung die erste und zehnte Ekloge des Horaz, die Idyllen der Madame des Houlieres, auch gewissermaßen Popens Messias gehört. Der größte Idyllenschreiber ist jedoch Theokrit gewesen, dem man höchstens den Vorwurf machen könnte, daß er in den Charakter der Hirten schon Nüancen seines Zeitalters übergetragen und diese also weniger unschuldig und liebenswürdig, als sie es billig seyn sollten, geschildert habe. Pope hat, nicht ohne Erfolg, in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wird von einigen, besonders den ältern Critikern für ein Muster der Idyllendichter, welches selbst den Theocrit übertroffen habe, ausgegeben. Noch muß hier angemerkt werden, daß Idylle eigentlich im Griechischen nur einen Versuch von Ge-

dichten, so wie Ekloge ein aus mehrern derselben auserlesenes Gedicht bedeutet. Wahrscheinlich sind diese Benennungen, von welchen besonders der letzte auch den Satyren des Horaz beigelegt wird, nicht von den Dichtern selbst, sondern von spätern Grammatikern erfunden worden. Pq.

Iserten, s. Yverdon.

Iffland (August Wilhelm), seit 1811 Generaldirector der königlichen Schauspiele zu Berlin, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angesehener, bemittelter Eltern erhielt er bei einer sorgfältigen Erziehung einen sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht so nützte, als es seine Talente vielleicht gestattet hätten. Früh ziemlich hatten ihn schon die Besuche dramatischer Vorstellungen dergestalt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er von der Liebe zu dieser Kunst allen andern Gegenständen fremd gemacht und endlich in seinem achtzehnten Jahre zu dem Entschlusse gebracht wurde, selbst Schauspieler zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwissen seiner Eltern Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater und ging darauf, als dies aufgelöst wurde, nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direction des königlichen Nationaltheaters, an Flecks Stelle berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im Jahr 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele, nachdem er das Jahr zuvor den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten hatte. Er starb am 22. Sept. 1814 an der Brustwassersucht, und wurde am 25ten auf dem Hallischen Kirchhofe, unter einem glänzenden Leichengefolge begraben. Am Abend seines Begräbnißes hatte eine würdige Feier seines Andenkens auf dem Theater statt. Sechszehn Bände seiner Dichtungen sind bei Göschen, einzelne spätere Stücke in Berlin, und zuletzt einige Bände Uebersetzungen französischer Schauspiele erschienen. Als unpartheiischer Richter seiner Kunst trat er in den fünf Jahrgängen seines Almanachs für das Theater auf. Seine Selbstbiographie, in dem ersten Bande seiner Werke, schildert ihn in der ersten Hälfte seines Künstler-Lebens. — Dies der äußere Lebenslauf eines Mannes, den wir hier als Schauspieler, dramatischer Schriftsteller, Theoretiker und Schauspieldirector betrachten müssen. Als Schauspieler gehört Iffland, von dem Standpunkte einer höhern, völlig freien und unparteiischen Critik betrachtet, zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst verherrlicht worden ist. Ohne in jenen nur zu häufigen Ton einer unbedingten und also nichts beurtheilenden Lobpreisung einzustimmen, müssen wir jedoch, unsrer innersten und jahrelang geprüften Ueberzeugung nach, Ifflanden in den Kreis der Shakespeare, Mozarte und Cervantes ziehen, wobei es sich von selbst versteht, daß eine solche Zusammenstellung, wie aus der Folge dieses Artikels erhellen wird, auf einer andern Voraussetzung beruht, als durch welche jene ausgezeichnete Geister unter eine und eben dieselbe Kategorie gebracht werden. Eben so glauben wir, daß Iffland, den Begriff der Kunst streng ins Auge gefaßt, der größte aller ehemaligen und noch lebenden Schauspielkünstler sey, und daß ihn bisher noch niemand an wahrhafter Consequenz und streng innerm Zusammenhange, der unerlaßlichen Criterien jeder Kunst, also auch der Schauspielkunst, weder erreicht, noch viel weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Critik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichste und beharrlichste Studium der Schauspielkunst zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzusammenhängende Lücken, jene sich niemals bewußten

Eingebungen des Moments, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakterisiren pflegen, vergebens sucht, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Darstellungen das strengste Bewußtseyn und die uneingeschränkteste Beherrschung des Stoffs ansieht, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, durchaus nie unterbrochenes Ganze ausmacht; so sind wir genöthigt, Ifflanden im weitumfassenden Sinne des Worts einen wahrhaften Künstler zu nennen. Dies Urtheil aber gilt nur in so fern von ihm, als es sich, so zu sagen, auf die bloße Form seines Künstlerthums bezieht: in dieser ist er so vollkommen, als es die unvollkommene Natur eines Menschen nur immer zu seyn vermag. Was aber die Materie des Künstlers (so nenne ich hier die Gesammtanlage der ganzen künstlerischen Natur) in Ifflanden anbetrifft; so zeigt sich diese auf eine wunderbare Weise beschränkt in ihm. Wir wollen uns kurz erklären. Der Mensch besteht aus Verstand und Gefühl; da nun eben der Mensch der Gegenstand der Schauspielkunst ist: so scheint daraus hervorzugehen, daß auch zur Hervorbringung dieser Kunst Verstand und Gefühl zugleich gehören müsse. Nun glauben wir aber, einer jahrelangen, von Ehrfurcht für Ifflands Verdienste begleiteten, redlichen Beurtheilung seiner Darstellungen zufolge, das Urtheil über ihn fällen zu dürfen, daß ihm das Gefühl, (wir meinen nicht das quantitative, mittelbare Gefühl, sondern die unmittelbare qualitative Tiefe des eigentlichen Gemüths) ganz und gar abgehe. Rein und von vorn herein können wir dieses Urtheil nicht beweisen; glücklicherweise aber findet sich die Bestätigung desselben in einer, bereits von ganz Deutschland gemachten und fast von allen Critikern bestätigten Erfahrung: Iffland ist nemlich ganz unfähig, einen tragischen Charakter wahrhaft tragisch aus der Tiefe des Gemüths, und nicht bloß portraitirend mit dem bloßen Verstande, darzustellen. Daher die wahrhaft auffallende Erscheinung, die aber durch unser so eben aufgestelltes Urtheil vollkommen erklärt wird, daß Ifflands **Franz Moor**, obgleich die Darstellung desselben, unsrer vollkommenen Ueberzeugung nach, ein wunderbares Meisterstück von logischem Zusammenhange ist, bisher noch kein einziges Publikum befriedigt, sondern im Gegentheile jedermann durchaus theilnahmlos gelassen hat. Dasselbe Urtheil fällen wir über seinen **Lear**, in welchem noch überdem die wahrhaft physiologische Darstellung des Todes, der vor unsern Augen eine eigentliche anatomische Section erleidet, in so fern gänzlich unstatthaft ist, als nur das Rein-Menschliche, und nichts weiter, der Gegenstand der Schauspielkunst seyn kann, wobei noch zu bemerken ist, daß die physiologische Darstellung des Todes, als jede schöne Empfindung im Menschen störend, kein Gegenstand der Menschendarstellung zu seyn verdient. Daß Ifflanden das Gefühl abgehe, zeigt sich auch noch in allen den Darstellungen, in welchen Momente plötzlicher Aufwallung vorhanden sind, wie, zum Beispiele, in **Clementine**, wo er die Scene mit dem Schwiegersohne, während sich die Tochter im Cabinette befindet, besonders die momentane Heftigkeit, mit einer, allen Effect störenden Unnatürlichkeit darstellt. So auch im **Fridolin** und **Tell**, in deren ergreifendsten Scenen, die des allgemeinen Beifalls freilich nicht ermangeln, der wahre Kenner eine Unnatur, die völlig unbefriedigt läßt, zu finden nicht umhin kann. Von seinem **Wallenstein**, als einer Darstellung, welchem sein bloß portraitirender Verstand gar kein Interesse abzugewinnen vermag, kann hier auch schon deshalb nicht die Rede seyn, als Ifflands persönliche Individualität dergleichen Darstellungen eines kraftäußernden Heldengemüths überall nicht gewachsen ist. Wenn wir nun genöthigt sind, den

tragischen Darstellungen Ifflands (welche, wegen ihres streng logischen Zusammenhangs, dennoch vor fast allen dergleichen Darstellungen selbst der gefeiertesten Schauspieler den unbedingtesten Vorzug verdienen), von dem höchsten Standpunkte der Critik aus, den eigentlichen Kunstwerth abzusprechen; so treten dagegen seine komischen, bloß reflectirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir, in Vereinigung mit dem ganzen deutschen Publikum, dem Künstler die Palme des Siegs überreichen, welchen er über alle andere Künstler, todte sowohl, als lebende, im Gebiete des Rein-Komischen davonträgt. Hier nennen wir zuerst (unbekümmert, ob dies die nachsprechende Critik in Verwunderung setzen möge, oder nicht) seinen Bittermann, als eine Darstellung, die durch ihre unendliche Fülle von komischer Kraft, so wie durch die absolut thätige Ironie und stete Beherrschung des Gegenstandes, den Critiker sowohl, wie den bloß genießenden Zuschauer, in das freudigste Entzücken, in einen wahren Zauber von erquickendem Lachen, versetzt. Da wir dies Urtheil schon vor mehreren Jahren ausgesprochen, und damals mit demselben bei mehrern Critikern Anstoß gegeben haben; so ist es uns von ungemeiner Genugthuung gewesen, dasselbe Urtheil bei der ersten Vorstellung dieser Rolle, welche Iffland in Berlin gegeben, von dem dortigen Publikum in einem hohen Maße bestätigt zu sehen. Derselbe Humor, dieselbe den Gegenstand absolut beherrschende Ironie, dieselbe streng logisch und wahrhaft künstlerisch zusammenhängende Einheit, welche sich in seiner Darstellung des Bittermann offenbaren, finden wir in allen seinen andern komischen Rollen, von welchen wir hier nur noch der, an Werth gleich auf dieser folgenden Darstellung des Juden von Cumberland gedenken wollen, in welcher Iffland, außer dem logischen Zusammenhange und der freien, komischen Ironie, noch überdem ein solches Studium der Natur (dem einzigen Vorbilde jeglicher Kunst und jeglicher kunstreichen Bestrebung) offenbart, daß wir durch gehörige Würdigung eines solchen vollkommenen Kunstaufwandes mit Bewunderung für einen Künstler erfüllt werden müssen, der sich durch redliches, wahrhaft künstlerisches Studium der Natur zu einer solchen Vollkommenheit empor gehoben hat. Uebrigens können wir hier einer sonderbaren Erscheinung, ob sie gleich, unsers Wissens, nur uns allein bemerkbar geworden ist, nicht unerwähnt lassen. Wir glauben nemlich bemerkt zu haben, daß Iffland gerade in den Rollen mehrerer seiner eignen Stücke, wie, zum Beispiele, im Amtmanne seiner Jäger und seiner Aussteuer, gleichsam als ständen ihm diese Rollen, als zu subjectiv, nicht objectiv genug, das geringste Künstlerthum zu offenbaren pflege. Ein summarisches Endurtheil über Ifflands Künstlerthum dürfte im folgenden Ausspruche enthalten seyn. Seine hervorragende Reflexion, im Gegensatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, macht ihn fähiger zur Hervorbringung portraitirter, schon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde; davon zeugen sein Hausvater und ähnliche Darstellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatze zufolge, bloß darum zu thun ist, das einmal Gegebene zu portraitiren, ohne etwas Selbstgeschaffenes hervorzubringen, hier löset er diese Aufgabe freilich mit einem so vollendeten Künstlerthume, wie es sich die Theorie auch selbst in der kühnsten Abstraction kaum zu erdenken vermag, bleibt aber nichts desto weniger eine relative Copie des Gegebenen. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermag, wie

zum Beispiel im Juden, Bittermann und den übrigen eigentlichen komischen Rollen, nur da scheint er wahrhaft künstlerisch und frei von den Fesseln der gegebenen Individualität, schaffen zu können. Hier werden die disparatesten Einzelnheiten, wie er sie, zum Beispiele, zu seiner Darstellung des Juden an Juden selbst beobachtet hat, von ihm zu einem so vollkommen in sich zusammenhängenden Ganzen verarbeitet, daß selbst das geübteste Auge hier auch nicht die geringste Lücke, nicht den leisesten Mangel an Verschmelzung der einzelnen Theile wahrzunehmen vermag. Und so steht Iffland mit seiner bewunderungswürdigen Besonnenheit in der Darstellung, mit seinem Scharfsinn in Auffassung der Charaktere in der Wirklichkeit mit seinem Genie, das Theilweis-Gegebene zu einem zusammenhängenden Ganzen umzuschaffen, und mit seiner beispiellosen Routine in der äußern Mechanik der Darstellung, als der Einzige unter den bisherigen Schauspielern da, dem es gelungen ist, die von so vielen Hunderten seiner Vorgänger und noch lebenden Mitschauspieler zu einer bloßen Körperarbeit herabgewürdigte Schauspielkunst zu einer wahren Kunst, d. h. zu einem Bestreben emporzuheben, wo alles Zufällige verschwinden und jegliche Aeußerung das Erzeugniß vorhergegangener, besonnener Reflexion werden muß. So viel von Iffland als Schauspieler. Als dramatischer Schriftsteller entwickelte er denselben Charakter, wie als Menschendarsteller. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlichen höhern poetisch-freien Productionen unfähig macht, so wird er auch durch eben diesen Mangel außer Stand gesetzt, dramatische Werke von eigentlichem poetischen Gehalte zu liefern. Daher ist eine oberflächliche Sentimentalität, die sich ohne jegliche tiefere Sehnsucht in dem Kreise wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage fast aller seiner Stücke, bei denen sich die Ironie und die komische Kraft nicht aktiv als gebietende Leiterin, sondern höchst passiv als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, als ein in der idyllischen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes Stück, macht hiervon eine gebührende Ausnahme. Nicht minder sind einige wahrhaft komische Charaktere seiner Stücke sehr verdienstlich und würden, wenn sie in einem rein-komisch gehaltenen Ganzen ständen, des höchsten Effects fähig seyn. Dahin gehören, zum Beispiel, der Amtmann Riemen, Constant in Selbstbeherrschung und einige andere. Uebrigens hat die Stimme des Publikums, die, wie sonderbar das auch scheinen möge, sich nie irrt, über Ifflands dramatische Werke ein Urtheil in der letzten Instanz gefällt. Als Theoretiker hat Iffland übrigens unstreitig den geringsten Werth. Lesen wir nämlich seine Fragmente über Menschendarstellung und seine einzelnen Abhandlungen über schauspielkünstlerische Gegenstände in seinen Theaterkalendern auch nur mit einiger Aufmerksamkeit; so wird sich uns sogleich der Mangel eines einzigen, letzten Grundsatzes in denselben bemerkbar machen, so wie es denn überhaupt Ifflanden an hinlänglicher logischer und philosophischer Bildung gebricht, um als Theoretiker in eigentlichem Verstande auftreten zu können. Der absolute Mangel an Einheit und Zusammenhang in seinen theoretischen Abhandlungen ist auch schon vor uns von mehrern Critikern gefunden und gerügt worden. Endlich bleibt uns noch übrig, von Ifflanden als Schauspieldirektor zu reden. Was zuerst die ökonomische Führung des berliner Theaters anbetrifft, so mag nicht geleugnet werden, daß er sich um diesen Zweig der Verwaltung desselben ein großes Verdienst erworben habe; das Zutrauen des Königs ist eine Folge der Anerkennung dieses Verdienstes gewesen. In Betreff seiner künstlerischen Lei-

tung der Vorstellungen und der Anwendung, die er von den Talenten seiner Schauspieler macht, ist er von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der andern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wohl hier, wie überall, in der Mitte liegen. Doch scheinen auch die kältesten und mildesten Beurtheiler Ifflands darin in ihrer Meinung übereinzustimmen, daß Iffland nicht selten der Parteilichkeit, der Vorliebe für diesen oder jenen Schauspieler huldige und dadurch, zum Nachtheile des Publicums, unbedeutende Talente hervorhebe und wirkliche Verdienste in den Schatten stelle. Wie viel Wahrheit an dieser Beschuldigung, die wir den öffentlichen Blättern nachgeschrieben haben, liegen möge, lassen wir unentschieden, da uns die innere Führung des berliner Theaters zu wenig bekannt ist, als daß wir uns ein Urtheil darüber anmaßen könnten. Nicht minder hat man ihn einer Parteilichkeit gegen die dramatischen Schriftsteller beschuldigt, deren Arbeiten er oft nach gewissen Rücksichten annimmt, oder verwirft, ohne den eigentlichen Werth derselben in Betracht zu ziehen. Hier könnten wir ihm allerdings beweisen, daß er Stücke, deren Bestrebung offenbar löblich und deren Ausführung, dem Ansehn nach, gelungen war, zwar honorirt, aber, wegen einer feindseligen Gesinnung gegen deren Verfasser, niemals zur Aufführung gebracht hat. Gesetzt auch, der Erfolg dieser Stücke sey zweifelhaft gewesen; so würde die löbliche künstlerische Tendenz derselben, bei der hier jedoch durchaus von keiner mystischen oder barocken poetischen Bizarrerie die Rede seyn kann, dünkt uns, doch eben sowohl einer Aufführung werth gewesen seyn, als ein Vetter Kuckuck und ähnliche Produkte, deren absolute Werthlosigkeit der Kasse hin und wieder freilich vortheilhaft gewesen ist, aber ein Theater, wie das berliner, doch in der That hat entehren müssen. Pq.

Ignaz von Loyola, s. Inquisition, Jesuiten und Orden (geistliche).

Iliade, s. Homer.

Ilithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebährenden Beistand leistete. Der Name, welchen einige fälschlich aus den morgenländischen Sprachen ableiten, scheint vielmehr rein griechisch zu seyn und die Kommende zu bedeuten. In dem ersehnten Augenblicke erscheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin und die Gebährende ist gerettet. Pausanias sagt, neben der Capelle des Serapis zu Athen sey der Ilithyia ein Tempel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet habe. So sollen, wie die Delier sagen, die übrigen Griechen den Namen dieser Göttin von den Hyperboreern gelernt haben. Dagegen glauben die Cretenser, die Ilithyia sey in der Gegend von Knosos zu Amnisus geboren und eine Tochter der Juno. Es gibt also eine doppelte Ilithyia, die man wohl von einander unterscheiden muß. Zeus und Here wurden auf Creta als Stifter und Repräsentanten der Ehe besonders aber Here als Vorsteherin und Schutzfrau aller Pflichten und Ereignisse in derselben betrachtet. Ihre beiden Töchter hießen Hebe, welche die reine Jungfrau und Ilithyia, welche die Gebährerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert Here den Beistand ihrer Tochter Ilithyia; ja sie selbst stellt sich oft als die ans Licht bringende, helfende Lucina dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. So wurde auch Juno selbst in Argos Ilithyia genannt. Die zweite Göttin dieses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebährenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwar-

zen Meers herab nach Kleinasien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieser wachsenden, gebährenden Göttin war am Himmel der Mond, und auf der Erde die Kuh. In Scythien ward sie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinasien hingegen, verbunden mit dem Dienste der phrygischen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus, und, sie selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder der Latona verschmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. Uebrigens scheinen anfangs nur zwei Ilithyien gewesen zu seyn, wie es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine war günstig, die andere ungünstig; die erste hieß die Lösende oder auch die Sänftigende. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich ihre Anzahl auf drei, und es gab dann zwei gute Ilithyien. Alle drei zusammengenommen nannte man späterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen. Die Entbindungen der Latona, so wie der Alcmene, waren mit großen Schmerzen verbunden, weil Juno aus Haß gegen beide die Ilithyien zurückhielt.

Ilium bedeutete in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterscheiden sind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landschaft Troas am Hellespont, und lag nahe an dem Ausflusse desselben in das ägeische Meer. Alexander der Große ertheilte ihr ansehnliche Privilegien. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Gesellschaft der Erleuchteten, auch anfangs von seinem Stifter Orden der Perfectibilisten genannt,) wurde im Jahr 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Professor des canonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit und zu einem dieser allseitig gemäßen Leben dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland, dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitausend Mitglieder, und unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber im Jahr 1785 die bairische Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden als dem Wohle des Staats gefährlich aufgehoben und dessen Fortsetzung hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens sind von seiner Fortdauer keine Spuren nachzuweisen gewesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir noch folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende des Jahres 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 90 Jahren vorgestanden hatten. Diese boten alles auf, ihn von dort zu entfernen, und Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umstände verzögert und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Emissär einer auf Alchymie arbeiten-

der Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eignen Ordens, dessen Geist er in folgenden Worten Abbts (vom Verdienst) ausgedrückt fand: „Vieler, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern; ihr Leben und ihren Wandel durch Vorschriften so einzurichten, daß sie immer glückseliger, immer vollkommener werden. Die Veranstaltung treffen, daß ihnen dergleichen Regeln eben so geläufig als beliebt seyen; solche Lagen aussinnen, dadurch sie sich alle aller Widerspenstigkeit ungeachtet, zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen; dazu denn alle Verwickelungen, die meisten Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken, sich an die Arbeit machen, wenn noch niemand sie nur als möglich ansieht; jahrelang arbeiten, manchmal ohne Frucht, sich trösten, aufrichten, selbst anspornen müssen; keine Widerwärtigkeiten, keine Gefahr achten; keine innere Abneigung oder Laulichkeit überhand nehmen lassen; und dies alles bloß darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenschen gehört, ihrer, die nach einerlei Bilde mit uns geschaffen sind; O! wo ist der Mensch, der dies thut? Wenn er nicht mehr ist, wo ist seine Bildsäule? Wo ist sein marmornes Bruststück? Sagt mirs, daß ich hingehe, den kalten Stein in die Arme schließe und des Urbildes eingedenk mit heißen Thränen der Dankbarkeit das Bild benetze." Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiednen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebnes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren, und aus eignem Antrieb, aus wahrer Ueberzeugung von selbst thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte:" dies sey die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen, und um diese zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das in's Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten, die er, ehe er auf den Namen Illuminaten verfiel, Statuten der Perfectibilisten nannte. Am 1. Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitglieder wurden diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Klasse, Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Noviziat, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistratus. Zweite Klasse, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenwesen, 1) symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) schottische: a) Illuminatus major oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Klasse, Mysterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupts eigne Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Was dort zu bösen Zwecken angewandt worden, sollte hier zu guten angewandt werden. Weishaupt foderte,

was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebnen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angesehene und in Connexio nen stehende Männer an sich zu ziehn und in alle öffentliche Angelegen heiten Einfluß zu gewinnen; sie sollten in den Besitz aller öffentlicher Stellen und Aemter zu kommen suchen; sie sollten nicht nur über ihr eignen Fortschritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht er statten, sondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einsen den. Der moralische Schaden, den diese Grundsätze nach sich ziehe mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gu und rechtliche Männer nicht lange in einer solchen Form vereinigt ble ben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Mensch aufgenommen, und daß selbst von denen, die guten Willen hatten, n wenige Weishaupts Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein b liger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als i Orden. Noch mögen einige geschichtliche Hauptmomente hier Platz f den. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß ma ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wo zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens a behalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei ersten M rergrade erhalten sollten. Im J. 1780 ward Knigge gewonnen. D ser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und a gebildet haltend, nahm dem ihm ertheilten Auftrage gemäß viele nehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minervalen auf und theilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, un vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrüc die Darlegung des ganzen Systems foderte, erhielt er von diesem Geständniß, daß bis jetzt nur die untere Klasse, die Pflanzschule i nigen katholischen Provinzen errichtet sey, und zugleich die Auffoder nach seinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigg klärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft nigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte zu Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsb einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemüh blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, dem er sich genau von allem unterrichtet und bis zum Illuminat rigens hatte aufnehmen lassen, förmlich versprach: treu und eifr den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen S der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch, früher als sein Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende en Knigge und Weishaupt, von verschiednen Ansichten geleitet, entz sich, und ersterer sagte sich endlich am 1. Julius 1784 von al nern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergang mußte der Orden den äußern Verfolgungen bald unterliegen. 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Jun erschien ein churfürstl. bairischer Befehl, der alle geheime Verb gen aufhob. Obwol die Illuminaten, so wie die Freimaurer ten, so erschienen dennoch heimliche Denunciationen, zu deren die Angegriffenen umsonst auffoderten. Ein zweites Verbot erfo 2. März 1785 von Pater Frank und Kreitmeyer nomine Ser erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Unge beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amts entsetzt. Er fand

Herzog Ernst von Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus dem Orden getretnen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um alles, was sie vom Orden wüßten, schriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitmeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochnen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung dieses Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber die Art, wie man verfuhr, war es nicht ganz. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion (Täuschung). Dieser Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateinischen illudere d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten, auch vereiteln, fruchtlos machen (z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht) herkömmt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtseyn hingibt, im Gegensatze des Betruges (fraus) den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenschein beruht, der ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft den Verstand bestimmt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehn. Sie ist nicht dann ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. zur bloßen Absicht hat, daß das Scheinbare mit dem Wirklichen verwechselt werde, oder wenn sie eine bloß materielle Wirkung bestrebt, sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen), denn ein Gegenstand muß ein höheres Interesse an sich tragen, wofern er nicht durch die Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Produkte der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem Bewußtseyn, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzt und erneuert, wobei man also den Schein festhält, indem die Phantasie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenstand bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So sagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Gesichte absticht, bewirken Illusion; Schminke dagegen ist Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch den zweiten geäfft, und Betrug der Sinne (s. d. Art.) findet statt, wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Doch laufen in diesen Beispielen die Gränzen hart zusammen. Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engsten Sinne) eigen und natürlich, mithin den s. g. bildenden Künsten, (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimischen, z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kennen, wie sich die

Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich was die bildenden
ste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich dem Auge dar[
und der ihm gegebnen Kunstmittel schon in einem gewissen Grade
tig seyn, um denselben durch seine Kunst hervorzubringen. Der
ner also muß z. B. die Wirkungen des Lichts und Schattens k
und wissen, wie sich die sichtbaren Gegenstände nach ihrer Vord
einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheinen, z. B. wie si
Innere eines Tempels perspectivisch zeigt, und diesen Anblick dur
ordnung der Gegenstände auf der Fläche täuschend hervorzubring
Stande seyn. In der Tonkunst hat die Illusion einen sehr
schränkten Wirkungskreis: da sie das Hörbare in größerer Vollko
heit als die Wirklichkeit zeigt, und alle s. g. Malerei der To
unter ihrer Würde ist. Auch auf die Poesie wird dieser Begriff
getragen, und man redet von einer poetischen Illusion, we
(selbst nicht durch Mimik dargestellten) poetischen Gegenstände d
ser des Gedichts oder dessen Zuhörer mit einer solchen Anschau
vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth sich ganz de
hingibt und unter ihnen wie in einer besondern Welt, verweilt,
sie dem Gemüthe gleichsam wirklich werden. T.

Illyrier, Illyrien und Illyrische Provinzen
Illyrier, ein stammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermis
Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten), verbreiteten sich a
ganzen Küstenlande an der Ostseite des adriatischen Meeres, den
gehörigen Inseln und dem westlichen Macedonien bis Epirus; Ph
lipp nahm ihnen den ganzen District von Macedonien bis an de
Drinius (jetzt Drino) ab, und nun bekam Illyrien (Illyrikum,
ca) die Eintheilung in Illyris graeca und barbara. Das erste
heutige Albanien) wurde ganz Macedonien einverleibt, und mac
dort an einen integrirenden Theil jenes Staates aus; das letz
streckte sich vom Flusse Arsia (jetzt Arsa) in Istrien bis an d
nius und ward in Japydia, (so genannt von den Japoden, die
von den Illyriern vertrieben worden waren), Liburnia und D
eingetheilt. An Japydia's Küste bildete das Meer einen großen
(Sinus Flanaticus, jetzt Golfo di Carnara), in welchem die
schen Inseln (jetzt Osero und Cherso) lagen; Flanona (Fiona),
lum (Mettling) und Segnia (Zeng) waren die Städte darin.
nia, der mittlere Theil von Illyrien, enthielt die Städte Jader
Vecchia) und Scardona (jetzt eben so); vor seiner Küste lag d
Issa (la Grossa), deren Einwohner sich als vortreffliche Seele
zeichneten. Dalmatia (zuweilen auch Delmatia), so genannt von
maten, einem illyrischen Völkeraste, begriff, als Provinz von
die Städte Sicum (Sebenigo), Tragurium (Trau), Salona,
(Narenta), Dalmium oder Delminium (wahrscheinlich Almissa
clea, Epidaurus (Ragusa Vecchia), Rhizinium (Rhizano), Sco
Hauptstadt von ganz Illyrien, jetzt Scutari), Olcynium (Dolcig
Lissus (Alessio); nahe dem Lande lagen die Inseln Tauris (Zur
rus oder Pharia (Lessina) und Bua, die ein römisches Staatsg
war. Diese Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der G
der römischen Kaiser, deren mehrere in ihr geboren worden sin
räuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyri
Könige daher mit den Römern schon früh in Streitigkeiten
wurden, die zu Befehdungen führten, welche endlich die Unt
der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk suchte zwar
zu Zeit die Fesseln abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen

Augustus, Germanikus und Tiber endlich gänzlich entkräftet, wurde ihr Land eine wirklich römische Provinz, behauptete aber auch als solche stets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name selbst, dem im vierten Jahrhundert das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an fast alle gegen Morgen gelegenen römischen Provinzen. Bei der Theilung des römischen Reiches kam Illyrien zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall (476) es an die morgenländischen Kaiser von Konstantinopel fiel. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts ließen slavische Colonisten aus Rußland und Polen sich dort nieder, und bald gelang es ihnen, von der schwachen byzantinischen Regierung sich unabhängig zu machen. So entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiser im J. 1020 sich diese Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen diese ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) sich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im J. 1170 entstand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre später Bosnien sich bildete. Dalmatien unterwarf sich dem herrlich constituirten Venedig, aber 1270 ward es größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch sowohl diese als die Venetianer verloren beinahe alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So verblieb nur noch das Andenken an das alte Illyrien in den Annalen der Geschichte. Der Friede von Campo Formido (17. Oct. 1797) brachte endlich das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Oesterreichs Herrschaft, dagegen die Republik Frankreich den Rest sich zueignete. Jetzt sollte aber ein Augenblick kommen, wo das längst der Zeit zum Opfer gewordene Illyricum aufs neue wie ein Schatten der Vorwelt hervorgerufen wurde. „Der Kreis von Villach, Krain, das ehmalige österreichische Istrien, Fiume und Triest, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt sind, und alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien, nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen „„Illyrische Provinzen““ führen.“ Also dekretirte der vormalige Chef des französischen Volks, Kaiser Napoleon, an jenem verhängnißvollen 14. Oct. 1809, an welchem das sonderbare Band zwischen den Häusern Habsburg und Bonaparte, das bald darauf beide knüpften, vorbereitet wurde. Dieser neue Staat gehörte unter die ephemeren Schöpfungen, welche aus der damaligen Politik des französischen Kabinets hervorgingen, welche aber wie die übrigen nach einer kurzen Dauer wieder versanken, entweder zerstört durch die eigene Willkühr des Schöpfers, wie Holland, oder unterliegend der Macht des vergeltenden Schicksals, wie Westphalen und andere. Von unendlicher Wichtigkeit waren allerdings diese Länder und Küstenstrecken für jenes sogenannte Continentalsystem, in welchem alle Gesichtspunkte sich vereinigten, aus welchem ihr Werth beurtheilt werden mußte. „Diese Provinzen decken Italien, setzen es mit Dalmatien in directe Communication, und verschaffen uns einen unmittelbaren Berührungspunkt mit dem Reiche von Constantinopel, welches Frankreich aus so vielen Gründen muß aufrecht erhalten und beschützen wollen,“ sprach der Minister des Innern, Montalivet, in seiner Darstellung der Lage des französischen Reichs am 1. Dec. 1809. Die Art und Weise, wie Napoleon diesen neuen Staat, so lange als derselbe seiner Willkühr hingegeben war, behandelte, schien darauf hinzudeuten, daß er demselben eine künftige Selbstständigkeit zugedacht habe, vielleicht einem seiner

Günstlinge zum Preise treuer Genossenschaft aufgehoben. Bei der Stiftung des Staates ward er unter die provisorische Verwaltung eines Staatsrathes (Dauchy) gestellt, und seine innern Hülfsquellen, wie seine Einwohner, als erobertes Gut in Requisition gesetzt. Funfzehn Monate hatte dieses Interim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Arealzuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, am 3. März 1810, von Baiern abgetretenen italienischen Tirols erhalten hatte, als mit Einemmale (am 15. April 1811) ein kaiserlich französisches Decret erschien, das in 18 Titeln und 271 Paragraphen die Organisation der illyrischen Provinzen definitiv reguliren sollte, wodurch diese aber keinesweges mit Frankreich vereiniget, dessen Controle jedoch die, seinem unmittelbaren Vortheile angewiesenen, schätzbaren Kräfte des hochwichtigen Staates damit unterworfen wurden. Die gesammten Provinzen standen von jenem Tage an unter einem Generalgouvernement, das von einem Generalgouverneur, einem Generalintendanten der Finanzen und einem Justizkommissär gebildet war. Der erstere, zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht sollte alle sechs Monate einen Generalbericht über die Lage der Provinzen an jeden betreffenden Minister erstatten; der Generalintendant der Finanzen zugleich auch alle Theile der Civiladministration leiten; dem Justizkommissär ward die Aufsicht über di Gerichtshöfe und besonders noch die Sicherheitspolizei aufgetragen. Ei Generalkassirer nahm die Einnahmen in Empfang, und für die Ausgaben wurde ein Schatzmeister geordnet. Dem Generalgouverneur stan im Rathe der Provinzen der Vorsitz zu; ein kleiner Rath, der aus der Generalintendanten, dem Justizkommissär und zwei Richtern des Ap pellationshofes zu Laybach zusammengesetzt war, ward dem Gouverneu beigegeben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territi rium selbst wurde in sechs Civil- und eine Militair-Provinz ei getheilt; jene waren Krain, Kärnthen, Istrien, Civilkroatien, Dalm tien und Ragusa, in 20 Distrikten; die letztere bestand aus dem dur die sechs kroatischen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Administr tion jeder Civilprovinz stand ein Intendant vor, der gleiche Funkti mit den Präfekten im französischen Reiche und einen Gehalt von 6,0 Franken, neben 6—10,000 Franken Büreaukosten erhielt; statt der U terpräfekten waren Subdelegirte angestellt. Die Funktionen der Mai waren dieselben wie in Frankreich. Die Gemeinden sollten vor Hand ihre Einkünfte behalten; beliefe sich ihr Budjet unter 10,0 Franken Einkünfte, so sollte es vom Generalintendanten, beliefe es darüber, vom französischen Kaiser selbst im Staatsrathe regulirt w den. Handelskammern sollten zu Triest, Ragusa und Fiume err tet und deren Deputirte in das Generalkommerzkonseil berufen w den. Die Bischöfe, die Cathedral- und Kollegialkapitel sollten, wie geistliche Institute und Einrichtungen zur Besoldung des Lehrstan mit Ausnahme der aufgehobenen Zehnten, fortdauern. Dies war d die Constitution der illyrischen Provinzen, welche im Durchschnitt Mill. 43,000 Franken an directen und indirecten Abgaben eintrug dagegen eine Ausgabe von 6 Mill. 600,000 Franken erforderten deren verbleibender reiner Ertrag ausdrücklich zu den Kriegs- Kriegsadministrationskosten angewiesen ward. Das Areal betrug gen 900 Q. Meilen, die Bevölkerung 1 Mill. 531,000 Mensche (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. Meilen mit 130,0 Einwoh Krain 253 Q. Meilen mit 432,000 Einwohner, Istrie mit Trie Q. Meilen mit 124,000 Einwohnern, Kroatien diesseits der Save 8 Meilen mit 200,000 Einwohnern, Dalmatien und die dazu gehö

*) Nach der neuesten Zählung im Jahr 1812.

Inseln 318 Q. Meilen mit 329,000 Einwohnern und Ragusa mit seinem Gebiete 22 Q. Meilen mit 60,000 Einwohnern). Diese Gebiete, abgesehen noch von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche allerdings der Seemacht eines Reiches, wie das französische, nach Napoleon Bonaparte's Idee werden sollte, unentbehrlich waren, bot höchst bedeutende innere Hülfsquellen dar. Krain ist reich an mineralischen Producten, an Waldungen, Wiesen, Getraide, edlen Früchten und Viehzucht. Der Villacher Kreis wetteifert mit Krain, und gewährt Istrien auch nicht den Ackerbau wie diese beiden, so hat es doch vortrefflichen Wein, Fischereien und Waldungen. Kroatien zeichnet sich durch Wildpret, Fische, Viehzucht, Bergbau und Getraidebau aus, und Dalmatien ist ergiebig an Wild, Fischen, Gräserei und mancherlei Mineralien. Ragusa liefert Getraide, Wein, Seide, Obst, hat starke Viehzucht und erwirbt viel durch seinen Handel, besonders mit der europäischen Türkei. Die Einwohner aber paßten größtentheils so recht eigentlich in Napoleons Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer, wilder Natur. Die französische Herrschaft in Illyrien war indessen nicht von langer Dauer. Denn als der Kaiser von Oestreich im J. 1813 dem Bunde gegen Napoleon beitrat, erhob sich eine Armee unter dem General von Hiller, um gegen Italien zu operiren, die im Laufe des Monats September den größten Theil des Landes wieder eroberte, das von dem Vicekönig Eugen nur schwach vertheidiget wurde. Doch leistete die Citadelle von Triest einen anhaltendern Widerstand, der aber am 29. October mit der Capitulation endigte. Nach und nach wurden auch die Plätze und Gegenden auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres besetzt, und so kehrte das ganze Land wieder unter seine vorige Regierung zurück. — Nach einer in den ersten Tagen des August 1816 geschehenen Bekanntmachung hat der Kaiser von Oestreich beschlossen, die wieder eroberten Illyrischen Provinzen Krain, den Villacher Kreis, Görz, das Küstenland, das Ungarische Litorale und den zum Provinzial-Kroatien gehörig gewesenen Antheil, ferner unter der Benennung Illyrien zu belassen, hierzu die bei dem Königreiche Italien gewesenen Bezirke Cividale und Gradiska, dann den bisher zu Inner-Oestreich gehörigen Klagenfurter Kreis zu ziehen, und dieses neue Illyrien zu einem Königreiche zu erheben. Ferner wurde bestimmt, das Königreich Illyrien soll von 2 besondern Gubernien verwaltet werden, wovon dem einen die Herzogthümer Kärnthen und Krain, dem andern die übrigen Antheile zugewiesen sind. Das neue Königreich wird in das Königl. Oestreichische Wappen und in die Titel des Kaisers aufgenommen. Die Regierung über Kärnthen und Krain erhielt ihren Sitz in Laibach. I.

Iman ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ulema (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. Ihre Tracht ist von den Personen weltlichen Standes bloß durch den Tulbend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, in welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in großem Ansehn.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, seiner Vaterstadt, ward im Jahr 1747 geboren, und starb am 23. Aug. 1790. Er versuchte sich in der Dichtkunst und in der Literatur nicht

ohne Beifall; auch würde sein Gedicht: Le jugement de Paris, welches sich durch angenehme Einzelnheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glückliche Diction zu seinem Vortheile auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, die Handlung desselben mehr zusammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr auszubilden. Seine Fables in einem Bande, sind mit Scharfsinn erfunden und mit Nettigkeit vorgetragen: dasselbe läßt sich von seinen Contes sagen. Seine übrigen Werke sind: Historiettes, Gedicht und Prosa, 1781; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geschriebener Roman, der 1776 erschien und 1793 wieder aufgelegt wurde; Choix d'anciens fabliaux, 1788, in zwei Duodezbänden, in welchem es dem Verfasser gelungen ist, den Styl und die Darstellung der Vorzeit mit Glück und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen: le Lord anglais, Lustspiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir, Lustspiel; le Jaloux malgré lui, Lustspiel; und das Trauerspiel: Marie de Brabant. Imbert zeigt sich im Tragischen ohne Kraft und gezwängt, und im Lustspiele mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Diction und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank erkannte. Sein Betragen war angenehm, und seine starke Constitution versprach eine lange Lebensdauer, die ihm jedoch noch in der Blüthe seiner Jahre von einem hitzigen Fieber entrissen wurde.

Imperativ, s. Categorieen.

Impfen, (medicin.) anstatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andere. Daher sagt man: die Blattern impfen, die Krätze impfen. S. Inoculation. H.

Imperator bedeutete bei den Römern überhaupt den obersten Befehlshaber einer Armee. Eigentlich aber war Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten die Consuln zuerst den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihrem Feldherrn nach einem großen erfochtenen Siege beilegten und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigstens zehntausend Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augusts Nachfolger desselben und er war mit dem Titel Rex gleichbedeutend. In spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornemlich deswegen bekommen zu haben, weil alle Generale als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B., Cicero imperator; als Titel der Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneste auch ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsäule von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom genommen, und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

Imprägnation heißt eigentlich Schwängerung, und wird in der Chemie von der Vereinigung gewisser Substanzen gebraucht, wenn

sie sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich der Salze und Gasarten in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es eben so viel als die des Salzes wird von der des Wassers bei der Auflösung verschluckt. M. L.

Improvisatoren. So nennt man jene Dichter, welche die Fertigkeit haben, über jeden beliebigen oder aufgegebenen Gegenstand, aus dem Stegreif gemachte Gedichte zu recitiren. Italien ist das einzige Land, wo man diese Dichter findet, doch auch Spanien und besonders Valencia unter seinem heitern Himmel entbehrt dieser beredten Zeugen einer ächt poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 12ten Jahrhundert in Italien eingewandert ward, scheint auch Petrarca diese Kunst ausgeübt zu haben; wenigstens ist von ihm bekannt, daß er zuerst die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte den Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zu dieser Art der Poesie unter Leo X. und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel, zu welcher Zeit dieselbe auch in lateinischen Versen ausgeübt ward. Von einer Menge berühmter Improvisatoren und Improvisatricen nennen wir nur folgende als die ausgezeichnetesten: den hochberühmten Leonardo da Vinci, Silvio Antoniano den ehemaligen Cardinal, 1540 in Rom geboren, Bernardino Perfetti, welcher unter Benedikt dem XIII. durch Verwendung der Prinzessin Violante von Baiern feyerlich auf dem Capitol gekrönt ward. Zwei Bände seiner improvisirten Gedichte sind 1748 erschienen. Unter Pius dem VI. ward Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arcadiern Corilla Olimpica genannt, der gleichen Ehre theilhaftig. Neben dem Advocat Bernardi in Rom verdient als jüngster berühmter Improvisator Francesco Gianni (ebenfalls aus Rom) die rühmlichste Erwähnung. Er besang, damals ein eifriger Republikaner, die Belagerung von Genua und die Schlacht von Marengo. Später begab er sich nach Paris, wo ein Gedicht auf die Schlacht von Austerlitz ihm eine Pension verschaffte. Eine Menge seiner Gedichte sind 1795 gesammelt und herausgegeben worden. Dm.

Improvisatori heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und deklamiren, oder mit einem Instrumente sich accompagnirend singen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantasie stärker, lebhafter und ungezähmter ist, findet sich die Gabe des Improvisirens ziemlich allgemein, muß aber durch Musik angeregt werden, und aus mehreren Stellen der Alten läßt sich schließen, daß die ältesten griechischen Dichter eben auch nichts anders als Improvisatoren waren. In Neu-Europa scheint das Talent des Improvisirens ein natürliches Erzeugniß des italienischen Bodens zu seyn. Seit Widerherstellung der Wissenschaften gab es in Italien Personen von beiderlei Geschlecht, welche Gedichte, selbst von langem Athem, aus dem Stegreif komponirten. Zuerst bediente man sich hiezu der lateinischen Sprache, welche bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts die Sprache der Gelehrten war. Einer der ältesten dieser Improvisatoren war Seraphino d'Aquila, geb. 1466., gest. 1500, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben mit Petrarcha an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige (Unico) zubenamt. Wenn es hieß, der Einzige recitire seine Verse an einem öffentlichen Orte, so kam alles in Bewegung, die Läden wurden ver-

schlossen, die Geschäfte verschoben, und Gelehrte und Ungelehrte strömten ihm zu. Fast nicht minderen Ruhm hatte der florentinische Improvisator Christoforo. der Erhabenste (Altissimo) zubenamt. Unter den Improvisatoren gegen Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfa, Pamfilo Sassi, Hippolito von Ferrara, Giovane Battista Strozzi, Pero, Niccolo Franciotti, Lesare da Fano. Drei Improvisatoren jener Zeit waren blind, Christoforo Sordi, Aurelio Brandolini und sein Bruder Rafael. Es scheint, die Griechischen Gelehrten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Konstantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daselbst, mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur, auch ihre Gebräuche. In verschiedenen Städten Italiens führte man jene Symposien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geistes sich gesellten. Leo X. liebte sie sehr, und versammelte die Gelehrten gern an seine Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen Wunder von seinem Talent. Hadrian der VI, der die Dichter als eine Art von Abgöttern ansah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm seine Wohnung angewiesen hatte, Clemens der VII. aber rief ihn zurück. Ein anderer Improvisator, Namens Querno, machte eine Art von Bouffon bei Leo. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Papstes eigenem Glase zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenstand wenigstens zwei lateinische Verse mache; waren diese aber schlecht, so erhielt er wenigstens die Hälfte Wasser unter seinen Wein. Spottweise nannte Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoëta). Beide dieser Improvisatoren nahmen ein trauriges, Querno sogar ein schreckliches, Ende. Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateinischer Sprache zu improvisiren, denn alle guten Köpfe schrieben jetzt in der lingua volgare, und die Improvisatoren folgten nach. Es läßt sich erwarten, daß sie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, die ganze Liste derselben aufzuführen; nur einige der berühmtesten machen wir namhaft. Der erste ist Sylvio Antoniano, 1540 zu Rom in niederm Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen, und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines Talents zu improvisiren, nannte man ihn Poëtino. Einst hatte er an einem schönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren angefangen, als eine Nachtigall, ohne Zweifel von seinem Gesang herbeigezogen, sich auf einen nahen Baum setzte, und, wie von einer schönen Eifersucht ergriffen, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit zu schlagen anhub. Das Erstaunen der Zuhörer bei diesem unerwarteten Wettkampf gab den Versen des Dichters neuen Reiz, und dieser, von dem eignen Umstand selbst begeistert, verließ nun den vorher behandelten Gegenstand, wandte sich an die Nachtigall, und prieß die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Gesangs in so rührenden und harmonischen Versen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühmteste aller Improvisatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom gestorben. Wir besitzen von Fabroni eine schöne lateinische Biographie dieses Dichters. Gewöhnlich begann er mit einer, den Umständen angemessenen, Anrufung, und kam dann auf den Gegenstand. Sein Vortrag war klar; über jede

Gegenstand wußte er den Schmuck zu verbreiten, dessen er empfänglich war, verstand die Kunst zu belehren, zu gefallen und zu rühren; und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß, so drängte er am Ende den Inhalt seines ganzen Vortrags in wenige Verse zusammen. Er hatte dabei ganz das Ansehen eines Begeisterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Ueberdenken zu gewinnen und das Maaß besser zu halten, und ließ sich wohl auch von einer Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaaß war das achtfüßige, welches die Italiener das epische nennen, das schwerste von allen. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an welchem er auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfieng, eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metastasio zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein seltnes Talent zu improvisiren; allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der Natur. Hatte er eine Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine Kräfte erschöpft, und man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Die Aerzte kündigten ihm deshalb an, er müsse, wenn er sein Leben erhalten wolle, solch einer gefährlichen Kunst entsagen. Uebrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieses Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier Improvisatricen mit Ruhm, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna di Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als die berühmte Corilla, die im Toskanischen lebte, und das Erstaunen aller Reisenden erregte. Sie war zu Pistoja geboren, wo ihr Talent, das sie durch vielfaches Studium sorgfältig ausbildete, sich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauschte, bewog den Kaiser Franz den I, sie nach Wien zu berufen, wo sie mit Auszeichnung empfangen, und mit Gnade überhäuft entlassen wurde. Die Kaiserin Katharina berief sie nach Petersburg; die Furcht vor dem strengen Klima hielt sie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm sie zu ihrem Mitglied auf, und i. J. 1776 ward sie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römischen Senat zu einer Nobile cittadina ernannt. Archenholz in seinem Werke: England und Italien, berichtet, es würde an eine poetische Krönung nie gedacht worden seyn, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache, ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom, durchgesetzt hätte. „Dieser Kardinal, sagt er, von dem man versichert, daß er etwas mehr als Freundschaft für die Stegreifreimerin empfand, ließ sich durch das Geschrei des Volks nicht von seinem Vorsatz abwendig machen. Der Papst gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebt jetzt zu Florenz" (wo sie den 8. Nov. 1800 starb). Billigere Beurtheiler als der Herr v. Archenholz ist, erinnern sich, daß Bosheit und Neid mit dem Ritter Perfetti nicht viel glimpflicher verfuhren, und daß selbst Petrarcha in seinen Briefen sich über den Neid und die Verfolgungen beklage, die ihm der römische Lorbeer zugezogen. 1764 starb zu Verona der berühmte Improvi-

sator Zucco, der an dem Abbe Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Den größten Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit hat Francesco Gianni, der sich seit geraumer Zeit in Paris befindet, und von dem eine Sammlung von Stegreifgesängen im Publikum erschienen ist. Wenn auch diese den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entsprechen sollten, so ist dies nur die gewöhnliche Erscheinung, denn von jeher erschienen die gedruckten Werke der bewundertesten Improvisatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deshalb weise genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt würde, und wahrscheinlich hätten wir auch von Metastasio nicht so reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improvisiren entsagen müssen. Der Grund ergibt sich von selbst. Die Feinde dieser Art von poetischen Ergötzungen mögen deshalb in ihrem strengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß aber deshalb die Bewunderer der Improvisatoren an Geschmack und Einsicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anscheinende Begeisterung des Dichters, sein lebhaftes Gefühl, seine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Instruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können der mächtigsten Wirkungen nicht verfehlen, und lassen der Kritelei keine Zeit, sich zu äußern. Und gesteht doch Archenholz selbst eine Scene dieser Art gesehen zu haben, die den ausserordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Freilich je mehr Geist und poetischer Enthusiasmus den Improvisator beseelt, desto vorzüglicher wird ihm sein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumziehenden Improvisatoren, wie sie z. B. in Rom auf dem Platz von Termini ihre Künste täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Woher es komme, daß Italien allein diese Art von Dichtern hervorbringe, überlassen wir dem Scharfsinn unserer Leser auszumitteln. Statt die hierüber vorhandenen Hypothesen anzuführen, theilen wir bloß eine Thatsache mit, welche durch die Geschichte der Improvisatoren bestätigt wird, nämlich: daß fast alle in Toskana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß ebendaselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Kann man nicht auch hier wieder fragen: woher dies? Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden seyn. dd.

Inca, s. Peru.

Incest, s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt die Neigung. In der Mathematik ist sie die Richtung einer Linie nach einem gewissen Puncte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Astronomie bedient sich dieses Wortes für die Winkel, welchen die Planeten- und Cometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein solcher Winkel ist desto kleiner, je weniger der Planet oder Comet von der Ekliptik abweicht. Nach den neuesten Beobachtungen von la Lande und Bode ist der Winkel dieser Abweichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″ bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°; bei Ceres 10°, 47′ bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 9°, 43′, 35″. Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas wie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclinatio

der Bahn des Mondes ist, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen 5°, 1′ und 5°, 17′. M. L.

Incommensurabel, unmeßbar nennt man in der Mathematik eine solche Größe, welche von keiner andern Größe als Einheit gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q. W. von 12 ist = 3,4641 ... und so ins unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität. M. L.

Incognito (aus dem Lateinischen) wird eigentlich gesagt, wenn ein regierender Fürst, um Aufwand zu vermeiden, oder aus andern Gründen, unter fremden Namen reist. Incognito heißt also so viel, als Namens- oder Standesverheimlichung. So pflegt man zu sagen: „Dieser Fürst hat ein strenges Incognito beobachtet," wenn man sagen will: „er hat sich durchaus nicht zu erkennen gegeben." Die Italiener und Franzosen bedienen sich desselben Ausdrucks: erstere sprechen incongito, und letztere engcongito.

Incunabeln (aus dem Lateinischen, das Wiegenzeug) heißen diejenigen ersten oder Urdrücke von Büchern, welche gleich bei der Erfindung der Buchdruckerkunst, oder doch kurz nachher, gedruckt wurden.

Indien, indische Kolonien. Wir haben diese merkwürdige Erdgegend, welche früher schon *) in geographischer und statistischer Hinsicht beschrieben ward, nun auch noch in Hinsicht auf ihre Wichtigkeit auf den Welthandel historisch zu betrachten, und wollen hier eine Uebersicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlassungen geben. Die kostbaren Schätze, welche dieses reiche Land besitzt, besonders auch die Gewürze desselben lockten schon in den frühesten Zeiten den gewinnlustigen und betriebsamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die köstlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbusen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Asien. Dieser Handel war in den Händen der Venetianer und Genueser, welche die europäischen Märkte mit asiatischen Waaren versahen und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die endlich (1498) nach manchen mißlungenen Versuchen, einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugiesen in kurzer Zeit, durch die Tapferkeit großer und kluger Mitbürger, zum Besitze eines Reiches in Asien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama **) an der Küste von Indien gelandet war, waren sie schon die begünstigtesten Kaufleute auf der ganzen Küste, hatten einige Niederlassungen, trotz der geschäftigen Eifersucht der Muhamedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indischen Waaren gewesen war, und mehrere einheimische Fürsten hatten mit ihnen Handelsbündnisse geschlossen, in welchen dieselben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erste portugiesische Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhete den Ruhm seines Volkes in den indischen Meeren; überall wo seine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlassungen, und nahm selbst Ceylon schon 1506 in Besitz. Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befestigte das stolze Gebäude der portugiesischen Herrschaft in

*) S. Art. Hindustan.
**) S. diesen Art.

den indischen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung Handelsniederlassungen, zu deren Mittelpunkt er Goa *) machte, eroberte das wichtige Malacca, wo sich die Handelsschiffe von pan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Pers Arabien und Afrika sammelten, und der Schrecken, welchen diese oberung verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen i dischen Halbinsel das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nc bald darauf die Molukken **) und mit ihnen den reichen Gew handel, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Orm der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbusen, ren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach seinem de herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persischen Me fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien und Ini waren bald nachher in ihrer Gewalt; sie besaßen die ganze malabari Küste bis zum Vorgebirge Comorin, hatten Niederlassungen auf Küste Coromandel und am bengalischen Meerbusen, die Insel Cey war ihnen zinsbar, selbst in Sina hatten sie Faktoreien und die Hä von Japan ***), wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren il Handelsschiffen geöffnet. Zu dieser Höhe war ihre Macht um das 1542 gestiegen und sechzig Jahre lang führten sie ihren gewinnvo Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäischen und a tischen Märkten bestimmten sie den Preis aller Waaren. Kein fr des Handelsschiff konnte in den indischen Häfen eine Ladung einnehm ehe nicht die portugiesischen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff ko sicher in den indischen Gewässern fahren, ohne portugiesische Pässe, selbst diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trie durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, und Waffen handeln, weil diese Waaren Gegenstände ihres Alleinh dels waren. Der Mittelpunct ihrer Herrschaft war Goa, wo Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines V königs oder eines Gouverneurs, seinen Sitz hatte. Durch kühne, empörende Gewaltstreiche sicherten sie ihre Herrschaft in Asien. Sie schossen die mächtigsten Städte auf den indischen Küsten, verbran die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derselben, wiegelten abhängigen einheimischen Fürsten gegen ihren Oberherrn auf, um innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und kei Fürsten gewährten sie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige Portugal huldigte und seine Abhängigkeit durch die Erlaubniß eine stung in seiner Hauptstadt zu bauen, sicherte. Selbst in den Kü ländern, wo sie nur handelten und nicht zugleich geboten, sondern Eingebornen ihren einheimischen Fürsten allein unterworfen blie herrschten sie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. tugal verdankt diese Herrschaft der Kraft einzelner vorleuchtender M ner, der in der schönsten Zeit seines Ruhmes mitheroischer Begeister zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen A teuern, die nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegenstand n in der Heimath fand, hoffte und suchte dort volle Befriedigung. die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröße ihres Volkes gründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüstet; Habgier Plünderungssucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welch Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugiesischen Namens, jene Männer, selbst wenn sie Gewaltschläge fallen ließen, Achtung

*) S. diesen Art. **) S. d. Art. ***) S. d. Art.

erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerstand der Eingebornen, welche früher durch die List der herrschsüchtigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinsamen Gefahr desto fester sich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann dem II., dem großherzigen Emanuel, schwache Fürsten folgten, als unter dem verzogenen Jesuitenzöglinge, dem fanatischen Sebastian, das Reich seinem Verfall immer mehr entgegensank, verfiel auch das stolze Gebäude, in Asien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entschied den Sturz der portugiesischen Handelsmacht in Indien. Die spanischen Könige vernachläßigten die asiatischen Niederlassungen. Raub, Plünderung und Ungehorsam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten sich unabhängig, andre giengen zu den indischen Fürsten über, andre wurden Seeräuber. Die Portugiesen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederländer hatten bisher die indischen Waaren, mit deren Vertrieb sie sich beschäftigten, von dem großen Handelsmarkte, Lissabon, abgeholt, Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländischen Schiffen den Hafen der portugiesischen Hauptstadt, und zwang dadurch das betriebsame Volk, von der Quelle zu holen, was sie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit dem vergeblichen Versuche beschäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtmann, ein Niederländer, der mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien gemacht hatte, ihnen seine Dienste anbot. Er ward, i. J. 1595, mit vier Schiffen nach Indien gesandt, um die Küsten, die Bewohner derselben, und die Handelsverhältnisse jedes Ortes zu erforschen. Er kehrte mit günstigen Hoffnungen zurück, denn schon auf dieser ersten Reise waren Handelsbündnisse mit den Fürsten auf der Insel Java geschlossen. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Unternehmung beförderte, sandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Insel, die von dem Mittelpunkte der portugiesischen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinseln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünstigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit Sina und Japan, holländische Comptoire anzulegen und mit den einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden, Portugiesen geworfen hatten, unterstützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieses Unternehmens. Es traten nun, durch so glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Gesellschaften in Holland zusammen, die den indischen Handel zum Gegenstand ihrer Unternehmungen machten, aber es zeigte sich bald, daß der zu starke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um diesen Nachtheil aufzuheben und den eifersüchtigen Portugiesen einen kräftigern Widerstand entgegensetzen zu können, als Einzelne zu leisten vermochten, wurden die kleinen Handelsgesellschaften 1602 in eine große ostindische Gesellschaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürsten Asiens zu schließen, Festungen zu bauen, Besatzungen zu unterhalten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befestigte Comptoire angelegt und mit mehreren Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der lange Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portu-

giesen den Vortheil einer genaueren Kenntniß der indischen Meere
konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung
Europa rechnen, da Philipp II. und sein Nachfolger die Niederla
gen in Asien oft lange ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfah
jenen Vortheil auch den Holländern gaben und sie noch den Vo
einer stärkern und besser bedienten Seemacht damit verbanden,
den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. Im Jahr
räumten diese ihren siegreichen Nebenbuhlern die Molukken,
Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Celebes,
die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich festgesetzt ha
um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Ge
handel zu verschaffen) und seit 1663 fielen auch die wichtigsten P
auf der Malabarküste, wo sich die portugiesische Handelsm
am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gle
Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, traten auc
Engländer gegen sie in die Schranken. Schon im Jahr 1600 gal
Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschließendes
recht zum Handel nach Indien auf fünfzehn Jahre, und im folge
Jahre liefen die ersten vier Handelsschiffe der ostindischen C
pagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche Ge
dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute, alles a
bieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen und Ni
länder neuen Ansiedelungen auf den indischen Küsten in den Weg
ten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda
derlassungen und Festungen anzulegen und den Gewürzhandel mit
Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald
der durch die Holländer entrissen, welche sich durch einen Gewaltst
im alleinigen Besitze der Molukken sicherten, dagegen aber waren
Engländer desto glücklicher in ihren Niederlassungen auf den Küsten
Malabar und Coromandel, und schlugen die Angriffe der stärkern
tugiesen immer glücklich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, de
im Jahr 1623 errangen, als sie, von den Persern gerufen, diesen beista
die Portugiesen aus Ormuz zu vertreiben, denn außer dem Antheile a
reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten sie eine Niederlassun
Eingange des persischen Meerbusens (Bender-Abassi) und gelangten zu
Handel mit Seide, morgenländischen Teppichen, Goldstoffen und an
persischen Waaren. So erhob sich seit der Mitte des 17ten Jahrhun
auf den Trümmern des portugiesischen Asiens die Handelsmacht
Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüßungen,
mit die Eingebornen, als sie der Herrschaft der verhaßten Portug
los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unmuth und
Trauer. Sie sahen, daß sie das harte Joch der Portugiesen mit e
härteren vertauscht hatten, daß Habsucht und Kaufmannsgeiz unter
neuen Gebietern dieselben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer
und ihrer Freiheit seit der Ankunft der ersten Europäer so verder
gewesen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugiesen,
immer in Krieg mit den Eingebornen auf den Inseln und auf den
sten Lande, wo sie Niederlassungen gegründet hatten. So ward g
nach der Vertreibung der Portugiesen von den Gewürzinseln d
Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inseln, a
auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewo
ohne Schonung vertilgt, weil sie nicht Sklaven werden wollten, und
ganze Insel ward unter Weiße vertheilt, welche von den benachba
Eilanden Sklaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das präc

Batavia auf der Nordküste der Insel Java ward seit 1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien und die Hauptniederlage des asiatischen Handels der ostindischen Gesellschaft, und von hier aus herrschte der Generalstatthalter, gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, über die inländischen Fürsten. Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Colonialsystem erschüttert ward, und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in die Gewalt der meerherrschenden Britten fielen, blieben die Holländer ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Besitze ihrer Ansiedlungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorder indischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptfestung, das Gouvernement Coromandel mit der Festung Negapatnam; die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen; das Gouvernement Malacca, die äußerste holländische Besitzung auf der südlichen Spitze der Halbinsel diesseits des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo sie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingeborenen Fürsten förmlich herrschten; Java, die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die späteste Niederlassung), die wichtigsten waren. Ehe wir zu den englischen Kolonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden, die Ansiedlungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Faktor, Boschower, der von dem Könige von Ceylon, als hohen Gunstbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen und bot unmuthig dem König Christian dem IV. seine Dienste zur Anlegung einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich, im J. 1618, eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet und Boschower reisete mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem König, die andere jener Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er starb unterwegs. Der dänische Seemann, der die Schiffe führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschower ankam, und wandte sich alsbald nach Coromandel, der nächsten Küste des indischen festen Landes. Der inländische Fürst von Tanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landstrich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt und bald darauf zur Beschützung der neuen Niederlassung die Festung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und diese trieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, schlossen sie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der dänischen Gesellschaft verfielen; sie trat der Regierung ihre Niederlassungen ab, und ward im Jahre 1634 völlig aufgelöset. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. Im Jahre 1670 aber errichtete Christian der V. eine neue Handelsgesellschaft, welcher er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengeschossenen Kapitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdies das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Kriege mit den eifersüchtigen Holländern und dem, von diesen aufgehetzten, Fürsten von Tanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian dem VI. zum drittenmal erneuert. Sie

erhielt einen Freiheitsbrief auf 40 Jahre und den ausschließenden Ha
del vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Gese
schaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derselbe abgel
fen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einschränkung, w
che das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm und jedem i
nischen Unterthan den indischen Handel gegen eine gewisse Abgabe
die Gesellschaft freigab. Während dieser Zeit waren mehrere wicht
Niederlassungen und Besitzungen auf den Küsten Malabar und Co
mandel, in Bengalen, in Behar, in Orissa, an der Malaccastraße
worben, und diese Ansiedlungen waren in Hinsicht auf die Beleb
der Schifffahrt und des Handels der Dänen so wichtig geworden,
der König im J. 1770 der Gesellschaft alle Niederlassungen in Ind
für 170,000 Thaler abkaufte und die Beamten derselben in seine Di
ste nahm. Der Handel nach Indien und nach Sina ward [illegible] dem
len dänischen Unterthanen freigegeben. Schon waren die ostindisc
Gesellschaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzo
hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch kei
unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich
ward der französische Finanzminister Colbert so laut aufgefordert,
Unternehmungsgeist der Nation zu begünstigen, daß er sich im J
1665 entschloß, eine ostindische Handlungsgesellschaft zu gründ
und ihr auf 50 Jahre alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, we
die englische und holländische Gesellschaft genossen. Die verbunde
Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zusammenb
gen. Die Insel Madagascar, die am Eingang des indis
Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afr
Persien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpu
der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren
die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Veruntreu
gen ihrer Beamten in solchen Verfall gerathen, daß sie ihre Nieder
sungen der Regierung abtrat. Es ward nicht besser, und zwei Ja
später wurden alle Franzosen, die noch auf Madagascar zurückgebli
waren, ermordet. Indeß ward statt Surate in Guzerat, wo die Fr
zosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals u
deutende Flecken Pondichery gewählt, welcher bald zu einer ans
lichen Stadt sich erhob. Während des ganzen 17ten Jahrhund
aber konnte der französische Handel nach Indien sich nicht heben.
Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unkluges Eingri
der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlassungen, so
manche kaum gegründete Ansiedlung schnell wieder aufgegeben we
mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschr
ten Genuß ihrer, seit 1714 wieder erneuerten, Vorrechte den Sch
ausrüstern von St. Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des
dinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunter
mungen, als die Brüder Orri und Fülvy die Leitung derse
übernahmen. Pondichery hob sich bald aus seinem Verfalle, und
seit 1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der
dienfahrer trefflich gelegene, Isle de France blühte durch des er
renen Bourdonais Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf.
so gedieh unter des verdienstvollen Dupleix Leitung die Colonie C
dernagoe am Ganges. Auf allen östlichen Meeren, wo gewinnv
Handel zu erwarten war, segelten französische Schiffe. In dem
kriege zwischen Frankreich und England von 1745 bis 1747, behau
ten sich die Franzosen auf das tapferste in Indien, ungeachtet sie

Europa wenig Unterstützung erhielten, aber am höchsten stieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten. Sie erwarben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Golconda, Orissa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß sie sich gegenseitig hätten unterstützen können. Während des neuen Kriegs mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des französischen Reiches in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahio zurück, und erlaubte ihnen nur drei kleine Faktoreien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte nur das französische Gebiet um Pondichery und dies, was sie mit allen außereuropäischen Niederlassungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der Pariser Friede wiedergegeben. Die Britten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils ganz gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, der im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden ist, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit im Jahr 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vorher gebildet hatten, mit der ostindischen Compagnie waren vereinigt worden. Es wird unter dem Artikel: ostindische Compagnie, erzählt, wie diese Gesellschaft in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ihren Handel ausgebreitet, wie sie in der zweiten Hälfte desselben durch Niederdrückung der französischen Handelsmacht, durch vortheilbringende Einmischung in die innern Zwistigkeiten der inländischen Fürsten, ihr politisches Uebergewicht befestigt, und ein größeres Reich, als selbst nicht die Portugiesen in der Zeit ihres höchsten Glanzes besaßen, in Indien erworben haben, welches seit dem Falle des mächtigen Mysore (1799) und den letzten Siegen über die gefährlichsten Nachbarn, die Maratten, noch fester ist gegründet worden. R.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehrern verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben ein überwiegendes Interesse hat oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wohl diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Partheigängerei, daß man einen desto entschiedneren Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts kostet von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt sind, ist es ihnen einerlei, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Nebenvortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Consequenz des Charakters nicht die Rede seyn, und wenn es auch Rücksichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Parthei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen mögen, so verräth es doch, selbst abgesehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Ueberzeugung bald für diese bald für jene Parthei zu er-

klären, und kein gebildeter Mensch wird sich den Mangel an allem Interesse für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur ein ist, verzeihen; ja in Sachen des religiösen Glaubens und der moral schen Ueberzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen da Heiligste weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hi gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Jen vornehme Indifferentismus, der es unter der Würde hält, in die Wi senschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringere Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität un die veränderte Denkart der höheren Stände hat ihn auch genöthige sich hinter die Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er m Verzichtleistung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme a den großen Angelegenheiten der Menschheit verschafft, Duldung genieß Den Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Menschen wic tig ist, muß man, wo er von Indolenz und Unfähigkeit des Geistes üb den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen herrührt, bemitleide Nahe steht ihm der physische Indifferentismus oder die Unempfindlic keit gegen sinnliche Lust und Unlust, die entweder ein Zeichen der äuße sten Rohheit und Abstumpfung oder, wie die Apathie der Stoiker un Asceten, ein erkünstelter, die Grenzen der Menschlichkeit überschreitend Heroismus ist. Aber gar nicht verwechseln darf man mit jenen Aeuß rungen des moralischen Indifferentismus die Unpartheilichkeit des Ge schichtschreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eign Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf seine historischen Darstellu gen verstattet, die Behutsamkeit und Selbstständigkeit des Eklektiker der sich, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, für keine Pa thei erklärt und von allen das Beste auswählt, noch die freilich an d religiösen Indifferentismus streifende Liberalität des Synkretisten, d die Abweichungen der verschiednen Religionen von einander für auße wesentlich und unschädlich erklärt und des Latitudinariers, der sich übe zeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Absicht hal ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus ist diese in unsern Tag beliebte und nur zu weit getriebne Liberalität allerdings und die trau gen Symptome der Lauigkeit gegen die Religion selbst, die sich in ihre Gefolge eingeschlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch bes sey, sich für eine bestimmte Religionsparthei zu erklären und ihr m ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden und dabei sel weder kalt noch warm zu seyn. Ueberdieß geht der Indifferentism in Ansehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich re giösen oder den entschiednen Unglauben über, der sich für keine Religi interessirt, weil er sie alle für gleich ungegründet und chimärisch hä und daß dieser weder für den, der sich ihm ergiebt, noch für die ihn Lebenden wohlthuend seyn kann, bedarf keines Beweises. Am be dauernswürdigsten aber ist der totale Indifferentismus, wo man s überhaupt für nichts mehr interessirt, nichts mehr liebt oder haßt u an Geist und Herz ausgebrannt und erschlafft ist. Denn mit dem wa men Interesse für oder wider irgend etwas stirbt auch das Leben u die Thatkraft selbst ab, und wie weit man auch immer jener jetzt el modischen Gesinnung, die sich bald Unpartheilichkeit und Toleranz, ba Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun u Treiben der Menschen nennen läßt, Einfluß verstatten mag; um ni der traurigsten Leere preisgegeben zu seyn und in den Abgrund ein geistigen Todes zu versinken, wird man immer wenigstens eins hal

müssen, das man liebt, das Gute, und eins, das man haßt, das Böse.
E.

Indigenat. Unter Indigenat versteht man das Eingeborenseyn in irgend einem bestimmten Lande in Beziehung auf die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise vor Fremden zu Aemtern rc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfassungen sind, um so mehr Vorrechte vor Fremden pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beispiel ist England. Als Beispiel besonderer in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern außer der Geburt auch auf andere gesetzlich bestimmte Weisen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenseyns erworben werden können, hat man die Eintheilungen gemacht in natürlichen oder wahren und einen bloß gesetzlich erworbenen, in einen vollständigen und in einen weniger vollständigen Indigenat.

Indigo, die bekannte Färberpflanze, ist ein strauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus sechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zusammengesetzt sind. Ihre kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe, und hinterlassen dünne knotige Schoten, welche von außen schwarz aussehen, und schwarzen, schwarzgrünen oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Jedoch gibt es hierin auch mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel Anil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutschland ist sie, selbst in Gewächshäusern, äußerst mühsam zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie acht bis zwölf Wochen alt ist, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dies wird mehreremale wiederholt, bis sie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel gelegt, mit Steinen oder sonst etwas Schwerem belegt und dann mit Wasser begossen. Nach sechszehn bis achtzehn Stunden kömmt es in Gährung, braust auf, und wenn es ausgegoren hat, wird das grüngefärbte Wasser in andere Gefäße abgezapft, mit Stöcken oder Schaufeln so lange umgerührt, bis sich ein blauer Satz scheidet und das Wasser wie goldgelb geworden ist. Dies Wasser wird alsdann, nachdem sich jener Satz völlig zu Boden gesenkt hat, durch Hähne abgelassen, der Satz selbst in leinene Beutel gebracht und mit klarem Wasser ausgespühlt. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kasten hart werden und in der Sonne völlig trocknen lassen, wird er in Stücken zerbrochen und zum Verkauf eingepackt. Es gibt sehr viele Indigoarten und auch noch andere Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, obgleich, was die letztern anbetrifft, diese in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Die Güte des Indigo's ist ebenfalls sehr verschieden: der beste ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Uebrigens glauben einige, daß der Indigo als Färbestoff schon länger als zweitausend Jahre in Gebrauch gewesen ist, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von andern nur für eine Mahlerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigo's zuerst in einer Urkunde vom J. 1194 gedacht: aber auch dies hält man noch für eine Mahlerfarbe, weil der spätere Schriftsteller

Giovanni Ventura Rosetti, der 1548 unter dem Namen Plictho vo der Färberkunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannt Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländ aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17t Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand soll jetzt aus nordkar linischem Indigo eine Pflanze gezogen werden, der diesen an Farbe un Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimm wohl der Waid (s. d. Art.) den ersten Rang ein.

Indossiren heißt, einen Wechsel an einen andern übertrag und dies auf dem Rücken desselben (Transport oder Endossement) a zumerken. Es geschieht auf zweierlei Weise, einmal, durch folgen Formel: Inhalt dieses zahle Herr N. N. an den Herrn N. N. (soll mir valediren (oder auch, es soll mir gute Zahlung seyn). Du diese Formel wird der Indossat nur ein bloßer Bevollmächtigter d Indossanten, und kann daher ohne specielle Vollmacht des letztern d Wechselbrief nicht weiter indossiren, sondern muß die Gelder selbst e ziehen. Die zweite Art ist eine formelle Cession und wird durch f gende Worte ausgedrückt: Inhalt dieses zahle der Herr N. N. mich an den Herrn N. N. oder dessen Ordre; Valutam (den Wert habe ich erhalten. Das Wort: Ordre, macht hier den unterscheiden Charakter; der Zusatz: Valutam von ihm erhalten (oder es soll va diren), ist hier von keiner Bedeutung. Denn nach der Leipziger We selordnung ist es sogar nicht einmal nothwendig, daß in einem We selbriefe der Valuta gedacht werde. In diesem zweiten Falle wird n der Indossat wirklicher Eigenthümer des Wechselbriefes, und kann e weder die Gelder selbst erheben oder den Wechsel an einen andern dossiren, oder auch verhandeln, wobei noch der Vortheil ist, daß w den Indossaten, als einen Dritten, keine dergleichen Exceptionen, z. B. Solutionis, Compensationis etc., welche doch dem Indossan mit Wirkung opponirt werden könnten, Statt finden, sondern, daß Wechsel unverweigerlich bezahlt werden muß. Uebrigens besteht Kraft eines richtigen Indossements darin, daß der Indossat, wenn ein Kaufmann ist, und wegen nicht erhaltener Zahlung an seinen dossanten zurückgeht, des Wechselrechts genießt und wider den In santen nach demselben verfahren kann.

Induction (in der Logik) von einer Special- (besondern) kenntniß auf eine Universal- (allgemeine) Erkenntniß. Die ordentli Schlüsse pflegen sonst alle vom Allgemeinen auf das Besondere zu hen und gebraucht zu werden, wo die Universalerkenntniß früher handen ist, als die Specialerkenntniß. Nun gibt es aber auch e umgekehrten Fall, wo man nämlich aus der Wahrheit der Speci kenntniß auf die Wahrheit der Universalerkenntniß schließen kann, diese Schlüsse werden Inductionen genannt. Unter Specialerkenn wird alles verstanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enth ist, es mögen nun subordinirte Begriffe oder Fä (Respectus) seyn, welche unter dem allgemeinen Begriffe geda oder worauf derselbe bezogen werden kann. Wenn nun in d was unter einem Begriffe (Subiecte) enthalten, der Grund a treffen ist, warum man ein Prädicat mit diesem Subiecte zu binden die Befugniß hat, so nennt man dies eine Inducti Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, sch entweder noch immer Universalia in sich, oder es sind einzelne F Im ersten Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aber auf etwas, das noch allgemeiner ist, als der Stoff, welchen zum Grunde gelegt hat, und mag eine Induction a priori heißen,

mit dem Unterschiede, daß das Allgemeine, wovon man schließt, dem subordinirt ist, worauf man schließt. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Ob es Zeiten und Umstände gebe, wo es Pflicht sey, sein Leben aufzuopfern? Ob falsche Meinungen Vergnügen verschaffen können? Welche Regierungsform die beste sey u. dgl.; so sind diese Aufgaben das Allgemeine, die Universalerkenntniß, auf welche zu schließen aufgegeben wird. Bei dem ersten Anblick dieser Fragen ist es uns gleich natürlich, auf einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen ein oder das andere Prädicat von dem Subjecte könne gesagt werden. Wollten wir nun aber einen solchen Fall beweisen; so würde es nicht hinlänglich seyn, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweisen, gesetzt auch, daß dieses Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdies noch wissen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieser Fall der einzige sey. Folglich muß die Specialerkenntniß vollzählig seyn. Da nun die subordinirten Glieder immer noch allgemeine Begriffe sind, wie z. B. die Species der Regierungsform, nämlich Monarchie, Demokratie, Aristokratie u. s. w.; so geht eine solche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt sich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne existirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen; so heißt es eine inductio a posteriori. Diese wird auch von einigen inductio primaria genannt. Bei der inductio a priori ist das Subordinirte, wovon man schließt, entweder eine Species (ideae inferiores, non relationes), wie in den vorigen Beispielen; oder die inductio bildet verschiedene Verhältnisse und Beziehungen (respectus), worauf der allgemeine Begriff, auf den man schließen will, bezogen werden kann. Jene wird von einigen inductio secundaria genannt; diese kann inductio respectiva genannt werden. So kann man z. B. den Menschen betrachten im Naturstande, im Stande der Wildheit und Barbarei und im bürgerlichen Stande. Dieses sind keine Species des Menschen, sondern nur Beziehungen, unter denen er gedacht wird. Eine inductio ist ferner entweder vollständig oder unvollständig. Vollständig ist sie, wenn man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geschlossen werden soll, erschöpft und kein Fall übersehen worden ist. Hieraus erhellt nun zugleich, was eine unvollständige Induction ist. Bei der vollständigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden ist, man ein und dasselbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dies kann freilich geschehen seyn. Ist aber auch das Gegentheil vorhanden; so bleibt die Induction um nichts destoweniger vollständig, vorausgesetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgesucht worden sind. Bei der inductione respectiva ereignet sich der Fall sehr oft, daß nur in einem einzigen Verhältniß ein gewisses Prädicat wahrgenommen wird, bei allen übrigen hingegen das Gegentheil. Alsdann geht der Schluß per rejectiones und exclusiones debitas der unstatthaften Glieder, welche dieses Prädicat nicht haben können, auf den alleinigen affirmativen Fall. Und eben dies wird alsdann der Grund, warum ein solches Prädicat dem Subjecte, wenn dieses allgemein genommen ist, beigelegt wird, nämlich, weil man darthun kann, daß weiter kein Fall möglich ist. Der Schluß muß aber nur gehörig bestimmt und eingeschränkt werden, je nachdem es die Specialerkenntniß erfordert. Hier sind nun die möglichen Fälle diese: Entweder findet sich in allen Verhältnissen und bei der ganzen Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß einerlei Prädicat, und in diesem Falle ist der Satz, welcher daher entsteht, allgemein wahr, weil

er der gesammten Specialerkenntniß völlig gleich ist; oder es findet sic
ebendasselbe Prädicat nur in einigen Verhältnissen und bei der gan
zen Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß. Dann muß ma
den allgemeinen Begriff genauer bestimmen und ihn auf diese Fälle ein
schränken, und dann wird der Satz so ausgedrückt, wie er mit eine
Theile der Specialerkenntniß gleich ist, wie z. B.: Nur in der bürge
lichen Verfassung und in dem bürgerlichen Zustande lebt der Mens
am glücklichsten, in den beiden andern Zuständen nicht. Oder dritter
findet sich ebendasselbe Prädicat in keinem Verhältnisse der ganz
Sphäre der untergeordneten Specialerkenntniß; dann entsteht ein allg
mein negativer Satz. Die inductio primaria, welche selten vollständ
seyn kann, gibt bloß empirische Erkenntnisse, die nur auf comparati
Allgemeinheit Anspruch machen können.

Indulgenz, Nachsicht, Verstattung, ferner Erlaß einer Stra
Begnadigung, wird auch von dem Ablaß (s. d.) in der römisch-kath
lischen Kirche gebraucht.

Indult ist in kirchlichem Sinne mit Indulgenz und Ablaß glei
bedeutend. In der Jurisprudenz bedeutet es die Frist, die Jemand
zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet, dann auch insbeson
die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner c
sein Ansuchen mit unter gewissen dazu qualificirten Umständen aus
stellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgu
gen seiner Gläubiger zu schützen, ein Aufstandsbrief, Moratorium
letzteres).

Industrie oder richtiger industrielle Produktivkraft
derjenige auf die Verschönerung des Menschenlebens berechnete un
terbrochene Fleiß und die damit verbundene ausdauernde Betriebsam
des Menschen, welche entweder einzig nur geistig, also ohne al
vorhandenen rohen Stoff erschafft, oder den Urstoff, rohen St
aus der Hand der urproduktiven Kraft erhält, und mittelst der V
änderung seiner Gestalt in ein Genußmittel veredelt und verwand
und zwar, indem sie entweder dem in seiner ursprünglichen Eigensch
ganz ungenießbaren Urproduktstoff Genießbarkeit gibt, o
ihn für eine andere Gattung von Genuß brauchbar ma
Die industrielle Produktivkraft also macht eine große Masse außerd
ungenießbarer Stoffe genießbar, und vermehrt und vermannichfal
durch jene meist veredelnde Veränderung der Gestalt die Summe
Genußmittel, und sie behauptet daher als eine wahre Produkti
mit der Urproduktion gleichen Rang. Die Veredlung des Prod
tivstoffs, obgleich gewöhnlich damit verbunden, ist also kein wese
licher Bestandtheil des Begriffs von industrieller Produktion; sond
wesentlich ist nur die Veränderung der Gestalt des Prod
tivstoffs, und die aus dieser Veränderung entstehende Ers
nung eines neuen Genußmittels. Zur industriellen Produk
kraft gehören demnach alle wissenschaftlichen Arbeiten, s
auch in national-ökonomistischer Hinsicht, alle Künste, alle Ha
werke, Manufakturen, Fabriken und der Handel, obg
der letztere keine Gestaltveränderung bewirkt, sondern bloß einer Kr
äußerung zur Verbreitung der aus der industriellen Prod
tivkraft entstandenen Genußmittel bedarf, welche ohne
Kraftäußerung zur Verbreitung nicht zum Genusse gekommen seyn,
mithin in der industriellen Produktivkraft einen Stillstand veran
haben würden. Die industrielle Produktivkraft befriedigt demnach
Verschönerung des Menschenlebens nicht allein die ersten Lebensbed

nisse, sondern auch die Bequemlichkeiten des Lebens und des Luxus, des Glanzes, der Verzierung, des Putzes und der ausgedachten Weichlichkeit. Wenn nun ein Kapitalbesizer als Verleger den Produktstoff aller Art durch gemiethete Arbeiter für seine Rechnung bearbeiten und in Genußmittel verändern läßt, ohne welche kein Nationalwohlstand denkbar ist, so nennt man dieses Unternehmen gewöhnlich eine Industrieanstalt. X.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, der Sohn Alfonso's des IV. Königs von Portugal, hatte nach dem Tode (1344) seiner Gemahlin Constantia, sich mit seiner Geliebten Ines (Agnes) de Castro, die von dem castilischen Königsstamm entsprossen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abstammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorschläge zu einer neuen Vermählung standhaft verwarf, und mehrere Zeugen des zärtlichen Bundes erschienen, durchschaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der schönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des neuen Königs ausschließende Gunst gewinnen, wenn Alfonso sterben sollte. Der alte König ward von den hinterlistigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coello und Alvaro Gonsalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Ines mit, und erweckten ihm die Besorgniß, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand, dem Sohne Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin Constantia, nachtheilig werden könnte. Alfonso fragte seinen Sohn, ob er mit Ines vermählt sey. Pedro wagte es nicht, seinem Vater die Wahrheit zu gestehen, und noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und mit einer Andern sich zu vermählen. Alfonso pflog von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink seiner Mutter und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonso trug indeß den harten Entschluß mit sich herum, und als Pedro einst sich entfernt hatte, um sich einige Tage mit der Jagd zu erlustigen, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Klara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft, aber sich fassend trat sie vor ihn, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonso ward gerührt durch diesen Anblick und hatte nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Als er aber sich entfernt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dies geschah in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in dem Klarakloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Botschaft empfing. Er empörte sich wider seinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt seyn, wenn es nicht der Königin und dem Erzbischof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso, und noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, die drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien ihre Sicherheit zu suchen. Hier

herrschte damals Pedro der Grausame, vor dessen furchtbarer Stre einige edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem nige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Casti greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coello und Alv Gonsalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt ha nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor sei Augen peinigen, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann beiden Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche die Lüfte streuen. Dies geschah im Jahre 1360. Zwei Jahre spä berief er die Ersten seines Reiches nach Cataneda, und erklärte du einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode ner Gemahlin Constantia, kraft päbstlicher Erlaubniß, sich mit I de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lob to. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lob mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche kunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der K nig ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, u mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf ein Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um d Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen s len. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcoba geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reic begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze 17 Meilen lange Weg v Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tausenden, die brennende F ckeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr e prächtiges Grabmahl von weißem Marmor errichtet, auf welchem il Bild, mit der Königskrone auf dem Haupte zu sehen war. — D Geschichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verschieden Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben (unter den Teutschen Soden am schönsten aber hat die Muse der portugiesischen Dichtkunst selb durch den Mund des göttlichen Camoens sie verewigt, in dessen b rühmter Lusiade *) die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichste Episoden bildet. — (Auf diesen Artikel wird verwiesen unter Pedr der Strenge, König von Portugal.) R.

Infamie (aus dem Lateinischen) Ehrlosigkeit; infam, ehrlos z. B. er ist infam gemacht und fortgejagt worden; eine Infam (Schändlichkeit) begehen. Infamia notatus wird von demjenigen gesag der für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel als mit Schimpf und Schande, oder mit Verlust der Ehre, von hohe Schulen verwiesen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. I famiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden verlästern, verschreien.

Infant (aus dem Lateinischen), wörtlich das Kind, ist de Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen de königlichen Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Den der Kronprinz von Portugal führt den Titel eines Prinzen von Br silien, und der Spanische wird Prinz von Asturien genannt. Sämm

*) Wir haben einen guten Abdruck des Originals: Os Lusiadas, (Berli bei Hitzig) und eine von C. Th. Winkler und Kuhn verfaßte teu sche Uebersetzung (Leipzig bei Weidmann), so wie eine andere von Heis

lichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantinn beigelegt. Die Apanagen oder Einkünfte der Infanten heißen Infantagien.

Insel s. Insul.

Infinitesimalrechnung oder Analysis des Unendlichen (Fluxionenrechnung der Engländer) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen enthält. Es werden die Aenderungen, sogenannte Differenzen dieser Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verschwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infinitesimalrechnung, welcher diese unendlich kleine Aenderung, d. h. das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine bestimmte arithmetische Weise von einer andern hinwiederum abhängig, d. h. als Function derselben gegeben ist, finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewisses Increment wächst, so muß offenbar auch die andere von ihr abhängige und durch sie gegebene wachsen. Dieses Wachsthum oder sogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analysis des Endlichen gefunden werden; und dann hat man nur noch diese Differenz als unendlich klein zu setzen (differenziiren), um sogleich das verlangte Differenzial zu erhalten. Aus der vorher gegebenen Gleichung zwischen den veränderlichen Größen selbst, hat man dann die Gleichung zwischen ihren Differenzialen, d. i. ihre Differenzialgleichung abgeleitet. Dagegen lehrt nun die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial wieder umgekehrt die veränderliche Größe selbst oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung wieder die Gleichung zwischen den veränderlichen Größen selbst, aus der jene entstanden war, zu finden, d. h. zu integriren. Die Infinitesimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maaß der andern angesehen, sondern nur näherungsweise, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu einer gewissen Grenze hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wohl als die Lehre von den Grenzverhältnissen erklärt wird) die eine als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann, wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreises mit der geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Flächen mit den ebenen Flächen u. s. w., in der Mechanik bei Bestimmung der Geschwindigkeit der Bewegung, wenn solche in jedem Augenblick um eine bestimmte Größe wächst u. a. m. Die Infinitesimalrechnung begreift nun außer der Differenzial- und Integralrechnung noch die Variationsrechnung. Diese lehrt die unendlich kleine Aenderung (Variation) einer Größe finden (variiren), welche dieselbe nicht bloß durch die Differenzialänderung der andern Größe, von welcher sie als abhängig gegeben ist, sondern noch durch eine andere festgesetzte, in einem verschiedenen Sinne wirkende Aenderung erleidet, finden; und dann auch aus der gegebenen Variation wieder umgekehrt die veränderliche Größe selbst herleiten. L.

Influenza, die, (von influentia der Einfluß) eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen der Witterung (s. diesen Art.) herrührt, insbesondere hat man oft eine eigene catarrhalisch-rheumatische Krankheit damit benennt, die im Frühling oder im Herbste ganze Länderstriche durchwandert, zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden ist. So hat man z. B. mehrmals ein von Osten nach Westen, oder vom Norden nach dem

Süden, aus dem östlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutschland, bis Frankreich und Holland wanderndes Catarrhalfieber mit Brustzufällen und Nervenzufällen, mit diesem Namen belegt. Im Jahr 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erstreckte sich von Rußland aus, auf dem schon bemerkten Striche, bis Deutschland. Die Krankheit befiel jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten, mit drückenden Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet. Bei einigen erschien blutiger Auswurf, bei andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) so allgemein, daß die Geschäfte bei den Collegien darunter litten, und bei der Garnison die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche sonst den Catarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesmal damit befallen, dahingegen diejenigen, deren Brust schon etwas schwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wohl in Lungenentzündungen verfielen. Bei andern erschienen nach ihrer eigenthümlichen Disposition auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe, Gliederschmerzen, besonders ein eignes schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Die Influenza 1800 war noch das schnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig gewesen war, fanden sich die Kranken so kraftlos, daß sie beim Aussteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und sich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. Genasen die Kranken, so folgte doch eine nur langsame Erholung. H.

Inful (lat.) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptschmuck, in dem Priester, Vestalinnen, Supplicanten und auch Opferthiere erschienen, und bei allen diesen sollte die Verhüllung des Kopfes ein Zeichen der Demuth seyn. Zu einem Zeichen der Würde brauchten späterhin die kaiserlichen Statthalter diese Kopfbedeckung, und als solches wurde sie auch im 7ten Jahrhundert von den Bischöfen der katholischen Christenheit angenommen, welche noch jetzt die Bischofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, sonst aber immer abgebildet auf ihren Wappen erblickt, Inful nennen. Sie besteht aus zwei großen, oberwärts spitzzulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, so daß sie in der Mitte hohl ist. Diese Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weissem Seidenzeuge überzogen, und das vordere sieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Bischof erklären, und mit der Inful schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster beehrt, die daher infulirte Aebte heißen. E.

Infusions-Thierchen, oder Infusions-Würmer, heißen alle diejenigen Geschöpfe, welche dem bloßen Auge unsichtbar sind und nur mit dem Microscop gesehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infusion Aufguß bedeutet, nur solchen Würmern diesen Namen beilegen, welche sich erzeugen, wenn man Wasser oder andere Flüssigkeiten auf animalische oder vegetabilische Körper gießt und eine Zeitlang stehen läßt. Die Infusions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Classe der Würmer aus, und beschließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat sich die Anzahl derselben sehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entstehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt ist. Alle stehende Gewässer, mancherlei thierische und vegetabilische Säfte, di

Samenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu seyn; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängsel, die Schwänzen gleichen. Meistens bewegen sich diese Thierchen sehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch scheinen sie Empfindungen zu haben; denn sie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufstößt, und ziehen sich, wenn die Flüssigkeit, in der sie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele sterben sogleich, wenn sie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben; andere dagegen können Jahrelang eingetrocknet liegen, und leben darnach wieder auf, wenn sie befeuchtet werden; ja, man behauptet sogar, daß manchen die Hitze des siedenden Wassers, so wie die stärkste Kälte nichts schade. Einige dieser Würmer entstehen durch Theilung; andere pflanzen sich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es sind davon bis jetzt etwa fünfzehn Geschlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann), Physicus, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und kaiserlicher Leibarzt, ward 1730 zu Breda in Holland geboren, und begab sich 1767 nach England, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in englischer Sprache herausgab. Nachdem er hier die Pocken-Impfung des Sutton hatte kennen lernen, ging er 1768 nach Wien, wo er mehrere kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen impfte, und dafür eine jährliche Pension von sechshundert Gulden und den Titel eines kaiserlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und starb daselbst nahe bei London am 7. Sept. 1799. Man hat diesem Arzte mehrere sehr nützliche chemische, physische, physiologische und medicinische Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften desselben aufbewahrt sind. Folgendes ist das Verzeichniß desselben: I. nova, tuta, facilisque methodus curandi calculum, scorbutum, podagram etc., ein Band in gr. Octav, Leyden, 1778. Dieses Werk ist ins Deutsche übersetzt worden. II. Expériences sur les Végétaux qui font connoître leur grande influence pour la purification de l'air atmosphérique, ein Octav-Band, ward zuerst 1779 in englischer Sprache geschrieben, und dann (Paris, 1780) vom Verfasser selbst ins Französische, nachher auch ins Deutsche und Holländische übersetzt. III. Eine große Anzahl Denkschriften in den philosophischen Verhandlungen und in dem Journale der Physik.

Ingenieurkunst, ein wichtiger Theil der Kriegskunst, welcher lehrt, wie man sich durch zweckmäßige und durch Kunst erhöhete Benützung des Terrains, bei übrigens gleichen, oder selbst geringern Streitkräften, das Uebergewicht über den Feind verschaffen könne, um das besetzte Terrain zu vertheidigen und zu behaupten. Dieses Uebergewicht wird erhalten durch Verschanzung, d. i. durch Deckung der Menschen und des Geschützes gegen das feindliche Feuer vermittelst aufgeworfener Erdmassen, der sogenannten Brustwehren, oder auch vermittelst bombenfester Gewölbe, der Casematten und casemattirter Batterien, durch ein den Feind dominirendes und zugleich rasirendes Feuer, indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains besetzt, durch ein mehrfaches, sich kreuzendes Feuer, besonders an den vorspringenden, dem Angriffe des Feindes am meisten ausgesetzten Punkten, welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden,

sondern in einer gebrochenen, ein und auswärts gehende Winkel bi
denden, Linie Truppen und Geschütz aufstellt, in welchem Fälle dar
jede Linie der Verschanzung wieder durch eine andere flanquire
de Linie, die so viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bild
muß, vertheidigt wird; ferner durch natürliche oder künstliche Hinde
nißmittel; um den Feind bei seinem Angriffe länger unter unser
Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Pallisaden, Sturmpfähle, sp
nische Reiter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußange
u. s. w. durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zwe
mäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeschlagen
Feind schnell verfolgen zu können. Auf einer weisen Vereinigung all
dieser Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines starken Pr
fils (d. i. gehörige Höhe und Dicke der Brustwehr, und Tiefe un
Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener he
gibt) mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verscha
zung), beruhet dann die Befestigungskunst, welche nach ihre
verschiedenen Zwecke, je nachdem man nur das Terrain, welches, e
Posten, ein einzelnes Corps oder eine ganze Armee auf einige Zeit b
setzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen La
desstrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will, in die Fel
befestigungs- oder Verschanzungskunst (fortification pass
gère) und in die Royalbefestigungskunst (fortification royal
eingetheilt wird. Die letztere unterscheidet sich von der erstern bl
durch die größere Dauerhaftigkeit und Festigkeit, welche sie haben mu
um den lange fortgesetzten und mit Muße wiederholten Angriffen d
Feindes sowohl, als der Zeit, zu trotzen, also durch ein viel stärker
Profil und durch Vervielfältigung der Vertheidigungslinien, von den
die innern immer die äußern dominiren müssen. Aber es ist noch nic
genug, daß die Verschanzung oder Festung gut angelegt ist, sie mu
nun auch durch zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geschütz
und durch alle Hülfsmittel geschickt vertheidigt werden, welche Leh
vom Angriff und Vertheidigung der Festungen wesentlich noch zu d
Ingenieurwissenschaften gehört. Außerdem sind noch eine Menge v
Hülfswissenschaften dabei nöthig, als, eine allgemeine Kenntniß d
Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkungen, Pontonierwisse
schaft, so wie alle Kriegswissenschaften überhaupt, ferner Geodä
und Architektur. L.

Inhalt ist der Inbegriff des Materiellen eines wirklichen od
gedachten Gegenstandes, z. B. der Inhalt eines Maaßes, eines Buch
eines Briefs, eines Gedanken rc. In der Mathematik ist Inhalt d
Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch andere ausgedrückt wir
So bestimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Ei
heit, eine Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll rc. den Inhalt einer Fläc
nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfeln, den der Zeit na
Jahren, Monaten, Tagen, Stunden rc. M. L.

Innung, s. Gilde, Theil III.

Innviertel, ein Theil von Oesterreich, besteht aus demjenig
Stücke von Bayern, das 1779 an das Haus Oesterreich gekomme
von diesem im Wiener Frieden 1809 an den Rheinischen Bund abg
treten, 1810 mit dem Königreiche Baiern vereinigt, in dem Münchn
Tractate vom 14. April 1816 aber wieder an Oestreich zurückgegeb
worden ist. Es enthält die Aemter Braunau, Schärdingen, Ric
Mattighofen, Wildshut und Friburg, ist 41 geographische Quadra
meilen groß, und faßte (1792) 125,549 Einwohner in sich. Es h

sehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Waldungen, und gehört als eigner Kreis zum Lande ob der Ens. Der Sitz des Kreisamts ist zu Ried. Die beiden Städte in demselben heißen Braunau und Schärdingen.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, und zweite Gemahlin des Athamas, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, säugte. Da nachher Ino ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden lassen wollte, diese aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten: so fand Juno um so mehr Ursache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte daher den Athamas, den Gemahl derselben, rasend, und dieser zerschmetterte seinen ältesten, mit der Ino erzeugten Sohn, an einem Felsen. Ino floh mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes, ward vom Athamas bis an eine Felsenspitze verfolgt, und stürzte sich mit dem Knaben ins Meer. Dieser ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ, und dann ihm zu Ehren die berühmten isthmischen Spiele (s. d. A.) anstellte, besonders da auch, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden, wo man alsdann die Ino unter dem Namen Leucothea verehrte. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Inoculation der Blattern, die willkührliche Erregung der Blatterkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität der Blattermaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflästerchen, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränkten Faden, oder noch besser von einer damit bestrichenen Impfnadel, oder gleich frisch und noch flüssig unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle aufgetragen. Die Art mit dem Schnitt oder Stich und frischer Blattermaterie zu impfen, ist die beste, und schlägt am seltesten fehl. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der Ansteckung. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatterkrankheit der allgemeinen vorangeht, also das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und den Säften erst alsdann mitgetheilt wird; dann liegt auch ein Grund davon in dem Umstand, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, siehe den Art. Blattern, so wie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken. H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenser, deren Verfolgung im

12ten und 13ten Jahrhunderte das südliche Frankreich zu einem Scha
platze blutiger Unruhen machte. Papst Innocenz der III., welcher i
Jahre 1199 den römischen Stuhl bestieg, faßte den schlau ersonnene
von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, dur
diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, u
sich darin zugleich ein kräftiges Mittel zu verschaffen, die Macht d
Päpste zum Nachtheile der bischöflichen Gewalt auszudehnen. Die
Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des h
ligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, sollten unmittelb
unter dem römischen Stuhle stehen, und die Ketzer und Anhänger ir
ger Glaubenslehren aufsuchen, über deren Güter, Ehre und Leb
ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entschied. Das Verfahr
derselben war ganz abweichend von der Regel, welche die bürgerlich
Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquisition nicht nur ve
schwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eig
ner Ankläger werden, und der Verdächtige ward heimlich ergriffen u
ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemere Werkzeuge zu Gla
bensrichtern, als die Bettelmönche, und vorzüglich waren es die b
den, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts gestifteten, Orden der Fra
ciskaner und Dominikaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketz
zu vertilgen und das Betragen der Landesbischöfe auszukundschafte
Papst Gregor der IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf sein
Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, d
ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränkteren W
kungskreis zu geben und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten n
scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach in mehre
Landschaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich ein
führt, hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausübung ihrer G
walt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte u
die Mitte des 13ten Jahrhunderts schon Eingang, aber standhaft wa
besonders in Castilien und Leon dem Eindringen der neuen Richter g
wehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsa
gelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern E
ropa's diese Gerichte sich nie recht fest setzen konnten und theils ganz
Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, d
strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bild
sich in Spanien am Ende des 15ten Jahrhunderts eine Anstalt, die u
ter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen
sich jedoch nach Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am me
würdigsten geworden ist. Das glückliche Herrscherpaar, der schla
Ferdinand von Aragon und die kluge Isabella von Castilien, hatte u
jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt d
Lehnadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Ma
vorzubereiten. Auch die Inquisition sollte ein Mittel werden, ih
Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Sp
nien, Christen, Juden und Muhamedaner. Die Mauren behaup
ten noch den letzten Ueberrest ihrer Herrschaft, das Königreich Granad
das aber von Ferdinands und Isabella's Rüstungen schon bedroht wa
In den vornehmsten Städten hatten die Juden für sich ihre Sy
gogen, und bildeten eine ganz abgesonderte Volksklasse. Der Han
war größtentheils in ihren Händen, sie waren die Pachter der Kön
und der Großen und erlitten keinen Druck, ein Kopfgeld von 30 Di
ros abgerechnet, welches sie seit dem Jahre 1302 der Geistlichkeit

zahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit erworben hatten, erweckte ihnen Neid und Haß, welche von unverständigen Priestern genährt wurden. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fernan Martinez Nunez, der Judenverfolgung als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlassung, daß sich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel in mehrern Städten gegen das unglückliche Volk zusammen rottete, plündernd, raubend und mordend. Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmlinge dieser Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß des neuen Glaubens entrissen hatte, waren ungefähr hundert Jahre später die ersten Gegenstände des ketzerspähenden Eifers. Im Jahr 1477, als mehrere unruhige Großen im südlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla, und damals machte dieser Geistliche, als Erzbischof von Sevilla, den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Es wurden auf seinen Befehl viele öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgespäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Kardinal bestellte viele Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich Manche zurück zu führen, viele aber, die bei ihren Meinungen beharrten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach allen diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Reich auszudehnen, und Mendoza war's, der den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) denselben vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anstalt, welche zwar dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen, aber auch als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Denn mehr eine politische, als eine hierarchische Maschine, war sie gleich anfangs darauf berechnet, den Absichten der Herrscher zu dienen, und hat, später freilich in Wirkungskreis und Absicht verändert, bis in die fernste Folgezeit auf Spaniens Kultur verderblichen Einfluß gehabt. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige, Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Muhamedaner (und manche christliche Große selbst gehörten zur Partei der Muhamedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geistlichkeit auch dadurch beschränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahr 1480 war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Kardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, stellte der Kardinal vor, es wäre schicklich und nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei sich beschäftigte. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward

das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Kardinals Mendoza, seines Beförderers, war schon im Jahr 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden. Gleich anfangs, von den Königen kräftig unterstützt, ein furchtbarer Ketzerrichter! Er hatte 200 Inquisitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern und dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloster zu Sevilla ward bald zu enge für die zahlreichen Gefangenen und der König mußte dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen. In dem ersten Auto de fe *) (Glaubenshandlung) wurden sieben abgefallene Christen verbrannt, und größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren **) zum Scheiterhaufen verurtheilt und noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und in andere Gegenden, und mehrere Häuser in Sevilla und andern Städten standen leer. Als die neue Anstalt durch die Einwilligung der Stände bestätigt war, bemühte man sich nachdrücklicher um des Papstes Genehmigung. Seit der ersten Gründung der spanischen Inquisition widersetzte sich der Papst der Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Absicht ausdruckten, solche Neuerung nicht zu dulden. Er hatte den Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einsetzung des neuen Inquisitors berechtiget, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzerischer Meinungen beschuldigt ward, und den General-Inquisitor mehrmal nach Rom gefodert, aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, sondern sandte einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwischen dem Pabste und dem spanischen Hofe ward bis zum Jahr 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquisitor von Castilien und Leon bestätigen mußte. Zugleich ward diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papst angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem castilischen Groß-Inquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte, denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Tarragona 1484 schwören, die Inquisition zu schützen. Aber die Einführung des neuen Gerichts erweckte Gährungen und Aufstand in mehrern Gegenden. Empört durch die Härte der Glaubensrichter, und vielleicht auch aufgereizt von den eifersüchtigen Bischöfen, verweigerten mehrere Städte den Inquisitoren den Eintritt und mancher von ihnen mußte mit dem Leben büßen. Der heftigste Aufstand war zu Zaragoza. Das erbitterte Volk erschlug den aragonischen Inquisitor, Pedro de Arbues, den späterhin auf Karls des V. Ansuchen der Papst als einen Märtyrer heilig sprach. Das gerichtliche Verfahren der Glaubensrichter, sagten die Aragoner, wär unvereinbar mit ihrer verfassungsmäßigen Freiheit und den Vorrechten ihres Landes, wo schon seit dem 13ten und 14ten Jahrhunderte der

*) So und nicht Auto da fe hießen diese Schauspiele im Spanischen.

**) In den Jahren 1482 bis 1520 wurden über 4000 Menschen verbrannt.

Anklageprozeß und die Tortur verboten waren. Die aragonischen Abgeordneten, die nach Cordova zu dem Könige gesandt wurden, boten ihm eine große Geldsumme an, wenn die Einführung der Inquisition unterbleiben sollte. Ungnädig aber empfing Ferdinand die Botschaft, und gerüstet zu dem Kriege gegen die Mauren ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und unter dem freisinnigen Volke, wie in Castilien, seine Entwürfe durchzusetzen. Die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthans waren ihrer Willkühr unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquisitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse, wurden die Beisitzer, selbst die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Castilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkührliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in der Könige Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitälern, aber dessenungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt auch ein Mittel werden mußte, der königlichen Kasse, die durch Kriege erschöpft war, neue Zuflüsse zu verschaffen, beweiset eine Verordnung, die Torquemada im Jahr 1487 ausfertigte; denn schon damals war die Kasse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Besoldungen daraus erhalten konnten. Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden sollte, ist vom Jahr 1484. Es finden sich darin unter andern folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt seyn mußte. In jeder Gemeinde sollte der Groß-Inquisitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben mußten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von rechtswegen ehrlos und sollten darum keine öffentliche Aemter verwalten, nicht Pachter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei, und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sich nicht angab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich seit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte gegraben und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada starb im Jahr 1498, und ward im Dominikanerkloster zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirksamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so

ruhig vom Schauplatze. Er war besorgt, sagt man, daß Ferdinand und Isabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurenkriege sie gestürzt, sich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen, Summen würden bewegen lassen, die Inquisition einzuschränken, und beunruhigt von dieser Besorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne eure Gedanken, sprach er dreist zu den Königen. Seht hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lobet, so verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung; Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott.“ Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt; in der Instruktion vom Jahr 1484 *) aber wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem General-Inquisitor untergeordnet waren, dem sie Rechenschaft ablegen und dessen Befehle sie annehmen mußten. Ein solches Untergericht bestand aus drei Inquisitoren oder Räthen, zwei Schreibern, einem Alguazil und andern Gerichtsdienern. Sie durften keinen Edelmann, keinen Priester verhaften, noch Autos de fe halten, ohne Vorwissen des Obergerichts. Zuweilen sandte das höchste Inquisitionsgericht Einen seiner Räthe, um den Autos de fe mehr Feierlichkeit zu geben. Jährlich mußte das Untergericht dem obern Gerichtshofe Rechenschaft geben von den geendigten Untersuchungen, von der Zahl und dem Zustande der Gefangenen, und monatlich von den eingezogenen Gütern und eingegangenen Geldern. In spätern Zeiten war das höchste Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquisitor hatte den Vorsitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps des III., Einer Dominikaner seyn. Ihm standen zur Seite ein Fiskal, ein paar Sekretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere sogenannte Offiziale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Palaste, am Montage, Mittwochen und Freitage Vormittags, Dienstags, Donnerstags und Freitags aber nach der Vesper. An den letzten drei Tagen wohnten zwei Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Beisitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden, und hießen daher Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisitoren allein entschied. Dem Fiskal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protokolls, den Auftrag, die Angeber, die Zeugen, so wie die Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leisesten Bewegungen derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu merken. Die Offiziale waren Personen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter

*) Von Reuß übersetzt und mit einer Vorrede von Spittler zu Hannover 1788 erschienen.

führte die Aufsicht ein sogenannter Sequestrador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöset ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Kasse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtausend Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche als Aufseher und Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war und der Fiskal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom Jahr 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend jemand, er sey lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen, daß jemand das Gesetz Moses beobachte, oder beobachtet, oder es gelobt habe, daß irgend jemand der Sekte Luthers folge, oder gefolgt sey, daß jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen, daß dieser oder jener ketzerische Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze, daß jemand Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblick an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckigte Zellen getheilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte Oeffnung ein schwacher Lichtstrahl, die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen die Nahrung gereicht ward, die man ihm bewilligte. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu luften. Dem Gefangenen ward kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, oder in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle gesperret, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefodert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen, und seine Güter waren verloren. Läugnete er die Beschuldigung, gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren, mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder mit seinem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zusammen gehalten, beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse, oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören, und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm aufle-

gen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung d Güter, waren die Strafen, die der Renige erdulden mußte. Er wa mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine g wöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, das safra farbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rück bezeichnet, und mit Teufelslarven bemahlt, zu tragen*). Gegen ein Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Gla bensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen ein hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladung gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Fri so ward er, wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der wel lichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wei Verstorbene, die schon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurthei wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, ab dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltu öffentlicher Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gespr chen, so wurde das feierliche Auto de fe angeordnet. Gewöhnli ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und d Adventzeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der groß Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiel Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter d Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grands als Familiar der Inquisition. Barfuß, mit dem scheußlichen Sanbenito ang than, und einer spitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erschienen d Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquisition, öffneten den Zug. Voran gingen die Renigen, welchen nur Buße a gelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen war folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse d Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen n Flammen und höllischen Sinnbildern bemahlten Särgen liegend, erschi nen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlosse Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach ein feierlichen Predigt das Urtheil verkündet ward. Die Beschuldigten sta den, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausg löschten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab e Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand ein Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gew mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernah nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und bald na her sie zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glaub er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt, übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. D Autos de fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu eine Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte, und selbst Könige hielten es f eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Schausp len beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen, die d Henkern und zugleich den Verwünschungen des Volks hingegeben ware „Es war (heißt es in einem Berichte von einem, im Jahr 1680 gehal nen, Auto de fe) ein großer Trost für die Andächtigen, eine Besc mung für die Lauen und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden,

*) Ein spanischer Schriftsteller, der den Ursprung der Inquisition schon im P radiese findet, behauptet, Gott habe dem ersten Menschenpaare nach d Sündenfalle solche Kleider gegeben!

sie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh acht Uhr an, war des Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze Sie drückte, oder das große Volksgedränge Sie belästigte, oder die langwierige Feierlichkeit Sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung so sehr überlegen, daß Allerhöchstdieselben nicht einmal auf eine Viertelstunde sich entfernten, um zu essen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten Sie, ob noch etwas zu sehen wäre, oder ob man nun fortgehen könnte." So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit. Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für persönliche Freiheit aus dieser Anstalt hervor gingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Karls des ersten Regierung war, der König möchte sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwaltete. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und die sittlichen Eigenheiten der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das edle geistvolle Volk ward durch die finstre Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andre Waffe der Herrscherwillkühr, gebeugt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten innern Kräfte des Staats zu ersticken und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die ursprüngliche Verfassung der Inquisition wurde zwar selbst in neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen Ländern Europa's Glaubenseifer und Verfolgungsgeist gefesselt waren, nur wenig geändert, aber die Furchtbarkeit des finstern Gerichts nahm doch allmählig ab. Selten sah man im verflossenen Jahrhunderte das schreckliche Schauspiel eines Auto de fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition, wenn sie ihre Gewalt offenbarte, nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei gewesen seyn würden. Während dieses Zeitraums wurde die Macht des Gerichts sehr beschränkt. Schon im Jahr 1762 ward der Groß-Inquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster, 13 Meilen von Madrid, verwiesen, und eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle verkündigen sollte, daß der Groß-Inquisitor, wenn er Bullen erhielte, durch welche Bücher verboten wurden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur Kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen sollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen A r a n d a ward im Jahr 1770 die Richtergewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckereien des heiligen Amts, als im Jahr 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchsicht vorlegen sollte. Ueberblickt man die merkwürdigsten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im

18ten Jahrhundert*), so findet man, daß diese Anstalt ungeachtet beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausü immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umstän empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht Jahr 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels, dem überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränk reitet, oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Büßung ve theilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Aeußerungen derruf und Kirchenstrafe aufgelegt ward, so konnte niemand Grun Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen und der Ab gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, wenn im Jahr 176 einem Auto de fe zu Lerena einige hartnäckige Ketzer den Flam übergeben wurden, oder wenn selbst noch im Jahr 1777, als kaum, den oben erwähnten Beschränkungen des Glaubensgerichts die Sache Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisi gegen einen Mann, dem man doch nichts, als Schwäche und Unvor tigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides**) allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch im Jahr 1 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwiesen, von Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Es b doch, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Geric zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur sichtsvolle Männer von edler und gemäßigter Gesinnung gewählt wur es blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt, und das empörende richtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenbli wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers vom 4ten Dezem 1808 aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß der höhern Geistes dung und des freien Gedankenverkehrs. Bis in die neuesten Zei machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Büche beka worin neben Ausgeburten des unsinnigen Aberglaubens, oder schm ger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausü auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verbannungsfl belegt wurden. Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug ei finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher o eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter Ränken, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst im Jahr 1806 entschiedene, Prozeß gegen zwei wackere, sehr gebild Männer, die Domherrn Antonio und Geronimo Cuesta***), welc die schändliche Rachsucht ihres unwürdigen, von dem Fürsten de la beschützten, Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebe

*) S. Bourgoing's Reise, Band I.

**) Geboren in Peru, hatte dieser talentvolle Mann ein wichtiges Staatsamt Ruhm verwaltet, als ihm die Aufsicht über die neuen Ansiedelungen in Sierra Morena aufgetragen ward. Auch hier zeigte er eine rühm Thätigkeit für das Gedeihen dieser Unternehmung, aber er weckte Mißvergnü und der deutsche Kapuziner Romuald, der das Missionsgeschäft in der Kol leitete, gab ihn der Inquisition an. Nach zwei Jahren strenger Haft, war für einen förmlichen Ketzer erklärt, seiner Güter beraubt und zu achtjähr Einkerkerung verurtheilt. Es gelang ihm, nach Frankreich zu entfliehen, w bis 1798 lebte. Die Rückkehr in sein Vaterland ward ihm damals erlaubt, er sich vielleicht durch die 1796 herausgegebene Vertheidigung der quisition verdient hatte. Seltsame Dankbarkeit des menschlichen Gemüt

***) Von einem wohlunterrichteten Manne, der damals in Spanien war, a hend erzählt im 7ten Stücke des Jahrgangs 1809 der Zeitschrift Pallas.

zeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich genug, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Thätigkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch eine verderbliche Wirksamkeit in Spanien haben konnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, und bestätigte sogar noch die herrschende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. Der jetzige König von Spanien hat sogleich nach der Wiederbesteigung seines Thrones, durch ein Decret vom 21. Jul. 1814 das höchste Inquisitionsgericht und die übrigen Tribunale des heil. Officiums wieder hergestellt, mit der Bestimmung, ihr Amt nach den im Jahr 1808 bestandenen Verordnungen auszuüben. Der Bischoff von Almeira, Milo Compilo, wurde zum Groß-Inquisitor ernannt. — In Portugal ward die Inquisition im Jahr 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon, und die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Groß-Inquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Joann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft, auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nichts weiter, als dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Güter der Verurtheilten an sich zu reißen. Nach seinem Tode ward er dafür von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemahlin mußte das unwürdige Schauspiel gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. So wie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung seyn mochte. Im 18ten Jahrhundert ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen, und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte. R.

Insecten machen die fünfte Klasse des Thierreichs aus, und haben ihren Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingekerbt oder eingeschnitten und in drei Hauptheile, den Kopf, das Bruststück und den Hinterleib abgetheilt ist. Bei vielen Insecten, zumal bei den Wespen, gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Insecten, sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insecten ohne Ausnahme zukommen, sind: der weiße, kalte Saft, der in ihrem Körper, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt; die Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insect weniger als sechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern sogar den Geschlechts-Unterschied zeigen, scheinen blos den Sinn des Gefühls zu besitzen, obgleich sie von einigen Naturforschern für den Sitz des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes

gehalten worden sind. Die Augen der Insecten sind in Rücksich
Baues doppelter Art. Die eine stellt Halbkugeln vor, die in
hältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach,
mehrsten aber oft aus einigen tausend Lagen zusammengesetzt sind
gleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge
Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere A
Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind ei
klein und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden
erstern scheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nä
macht zu seyn. Bei den mehrsten Insecten stehen die Augen unbew
fest; bei den Krebsen hingegen sind die Augen beweglich und auf S
befestigt. Der Kopf aber ist desto beweglicher. Der Mund ist bei
verschiedener, wie bei allen andern Thieren gebildet. Bei ei
sind es zangenförmige Kinnladen, die sich seitwärts bewegen; a
haben einen zugespitzten hornartigen Rüssel; mehrere, wie z. B
Schmetterlinge, eine Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine S
feder zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen u
nigen andern besteht der Mund aus einem fleischlichten Schlurfri
welcher am Ende zwei Lippen hat, und sich ausdehnen und zurückzi
läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher noch an kei
Insecte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher d
Thieren schon beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will
jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Tod
gräber), die Schmeißfliegen und andere Insecten stark ausdünst
Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es übrig
richtig ist, daß der Laut, den einige Insecten, z. B. das Hauskäferc
zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten anzulock
so werden wir berechtigt, auch den Sinn des Gehörs bei diesen Thie
anzunehmen. Ein großer Theil derselben ist mit einer mehr oder wen
harten, hornartigen Haut umgeben, zu welchem bei andern noch
besondere Art von Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, hi
kommt. Diese Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an K
chen und andern festen Theilen im Innern des Körpers, durchaus nöt
Das Herz der Insecten besteht in einem längs dem Körper liegen
Kanale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchem a
keine Adern entspringen, weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf e
ganz eigene Art geschehen muß. Lungen findet man in keinem Inse
statt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürd
Weise gebaut sind. Ein wahres Athmen nimmt man an den Heuschre
und einigen andern Insecten wahr. Muskeln fand man in der Weid
raupe über 4000. Hieraus läßt sich die im Verhältniß mit ihrem klei
Körper so beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manc
Insecten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und
der Erde weniger Insecten, als auf der Oberfläche derselben. Die m
sten Insecten sind im Larvenstande große Fresser. Eine Raupe verze
z. B. den Tag über wohl sechs bis acht Mal so viel, als sie wiegt;
aus ihr sich bildende Schmetterling genießt dagegen sehr wenig; ja,
Hafte, deren Leben so flüchtig ist, scheinen gar nichts zu genießen. M
zweifelt, daß die Entstehung auch nur eines einzigen Insectes d
Fäulniß oder Gährung geschehe. Merkwürdig ist es, daß bei vielen
secten, zumal männlichen Geschlechts, der Tod unmittelbar auf
Geschäft der Hervorbringung folgt, und daß durch Verzögerung des

ben ihr Leben verlängert wird. Es giebt auch Geschlechtslose unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt jedoch Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebähren Junge, die nachher nicht mehr wachsen. Nur die ungeflügelten Insecten, und auch diese nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie ihre vollkommene Gestalt, und wachsen noch als vollkommene Insecten; alle übrigen aber sind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe sie vollkommene Insecten werden. Wenn sie aus dem Eie gekommen sind, werden sie Larven genannt: als solche haben sie keinen Geschlechtsunterschied, und pflanzen sich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Insect zur Puppe oder Nymphe, von denen einige fressen und sich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entsteht nun endlich das vollkommene Insect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebse, einige Jahre; die wenigsten aber kaum ein Jahr. Das Geschäft der Hervorbringung scheint ihr Hauptgeschäft zu seyn. Das Studium der Insectenkunde heißt Entomologie. Linné hat diese ganze Klasse in 7 Ordnungen eingetheilt: I. Insecten mit zwei häutigen, zusammengefalteten Flügeln, über welche zwei hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügel. Hemiptera. III. Mit vier bestäubten, oder eigentlich geschuppten Flügeln. Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durchsichtigen netzförmigen Flügeln. Neuroptera. V. Mit vier durchsichtigen geäderten Flügeln. Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera.

Insel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; Halbinsel, ein Land, welches nur theilweise von Wasser umflossen ist. Inseln im Winde (Barlovento) heißen bei den Spaniern alle die kleinen Antillen in Westindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen diesen Namen, weil sie dem hier herrschenden Ostwinde unmittelbar und zunächst ausgesetzt sind. Inseln unter dem Winde (sotto vento) sind diejenigen mittelamericanischen Inseln, welche über der Nordküste Südamerica's und auf der Südseite des mexicanischen Meerbusens längs der Terra firma liegen. Zu den Inseln unter dem Winde werden insbesondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und Franzosen zählen schon die Inseln von Martinique weiter nordwestlich bis Portorico zu den Inseln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil sie dem Ostwinde gar nicht ausgesetzt sind.

Inseln der Seligen (insulae beatorum, näsoi macarohn), oder das Elysium Homers, waren in den Mythen der frühesten griechischen Religion die glücklichen Inseln, welche man sich westwärts im Ocean an der Lichtseite dachte, und woselbst die Günstlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Hesiodus waren sie besonders der Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. In den frühesten Mythologien werden überhaupt die Inseln der Seligen, die sogenannten elysäischen Gefilde und die Unterwelt sehr häufig mit einander verwechselt.

Inspiration nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und

Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die gionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen te, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Da himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnl Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur nur der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbaru Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt waren den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, di ligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in k Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben h Das Sinnbild mit dem die Sprachen des Alterthums diese Ei bung bezeichnen, ist der Anhauch (der Geist) Gottes, Ruach, Pne Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte daher au Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündi an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden, und Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selb spirirte, heilige Menschen Gottes, die getrieben und unterstütz dem heiligen Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen h sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf liche Eingebung zurückzuführen, und sie wegen dieses Ursprung Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christl Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn als die Bürg der Göttlichkeit des Christenthums beibehalten, aber die seit dem Jahrhundert ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Mei von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlu und Päpsten zu Theil werde, und ihren Entscheidungen das An göttlicher Aussprüche und den Character der Untrüglichkeit gebe, angenommen. Da der Protestantismus die Bibel als die einzig kenntnißquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer sprüche alles unterwirft, mußte seit der Reformation der Begriff de spiration ein Gegenstand genauerer Untersuchungen und Discussi werden. Der Dogmatismus der älteren protestantischen Theologe ihn näher zu bestimmen, und die philosophische Kritik der neueren nichfaltig zu modificiren gesucht. Jene dachten sich die Verfasser de bel im strengsten Sinne als Instrumente des heiligen Geistes, den nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wö eingegeben habe. Diese fanden, daß die heiligen Schriftsteller j Augen- und Ohrenzeugen und auf dem natürlichen Wege der mündl Mittheilung und Ueberlieferung erfahren haben konnten, was n ihren Büchern lesen, und wurden nur darüber uneinig, ob der Bei den ihnen der heil. Geist bei Abfassung derselben leistete, in die Be rung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Be ten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eignen Geistes bestanden habe. Aber weil die letztere Meinung endlich darauf hi lief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natu Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich w Inspiration zu nennen, jeder große sich unerwartet aufdringende G ke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls fü Gute und Wahre, der Zustand der Begeisterung überhaupt als ei hauch Gottes zu betrachten, und sofort was man in diesem Zustande

man den Gott in sich fühlt, spricht und schreibt, Gottes Wort wäre; so schien, um die classischen Profanautoren, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsetzen zu müssen, und die Bibel als ein Werk des heil. Geistes mit göttlicher Autorität von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren engeren Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, der Individualität ihrer Verfasser angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, so weit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimmt, wie andere Geschichtsbücher der historischen Kritik unterliegen; so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort anzunehmen, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heil. Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen, als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heil. Schrift, die wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber sowohl jenen allzunüchternen Kritikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, als auch den Schwärmern, die sich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebildete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Secten, die sich zum Mysticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die jansenistischen Convulsionairs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben, auch die Quäker, Methodisten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sie im Moment der Ekstase bei ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Ueberreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neu-Inspirirten, oder neuen Propheten, bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg aufschlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte dem Hofsattler zu Marienborn Joh. Friedrich Roch ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nach sich zog. Eigen war ihnen besonders die Meinung, daß nun auf die Religionsverfassungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heil. Geistes folgen und die Gabe der Weissagung darin allgemein verbreitet seyn werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heil. Geistes in der christlichen Kirche die Rede seyn könne, haben wir in dem Art. heil. Geist näher erklärt. E.

Inspruck (Inspruga), Hauptstadt des Tirols, am Inn, über welchem sich hier eine schöne Brücke befindet. Die Stadt ist an sich klein, hat aber ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 Häuser und 10,000 Einwohner. Sie ist die Residenz des Lands-Hauptmanns oder Gouverneurs über Tyrol, so wie des österreichischen Landesguberniums über

Oberösterreich. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Univer welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt Jahre 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwa wurde. Mit derselben war ehemals auch ein General-Seminariu Tyrol verbunden. Die dortigen Handschuh-, Seidenzeug-, Bä und Cattun-Fabriken, so wie die Glasarbeiten, sind nicht unbedeu Seit 1810 war sie eine Zeitlang die Residenz des Kronprinzen von Ba (s. Tyrol).

Instanz. Abgesehen von derjenigen Bedeutung des Wortes stanz, in welcher es so viel anzeigt, als das deutsche Beis nämlich einen in die Wirklichkeit getretenen, oder nur erdachten schen Umstand, welcher zum Beleg irgend eines allgemeinen Satzes nen soll, ist der Ausdruck Instanz besonders in juristischer Hin merkwürdig. Es ist nämlich durch die allermeisten Gerichtsverfassu hergebracht, daß der competente Gerichtsstand eines Unterthanen, das Gericht, vor welchem er entweder in Hinsicht seiner Person, od Hinsicht der besondern in Streit befangenen Sache Recht zu le verbunden ist, wie man sich auszudrücken pflegt, mehrfach ist, unterer oder ein oberer, dergestalt daß die Erkenntnisse und Urthel erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern u two sind, sobald eine von beiden Partheien durch die erste Entscheidung si ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entscheidung des höhern Rich provocirt. Für die meisten Personen und Sachen giebt es drei, wohl vier solcher einander stufenweis vorgesetzter Gerichtsstände, z in den königl. sächsischen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das A in dessen Bezirk erstere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vie und letzter Gerichtsstand, die Landesregierung in Verbindung mit Appellationsgericht. Jeder einzelne Gerichtsstand wird in dieser secutiven Verbindung Instanz genannt, woher sich denn eine e zweite, dritte und vierte Instanz ergiebt. Manche Personen und chen haben aber weniger Instanzen, indem sie aus einem ihnen be ders ertheilten Vorrechte diejenige Instanz, welcher andere als der zu ten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen sind, unmittelbar die erste anerkennen. Dies ist z. B. mit den königl. sächsischen Sch sassen der Fall, als welche unmittelbar vor den Hofgerichten belangt den. Ein jeder hat das Recht zu fordern, daß er zunächst vor seiner sten und untersten Instanz belangt werde, und wenn deren Entscheid einer oder der andern Parthei nicht hinlänglich in den Rechten begrün scheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der unt Instanz an die zunächst höhere gebracht werde. Jedoch haben ma Personen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor seiner h sten Instanz zu belangen; dieses Vorrecht haben z. B. sogenannte sonae *miserabiles*, besonders bedrängte und hülfsbedürftige Perso um ihnen möglichst den processualischen Aufwand an Kosten und Ze ersparen. Dm.

Instinct, der, ein natürlicher, den Thieren und Menschen geborner Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer S und zu gewissen Handlungen antreibt. Der Instinct ist angeboren, d er wird nicht erst, etwa durch Gewohnheit oder Nachahmung, a nommen, sondern äußert sich sogleich mit dem Daseyn des Thiers des Menschen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Eigekrochene ju Ente dem Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben, b thun Beides aus einem angebornen Triebe. Das neugeborne Kind s

ohn

ohne Anweisung der Mutter Brust, und weiß seine Nahrung aus derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinct ist natürlicher Trieb, er hängt nämlich von dem jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Bau, und von seiner besondern körperlichen Beschaffenheit, oder seiner Natur, ab, wodurch ein dunkles Gefühl in ihm entsteht, das ihn antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und diesem gemäß zu handeln. Die Instincte sind von Verstand und Vernunft ganz unabhängig, weil sie weder von Begriffen noch Ideen entstehen, sondern von einem dunkeln Gefühl dessen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geschlechts nothwendig ist. Dieses dunkle Gefühl entsteht wahrscheinlich von einer Einwirkung der eigenthümlichen Mischung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt Instincte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, des Geschlechtstriebes, andere welche nur besondern Thierarten eigen sind, z. B. den Wasservögeln, der Trieb und die Geschicklichkeit im Wasser zu schwimmen, bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders, zu bauen; andere Triebe scheinen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern wieder rege zu werden, z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu ihren Versammlungen und Wanderungen, der Trieb zur Brutzeit Nester von besonderer Bauart zu bauen. Der Instinct vertritt bei den Thieren die Vernunft. Zu welchen künstlichen Verrichtungen sie dadurch angetrieben werden, sehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. Bei dem Menschen ist der Instinct durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geschwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der Klarheit der Vernunft überstrahlt wird. Beide stehen im umgekehrten Verhältniß zusammen. Wo der Instinct auch noch kräftig und rege ist, hat der Mensch ihn durch Vernunft zu ordnen, zu mäßigen und zu regieren. Es entstehen aber auch ungewöhnliche Instincte, z. B. in Krankheiten, wo die Mischung der organischen Bestandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menschen ein Instinct deutlicher als im gesunden Zustande hervortreten. Es ist, als wenn bis zur Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfnisse des Körpers gelangte. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten, zumal nach säuerlichen, bei großer Schwäche nach Wein, bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen besondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt sich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend etwas, und gemeiniglich ist dieß ein Instinct, welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist. H.

Institut kann man eigentlich mit Recht jede zu einem bestimmten Zwecke errichtete Anstalt, z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenversorgung u. s. w. nennen, seit aber in unsern geselligen Zirkeln von Instituten die Rede gewesen ist, hat man dabei immer zunächst an einen pädagogischen Zweck gedacht, und wo er sich auf die Bildung für einen gewissen Stand oder eine gewisse Kunst beschränkt, ihn mit genannt, z. B. Militär-, Handlungs-, Forst-, Sing-Institute; unter dem Ausdruck Institute ohne Beisatz aber gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine gewisse Pension verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensionen) verstanden. Sie sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Er-

ziehung vereinigen, und je mehr sie dem ungezwungenen, vertrauli Verhältnisse der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätig und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens nachzulassen, desto m erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstal nicht gekannt zu haben, denn was der Staat in Sparta für die öffentl Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenh und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen, und der py gorälsche Bund war nicht auf Kinder berechnet. An den im Mittelal entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Kl ker und Staatsmänner zu bilden, und die bessern Köpfe der Nation Kindheit an für die Endzwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Sch kungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegri gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt dient die von dem Utrechter Canonicus Geirt Groote (Gerhar magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft Hieronymianer genannt zu werden, in der er Erwachsene und Kin von beiden Geschlechtern und aus allen Ständen zum Arbeiten, Leh und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblic Erziehungsanstalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klös liche Erziehungsanstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Ge mingen im Kraichgau für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläufe unserer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchisc Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entstan nen Jesuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaf che Tendenz und kluge Disciplin zwar bald allgemeinen Beifall fand und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast all zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirk nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen w ten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädc ihr Wesen immer fortgetrieben, und in protestantischen Ländern muß sich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da al sowohl diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönc disciplin noch immer nicht lassen mochten, und zu weit hinter den F derungen des sich regenden Zeitgeistes zurückblieben, wagten es endl die Pädagogen des 18ten Jahrhunderts, die unterdrückten Mensch rechte der Jugend geltend zu machen. Die Frankischen Stiftu gen (s. d. Art.) zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemei de, die immer noch zu früh Sündenerkenntniß und ascetische Frömm keit erzwingen wollten, machen den Uebergang von der alten Schlä zucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Basedow und se Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäß liberalen Erziehung zum Weltbürgersinne nicht leichter realisiren und Regeneration der entarteten Menschheit, nach der tausend Stimmen v langten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie auf eig Hand Erziehungsinstitute errichteten, die unabhängig von Staat u Kirche ein freies Feld zur Ausführung der pädagogischen Theorien u Weltverbesserungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau öffnete Philanthropin wurde mit einem Enthusiasmus aufgeno men, der seine elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete, u bald mehreren Anstalten dieser Art ihr Daseyn gab. Die Erziehung

institute des edeln v. Salis zu Marschluͤs, des Abentheurers Bahrdt zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's und Olivier's Pensionen zu Dessau fanden ein empfängliches Publicum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als alles lernen und ein vollkommener Mensch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in solchen Anstalten, wo die Jugend ja von den Sachverständigsten Schritt vor Schritt nach dem Faden der schönsten Theorie herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, besser als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müsse, hielten viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieser Institute in Rücksicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch sie den Muth und Frohsinn der Jugend belebten, ihrer gymnastischen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die sie auf Gesundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt; so konnten ihre Leitungspläne, in denen nicht leicht eine Wissenschaft vermißt wird, ihre Lehrmethoden, die alles erleichterten und versüßten, ihre Kinderfeste, Meritentafeln, goldnen und schwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienstorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwisser und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernst ihrer Disciplin verdächtig machte. Mehrere dieser Institute gingen daher eilfertig, wie sie begonnen hatten, wieder unter, mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmannsche besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung und durch den Ruhm, seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und moralischen, wenn auch minder im Betreff der intellectuellen Bildung seiner Zöglinge seit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieser Periode nicht gefehlt. Das Christianische bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma) und das Hundeikersche bei Braunschweig wurden vor andern berühmt, und fast in jeder größerer Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Sammelschulen zu verbinden, und aus den wohlfeilsten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerpersonale herzustellen wußten. Denn nur zu oft lag eine schlecht verhüllte Finanzspeculation solchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, blos um heirathen zu können, als Institutsdirektor auf. Besonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Französisch verstand und Gouvernante gewesen war, oft in solche Hände, und das Erziehungsinstitut der edeln Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staates stehenden Fräuleinstifte, nur unter die ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Ueberhaupt bedarf sie noch mehr als die männliche der Familien-Erziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninstitute, in denen man alles, was gefällt und in feinen Zirkeln geltend macht, lernen kann, der modischen Eitelkeit scheinen mögen, so ist doch der Sinn für die kleinen Sorgen und unschuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Institute sollten daher nur als Rettungsanstalten für solche Töchter bestehen, für die es sonst kein Haus und keine Mutter mehr giebt. Aber leider wird die Insti-

tutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter solcher Elt
bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht selbst zu
sorgen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, the
die nahe Verbindung mit unerfahrnen Hauslehrern scheuen, theils
Bewußtseyn ihrer eignen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe
Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältnisse, es für dienlic
achten, daß ihre Kinder außer dem Hause erzogen werden, und wohl
bend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreit
Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsinstitute allenthalben un
Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unt
nehmer und Lehrer abzuhalten, und die Ausführung der gewöhnlich s
viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich jed
mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdün
eine Experimentalanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner ne
Methode, als eine vortreffliche Uebungsschule für Lehrer jetzt ein G
genstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme, und ei
Angelegenheit der Menschheit ist. Neben ihm verdienen die Filialin
tute die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersb
und in mehreren Städten Deutschlands errichtet worden sind, und d
unter königlicher Autorität bestehende Zellersche Normalinstitut zu K
lene in preußisch Litthauen, als wetteifernde Musteranstalten genan
zu werden; und wenn auch ein abtrünnig gewordener Zögling und Leh
des Instituts zu Yverdün, der als Verfasser einiger gelungener Le
bücher bekannte Joseph Schmid, die Erziehungsinstitute überhau
für eine Schande der Menschheit erklärte; so giebt es doch noch zu vi
Rücksichten und Umstände, die sein übereiltes Urtheil mildern, als
wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begi
nen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vatersinne
leitet werden, immer wohlthätigen Anstalten stimmen möchten. De
für die Resultate der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und M
thoden des Wesentlichen, sondern der Sinn und die Tüchtigkeit der P
sonen, die dies alles handhaben. E.

Institut (National). Unter diesem Namen ist die geleh
Anstalt, welche erst in der letzten Zeit, da man das Andenken an die e
malige republikanische Verfassung auf jede Weise in Frankreich aus
löschen suchte, denselben mit dem eines kaiserlichen Instituts der Wiss
schaften und Künste hat verwechseln müssen, am berühmtesten. Es e
stand dasselbe durch ein Dekret vom 3ten Brümaire des Jahres 4, a
der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences u
der Académie des belles lettres et inscriptions, und gleich anfangs w
als seine Bestimmung angegeben, Künste und Wissenschaften durch u
unterbrochene Nachforschungen, durch Bekanntmachung neuer Ent
ckungen und durch Korrespondenz mit den gelehrten Wissenschaften
vervollkommnen, und hauptsächlich solche Wissenschaften und literaris
Arbeiten zu treiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm d
Nation abzweckten. Seine Organisation ward gleich anfangs so b
stimmt, wie sie nachmals in der Hauptsache geblieben ist. Das Instit
sollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, u
einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Repub
bestehen, auch sollte außerdem jede Klasse acht auswärtige Gelehrte s
zugesellen können. Anfänglich ward das Institut in drei Klassen, je
mit mehreren Sektionen getheilt, von denen die erste Klasse die phy
schen und mathematischen, die zweite die moralischen und historisch

Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die schönen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Associés auf 144 bestimmt. Seine endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein Arrêté vom 3ten Pluviose des Jahres 11 (23sten Januar 1803). Hierdurch ward dasselbe in vier Klassen getheilt: 1) die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Klasse der französischen Sprache und Literatur; 3) die Klasse der Geschichte und alten Literatur, und 4) die Klasse der schönen Künste. Die erstere ward wiederum in mehrere Sektionen getheilt, nämlich die mathematischen Wissenschaften in die Sektionen der Geometrie, der Mechanik und der Astronomie, wozu noch eine Sektion der Geographie und Schifffahrtskunde kam; die physikalischen Wissenschaften in die Sektionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthschaft und Thierarzneikunst, der Anatomie und Zoologie, und der Medizin und Chirurgie. Die zweite und dritte Klasse erhielt keine Sektionen, wohl aber die vierte, die in die Sektionen der Mahlerei, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Kupferstecherkunst und der Musik zerfiel. Die erste Klasse, aus 64 Mitgliedern bestehend, hatte zwei beständige Sekretäre, den einen für die mathematischen, den zweiten für die physikalischen Wissenschaften, die sie mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Klasse waren, aber zu keiner Sektion gezählt wurden; sechs ihrer Mitglieder konnte sie unter den übrigen Klassen des Instituts, nebst acht auswärtigen Associés und hundert einheimischen und fremden Korrespondenten ernennen. Die zweite Klasse bestand aus 40 Mitgliedern, und war hauptsächlich mit der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der französischen Sprache beauftragt. Sie untersuchte, in Rücksicht der Sprache, die wichtigsten Werke der Literatur, der Geschichte und der Wissenschaften, und mußte wenigstens ein Mahl im Jahre die Sammlung ihrer kritischen Bemerkungen bekannt machen; auch sie ernannte mit Bestätigung der Regierung eines ihrer Mitglieder zum beständigen Sekretär, und konnte zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klassen des Instituts ernennen. Die dritte Klasse bestand gleichfalls aus 40 Mitgliedern und aus acht fremden Associés; sie beschäftigte sich mit den gelehrten Sprachen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geschichte und allen moralischen und politischen Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zur Geschichte. Hauptsächlich mußte sie sich bemühen, die französische Literatur mit den Werken der griechischen, lateinischen und orientalischen Klassiker, die noch nicht übersetzt sind, zu bereichern; auch sollte sie sich mit der Fortsetzung der diplomatischen Sammlungen beschäftigen. Sie ernannte gleichfalls mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte einen beständigen Sekretär, konnte neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klassen, und 60 einheimische und fremde Korrespondenten ernennen. Die vierte Klasse endlich bestand aus 28 Mitgliedern und acht fremden Associés, und ernannte eben so aus ihrer Mitte und mit Bestätigung der Regierung einen beständigen Sekretär, der zu keiner Sektion gehörte. Sie konnte sechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klassen ernennen, und 36 einheimische und fremde Korrespondenten wählen. — Die assoziirten Mitglieder der Klassen hatten nur in dem, was wissenschaftliche Gegenstände betraf, eine deliberative Stimme, gehörten aber in ihrer Klasse zu keiner Sektion und erhielten auch kein Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geschah übrigens durch jede Klasse, mit Bestätigung der Regierung. Die Mit-

glieder jeder der vier Klassen hatten das Recht, wechselseitig bei den bes
dern Sitzungen einer jeden Klasse zugegen zu seyn, und darin auf V
langen Vorlesungen zu halten. Viermal im Jahre vereinigten sich
verschiedenen Klassen in allgemeinen Sitzungen, um sich wechselsei
Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernannten sie geme
schaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, so wie
Agenten, die dem gesammten Institute angehörten. Jede Klasse le
der Regierung die besondern Statuten und Ordnungen über ihre inn
Polizei vor; auch hielt eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wo
die drei andern zugegen waren. Die allgemeine Verwaltung wurde du
eine Verwaltungskommission besorgt, die aus fünf Mitgliedern des I
stituts, nämlich zweien der ersten, und einem jeder der übrigen Klass
von denen sie zugleich ernannt wurden, bestand. Diese Kommissi
ließ in den allgemeinen Sitzungen des Instituts alles das reguliren, w
sich auf die Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilu
der Fonds unter die einzelnen Klassen bezog. Jede Klasse regulirte a
dann wiederum für sich die Verwendung der, zu ihren besondern Ausg
ben, bestimmten Fonds, so wie alles was den Druck und die Bekan
machung ihrer Memoires betraf. Die wirklichen Mitglieder und
beständigen Sekretärs der Klassen wurden von der Regierung besold
die dem Institute eine jährliche, in dem Budget des Ministers des I
nern begriffene, Summe für seine Ausgaben anwieß. Alle Jahre wu
den von jeder der vier Klassen Preise ausgetheilt, auch war dem Insti
te der Ausspruch über die Zuerkennung der großen, durch die Dekrete vo
24sten Fruktidor des Jahres 12 und vom 28sten November 1809 angeo
neten zehnjährigen Preise überlassen. Im März 1815 erhielt das I
stitut eine neue Organisation, die aber, da zur nämlichen Zeit Napole
Frankreich mit neuen Stürmen erfüllte, nicht vollzogen werden konn
Dagegen erfolgte am 26sten Febr. 1816 eine ausführliche königliche O
donnanz, welche diese Anstalt nach ihrem bisherigen Bestande auflös
und ihre Trümmer aufs Neue bildete. Vermöge dieser Verordnu
zerfällt das Institut in 4 wie ehemals einzeln für sich bestehende Aka
mieen. Diese sind 1) die französische Akademie, 2) die der Innschrift
und schönen Wissenschaften, 3) die der Wissenschaften, und 4)
der Künste. Diese Akademieen stehen unter dem directen und besonde
Schutze des Königs. Jede derselben hat ihre von der andern unabhängi
Verwaltung, und die freie Verwendung der Einkünfte, die ihr zu
hören, oder die noch in der Folge angewiesen werden. Doch bleiben
Agentschaft, das Sekretariat, die Bibliothek und andere Sammlung
des Instituts ein Gemeingut der vier Akademieen, welches unter d
Autorität des Ministers vom Innern, von einer Commission von a
Mitgliedern, wozu jede Akademie zwei giebt, verwaltet wird. D
Akademieen halten in jedem Jahre am 24sten April, an dem Tage,
der König in das Königreich zurückgekommen, eine öffentliche Sitzur
Die Mitglieder einer Akademie können auch in die andere gewählt w
den. Bei der französischen Akademie stehen 40, bei der Akademie d
Inschriften eben so viele, und bei der Akademie der Wissenschaften
Mitglieder. Die letztre hat 11 Sektionen, der Geometrie, Mechan
Astronomie, Geographie und Schiffahrtskunde, allgemeine Phys
Chemie, Mineralogie, Botanik, Landwirthschaft, Anatomie, M
dicin und Chirurgie. Die Akademie der Künste hat 5 Abtheilung
der Mahlerei, der Bildhauerkunst, der Baukunst, der Kupferstech
kunst und der Tonkunst. Alle Jahre soll in dem Verzeichnisse

Staatsausgaben die Summe begriffen seyn, welche man auf die vier Akademieen verwenden will. C. Z.

Instrumentalmusik ist diejenige Musik, welche blos von musikalischen Instrumenten, ohne daß dabei die menschliche Stimme mitwirkt, ausgeübt, und deßhalb der Vocalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme besteht, entgegengesetzt wird. Daß alle Instrumentalmusik eine Nachahmung des menschlichen Gesanges, oder des Gesanges der Vögel sey, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch erwiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle, so wie der Gesang der Vögel, klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung sinnen sollen, diese Töne auch künftig durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entstand wahrscheinlich das Flöten-Instrument am ersten, weil es sehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein ausgehöhltes Rohr an den Mund setzten, und eben so zufällig durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Damit war also das Flöteninstrument erfunden. Die Entstehung des Saiteninstruments, als bei weitem complicirter, fällt wahrscheinlich später: denn zu diesem war nicht allein ein hohler Körper, wie zu der Flöte, sondern auch eine darüber gezogene Schnur erforderlich. Die Instrumentalmusik der Griechen, abgerechnet, daß weder diese, noch die Vocalmusik derselben, in unserm Sinne des Worts genommen, eigentliche Musik war (s. d. Art. Musik), beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche Instrumente mit den unsrigen gleiches Namens nicht verglichen werden dürfen, etwa die vornehmsten waren. Bei den Neuern, das heißt bei den Italiänern, hatte die Instrumentalmusik ebenfalls einen geringen Ursprung: sie war anfangs nur auf sehr wenige Instrumente beschränkt. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente: denn man hatte, oder mußte ja vielmehr den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären: das Spiel eines Geigeninstruments ist bei weitem nicht so ermüdend, als das eines Blaseinstruments; der Ton der Geige contrastirt mehr mit der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt und also keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Dinge, daß das Wohlgefallen an den Blaseinstrumenten von keiner so langen Dauer ist, als dasjenige an Geigeninstrumenten. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermogte, war also gefunden. Was also natürlicher, als daß man, da jede moralische und physische Thätigkeit der Seele eine erste Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden suchte? Auf diese Weise verfiel man nun in der Theorie der Musik auf die Erfindung der Baßstimme, und in Betreff der Instrumente, auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Es konnte aber nicht lange währen, so fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen,

auszufüllen: nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir eben so wie die Erfindung jeglicher anderer -unstbestrebungen, einer blos chanisch bedingten Ursache zuschreiben, in sich selbst begründet war scheinen die italiänischen Componisten bis fast in die Mitte des vor Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben, sich außer den Ge und den Bässen noch anderer Instrumente zu bedienen: wenigstens det man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blasein ment angewandt. So wie nun aber die menschliche Natur alles stei und alles stets verändern will, so fingen auch in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts die italiänischen Componisten an, zu den geninstrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen. Flöte ward, als zu schmeichelnd und zu übereinstimmend mit der M schenstimme, überhaupt als zu wenig contrastirend, ausgeschl und ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, sehr geschätzt worden. Die Hoboe hingegen mit ihrem schneiden streng contrastirenden Tone, schien jenen Componisten zur Hervorb gung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetsten zu seyn. Mit Erfindung der Hoboe waren nun die Geigen unterstützt, und es folglich ein Mißverhältniß gewesen, wenn man nicht auch den Bä eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geschah durch Zulas des Horns. Hoboe und Horn, überdem stets nur begleitend un obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Bla strumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrhund in Italien bediente: ja noch in diesem Augenblicke sind die Itali mit ihren Blaseinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch, die Deutschen, besonders als die Franzosen. Nachdem aber die m dische Mysik der Italiäner, die durch den streng-vierstimmigen vollkommen und ohne weitere Unterstützung qualitativ in sich selbst länglich abgeschlossen und begründet zu seyn schien, von den deut Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harm schen ausgebildet, und also das Gebiet der Musik aus dem bloß Nub lyrischen auch in das Episch-romantische hinübergespielt worden fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begrenzt, es wurden nun, je nachdem man einen besondern Effect beabsich bei den neuern Compositionen alle bekannte Blaseinstrumente wandt. So wie aber die deutschen Componisten sich der Füll Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, gannen die neuern französischen Componisten hingegen, alle In mente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen in wegung zu setzen. Dies der Grund, warum die Italiäner fa allein bei streng lyrischen Situationen, die Deutschen zur Hervor gung romantischer Effecte, die Franzosen hingegen bei jeder V lassung sich sämmtlicher Blaseinstrumente zu bedienen pflegen; die wenigen Noten in den italiänischen, die vielen in den deut der stete Ueberfluß an denselben in den französischen Partituren. viel über die historische Entstehung der Instrumente und überhau Instrumentalmusik. Was nun ihren ästhetischen Charakter anbe so ist dieser bisher von den meisten Kritikern, in so fern ihnen d solut-romantische Natur der Musik unbekannt gewesen ist, dur verkannt worden. Besonders ist Sulzer in seiner Theorie üb

Instrumentalmusik in dem grellsten Irrthume befangen. Da nämlich die Musik rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht; so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unsrer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, in so fern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen seyn, und es ist also ein absoluter Mißgriff, wenn Sulzer sagt, daß die Instrumentalmusik bey der Musik im Allgemeinen die Hauptsache ausmache. Nichtsdestoweniger ist es eben so unrecht, wenn er urtheilt, daß die Musik, außer bei Tänzen, Märschen und dergleichen, erst dann ihre vollkommene Wirkung hervorzubringen vermöge, wenn sie mit der Dichtkunst vereinigt sey, oder wenn er sagt, daß man die bloße Instrumentalmusik als nichts anders betrachten könne, als wenn ein wohlklingendes Geräusch, das stürmend oder sanft in die Ohren falle, und daß die Musik, in der sich nicht irgend eine Leidenschaft oder Empfindung in einer verständlichen Sprache äußere, nichts anders, als ein bloßes Geräusch sey. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß, wenn von Instrumentalmusik die Rede ist, diese alle den musikalischen Stücken entgegengesetzt werden muß, in welchen sich Gesang befindet, und daß sie also auch eben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im Allgemeinen theilt sich die Instrumentalmusik in Sinfonieen (Ouvertüren), Concerte für einzelne Instrumente, Tänze und Märsche ein. Pq.

Insurrektion. Insurgenten (vergl. Aufstand). Es haben diese heut zu Tage so oft gehörte und in dem verschiedensten Sinne gebrauchten Wörter, mehr als eine Bedeutung. Die Grundbedeutung von Insurrektion ist mit Aufstand oder Aufruhr vollkommen gleich bedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinen Aufstand, einen allgemeinen Aufruhr zu bezeichnen; auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer gesetzwidrigen Widersetzlichkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Ehe wir jedoch weiter von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen sprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müssen wir vorher noch einer besondern Bedeutung erwähnen, welche dasselbe im ungarischen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufstand in Masse des gesammten Adels des Reichs, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Gränzen aufzurufen befugt und wodurch alsdann jeder Adliche verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. Noch in neueren Zeiten, zum letztenmale im Jahr 1809 hat die ungarische Insurrektionsarmee rühmlich gegen den Feind, der die Gränzen des Vaterlandes betrat, gefochten. Ob übrigens eine Insurrektion im gewöhnlichen Sinne des Worts gerechtfertigt werden könne, ist eine sehr bestrittene Frage und wir beziehen uns hier auf das, was unter dem Artikel Aufstand darüber gesagt worden ist. Unstreitig aber ist jede Insurrektion rechtmäßig, sobald sie gegen die Anmaßungen fremder Tyrannei und Usurpation gerichtet ist. Ein Volk, was in einem solchen Falle zu den Waffen greift, vertheidigt vielmehr seine heiligsten Rechte gegen die Willkühr der Uebermacht und so hat in unsern Tagen das Wort Insurrektion und Insurgenten eine edlere Bedeutung gewonnen, als man vormals mit demselben verband.

So sprachen die Franzosen von spanischen Insurgenten und mein damit die übergroße Mehrzahl der Nation, die sich nicht von franz schem Uebermuthe schänden, nicht ihres rechtmäßigen angestamn Königs berauben lassen wollte; so sprachen sie von Insurrektioner Deutschland, wenn die Einwohner zu Gunsten ihrer rechtmäßigen F sten gegen die fremden Unterdrücker die Waffen ergriffen. Auf d Art haben die Worte Insurrektion und Insurgenten ihren vormali gehässigen Sinn verloren, wie es mit so manchen andern Worten Fall gewesen ist, die, wie z. B. das Wort: Uebelgesinnte, oft ger in der entgegengesetzten Bedeutung gebraucht wurden. Was das V fahren im Kriege mit denjenigen betrifft, die, sey es mit Recht o Unrecht, von der Gegenparthie für Insurgenten erklärt sind, so pfl man ihnen freilich die Vorrechte ordentlicher Krieger nicht zuzuge hen, mit ihnen keinen guten Krieg zu führen, d. h., man hält sich berechtigt, ihre Wohnungen zu zerstören und sie selbst, wenn si Gefangenschaft gerathen, als Verbrecher zu bestrafen, doch hängt d größtentheils davon ab, ob die Insurgenten stark genug sind, um R pressalien zu üben, in welchem Falle, wie die neueste Geschichte d spanischen Krieges beweiset, man sich gewöhnlich bequemt, sie gle andern ordnungsmäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateinischen Worte Intellectus, V stand, bedeutet häufig bloß so viel als verständig, verstandreich; w aber dieser Ausdruck von Erkenntnissen gebraucht, so versteht man d unter solche, die aus dem Verstande entsprungen sind, im Gegen der sensuellen, sensitiven, die aus den Sinnen und der Empfindu entspringen. So ist z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine U sache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philosophie Ficht und Schellings redet von einer intellectuellen Anschauun welche nichts anders ist als die unmittelbare reine Selbstanschauun Ich schaue mich selbst an, heißt es, in der unmittelbaren, in sich z rückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; diese reine V stellung meiner selbst ist nicht sinnlich; keine Wahrnehmung oder B trachtung meiner sinnlichen Eigenschaften, meiner persönlichen B schaffenheit oder Individualität: die Vorstellung meines empirisch Selbst setzt schon die intellectuelle Selbstanschauung voraus: denn I bin eher, als ich fragen kann, wer ich sey? Die Anschauung des A tes, wodurch das Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtseyn der a sich selbst hervorgehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigke macht die intellectuelle Anschauung aus. Betrachtet man dies all genauer, so findet sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtseyn a intellectuelle Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlich innerer Anschauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle A schauung als Grundbewußtseyn der Einheit überhaupt geltend gema werden; daher bei ihm die bloße intellectuelle Anschauung der absol ten Identität (s. Schelling). Es ist hier der Ort nicht, dies weit auszuführen. Wer sich darüber unterrichten möchte, was denn übe haupt die intellectuelle Anschauung solle, und wie sie in die neuere Ph losophie gekommen sey, der lese in dem Werke Reinhold, Fich und Schelling von Jakob Fries S. 224 fgg. dd.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches i Vernunftgebrauch von sinnlichen Eindrücken unabhängig ist. De Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtseyn, daß er, unabhänzig vo

den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum Handeln gebrauchen, seinen Willen frei durch eigene Gesetze bestimmen kann, und hierdurch ist er in eine andere Ordnung der Dinge gesetzt, als die der Sinnenwelt ist. Unter der höchsten Intelligenz versteht man die Gottheit, welche wir nicht anschauen können, weil sie kein sinnliches Wesen ist, und die in der Erkenntniß nicht, wie wir, von sinnlichen Eindrücken abhängt, sondern die Dinge erkennt wie sie sind, und nicht bloß wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der Intelligenz in der Ichheit oder Selbstheit: sie sieht sich selbst zu, schaut sich selbst an, Seyn und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur, indem sie sich selbst sieht, also auf sich selbst handelt. Was für die Intelligenz seyn soll, das muß sie in gewissem Verstande selbst seyn, das muß sie in sich selbst finden, in sich selbst anschauen: denn ihr Wesen besteht darin, daß sie sich selbst zusieht. Sie kann nichts seyn, und in ihr kann nichts seyn, was sie nicht setzt, was sie nicht anschaut, dem sie nicht zusieht. Das vorstellende Wesen ist alles, was es ist, und was für dasselbe ist, nothwendig für sich selbst, und nur in so fern ist es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es ist sich selbst Object, erscheint sich selbst, handelt auf sich selbst: alle Dinge, die für dasselbe sind, müssen in ihm seyn, zu ihren eigenen Selbsterscheinungen gehören, Gegenstände ihrer Selbstbeschauung ausmachen. Wenn man das Sich selbst zusehen das Ideale und das Seyn das Reale nennt, so kann man sagen, das Ideale und Reale ist unzertrennlich vereinigt. In dieser unzertrennlichen unmittelbaren Vereinigung des Zusehens und Seyns, des Idealen und Realen, besteht eben das Wesen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geistes. Man darf nicht vergessen, daß diese Ansicht lediglich von dem idealistischen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unsern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einsicht, Verständlichkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen solche, wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die schleunig zur Kenntniß des Publikums kommen sollen. Die Anstalt, an welche dergleichen Nachrichten schriftlich eingeliefert werden, und welche sie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird das Intelligenz-Comptoir genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden und welche jedermann lesen und nachschlagen durfte, die Stelle solcher öffentlicher Nachrichten, welche auch späterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeschlagen wurden. Den ersten Vorschlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Montagne, der 1569 starb, gethan haben; John Innys war hingegen der erste, der 1637 ein solches Intelligenz-Comptoir wirklich zu London errichtete. Er nannte es the office of intelligence und erhielt vom König Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutschland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerst dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu

Augsburg, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intension bedeutet die innere Stärke oder Kraft, im Gegensatze der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer Intension der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will; in welchem Sinne man sich auch des Beiworts intensiv bedient. Intensives Leben nennt man ein solches, dessen Dauer man nicht nach der Zeit, sondern nach der Wirksamkeit und dem Genusse berechnet. Intensiv vergrößern heißt vereinigen, dem innern Werthe nach erhöhen. Intensität ist eben so viel, als intensive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Quantität, sondern von der Qualität der Theile abhängende Wirksamkeit eines körperlichen Stoffes. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. betteln ist das verbum intensivum von bitten.

Interdict hieß der große Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Klerus hatten zu Schulden kommen lassen. Es war der furchtbarste Schlag, der das Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte auf, die Kirchen wurden verschlossen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was sonst heilig und segensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, war nun entweiht und kraftlos. Dieß schreckliche Anathema wurde zuerst von Gregor V. 998 gegen Frankreich, dessen König Robert sich von seiner im 4ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgesprochen und dieser Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und sich von seiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung den Petersgroschen eintreiben und dem Papste das Patronat über die englischen Bisthümer zu lassen verursacht wurde. Nachdem das Interdict 6 Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte gestatten, sondern auch unter den schimpflichsten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgesprochene Krone als päpstliches Lehn wieder annehmen und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der Magna Charta, worauf die englische Freiheit beruht, zufrieden stellen. Je öfter indeß die Päpste sich dieses Mittels, die Fürsten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, desto mehr verlor es von seiner Kraft, und wenn sie auch fortfuhren in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, so wurde es doch seit dem 15ten Jahrhundert nicht mehr befolgt, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von diesen Anmaßungen der päpstlichen Hierarchie. E.

Interesse, Interessant (von dem Lateinischen interesse, dabei seyn, daran gelegen seyn). Interesse ist der Antheil, den wir an einer Sache nehmen, in Hinsicht des Gegenstandes selbst, der Reiz oder die Wichtigkeit die sie für uns hat. Daher sagt man in letzterer Rücksicht, ich habe ein Interesse bei der Sache oder bin bei derselben interessirt, d. h. ich bin bei derselben beantheiligt, in dieselbe verwickelt; ferner ein Gegenstand interessirt mich (hat für mich Interesse), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in so fern interessant, d. i. wichtig, besonders anziehend, reizend; eine Person z. B. unterhaltend;

in ersterer Hinsicht aber: ich interessire mich für einen Gegenstand d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Interessent, Theilhaber, Theilnehmer) lasse mir ihn angelegen seyn, z. B. ich interessire mich für eine Person, d. i. ich nehme auf sie vorzügliche Rücksicht, verwende mich für sie u. s. w. Letzteres setzt voraus, daß ein Gegenstand ein Interesse für mich habe, oder mir interessant sey. Das Interesse der Menschen, d. i. der Gegenstand für welchen sie sich interessiren, so wie der Grund, warum, und die Art, auf welche sie sich für ihn interessiren, ist verschieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn interessant, und man nennt daher diesen Antheil, um so stärker er ist, Interesse im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für seinen Vortheil, auch diesen Vortheil oder Gewinn selbst Interesse, besonders wenn er sich auf Geld oder Geldeswerth bezieht, daher auch in der Mehrzahl die Interessen, im bürgerlichen Leben die Zinsen von Kapitalien und Grundstücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem speziellen Interesse unterscheidet man daher das, was allen Menschen interessant seyn sollte, was mithin an sich interessant ist, und was man daher unter Gebildeten schlechthin interessant nennt. Interessant ist in dieser Bedeutung nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höheren Thätigkeiten des Geistes beschäftigt, oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beruht; was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wichtigen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem ungemeinen Grade ausbildet, an sich zieht, insbesondere aber das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eigenthümliche Darstellung in der Wirklichkeit und Kunst bezieht oder mit ihr in einem seltsamen Widerspruche steht, nach dem Ausspruche: homo sum nihil humani a me alienum esse puto (ich bin ein Mensch, und nichts was Menschen angeht, ist mir fremd); oder wie der deutsche Dichter sagt: „die Menschheit ist dem Menschen das Interessanteste." Das Interessante ist sonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewissem Sinne immer auch interessant ist (interessiren muß). Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Product einer großen, originellen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Person, ihr Betragen, ihre Physiognomie interessant, (d. i. durch einzelne hervorstechende, oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen an sich ziehend), wenn sie auch nicht schön (d. i. in vollkommen ausgebildeter From einen bedeutungsvollen Charakter verschließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Ueberwältigung des schmalkaldischen Bundes erließ Carl der V., um wie die politischen Verhältnisse nun auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Verordnung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genannt wurde) bis zur definitiven Entscheidung des allgemeinen Concils mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen gehalten werden sollte und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe war den Protestanten darin nachgelassen, in allem Uebrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder

beobachten. Die katholischen Stände sahen in diesem Interim nur eine immer noch zu gelinde Rectification der Protestanten, und diese wußten durch Unterhandlungen und halbe Befolgungen Zeit zu gewinnen, bis ihnen die passauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherte. E.

Intermezzo ist keine Erfindung der Neuern: denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker in einander verwobene Darstellungen, mit welchen sie den Uebergang eines Stücks zu dem andern zu verbinden und weniger grell von einander abstechend zu machen suchten. So wie sie Prologe und Epiloge hatten, die dazu bestimmt waren, entweder vor oder nach dem Stücke das Publikum in einen beruhigenden Bezug mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, das vorhergehende Stück gleichsam in das folgende überzutragen und mit demselben zu verschmelzeu. Gegenwärtig gibt man den Namen: Intermezzo, kleinen italiänischen oder deutschen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen geschrieben sind, jetzt aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke, in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Producte, eben weil sie durch die geringe Anzahl Personen so sehr beschränkt sind, keine strenge Anforderungen zu machen scheint; so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zusammenhange derselben eben sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's sollen anfangs, wenn man Artraga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen seyn, welche von mehrern Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wurden, und deren Inhalt mit dem Stücke in einiger Beziehung stand. Als eins der ältesten und schönsten nennt man il Combattimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von ihrer ersten Bestimmung, stellten eigne Handlungen für sich vor und wurden so gewissermaßen der Hauptbestandtheil der ersten Oper, bis sie jetzt, wie schon oben gesagt, zu eigenen für sich bestehenden kleinen Opern für eine oder zwei Personen geworden sind. In der Darstellung solcher Intermezzo's hat sich besonders in der letzten Zeit der königl. preuß. Kammersänger Bianchi sehr ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Gesandte oder Unterbotschafter genannt, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes an hohen Höfen, bei Kaisern und Königen, heißt Nuntius. Auch der österreichische Minister zu Konstantinopel hatte bisher meistens nur den Charakter eines Internuntius, wenn er sich nämlich ordentlich bei der Pforte aufhielt. Außerordentlicher Weise dahin abgeordnete Gesandte trugen dagegen den Charakter von Botschaftern vom ersten Range.

Interpolation so viel als Einschalten ist ein Kunstwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe. M. L.

Interpretation, s. Erklärung, Exegese und Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollständiger Gedankenreihen durch gewisse Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung dessen, was dem Sinne nach zusammengehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwischenpunkte machen).

Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton- aber keine eigentliche Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III, 44 und 46. Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, so wie der Griechen, größtentheils eine bloß oratorische, das heißt sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus, στιχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatische Interpunktion dagegen, war spätern Ursprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Carls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alkuin wieder herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμή, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die aber beide auf sehr verschiedne Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte, und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkührlich bediente, so behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die gelehrten venediger Buchdrucker Manucci die Interpunktionszeichen vermehrten, und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es ist (wenn gleich Heynatz und einige andre neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen), seit jener Zeit außer einzelnen genauern Bestimmungen nichts hinzugethan worden. Die sämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen sind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Konjunktionen), die einfache Sätze mit einander verbinden; zwischen mehrern einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehrern Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders aber, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten: aber, denn, allein, wiewohl, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), steht vor einem Nachsatze, wenn der Vordersatz zusammengesetzt, besonders, wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt gewesen; wenn man seine eigenen oder eines Anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt) steht am Ende jedes

vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, und bei Zahlen; jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander gesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andre Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen und wird nach jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Aufruf, Wunsch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemühsbewegung aussprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Aufrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Fehlerhaft steht es am Eingange der Briefe, sogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadels (!! wohl gar!!!), so wie des Fragezeichens??), ist äußerst vorsichtig zu gebrauchen, und in dem bei weitem mehrern Fällen ein Beweis, daß der Schreiber bei der Stelle nichts empfand, oder zu sagen wußte. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (- oder auch —) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eignen Ursprung und seine besondre Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen, und seine leichte Uebersicht, so wie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn mehrere vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen. 8) Die Parenthese (() oder [] auch durch —) (Einschluß, Einschließungszeichen) wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, desgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von dem andern Satze verschiednen Stellung und Konstruktion, in die Mitte setzt. Das Zeichen [] braucht man besonders auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leser dies nicht für eine in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz rege machen, oder auch eine längere Pause im Reden andeuten will. Auch steht es zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Desgleichen wird es gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Konstruktion (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („ ") steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowohl bei ganzen

Sätzen

Sätzen als bei einzelnen Worten. 11) Der Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vokals, besonders des e und i, seltner einiger andern Buchstaben (z. B. bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen Wandsbecker Boten, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein echtes Kennzeichen des Witzes hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, ꝛc., etc.) steht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder daß derselbe unvollendet sey, oder daß man sich zu dem Gesagten noch mehreres ähnliche hinzudenken könne. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen; denn die Anmerkungszeichen (* †), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweisungszeichen (f. fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelnen Stelle, beziehen sich aber nicht auf den oben aufgestellten herrschenden Begriff der Interpunktion. A—s.

Interregnum (Zwischenreich), s. d. Art., Vicariat und Reichsvicarien.

Intervall ist die Verschiedenheit der Geschwindigkeit bei den Schwingungen zweier Töne. Das Zahlenverhältniß der Schwingungen, welche bei zwei Tönen in derselben Zeit geschehen, heißt das Tonverhältniß. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse eben so, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen oder zu berechnen. Ein Tonverhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen: alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Tonverhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen dieser Zahlen unter sich. Die consonirenden Verhaltnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas einfacheres beziehen, und zu etwas einfacherem übergehn. Y.

Intoleranz, in der Moral, ist die Bereitwilligkeit, das Recht eines andern, eine verschiedene religiöse Meinung zu haben, kränken zu wollen. Da nämlich die Religion eine moralische Gemüthsstimmung ist, welche nur durch Freiheit erworben werden kann; so hat auch ein jeder das Recht, sich hierin dieser Freiheit nach eigenem Gefallen zu bedienen, wenn er nur kein öffentliches Aergerniß dadurch gibt. Intoleranz ist ein Laster, welches aus Irrthum oder Scheinreligiosität entsteht. Es kann daher kein Mensch berechtigt seyn, einen andern zu zwingen, daß er sich zu irgend einer Religion bekennen soll, die Zwangsmittel dazu mögen nun öffentliche, z. B. Verfolgung, oder geheime seyn, z. B. Bestechungen. Auch darf kein Mensch dem andern deswegen ein Uebel zufügen, weil er sich von einer Kirche trennt und etweder für sich selbst, oder in einer andern Kirche seine Religionsübung anstellen will. Nur darf man den Gegensatz von Intoleranz, die Toleranz, nicht mit Indifferentismus verwechseln, wie dieses oft zu geschehen pflegt. Dieser ist Gleichgültigkeit in Hinsicht aller Religion, sowohl der eignen, als der fremden. Ein Mensch, dem es gleichviel ist, zu welcher Religion er sich bekennt, besitzt ganz falsche Begriffe von dem Zwecke derselben. Und ein Mensch, dem es gleichviel ist, was andere für eine Religion haben, muß entweder gar nicht wissen, welchen Einfluß Religion auf Sittlichkeit hat, oder es ist

ihm auch dieser Einfluß gleichgültig. Im ersten Falle ist er übel unterrichtet, und im zweiten kann er kein guter Mensch seyn: denn einem solchen darf die Wirkung der Religion auf Sittlichkeit unmöglich gleichgültig scheinen. Daraus folgt aber nicht, daß derjenige, dem es nicht gleichviel ist, welche Religion seine Nebenmenschen haben, unerlaubte Mittel anwenden dürfe, um diesen die seinige mit Gewalt aufzudringen. Es kann ihm wehe thun und er kann wünschen, daß sie besser belehrt seyn möchten, auch, wenn er Beruf dazu hat, den Weg der Belehrung einschlagen; nur muß er sich aller gewaltsamen Mittel enthalten. Wollte, z. B., ein Christ einen Juden mit Gewalt zwingen, sich taufen zu lassen; so könnte dieser mit gleichem Rechte ihn zwingen, sich beschneiden zu lassen. Dies sind etwa die Grundsätze über Toleranz und Intoleranz, wie sie gewöhnlich aufgestellt zu werden pflegen: doch leugnen wir deshalb im mindesten nicht, daß diesen Grundsätzen, wenn man sie streng ins Auge fassen will, eine auffallende Inconsequenz inwohnen möchte. Zuvörderst darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Geistesfreiheit, die eigentlich jedes Menschen Erbtheil seyn sollte, da, wo von Religion die Rede ist, mit der bürgerlichen Freiheit, die durch den Staat bedingt wird, in auffallende Berührung geräth. Denn da die Religion nicht bloß in Gesinnungen besteht, sondern da sie auch gewisse äußere Handlungen, um diese Gesinnungen auszudrücken, nothwendig macht; so scheint daraus hervorzugehen, daß der Staat, als solcher, das Recht haben dürfe, jeden Bürger zur Ausübung jener Handlungen, die nun einmal als äußere Symbole der innern Gesinnung in jeder Religion vorgeschrieben sind, gesetzlich zu zwingen. Religion ist nun einmal als unerlaßliche Stütze jedes Staats, oder vielmehr jeder bürgerlichen Gesellschaft angenommen und aufgestellt worden. Denn, man sage, was man wolle: die Moralität des großen Haufens, dem weder Erziehung noch Unterricht eine Fertigkeit in der Ausübung moralischer Grundsätze verschafft haben, würde ohne den Zaum der Religion zum Nachtheile der bürgerlichen Gesellschaft auf eine sehr bemerkbare Weise gefährdet werden. So sehr auch gewisse Eiferer die Religion, als Religion und nur durch die, ihr inwohnende heilige Kraft, und nicht als politisches Zwangsmittel, gehegt und gepflegt wissen wollen; so kann dennoch kein Denker in Abrede seyn, daß sie, außer dem höhern Zwecke, den Menschen zum Ebenbilde Gottes zu machen, auch noch zur Ruhe und Beförderung der bürgerlichen Ordnung beitragen könne und auch müsse. Wenn diese Behauptung, wie wir glauben, zu einem unumstößlichen Grundsatz, dem keine Erfahrung zu widerstreiten vermag, geworden ist; so folgt daraus, daß der Staat, als solcher, allerdings verpflichtet sey, die Ausübung der in demselben herrschenden Religionen zu berücksichten und sie, so viel als möglich, zum Augenmerke seiner polizeilichen Gesetzgebung zu machen. Wenn wir diesen Grundsatz streng ins Auge fassen; so wird uns, ohne daß wir deshalb zu fanatischen Schwärmern werden dürfen, die Nothwendigkeit einleuchten, daß der Staat allerdings über die äußere Ausübung der in derselben herrschenden Religionen zu wachen habe und daß ihm, in diesem Sinne genommen, nichts weniger als eine absolute Toleranz zuzumuthen stehe. Wir verwahren uns hiermit aber feierlich vor dem Verdachte, als wollten wir dem Staate auch auf die Meinungen, in so fern diese Meinungen bleiben, Einfluß gestatten: nein, der Staat darf den Bürger höchstens nur zu der äußern Ausübung der in demselben herrschenden Religionen anzuhalten berechtigt seyn, ohne deshalb auch nur im geringsten über die Meinungen desselben gebieten zu wollen. Auch verträgt sich überall mit einem wahren, regen Eifer,

den wir für alles Wichtige, also auch für die Religion, haben sollen, keine absolute Toleranz, welche, im eigentlichen Verstande, nichts als absolute Gleichgültigkeit für alles Vorhandene genannt werden muß. Diese Gleichgültigkeit, oder dieser Indifferentismus, pflegt auch gewöhnlich nur solchen Individuen gegeben zu seyn, die, in eine gewisse Unthätigkeit und Schlaffheit der Seele versunken, weder für die Tugend, noch für das Laster ein eigentliches Interesse fühlen und von beiden gleich wenig gerührt werden können. Es bedarf keines Beweises, daß dergleichen Personen weder im Moralischen noch im Religiösen jemals etwas Großes, etwas Erhabenes, etwas das Wohl der Menschheit Förderndes unternehmen werden. Daher kann auch die gewöhnliche Denkungsart solcher Individuen, vermöge welcher nur darum die fremde Ruhe nicht gestört werden soll, damit die eigne erhalten werde, zu keiner Maxime für diejenigen werden, die das Heil der Menschen selbst mit Aufopferung ihres eignen Glücks zu fördern im Stande sind. Die eigentliche Toleranz, d. h. diejenige Gesinnung, welche alles, was da geschieht, für gut erklärt und nach welcher niemand in seinem Handeln gestört werden soll, wenn er nur das Positiv-Böse unterläßt, möchte er auch für ewige Zeiten das Gute nicht thun, diese Toleranz soll weder in der Religion, noch in der Moral, noch im bürgerlichen Leben, noch überall irgendwo in den Bestrebungen der Menschen geduldet werden. Pq.

Intonation bezeichnet im Allgemeinen die Eigenschaft, den Ton mit Leichtigkeit anzugeben. Daraus geht hervor, daß sie zweierlei sey, einmal die der menschlichen Stimme und dann zweitens die eines jeden Instruments. Die Intonation der menschlichen Stimme, unter welcher man wiederum zweierlei verstehen kann, ist in der Musik von der höchsten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derselben (um von dieser als der ersten Art der Intonation zu reden) der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir am Gesange finden; ja die reine Intonation ist die erste und unablaßlichste Bedingung eines jeglichen Gesanges, welchem, rühre er auch von der schönsten, geübtesten und kunstgerechtesten Kehle her, das Ohr keinen Geschmack abgewinnen kann, wenn die Intonation nicht rein ist, d. h., wenn sie entweder etwas über oder unter dem rechten Tone schwebt. Die Ursache des unreinen Intonirens, welches man im Italiänischen stonare, und im Französischen détoner, im Deutschen auch zuweilen mit einem sehr gewöhnlichen Kunstausdrucke, herunterziehen, nennt, ist immer noch hinlänglich erklärt, wenn man sie in einem fehlerhaft oder nicht genugsam gebildeten Gehöre sucht: wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künstlerisch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anstrengung erworbenen Virtuosität, nicht selten in den Fehler der falschen Intonation verfielen, diesen selbst erkannten und ihn doch nicht verbessern konnten. Es scheint daher, als liege die Ursache dieses Fehlers mehr in einer momentanen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem sey wie ihm wolle; so ist das Studium der reinen Intonation das höchste und nothwendigste Erforderniß bei der Erlernung des Gesanges, und sie kann nur auf die einzige Weise zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, mit geschwinden Noten, oder gar mit Bravour-Arien, sondern mit dem langsamen Aushalten der einzelnen Töne (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn wird die menschliche Stimme, ehe sie durch angestrengte Uebung zur Festigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quantität der Töne hervorzubringen; so muß

sie natürlich in sich selbst zerbrechen und zu jeder Leistung von kräftiger, gediegener Intonation gänzlich unfähig gemacht werden, wie etwa, um mich eines recht menschlichen Beispiels zu bedienen, ein Kind die Beine verrenkt, wenn es entweder zu früh, oder ohne stufen weise Gewöhnung, zum Gehen gezwungen wird. Da wir keine eigentliche Singschulen, im Sinne der Italiäner, in Deutschland besitzen! so wird daraus begreiflich, warum der Gesang im Allgemeinen, besonders aber die Fertigkeit in geschwinden Passagen, so wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutschland, als in Italien, zur Kunst ausgebildet worden ist. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmsten Theil der Singkunst, ausmacht, ist es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegsamkeit der Stimme zu erhalten, die wir bei den Italiänern bewundern, bei den Deutschen hingegen, mit einigen wenigen Ausnahmen, gänzlich vermissen, eine Fertigkeit, die so offenbar ein charakteristisches Kennzeichen fast aller italiänischen Stimmen ist. Die Intonation der menschlichen Stimme ist also nicht allein die Kunst, die Reinheit des Tons hervorzubringen, sondern sie besteht auch, wie aus obigem erhellt, in der Fertigkeit, die Töne schnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben, und dies ist die zweite Art der Intonation, wenn von der menschlichen Stimme die Rede ist. Was die Intonation der Instrumente anbetrifft; so ist diese allerdings auch einer großen Schwierigkeit unterworfen, besonders bei den Blaseinstrumenten, auf denen ein reiner und schöner Ton weit seltener ist, als auf den Saiteninstrumenten. Bei diesen hängt es bloß von der Führung unsers Arms, und von dem Instrumente selbst ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht; und den Arm können wir, nach abstracten Verstandsregeln, in unsrer Gewalt haben. Ganz anders verhält es sich jedoch mit der Intonation der Blaseinstrumente: hier unterliegt dieselbe nicht allein der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder durch eine andere vorherrschende Disposition des Körpers, bedingt werden kann; sondern die augenblickliche Beschaffenheit des Instruments, welche der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen ist, stellt dem Künstler eine neue und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Daraus erhellt nun, daß, wie bereits eben gesagt worden, die Intonation der Blaseinstrumente bei weitem schwieriger sey, als diejenigen der Geigeninstrumente. Die Erfahrung bestätigt dieses: denn gegen zehn erträgliche Geiger, die uns mehr oder minder Genüge leisten, liefert die musikalische Welt kaum einen Künstler, der im Stande wäre, auf einem Blaseinstrumente einen ähnlichen Effect hervorzubringen. So wie nun die menschliche Stimme durch Aushalten der einzelnen Töne (Solfeggiren, Scalasingen) nur einzig und allein in den Stand gesetzt werden kann, eine reine und geläufige Intonation zu gewinnen, eben so muß das Studium des Künstlers auf dem Blaseinstrumente unablässig dahin gerichtet seyn, durch langsame und im Ansatze der Lippen auf das sorgfältigste beobachtete Intonation Schönheit und Leichtigkeit des Tons sich zu eigen zu machen. Pq.

Intrade (ital. intrata) ist ein aus vollstimmiger Instrumentalmusik bestehender kurzer Satz, der einem größern Tonstücke oder überhaupt einer theatralischen Handlung zur Einleitung dient, und der mehrentheils einen ernsthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Ursprünglich scheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die mit ihren Instrumenten ein tönendes Geräusch machen und dadurch die Aufmerksamkeit der Menge auf die folgende öffentliche oder theatralische Handlung rege

machen mußten. Nach und nach wurde dies anfangs bloß mechanische Hülfsmittel künstlerisch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Instrumente hinzufügte. So entstanden endlich die charakterisirten Einleitungsmusiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (s. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende und an keine bestimmte Melodie gebundene Untereinanderblasen eines Trompetercorps, welches sich am Ende in ein sanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt.

Invaliden heißen diejenigen Offiziere und Soldaten, welche im Kriege verstümmelt und zum fernern Dienen untauglich gemacht sind. Mehrentheils werden sie in einem öffentlichen Gebäude vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anstalt. Die Athenienser hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, diejenigen, welche im Kriege verstümmelt waren, auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst einen Plan dazu entwarf. Allein da der Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieses Institut unter der Gerichtsbarkeit des Bischoffs stehen durfte, so wurde dies Veranlassung, daß der König seinen Plan gänzlich aufgab. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus, und ließ im Jahre 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus (aux Invalides) aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat seine eigene Kirche, ein Krankenhaus, seinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziers. Man hält nicht allein eine ordentliche Wache in demselben, sondern es werden auch alle andere Formalitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache sind. In der ersten Zeit der Revolution hat zwar diese Anstalt gelitten, ist aber nachdem, während des Kaiserthums, zweckmäßiger als je eingerichtet worden. In den letzten Zeiten des Königthums sollen in demselben die ärgsten Mißbräuche und die ungeheuersten Veruntreuungen geherrscht haben. — Das ansehnliche Invalidenhaus zu Berlin hat Friedrich der Große 1748 erbauen lassen.

Inventarium heißt ein jedes richtige Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung und Verwaltung behalten, oder einem Andern anvertraut haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen Inventur, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft des Verstorbenen, bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt. Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte Wirthschafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln die landwirthschaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht statt finden kann. In dieser Rücksicht wird das Wirthschafts-Inventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Vieh-Inventarium, auch Moventen (res sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits-, Nutz- und Zucht-Vieh gehört,

und 2) in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke ꝛc. rechnet, welche durch Menschen und Thiere fortgebracht und in Bewegung gesetzt werden müssen. X.

Investitur hieß die Belehnung, durch welche Bischöfe und Aebte sich, seit das Lehnswesen bestand, von ihren Landesfürsten in den Genuß ihrer Kirchengüter einsetzen lassen mußten. Diese Belehnungssitte hatte ihren Grund in dem Umstande, daß viele dieser Güter erst von dem Landesfürsten verliehen, und ihre jederzeitigen Besitzer daher als Vasallen derselben zu betrachten waren. Weil die Fürsten sich aber nicht begnügten, die Zeichen dieser Belehnung, Ring und Krummstab, an die Bischöfe und Prälaten zu überreichen, sondern dadurch auch Einfluß auf die Besetzung dieser geistlichen Aemter zu erlangen gewußt hatten, griff der Papst Gregor VII. das Investiturrecht der Fürsten an, und erregte dadurch den Investiturstreit, einen langwierigen Kampf zwischen Kirche und Staat, der von ihm und seinen Nachfolgern mit abwechselndem Glücke gegen die Fürsten der katholischen Staaten geführt, und für Deutschland erst durch das Wormser Concordat 1122 (wo der Kaiser auf die Wahl und Investitur der Bischöfe und Aebte Verzicht leistete, und sich nur die Bestätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitdem üben die Capitel und Klöster in Deutschland das Recht einer freien Wahl ihrer Bischöfe und Prälaten aus, in den übrigen katholischen Staaten ist aber, obgleich die Abschaffung der Investitur von den Landesfürsten verlangt wurde, doch ihr Einfluß auf diese Wahl in neuern Zeiten wieder entscheidend geworden. E.

Jo, eine Tochter des Jnachus, nach andern des Argus Panoptes, oder des Jasus, oder des Pirenis, oder des Neptun und der Pytho, der Argia, der Jsmene, der Leucane oder der Halirrhoe, war ein besonders schönes Mädchen, in welches sich Jupiter verliebte. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte sie ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte seine Geliebte sogleich in eine schöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Jo, und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jupiter, nichts Arges ahnend, gewährte ihr die Bitte, und Juno nahm die Kuh mit sich und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus; in dem Augenblicke jedoch, wo sich Jo in Freiheit glaubte, ward sie von der Juno wahnsinnig gemacht und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang ins ionische Meer, kam nach Jllyrien, setzte über den Hämus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosphorus nach Asien, streifte durch Scythien über den Caucasus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im Prometheus des Aeschylus weitläufig beschrieben. In Aegypten endigten sich ihre Leiden; hier bekam sie ihre vorige Gestalt wieder, und gebahr den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen

wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demselben nach Aegypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward nun zur Göttin, und die Aegyptier verehrten sie unter dem Namen Isis.

Jocaste (Epicaste), eine Tochter des Menöceus, Schwester des Creon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Oedipus gebahr. Nachdem dieser seinen Vater Lajus unwissend erschlagen, und das Räthsel der Sphinx gelöst hatte, bekam er zur Belohnung die Jocaste, seine eigne Mutter, zur Gemahlin. Diese Täuschung wurde bald entdeckt, und Jocaste erhing sich aus Verzweiflung selbst.

Jon, ein Sohn des Ruthus und der Kreusa, einer Tochter des Erechtheus. Im gleichnamigen Trauerspiele des Euripides wird von seiner Geburt und seinen Jugendschicksalen folgende Mythe erzählt. Jon war eigentlich kein Sohn des Ruthus, sondern des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das junge Kind in ein Kästchen, und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zu der delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa den Ruthus geheurathet. Da sie aber keine Kinder von demseben bekam; so ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Ruthus als seinen eignen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Ruthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort, er habe bereis einen Sohn, und derjenige, der ihm, aus dem Tempel gehend, zuerst begegnen würde, wäre es. Ruthus, der einstens bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefundene Sohn sey eine Frucht jener Umarmung, und nahm daher denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben zuerst gefunden hatte; so gab er ihm auch den Namen daher (exionli). Desto unzufriedener aber war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ja, ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Ruthus hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht; sondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete, und gleich darauf starb, entdeckte das schreckliche Vorhaben der Kreusa, und diese ward zur Steinigung verurtheilt. Sie floh zum Altare, und als Jon eben im Begriffe war, sie von demselben wegzureißen, brachte die Priesterin das Kästchen herbei, in welches ehemals Kreusa den so eben geborenen Knaben gelegt hatte. Sie erkannte es und zugleich ihren Sohn, nannte seinen Vater Apollo, und Minerva, welche die Aussage bekräftigte, beredete beide, den Ruthus in dem Glauben zu lassen, als sey Jon sein wahrer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus, führte für seinen Großvater Erechtheus siegreich gegen die Eleusinier Krieg, und gewann dadurch die Liebe der Athener in einem so hohen Grade, daß ihn diese, nach dem Berichte einiger Schriftsteller, zu ihrem Könige erwählten. Doch findet man ihn unter der Reihe der athenischen Könige nicht genannt, wahrscheinlich weil er sich gegen die Söhne des Erechtheus nicht behaupten konnte. Dagegen erhielt er das Königreich Aegialea, dessen Beherrscher Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, und nannte das Land nach seinem eignen Namen Jonien, so wie die Einwohner desselben Jonier. — Jon, von Chios, ein griechischer

Schauspieldichter und Lyriker, lebte in der 82sten Olympiade. Er soll an 40 Trauerspiele geschrieben und ausnehmend kritisch und regelmäßig gearbeitet haben. — Jon, aus Ephesus, ein Rhapsodist.

Jonien hieß dasjenige Land, in welchem sich die Jonier in Kleinasien anbaueten. Es erstreckte sich zwischen den Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Mäander (jetzt Minder) längs der Küste, den Inseln Samos und Chios gegenüber. Gegen Mittag grenzte es an Karien, gegen Abend an das ägäische Meer, gegen Mitternacht an Aeolien und gegen Morgen an Lydien und an einen Theil Kariens. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau ward Jonien bald eine der blühendsten Provinzen Kleinasiens. Es enthielt zwölf Städte, die zusammen einen Verein schlossen, der unter dem Namen des ionischen Bundes bekannt ist. Jene zwölf Städte hießen: Phocäa (jetzt ein Dorf Foggia), das noch blühende Smyrna, Clazomene (auf dessen Ruinen jetzt Vourla oder Kelisman steht), Erythrä (jetzt Eretri), Chalcis, Tejos (jetzt Bodrun), Myonesus (jetzt Psili), Lebedus (jetzt Karabasch), Colophon (jetzt Altobosco), Ephesus (jetzt Aja Soluk), Priene, Myus und Miletus (jetzt Palatscha). Ephesus war unter diesen die vornehmste und zugleich die berühmteste Stadt von ganz Kleinasien. Anfangs war die Regierungsform der Jonier monarchisch, indem mehrere kleine Könige daselbst herrschten; aber bald wurde sie in eine demokratische verwandelt. Jede einzelne Stadt machte einen eignen Freistaat aus; doch waren alle durch ein gemeinschaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Der ionische Bund wurde geschlossen, als Medien und andere asiatische Reiche mächtig zu werden anfingen. Die Abgeordneten jeder Stadt kamen alle Jahre bei einem Tempel des Neptun zusammen, welcher sich in einem heiligen Haine am Fuße des Berges Mycale, nicht weit von Ephesus befand. Nach einem feierlichen Opfer, wobei ein Jüngling aus Priene den Vorsitz führte, berathschlagte man sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Bundes. Der Ort, wo diese Zusammenkunft geschah, oder auch diese selbst, ward Panionium genannt. Als das lydische Königreich mächtig zu werden begann, mußten sich demselben mehrere Städte des Bundes unterwerfen; ja, Crösus unterwarf den ganzen ionischen Freistaat seiner Herrschaft. Doch erlaubte er ihnen, ferner nach ihren eignen Gesetzen zu leben; nur mußten sie ihm einen jährlichen Tribut zahlen und Hülfstruppen senden. Als Cyrus den Crösus mit Krieg überzog, lud jener sie ein, mit ihm gegen den lyrischen König gemeinschaftliche Sache zu machen, doch wollten die Jonier die Partei des Crösus nicht verlassen, und verwarfen Cyrus Anträge. Nachdem dieser in der Schlacht bei Thymbra den lydischen König besiegt hatte, schickten die Jonier Gesandte an ihn ab, mit dem Antrage, sich ihm unter den nämlichen Bedingungen, wie dem Crösus, zu unterwerfen. Aber jetzt wieß Cyrus die Willfährigkeit der Jonier von der Hand, und bestand auf unbedingte Unterwerfung: doch wurden die Minister milder von ihm behandelt. Nun rüsteten sich die Jonier zum Kriege gegen den Cyrus, wurden jedoch endlich, troß allem muthigen Widerstande, nebst den andern asiatischen Griechen, dem persischen Zepter unterworfen. Indessen ertrugen sie die Herrschaft der persischen Könige nur mit Widerwillen und suchten nichts mehr, als das Joch derselben von sich abzuschütteln. Die Gelegenheit dazu fand sich unter dem Darius Hystaspis, als sich zuerst die Meliter zu empören begannen. Diesen schlossen sich die asiatischen Griechen an und verjagten oder tödteten die Statthalter und Fürsten der Perser. Dieses Unternehmen ward ins Geheim von den eigentlichen Griechen, besonders von den Athenern, kräftig unterstützt; ja, mit

Hülfe derselben eroberten die Empörer sogar die Stadt Sardos und verbrannten und zerstörten dieselbe. Da jedoch kurz darauf die Jonier von den europäischen Griechen verlassen wurden, mußten sie sich nicht allein von neuem unter das noch härtere Joch der Perser beugen, sondern sogar in dem nun zwischen den Griechen und Persern ausgebrochenen Kriege Hülfstruppen gegen ihre eigne Landsleute stellen. Mit welchem Widerwillen sie dies thaten, bewiesen sie dadurch, daß sie durch ihr Benehmen in der Schlacht bei Salamis dem Themistocles den Sieg über die Perser zu erleichtern wußten. Nachdem die Perser zu wiederholten Malen von den Griechen geschlagen worden waren, empörten sich die Jonier nebst den andern asiatischen Griechen von neuem, worauf sie endlich mit Hülfe der Lacedämonier und Athener durch den cimonischen Frieden ihre Unabhängigkeit wieder erhielten. Aus Dankbarkeit gegen die Athener zahlten sie nun diesen einen jährlichen Tribut und schlossen mit ihnen ein Bündniß. Doch brachte ihnen dies eben keinen großen Vortheil: denn die Athener fingen nun an, die Jonier auf mancherlei Art zu drücken, den Tribut zu erhöhen und endlich sie gar zu zwingen, einen großen Theil der Kosten des peloponnesischen Kriegs zu zahlen. Endlich verloren sie gar unter Artaxerxes Mnemon ihre Freiheit wieder, weil sie diesen durch die Anhänglichkeit an den jüngern Cyrus gereizt hatten. Zwar wurden sie jetzt von den Lacedämoniern, besonders unter deren Anführer Agesilaus, glücklich gegen die Perser unterstützt. Da jedoch die Lacedämonier durch innere Kriege in Griechenland selbst genöthigt wurden, ihre Truppen aus Asien herauszuziehen und mit den Persern den berühmten antalcidischen Frieden zu schließen; so mußten die asiatischen Griechen das Opfer davon werden und aufs neue persische Oberherrschaft anerkennen, unter welcher sie so lange verblieben, bis sie Alexander wieder frei von derselben machte. Von nun an genossen sie auch einer leidlichen Freiheit, bis endlich sich die Römer zu Herren von Asien machten und das reiche Jonien durch die unermeßlichen Abgaben, die demselben auferlegt wurden, bald zu Grunde richteten. Doch verhinderte die Industrie der ionischen Städte, so wie ihre unterwürfige Schmeichelei gegen die römischen Despoten, den gänzlichen Verfall derselben und sicherte ihnen sogar eine Art ihres ehemaligen Wohlstandes. Die Macht der Saracenen vertilgte aber auch diese ihre letzte Blüthe. Die Jonier waren als das verzärteltste, aber auch als das liebenswürdigste Volk unter den Griechen bekannt: beides eine Wirkung des sanften und heitern ionischen Himmels. Die Künste des Luxus und der Schwelgerei hatten bei ihnen den höchsten Gipfel erstiegen. Nicht weniger groß war der Ruf ihrer Verdienste um die Wissenschaften, die bei ihnen zuerst blühten, und worin sie die Lehrer der andern Griechen wurden. Ein Jonier, Homer, war wahrscheinlich der erste aller griechischen Dichter; der Arzt Hippocrates, die Maler Parrhasius und Apelles, und die Philosophen Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras u. s. w. waren Jonier. — Was die Geschichte der Einwohner Joniens selbst anbetrifft; so hießen, wie man glaubt, die ersten Bewohner Griechenlands, die Pelasger, von einem gewissen Jon, den man aber mit des Ruthus Sohn Jon nicht verwechseln darf, Jonier, und zwar soll dieser Jon mit Javan, des Noah Enkel und Japhets Sohn, einerlei Person seyn. Andere Schriftsteller lassen nun aber die eigentlichen Jonier, die zu den Hellenen gehörten, von Jon, Ruthus Sohn, abstammen. Ruthus war nämlich von den Söhnen des Königs Erechteus mit seiner ganzen Familie aus Athen vertrieben worden, worauf sich Jon auf der dürren Sandküste des korinthischen Meerbusens im Peloponnesus niedergelassen

hatte. Seine Nachkommen vermischten sich mit den schon vorhandenen Bewohnern und nahmen zusammen den Namen Jonier an, so wie sie ihr Land, das vorher Aegialea hieß, Jonia nannten. Die Jonier waren ein fleißiges und betriebsames Volk, das in kurzem den dürren Boden des Peloponnesus in einen fruchtbaren verwandelte und sich in einen Zustand der Wohlhabenheit zu versetzen wußte. Schon im Peloponnesus theilten sie sich in zwölf Stämme und wohnten in zwölf verschiedenen Städten, die zusammen einen republikanischen Staat ausmachten. So blieb ihre Verfassung bis zu der Eroberung des Peloponnesus durch die Heracliden. Denn als die Achäer von diesen aus Argos und Lacedämon vertrieben wurden; so wollten sie sich anfänglich zu den Joniern retten. Da sie jedoch von diesen nicht aufgenommen wurden; so eröffneten sie sich mit Gewalt den Einzug in das Land derselben und vertrieben die Jonier daraus. Diese zogen nun nach Attica, wo sie bis zum Jahre der Welt 2930 friedlich wohnten. Allein da der Raum dieses Landes ihnen zu enge wurde und sie ihren ehemaligen Wohlstand und ihre Unabhängigkeit nicht wieder zu erreichen glaubten, so lange sie da wohnen blieben; so beschlossen sie aufs neue ihren Wohnsitz zu verändern. Sie wählten daher die gegenüber liegenden reichen Küsten Asiens, welche theils von Barbaren, theils schon von griechischen Colonieen, den Aeoliern, bewohnt wurden. Sie vereinigten sich daher mit mehrern unzufriedenen Atheniensern und einer Menge aus den verschiedensten Ländern herzuströmender Menschen und gingen unter Anführung des Neleus, des Codrus Sohn, glücklich nach Asien hinüber. Die dort wohnenden Barbaren leisteten nur schwachen Widerstand, und in kurzem sahen sich die Jonier im Besitz dieses reichen Erdstrichs und eben so vieler Städte, als sie im Peloponnesus gehabt hatten. Sie behielten hier den alten Namen Jonier bei und gaben dem Lande selbst den Namen Jonia.

Jonische Inseln, s. Sieben-Inseln-Republik.

Iphigenia, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, oder nach andern eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindes Statt angenommen, sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben durch eine Windstille die griechische Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter unter dem Vorwande, daß sie mit dem Achilles vermählt werden sollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine große schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte. Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie nach Tauris entführt, woselbst sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Herodot erzählt, daß alle in Tauris ankommende Schiffbrüchige der Iphigenia selbst seyen geopfert worden. Man habe sie nach vollbrachtem Gebete mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, diesen dann abgehauen und an ein Kreuz genagelt, den Körper selbst aber vom Berge des Tempels herabgestürzt. Als Iphigeniens Bruder, Orestes, hier ankam und die Bildsäule der Diana entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung berathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Diese letztere Begebenheit ist der Inhalt des Trauerspiels, Iphigenia in Tauris, von

Euripides, so wie die Opferung der Iphigenia selbst der Inhalt der Iphigenia in Aulis von eben demselben Dichter. Mehrere Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuca gekommen seyn, und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irene, Kaiserin von Konstantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Lasterthaten, ward zu Athen geboren und im Jahr 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode sie, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Constantin VI. Porphyrogenetes, der erst 9 Jahr alt war, auf den kaiserlichen Thron setzen ließ. Sie glaubte sich in dieser Würde durch Mordthaten befestigen zu müssen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verstorbenen Gemahls, die eine Verschwörung gegen sie gestiftet hatten, hinrichten zu lassen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländische Kaiserthum; Irene wußte ihn jedoch durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von ihm im Jahr 788 in Calabrien aufs Haupt geschlagen. Ein Jahr vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicea zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Iconoclasten bekämpft wurden, welche auch, neben andern Secten, fast sämmtlich zu den herrschenden Religionssecten übergingen. Als Constantin herangewachsen war, entriß er, aus Eifersucht über die Macht seiner Mutter, dieser die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Constantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunstgriffe, waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer widerrechtlichen Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte die Vatersbrüder ihres Sohns ermorden, mehrere Großen verweisen lassen, und so eben, um sich noch mehr auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, der zum Kaiser ausgerufen worden war, sie auf die Insel Lesbos verwies, wo sie auch am 9ten August 803 verstarb.

Iris, der Regenbogen, ward von den Alten für ein Vorzeichen der Witterung, besonders des Regens gehalten. Man glaubte, daß er aus dem Meere und aus den übrigen Gewässern in die Wolken ziehe. So glaubte man, daß er mit seinem Stierhaupte die Flüsse aufschlürfe, und daß besonders ein doppelter Regenbogen Regen bedeute. Ptolemäus behauptet, der Regenbogen verkündige nach den Umständen bald Heiterkeit, bald Sturm, welches Seneca dahin bestimmt, daß er gleich nach Mittag einen starken Regen, gegen Abend Thau und Sprengregen, des Morgens aber Heiterkeit bringe.

Irkutsk ist die Hauptstadt in der Provinz und dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie ist nach Tobolsk (s. d. Art.) die größte und wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2 800 Häuser, 20,000 Einwohner, und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chinesischen Waaren. Die warmen Bäder im bargusinischen Districte des Gouvernements Irkutsk sind gegen rheumatische und scorbutische

Zufälle sehr heilsam, und werden daher häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern **Erin**, eine von den zwei großen britannischen Inseln, und getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer. Es enthält 1,700 □ Meil. mit 4,400,000 Einwohnern, worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden sich mäßige Berge, die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Klima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Auch die Bienenzucht ist bedeutend. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wurde ehemals wenig, jetzt aber bei wachsender Volksmenge und Thätigkeit hinreichend für den Bedarf erbaut. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz als gebraucht wird und die Schätze von Torf und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei und etwas Eisen, auch Salz. Eingetheilt wird Irland in 4 Provinzen und 32 Grafschaften, nämlich I., Provinz **Leicester**: 1) Dublin, mit der Hauptstadt der ganzen Insel, Dublin; 2) Wicklow; 3) Werford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare: 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Provinz **Ulster**: 13) Caran; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Dowa; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donega; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz **Cannaught**: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayd; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz **Monuster**: 27) Klara; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerick; 31) Kerry; 32) Cork. In geistlicher Hinsicht enthält es 4 Erzbisthümer und 19 Bisthümer. Es finden sich von alten Zeiten her in der Insel dreierlei Stämme von Einwohnern: **Spanier**, in Kerry und in einem Theile von Limerick und Cork; **Schottländer**, im nördlichen Theile, welche noch die hochschottische Sprache reden; und Abkömmlinge der **Angeln**, in einem Distrikte bei Dublin. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Ueber den ältesten Zustand Irlands sehe man den Artikel **Hibernien**. Im 12ten Jahrhunderte wendete sich ein vertriebener Fürst von Leicester um Hülfe an König Heinrich II. und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern ruhig. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die englischen Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einwohnern den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Parteien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestantismus übertraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Besiegung der Irländer die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten

zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewohl nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollearbeiten und überhaupt der freie Handel mit den brittischen Colonien, und im Jahr 1782 die Unabhängigkeit vom brittischen Parlamente, welchem das irländische gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld- vorzüglich der Kornbau stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die französische Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreiteten, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wigh-Clubs unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptforderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strengen Maßregeln zu ergreifen, sondern tolerante Gesinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlament eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen als in England setzte; der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlament wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach französische Hülfe; in Dublin formirte sich ein militärischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt und zu Anfang des Jahrs 1794 waren die Irländer fast gänzlich beruhigt. Aber es erhoben sich im kurzen wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegung neuer Taxen, durch angenommene Strenge und durch Begünstigung eines dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es der Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im Jahr 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militärischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, der Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin ein Complot, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelinsurrection bekannt worden ist. Sie wurde für den Augenblick zwar gestillt, allein das Feuer glimmte unter der Asche fort und 1798

erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können, wenn die französische Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die englischen Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wieder hergestellt. Das französische Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das englische Ministerium beschäftigte sich jetzt ernstlich mit den Maßregeln, wodurch allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorgebeugt werden könnte, und glaubte diesen Zweck am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter Ein Parlament zu erreichen. Diese Vereinigung wurde im Jahr 1800 von Pitt durchgesetzt und begann mit dem 1sten Januar 1801. Irland schickte nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt 2/17 der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Vicekönigs einen Lord-Generalstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands belief sich im Jahr 1807 auf 56,296,356 Pfund Sterling. Uebrigens vergleiche man den Art. Großbritannien, über die irländischen Katholiken aber den Art. Emancipation.

Irmensäule (Irminsul) ist eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war das heiligste Idol unserer Vorfahren, und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Carl der Große zerstörte diese Festung im Jahr 772 und zugleich jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren des Herrmann oder Arminius, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit unserer Vorfahren vor, vielleicht selbst des Wodan; und der Name Irmin oder Herrmann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Kriegs war.

Irokesen oder Mohaker, fünf (vormals sechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigne republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohakerland genannt wird, in der Nachbarschaft von Pensylvanien und Maryland. Ihre Namen heißen: Mohaws, Onoyuten (Oneidaer), Onondagaer, Kajugaer, Semekaer, Tuskarogaer und Sississogaer. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen auszustehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Anondago. Im Jahr 1700 zählten sie 54,550 Krieger, jetzt etwa 1500.

Ironie. Für dieses aus dem Griechischen entlehnte Wort (Eironia) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernst, dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie jene Art des feinen Spottes, welche unter der Maske der treuherzigen Einfalt die Fehler, Inconsequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit lächerlich macht, indem sie

gerade das Gegentheil zu thun scheint, welches weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraussetzt, und mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität geschehen kann, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, einmal indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre, während er sie doch durch immer stärkere Beleuchtung so gegen jene in Contrast stellt, daß sie unfehlbar als absurd erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernst des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satyrischen Poesie hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul gesagt in seiner Vorschule der Aesthetik. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart, welche eben der Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit andern ihr boshaftes Spiel zu treiben. Dieser Schlag von Leuten sind eiskalte, pfiffige, verschlagene Schälke, für nichts empfindlich als für die Ehre, jedem der ihnen aufstößt eine Nase drehen zu können. Sie halten bald die Larve der Einfalt, bald der offenen Redlichkeit vor, nicht sowohl um desto leichter zu berücken, (denn einer solchen Nothhülfe ihres Genies würden sie sich schämen) als um dadurch den auf sie lauernden Gegner zu entwaffnen. Die arglose Einfalt zum Narren zu haben, ist für sie eine königliche Lust; dem, der sich gescheidt dünkt, ein Bein unterzuschlagen, ihr höchster Ruhm, und ihr größter Triumph, daß sie wissen, jedermann hält sie für Schurken, und niemand darf es ihnen sagen.

Irrational nennt man in der Mathematik eine Größe, wenn sie nicht aus eben denselben gleichen Theilen zusammengesetzt ist, als eine andere. Ein irrationales Verhältniß ist ein solches, deren Größen kein gemeinschaftliches Maaß haben. Diese Beschaffenheit der Größen selbst nennt man daher Irrationalität. M. L.

Irregular ist überhaupt alles was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumgestalten irregular, wenn die Seiten oder Winkel oder Ecken oder Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatz der regularen, bei welchen diese gleich sind. M. L.

Irritabilität, s. Leben.

Irrlicht oder Irrwisch heißt eine kleine leuchtende Lufterscheinung wie die Flamme eines Lichts, welche sich eben so zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Substanzen faulen, als auf Gottesackern, Schlachtfeldern, Schindangern, in Sümpfen ꝛc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält und ihnen folgt, wird irregeführt; daher ihr Name. Der Aberglaube und die Unbekanntschaft mit der Natur hat sie in der Vorzeit zu bösen Geistern gemacht, welche die Menschen irre leiteten. In warmen Sommernächten werden sie öfterer gesehen, als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet. M. L.

Irrthum (in der Logik) heißt, wenn man den Schein der vollständigen Gedenkbarkeit einer Sache für Wahrheit annimmt. Denn da die Wahrheit in der vollständigen Gedenkbarkeit einer Sache besteht; so wird der bloße Schein dieser vollständigen Gedenkbarkeit, wenn derselbe für die Wahrheit genommen wird, nothwendig Irrthum seyn müssen. Dieser Schein wurde von den Alten *species veri* genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder aber, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er solches unmöglich für wahr halten könne. Dieser Schein bezieht sich nun entweder auf die logische Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der **logisch-formale**, im andern der **reale**, oder **materiale Irrthum**. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Verstandes, d. h., sich selbst widerspricht, ist **logisch** falsch. Irrt der Verstand; so merkt er diesen Widerspruch nicht, sondern er hält alsdann die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Gesetzen des Verstandes für nicht vorhanden. Wird nun dieser Schein aufgedeckt; so verschwindet der Irrthum. Der **reale** Irrthum bezieht sich auf die Sache und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Objecten. Der **formale Irrthum** läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen; der **reale** oder **materiale** aber nicht, weil die Vorstellung eines besondern Objects nach etwas ganz anderm bestimmt wird, als nach den bloßen Gesetzen des Denkens, weil durch diese allein nicht begriffen werden kann, ob unsere Vorstellungen mit den Gesetzen übereinstimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt; so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materiale Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin kein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpfet man mit einem falschen Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil ankommen läßt; so heißt dieses erste falsche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen steht, der **Grundirrthum**; das übrige sind **abgeleitete Irrthümer**. Wenn ich theils nicht verbunden, theils nicht im Stande bin, die entgegengesetzte richtige Erkenntniß eines Irrthums zu erlangen; so heißt derselbe ein **unüberwindlicher Irrthum** (*error invincibilis*). Das Gegentheil davon wird ein **überwindlicher Irrthum** (*error vincibilis*) genannt. Ein Irrthum in Hinsicht eines Gesetzes heißt *error legis*; betrifft aber der Irrthum die That; so ist es ein *error facti*. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande und nicht aus den Sinnen hervorgeht; so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern vielmehr, weil sie gar nicht urtheilen, ob sie gleich durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Fassen wir nur nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden ist; so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sage ich, z. B., die Wolken **scheinen** auf den Gebirgen zu liegen, oder, die Sonne **scheint** beim Untergange größer, als beim Aufgange; so ist dieses kein Irrthum. Sobald ich aber das **Scheinen** in ein **Seyn** verwandle und sage, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer, als im Aufgange; so haben nicht die Sinne,

sondern der Verstand geirrt, indem sich dieser hat durch den Schein verleiten lassen, mehr in sein Urtheil aufzunehmen, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur allein in dem Verhältnisse des äußern Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen. So liegt, z. B., der Grund des Irrthums in unserm eignen Verstande, wenn wir Gegenstände, die ihrer Natur nach keine Gegenstände philosophischer Untersuchungen sind, oder es doch nur zum Theile seyn können, fälschlich als solche ansehen und sie vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen wollen, oder, wenn wir Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Ursachen, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unproportionirliche Ausbildung des einen Erkenntnißvermögens mit Vernachläßigung der andern, Uebereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Uebung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachen Verstande, oder ein schwaches Judicium bei übrigens guten Talenten die Quelle vieler Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaften, Lieblingsideen, Neigung, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit auf der einen, und allzugroßes Zutrauen auf der andern Seite, und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Descartes und Gassendi haben sich daher einander wohl nicht recht verstanden, wenn der erste sagte, die Ursache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius pateat intellectu (weil der Wille sich weiter erstrecke, als der Verstand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (der Wille strebe nur nach demjenigen was der Verstand bereits vorhergesehen habe). Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, besondere Lebensart und Umgang. Diese Dinge stehen öfters nicht in unserer Gewalt, und ihnen unterworfen zu seyn, ist für das Verstandesvermögen ein wahres Unglück.

Isaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch seine lange verheißene, und erst im hohen Alter seiner Eltern erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jakob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr denn Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd, nachgiebig und duldend im Streit, zeigt er sich auch in seinem Hause als ein zärtlicher, aber früh gealterter, schwacher und leicht zu täuschender Vater, der den stillen hinterlistigen Jakob dem wilden und redlicheren Esau vorzieht. In dem schönen, neuerlich in den biblischen Idyllen der geistreichen Caroline Pichler

bearbeiteten, poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebeka, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er bestimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Isabelle von Castilien, Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrichs IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschluß dieser, im Jahre 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte: dem andern Theile nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im Jahre 1476 die Zustimmung mit Gewalt ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königlichen Titel von Spanien an. Ferdinand gelangte darauf 1479 durch Erbrecht zum Besitze von Sicilien, und eroberte von 1501 bis 1504 Neapel. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzen sollte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, so wie die Entdeckung Amerika's ist größtentheils ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen: aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs eben so sehr, wie ihre Tugenden und ihre Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch die bisherige schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen, und diesen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, eben so wie in Deutschland, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, so wie durch Einführung einer schleunigen Justizpflege zu stürzen; so wie ihr der Krieg mit den Mauren in Granada Gelegenheit verschaffte, stets gerüstet zu seyn. Diese große Königin starb im Jahre 1504. Vor ihrem Ende mußte ihr Gemahl, auf den sie stets ausnehmend eifersüchtig gewesen war, schwören, daß er sich nicht zum zweitenmale verheirathen wollte. Schon im Jahre 1492 hatte der Papst Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholischer König, feierlich bestätigt, der ihnen bereits von Innocent VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diese Titel verschafft hatte, gab ihnen auch den Gedanken der Inquisition ein, welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Dieses

furchtbare Tribunal verurtheilte in einem einzigen Jahre über 2000 Personen, von denen ein großer Theil durch das Feuer hingerichtet wurde. Von dieser Zeit an muß man die Veränderung rechnen, welche sich mit dem Charakter der spanischen Nation ereignet hat: die Furcht nämlich, in die Gewalt jenes blutdürstigen Tribunals zu fallen, war Ursache, daß die Nation zu dem Ernste und der Einsilbigkeit sich gewöhnte, welche wir noch jetzt an ihr bemerken: Eigenschaften, die n. der sonstigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines südlichen, gesegneten Klimas, gerade im Widerspruche stehen. Noch ist zu bemerken, daß unter ihrer Regierung die Juden aus Spanien vertrieben wurden.

Iselin (Isaak) ward am 17. März 1728 zu Basel in der Schweiz geboren, und studirte zu Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenossische Staatsrecht in ein System zu bringen, und lieferte in einer Inauguraldisputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon, worauf er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Er ging sodann auf Reisen, und suchte besonders seinen Aufenthalt zu Paris so lehrreich als möglich für seine Kenntnisse zu machen. Außer der Rechtswissenschaft widmete er sich mit besonderem Eifer der Philosophie und Geschichte, und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung einer helvetischen Geschichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu seinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre später die ansehnliche und wichtige, aber auch sehr mühsame Stelle eines Rathsschreibers erhielt, welches Amt ihm besonders die Pflicht auferlegte, über die Staatskanzlei die Aufsicht zu führen. Nun widmete er sich gänzlich einer patriotischen Betriebsamkeit, die er theils durch weise Vorschläge im Rathe, theils durch Ausarbeitung zweckmäßiger Schriften, wirksam zu machen suchte. Bestrebungen, die dahin abzweckten, unterstützte er, und wenn sie auch aus der Fremde kamen. So empfahl er Quesnay's System der Staatshaushaltung mit dringender Wärme, und suchte es mit dem möglichsten Eifer zu befördern. Er war, wo nicht der Gründer, doch wenigstens die erste Veranlassung zu der helvetischen Gesellschaft, so wie er es auch war, der im Jahre 1777 in seiner Vaterstadt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen stiftete. Die rastlose Anstrengung, mit welcher er mit der Feder sowohl, als mit Wort und That für das öffentliche Wohl nützlich zu werden strebte, hatte seine ohnehin schwache Gesundheit untergraben, und so starb Iselin bereits am 15ten Junius 1782 im 54sten Jahre seines Alters. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patrioten; Ueber Gesetzgebung und Gesetze; Ueber den Werth der politischen Tugenden; Die Geschichte der Menschheit (sein reifstes und am meisten vollendetes Werk) und die Ephemeriden der Menschheit, sieben Jahrgänge, Basel, 1776—1782, welche nach Iselins Tode von W. G. Becker bis zum zehnten Jahrgange, Leipz. 1786, fortgesetzt wurden.

Isenburg. Das Fürstenthum Isenburg besteht aus dem eigentlichen Fürstenthum Isenburg, aus den Besitzungen der Grafen von Isenburg-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, und aus der Herrschaft Heusenstamm des Grafen von Schönborn und der Herrschaft

Eppertshausen des Freiherrn von Groschlag und wird durch die Grafschaft Hanau in zwei Theile getheilt. Der kleinere Theil liegt auf der linken Seite des Mains, und ist meistens von dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt und des Großherzogs von Hessen umgeben. Der größere jenseits des Mains liegende Theil wird nördlich vom Großherzogthum Hessen und südlich von Hanau begränzt. Das gesammte Land beträgt 14 bis 15 Q. M. mit etwa 40000 Einwohnern. Der Boden ist großen Theils gebirgig, er liefert Getreide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eisen und Salz. Die Einkünfte, welche meistens auf dem Verkauf von Holz und den Dominialhöfen beruhen, wurden bisher für den souveränen Fürsten auf 150000 Gulden, und für die mediatisirten Grafen auf 140000 Gulden geschätzt. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einwohnern. Folgendes führen wir von der Geschichte des Hauses Isenburg an: Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschlosse in der Nähe von Coblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Isenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, seine Besitzungen. Nach der Theilung der Länder im Jahr 1290 bestanden zwei Linien, die der Grafschaft Ober- und Nieder-Isenburg. Erstere lag im ehemaligen oberrheinischen, die letztere im ehemaligen churrheinischen Kreise. Die Linie in der Grafschaft Nieder-Isenburg erlosch 1664 mit dem Grafen Ernst. Da diese Grafschaft ein Lehen von Trier und Fulda gewesen war, so zog jetzt Chur-Trier seine Lehnstücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerspruchs der Grafen, nachmaligen Fürsten von Wied, ein. Den andern kleineren Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Besitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartschaft darauf erhalten hatten. Die Grafschaft Ober-Isenburg wurde 2633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernst unter seine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, stiftete die Linie Offenbach-Birstein, der jüngere, Johann Ernst, die Linie Büdingen. Die Länder der Letztern wurden nach Johann Ernsts Tode 1673 von neuem unter seine vier Söhne getheilt, von denen Johann Kasimir die gräfl. Linie Büdingen; Ferdinand Maximilian die gräfl. Linie Wächtersbach; Georg Albrecht die gräfl. Linie Meerholz; Carl August die gräfl. Linie Marienborn stiftete. — In der Linie Isenburg-Birstein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 dessen Sohn Johann Ludwig; nach dessen 1685 erfolgtem Tode dessen beide Söhne die Länder so unter sich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moritz, zu Birstein regierte. Allein schon 1718 erlosch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Besitzungen erbte Graf Wolfgang Ernst I., der seinem Vater Wilhelm Moritz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürsten erhoben wurde. Ihm folgte 1754 sein Enkel Wolfgang Ernst II., und diesem 1803 sein Sohn, Carl, geb. 1766, und vermählt mit Charlotte Auguste Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürst dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Besitzungen der drei noch fortdauernden Büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche angrenzende Territorien.

Er stellte ein Contingent von 291 Mann. Da sich der Fürst nach den Ereignissen von 1813 entfernte, und dadurch sein Schicksal an das des Kaisers Napoleon knüpfte, so wurde das Land von den alliirten Mächten in Besitz genommen, und dann, vermöge der Bestimmungen des Wiener Congresses, an Oesterreich überlassen. Durch die Territorialausgleichungen von 1816 aber kam der fürstliche auf dem linken Mainufer gelegene Antheil unter großherzoglich Hessische, die übrigen Antheile aber unter Kurhessische Souveränetät.

Iserloh, eine wohlgebaute und volkreiche Handelsstadt in der preußischen Grafschaft Mark, am kleinen Flusse Baaren, mit 4300 Einwohnern in 668 Häusern. Die lutherische Religion ist die herrschende; doch haben die Reformirten und Katholiken auch freien Gottesdienst. Die dortigen Fabriken bestehen hauptsächlich in vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing und Draht, in mancherlei daraus verfertigten kleinen Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, messingenen Schnallen u. s. w.; auch gibt es daselbst Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Messing-Fabrik in der Grüne.

Isidorus. Unter diesem Namen kennt die katholische Kirchengeschichte nicht wenige Märtirer, Heilige, Mönche und Bischöfe. Besonders ist aber der Name Isidorus für die Geschichte des päpstlichen Rechtes, die Sammlungen der päpstlichen Dekretalen merkwürdig geworden, welche nichts anders sind, als Gutachten und Antworten, die die Päpste auf Anfragen über rechtsstreitige Vorfälle ertheilten, und bei der Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung im Mittelalter bald in ein wahrhaft gesetzliches Ansehn übergingen. Frühzeitig fertigte Dionysius, mit Zunamen der Kleine (Exiguus), eine solche Sammlung derselben, welche der spanische Bischof Isidorus vermehrt heraus gab. Später ward eine andere unächte Sammlung, und zwar gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, herausgegeben von einem Betrüger, der den Namen Isidorus annahm, und welche eine Masse falscher und untergeschobener Dekrete enthält. Weil aber derer Inhalt den Päpsten ganz ungemein günstig war zu Erwerbung und Behauptung ihrer sogenannten Reservatrechte, so gaben dieselben sich immer die größte Mühe, jene Sammlung im Ansehn der Aechtheit zu behalten. — Isidorus hießen ferner ein griechischer Bildhauer, von dem ein Herkules vorzügliches Lob fand; ein Baumeister von Milet, zur Zeit der Regierung Justinians (nach seinem Plan soll die Sophienkirche in Rom erbaut worden seyn); ein griechischer Dichter, von welchem sich noch mehreres in den Sammlungen der griechischen Epigrammen findet, und endlich ein Rechtslehrer zu Constantinopel und Beoytus, welcher mit an der Compilation des Corp. Jur. arbeitete. — Daß ein junger deutscher Dichter, der Graf von Löwen, sich Isidorus Orientalis zu nennen pflegt, ist bekannt. Dm.

Isis, die vorzüglichste Göttin bei den Aegyptiern, über deren Abstammung man aber nur griechische, und zwar widersprechende Nachrichten hat. Nach Diodor wurden Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis, der Demeter der Griechen. Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr gegessen, seit Isis die, bis dahin wildwachsende und von den Menschen ungekannte Frucht des Waizens und der Gerste entdeckte, und Osiris diese Früchte

zu bereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerst abgemähten Aehren der Isis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Aegyptier von seiner Isis. Mit dem Ackerbau mußten auch nothwendig nach und nach eine höhere Kultur, und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft entstehen. Wenigstens wird unter den Aegyptiern erst nach der Isis von der Gründung von Städten, von Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen. Nach Plutarch wurde Osiris vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt, fluchte er der Rhea und that den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebähren. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward: und er erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebähren konnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Brettspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70sten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Aegyptier, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Göttin gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während dem eine Stimme rief: der Herr der Welt ist geboren. Am zweiten Tage gebahr Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob sie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegsgöttin) erhielt. Zu diesen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys, und Osiris und Isis liebten sich bereits seit ihrer Geburt schon. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem Principe des Bösen, verfolgt, und hinterlistigerweise in einen Kasten gesperrt und ins Meer geworfen. Während der Zeit erfuhr Isis, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu seyn, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt, und diese das neugeborene Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog dasselbe unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an's Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen und zum Pfeiler an seinem Pallaste gebraucht. Hier ward Osiris durch List von der Isis entwandt, der Leichnam endlich jedoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt und ihm zu Ehren ein Fest von den Aegyptiern gefeiert ward. Osiris kehrte ins Leben zurück, und Isis gebahr ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpocrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung, die ihn aber in Freiheit setzte, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit stand sie auch den Arzneimitteln vor, und noch zu Galens Zeiten gab es deren einige, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegyptier die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; so wie ihr denn auch die Kuh heilig war, und sie selbst gehörnt abgebildet wurde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über der Scheitel, und dem Sistrum in der

Hand, einem Instrumente, unserer Guitarre ähnlich, dessen sich die Aegyptier bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesos, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Von dort ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über.

Islam (Islamismus), s. Mohammed.

Island ward 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hiörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von diesen und einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren unter einer unabhängigen Aristokratie, und im Jahre 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst im Jahre 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus entdeckte Erich Rothkopf im Jahre 981 (982) Grönland, und ließ sich daselbst im folgenden Jahre in dem Dorfe Brattalid, welches er an dem Meerbusen Eriksford erbaut hatte, häuslich nieder. Ihm folgten nach und nach mehrere Isländer dahin, und 995 wurde die christliche Religion unter der dortigen Colonie eingeführt. Im Jahre 1023 wurden die Grönländer dem Könige Olaus II., dem Heiligen von Norwegen zinsbar. Nachdem sich die dortigen Einwohner sehr vermehrt hatten, breiteten sie sich auch in Westgrönland aus; ja sie unternahmen sogar Seezüge noch weiter nach Westen, bis nach Labrador, und in noch weiter gegen Südwesten gelegene Länder. In Ostgrönland hatte noch obenerwähnter Erich Rothkopf die Stadt Garde erbaut, wohin die Norweger jährliche Handelsreisen anstellten. Island hat die ältesten Geschichtschreiber, und darunter den berühmten Lagmann (Aufseher der Gesetze) Snorro Sturlesson. Die Isländer reisten im Mittelalter sehr viel in fremde Länder, theils um sich zu bilden und Kenntnisse einzusammeln, theils des Handels wegen. Andere nahmen Dienste an fremden Höfen, und manche standen sogar unter der Garde der griechischen Kaiser zu Constantinopel; ja, sie wallfahrteten, nach der Einführung des Christenthums, nach Jerusalem und nach Rom. Die Wissenschaften blüheten in Island von der Mitte des eilften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und schon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateinische Sprache, Philosophie und Theologie lehrte. Manche Isländer studirten in ihrem Vaterlande, manche gingen auch auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit sich auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter und besonders Romanzensänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda, die wahrscheinlich den Snorro Sturlesson zum Hauptverfasser hat, ist eine Anleitung zur Dichtkunst. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte,

welche jedoch erst 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden. — Island ist eine große Insel von 1460 geogr. Quadratmeilen, zwischen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derselben leben größtentheils in zerstreuten Höfen. Es sind daselbst zwei bischöfliche Sitze, einer zu Skalholt im südlichen, und der andere zu Holum im nördlichen Theile. An beiden Orten befindet sich eine Cathedral-Schule, welche 1552 errichtet und 1743 erneuert worden ist, in denen die dänische, lateinische und griechische Sprache, die Theologie, die Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Nach der Zählung der Einwohner im Jahre 1801 betrug die Zahl derselben 47.207. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischerei und Viehzucht; der Ackerbau ist wegen des kalten Klimas nicht vorhanden. Der Falkenfang ist daselbst sehr häufig, und die dortigen Eidergänse liefern die schönsten Eiderdaunen. Das isländische Moos, welches bei uns ein Arzneimittel ist, dient hier zur Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerspeienden Berg Hecla. Von den erstern gleichen mehrere, insbesondere der Geiser im südlichen Theile der Insel, den künstlichsten Springbrunnen, indem das Wasser aus denselben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit erklären läßt.

Isle de France, eine bergigte Insel, östlich von Madagascar, im indischen Meere, unter 92 Gr. südl. Breite und 73 Gr. westl. Länge, ist vulkanischen Ursprungs, meist voller Berge und von einem milden Clima, hat jedoch keinen so fruchtbaren Boden, als die Insel Bourbon. Sie ist eine von den mascarenischen Inseln und ward im Jahr 1504 von den Portugiesen entdeckt, welche sie Corne nannten. Diese wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem sich diese aber im Jahr 1712 wieder hinwegbegaben, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, welchen sie auch die jetzige Benennung zu verdanken hat. Die Insel hat viel Kokosbäume, schöne Papagaien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Weizen- und Reisbau; auch Kaffee, Zucker und Indigo, doch nur in geringer Menge. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, wurde aber beibehalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. Durch die vielen Fremden, die sich hier, theils des Handels wegen, theils um ihr Glück zu machen, aufhalten, hat Sittenverderb und Luxus bereits sehr überhand genommen. Im Jahr 1799 zählte man hier 9,000 Weiße, 55,230 Negersclaven und 1,300 freie Neger, wobei die Zahl der Sclaven wahrscheinlich übertrieben ist. Die Insel hat zwei Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Portlouis, die einzige Stadt, erbaut, aber nicht einmal gepflastert und nur mit elenden Hütten besetzt ist. Die meisten Einwohner leben auf ihren Pflanzungen. Die beiden Inseln Isle de France und de la Reünion (Bourbon) standen seit 1803 unter einem General-kapitain, dessen Gewalt sich auf Militair- und Civil-Regierung erstreckt. Isle de France, welches vermöge seiner Lage die der Schiffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende des Jahrs 1810 durch Capitulation eingenommen, und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden.

Ismaeliten nennt sich eine mahomedanische Secte, die ursprünglich zu den Schias, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten ge-

hörte, da aber im ersten Jahrhundert der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael dem Erstgebornen des Imans Djafar-elsadek auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von diesem abfiel und seitdem nun Ismaels Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert n. Chr. behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karseh Karmati bei Cufe im 8ten Jahrhundert genannt wurden) derwüsteten sie Irak und Syrien, und in Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talims Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Muhamed Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte um 910 Aegypten und wurde erst 1177, wo sie mit Abhed-lidin-Allah ausstarb, von Saladin, dem Khalifen von Bagdad überwältigt. Der andre noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist wie seine 7 Nachfolger im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger, die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes (arab. Haschischeh) Haschischi hießen, auf Raub und Meuchelmord aus, daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschischi) erhielten und noch jetzt der Meuchelmord Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge am Schluß des 12ten Jahrhunderts ein Ende, und seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh im persischen Distrikt Khom residirt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Mesiade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon und werden unter türkischer Hoheit von einem eignen Sheikh regieret, der für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piastern an die Türken die reichen Einkünfte des fruchtbaren durch Ackerbau und Handel mit seinen Producten, als: Baumwolle, Honig, Seide und Oel blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dies Volk wird von neueren Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Nosairier (s. d. Art.), welche 1809 Mesiade einnahmen und alles verwüsteten, meist verloren und fristet nun, obwohl seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnörter eingesetzt, ein kümmerliches Daseyn. An seinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mahomed als einen Gesandten Gottes und den Verfasser des Korans. Alle Ismaeliten nennen sich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomeds und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer eigenthümlichen Auslegung des Korans glauben sie an die Seelenwanderung, leugnen Paradies

und Hölle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mahomedaner nicht und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Nadjef dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben sie nicht und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr als die mahomedanischen auf reinen Theismus hin. E.

Ismail, eine beträchtliche türkische Stadt und Festung in Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere, hat nur einen Erdwall, der aber hoch, und mit Pallisaden und mit einem tiefen Graben umgeben ist. Von der Donauseite her ist die Stadt gänzlich offen. Sie hat bedeutenden Handel mit den Produkten der Moldau, und die dortigen Armenier verfertigen schönes Leder. In dem russisch-türkischen Kriege im Jahr 1790 wurde Ismail am 22sten Dec. von Suwarow auf dieselbe Weise wie früher Oczakow mit Sturm und mit einem noch schaudervollern Gemetzel genommen. Eine in die Donau gebrachte russische Flotte unter Ribas wirkte dazu mit.

Isocrates, ein berühmter Redner zu Athen, im ersten Jahr der 86sten Olympiade, oder 436 v. Chr. geboren, widmete sich der Beredtsamkeit und machte unter seinen Lehrern Prodicus, Protagoras, Gorgias und andern die größten Fortschritte in derselben. Wegen seiner schwachen Stimme und einer, ihm angebornen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung der Reden für andere. Daß er von beiden einen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thlr.), so wie für die Abfassung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden 1,000 Drachmen bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1,000 Minen, oder 22,000 Thaler, eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft trug sich auch auf das späteste Alter über. Auch von Socrates war er ein großer Verehrer. Nach dessen unschuldigem Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte Isocrates allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein andres Beispiel von Furchtlosigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth und diese Entschlossenheit gänzlich verlassen zu haben und sein von Natur furchtsamer Charakter ihn mehr als jemals zu beherrschen. Denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dies war auch die Ursache, warum er nicht zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredtsamkeit emporschwingen konnte. Eine solche Hintansetzung schmerzte seinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entschädigen, daß Könige, Feldherrn, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredtsamkeit ihm vieles zu verdanken: er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und in eine harmonische Rundung der Phrasen. Daher kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viele Zeit und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen brachte er 10 Jahre zu, und es war also auch wohl kein Wunder, daß sie ihm vortrefflich gerathen mußte. Als Fehler

warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschweifig und mit Zierrathen überladen sey, daß er immer mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suche, daß er seine Gedanken sclavisch den Worten unterwerfe, mit kindlicher Sorgfalt das Zusammentreffen der Vocale vermeide und oft mäßige Ausdrücke und unpassende Figuren gebrauche, um seinen Perioden eine gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren; so erregten sie wegen Mangel an Abwechselung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie betrafen die wichtigsten Puncte der Sittenlehre und Politik; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürsten waren überhaupt mild genug, so, daß sie nicht dadurch verwundet werden konnten und am Ende seine Bemühungen noch gar durch Belohnungen erwiederten. Er wußte ihnen sogar auf die feinste und anziehendste Art zu schmeicheln. Ein Beweiß davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren an den macedonischen König Philipp schrieb. Er sagte diesem Fürsten, zwar auf eine versteckte Art, aber doch so starke Schmeicheleien, daß selbst der feinste Höfling sich ihrer nicht zu schämen gebraucht hätte. Dennoch wünschte er, daß Griechenland frei bleiben möchte; und einen stärkern Beweiß seiner Vaterlandsliebe konnte er wohl nicht ablegen, als daß er sich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea zu Tode hungerte. Er starb im 3ten Jahre der hundertzehnten Olympiade, 337 Jahre v. Chr. und zwar im 98sten Jahre seines Alters. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht einmal die Hälfte für ächt gehalten wurden. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus und Panathenaicus die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Auch als Schauspieldichter soll er sich ausgezeichnet und, nach Plutarch, 37 Trauerspiele geschrieben haben, von denen aber 2 für unächt gehalten wurden.

Isoliren wird in der Lehre von der Electricität gebraucht, wenn man einen Körper außer Verbindung mit einem andern setzt, damit er die Electricität von jenen nicht fortleitet. Z. B. wenn man einen Körper, den man electrisiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, **isolirt**; desgleichen auch, wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt oder frei in der Luft schweben ließe. Um einen zu electrisirenden Körper zu **isoliren**, bedient man sich des **Isolirschemels**, welcher ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht. M. L.

Ispahan (**Hispahan, Isfahan**) war vordem eine der größten Städte in der Welt und die Hauptstadt in Persien, in der Provinz Erack (Yerack) gelegen. Sie hatte drei Vorstädte, von welchen **Julfa** (**Dschulfa**) die vorzüglichste war. Hier wohnen 100,000 Armenier, in der zweiten meistentheils Georgianer und in der dritten Parsen oder Feuerverehrer. Diese Vorstädte hatten nebst der Stadt einen Umfang von etwa 6 deutschen Meilen. Es ward ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen daselbst getrieben. In der daselbst befindlichen Festung ward der königliche Schatz verwahrt. Der Fluß Seederut (Zeederut) sonderte die Stadt in zwei Theile ab. Auch befanden sich daselbst drei katholische Klöster. Diese sonst so berühmte Stadt ist in den Unruhen, die auf Schach Nadirs Tod folgten, größtentheils zerstört worden, und doch leben noch mehr als 200,000 Menschen daselbst.

Israel und **Israeliten**, s. **Jakob** und **Hebräer**.

Isthmische Spiele, s. **Isthmus**.

Isthmus, eigentlich überhaupt jede Erdenge, insbesondere aber

die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnesus mit dem festen Lande verband. Auf derselben hatte Neptun einen berühmten Tempel, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden, von denen sogleich geredet werden soll. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statüen der Sieger in den isthmischen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. Dicht an dem Tempel befanden sich eherne Tritonen und im Vorhofe desselben Bildsäulen des Neptun, der Amphitrite und des Meers. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel sahe man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war überhaupt dem Neptun heilig. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) haben von dem so eben besagten Isthmus den Namen und wurden zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet, welcher ein Sohn der Ino und des thebanischen Königs Athamas war. Ino stürzte sich mit dem Palämon ins Meer, um der Raserei ihres Gemahls zu entgehen, und der Körper des Knaben wurde von einem Delphin ans korinthische Ufer getragen. Hier fand ihn der König Sisyphus und ließ ihn begraben, ordnete auch, da Palämon sowohl, als seine Mutter, unter die Meergötter aufgenommen worden waren, die isthmischen Spiele an. So erzählt Pausanias diese Begebenheit. Andere melden, der Körper des Palämon oder Melicertes sey erst unbegraben liegen geblieben und darauf eine fürchterliche Pest entstanden; das Orakel habe darauf zum Rathe ertheilt, den Leichnam mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen und ihm zu Ehren Spiele anzustellen, dann werde die Pest aufhören. Dies geschah. Als man aber einstens die Spiele aussetzte, kam die Pest wieder, und nun wurden, einem neuen Orakelspruche zufolge, diese Spiele durch Gesetze auf ewige Zeiten festgesetzt. Wieder andere behaupten, Theseus habe diese Spiele zu Ehren Neptuns gestiftet. Um diese Meinung mit der vorigen zu vereinbaren, nehmen einige Schriftsteller zwei verschiedene Spiele auf dem Isthmus an und berufen sich dabei auf das Zeugniß des Musäus, der eine Abhandlung von den isthmischen Spielen geschrieben hat. Uebrigens behaupten einige, diese Spiele seyen zuerst dem Neptun und hernach dem Palämon zu Ehren gefeiert worden; Plutarch ist gerade der entgegengesetzten Meinung, und führt dabei noch an, einige behaupteten, diese Spiele seyen von Theseus eingesetzt worden, nachdem dieser den berüchtigten Räuber Sciron oder Sinnis getödtet, welcher ein Sohn des Canethus und der Heniocha, der Tochter des Pittheus, gewesen. Die erstere Meinung bleibt unter diesen immer noch die gewöhnlichere. Wahrscheinlich waren die Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus Stifter, oder doch wenigstens Erneuerer, dieser Spiele gewesen war, führten auch die Athenienser den Vorsitz in denselben. An den isthmischen Spielen nahm übrigens ganz Griechenland Theil, bloß die Eleer ausgenommen, welche aus folgender von Pausanias angeführten Ursache bei denselben nicht erschienen. Als nämlich einstens die Söhne des Actor zu den Spielen reisen wollten, wurden sie bei Cleonä vom Hercules erschlagen. Ihre Mutter, Molione, entdeckte den Mörder, der sich gerade in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern

Genugthuung und bat, als diese sie verweigerten, die Corinther, daß sie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls nicht in ihr Begehren willigen wollten; so belegte Molione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen wieder Antheil nehmen würden. Die Wirkung dieses Fluchs dauerte selbst noch unter Pausanias fort. Wie oft übrigens die isthmischen Spiele gefeiert wurden, darüber sind selbst die alten Schriftsteller nicht einig. Plinius behauptet, dies sey jedesmal mit dem Anfange des fünften, Pindar hingegen, mit dem Anfange des dritten geschehen. In welchem Monate sie gehalten wurden, ist eben so ungewiß; doch glaubt man, in einem Herbstmonate, weil, welches jedoch gar kein Grund zu seyn scheint, das griechische Zeitwort isthmiazein auch für kränklich seyn gebraucht wird und der Herbst gewöhnlich Krankheiten mit sich bringt. Sie wurden mit derselben Pracht, wie die olympischen und andere öffentliche Spiele, gefeiert; so wie auch die Kampfübungen gänzlich dieselben waren. Unter den isthmischen Siegern besingt Pindar den Herodotus aus Theben, den Xenokrates, Melissus, Phylacides, Pytheas, Euthymenes, Strepsiades und Kleander. Die meisten waren Pankratiasten. Als die Römer den macedonischen König Philipp überwunden hatten, wurden diese Spiele auf eine besonders ausgezeichnete Art gefeiert. Der Consul T. Quintus Flaminius ließ nämlich während derselben allen Griechen auf eine solenne Art ihre Freiheit ankündigen. Etwas ähnliches, freilich mehr zum Schein, that in der Folge auch der Kaiser Nero, wie Sueton in dessen Leben erzählt. Nachdem der römische Feldherr Mummius Korinth erobert und zerstört hatte, übertrug er die Spiele den Sicyoniern, bis Korinth wieder aufgebaut worden war und seine alten Rechte wieder bekommen hatte. Die Sieger in diesen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trocknem und welkem Eppich geschmückt. Endlich wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria (Histerreich), ist eine Landschaft im nordöstlichen Italien, welche sich in Gestalt einer Halbinsel in den venetianischen Meerbusen erstreckt und gegen 64 geogr. □ Meil. groß ist. Sie grenzt an Krain, Friaul und Croatien, hat ungesunde Luft, ist aber fruchtbar an Wein, feinem Oele, Wiesenwachs, Honig, Getreide, Schiffbauholz, auch wichtigen Fischfang, Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von italiänischer Abkunft, die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ursprungs und reden eine sehr rauhe Sprache. Männer und Weiber sind von festem Körperbau und der schwersten Arbeit gewohnt. Die Venetianer besaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordosten liegt, gehörte Oesterreich und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianischen Antheile zählte man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formio besetzt Oesterreich auch diesen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianische Besitzungen geschlagen und von Oesterreich 1804 zu dem Gouvernement von Triest gezogen wurden. Als aber der österreichische Kaiser in dem Frieden zu Presburg auf die sämmtlichen venetianischen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er natürlich auch Istrien an die französische Regierung abtreten. Im Jahr 1813 wurde aber das Land wieder erobert und 1816 mit dem österreichischen Königreiche Illyrien vereinigt. Zu Rovigno (Trevigno) wird der berühmte Muscatwein nur ausgetreten, nicht ausgepreßt. Das Amphitheater zu Polo (ehemals eine sehr bedeutende, jetzt verödete Stadt) war in alten Zeiten sehr berühmt und

mochte leicht gegen 18,000 Menschen fassen. In den alten Zeiten gehörte Istrien zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Venedig bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts den ganzen Landstrich unterworfen, trat jedoch in der Folge einen kleinen Theil desselben an Oesterreich ab.

Italien, von den Deutschen auch Welschland, d. i. das Land der Undeutschen, genannt, ehemals der Freiheit, seit Jahrhunderten aber schon der Knechtschaft Heimath, doch immer durch herrliche Natur und liebliches Klima die Freude und der Stolz seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen und dem 46sten Grade nördlicher Breite, bis zum 38sten, als eine schmale Halbinsel ins mittelländische Meer hinein, das nach seinen Provinzen verschiedene Namen trägt. Im allgemeinen heißt es im Norden Italiens das adriatische, im Süden das etrurische Meer. Von den Meeralpen (s. d. Art. Alpen) an zieht sich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das ganze Land, scheiden die Lombardey vom Genuesischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. Oberitalien (die Lombardey) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iseo und di Garda eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Abigo) sind dort die Hauptflüsse, die beide von den Alpen kommen und sich ins adriatische Meer ergießen, wie in Mittelitalien (Toscana und den Kirchenstaat), der Arno und die Tiber in den Apenninen entspringen und ins Tyrrhenische fließen. In Unteritalien (Neapel), fehlt es an großen Flüssen wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unerträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter auch in Oberitalien sehr gelinde; in Neapel schneiet es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte ist dem schönen Klima angemessen. Die Erzeugnisse des Nordens und Südens, die Italien vereinigt hervorbringt, werden an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerndtet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Pozzuoli und des Vesuvs, die diese Gegenden mit den nahen Inseln im Mittelmeer gemein haben. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der Bevölkerung dieses schönen Landes vor Zeiten, beträgt nach den neuesten Berechnungen, auf 93,572 italiänische Quadratmeilen 19,690,000 Seelen. Namentlich wohnen im lombardisch venetianischen Königreiche 4,065,000, in Modena 375,000, in Parma 383,000, im Kirchenstaate 2,425,000, in den sardinischen Staaten 3,814,000, in beiden Sicilien 6,766,000, in Toscana 1,264,000, in Lucca 131,000, in Massa 20,000, in St. Marmo 17,000, in Corsica 290,000, in Malta 150,000 Menschen. Der sonst heitre ital. Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrückung in düstern sinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das alte leichte Blut, die alte südliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiäner eine gewisse Schlauheit und geistige Gewandtheit und eine Liebe des Geldes eigen, die ihn zum Kaufmann stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa und andre Städte die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiäner, in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt, waren des Handels wegen in ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den

asiatischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken unaufhaltsam; der Italiäner, auf eignen Gewerbfleiß und Handel mit eignen Produkten fast allein eingeschränkt, ist gleichwohl immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechselgeschäfts sattsam beurkundet. Folgender Abriß der Geschichte Italiens kann nur die Hauptmomente derselben und die gemeinsamen Resultate angeben; speciellere Umstände der Geschichte einzelner Staaten sind in den ihnen gewidmeten Artikeln nachzusehen. Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land sehr zahlreich, und größtentheils von civilisirten Nationen, bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern Stand hielt, wohnten, ein halb wildes Volk, die Gallier, weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber starker, Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Colonien Unteritaliens, nach denen diese Gegend Großgriechenland genannt ward. Wie alle diese Völker, zur traurigen Vernichtung ihres herrlichen Flors, dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. Neben der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die von Italien mit dem Sturze des röm. Westreichs, und es geht ihre

Erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) ostgothisches Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräsentant, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, machte sich nicht, wie er, durch den Kaisertitel lächerlich; er nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des röm. Reichs zuerst wieder gesondert heraustrat. Selbstständigkeit aber, und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem entmannten vergifteten Geschlecht der Italiäner nicht geben; nur gänzliche Amalgamirung mit einem andern edlern Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk an den Gränzen Italiens; es erschien innerhalb im Jahr 493. Dietrich, König der Ostgothen, warf mit leichter Mühe die Herrschaft der wenigen deutschen Landsknechte um und gewann ganz Italien sich zum Königreich, seinen Gothen, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Wohnsitz und Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attilas Verheerungen dahin geflohen, unüberwindlich seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Cultur ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinen Unterthanen und Nachfolgern unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß, und nach dem Verlust dieses einzigen Vortheils auch ihre Herrschaft der römischen Kriegskunst. Vergeblich machte der wackere Totila die fast vollendete Eroberung dem Belisar zehn Jahre lang streitig (v. 541 bis 552); nach seinem Tode, in welchem ihm sein Nachfolger Tejas bald folgte, ward Italien wieder eine Provinz des constantinopolitanischen Kaiserreichs (553) und der verschnittene Narses sein Statthalter, Exarch genannt, der zu Ravenna saß. Aber

eben dieser gab, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantinischen Hofes, Anlaß zu einer zweiten folgenreichern Einwanderung eines deutschen Volks. Aus Pommern hergewandert, saßen die Longobarden schon seit geraumer Zeit in Pannonien. Jetzt, auf Narses Aufforderung, unter König Alboin, nach Italien aufbrechend, eroberten sie dieses zwar fast ohne Schwertstreich, aber nicht so vollständig, als früher die Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl dem Großen (774) Longobardenreich. Das eigentliche Königreich der Longobarden begriff ganz Oberitalien, das noch von ihnen die Lombardey heißt, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zoto belehnte, das aber nur an einem Orte, zu Salerno, die See berührte. Das ganze longobardische Italien war überhaupt in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzogen, Grafen rc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand zuvörderst die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich in diesem Zeitraum (697) durch Erwählung des ersten Doge Paul Lucas Anafestus eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Emilien (daher Romagna genannt), die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfo und Gaeta eigne Herzoge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein Patricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hof von Byzanz mehr den Worten nach angehörig als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfang des 8ten Jahrhunderts durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiäner erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deshalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Astolf geleisteten Beistand besiegelte Papst Zacharias nicht nur Pipins Erhebung zum König (750) sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte, zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den König Desiderius, stürzte ihn endlich und verleibte sein Reich der fränkischen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eignen König in seinem Sohn Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfie und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten schenkte Carl dem Papst, dessen späte Nachfolger aber erst zum ruhigen Besitz derselben gelangen konnten; damals wurden auch diese Gegenden frei.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto dem Großen (961) Carolinger und Zwischenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die einen Carl erwartet zu haben schien, um aus dem Nichts sich zu erheben. Aber, aus Abneigung gegen die Franken, deren Eroberung man als einen neuen Barbareinfall ansah, schlossen sich die

freien

freien Städte, außer Rom, wieder fester an das oströmische Reich an. Pipin vererbte das fränkische Italien noch bei Lebzeiten seines Vaters auf seinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludwig dem Frommen abgesetzt und ins Elend verstoßen worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser im Vertrag von Verdin, worin es nebst der Kaiserwürde und dem, seitdem sogenannten, Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs Lothar I., zufiel. Ihm folgte (849) sein Sohn Ludwig II., der löblichste der italiänischen Fürsten karolingischen Stamms. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz; als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte nach Abgang der übrigen Linien die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male wieder. Seine Absetzung (888) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea die einzigen, von jenen dreißig, übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone. Guido ward zum König und zum Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der karolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dies aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 u. 899) trat Ludwig von Provence als Nebenbuhler Berengars auf, und dieser tapfre edle Fürst konnte, obgleich 910 zum Kaiser gekrönt, erst nach seinem Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolph von Burgund, zur ruhigen Regierung gelangen, aber bei der Auflösung des Staats auch unter innerer Ruhe nicht das Reich gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungern (von 900 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner verrätherischen Ermordung (924) vertauschte Rudolph seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Streben, durch finstre blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen, bezeichnet Hugo's Regierung. Sein Neffe Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Großen nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück und stürzte den Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn, Lothar, zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald gestorben, wollte dieser seine Witwe, die schöne Adelheid, nöthigen, seinen Sohn Adelbert zu heirathen. Auf ihre Weigerung eingekerkert und gemißhandelt, floh sie, entronnen, ebenfalls über die Alpen zum deutschen Otto, in welchem sie einen Beschützer und einen zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Schleunige Unterwerfung und Abtretung des Schlüssels von Italien, Friauls, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, erwarb Berengaren, als Otto's Vasall ferner zu regieren. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen Berengar einliefen, kehrte Otto wieder (961), ließ Berengaren gefangen nach Bamberg führen und ward selbst von den bewundernden Lombarden zum König gewählt, ja durch ein Reichsgrundgesetz die italiänische Krone auf ewig mit der deutschen vereinigt. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italiänischen Städten feste republikanische Verfas-

sungen, die die Freiheit, der sie in einem fast immer anarchischen Lande mehr und mehr entgegen reiften, begründeten. In Rom war die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige ihrem Einfluß auf die Regierung, der unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätig war, förderlich, eben dieselbe auch, aber später durch die im 10ten Jahrhundert eingerissene Verderbniß des päpstlichen Hofs, der erste Grund seines Sinkens gewesen. Die Geistlichkeit und das Volk wählten den Papst nach dem Willen der Consuln und weniger Patricier. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts zwei vornehme buhlerische Weiber über den heiligen Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des letztern Bruder, Alberich von Camerino, und dessen Sohn, Octavian, waren unumschränkte Herren von Rom, letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, setzte ihn ab und Leo VIII. an seine Stelle; das Volk dagegen, auf sein Wahlrecht eifersüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpste wurden von nun an, statt über das Volk von Rom zu herrschen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien, gegen das longobardische Herzogthum Benevent, die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi, ihre Unabhängigkeit; und zwar desto leichter, seit (839) das Herzogthum erst unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und seit sie mit den Herzögen einen gemeinschaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, die sie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen hatten, um sie gegen einander als Hülfsvölker zu brauchen, die aber sich selbst in Apulien niederließen und befestigten. Als König Ludwig II. und Kaiser Basilius Macedo mit vereinigten Kräften die Macht der Muselmänner gebrochen hatten (866) konnte sich jener doch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen wieder festern Fuß. Sie bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen, Gegenden eine eigne Provinz, das Thema der Lombardey genannt, welches von einem Katapan zu Bari regiert, über hundert Jahre unter ihrer Botmäßigkeit blieb, doch der Freiheit der Republiken unbeschadet. Selbst Otto dem Großen gelang es nicht ganz, sie aus Italien zu vertreiben; seinen Bemühungen zu diesem Zweck machte die Heirath seines Sohnes Otto II., mit der griechischen Prinzessin Theophania, den erneuten ähnlichen Versuchen eben dieses Otto II. die unglückliche Schlacht bei Basentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrschaft der deutschen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, versuchte ein edler Römer, der Consul Crescentius, des alten Roms Freiheit und Würde in neuen wieder herzustellen (980). Otto II. seit 973 König, ließ, mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, seine ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten, wie Bonifaz VII. und Johann XV., fürchterliche Verwaltung ungestört. Als Otto III., der seit 983 in Deutschland herrschte, seinen Vetter, Gregor V. zum Papst erhob, verdrängte ihn Crescentius, ließ vom Volk Johann XVI., einen Griechen, wählen, und suchte Rom zur Scheinherrschaft des byzantinischen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebst dem neuen Papst von Otto dem III. hinterlistig gemeuchelmordet, von seiner Gemahlin, der edeln Stephania, aber

gebracht; der Kaiser starb durch sie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiäner ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst; man wählte zum König Ardoin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavias, sich gegen ihn und für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutschland zu erklären. Bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als solcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern, die allein sie gegen die Barbaren geschützt, trotzend, sich als eigenen Staat ansah. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; und nach Ardoins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardey als König erkannt, so wie nach seinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.) von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abstammend. Dieser machte auf einem Reichstage auf den roncalischen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgesetz und suchte da, so wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen die Edelleute, und dieser wieder gegen ihre Hintersaßen. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, mochten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die immer noch gleich verächtlichen Päpste, zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046) fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II. und besetzte nachher stets aus eigner Macht, bei jeder Erledigung, den heiligen Stuhl, allemal mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehen, das später seinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich IV. in (Italien III.) gelang es der, besonders durch den allmächtigen Einfluß des deutschen Mönchs Hildebrand nachher Gregors VII., ganz geänderten, erstarkten, von dem kleinlichen Nepotismus, der sie bis dahin beseelt, abgewendeten und aufs Höchste gerichteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Macht anwuchs, gegen den weltlichen Arm vorzubereiten. (S den Artikel Papst). In Unteritalien erhuben sich in diesem Zeitraum aus geringen Anfängen gewaltige Dinge; jene geistliche Macht auch weltlich zu stärken. Seit 1016 hatten einzelne Colonien von Normännern aus der Normandie, in Calabrien und Apulien sich niedergelassen und behauptet. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen, gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leo's IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normännischen Fürsten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberung durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstrebungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italiänischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht (s. Papst). Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich immer mehr in unzählige kleine Staaten auf. Die lombardischen Städte sammelten in diesem Zeitraum die Elemente künf-

tiger Größe, aber schon mächtig und furchtbar standen nicht nur Venedig (s. d. Art.), sondern auch Genua und Pisa da. Die Pisaner, die schon 980 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten, und 1005 in denselben Gegenden die Saracenen tapfer bekämpften, unternahmen in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 u. 1050), worauf sie es in mehrern großen Lehnen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demühigte Heinrich IV. aufs tiefste. Urban II., sein Nachfolger und Erbe seines Hasses, trieb die Wuth so weit, die eignen Söhne gegen den Kaiser aufzuhetzen. Conrad, der älteste, wurde 1093 zum König von Italien gekrönt; nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthron zu drängen, worauf dieser bald vor Gram starb. Heinrich V., das Geschöpf des Papsts, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das Wormser Concordat (s. Papst). Ein Hauptpunkt der in diesen unverglichen blieb, erregte das ganze 12te und 13te Jahrhundert hindurch neue Zwiste, die Erbschaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana († 1115) die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstlichen Stuhl vermacht hatte. Im Süden bildete indeß, auf den Trümmern republikanischer Freiheit und veralteter Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat sich zum Königreich, dessen Titel Roger I. (1138) annahm (s. d. Art. Neapel). In den Verfassungen der kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (Credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden unter einander, dienten ihnen zu Uebung ihrer jungen Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111) und besonders die mit Recht dem trojanischen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Comos durch Heere aller lombardischen Städte (1118 bis 1128) durch endliche Unterwerfung auch dieser Stadt erwarb Mailand eine Macht, die es zur ersten Stadt der Lombardey erhob, und eine Menge benachbarter Städte in ihr Bündniß lockte. Andre, des Uebermuths, den die Mailänder mit der Uebergewalt annahmen, unduldsam, bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen zweiten, jener entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona, über die Schutzherrschaft von Cremona, veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129) dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenstaufen um die Krone bald einen höhern Zweck oder Vorwand gab. Dies der Ursprung der Gibellinen (Kaiserlichgesinnten) und Guelfen (der dem Hause der Welfen, dann überhaupt der Partei der Päpste, zugethanen). In dem Volk Roms erhob sich der vor der Energie eines Gregor verstummte Freiheitssinn in dem Maaße wieder, als diese Energie bei seinen Nachfolgern abnahm. Besonders die Schismen Gelasius II. und Gregors VIII. (Burdino), Innocenz II. und Anaclets II., erneuerten das Selbstgefühl der Römer. Arnold von Brescia, früher (1139) wegen strafender Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Demagog (1146). Erst

nach 8 Jahren gelang es Adrian IV., seinen Sturz und seine Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, trieb Erbitterung über das Aufstreben der Longobarden zur Freiheit, ihm nur Empörung, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavias Partei, als die schwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona, und ließ sich in Pavia und Rom krönen. 1158 belagerte und bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserlichen Rechte im Sinne des justinianischen Coder ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte, und einen Landfrieden verkündete. Auf neue Empörung, die seine Ungerechtigkeiten erregt, das Schisma zwischen seinem Gegenpapst Victor III., und Alexander III., erbittert hatte, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und schleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zusammen. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund baute, gegen das einzig gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papst zu Ehren Alessandria genannt. Nicht dem Statthalter Friedrichs, Christian, Erzbischof von Mainz, nicht ihm selbst gelang es, gegen den Bund etwas auszurichten; jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen, Toscana, der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175) und ward sogar vom Bunde bei Lignano gänzlich aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Costanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiserherrschaft die Podestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Anstatt aber um ihren Bund zu einer ewigen Eidgenossenschaft (einzigem Heil für Italien) zu befestigen, fielen sie bald in neue Parteiungen, als die neuen Pläne der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrichen und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abgezogen. Berühmt ist aus einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte, die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen, auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heil. Stuhls in Rom und umher neu zu begründen, und die Ansprüche auf Carls des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; er zog auch fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft, als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Welfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das staufische Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser polit. Factionengeist den Feindschaften der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten nun fast überall die Städte auch im Innern sich in Guelfen und Gibellinen; doch

hatte stets eine Partei die Oberhand. Die guelfischen Städte der Lombardey, jetzt nicht einmal mehr die äußere Ehre der italiänischen Krone Friedrichen gönnend erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Dem Bürgerkriege erhob sich damals in dem Dominikaner Johann von Vicenza ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter; die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber Mißkennen seines Berufs, Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza, stürzte ihn. Der Kaiser, von seinem Kreuzzuge und seiner Abwesenheit in Deutschland zurückgekehrt (1230), führte den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke. während Forellino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Tyrannei und Gewaltthaten aller Art die eigne Herrschaft in Padua. Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte durch Ränke die pisanische Familie der Visconti zu Gattura auf Sardinien der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan der Päpste, Friedrichen abzusetzen, unter Gregor IX., schmerzlich vereitelt, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245), und gab der Gibellinenpartei, durch die unermüdlichen Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben, einen tödtlichen Stoß. Das von jeher getreue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) war nur von zweijähriger, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260) nur von sechsjähriger Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Emiliens in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder frei gaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name, durch den Schrecken Forelinos, die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit war und ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theil der Lombardey seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen, nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Fall der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten-Kämpfe, diese Gestaltung vorbereitend. Dieser Zeitraum bekommt durch eine Folge von Bestrebungen verschiedener Fürsten, die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen, mehrere Abtheilungen. I. Die Anjoue. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seine ehrgeizigen Blicke richtete (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregor X. Frieden zu stiften († 1276), waren vergeblich, wirksamer wie Nikolaus III., der Carls Uebermacht selbst fürchtete, aber Martin IV. (1280), diesen knechtisch ergeben, verdarb alles wieder und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Interesse trieb die See-

republiken gegen einander in die Waffen; das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Constantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner, und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und dann in ganz Toscana die Guelfen selbst wieder in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen genannt (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, fast in allen Städten das Volk und verjagte sie (1302—1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. — II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Forderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam; nur Florenz begann jetzt die zwei Jahrhunderte ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächter in von Italien, wählte auf 5 Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb doch frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrscht, einen andern in Castruccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara, Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, seit 1275 von den Bonaccossi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1275 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber noch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders Cano della Scala, Matteo Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage, doch erwarb dieser seinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Bayer, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte Noth genug selbst mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit sich entfremdete, so wie andererseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen abkühlte, so daß beide Parteien sich nun einander mehr näherten, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtete, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundsgenossen, den päpstlichen Legaten Bertrand von Poiet,

der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturz beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen; nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch fürchterliche Landplagen. Auf eine entsetzliche Hungersnoth (1347) folgte eine gräßlichere Pest (1348), die zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die selbst bereitete Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigne Hand fortsetzten und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischoff und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger, wurden in ihren gefährlichen Anschlägen, zur Ausbreitung ihrer Herrschaft, nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam zerstört, als durch die Republiken, besonders der Florentiner, Weisheit und Unerschrockenheit. Carl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti, in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat, unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1368 zurückgekehrt, richtete er gegen die Visconti eben so wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die Zwölf wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Papst Innocenz VI. gelang es durch den Kardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—1360), aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberten Städte wieder ab; die Grausamkeiten des Kardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner, konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti unausgesetzt in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Johann Visconti (1353), und Bologna erkaufte er von den Pepoli 1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem festen

Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstlichen Legaten (1375); als die Venetianer, von dem Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza, 1379, (s. Venedig) gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeaz Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 88), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten; Franz Carrara bemächtigte sich Paduas wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz ändernd (s. Venedig), aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten, ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeaz erwarb von Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), so daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegner Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte (1409), dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wieder Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416—1420); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condettier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416); in Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. Angemerkt werden muß noch aus der Particulargeschichte die neue Spaltung der Guelfen zu Florenz, in die Parteien der Ricci und der Albizzi, so wie der dadurch veranlaßte Tumult der Ciompi (1378), den der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft, als uneigennützig zu stillen wußte. — IV. Gleichgewicht der italiänischen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des in Neapel gefolgten Alfons von Arragonien durch die Partei der Anjou (s. d. Art. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht mehr in Italien, obwohl gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italiänischen Miethsoldaten, die Bracceschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo so genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander stets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti (1447), sich zum Herrn des mailändischen Staats (1450) zu machen (s. Mailand). Als die ländersüchtigen Venetianer mit ei-

nigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundsgenossen an Florenz, das mit Aenderung der Umstände, weislich auch seine Politik änderte. Dort erhob sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d. Art.). Die Kräfte von Mailand, wo die Sforza sich befestigten, von Venedig, das die Hälfte der Lombardey besaß, von Florenz, durch Lorenzo Medici weise geleitet, vom Kirchenstaat, großentheils dem heiligen Stuhl zurückgegeben, und von Neapel, unfähig seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15ten Jahrh. das politische Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen, aber folgenlosen Fehden dieser Staaten, keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum Jahre 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begier, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erst als sein Bundsgenosse, dann als sein Feind auftrat, Papst Alexander VI. aber, um seinen Sohn Cäsar Borgia zu erheben, die französische Freundschaft eifrig suchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch sein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem, mit ihm eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt (1500), sich unterwarf. Cäsar Borgias begonnene Unternehmungen auf Italiens Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegerische Papst, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats, doch nicht für einen Bastard oder Neffen, sondern Namens des heil. Stuhls vollendete. Er schloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. die Ligue von Cambray (1508) gegen die Vergrößerungs-Absichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er sich mit eben diesen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzosen aus Italien; diese heilige Ligue (1509) erreichte aber damals noch nicht ihren Zweck, so wenig auch Julius durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab (s. Mailand), aber Kaiser Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen aber Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebst vielen andern Ansprüchen, auch denen auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Carln seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren zumeist auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Carl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstlichen Herrschaft Florenz, das im Jahr 1494, über das unkluge Benehmen Pieros gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber schon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., den Mediceer, sich in die Reihe der Fürstenthümer einstellen. Von da an gebricht es der italiänischen Politik, von der Florenz immer die Seele gewesen, an allem Gemeinge[...], und somit der Geschichte Italiens an einem Mittelpunkt.

Siebente Periode. Gestaltung und Umgestaltungen

der italiänischen Staaten bis auf die französische Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuser. Nach Aussterben des Mannsstamms der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieses Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Versuch, nach Ermordung Herzogs Alexanders, sich frei zu machen; Cosmus I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heiligen Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Aloys Farnese, dessen Sohn Octavio 1556 die kaiserliche Belehnung erhielt. Genua, seit 1499 den Franzosen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) seinen Befreier. Er begründete die Aristokratie, und der Verschwörung Fieskos (1547) gelang es nicht, ihn zu stürzen (s. Genua). Carl V. überließ schon 1553 (also drei Jahre vor seiner völligen Abdankung) außer Mailand, auch Neapel seinem Sohne Philipp II., der damals durch seine Gemahlin König von England war. Die wetteifernden Anschläge Philipps und Heinrichs II. von Frankreich auf Piemont wurden im Frieden von Cambresis (1559) aufgegeben, und Piemont seinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern spanischen Feldherrn, zurückgegeben. Im Jahr 1597 starb der ächte Mannsstamm des Hauses Este aus, worauf der Bastard Cäsar von Este Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heiligen Stuhle, als eröffnetes Lehn, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts hob sich der Flor Italiens, so viel bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden, der noch mehr gesichert wurde, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte französische Besitzung in Italien, an Savoyen vertauschte, und der glücklich fortdauerte, bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat, nach Aussterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutschland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehn zu reichen, dessen Geschlecht bis zum spanischen Erbfolgekriege in deren Besitz blieb. Zugleich erlangte Richelieus Schlauheit im Frieden von Chierasco (1631) Pignarol und Casale, als feste Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewohl er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauses della Rovero, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieses 1631 dem päpstlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont (von Neapel s. d. Art.), in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts nicht gestört, und schien durch den Turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange gesichert zu seyn; als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Dieser verwandelte in Italien vieles. Oestreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Oestreich noch Neapel, und Savoyen Sicilien; zur Gränze zwischen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre bestimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und diesem wieder durch Oestreich entrissen. In dem polnischen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien ver-

bunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, so wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß (s. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oestreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, seit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, starben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Vorherbestimmung des wiener Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiser wurde, daraus eine Secundogenitur des östreichisch-lothringischen Hauses. Im östreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailändische Landschaften, nämlich Vigevanasco und Bobbio ganz, und Anghiora und Pavese zum Theil, abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrhundert die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat und die Republiken, welche, als Greise, so sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, thatenlos und kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging dem fürchterlichen Ungewitter vorher, das die Unsicherheit ihres Bestandes durch ihren Sturz beweisen sollte.

Achte Periode. Von der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit. Im September 1792 drangen die revolutionären französischen Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten da Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Oestreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oestreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. Allein im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der französischen Armee in Italien. Er drang so plötzlich als unaufhaltsam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die ganze östreichische Lombardey bis auf Mantua und die Citadelle von Mailand, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem König von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po, und Modena eine neue Republik, die cisalpinische genannt; die, wie die französische, ein Directorium von fünf Männern und zwei gesetzgebende Räthe bekam. Auch den Papst überzog man mit Krieg und vereinigte Bologna mit der cisalpinischen Republik durch einen Frieden, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment, und errichteten eine römische Republik. In Genua zettelte der ränkevolle Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Aristokratie vernichtet, und eine demokratische Republik, nach dem Modell der französischen und unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Oestreich eingedrungen; da nun die Venetianer mit den tapfern Tyrolern, die die Franzosen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der

Neutralität ihres Gebiets gemeinschaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte diesen Vorwand, diesen ehrwürdigen uralten Freistaat zu vernichten. Er besetzte ohne Schwertstreich Venedig und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Okt. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Oestreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Okt. einen Allianz- und Subsidientraktat; aber im folgenden Jahre (1798) fand das Direktorium für gut, ihn von neuem anzufallen, von Land und Leuten zu jagen und durch eine förmliche Verzichtsurkunde zur Abtretung Piemonts zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich geschlossen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß eingieng, dem auch Toscana beitrat, so eroberten im Jan. 1799 die Franzosen Neapel, und errichteten da die parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana mußte nach Wien flüchten, und sein Land wurde, wie Piemont, von den Franzosen militärisch administrirt. Als nach Zerschlagung des rastatter Congresses Oestreich und das Reich, unter russischer Unterstützung, den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben und der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzosen von den Oestreichern unter Kray und Melas und den Russen unter Suwarow in sechs Hauptschlachten besiegt, und verloren alle Festungen wieder, bis auf das einzige Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indeß war Bonaparte von seinem ägyptischen Zuge zurückgekehrt, hatte die Direktorialregierung gestürzt und sich zum ersten Consul aufgeworfen. Er flog mit einem neuen Heer nach Italien, schlug die von den Russen verlassenen Oestreicher bei Marengo, und zwang sie zu einer Kapitulation, wodurch ihm alle verlorenen italiänischen Festungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Besitz Venedigs für Oestreich bestätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte, diese Abtretung aber nicht vollzog. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Die cisalpinische und ligurische Republik wurde von Oestreich und Frankreich garantirt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino des Stato dei Presidi und seiner Hälfte der Insel Elba, so wie mit dem Versprechen, seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andre Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erst im Herbst geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 9. Sept. an Etrurien ab. Starke franz. Truppenabtheilungen blieben sowohl in Neapel als in Toscana stehen und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Constitutionen. Aber im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italiänische Republik, nach dem Muster der neuen französischen Verfassung, und Bonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen in vie-

len Departements folgten auf diesen Streich, wurden aber von den französischen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt abermals eine neue Constitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen consularischen Beschluß vom 11. Sept. 1802 definitiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den Jahren 1803 und 1804 Italien aufs willkührlichste und drückendste benutzt hatte, ermuthigte ihn endlich die Lethargie der europäischen Mächte; am 17. März 1805 zu seiner neuen Kaiserkrone auch die italiänische Königskrone hinzuzufügen, doch versprach er ausdrücklich, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eignen König zu geben. Die abermalige neue Constitution glich der des französischen Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone, und ernannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand feierlich die Krone aufgesetzt, seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem äußern Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückender, als diese neue Regierung, war nie eine für Italien gewesen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Franken, die von nicht ganz 4 Millionen Menschen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für französisches Interesse verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das italiänische Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkührlichen Verfügungen gegen den Geist des lüneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beides aber als französische Lehne und ließ den ligurischen Senat selbst am 25. Mai die Vereinigung Genua's und der Rivieren mit Frankreich proclamiren. Es wurden die drei Departements, Genua, Montenotte und Appennin daraus gemacht. Eben so wurden Parma, Piacenza und Guastalla am 21 Juli definitiv dem französischen Reiche einverleibt. Den Papst erhielt noch in seinem Eigenthume die Bereitwilligkeit, das Schauspiel der Kaiserkrönung durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Endlich erhob sich Oestreich aus dem Schlafe der Ohnmacht, so ungescheuter Willkühr Einhalt zu thun. Aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden; auf redliche, aber auch in Italien, wo sie noch am glücklichsten waren, durch das Unglück bei Ulm und Austerlitz vereitelte Anstrengungen folgte bald der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805) der die Gründung der französischen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das östreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, dieses, und alle französischen Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1,672 Quadratmeilen und 5,657,000 Einwohner. Neapel, das die gelandeten russischen und englischen Hülfstruppen nach der Schlacht von Austerlitz geräumt, traf nun im Anfang des Jahrs 1806 sein endliches Schicksal. Der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande ungeachtet, drangen die Franzosen ins Reich ein, besetzten am 14. Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von diesem Thron vertrieben. Napoleon ersetzte diese Dynastie durch die seinige, indem er am 31. März durch ein bloßes Machtwort seinen ältern Bruder Joseph zum König von Neapel ernannte. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Hessen Philippsthal die Festung Gaeta standhaft; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer kräftig unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart

die Franzosen bei Meida am 4. Juli, und eroberten mehrere feste Plätze an der Küste; aber als Gaeta am 18. Juli gefallen war, und Massena wieder nach Calabrien vordrang, schifften sie sich wieder ein und überließen das Reich den Franzosen. Der neapolitanische Hof mußte froh seyn, daß das von den Engländern beherrschte Meer ihm wenigstens Sicilien, wohin er sich geflüchtet, sicherte. Doch ließ er im folgenden Jahre (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal versuchen, die aber mißglückte. Im Jahr 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die seit dem Tode ihres Gemahls für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs entsetzt, dieses, unter Anführung politischer Gründe, aber nicht Eines rechtlichen, mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländischen Meers getheilt. Auch ernannte Napoleon seinen Vetter, den Prinzen Borghese zum Generalgouverneur der Departements jenseit der Alpen, dieser nahm seinen Sitz zu Turin. Da indeß Napoleons Wink den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit Joachim Mürat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6ten Sept. 1808 in Neapel einzog. Im folgenden Jahre 1809 stellte der Kaiser, des Schaffens und Umschaffens nicht müde werdend, das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, doch nur als eine Statthalterschaft, seiner Schwester Elise von Piombino. In demselben Jahre machte Oestreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, durch einen verzweifelten Kampf die Uebermacht und den Uebermuth Frankreichs zu brechen. Die Oestreicher waren zwar in Italien anfangs glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wieder pfeilschnell nach Wien, und von hier aus proclamirte er am 17ten Mai höhnend die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward kaiserliche freie Stadt, und dem Papste 2 Mill. Franken Jahrgeld bewilligt. Nach dem Wiener Frieden, durch den Napoleon die sogenannten illyrischen Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreich Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unerschütterlich schien nun des französischen Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italiänische Volk französische Heere ernähren, seine eignen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Man duldete schweigend und hoffnungslos, bis der unersättliche Weltbezwinger in seinen eignen ungeheuern Unternehmungen unterging. Die militärischen Resultate, welche 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich bewirkt wurden, führten auch die Eroberung von Italien durch die Allirten herbei, an welche letztere am Ende auch noch der König Joachim von Neapel sich angeschlossen hatte. Der Pariser Friede und die darauf folgenden Verhandlungen änderten dann die ganze politische Gestalt des Landes. Oestreich erhielt alles wieder, was es im Preßburger Frieden verloren hatte, vereinigte noch die Herzogthümer Mailand und Mantua damit, und errichtete das lombardisch-venetianische Königreich. Der Papst und der Großherzog von Toscana wurden gänzlich restituirt; Modena und Massa fielen an ihre alten Regentenhäuser;

Parma wurde der Kaiserin Marie Luise gegeben; Lucca der ehemaligen Königin von Itrurien angewiesen. Auch der König von Sardinien erhielt das Verlorne wieder, ansehnlich vergrößert durch das Gebiet von Genua. Indem diese Republik sich unterdrückt sah, behauptete St. Marino ihre Selbstständigkeit. Corsika blieb bei Frankreich; Malta aber theilten sich die Engländer zu. Nur dem Könige beider Sicilien ward das Glück der Restitution nicht zu Theil; Joachim behauptete sich auf dem Throne von Neapel. Als er aber im Jahr 1815 die Parthei Napoleons von neuem ergriff, ward er von dem siegendem Heere der Oesterreicher vom Throne gestürzt, und auch hier der alte Besitzstand hergestellt. H. L.

Italiänische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erste, welche dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat.

Italiänische oder doppelte Buchhaltung ist die Wissenschaft der Rechnungsführer und Kaufleute, alle ihre Einnahmen und Ausgaben, es sey an Geld oder Waaren, durch die Führung der Bücher in doppelten Posten in einer solchen guten Ordnung zu halten, daß sie, so oft es nöthig ist, sich und andere schnell genaue und richtige Rechenschaft davon ablegen können. Sie lehrt alle gemachten Dispositionen in eine solche Verbindung setzen, daß der ganze Zustand einer Handlung, sie sey auch von einem so ausgebreiteten Umfange, wie sie wolle, zu jeder willkührlichen Stunde eingesehen und beurtheilt werden kann. Das Buchhalten überhaupt, oder die Wissenschaft Rechnungs- und Handlungsbücher zu führen, ist so alt wie der Handel, und zerfällt in das einfache und doppelte Buchhalten. Das einfache Buchhalten ist vom ältesten Ursprunge, und schon die Phönicier führten darnach ihre Rechnungen. Von diesen kam die einfache Buchhaltung in der Folge zu den Griechen und Römern, von welchen es das übrige Europa erlernte. Bei Handlungen von geringem Umfange ist sie noch jetzt gebräuchlich. Denn bei derselben führt der Kaufmann nur zwei Bücher, als: ein Journal, in welches er täglich alles hinter einander einträgt, was man ihm, oder was er andern für verkaufte, oder für erkaufte Waaren schuldig ist, und was hiervon von Zeit zu Zeit bezahlt wird. Aus diesem Journale trägt er bei gelegener Zeit alles in das zweite, oder Hauptbuch, unter die daselbst für jede mit ihm in Verkehr oder Geschäften stehenden Konti ein. Was man ihm schuldig ist, oder was er bezahlt hat, wird den Parteien in Debet gesetzt, was hingegen ihm bezahlt wird, oder was er schuldig ist, wird den Parteien in Kredit geschrieben. Wenn also der Handelsmann das Debet und Kredit zusammenrechnet, und mit einander vergleicht, so kann er bald finden, was er andern schuldig ist, oder von ihnen einzunehmen hat. Es ist aber diese Buchhaltung deswegen unvollkommen, weil nicht jede Ausgabe und Einnahme, sondern nur diejenige ins Buch eingetragen wird, bei welcher es auf eine Abrechnung mit andern ankommt. Weit vollkommener ist daher die doppelte Buchhaltung, welche die Italiäner höchst wahrscheinlich schon im 12ten Jahrhunderte, bald nach Einführung der Bank zu Venedig, erfunden haben, obgleich die Schrift des ersten Schriftstellers von der doppelten Buchhaltung, des Italiäner Lucas Paccioli, nicht früher als 1494 zu Venedig gedruckt worden ist. In England gab der Schulmeister Hugh-Oldeastle 1543, und in Deutschland der nürnberger

Bürger Johann Gottlieb 1531 die erste Schrift von der doppelten Buchhaltung heraus. Sie erfordert vorzüglich nachstehende acht Handlungsbücher, nämlich 1) das Memorial- 2) Cassa- 3) Journal- 4) Haupt- 5) Monatliche Balance- 6) Waaren-Calculations- 7) Waaren-Scontro- und 8) Banco-Scontro-Buch. Der Grund von der doppelten Buchhaltung ist die richtige Kenntniß des wahren Sinnes der beiden Wörter Kredit und Debet. Aller Empfang ist Debet und alle Ausgabe ist Kredit. Aller Verlust ist Debet, und aller Gewinn Kredit. Beide Wörter braucht der Kaufmann sowohl in Rücksicht wirklicher Personen, als auch in Rücksicht der Rechnung immer mit Beziehung auf Sachen und Personen. Mit einem Worte, alles was er kauft, empfängt oder in Verwahrung nimmt, wird Debet, wie derjenige, dem er etwas bezahlt; da hingegen alles, was er verkauft, ausliefert, oder aus seiner Verwahrung giebt, unter das Kredit kommt, wie derjenige, welcher ihm etwas bezahlt oder borgt. Zur doppelten Buchhaltung ist endlich ein richtiges Inventarium (s. d. Art.) nothwendig, welches auf der einen Seite in den vorhandenen gangbaren Geldern, beweglichen und unbeweglichen Gütern, Waaren und Activschulden, auf der andern Seite aber in Passivschulden besteht, und durch Vergleichung beider Summen dem Eigenthümer das Kapital seines ganzen Vermögens ausweiset.

X.

Italiänische, deutsche und französische Musik. Italiänische Musik wird vorzugsweise diejenige genannt, welche nicht sowohl in Italien und von italiänischen Künstlern, als vielmehr in der Setzart dieser letzten componirt ist. Daraus geht nun hervor, daß es nicht allein eine individuelle, subjective Weise, musikalische Produktionen hervorzubringen, giebt; sondern daß auch, dem innersten Wesen der Sache nach, ein allgemeiner, objectiver Unterschied in der musikalischen Setzkunst vorhanden ist, und daß dieser sich nach der verschiedenen poetisch-romantischen Bildung der drei europäischen Hauptnationen, der Deutschen, Italiäner und Franzosen, ausgebildet hat. Ohne untersuchen zu wollen, worin die eigentliche Natur der Musik bei den Griechen und Römern bestanden habe, müssen wir hier nur so viel anmerken, daß jene Musik der Griechen, oder dasjenige, was man bei ihnen mit diesem Namen benennt, durchaus ein, sowohl in seiner innern Ursache, als in seiner äußern Wirkung, von der heutigen Musik ganz verschiedenes Erzeugniß gewesen ist. Da die innere Natur der Musik durchaus romantisch ist, das heißt, da sie aus einem unbekannten, von allen Verstandesbegriffen entblößten Sehnen hervorgeht; so konnten die Griechen, die durchaus nicht romantisch, sondern im Gegentheile streng poetisch waren, eben weil sie keine Sehnsucht nach einem Genusse kannten, sondern vielmehr im eigentlichen Besitze dieses Genusses selbst waren, so konnten die Griechen, sagen wir, aus diesem Grunde auch keine eigentliche Musik in unserm Sinne des Worts besitzen: die Musik (s. d. Art.) mußte und konnte also nur allein ein Erzeugniß der neuern romantischen Bildung sey. Diese romantische Bildung entsprang zuerst in Italien, und also mußte auch Italien die erste Wiege der Musik werden. Von hier aus verbreitete sie sich nach Deutschland, und zugleich auch nach Frankreich, wo sie sich jedoch in beiden Ländern, besonders in Frankreich, obgleich eines und eben desselben Ursprungs, durchaus ganz verschiedenartig gebildet hat. In Italien reines, unmittelbares Erzeugniß der Sehnsucht nach einem das ganze Wesen des Menschen erfüllenden, ihm stets unbekannt vorschwebenden Gegenstande, mußte sie sich natürlich, gleichsam noch in Unschuld und Kindheit befangen, einfach und schmucklos gestal-

ten; so finden wir sie auch dort wirklich: die einfachste, natürlichste, des Herzens Sehnsucht in seinen innersten Tiefen erregende Melodie, welche gerade nur so viel von Harmonie unterstützt ist, als jegliche Melodie zu einer ihr nothwendigen Grundlage von Nöthen hat. Dies war die italiänische Musik bei ihrer ersten Entstehung, und dies ist sie auch, wenn wir nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität der Noten urtheilen, mit einer sehr geringen Veränderung und Umgestaltung, noch in diesem Augenblicke. Denn einfache, höchst schmeichelnde Melodie, ungesucht, und so natürlich als möglich ausgeführt, ist noch immer der Charakter der italiänischen Musik, trotz des Einflusses, den der deutsche und französische Styl, obwohl in bewundernswürdig geringem Maaße, auf dieselbe gehabt hat. Wer, der nur einigermaßen eine Kenntniß der italiänischen, deutschen und französischen Setzkunst hat, sollte es sich nicht zutrauen, unter tausend italiänischen Musikstücken auch ein einziges, von einem Deutschen oder Franzosen componirtes Stück herauszufinden? So sehr ist der Charakter der italiänischen, deutschen, besonders aber der französischen Musik, von einander verschieden! Die italiänische Musik muß aber schon deshalb unsere höchste Bewunderung auf sich ziehen, weil sie sich, wie schon oben erwähnt worden ist, von allem Einflusse des Auslandes möglichst zu bewahren gewußt, und dadurch in sich selbst eine Festigkeit, eine Consequenz bewahrt hat, die in dem Maaße keiner Erfindung des menschlichen Geistes zu Theile geworden ist. Wenn wir nun von dem streng unveränderlichen Charakter der italiänischen Musik geredet haben, so kann es freilich nicht unsere Absicht seyn, zu behaupten, daß die Natur derselben noch bis auf den heutigen Tag in jeder äußern mechanischen Einzelnheit dieselbe sey, wie zur Zeit ihrer gänzlichen Ausbildung zur Kunst: in ihrer quantitativen Natur hat sie sich freilich verändern müssen, ob auch dies gleich nicht in dem Maaße geschehen ist, wie es wohl bei andern Erfindungen des Genies der Fall zu seyn pflegt; aber das behaupten wir mit Ernst, das quantitative Wesen der italiänischen Musik ist noch stets dasselbe, was es vor anderthalbhundert Jahren war. Aus diesem stets sich gleichbleibenden, unveränderlichen Charakter der italiänischen Musik sollte man fast geneigt seyn zu schließen, daß die Art des Satzes, welche wir in ihr vorherrschend finden, eigentlich den wahrsten und die Natur am angemessensten bezweckenden Charakter der Musik aufstelle, und daß jede Abweichung von demselben nur den Nachtheil dieser Kunst zur Folge haben könne. Nichts destoweniger hat die deutsche Musik in den letzten dreißig Jahren eine fast gänzlich neue, und von dem Style der italiänischen Musik durchaus abweichende Bahn gebrochen. Wenn die Setzkunst der Italiäner in ihrem Streben nach bloßer Melodie noch nicht eigentlich romantisch zu seyn, sondern sich vielmehr nur als Uebergang von der reinen Poesie der Alten zu der Romantik der Neuern einseitig zu gestalten schien; so ist es daher der deutschen Musik vorbehalten gewesen, in dem tausendfältigen wunderbaren Spiele der Harmonie, verbunden mit der Melodie, den romantischen Charakter auf das vollkommenste zu entwickeln und auszubilden. Es scheint überhaupt, daß die Romantik, jemehr sie sich dem Norden nähert, sich auch immer vollkommener zu gestalten strebe: davon zeugt der Charakter der nordischen Poesie, im Gegensatze mit der Poesie des südlichen Europa. Die deutsche Musik steht daher auf dem Punkte, sich, da schon an und für sich selbst nichts in der Natur romantisches ist, als eben Musik, zum vollkommensten Erzeugnisse der romantischen Kunst auszubilden: wir dürfen hier nur Mozarts Werke, besonders die eigentlich romantischen, nennen, welche, dünkt uns, Vorbilder für alle jetzige und folgende Musik sind.

Wenn man endlich durchaus geneigt seyn sollte, den eigentlichen Unterschied, so wie wir ihn zwischen der jetzigen italiänischen und deutschen Musik finden, nicht blos mit dem Gefühle zu ahnen, sondern auch mit dem Verstande zu verstehen, so könnte jener Unterschied etwa so dargethan werden, daß die italiänische Musik nur formell, die deutsche hingegen formell und materiell zugleich romantisch sey. Um überhaupt den Unterschied zwischen der italiänischen und deutschen Musik auch selbst dem Unkundigen verständlich zu machen, dürfen wir ihn nur einladen, Mozarts Don Juan und Paesiellos Müllerin neben einander zu stellen, und das, was er in jenem Grell-Verschiedenes von der Musik dieser findet, für das Eigentlich-Romantische zu nehmen. Es ist unmöglich, daß auf diesem Wege nicht auch dem Unerfahrensten ein Aufschluß über den Unterschied zwischen dem deutschen und italiänischen Style in der Musik werden sollte. Wenn nun, wie wir gesehen haben, diese beiden Arten Musik nur in der Quantität und in der Form, nicht aber in der Qualität und Materie von einander verschieden sind, wenn demnach zwischen beiden noch immer eine gemeinschaftliche Beziehung Statt findet, welche in der Gleichheit ihrer innern Natur und ihrer ersten wesentlichen Entstehung begründet ist, so macht dagegen die französische Musik, von der wir jetzt reden wollen, in so fern diese nämlich ein nationelles, keinem fremden Volke nachgebildetes Erzeugniß ist, eine ganz eigne, von der italiänischen und deutschen Musik gänzlich verschiedene Gattung aus. Um diese in und durch sich selbst vollkommen darthun zu können, ist es nöthig, hier von dem Unterschiede, welcher zwischen der französischen und übrigen europäischen poetischen Bildung vorhanden ist, wenigstens im Allgemeinen zu handeln. Wenn sowohl in der physischen, wie in der moralischen Natur, Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung ist, unter welcher jegliche Kraft des Menschen sich einzig und allein in ihrem ganzen Umfange zu äußern vermag (der gefesselte Fuß ist zum Gehen, also der gefesselte Geist zum Schaffen untauglich); so ergiebt sich daraus, daß die bürgerliche Freiheit, welche, gleich der physischen, stets die moralische bedingt, und welche bei den Griechen in ihrer gänzlichen Vollkommenheit vorhanden war, auch diese, nämlich die moralische Freiheit, in den Stand gesetzt haben müsse, die eigentlichsten und größten Geisteswerke der alten Welt hervorzubringen. Und dies ist denn auch in der That der Fall gewesen. Die bürgerliche Freiheit der Griechen ward nun aber auch durch eine religiöse Freiheit mächtig unterstützt: denn religiös frei waren die Griechen, in so fern nämlich eine gegebene, positive Religion, welche das Daseyn der Gottheit mit dem Verstande als wirklich vorhanden kennt, und davon mit Gewißheit überzeugt ist, also dasselbe nicht blos mit dem Gefühle zu ahnen braucht, der geoffenbarten Religion, die, statt zu wissen, nur glauben kann, geradezu entgegengesetzt ist. Die Griechen waren also in wirklichem, mit dem Verstande begriffenem Besitze ihrer, im Raume vorhandenen Götter, und ihre Poesie also Erguß des Wohlgefallens an diesem wirklichen Besitze. Dies macht den Charakter ihrer Poesie, der allenthalben etwas Reelles, Positives und wirklich Vorhandenes zur Erscheinung bringt, also mit der bloßen Ahnung durch das Gefühl auch nicht das Allergeringste gemein hat. Diese Ahnung der Gottheit, im Gegensatze mit dem vollen Bewußtseyn der Existenz derselben, macht nun aber den unterscheidenden Charakter aus, welcher zwischen der Religion der Griechen und der Religion der Christen vorhanden ist: jene war im wirklichen, von dem Verstande begriffenen Besitze der Gottheit, also positiv, diese hingegen, als geoffenbarte Religion, ahnet nur den Besitz der Gottheit. Die Freude am wirk-

lichen Besitze giebt also den Charakter der Religion, so wie den der Poesie der Griechen, dahingegen die bloße Ahnung des Besitzes der Gottheit die Grundlage der christlichen Religion, so wie der christlichen Poesie macht. Und diese Poesie nennen wir, im Gegensatze mit der Poesie der Griechen, die romantische. Daß diese romantische Poesie, um sich gehörig zu gestalten und zu entwickeln, ebenfalls der Freiheit bedurfte, versteht sich von selbst: das unermüdliche Streben der kleinern italiänischen und deutschen Staaten, die sich von keinem allgemeinen, alleingebietenden Oberhaupte Fesseln anlegen lassen wollten, war eben der mächtige Keim, aus welchem die romantische Poesie der Italiäner und Deutschen so lieblich und wunderbar entsproßte. Dieses ewige Keimen und Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit giebt noch jetzt in diesem Augenblicke den Charakter der deutschen Reichsverfassung: oder ist das fortwährende Ankämpfen der deutschen Staaten gegen die Macht des gemeinschaftlichen Oberhaupts derselben etwas anders, als Ringen nach einer Unabhängigkeit? Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit der Verfassung Frankreichs, wo schon seit dem vierten Jahrhundert das monarchische Königthum begründet, und also kein eigentliches Streben nach Freiheit mehr vorhanden war. In Frankreich konnte und durfte also der mächtig emporstrebende Geist, dem nun schon die Fesseln der monarchischen Verfassung angelegt waren, nicht weiter nach Freiheit und Unabhängigkeit streben; aber eben so wenig konnte er auch gänzlich unterdrückt werden. Daher entwickelte der Geist der Franzosen, der das höchste im Menschen, nämlich die Freiheit, nicht mehr zu erstreben vermogte, seine zersplitterten Kräfte auf eine andere Weise: er bildete nämlich, statt in seiner vollendeten Einheit die Freiheit zu erringen, in Einzelnheiten sich erschöpfend, das bürgerliche Leben aus. Daher die witzige Bildung des Franzosen, die bisher wohl allgemein erkannt, aber, so viel wir wissen, niemals genügend erklärt worden ist. Diese witzige Bildung der Franzosen, die nie nach dem Ganzen, sondern stets nach dem Einzelnen strebt, macht daher auch den unterscheidenden Charakter ihrer Poesie und ihrer Musik aus. Wenn die Musik der Italiäner und Deutschen darnach strebt, mit steter Verzichtleistung der Darstellung der einzelnen materiellen Theile, nur im Allgemeinen den Geist der jedesmal vorherrschenden Empfindung wiederzugeben: so macht es sich im Gegentheile die französische Musik, mit Uebergehung jeglichen Gesammt-Eindrucks, zum Vorwurfe, nur die prosaischen Einzelnheiten des darzustellenden Gegenstandes zu mahlen und zur Anschauung zu bringen. Dies ist der unterscheidende Charakter der ursprünglich französischen National-Musik der Franzosen, in welcher Rameau und Lülly als vollendete Meister sich ausgezeichnet haben. Ob es nun wohl nicht geleugnet werden mag, daß in den letzten Jahrzehnten die französische Musik durch den Einfluß der deutschen und italiänischen eine bedeutende Veränderung erlitten habe; so wird diese Veränderung, die nicht von innen heraus, sondern von außen hinein gewirkt hat, niemals und unter keiner Bedingung im Stande seyn, derselben ihren eigentlichen National-Charakter zu nehmen, und ihr eine wahrhaft poetisch-romantische Natur zu ertheilen. Das, was also bis jetzt die ältere französische musikalische Setzkunst in ihren alten Werken aufzuweisen gehabt hat, mag keine eigentliche Musik, sondern eine bloße musikalische Deklamation genannt werden, bei der man nicht von innerer poetischer Nothwendigkeit, sondern vom äußern Erforderniß einer ergötzenden Abwechselung, als herrschendem Gesetze, ausgegangen ist; die neuern französischen musikalischen Werke hingegen haben für den Verlust jenes ihnen eigenthümlichen National-Charakters, der doch we-

nigstens die Nation selbst vollkommen befriedigte, durch den Einfluß der italiänischen und deutschen Musik durchaus nicht entschädigt werden können, und gefallen, als eine zwitterartige Mittelgattung, die weder Frankreich, noch das Ausland befriedigt, nur demjenigen, der sich einmal durch Vernunft-Raisonnement zum Wohlgefallen an der neuern französischen Musik gewaltsam hinaufgesteigert hat. Es sollte uns überhaupt leicht werden, zu beweisen, daß selbst die Franzosen an den Werken ihres Rameau und Lülly, die das, was sie waren, ausschließlich und vermischt zur Erscheinung brachten, ein wahrers, natürlichers und ungetheilteres Interesse genommen haben, als an den sämmtlichen Erzeugnissen ihrer modernen Musik, die eben, weil sie weder französisch, noch italiänisch, oder deutsch ist, weder den Forderungen der Franzosen, noch der Ausländer entsprechen kann. Daraus folgt aber auch eben so natürlich, daß es ein gänzlich unstatthaftes und widersprechendes Verlangen ist, wenn man den Franzosen zumuthet, daß sie an den Werken deutscher Musik, die ihrer innern Geistesbildung durchaus nicht entsprechen kann, einen wirklichen Geschmack finden sollen. Es wird daher stets ein mißliches Unternehmen bleiben, für deutsche Musik, und insbesondere für Mozarts Werke, in Frankreich aufrichtige, wahre Theilnahme zu erregen. Man wird dort freilich, wie bisher auch der Fall gewesen ist, sich auf das redlichste bestreben, der deutschen Musik Geschmack abzugewinnen, man wird derselben nothgedrungen eine öffentliche Achtung darbringen wollen: aber innerlich kann und wird kein Franzose, jemehr er dies nämlich im eigentlichsten Sinne des Worts ist, an deutscher Musik sich wahrhaft ergötzen können, so wie überhaupt dem französischen Volke nie der Sinn für eigentliche romantische Poesie aufgehen wird. Ein anderes Verhältniß tritt freilich zwischen der deutschen Nation und der französischen Musik ein; theils sind die Deutschen allgemeiner gebildet, und finden also auch an Einzelnheiten, da, wo diese, wie bei den Franzosen, in ihrer Art vollkommen ausgebildet sind, Vergnügen, theils ist die Bildung unter dem großen Haufen der Deutschen auch zur Zeit noch prosaischer, als eigentlich romantisch, weswegen denn auch jene prosaisch-witzigen Erzeugnisse der französischen Composition dem deutschen Geschmacke dann und wann noch inniger zusagen, als es billig der Fall seyn sollte. Pq.

Italiänische Sprache. Die Gränzen der italiänischen Sprache lassen sich nicht wohl mit Bestimmtheit angeben. Im Norden wechseln gegen die Schweiz, Tyrol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden wo deutsche, italiänische oder auch noch Dialecte der altromanischen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigste unter einander. Setzt doch das Meer keine bestimmte Gränze. Bei der frühern Verbreitung der Italiäner auch über die nicht eigentlich italiänischen Inseln des Mittelmeers über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen wo der letzte italiänische Laut einheimisch erklinge? In das Unbestimmte verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sey sie durch Vermischung des Lateinischen (des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen) mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horazius erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volkes. Letztere mußte der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger auffallend sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Dialecten der Barbaren nicht wohl denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen

werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksdialecten gegenüber auch eine neue Schriftsprache, doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italiänischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccios Sprache werde in dem Munde toscanesischer Bäuerinnen oder florentinischer Facchini's vernommen. Auch die toscanesische und florentinische Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der frühesten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo dieses in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscanesischen Schriftstellern. Nur der Zufälligkeit, daß die spätern großen Häupter italiänischer Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch späterern Ermächtigungen toscanesischer Akademien, namentlich derjenigen della Crusca, verdankt es dieser Dialect, daß, ungeachtet seine rauhen Kehllaute den übrigen Italiänern ein Aergerniß sind, er doch vor allen Sprecharten seinen Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italiänischen Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit bestimmter Deutlichkeit, daß es unzulässig sey, einen Dialect zur Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfall der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein volgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweiset dies wohl deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 3. Nro. XI.) zählt 15 verschiedene Hauptmundarten, unter denen die toscanesische wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literärische Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 25 Hauptmundarten, hat jede ein oder das andere Werk aufzuweisen, das den Dialect, meistens blos um des Autors Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. So viel schien in geographischer und historischer Hinsicht im Allgemeinen über ital. Sprache zu sagen zu seyn. Mehr in ihr inneres Wesen einzugehn, war bei den nothgedrungenen Gränzen dieses Artikels nicht rathsam. Der Unkundige würde nicht genug, der Kundige immer zu wenig finden. Dm.

Italiänische Poesie. Im 12ten bis hinein in das 13te Jahrhundert findet sich in Italien blos fremde Poesie (die Prosa bildete sich ungleich später), die ritterliche Liebespoesie der Provençalen und Troubadours. Dem damaligen Italiäner, und besonders dem Lombarden verständlich durch ihre Nachbarsprache durchzogen diese wandernden Sänger Italien, und fanden, besonders an den Hoflagern der lombardischen Großen die freundlichste Aufnahme, bereitet durch gleiches Bedürfniß schöner und ergötzlicher Reime, welches die Völker des Südens gemein

haben, wäre es auch aus blos sinnlichem Wohlgefallen am Gesange. Zum Beweis wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadours als schönste Zierden fürstlicher Höfe erachtet wurden, dient das Beispiel Raimondo's Berlinghieri's, Grafen von Barcellona, welcher 1164 Friedrichen den Rothbart in Turin besuchte, begleitet von einer Anzahl provençalischer Dichter. In seiner Sprache zu reimen und zu singen wagte kein Italiäner. Mästro Ferrari unter Azzo VIII. Herzog von Ferrara reimte in provençalischer Mundart. Scodello von Mantua reiste selbst in die Provence, damit er sich so leichter der dort einheimischen Sprech- und Liederweise bemächtigte. Allzunahe Nachbarschaft der Provençalen mit den Lombarden ließ bei diesen nicht leicht das Bedürfniß und die Lust an einheimischen Liedern erwachen. Venedig, Genua, Florenz und die andern Freistaaten Italiens ermangelten bei bürgerlichen Partheifehden und Händeln des ritterlichen Sinnes, dem die provençalische Ritterpoesie zusagen mochte. Der Geist des Papstthums hinderte gleichmäßig in seiner Nähe die Aufnahme der provençalischen und die Entwickelung der einheimischen Poesie. „Nur bei den Sicilianern konnte sich italiänische Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen einen Dialect der sanft genug war um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnsucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen, provençalische Sänger in ihre Mitte zu ziehen oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahrten, aber es schallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche sie ermunterten in eigener Mundart ähnliche Versuche zu wagen," um so mehr als ihnen ein Hof nahe war, reich an Mustern ritterlicher und fürstlicher Tugend. Friedrich II. seine Jugendjahre 1198—1212 in Palermo verlebend, krönte mit eigener Hand einen Dichter, und nicht nur von seinem Kanzler Petrus de Vineis, und Heinrichen von Sardinien, Friedrichs natürlichem Sohn, von dem nachherigen Kaiser selbst sind noch die gefälligsten Reime vorhanden. Ein Wechselgesang des Ciullo oder Vincenzo d'Alcamo in Form und Charakter ganz der provençalischen Poesie angehörig, ist das älteste Denkmal jener frühesten sicilischen Periode, deren Spuren nach 1300 sich verlieren, während mit dem bologneser Guido Guinicelie † 1276 und andern ihm geistig und in der Zeit verwandten Dichtern die eigentlich sogenannte altitaliänische Dichterschule anhebt. Gleichzeitig verbot die Republik Bologna 1288 den Provençalen sich auf öffentlichen Plätzen hören zu lassen. Genannt zu werden verdienen noch: Guittone d'Arezzo; von ihm ein Buch Gedichte und 40 Briefe moralischen Inhalts, besonders merkwürdig als der erste bekannte Anfang italiänischer Prosa. Brunetto Latini (1220 in Florenz), Dantes Lehrer; von ihm der Tesoro, ein Inbegriff alles damals wissenswürdigsten. Der Florentiner Guido Cavalcanti und Dante von Majano. Die Formen der ältesten italinischen Poesie, unstreitig dem Arnaut Daniel und andern berühmten Provençalen nachgeahmt, ihre Ausbildung aber erst von den spätern Meistern erwartend, sind jedoch meistens dieselben, worin sich die jüngern Hervorbringungen der italiänischen Dichtkunst bewegen, mannichfache Arten der Canzonen, Ballaten und Sestinen; unsere Literatoren wollen schon bei den Provençalen das regelmäßige Sonett von 14 Zeilen finden; daß es altsicilianische ottave rime giebt (achtzeilige Stanzen) ist unbestritten. Aber auch der innere Charakter der ital. Poesie ist in jener ältesten Periode mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen. Religion ist das höchste in allem menschlichen Seyn und Wirken. Hat man den religiösen Charakter einer Zeit lebendig begriffen, so ist keine Erscheinung in derselben,

deren nothwendige Bedingungen nicht enträthselt werden; jede muß als beweisende Probe gelten ob man den Geist damaliger Religiosität wahrhaft begriffen hat. Besonders gilt das von der Poesie, welche ja nichts ist als die Verkündigerin des Verhältnisses, worin ein ganzes Zeitalter sich zu Gott und der Natur findet. Wie nun die sinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plastische in der Kunst dringen mußte, so war in dem Geiste des Christenthums, in seiner Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, die musikalische Richtung der Poesie, die Auflösung und Einigung des Universums in dem Gefühl nothwendig bedingt. Da nun ferner die moderne Liebe, wenn man sie in ihrem heiligsten und wahrsten Wesen erfaßt, das Kind der christlichen Religion, ihre untergeordnetere Erscheinung ist, die Anbetung des Uebersinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühl der menschlichen Schwäche, auf Erden das Bild der Gottheit, die Vollendung und Einheit des Seyns im Irrdischen finden möchte, so mußte in der modernen Zeit, trat die Dichtkunst nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, wie es bei dem hochbegabten Spanier, bei dem gottgeliebten Calderon der Fall ist, bei Nationen, welche durch andere, wohl meist climatische Verhältnisse, weniger tief gestimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, die untergeordnetere Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poesie, und darum, wie die Liebe in jedem Individuum etwas durchaus Subjectives ist, jene selbst durchaus subjectiv seyn und werden. Hieraus, dünkt mich, wird das Wesen, welches die ital. Kunst in ihren frühesten Zeiten annahm und in ihren höchsten Meistern am vollendetesten aussprach, begreiflich. Selbst im Boccaccio, dessen Trefflichkeit beschränkte Kunstrichter nicht ohne Aergerniß über seine Anstößigkeiten bewundern, bleibt Liebe der stete Grundton, und die vergötternde Gluth, womit er das Angedenken seiner Fiammetta verherrlichet, hätte nie in der Brust eines griechischen Künstlers sich entzünden können, dünkt mir der vollständigste Beweis, der oben, freilich nur angedeuteten, Ideen. Die vorbereitende Periode der ital. Poesie war vorüber und es erschien der göttliche Florentiner D a n t e Allighieri (geb. 1265). Ueber sein Leben und seine einzelnen Werke s. d. Art. D a n t e. Hier kann nur von seinem Verhältniß zur gesammten ital. Kunst und Literatur die Rede seyn, und so müssen wir denn gestehen, daß er eigentlich ganz aus ihrem Kreise herausfällt. Denn ohne Vorgänger war er, ohne Nachfolger blieb er, so viel herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Wir meinen hiermit, versteht sich, nicht die Form und Darstellungsart, welche ihrer Natur nach in der divina Comedia einzig seyn und bleiben mußte; wir meinen die Eigenthümlichkeit seines Geistes. Auch sein großes Gedicht, an welches, wie er selbst sagt, Erde und Himmel die Hand legte, das ihm, dem Dichter jahrelanges bleibendes Kunststudium kostete, hat die Liebe geschaffen, aber tiefern und umfassenderen Gemüthes als Petrarca ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge, in ihrer höheren Bedeutung der Religion und entzückt von den leuchtenden Augen seiner Beatrice spricht er mit begeisterten Lippen, in den Anschauungsformen der katholischen Religion die ewigen Ideen aus von des Universums uranfänglicher Einheit mit Gott, seinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der christlichen Religion. Nur der Sprache nach gehört er den Italiänern an, in der unendlichen Plastik seiner Darstellungen ist er gleich den größten griechischen Meistern. Jedoch, was das Wesen seines Gedichts ausmacht, die Klarheit womit alles menschliche Wissen und alle Geschichte auf die Einheit und den Ur-

sprung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, nach diesem gehört er den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sey, daß man beim Studium der göttlichen Comödie sich gedrungen fühlt, den ersten und größten Dichter der Neuern mehr noch in der Eigenschaft eines Philosophen als Dichters zu bewundern, kann nur angedeutet werden. Wenn gleich aber die göttliche Comödie nicht einheimisch in der ital. Kunst und Literaturgeschichte ist, durch ihre Verdienste um die ital. Sprache ist sie von nicht zu berechnenden Folgen für diese gewesen. Dante's anfänglicher Entschluß sein großes Gedicht in lat. Herametern zu schreiben, beweise zur Genüge in welchem Zustand der Unvollkommenheit er die Sprache traf; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln ihre spröde Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedicht von hundert Gesängen, in terze rime (der schwersten ital. Versart, welcher Dante zugleich mit ihre Vollendung gab) seinen unendlichen Anforderungen genügte. Während den neuern Italiänern das Verständniß des Dante abzugehen scheint, Petrarca, Ariost und Tasso ihnen das höchste in ihrer Poesie sind, war in den Dante näher verwandten Zeiten der Enthusiasmus für die göttliche Comödie grob genug, um zu Florenz, Bologna und Pisa Professuren zu Erklärung der göttlichen Comödie zu stiften, Commentatoren derselben traten auf, unter welchen wir, außer dem spätern Pater Lombardi, nur Dantes eigene Söhne, Peter und Jakob nennen wollen. Der Erzbischof von Mailand, Johann Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Florentiner um vereint die Auslegung des Theologischen, Philosophischen und Historischen im Dante zu übernehmen. Caron d'Ascoli, ein Zeitgenosse des Dante, schrieb ein Lehrgedicht (l'acerba), das in fünf Büchern die Physik, Moral und Religion abhandelte. Der anfänglich große Ruhm dieses Werks ist im Lauf der Zeit untergegangen. Ebenfalls blos noch literarische Merkwürdigkeit ist des gleichzeitigen Fazio degli Uberti della Mondo, eine versificirte Astronomie und Geographie. Die Zeitfolge führt uns auf Petrarcha (1304—1374), als Dichter und Philosoph minder groß denn Dante, aber größeren Ruhmes bei der Mitwelt und Nachwelt. Wer hätte nicht von seinen Sonetten und Canzonen gehört! Wer kennt den Namen Laura's nicht, den Namen der vergötterten Geliebten? Wir werden das Leben des Dichters und die noch nicht völlig unbestrittene Geschichte seiner denkwürdigen Liebe in einem besondern Artikel abhandeln, wo auch sein Standpunkt und sein Einfluß in der Geschichte der ital. Gelehrsamkeit dargestellt wird. Sein Verhältniß zur ital. Poesie und schönen Kunst läßt sich kürzer bestimmen. In so fern steht er offenbar unter Dante als die Liebe, beider gemeinschaftlicher Begeisterungsquell in ihm keine Idee von einem Werke das die künstlerische Objectivität der Divina Comedia hätte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyrischen, rein subjectiven und darum untergeordneteren Gattung der Poesie wird er ewig unerreichbar seyn. Hier erscheint er in der Masse von Sonetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichste und sinnvollste Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die ital. Sprache. Während sie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, welche jedoch das majestätische Gedicht mehr heben als verunstalten, hat er sie, der geistreiche Kenner römischer höchster Sprachelegang, zur vollendetesten Schönheit und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann

man die Schaar seiner Nachfolger nennen. Der Ruhm, den Petrarca sich in einer Gattung erworben hatte, welche an sich leicht genug war, (denn was ist leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lob der Geliebten) war zu verführerisch. Hätten jedoch die Petrarchisten bedacht, daß seine Vortrefflichkeit in dieser Gattung, sein sinnvoller Erfindungsreichthum so unendlich sey, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müsse, sie würden vorsichtiger gewesen seyn, sich der gewagten Vergleichung auszustellen. Doch Petrarca selbst nöthigt die Strenge dieses Urtheils zu mildern; denn leider! ja haben wir von ihm eine höchst verunglückte Nachahmung des Dante, die nichts gemeinsames mit der Divina Commedia hat, als die terze rime. Wir meinen Petrarca's in Capitoli eingetheilten Triumphe, der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Nachruhms, der Zeit und endlich der Gottheit. Ihren Inhalt genauer anzugeben, versparen wir auf den Petrarca besonders gewidmeten Artikel; da sie ohne Einfluß auf die Gesammtheit der ital. Literatur geblieben sind. Boccaccio 1313—1375 *), bekannt und berühmt wie Petrarca's Sonette, ist dessen Novellensammlung, der Decamerone. Gleich den Petrarchisten erfüllen dessen Nachahmer die ital. Literaturgeschichte. Obgleich der sentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengesetzt, kann man doch von ihm mit demselben Rechte wie von jenem sagen, daß er nur blos für die Liebe lebte. Maria, natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines dortigen Großen, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie theilte, entzündete seinen jugendlichen Sinn zu der feurigsten Liebe. Veredelung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftig blühende Sinnlichkeit und naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, wodurch zerrissen die Liebenden den Schmerzen über solche Trennung sich bis zum Tode heftig überlassen, sind überall die Grundzüge von Boccaccio's Liebe und seine Ansicht derselben. Die Tendenz seiner Kunst war es diese Subjectivität mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein an das Licht zu stellen. Sie spricht in der Fiammetta, dem Roman, den er noch als Mann, längst von ihr getrennt, dem Andenken der Geliebten weihte, am deutlichsten aus. Die Fiammetta ist das herrliche Denkmal, welches Boccaccio auf den Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehrere Bücher abgetheilte Rede oder Erzählung, worin Fiammette selbst spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden sey. Dieses ist jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buches nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nach dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es ist so gut wie keine äußere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verschmäht ist auch der Reiz der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Ele-

*) Ueberzeugt von der Trefflichkeit der im 2ten B. der Charakteristiken und Kritiken von F. W. Schlegel gegebenen Nachricht über die poetischen Werke des Johannes Boccaccio haben wir diesen fast wörtlich benutzt.

gie, die würdig wäre zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altar der Liebe zu ruhn. Diese weitläuftigere Erwähnung des Inhalts der Fiammetta dürfte vielleicht, da das gegenwärtige Werk so glücklich ist ein ausgezeichnet großes Publikum zu finden, dienen, die genauere Bekanntschaft mit diesem Gedichte, was bis jetzt eine literärische Seltenheit ist, zu veranlassen. Nicht nur die übrigen Werke des Boccaccio (s. d. Art.) auch seine Novellen sprechen im Durchschnitt mehr oder weniger deutlich denselben subjectiven Charakter seiner dichterischen Tendenz aus und mit der gewohnten Tiefe hat der obenerwähnte Kritiker dargethan, daß der anscheinend objective Charakter der Novelle sie um so glücklicher, oft glücklicher die rein lyrische Form, zu subjectiven Darstellungen auf eine zwar indirecte aber darum oft anmuthigere Weise, aneigne. Der Inhalt des Decamerone (vermissen wir gleich noch eine wahrhaft gute Uebersetzung dieses reichen Werkes), darf wohl bei den meisten Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Während Florenz von einer verheerenden Pest heimgesucht wird, welche zu Anfang des Decamerone, mit einer Kraft geschildert wird, welche sich nicht schämen darf an eine gleiche Beschreibung im Thucydides zu erinnern, versammeln sich drei Jünglinge und sieben junge florentinische Damen, um der Ansteckung zu entfliehen auf einem Landsitz einer reizenden Gegend. Hier versammeln sie sich zehn Abende nach einander unter dem wechselnden Vorsitz eines Königs oder einer Königin aus ihrer Mitte, und jedes erzählt eine Novelle. „Heitre Reden, Landlust und Gesänge" schmücken das reiche Werk „wie ein goldener Rahmen." Hr. Bouterweck, von dem wir übrigens gestehen müssen, nicht wenige Notizen entlehnt zu haben, scheint den oben angedeuteten Charakter der Novelle wenig verstanden zu haben, wenn er die gleichmäßige Erzählungsweise in dem Munde eines jeden Erzählenden tadelnswerth findet. Ob schon unter allen Werken des Boccaccio der Styl in der Fiammetta am großartigsten und ausgebildetesten ist, so „daß das Vortrefflichste und Größte was der Decamerone aufzuweisen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit," ward doch der Styl des Decamerone, der, welchen die Italiäner am meisten nachbildeten. Ja lange schienen sie (eine allerdings höchst einseitige Bewunderung) für keine Gattung der Prosa ein höheres Muster als den Styl des Decamerone zu kennen. Zugleich gebührt dem Boccaccio der Ruhm in seinem Filostrato den ersten großen Schritt zu Ausbildung der Stanze gethan zu haben. Eine unglückliche Nachahmung des Dante, noch unglücklicher als die trionfi, ist die amorosa visione. Unmittelbar als Nachahmer folgten auf Petrarca Senuccio del Bene und Franceschino degli Albizzi, auch ein Buonoccorso di Montemagno. Franco Sacchetti's Novellensammlung, in künstlerischer Hinsicht von außerordentlich geringer Bedeutung (der Autor lebte bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts), kann blos den Sprachliebhaber um ihrer correcten und ächt toscanesischen Diction willen anziehen. Der pecorone des Ser Giovanni, eine andere Novellensammlung bald nach Boccaccio's Tode, verdient um der seltsamen Anordnung des Ganzen eine Erwähnung. Ein Jüngling (mit dem Titel meint sich der geistreiche Verfasser selbst) verliebt sich auf bloßes Hörensagen in eine schöne und tugendhafte Nonne, und wird, ehe er sie nur gesehen hat, deshalb zum Klosterbruder. Unter einem Dach mit ihr, wird es leicht ein Verständniß anzuknüpfen. Die Liebenden halten keusche Zusammenkünfte. In 25 Abenden erzählen sie einander eine Anzahl Novellen, und dann ist es alle!! Bekannt sind die satyrischen Sonette des Antonio Pucci ohne viel Witz. Bei diesem Still-

stand in intensiver Ausbildung der italiänischen Literatur ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch die didactische Poesie regte und ein Bologneser Paganino Buonafede den Ackerbau besang. Sein Landsmann Federigo Frezzi glaubte, und mit ihm glauben es italiänische Kritiker, nach dem Dante geordnet werden zu müssen, wenn er in seinem Quadriregno eine Beschreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laster und der Tugenden gäbe. Jedes Urtheil über diese Albernheit würde überflüssig seyn. Ein Giusto di Conti verliebt sich 1409 zu Rom in eine Dame, deren ausgezeichnet schöne Hand ihn bestimmte eine Sammlung Sonette unter dem Titel la bella mano herauszugeben. Um das Jahr 1415 erwarb sich der Barbier Burchiello zu Florenz einen Ruhm durch ausgelassene satyrische Sonette. Merkwürdig ist der Versuch, welchen etwas später unter Cosmus von Medici der Maler und Baumeister Leon Battista Alberti machte in italiänischer Sprache Hexameter und Pentameter zu schreiben. Lorenz von Medici, seit 1464, wo sein Großvater Cosmus starb, durch Neigung und Verhältnisse zum Pericles der florentinischen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edlen Florentinerin, begeistert, dem Petrarca mit selbstständigem Dichtergeist nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zögling des Platonikers Marsiglio Ficino Liebesgesänge gelingen. Allgemein war in jenen schönen Tagen der Sinn und die Begeisterung für Plato. Den Einfluß den die Buchdruckerkunst überall auf die Literatur und Kunst gehabt hat, hatte sie auch in Italien, wo dieselbe 1471 durch den florentinischen Goldschmied Bernardo Connini bekannt wurde. Von Lorenz von Medici sind außer Sonetten und Canzonen, Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Symposium (oder die Trinker) enthält drei Reisen in einen Weinkeller. Dies Fragment ist eine scherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante. Wir nennen die berühmtesten Zeitgenossen des Lorenzo. Angello Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano Poliziano zugenannt, auch als geistreicher Philolog berühmt, verdient hier Erwähnung. Von ihm sind außer dem weiter unten zu nennenden Orpheus wunderschöne Stanzen zum Lob des Julian von Medici, bei Gelegenheit eines Turnirs das die Brüder in Florenz gaben. Bernardo, Luca und Luigi (Ludwig) Pulci. Der erste von den genannten Brüdern wird weit von den beiden andern verdunkelt. Der Ciriffo Calvaneo des zweiten ein episches Rittergedicht, an sich ebenfalls ohne besondern Werth, und Fragment, ist merkwürdig als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch ernsthaften Ritterheldenliede, welches bei dem untergehenden Geist des Ritterthums und beim Ausgang des eigentlich poetischen Mittelalters durch den unabänderlich dichterischen Charakter der Italiäner nothwendig bedingt war. Von ihm sind auch Nachahmungen der ovidischen Heroiden in terze rime. Der dritte, Luigi Pulci (mehrere seiner poetischen Hervorbringungen zu geschweigen, welche ihm wohl nie einen berühmten Namen gemacht haben würden), ist durch seinen Morgante der würdige Vorläufer des Ariost's geworden. Von Matteo Maria Bojardo, Grafen von Scandiano, 1436 — 1494, lebte am Hofe zu Ferrara; von ihm der verliebte Roland. Dieser ist aber, so wie er ursprünglich war, wenig bekannt. Bekannter ist er in Domenichi's Verbesserung und Berni's gänzlicher Umgestaltung. Bojardo's ernsthafte Manier konnte den Italiänern wenig zusagen, da sie nicht den Ernst sondern jene Ironie einmal in den Ritterepopäen lieb gewonnen hatten. Gleichzeitig mit diesen Dichtern

laufen die sogenannten Petrarchisten als Hauptbestandtheil der Masse italiänischer Poesie. Denn unter allen Elementen der Poesie bleibt die Liebe ewig neu. Unter diesen Petrarchisten ist Serafino d'Aquila aus Abruzzo, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts am berühmtesten geworden. Als bei den Italiänern wenig versuchte Gattung sind die Barzelletten (Lieder) ebendesselben zu bemerken. Tibaldeo von Ferrara 1463—1537, und Bernardo Accolti (mit dem Zunamen der einzige Aretiner) dürfen neben dem Serafino genannt werden. Als ital. Dichterinnen glänzen die Mutter des Lorenzo von Medici (Lucretia Fornabuoni, eine der vortrefflichsten Frauen ihrer Zeit); Isabella von Arragonien und Serafino Colonna. Die Geschichte der ital. Poesie vom Ende des 15ten bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, der Periode, wo der Enthusiasmus ital. Fürsten und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit Ariost. Da diesem aber bereits ein besonderer Artikel gewidmet ist, wir auch bei Erwähnung der weniger bekannten Vorgänger im Fach des ariostischen Ritterepos das Wesen dieser Gattung und ihre Bedingungen in der Zeit angedeutet haben, so dürfen wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen. Giovanni Georgio Trissino (wir werden diesen nüchternen Nachahmer der Alten noch einmal bei der Geschichte des ital. Theaters erwähnen müssen) suchte den Ariost gegenüber in seiner Befreiung Italiens von den Gothen eine ernsthafte regelmäßige Epopöe aufzustellen, wozu ihm der fünffüßige Jambe ohne Reim geschickter schien als die ottave rime. Das Ganze ist über alle Maaßen trocken und nüchtern. Giovanni Rucellai, 1475—1525, von ihm ein Lehrgedicht, die Bienen; auch in fünffüßigen reimlosen Jamben, aber voll der höchsten Zartheit. Luigi Alamanni, 1495—1556, von ihm ein Lehrgedicht über den Ackerbau. Von ihm ist auch in ottave rime eine Bearbeitung des altfranzösischen Romans von Giron dem Adlichen. Seine Auarchide (von Auarcum dem alten Namen des Flecken Bourges in Frankreich), ist eine mit wenigem Glück auf modernen Boden verpflanzte Iliade. Von Sannazaro, 1458—1553, der sich besonders in der neueren lateinischen Poesie ausgezeichnet hat, ist ein Schäferroman, Arcadien, theils in Versen, theils in romantischer Prosa. An diesem Roman, höchst zart und sinnvoll gedichtet, hat des Dichters Liebe zu Carmosina Bonifazia gearbeitet. Von ihm sind auch Sonnette und Canzonen. Berni zeichnete sich zu derselben Zeit durch seine Satyren aus. Der ital. Name für diese Gattung poesia Bernesca beweiset wie sehr er Epoche machte. Der Cardinal Bembo, der Graf Balthasar Castiglione und Francesca Maria Molza sind unter den Petrarchisten dieses Zeitalters besonderer Auszeichnung werth. Merkwürdig ist es auch wie Cadarino Domonichi 1559 die vermischten Gedichte von 50 edlen und tugendreichen Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter denselben nur Vittoria Colonna des Ritters Fernando d'Acalo, Marchesen von Pescara, geistreiche Gemahlin. Bernardo Tasso, 1493—1569, schrieb in hundert Gesängen, welche an 7000 Stanzen enthalten, das Ritterepos Amadis. Es fand wenig Beifall, indeß verdient er unter der Menge damaliger Nachahmungen des Ariost's ausgehoben zu werden. Eben so gab es in diesem Zeitraum eine große Zahl Satyriker. Von Tasso, welcher zunächst in der Zeitordnung folgt, dem Verfasser des befreiten Jerusalems (s. den Art. Tasso). Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts der gelehrte Pater Bernardino Baldi, welcher außer Sonetten und

Eclogen 100 Apologen (äsopische Fabeln), in Prosa herausgab, nachdem früher weniger gelungene obschon versificirte Fabeln von Cesare Pavesi unter dem Namen Targa und andere von Giammaria Verdizotti herausgegeben worden waren. Von dem gleichzeitigen Guarini und seinem getreuen Schäfer s. unten. Die Güte seiner Sonnette verbürgt der Name des Autors. Chiaberra (Gabriello), 1552—1677. Von ihm mehrere epische Gedichte, Schäferspiele, alles Nachahmungen anderer großer ital. Meister. Wenn Chiaberra, nach der Versicherung eines Literators, voll Bewunderung für Pindar, der Pindar der Italiäner werden wollte, so ist ihm dieses, dürfen wir aus wenigen Proben urtheilen, ungefähr eben so gelungen, wie früher ähnliche Versuche in Deutschland gelangen. Ein großes, oft uneingeschränktes Lob, dürfte seinen Liedern (canzonette) gebühren. Alessandro Tassoni, 1565—1635, merkwürdig durch den Eimerraub (la Secchia rapita), die vermischten Gedanken (pensieri diversi), eine Sammlung kritischer Bemerkungen, in welchen er des Aristoteles verjährtes Ansehn bestritt, und die tadelnden Bemerkungen über den Petrarca (considerazioni sopra il Petraroa). Er gab hierdurch Veranlassung zu einem literärischen Streit. Der Eimerraub ist ein rein komisches satyrisches Gedicht mit dem lebendigsten Geist in elegantester Sprache ausgearbeitet. Es enthält den Streit der Gemeinheiten Bologna und Modena über einen von erster der letztern geraubten Eimer. Wie, ohne dadurch der dichterischen Individualität des Ariost's zu nahe treten zu wollen, der ironische Charakter seines Gedichts, das Verlöschen eines eigentlich poetischen Zeitalters bemerken läßt, so konnte dieses rein komische Gedicht nur in seiner Zeit recht eigentlich zu Hause seyn, wo in Italien wie in ganz Europa die guten alten Tage der Poesie schon verloschen waren. Bracciolini (Francesco), in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Sein wiedererobertes Kreuz (la croce raoquistata), ist eine Nachahmung des befreiten Jerusalems. Seine epische Verspottung der Götter (Scherno degli Dei), worin er mit dem Tassoni in der komischen Epopöe wetteiferte, fand, und wohl auch verdienter Weise, durchaus bei dem Publikum nicht den nämlichen Beifall wie der Eimerraub. Ein nichtsnütziger literärischer Streit entspann sich übrigens, welches der beiden Werke früher sey, in der Absicht einem oder dem andern den Ruhm der Erfindung dieser Gattung zuzusprechen. Gian Battista Marino, 1569—1625. Zu weitläuftig würde es seyn, die Werke dieses fruchtbarsten Dichters aufzuzählen, welcher für Italien und zum Theil Frankreich, wohin die ital. Literatur auf kurze Zeit vordrang, das Haupt einer schwülstigen übertreibenden Dichterschule wurde. Das höchste in dieser Gattung ist Marino's Adonis, ein episch-romantisches Gedich in 20 Gesängen. Claudio Achillini, Casoni und Antonio Bruni heben wir als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer heraus. Der Graf Fulvio Testi, 1593—1646, der Horaz seiner Nation, ungefähr wie Chiabreea der Pindar derselben. Seine epischen Gedichte, der Constantin und die Eroberung Indiens (India conquistata) sind Fragmente geblieben. Vor mehrern Nachtretern im Fach der komischen Epopöe des Tassoni, als Carlo de Dottori, Bartolomeo Bacchoni Cesare Caporali zeichnete sich Lorenzo Lippi aus in seiner Wiedereroberung von Malmantil. Des Malers Salvator Rosa's Satyren, derb und bitter, sind bei der allgemeinen Nüchternheit ital. Poesie um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht zu verschweigen. Der Aufenthalt der Königin Christina

in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muse diente in dem Kreise von Dichtern welche sie um sich versammelte (und es gehörte zum Ton ihren gelehrten Hofstaat mehren zu helfen) die marinistische Excentricität durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholische Kirche war auch Veranlassung, daß, wovon früher sich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geistliche Poesie Mode ward. Besonderer Erwähnung verdient wohl kein Dichter ihres Cirkels. Eine komische Epopöe, der Ricciardetto des Niccolo Fortinguerra, 1674—1735, in 30 Gesängen, ist auszuzeichnen. Rolli, 1687—1764, von dem Lieder und Oden sind, welche Lob gefunden haben, übersetzte Miltons verlorenes Paradies nebst andern Sachen aus dem Englischen, und bewirkte zuerst einige Bekanntschaft mit englischer Literatur in Italien, während gleichzeitig der französische Geschmack hereinzubrechen begann, der indeß besonders seinen Einfluß auf die dramatische Literatur der Italiäner bewies. Der ital. Parnaß wird immer entvölkerter und nur weil eben keine andere zu nennen sind, werden die nachstehenden Namen angeführt. Ein Abate Carlo Innocenzio Frugoni, 1692—1768, hat unter einer Menge poetischer Werke Sonnette (meistens kalte Gelegenheitsstücke), und größtentheils scherzende Canzonetten gemacht, welche man mehr rühmt als die erstern. Von Saverio Mattei, im Jahr 1773, eine Uebersetzung der Psalmen. Die Schauspielkunst (l'arte rapresentativa), ein merkwürdiges Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni (1682—1752), der auf einige Zeit das ital. Theater in Paris in großes Ansehen brachte. Francesco Algarotti, der französisch gebildete Tischgenosse Friedrichs II. hat in seinen poetischen Episteln ganz die gefällige Leichtigkeit dieser Gattung bei den Franzosen. Den Styl der äsopischen Fabel hat nochmals der Abate Roberti nachgeahmt und mit höchster Leichtigkeit und Zierlichkeit, ja mit origineller Selbstständigkeit hat Lorenzo Pignotti in derselben Gattung gearbeitet. Zwanzig verschiedene Mitarbeiter, unter denen Frugoni der berühmteste ist, haben unter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacasenno, ein komisches ital. Volksmährchen in Stanzen erzählt. Wir übergehen mit Stillschweigen die Namen von einer Masse ganz unbedeutender Reimer und Versemacher. Dm.

Italiänisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehn, daß sie den Forderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings ist die dramatische Literatur, überhaupt das ganze Theaterwesen Italiens, in einem Zustande gänzlicher Nullität. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (von welchem unter andern Artikeln, s. Improvisatoren, Masken) verstößt der herrschende Ton, eben darum weil es so kräftig national ist unter die Belustungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben als für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Opern gerichtet (s. Oper). So erschienen von jeher die dramatischen Hervorbringungen der Italiäner als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und niemand wird es eine willkührliche Trennung nennen, wenn wir besonders behandeln, was von der Gesammtheit der ital. Literatur immer gesondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergestalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiäner eine Tragödie anders als in lateinischer Sprache schrieb. Sein Orpheus

aber ist eine Sammlung dramatisch an einander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung, eine Tragödie blos dem Namen nach. Die Sophonisbe des Trissino, den antiken Mustern in allen Formen, selbst in der Beibehaltung des Chaos, möglich nachgeahmt, ist nach Sachkundiger Urtheil eine geistlose pedantische Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um sie in Rom mit möglichster Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbstständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem Terrismonde (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's sonst erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der einseitigen Anwendung aristotelischer Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte, Vincenzo Gravina, noch einmal den Versuch wagte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfang des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit soweit im Italiänischen das Geklapper französischer Alexandriner einführen zu wollen), glaubte der Literator Maffio in seiner Merope durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege und ohne Nachahmung des einen oder des andern die Vorzüge des Seneca und des französischen Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien, dürfen wohl die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon durch die etwas früheren Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern, vorbereitet worden. Der Charakteristik so wie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen sie stets jene französische Theaterdecenz, welche freilich bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts unerlaßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenschaft, besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in seinen Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Troß seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausspricht. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erscheinen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, der Amyntas des erstern, der getreue Schäfer des letztern. Nur von diesen beiden brauchen wir zu sprechen. Sie haben die Schäferspiele eines Niccolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argunti und Buonacelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung aller süßesten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eklogen des Virgils in den wunderschönsten und reinsten ital. Versen, gelang es dem Tasso ohne der Selbstständigkeit seines Genius Abbruch zu thun. In seiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu seyn scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe.

In den Gesprächen und Klagen seiner Hirten entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint der Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk gestaltloser Süßigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters, und auf ächt antike Ansichten vom Schicksal gegründet, ist unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgesänge sprechen von den erhabensten Mysterien der Liebe in den göttlichsten Tönen. In dem Lustspiele gingen die Italiäner ebenfalls von einer solorischen Nachahmung der Alten aus. Nicht waren ihnen aber die großartigen phantasiereichen Lustspiele des Aristophanes höchstes Muster, sondern die der Römer, des Plautus, des nüchternen Terentius. Diese Nachahmungen nannte man im Gegensatz zu dem improvisirten Lustspiel, commedie erudite (gelehrte Comödien). Die Lustspiele des Ariost und die Clizia des Macchiavelli belegen dies. Des letztern übrige, allerdings florentinisch nationelle Lustspiele, sind voll der ärgerlichsten Anstößigkeiten, und beweisen, wie einer der eminentesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahndung für jenen höhern und geläuterten Charakter der Comödie seyn konnte, welchen wir in Shakespeare bewundern. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) ist um ihrer feinen florentinischen Popularität willen wohl eins der vorzüglichsten italiänischen Lustspiele, obgleich auch in ihr wenig Talent zu erkennen ist. Goldoni in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts suchte durch seine nüchternen bürgerlich moralisirenden Comödien der bei dem Volk beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der italiänische Kotzebue, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte Gozzi die improvisirte Volkscomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Tragicomödien, deren Inhalt früher aus den buntesten Mährchen, später aus dem Calderon, aber auch nur in Hinsicht der Fabel, ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptparthien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenparthien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvisirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Erwähnen wollen wir übrigens noch, blos wegen des Verfassers berühmten Namen, gli intrighi d'Amore von Tasso. A. W. S. sagt S. 68, 2ter Band der dramatischen Vorlesungen: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowohl die dramatische Poesie, als die Schauspielkunst, sey in Italien im tiefsten Verfalle. Es sey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umschwung in den leitenden Begriffen, keine Aussicht dazu vorhanden." Dm.

Italiänische Prosa. Wären auch nicht innere Gründe vorhanden, die Geschichte der italiänischen Prosa in Masse von der Geschichte der schönen Kunst abzusondern, der Zweck des gegenwärtigen Werks, möglichst klare Uebersicht des Wissenswürdigsten, würde es nöthig machen. Von einigen der allerersten Anfänge ital. Prosa war bereits oben die Rede. Dante in dem Tractat de vulgari eloquentia, den wir auch bereits schon oben anführten, verbreitete sich wissenschaftlich über dieselbe. Sein prosaisches Werk (das neue Leben) die aufrichtige Geschichte seiner Liebe, hat das unverkennbare Bestreben,

dürfen wir fremden Urtheilen über dieses wenig bekannte Werk trauen, der prosaischen Sprache die erhabene Kraft der altrömischen zu geben. Sein Gastmahl (der Verfasser hat in ihm den Inbegriff seiner Wissenschaftlichkeit niederzulegen gesucht) wird im Styl von einem Literator den bessern Werken des Alterthums gleich gesetzt. Von den Novellen des Boccaccio war oben die Rede. Nie konnte aber ital. Prosa zur höchstmöglichen Ausbildung kommen. Die unglücklichen Staatsumwälzungen des Landes machten in späterer Zeit den vollen Enthusiasmus für Geschichtschreibung unmöglich. Der Entwickelung der philosophischen Sprache standen die nämlichen Hindernisse entgegen, welche das Papstthum überhaupt der Philosophie entgegenstellte. Im dogmatischen Styl nennen wir nach Anleitung Eichhorns in seiner Literaturgeschichte Bl. 4, folgende: Der Kardinal Bembo, gegen die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts, suchte in den asolanischen Untersuchungen (Herrn und Damen besprechen sich hier bei Vermählung der Königin von Cypern über die Freuden und Leiden der Liebe) Ciceros Sprache in den tusculanischen Untersuchungen, mit der romantischen des Boccaccio zu vereinigen. Die Reinheit der Diction wird an diesem seltsamen Werke gelobt. Della Casa in seinem Galeotto (etwas später), worin er Regeln des guten Betragens aufstellt, und Barolli (ungefähr zu derselben Zeit) in seinen popularisirenden Vorlesungen über aristotelische Philosophie, haben auch das oft nur zu wenig sagende Lob der Correctheit. Niccolo Macchiavelli, vor 1526, schrieb mit höchster Klarheit und Correctheit, allein seine weitläufigen Perioden bewähren eine Bewunderung für Boccaccios Prosa, welche in ihrer nicht beschränkenden Allgemeinheit offenbar mißverstehen mußte (s. Macchiavelli). Genannt wird nach Gravina (1718); von ihm einige ästhetische Abhandlungen, und Maffei, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Algarotti (1737) wollte im wissenschaftlichen Styl der ital. Voltair werden. Beccaria (1764), über Verbrechen und Strafen, und Filangieri (1781), über Gesetzgebung, sind Muster einer anspruchslosen und würdevollen Prosa. Von Algarotti hat man auch Dialogen, welche so wenig als Caspar Gozzi Aufsehn gemacht haben. Sperone Speronis (vor 1588) wissenschaftliche Dialogen würden nichts zu wünschen lassen, wenn sie den wahren dialogischen Charakter so gut zu treffen gewußt hätten, als den Ausdruck ächt antiker Prosa. Berni's Satyren in Prosa (vor 1536) sind gehaltlos. Pietros Aretinos (vor 1566) Satyren gegen den Lebenswandel der ital. Geistlichkeit, originell, suchten aber frecher Lüsternheit unter dem Schein der Satyre zu schmeicheln. Niccolo Franco (vor 1596), in seinen persönlich satyrischen Dialogen, gab der Satyre die möglichst elende Richtung. Als Verfasser von Briefen sind die schon erwähnten Bembo und della Casa bekannt. Correct mögen sie seyn, von der einfachen Simplicität des Briefstyls sind sie weit entfernt. Die Briefe des Annibale Caro (vor 1566) verdienen diesen Tadel wenig oder nicht. Algarotti'n wurde es möglich, in dieser Gattung, durch Beobachtung französischer Muster, etwas besseres zu leisten. Einige andere, weniger bedeutende, übergehen wir. An eigentlichen Rednern ist Italien höchst arm, und muß es seyn bei dem System des Papstthums, der Einrichtung der Gerichte, bis zur Französirung des Landes in neuesten Zeiten, und den politischen Verfassungen, welche großentheils schon in früheren Zeiten freie Reden fürchteten. Als geistliche Redner werden genannt: Aegidius von Viterbo, zu Ende des 17ten, und die beiden Paolo Segnieri, Jesuiten, zu Anfange des 18ten Jahr-

hunderts. Als Rechtsgelehrte: Pietro Baduaro und Cornelio Franzirani. Die politischen Reden eines della Casa und Sperone Speroni bei Gesandtschaften und andern öffentlichen Angelegenheiten, sind „herrliche Denkmale einer Schreibart in correcten und sonoren Perioden." Um der Merkwürdigkeit willen verdienen erwähnt zu werden: „die akademischen Schwatzreden (Cicalate)," die nach der Stiftung der Crusca, in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine Belustigung der Akademien wurden, und unter den Abhandlungen derselben in oratorischem Style einen Platz gefunden haben. In diesen läppischen Haranguen wurden allerlei beliebige Gegenstände, nach Art einer akademischen Vorlesung, possenhaft verhandelt. So etwas konnte wohl nur in Italien vorfallen. Ueberhaupt ist der seltsam fantastische Geist der ital. Akademien, unter denen, so viele auch nachher sich durch ganz Italien nach denselben Muster bildeten, die unter dem schäferlichen Namen der Arkadier in Rom 1690 gegründete, sich auszeichnet, etwas dieser Nation ganz eigenthümliches. Der freie Geist der Italiäner in dem eigenthümlichen Mittelalter, die großen vielbewegten Schicksale des Landes zu Ausgange des Mittelalters, erweckten mehrere ausgezeichnete Historiker. Zeitverwandt mit Dante sind Ricordano Malaspina, Giovanni Villani, Dino Compagni und der Ungenannte von Pistoja. Noch heute werden diese Väter der ital. Geschichte als grammatische Autoritäten angeführt, oder, wie die Italiäner sich ausdrücken, als Muster des Sprachtextes. Giovanni Villani, mit Recht der berühmteste, umfaßt in zwölf Büchern die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz, von ihrem Ursprung bis zum Jahr 1348, wo der Autor starb. Sismondi glaubt ihn in mehreren Beziehungen den Herodot seines Volkes nennen zu können. Von Macchiavellis classischer Geschichte der florentinischen Republik; welche mit der höchsten Eleganz der Sprache die klarste Darstellung verbindet, s. Macchiavelli. Die nächste Stelle nach ihm nimmt Guicciardini ein, welcher in 20 Büchern die Geschichte Italiens in den denkwürdigen Jahren 1449—1534 erzählt. Bembo's lat. geschriebene Geschichte von Venedig leidet an einem einseitigen Streben nach altrömischer Sprachreinheit, das wiederum auf die von ihm selbst gefertigte ital. Uebersetzung nicht den günstigsten Einfluß gehabt hat. Adriani setzte auf Verlangen des Herzogs Cosmus des ersten von Florenz in 22 Büchern die Geschichte des Guicciardini fort. Aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts und den folgenden Zeiten nennen wir Paolo Sarpi's Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung; hierin der erste kirchengeschichtliche Pragmatismus; ferner Arrigo Catarino Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, so wie des Cardinals Bentivoglio Geschichte des flandrischen Krieges. Battista Nani's Geschichte von Venedig umfaßt den Zeitraum von 1613 bis 1673, läßt aber in Hinsicht der historischen Kunst fast noch alles zu wünschen übrig. Denina's Geschichte der Revolution in Italien (1769) ist unendlich übertroffen worden durch Sismondis ganz neuerliche unvergleichbar treffliche Geschichte der ital. Republiken im Mittelalter, von der nur zu bedauern ist, daß der Verfasser das Französische der Sprache seines Volkes vorgezogen hat. Von ästhetischen Werken haben wir nur äußerst wenige zu nennen, als da sind: Crescembinis, des Arcadiers, Geschichte der ital. Poesie; Gravina, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, von dem Wesen der Poesie; Muratori, von der vollkommenen ital. Poesie; Arteaga's, des

Spaniers, ital. geschriebene Geschichte der Oper. Den Beschluß machen wir mit Tiraboschi's Geschichte der ital. Literatur. Dm.

Italiänische Kunst. Einen vollkommenen Gegensatz zu den theatralischen Produkten der Italiäner geben die bildenden Künste bei denselben, Mahlerei und Bildhauerei. In ihnen sprach sich auf der einen Seite die feurigste Phantasie, üppige Lebenslust und Streben nach dem Plastischen auf das deutlichste aus, zugleich aber auch, auf der andern Seite, die tiefste Religiosität und Frömmigkeit. Was zwischen beiden Extremen inne liegt, ist den Italiänern selten, fast nie, gelungen. Bildhauerei hat in Italien nie so einheimisch werden und so hoch steigen können, als die Mahlerei. Die unübertrefflichen Muster der Antike verdunkelten im voraus alle spätern Bestrebungen in dieser Gattung. Die Muster ital. Mahlerei werden dagegen ewig unerreichbar bleiben. Die Anfänge dieser Kunst wurden zuerst im zwölften Jahrhundert auf ital. Boden verpflanzt durch griechische Meister, welche zu Ausschmückung des Doms in Venedig, später des Batisterii der Kirche St. Maria Novella u. a. m., nach Florenz berufen wurden. Von ihnen lernte der Florentiner Tafi (im 13ten Jahrhundert), späterhin Guido und Buffalmacco von Siena, Giunta von Pisa und Margheritone von Arezzo, deren Werke in ihren Geburtsörtern und andern Städten zum Theil noch vorhanden sind. Ihnen folgte Cimabue, gleichfalls ein Florentiner, und der eigentliche Wiederhersteller der Mahlerei und Vorläufer der ganzen neuen Kunst. Seine Werke, durch richtigere Proportionen und Haltung, durch Lebendigkeit und Ausdruck über alle früheren sich erhebend, wurden von den Zeitgenossen als Wunder angestaunt. Giotto, sein Schüler, und Freund des Dante, verband mit den Vorzügen seines Lehrers eine bisher unbekannte Grazie und Lieblichkeit, und noch richtigere Zeichnung. Benedikt XI. berief ihn, als den trefflichsten Künstler damaliger Zeit, zu Verzierung der Peterskirche nach Rom. Aber erst Massaccio (c. 1440) näherte die Kunst durch noch größere Vorzüge, welche er in seinen Werken gab, ihrer völligen Reife. Seine Köpfe haben schon bestimmten, tiefen Charakter, Licht und Schatten sind besser vertheilt, und so Haltung in die Gemählde gebracht. Rühmliche Erwähnung verdienen neben ihm: Domenico von Venedig, Vittore Pisanello, Francesco Squarcione, besonders Andrea Mantegna, Lehrer des Correggio, und andere bei den einzelnen Schulen zu nennende. Und nun brach auf einmal mit Raphael, Michel Angelo, Tizian und Correggio der helle Mittagsglanz der Kunst herein, der aber nicht lange dauernd, bald wieder zur Abenddämmerung herabsinken sollte. Reiche, prachtliebende und verständige Fürsten wirkten, dem äußern Schein nach, zu dieser plötzlichen Revolution am meisten; andere, tiefer in der Geschichte der ital. Staaten und der Menschenbildung liegende Ursachen, können aus Mangel an Raum nicht dargestellt werden. Erst von dieser Zeit an zerfällt die ital. Kunst in vier verschiedene Hauptzweige, oder Schulen, die eine besondere Betrachtung verdienen, nämlich in die römische, florentinische, venetianische und lombardische Schule. — Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Mignaturmahler Oderigi († 1300), welcher die Handschriften mit kleinen Gemählden zierte, ferner die etwas spätern Guido Palmerucci, Pietro Cavallini (c. 1350), Gentile Fabriano, Fra Carnevale, Bened. Bonfigli. Allein richtig gegründet wurde sie durch Pietro Perugino (geb. 1446). Seine Gemählde haben schon einen hohen Grad der Vollkom-

menheit, und bilden den Uebergang zu Raphael, dessen früheste Werke fast mit denen seines Lehrmeisters zu verwechseln sind. Allein Raphaels von Urbino Geist (1483 † 1520) überflügelte schnell den seines Lehrers, und zeigte sich bald (schon im 21sten Jahre) in seiner immer noch unerreichten Größe in den Gemählden der vaticanischen Stanzen (besonders der Schule von Athen und dem Brand des Borgo), in den Logen oder der Bibel, im Leben der Psyche im farnesischen Pallast, in seiner Cecilie, jetzt in Paris, in seinen heiligen Familien, besonders der Madonna della Sedia (jetzt ebenfalls in Paris), und der auf der dresdener Gallerie, endlich aber im höchsten Schwunge, in seiner Verklärung (jetzt ebenfalls in Paris). Weit unter ihm blieben seine Mitschüler in Perugino's Schule zurück, Penturicolico, Sinibaldo von Perugia, Andrea Luigi u. a. Unter Raphael bildeten sich viele vortreffliche Künstler: Giulio Romano († 1546), Franc. Penni il Fattore († 1528), welche seine Erben wurden, Giovanni da Udine, besonders wegen der Arabesken um Raphaels Bilder im Vaticane merkwürdig; Pierino del Vaga, Bagnacavallo, Polidoro da Caravagio, Meister in der Kunst grau in Grau zu mahlen; Benvenuto Garofalo u. a. Nach ihnen artete aber die römische Schule in Manier und bloße Nachahmung aus, und nur durch Federigo Barocci († 1612), der mit den Vorzügen der römischen Schule des Correggio Anmuth zu vereinigen suchte, nebst seinen Schülern Francesco Vanni, Pellegrini und Gebrüdern Zucheri, wurde ein neues Leben in diese Kunst gebracht. Nach dem Tode des feurigen Arpino († 1640) und Domenico Febi, wurde die Ausartung des Geschmackes in der Mahlerei immer sichtbarer, und bekam durch das Emporkommen der Bambocciaden des Peter Laar, il Bamboccio und seinen Nachfolger Michel Angelo da Carravagio (1650), eine ganz falsche Richtung, welche gewiß ein gänzliches Verderbniß der wahren Kunst zur Folge gehabt hätte, wenn nicht Andr. Sacchi († 1661), berühmt durch seinen heiligen Romouald, und seine Anhänger, Lauri, Carlo Maratti († 1713) u. a. dem bessern Geschmack wieder aufgeholfen hätten. So blieb denn in den Arbeiten der Schüler des letztern, Berettoni, Caroselli, Ciro, Ferri, Francesco Romanelli, wenigstens ein Schein von der ehemaligen Größe der römischen Schule, aus welcher nach dem Tode des Battoni (1787), und unsers berühmten, in Rom gebildeten Landmanns Mengs († 1779), keine bedeutende Männer hervorgegangen sind. Der ausgezeichnete Charakter und Vorzug der römischen Schule bestand stets, mehr oder minder, in Schönheit, Adel und Anmuth der Zeichnung, Einfachheit und Würde der Composition, Charakter in den Köpfen und Gebehrden, und Richtigkeit des Ausdrucks. Hierin hat keine andere Schule die römische erreicht. — Der florentinischen Schule erste Stifter waren schon die zum Theil obgedachten: Tasi, Simoni, Memmi, Orcagna, Andr. Verocchio, Giov. da Fiesole, Massolino da Panicale, Masaccio und Dom. Ghirlandajo (geb. 1451), Lehrer des großen Michel Angelo, deren Werke in Florenz, im Campo santo zu Pisa u. s. w. stets merkwürdig bleiben. Der als Dichter, Baumeister, Mechaniker und Musiker, so wie als Mahler gleich merkwürdige Leonardo da Vinci (1444 – 1519) erreichte in seinem Abendmahl im Refectorio der Dominikaner zu Mailand, und andern trefflichen Arbeiten, schon beinahe das Höchste der Kunst, und seine Schüler, Luini, Fra Bartolomeo (geb. 1469), ein Freund des Raphael und Andrea del Sarto († 1530) gingen mit Glück auf der gebrochenen Bahn weiter. Doch erst dem Michel Angelo Buo-

narotl (1474—1564) war es vorbehalten, auf einem ganz andern Wege, als Raphael, nämlich durch Feuer und Kühnheit der Composition, welche oft an das Riesenmäßige gränzt, durch gründliches Studium der Anatomie, die sich in der bis in das Detail gehenden Zeichnung, in den kühnen Wendungen und Verkürzungen ausspricht, das Höchste der Kunst in seiner Art zu erreichen. Seine sixtinische Capelle, besonders das jüngste Gericht, werden ewig bewundernswürdig bleiben. Gleich groß war er als Bildhauer und Baumeister. Seine Schüler und Nachahmer Fr. Primaticcio, Rosso, Niccolo dell' Abate, welche viel in Frankreich arbeiteten, der große Porträtmahler Angelo Bronzino, Al. Allori, Daniel da Volterra, dessen Kreuzabnahme für die Capelle Trinita de Monti in Rom seinen Ruhm immer bewähren wird, und Giorgio Vasari († 1574), als Schriftsteller für ital. Mahlerei so achtbar, haben ungeachtet ihrer vielen Verdienste, dennoch der Kunst mehr geschadet als genützt, weil sie den Grund zu der von nun an unwiderstehlich einreißenden Manier legt, welche das Verderben der florent. Schule herbeiführte. Beweis dessen sind: Lod. Cigoli, Gregorio Pagano, Sorri, Gentileschi, Mannozzi, Franceschini il Volterrano und Carlo Dolce. Alle tragen mehr oder weniger den eigentlichen Charakter der florent. Schule an sich, Vortrefflichkeit in der Zeichnung, auf Studium der Anatomie gegründet, oft aber in Uebertreibung ausartendes Feuer und Größe der Composition, welche nicht selten aller Anmuth ermangelt. Dies letztere ist besonders der Fall bei Pietro da Cortona († 1669). Mit Gimignani, Baldi, Pietro Testa, Gabbiani, Lutti (1700) ist eigentlich diese Schule ausgestorben, da, was die noch Neueren leisteten ohne Bedeutung ist. — In der venetianischen Schule findet man nicht jene plötzlichen Revolutionen, die wir bei den beiden erstgedachten sahen. Sie schritt stufenweiser und ruhiger zum Ziele. Zu ihren Begründern gehören Galasio von Ferrara (c. 1240), Sen. Filippo, Guariento von Padua (c. 1350), Luigi Vivarino (c. 1400) Antonello da Messina, Squascione (c. 1470), Vittori Carpaccio, di Bellini (c. 1500), Marco Basaiti, welche nach und nach das Joch des alten steifen Geschmacks immer mehr abschüttelten. Endlich kam Giorgione del Castelfranco (1477—1511), der nebst seinem Zeitgenossen Tiziano Vecelli (1477 – 1576) als eigentlicher Stifter der Schule anzusehen ist. Doch erst letzterer brachte die Kunst auf den Standpunkt, den sie auf einem dieser Schule eigenthümlichen Wege erreicht hat. Wir meinen hiermit die Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung sowohl, als ganz besonders das Colorit. Ihre Schüler Sebastiano del Piombo, di Palma, Pordenone, Andrea Schiavone, vorzüglich Tintoretto und Paolo Veronese, werden stets berühmt bleiben, weil sie, fast immer die Natur bei ihren Arbeiten zu Rathe ziehend, nur äußerst selten manierirt wurden. Allein schon in den spätern Künstlern, Paolo Farinati (geb. 1522), Dom. Ricci, Benedetto und Carletto Cagliari (der erste war der Bruder, der andere der Enkel des Paolo Veronese), Zelotti fing die Schule zu sinken an. Ihr Verfall wurde immer sichtbarer im Leon Corona, Santo Peranda, Gambarato, Cantarino und andern Manieristen, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebten. Der neue Schwung, welcher zu Ende des 16ten Jahrhunderts durch Varottari, Al. Turch, Tib. Pinelli und Carlo Ridolfi in die Kunst zu kommen schien, war nur das letzte Auflodern einer verlöschenden Flamme, und Carlo Sarazeno, Pietro Liberi, Carlotto, Antonio Balestra, Gius. Nogari, Seb. Ricci, Rosalba

Carriera, Fr. Trevisani, Piazetta und Tiepolo, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, können nur einen schwachen Schimmer von der ehemaligen Größe der venetianischen Schule geben. — Die Geschichte der lombardischen Schule ist, da sie eine Menge kleiner Schulen verschiedener Städte, Ferrara, Parma, Modena, Mantua, Mailand, Bologna ꝛc. in sich begreift, eigentlich in der früheren Zeit zu trennen. Allein da durch die Caracci eine Vereinigung aller in die eine bolognesische herbeigeführt wurde, so kann man sie mit gutem Grund vereint betrachten. Unter den Stiftern dieser Schule verdienen außer Giovanni Alighieri (c. 1180), der Handschriften mit schönen Mignaturen verzierte, Galasso (c. 1390), Gir. Macchetti, besonders Lorenzo Costa und Ercole Grandi († 1531), die Dossi, Benv. Garofalo, der Freund und Schüler Raphaels, die Filippi und Carlo Bononi (geb. 1569), sämmtlich aus Ferrara, genannt zu werden. Unter den Modenesern zeichnete sich aus Thomas v. Modena, oder Mutina (c. 1350), den man für einen böhmischen Mahler hat halten wollen, Serafini, Pellegrino, Andr. Beggarelli (c. 1500), Bart. Grassi, eigentlich aus Parma, Vinc. Foppa (c. 1460), Polidoro und Michelangelo Caravagio, Gand. Ferrari, die Campi, Lomazzo (c. 1550), die Procaccini und Bianchi. Vor allen aber waren die Bologneser Franco (c. 1370), Vitale, Simone de Crocefissi, Lippo, Dalmasio, der berühmte Franc. Francia (geb. 1450), die Ramenghi, besonders il Bagnacavallo, Innocenzo da Imola, Tibaldi, Fontano und seine Tochter Lavinia, Sabbatini, Sammachini, die Passerotti und der antwerpner Dionys. Calvart, Lehrer der Caracci, von großem Einfluß. Als der vortrefflichste unter allen, und als der wahre Repräsentant muß aber Antonio Allegri da Correggio († 1534) angesehen werden. Seine Verdienste in Hinsicht der Farbenharmonie, die er durch das Helldunkel bewirkte, und wodurch er alles erreichte, was nur durch Farbengebung zu erreichen steht, und die Lieblichkeit und Grazie, welche seine Werke umschwebt, sind ebenfalls unübertrefflich gewesen, und halten den Vorzügen der andern Schulen die Wage. Seine Nacht, sein heiliger Georg, seine Magdalene in der dresdener Gallerie, sein Tag, oder heiliger Hieronymus in dem pariser Museum, seine Gemählde im Kloster des heiligen Paulus zu Parma, werden als unvergängliche Denkmäler seines hohen Geistes bewundert werden. Sein berühmter Nachfolger und Nachahmer, Francesco Mazzuoli il Parmeggiano († 1540) ist als einer der größten Meister dieser Schule anzusehen, obschon eine gewisse Manier und Ziererei an ihm unverkennbar sind. Nun standen gegen Ende des 16ten Jahrhunderts die drei Caracci, Lodovico, Agostino, und Annibale auf, welche die Vortrefflichkeiten aller Schulen zu vereinigen suchten. Es gelang ihnen auf diesem Wege eine ungemeine Höhe zu erreichen, wie ihre Werke im Pallast Magnani zu Bologna, im Pallast Farnese und der Kirche St. Michele in Bosco zu Rom ꝛc. unwidersprechlich beweisen. Sie stifteten in Bologna eine große Schule, aus welcher vortreffliche Männer, der edle und hohe Domenichio, den man fast als Raphaels Nebenbuhler ansehen kann, der zarte Albani, der kühne und feurige Lanfranco hervorgingen. In stetem Kampf mit den Caracci und ihrer Schule lebten die Naturalisten Michel Angelo da Caravagio, Manfredi, Leon. Spata, zum Theil sogar Guercino und deren Nachahmer. Aus der Schule der Caracci gingen mehrere Meister hervor, welche sich fast allein nach Correggio bildeten, die Aretusi, Bartolomeo Schidone (geb. 1540) und andere. Auch Lanfranco kann in mancher Hinsicht dazu gerechnet werden, wie seine Werke in der Kirche

des heiligen Andreas zu Rom ꝛc. beweisen. Dagegen bildete sich Guido Reni (geb. 1575), dessen Aurora im Pallast Borghese und St. Michel bei den Kapuzinern in Rom seinen Ruhm ewig begründet haben, einen aus Correggios und Caravaggios Behandlungsart zusammengesetzten originellen Styl. Albani (geb. 1578), dessen Gallerie Verospi alle übrigen Arbeiten übertrifft, blieb mehr ein idyllischer Mahler, sein Styl war aber ebenfalls eigenthümlich. Domenichinos (geb. 1581) größtes Verdienst bestand in Reichthum an Erfindung und Ausdruck, Einfachheit und Schönheit der Gruppirung, und näherte sich dadurch der römischen Schule, ungeachtet die Vortrefflichkeit seiner Färbung auf seine Abstammung als lombardischer Mahler hindeutet. Sein unsterbliches Gemählde, die Communion des heil. Hieronymus, für die Kirche della Carita in Rom, jetzt im pariser Museum, und das Leben der heil. Cecilia in der Capelle des heil. Ludwig, haben seinen Ruhm für die fernsten Zeiten begründet. Noch verdienen eine Auszeichnung Francesco Gessi Cervi († 1630), Guido Cagnacci, die Billiena, die Mola, Al. Tiarini († 1668), Curti il Dentone, Cavedone, und besonders Guercino da Centa († 1666), dessen heilige Petronilla, gegenwärtig im pariser Museum, dergleichen sein David und Abigail, für den Cardinal Barberini, einen der vortrefflichsten Meister bewähren. Endlich sind die Gennari, Bart. Cesi, Lucio Massari, Viani († 1709), Cignani († 1719), als die letzten guten Sprößlinge dieser Schule anzusehen. — Es sind noch außer diesen vier Hauptschulen, deren jede sich durch besondere Vorzüge auszeichnet, zwei Orte, nämlich Neapel und Genua, in Hinsicht der Mahlerei merkwürdig. Unter den Neapolitanern sind Tommaso da Stefani (c. 1250), Fil. Tesauro, Simone († 1360), Colantonio di Fiori († 1499), Solario il Zingaro († 1455), Antonello da Messina, von welchem van Eyck die Oelmahlerei erlernt haben soll, Sabatino († 1545), die Criscuoli, Corenzio, Ribera il Spagnoletto (geb. 1593), ein fleißiger und talentvoller Naturalist, Salvator Rosa († 1673, ein feuriger, jedoch das Edle nie erreichender Geist, Pieti il Calabrese († 1699) und Luca Giordano († 1705), der eine unzählige Menge geistreicher Werke hinterlassen hat, vorzüglich zu bemerken. Auch Solimena († 1748) und Franc. di Mura († 1782) haben noch einigen Werth. Die Genueser besitzen einen Semini (c. 1500), Luca Cambiasi († 1585) Pagai (c. 1600), Strozzi († 1644), Castiglione († 1670), Gaulli († 1709) und andere, welche aber doch nicht unter die vorzüglich ausgezeichneten ital. Mahler gerechnet werden können. — Als ein Mittelglied zwischen der Mahlerei und Bildhauerkunst (was diese auch insbesondere bei den Italiänern betrifft, s. d. Art. Bildhauerei) muß die Mosaik betrachtet werden, welche ungeachtet ihrer großen Unvollkommenheit im Allgemeinen, in Rom und Florenz dennoch außerordentlich weit gebracht worden ist. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine kubisch geschliffene Steine, oder Glasstücke, von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst Kittes an einander gesetzt und befestigt werden, so daß sie Gemählde nachahmen. Schon Tafi, Giotto und Cavallini, sein Schüler, verfertigten dergleichen. Um 1600 arbeitete Zucca in Rom viel in dieser Gattung, ferner Calandra (c. 1630), und gegen das Ende dieses Jahrhunderts Christofano, der eine besondere Schule errichtete. Da in der Peterskirche die Gemählde durch Feuchtigkeit litten, so setzte man die meisten derselben in Mosaik und nahm die Originale weg. Die Copien nach Guercino's Petronilla und Domenichino's Hieronymus zeichnen sich in dieser Art vorzüglich aus, allein das ganze Unternehmen bleibt doch nur

Fabrikarbeit. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus ganzen Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen. Daccio aus Siena († 1357) und seine Schüler haben auf diese Weise den Boden des Doms von Pisa ausgelegt. Allein auch diese Arbeiten gränzen mehr an Fabrikarbeiten, und die Namen derjenigen, welche sie unternahmen, sind meistens ganz verloren gegangen. — Es muß auch hier die Kupferstecherkunst erwähnt werden, als in welcher die Italiäner sich ebenfalls vortheilhaft ausgezeichnet haben. Noch immer streitet Italien sich mit Deutschland um die Erfindung dieser trefflichen Kunst. Tomaso Finiguerra (c. 1460), ein Florentiner, ist nach Vasari's Angabe, der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte der auch als Mahler erwähnte Montegna, allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (c. 1500) brachte eine größere Freiheit in seine Kupferstiche. Er bildete sich nach Dürers ihm bekannt gewordenen Blättern, und stach sie sogar nach. Seine Arbeiten nach Raphael (der ihm selbst oft die Contouren auf die Platte gezeichnet haben soll) und andern, werden wegen der Vortrefflichkeit der Zeichnung, die darin herrscht, stets von großem Werth bleiben. In seiner Manier, aber immer noch mit Meisterhaftigkeit, arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, Beatricetto, die Ghisi aus Mantua und andere. Auch verdienen, jedoch in einer andern Art, Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa genannt zu werden, welche vortreffliche Sachen mit der Radiernadel hervorgebracht haben. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine geistreich und nett ausgeführte Arbeiten aus. Unter den Neueren, welche die Vortrefflichkeit der Zeichnung der früheren Meister nicht in so hohem Grade besitzen, dagegen eine, den frühern Kupferstechern fast unbekannte, affektvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Cunego, bekannt durch seine Stiche nach Michel Angelo, Domenichino u. s. w. im hamiltonschen Werke, Volpato, dessen raphaelschen Stanzen ein steter Ruhm gewiß ist, und Bettelini vor allen eine Erwähnung. Allein keiner hat diese Art der Kupferstecherkunst auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als der noch lebende Florentiner, Raphael Morghen, dessen Abendmahl nach Leon. da Vinci, Verklärung nach Raphael und Stunden nach Poussin, die vortrefflichsten Arbeiten in ihrer Art bleiben werden. Dm.

Ithaca, die kleine Insel im ionischen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephalenia) liegt, und das Vaterland des berühmten Ulysses war. Die ganze Insel besteht aus einem Felsen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelsen Coraconpetra, eine Quelle Arethusa und einen Hafen Reithron bemerken läßt. Nach einigen Schriftstellern wird sie jezt Val di Compare, nach andern aber Dhaki (Theaki), auch klein Cefalonia genannt. Der Hafen Reithron wird jetzt Porto Vati genannt.

Irion, König in Thessalonien, war nach der sehr verschiedenen Angabe der Schriftsteller entweder ein Sohn des Antion und der Perimele, oder des Aeton, oder des Mars und der Piside, oder des Phlegias, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher letzterer der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Weil er seinem Schwiegervater die Hochzeitgeschenke, mit

welchen damals die Braut gelöst werden mußte, verweigerte; so raubte ihm dieser dafür seine Pferde. Irion beschloß dafür heimlich Rache zu nehmen. Daher verstellte er sich, und lud den Dejoneus zu einem Feste ein. Als dieser gekommen war, ließ er ihn durch eine verborgene Falle in einen feurigen Ofen fallen, in welchem er von den Flammen verzehrt wurde. Doch reuete nachher den Irion diese Grausamkeit; ja, er wußte sich sogar bei den Göttern dergestalt beliebt zu machen, daß ihn Jupiter zum Essen einlud. Hier verliebte er sich in die Juno: diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen seyn sollen. Nach einer andern Meinung zeugte er mit eben dieser Wolke den Hyperphialus, von dem die übrigen Centauren abstammten. Nach dem Pindar zeugte er die Centauren mit Pferden. Irion ward wegen des begangenen Frevels von den Göttern bestraft, und Jupiter schleuderte ihn mit einem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben wurde.

Jod.

Jacob, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, ist als der letzte unter den Patriarchen und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgebornen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei der Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jacob (Fersenhalter, der dem andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichen Trotz bemächtigen. Er ersieht als Jüngling die Gelegenheit, seinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kam, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheissung Abrahams hing unter der Maske Esau's von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er nun entfliehen und auf dem Wege zu Laban, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheissung auf ihn übergegangen sey. Er sieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und absteigen und über der der schützende Gott seines Stammes, den er sich außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt: der Segen Abrahams ruhe auf ihm. Seit dieser Vision hält er den Glauben, daß Jehova ihn schütze und zum Stammvater eines großen Volkes ausersehen habe, fest. Dieser Glaube und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm eingeflößt, ist nun seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden, dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Denn nachdem er sich schon für diesen Lohn zu sieben Dienstjahren verpflichtet hat, erkennt er in der verschleierten Braut, die ihm zugeführt wird, die ungeliebte Lea, die ältere Schwester der Rahel und muß um diese dazu zu erhalten noch einmal sieben Jahre dienen. Außer diesen 14 Jahren dient er noch sechs um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (1 Mos. 30, 27—43.) Betrug mit Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er sammt Weibern und Kindern entflieht. Laban setzt ihm nach, und kaum hat er diesen beschwichtiget, so muß er auf dem Wege nach der 20 Jahr entbehrten Heimath wieder das begegnende Heer der Knechte Esaus fürchten. In dieser Angst sucht er Hülfe im Gebet, und die Nacht hindurch ringt ein Mann mit ihm bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer erkennt, zum ewigen Gedächtniß Israel d. h. Held Gottes genannt. Israel wird nun der Ehrenname seines ganzen Hauses und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch die Stärke seines Vertrouens im nächtlichen Gebet verdiente und sein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jacob ging als ein Israel d. h. muthiger und stärker im Herzen dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen und wußte den rauhen aber edlen Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht

einen merklichen Abschnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbsamkeit, worin er ein eben nicht ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geschlechts seiner Nachkommen ist, scheint wie später bei diesem gedrückten Volke schon bei ihm nur das Nothmittel gewesen zu seyn, sich unter den zwangvollen Verhältnissen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als selbstständiger Hausvater und Herr seines Eigenthums zeigt er sich nun seiner Väter werth und dem Abraham, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vatersinn gegen die Seinigen ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meisten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landessitte noch zwei Mägde derselben Bilha und Silpa als Beischläferinnen, also 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zusammenzuhalten hatte, konnte es ihm auch an häuslichem Zwist und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel starb ihm bald nach seiner Heimkehr, seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither und seine unbändigen Söhne rächten sie durch Mord und Plünderung an diesem Volke. Er konnte es eben so wenig hindern, als die Blutschande seines ältesten Sohnes Ruben mit der Bilha, denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte seiner Jugend büßen schien nun einmal sein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, dessen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitische Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerrissen worden sey, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entscheidet das Schicksal des Hauses Israel. Joseph, durch seine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen (s. d. Art. Joseph) erkennt seine Brüder, da sie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen und ruft das ganze Haus seines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter seinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor seinem Tode versammelte er seine Söhne um sein Sterbebett, und sprach über jeden einen besondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schicksale seines Stammes aus (s. d. Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erstgeburt, dessen Ruben durch jene Unthat und Simeon und Levi durch den Mord der Hevither sich unwürdig gemacht hatten; seinen Enkeln, den Söhnen Josephs, Manasse und Ephraim verlieh er aber gleiches Recht mit seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß begrub ihn Joseph im Erbbegräbnisse Abrahams vor dem Haine Mammre in Canaan. Den reichhaltigen poetischen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heil. Urkunde darbieten, hat die Kunst mannichfach verarbeitet und in der That war es nicht schwer eine Geschichte in das Gebiet der Poesie zu ziehn, die schon an und für sich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflösungen anzieht und rührt. Unerweislich scheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jacobs mythisch und der vielgeprüfte Patriarch nicht einmal eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes oder gar der hinkende Hephästos der vorderasiatischen Mythe und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnen-

jahres sey. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen giebt, trägt zu sehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit und hängt zu genau mit der unbestrittenen späteren Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht schon auf festem historischen Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jacobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und vergeltenden Versehung, den die dichterische Einkleidung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keinesweges verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertigt hat.
E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Marie, ward 1566 geboren. Marie war im vierten Monate schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jacob während seines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viele Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode Elisabeths, die seine Mutter hatte hinrichten und ihn selbst zu ihrem Nachfolger erwählen lassen, bestieg er 1603 den englischen Thron und vereinigte also Schottland, Irrland und England mit einander. Er begann seine Regierung mit einem Edikte, durch welches alle katholische Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der Familie desselben und der Vornehmsten des Reichs war eine Folge davon; 36 Fässer mit Pulver sollten das Gebäude, in welchem der König und das Parlament sich zu versammeln pflegen, in die Luft sprengen. Ein anonymer Brief, in welchem einer der Verschwornen seinen Freund von dem Besuche der Versammlung abrieth, gab Veranlassung zur Entdeckung dieser Verschwörung. Man fand die Fässer und daneben einen Mann, der damit beauftragt war, wenige Stunden nachher die Fässer anzuzünden. Nun legte Jacob I. den Katholiken den berühmten Eid auf, vermöge welches sie schwören mußten, dem Könige zu gehorchen und gegen die Macht des Papstes, Könige abzusetzen und die Unterthanen derselben ihrer Pflicht gegen diese zu entbinden, zu protestiren. Ob nun gleich seine hierauf folgende Regierung sich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühte und das Volk im Ueberfluß lebte; so wollte doch die Inconsequenz des Zeitalters, daß eben diese Regierung sowohl im Lande selbst, als bei den auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man gab Jacob Schuld, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus, in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt hätte, wo er mit dem Schwerte in der Hand hätte streiten müssen; daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sey, und berühmte Gesandten gesandt habe, wo er hätte Verbündete suchen sollen. Indessen würden diese Vorwürfe, die ihm immer nur noch von außen her gemacht wurden, nichts von seinem Credite im Innern entrissen haben, wenn er diesen nicht selbst und unmittelbar durch die Herrschsucht zu schwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die beiden Parteien der Torys, welche für den König, und der Whighs, welche für das Volk stritten. Jacob I.

starb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten, als friedfertigen, eines mehr schwachen, als guten Fürsten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er redete, oft bittere Critiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königlichen Schatz tragen und äußerte gegen seinen Nachbar, daß ihn der Besitz dieses Geldes sehr glücklich machen würde. Der König, welcher dies hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die ganze Summe schenken. Diese Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hofsattler zu fordern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte diese in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch am ersten beobachten." Uebrigens fing, wie schon oben gesagt, das Reich unter seiner Regierung zu blühen an: englische Colonien entstanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte. Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönerten das gesellschaftliche Leben derselben. Jacob war der erste, der sich den Titel König von Großbritanien beilegte. Am gerechtesten scheint man ihm seine blinde Liebe gegen verächtliche Günstlinge, unter denen insbesondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (s. d. Art.) sich auszeichnete, zum Vorwurfe machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommenschaft aus dieser Ehe bestieg in der Folge den Thron von England. Unter den literarischen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1619 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: Basilikon doron (das königliche Geschenk), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze zum Unterrichte der Könige entwickelt. Dies Werk ward drei- oder viermal in latein. Sprache, und dann auch in der französischen Uebersetzung verschiedene Male aufgelegt; und sein spaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabaks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch desselben angeführt hatte, zu widerlegen strebt.

Jacob II., s. d. folg. Artikel.

Jacob III. (auch Ritter St. George genannt), war der vermeinte oder wirkliche Sohn Jacob II. von England. Dieser hatte, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der englischen Verfassung bezeigte, theils auch durch seinen fanatischen Eifer, mit welchem er die katholische Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unversöhnlich gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sogar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottländischen Truppen zusammengezogen und dadurch das Schrecken und die Besorgniß des Volks noch mehr vergrößert. Dieses wurde nun von einem unauslöschlichen Hasse gegen einen Monarchen, der das Theuerste, was es hatte, die protestantische Religion nämlich, unter die Füße treten wollte, und von Empörung entflammt. Dabei war dem Volke aber stets noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte und er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin kränklich, es

also gar nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben fest hängend, mußten denn die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erscholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sey schwanger: so groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dies Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebähren würde und deshalb den Tod derselben gewünscht; jetzt aber ward die Sage von einer Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Somit bedurfte es nur noch des Hasses der Protestanten gegen die Katholiken, um den Verdacht entstehen zu lassen, als sey die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Um diesen Verdacht zu vermehren, kam noch das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen und niemanden durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen, als ein unleugbarer Beweis hinzu, die Schwangerschaft der Königin sey erdichtet. Am 10. Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proklamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Aechtheit der Geburt desselben anzuführen, noch weniger, sie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur so viel sey hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte und dies laut und öffentlich verkündigte. Die Protestanten schlossen sich nun immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, dem Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wallis kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jacob II. entfloh mit seiner ganzen Familie am 21. Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. sehr freundschaftlich aufgenommen und ihm das Lustschloß St. Germain zur Residenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine stete Verbindung mit seinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere Versuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Im Jahr 1692 ward Jacob II. Gemahlin abermals schwanger und gebar, allen bewußt und von niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigstens die Fähigkeit der Königin, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, bewiesen wurde. Jacob II. starb 1701, und nun ward der sogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland anerkannt und Jacob III. genannt, der sich nun auch sowohl öffentlich, wie in seinem Palaste als ein solcher zu benehmen anfing. Er ward nicht allein von Frankreich, sondern auch von Spanien, dem Papste, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dahingegen aber von dem englischen Parlamente des Hochverraths für schuldig erkannt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeschlossen. Ludwig XIV. versicherte ihn zwar Fortdauer seiner Unterstützung und gab ihm das Versprechen, ihn wieder auf den englischen Thron zu setzen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er, besonders in der letzten Zeit, Jacob III. nur wie ein Schreckbild betrachtet habe, um mit demselben England stets in Furcht zu erhalten. Unterdessen waren in Schottland, wo man

über die Vereinigung dieses Landes mit England sehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu seinem eigenen Besten und nebenbei auch zu Gunsten seines Schützlings zu benutzen beschloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte sich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Ansehen, als ob eine Ueberkunft desselben, die allgemein gewünscht wurde, auch die Losung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm nun im Jahr 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze sich Jacob III. befand: der elende, vertheidigungslose Zustand, in welchen die Parteisucht der Engländer das Land damals versetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben und ihn einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen hoffen zu lassen. Als das Unternehmen Jacobs in England bekannt wurde, setzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterlingen auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, dessen man sich bei dieser Verhandlung zum erstenmale officiell bediente. Die Flotte ankerte an den schottischen Küsten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen sollte, erscholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen englischen Flotte, und nun hatte Jacob nichts eiligers zu thun, als mit der seinigen nach Frankreich zurückzusegeln. Er mußte darauf, eben so willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach dem Zeugnisse dieses letztern, manche Beweise persönlicher Tapferkeit zu erkennen gab. Ludwig XIV. sah sich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, Frieden mit den Engländern zu schließen, und diese machten die Entfernung des Prätendenten und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Diese hatte bis dahin, wie man versichert, in geheimem Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten gestanden und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner die Regierung niederzulegen. Wie es sich nun auch mit dieser Correspondenz und den Gesinnungen der Königin für ihren sogenannten Bruder verhalten mag; so ist doch so viel gewiß, daß diese Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahr 1713 erfolgte nun endlich der Abschluß des utrechter Friedens, in welchem sich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten ohne irgend eine Unterstützung für die Gegenwart noch für die Zukunft, aus seinen Staaten zu entfernen und die hannövrische Erbfolge auf keine Weise zu stören. Nun starb auch 1714 die Königin Anna, ohne ihre etwanigen günstigen Gesinnungen, die sie für den Prätendenten hegte, durch die That und öffentlich zu bewähren. Nichtsdestoweniger war immer noch, sowohl in Schottland, als selbst in England, die Partei der Torys, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg und für den Prätendenten. Da nun auch zwischen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: so schien dem Prätendenten ein neuer Glücksstern zu lächeln, der aber bei dem im Jahr 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. wieder erlosch. Doch zeigte sich in Schottland, wo er feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günstiger als je für ihn, und dies bewog, im Jahr 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen und wirklich daselbst zu landen. Während der Zeit waren aber die schottischen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geschlagen worden, und der Prätendent sah sich zum zweitenmale genöthigt, Schottland zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Von

nun

nun an erregte sein Schicksal mehr Spott, als Mitleid und Unterstützung, und er sah sich von allen seinen Freunden, auch selbst von Frankreich, verlassen. Dies versagte ihm den fernern Aufenthalt daselbst, und er war gezwungen bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge anfangs in Avignon Schutz und Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall wie ein regierender König mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal sein Haupt erhoben und diesem neue Hoffnung zum Besitze der englischen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei und lud den Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen und reiste am 8. Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Nettuno auf einem spanischen Schiffe unter Segel ging, absichtlich das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oestreichern angehalten wurden, worauf sich in ganz Europa das Gerücht verbreitete, man habe den Prätendenten gefangen genommen und nach Mailand gebracht. Indessen war dieser glücklich durch die englischen Schiffe hindurch gesegelt und am 26. März glücklich in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Nachdem diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich auch nun nicht weiter um den Prätendenten, der in Spott und Verachtung sank und zufrieden seyn mußte, daß man ihn von dort heimlich entwischen ließ. Am 25. August landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann sein Leben in Vergessenheit zu sinken und von niemanden bemerkt zu werden. Dennoch faßte er im Jahr 1727 nach dem Tode Georg I. den Entschluß, noch einmal sein Glück zu versuchen, und reiste, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt worden: wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er von nun an seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm, in Ruhe lebte und auch am 1. Jan. 1766 mit Tode abging. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen, Carl Eduard (s. d. Art.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbte und auf welchen der Titel Prätendent überging; und Heinrich Benedict, der sich dem geistlichen Stande widmete, im Jahr 1747 Cardinal wurde und 1806 als der letzte Zweig des Hauses Stuart starb.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, wurde geboren zu Düsseldorf 1743. Vergebens haben wir uns um Nachrichten über sein früheres Leben und seine Bildung bemüht, erst von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düsseldorf, zu Anfange der siebziger Jahre, in der vollen Blüthe seiner Kraft und Jugend, im Schooß der liebenswürdigsten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, sich selbst ausbildete zu dem, was er geworden ist, haben wir einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergischer Hofkammerrath und Zollkommissair, geheimer Rath zu Düsseldorf, und kam 1804 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München, wo er noch lebt. Man sieht, sein äußeres Leben ist nicht reich an merkwür-

digen Veränderungen und Begebenheiten; desto reicher ist sein inneres Leben an allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi stritten sich zwei Welten, die Welt der Poesie und der Philosophie, und sein hoher Geist strebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch Eduard Allwils Briefsammlung (Königsberg), 1792) und durch seinen Woldemar (Das. 1794) als Dichter, und lernte ihn als Philosophen kennen durch seine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1789. N. Aufl.), sein Werk wider Mendelsohns Beschuldigungen betreffend diese Briefe (Leipz. 1786), David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus (Ulm 1795. N. Aufl.). Darüber ist wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck sich ungemein auszeichne, und unter den Philosophen haben sein seltener Tiefsinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit seiner Darstellung ihm den Namen des deutschen Platons erworben. Gleichwohl gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedener wären, als ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philosophen von Profession, so wie der Philosoph Jacobi mit den Dichtern verdorben, und es ließe sich wohl nachweisen, wie dieses geschehen sey und habe geschehen müssen. Der Grund liegt in der eigensten Individualität Jacobi's, ohne deren Verständniß in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. Friedrich Schlegel hat darum etwas sehr Verdienstliches und Dankenswerthes gethan, indem er diese so merkwürdige Individualität zu charakterisiren unternahm, und wer einen Schlüssel zu Jacobi's Werken sucht, darf Schlegels Recension von dessen Woldemar (Kritiken und Charakteristiken Bd. 1. S. 1—46) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits giebt, Ueberspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hasse der philosophirenden Vernunft, zu dem Princip der Offenbarung, zu seinem Glauben statt des Wissens, der Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, ist hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philosophie in der That nichts anders sey als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Unter solchen Umständen ists denn wohl nicht zu verwundern, wenn Jacobi's Philosophie von manchen, welche sich öffentlich über dieselbe geäußert haben, für durchaus unverständlich erklärt worden ist, wozu der Grund schwerlich allein in der Ermangelung der wissenschaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit sich auch verhalten möge, so hat Jacobi doch gewisse Verdienste um die Philosophie sich durch seine Polemik erworben, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses und jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredtsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß Jacobi bei seiner in ihrer Art einzigen Philosophie nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Kritiker gegenüber treten konnte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem kritischen Kant, dem idealistischen Fichte und dem pantheistischen Schelling. Die mit dem Letzteren, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen

Dingen und ihrer Offenbarung (Leipz. 1811) veranlaßte Streitigkeit ist in unsern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Es ist hier der Ort nicht, uns auf diesen Streit einzulassen, wir wollen bloß aufmerksam darauf machen, daß Schelling bei dieser Gelegenheit etwas hervorgebracht hat, was zur näheren Charakteristik und Würdigung Jacobi's dient, ich meine in Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübing. 1812) den Abschnitt des Geschichtlichen, worin nachgewiesen ist, in welchem Verhältniß Jacobi zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion und zur Literatur überhaupt gestanden habe. Es bedarf indeß wohl der Erinnerung nicht, daß diese Würdigung nicht völlig frei von Einseitigkeit und mit Behutsamkeit zu gebrauchen ist. Wem fällt hiebei nicht ein, was Jacobi bereits vor 30 Jahren von sich sagte: „Natürlich ist die Verfolgung, welche derjenige erfährt, der mit Wahrheiten, die herrschenden Lehrgebäuden zuwiderlaufen, auftritt. Diejenigen, welche ihn nicht fassen, verachten ihn und höhnen ihn aus; sie begreifen nicht, wie ein Mensch so wenig begreifen, so blind und so verkehrt seyn kann. Die andern ergrimmen, und zwar in demselben Maaße, wie sie ihre Wahrheit durch die entgegengesetzten Gründe angegriffen, ihre Ueberzeugung minder oder mehr erschüttert fühlen. Hierdurch aber darf sich niemand abschrecken lassen. Einigen Beifall erhält die gründlich vorgetragene Wahrheit immer. Hie und da finden sich Köpfe, die, wenn kein äußerliches Interesse sie daran verhindert, wenigstens so viel davon aufnehmen, als sich mit ihren Grundsätzen, ihren Vorurtheilen oder Lieblingsmeinungen zusammen reimen läßt. Nicht von allen wird derselbe Theil, sondern beinah von jedweden ein anderer gewählt, in Schutz genommen, und in einen Zusammenhang gebracht, der einen andern Zusammenhang aufhebt. So kommt nach und nach das Ganze in Umlauf, bildet sich aus und um, läutert und verbessert sich, und die Erkenntniß gewinnt allmählig Vollkommenheit und Fortgang." Wirklich ist es mit Jacobi's Philosophie genau so gegangen, und die jetzige Herausgabe seiner sämmtlichen Werke giebt vielleicht Gelegenheit, diese Läuterung zu beschleunigen. Wie das Endurtheil über seine Philosophie im Ganzen aber auch ausfallen möge, sein Rang unter den edelsten Wahrheitsforschern bleibt Jacobi gewiß, und manche tiefgefundnen Schätze, die er zu Tage förderte, gehören zu dem reinsten Gewinn für das Wahre und Gute. Von einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist der erste Band 1812 und der zweite 1815 zu Leipzig erschienen. dd.

Jacobi (Joh. Georg). Dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde den 2. Sept 1740 zu Düsseldof geboren. Um Theologie zu studieren begab er sich 1758 nach Götting., von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt. Nach einem Jahre ging er aber nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden, und verschaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtergefühl vorzüglich in ihm hervorrief und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Critiker gemacht hätte. Ob Jacobi's Leben dann so glücklich und harmonisch geworden wäre, als es geworden ist, mag uns sein eigenes Geständniß sagen: „Mit Hülfe der Musen, sagt er, schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden ward, nicht bedarf, es nicht einmal zu

gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen, da hingegen mancher *kleine* Gegenstand, den die mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich festhält; und wie oft haben Dichterphantasien und die zu ihnen sich gesellende sorgenfreie Laune mir die rauhsten Wege geebnet!" Man sieht aus diesem Selbstgeständniß zugleich, daß, wenn irgend einer, Jacobi für Gleim geschaffen war, und in der That nannte man Jacobi und Gleim bald stets zusammen wie Damon und Pythias. Gleim unterließ nichts, seinem Freunde jene sorgenlose Muse zu verschaffen, ohne welche die Bildung des Schönen nicht gedeihen kann, und es gelang ihm, demselben 1769 eine Präbende am St. Bonifacius- und Mauritiusstifte zu Halberstadt zu verschaffen. Vereint wirkten nun beide, die Ehre unserer poetischen Literatur befördern zu helfen. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi seine *Iris* heraus (1774—76, 3 Bändchen), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zu der Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Zwar hat man an Jacobi nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf von Süßlichkeit, einiger überflüssiger Breite und Empfindelei gemacht: allein wer mag dann auch Zartheit des Gedankens, Feinheit des Gefühls, Anmuth der Form, schönen Fluß des Verses bei ihm verkennen! Und mag man immerhin jene freundschaftlichen Liebesbriefe, welche Gleim und Jacobi mit einander wechselten, belächeln, erfreulicher sind sie doch als jene Schmähschriften, womit Spätere sich einander in bitterm Haß verfolgten. Uebrigens trifft auch jener Vorwurf nur einen Theil der jacobischen Schriften, wie sie in den siebziger Jahren erschienen (*Sämmtliche Werke*, Halberstadt 1773—75, 3 Bde.), und schon die *Auserlesenen Lieder*, welche J. G. Schlosser 1784 (Basel) von ihm gesammelt herausgab, und welche zu den lieblichsten gehören, was wir in dieser Art besitzen, zeigen keine Spur mehr davon. Immer mehr näherte er sich der Vollendung, und die Muse, die ihn bis in sein Greisenalter begleitete, schien ihm immer höhere Gunst zu gewähren. Er folgte im Jahr 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg im Breisgau, wo er als Professor der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit glücklichstem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe seines *Ueberflüssigen Taschenbuchs* (1795—1800) und seines Taschenbuchs *Iris* (1803 fgg.). Sein eben so geschmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu seyn, als er es ist. Nahe am Ziele des Lebens beschenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lauer geworden war. Völlig unterschreibe ich das Urtheil eines Unbekannten über diese Sammlung, wenn er sagt: „Wer edle, sanfte Gesinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiösen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodischen dichterischen Sprache gern vernimmt, wer sich oder einen gewähltern Zirkel auf eine eben so unterhaltende als belehrende Art durch abwechselnde literarische Aufsätze und Poesien ergötzen will, der wird Jacobi's Schriften gewiß dazu am angemessensten finden, weil sie auch im Durchschnitt auf ein größeres gebildetes Publikum berechnet sind. Nur etwa in einem Zeitalter, wo die größere Menge eben so roh als verbildet wäre, wo nur das Hochtrabende, Groteske, Carikaturmäßige, Uebertragische, Ueppige, nur manirirte Nachahmung einseitiger Originalität

alter oder neuer Nationalität gesucht würde, könnte Jacobi undankbar vergessen werden. Er sucht nicht die großen Gegenstände des Lebens auf, sondern weiß die kleinen, indem er sie unmerklich mit großen oder edlen Ideen verbindet, indem er sie dem Herzen näher bringt, achtungswerth zu machen. Seine Gedichte haben alle einen ähnlichen gleichmäßigen Charakter. Das herzliche Lied und die Epistelform gelingt ihm jedoch besser, als das Epigramm und die Satyre. In keinem seiner Gedichte wird man aber, bei einem leichten Plane des Ganzen, nicht auch auf einzeln ausgezeichnete Stellen stoßen." Am 4. Jan. 1814 endigte sein schönes Leben; er starb geliebt und beklagt von allen, die ihn kannten, auch im Greisenalter noch zu früh, denn schön wie seine Lieder war seine Seele, sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

Jacobiner. Der böse Dämon der französischen Revolution, welcher wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der besseren Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lolly Tolendal u. a. seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging nicht wie Robison, und nach ihm Barruel sich und Andere einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der Ungeduld Aller, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, stolzen, verwegenen Charakter der französischen Nation hervor; er vereinigte mit sich Alles, was politischer Fanatismus Schreckliches, und listige Demagogenwuth Gefährliches hat. Religion und Sitte blieben fern von ihm; dagegen führte in ihm den geheimen Vorsitz zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch ihre Larve, die Freiheit, Gleichheit, Republik hieß; sie schreckte durch den Dolch, den sie in die Wage des Gesetzes warf. Ihr Losungsgeschrei war Königsmord. Dieser Jacobinismus war älter als der Jacobinerclubb, bildete sich aber in demselben aus und überlebte ihn. Ja er sinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unstreitig gab es in dem Clubb Männer von großen Talenten, vorzüglich von einer seltenen Energie und eisernen Consequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organisirte Terrorismus Frankreich im Jahr 1793, vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jacobiner im Jahr 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militärischer Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben so wahr ist es, obgleich in seltenen Fällen, daß rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei; oder sie waren durch politische Verbindungen hineingezogen und konnten nicht zurück, oder sie hofften, durch ihre Stimme und ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg hinzuführen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagestücks. Eine Menge schwache, furchtsame, charakterlose Egoisten endlich schlossen sich an die Jacobiner-Coryphäen mit französischem Leichtsinn, oder weil es Mode war, an; oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen. Diese sogenannten frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Ruchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und sein eigenes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Ver-

sammlung der Stellvertreter der Nation. Statt, daß die Ueberlegung bis zum Augenblicke der Abstimmung frei seyn sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jacobiner bestimmt und gebunden. Alles war schon, oft willkührlich oder durch Ueberlistung, im Clubb festgesetzt, ehe man es der Nationalversammlung aufdrang. Uebrigens war der Charakter des Jacobinismus so veränderlich, wie der Nationalcharakter selbst. Dies über Jacobinismus im Allgemeinen. Die Geschichte des Jacobinerclubbs ist folgende. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten sich in Paris, wo schon längst sogenannte Bureaux d'esprit, oder gesellschaftliche Unterhaltungen über literarische und belletristische Gegenstände üblich gewesen waren, vorzüglich seit dem amerikanischen Freiheitskriege, nach dem Beispiele der londoner debating sociéties, gewisse Gesellschaften gebildet, in welchen man über politische Ideen sprach, und fast allgemein zu republikanischen Ansichten sich hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizte die geistvollen Franzosen zur Nachahmung, ihren Nationalstolz aber zur höhern Ausbildung des gegebenen Beispiels. Raynal und Rousseau wurden begierig gelesen; und der lebhafte, ungestüme, leichtsinnige Charakter der französischen Sprecher und Denker blieb nicht bei der ruhigen Spekulation stehen. Ihre Keckheit trieb alles bis auf die Spitze; und bei der völligen Gemüthlosigkeit der meisten, die nur kalte Verstandesmenschen und kühne Selbstlinge von sehr verdorbenen Sitten waren, mußte das philosophische Unrecht eines Aristoteles, Grotius und Locke, in diesen Titanenköpfen endlich bis zu einer spekulativen Raserei gesteigert oder in eine politische Meinungs-Despotie umgestaltet werden, die um so weiter um sich griff, je mehr sie dem eiteln Stolze der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfassung Original zu seyn, zusagte. Nur so läßt sichs erklären, daß unwissende Emigranten und späterhin Geoffroy, Mad. Genlis, selbst Laharpe und ähnliche, durch äußere Rücksichten bestochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die vornehmen Stände außerhalb Frankreich, England ausgenommen, wo der gerade Sinn des einen Theils dem furchtsamen Argwohn des andern die Wage hält, die Philosophie als die Urheberin des Jacobinismus und der französischen Revolution bezeichnen und sie dadurch, wie sie vermeinten, brandmarken konnten. Es ist wahr, Voltaire, Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verschonten in ihrem geistigen Uebermuthe selbst das Ehrwürdige nicht, wenn sie Vorurtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umstoßen, Gottlosigkeit dagegen, Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies sogar: aber nirgends ward es zum Zwecke eines Bundes gemacht! Natürlich befanden sich eine Menge kräftiger und kühner Menschen in den verschiedenen geheimen Gesellschaften, und gingen aus diesen in den Jacobinerclubb über. Politische Ideen wurden Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfnisse liehen ihnen doppelten Reiz. Wer dünkte sich da nicht weise genug, den Philosophenmantel umzunehmen! Alle Leidenschaften verwirrten die Begriffe; da mußte wohl die Sophistik einiger Schreier den gesunden Menschenverstand immer mehr betäuben, und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieser sogenannten Philosophen, welche von der Philosophie so weit entfernt waren, wie die himmelstürmenden Titanen von den Bahnen der Astronomie, wuchs an Kraft, so wie sich die Hindernisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch

ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee und das Gefühl der Liebe gänzlich mangelte, hervorgegangenen Ursachen der Bösartigkeit des im Jacobinerclubb vorherrschenden Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen jenes praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die alle Federn der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen versetzende Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und dies sind die Jacobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuern Beginnen eine Masse von 25 Millionen, mit allen Künsten des Luxus vertrauter Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien des politischen Fanatismus fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Ochlokraten war großentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, so wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsinniger und schneller, zugleich aber auch lebhafter und stürmischer, als jede andere, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen kecken Leichtsinn, der vor keinem Mittel erschrickt. **Nos besoins son nos ressources, et le mieux est l'ennemi du bien,** sind die höchsten Regeln seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stoße dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschwornen! Dies erklärt aber auch den verschiedenen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung der Wünsche und des Tones der jacobinischen Clubbredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom Jahr 1801 bis zum Jahr 1814, durchliefen; ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Riesen Berge über Berge thürmten, oder Unsinn über Unsinn häuften: bis alles mit einem furchtbaren Titanensturze sich endigte. Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der privilegirten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammenzuhalten, und zu den Berathschlagungen der nächsten Tage durch vorgängige Ueberlegung sich vorzubereiten, zu welchen sie sich, schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber beide sahen, daß sie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jacobinerclubb zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß starb Mirabeau schon den 2. April 1791. Der monarchische Clubb, unter Clermont Tonnere, welcher mit noch mehr Entschlossenheit dem jacobinischen Stolze sich entgegen-

stellte, wurde vom Pöbel schon den 27. Jan. und den 28. März 1791 bedroht, der endlich die Mitglieder desselben auseinander jagte. Jetzt lernte der Jacobinerclubb seine Hülfstruppen, die nachherigen Piken-männer, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demselben noch mehr auf; und seit dem Ende des Jahrs 1792 wurden ihre Grundsätze so ausschweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Clubb als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgestoßen wurden. Dies nannte man eine Reinigung. So wurden selbst Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner aus dem Verzeichnisse des Clubbs ausgestrichen. Aehnliche Zusammenkünfte hielten andere Mitglieder. Was hier durch die meisten Stimmen beschlossen war, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalversammlung. Die Bretagner gestatteten bald mehrern den Zutritt, um desto gewisser ihre vereinte Meinung jedesmal durchzusetzen. So entstand, was in einer für das gemeine Beste frei berathschlagenden Versammlung nie Statt haben sollte, eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüsse, noch vor dem Vortrage des Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete sich eine Faction, in welcher alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteisucht: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieser Unduldsamkeit gegen anders Denkende, die später in politische Angeberei und Verfolgungswuth ausartete, übten noch im Geheimen persönliche Leidenschaften und eigennützige Nebenabsichten ihren ränkevollen gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich Anfangs versammelten, die Zahl dieser F r e u n d e d e r R e v o l u t i o n, wie sie selbst zuerst sich nannten, nicht mehr; sie wählten daher schon am Ende des Jahrs 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerklosters in Paris in der Straße St. Honoré, in der Mitte der Stadt, zu ihrem Versammlungsorte. So kam der Name J a c o b i n e r auf, wiewohl sie selbst sich eine Zeitlang noch Freunde der Constitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen war die rothe Mütze; und späterhin war eine armselige, schmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sanskulotismus. Bald entstanden bei der unruhigen Regsamkeit der Franzosen in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, im Jahr 1793 sogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclubb in Paris mit sich zu verbinden, oder zu affiliren wußte, so daß er durch sie die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten und nach seinen Absichten lenken konnte. Im Jahr 1792 korrespondirte der Hauptclubb, in welchem sich zuweilen 2500 Mitglieder versammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es ist unnöthig, die vornehmsten Mitglieder des Hauptclubbs namentlich aufzuführen, da a l l e Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle spielten, oder spielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen ist bedenklich, da der Parteienhaß die Geschichte der Individuen sehr entstellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwissenheit der meisten Franzosen, welche von unruhigen Wünschen dem Neuen rasch entgegenführt, nichts kaltblütig mit selbstständiger Freiheit, wie die Britten, zu untersuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariser Jacobinerclubbs diese Errichtung jener unsichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das, was sie im Voraus als Vorschlag und Beschluß für die Nationalversammlung festsetzten, mochte noch so verwegen und konstitutionswidrig seyn

so waren sie dennoch durch ihre Correspondenz mit den auserlesenen Brüdern in den affillirten Clubbs der Zustimmung aller Volksgesellschaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige selbst in den privilegirten Ständen, zum Beitritt an. Sie entsagten den Vortheilen ihrer Classe, um hier Ansehen und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde bei der großen Menge von Brüdern, der leidenschaftlichen Ehrsucht der Ochlokraten die Mäßigung der besonnenern Jacobiner lästig; es traten daher die wildesten Feuerköpfe in einen engern Clubb zusammen, der nach seinem Versammlungsorte in der Kirche der vormal. Barfüßer, der Clubb der Cordeliers hieß, und an den sich alle sogenannte exaltés, die Demokraten und republikanischen Schwindler anschlossen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogischen Talente des kühnen Danton; und hier fand das Scheusal Marat, Herausgeber des Volksfreundes seit 1789, für seine verbrecherische Wuth den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sanskulotismus in Sprache und Denkart zum Hasse gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienste; Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Excapuziner Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois u. a. trieben die Unverschämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchste. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen Orleanisten und Brissotisten, welche an dem Umsturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, diese um eine Republik zu errichten, in der Nationalversammlung die rechte Seite einnahmen, so setzten sich die Mitglieder der übrigen Volksgesellschaften auf die linke Seite. Keiner fand sich aber in der Nationalversammlung ein, um etwa noch zu überlegen, sondern um für das zu stimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatte der Jacobiner- und jeder ähnliche Clubb ganz die Form der Nationalversammlung. Man wählte Präsidenten und Sekretäre, bestimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beschlüsse ab, und räumte den Zuhörern bestimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt sichs begreifen, daß die Nationalversammlung in der von ihr abgefaßten Constitution solchen Volksgesellschaften eine gesetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward sie aber auch vom Jacobinerclubb völlig tyrannisirt. Die Zuhörer aus den Logen des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalversammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräsentanten an, und lärmten in wilder Zügellosigkeit, oft sogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beschlüssen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinstimmten. Dies war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den sich die Jacobiner und Cordeliers, besonders seit 1791 die gröbsten Lästerungen erlaubten. Daher verbanden sich auch die demokratischen Cordeliers mit der Partei Orleans (s. Philipp Egalité), diese arbeiteten ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem sie die giftigsten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausspie, und dabei den niedrigsten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil selbst in ihrem Solde hatte. So kam es, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs im Jahr 1791 den 18. April nach St Cloud, wo er die Osterfeiertage zubringen wollte, mit Gewalt entgegensetzte. Selbst die Nationalgarde weigerte sich gegen ihren Commandanten Lafayette, den König, der schon im Wagen saß, durch die Volksmasse zu geleiten. Jene Partei der K..igsfeinde ward um so mächtiger, als die besonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclubb

herausgetreten waren, und die Cordeliers den 21. Juni sich wieder mit ihm vereinigt hatten. Doch setzten die letztern ihre Versammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach bestimmten Vorsätzen, die Berathschlagungen im Jacobinerclubb zu beherrschen. Sie benutzten, seit der verunglückten Flucht des Königs (den 21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und forderten laut die Absetzung Ludwigs und die Einrichtung einer Republik. Noch widerstanden die gemäßigt Denkenden, welche sich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubbs Feuillants nannten; und der furchtbare Volksaufstand vom 15. bis 17. Juli 1791 erreichte diesmal seinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der konstituirenden Nationalversammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schlusse ihrer Sitzungen den Jacobinerclubb zu trennen. Als die gesetzgebende Versammlung, zu der die neuen Deputirten fast ganz unter dem Einflusse der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Okt. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondisten durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) selbst im Jacobinerclubb, so daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verschleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zusammengesetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter selbst einige Minister des Königs, neigten sich allmählig zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten sie durch den Aufstand des Pöbels am 29. Mai 1792, daß die Nationalversammlung den 30. Mai beschloß, der König müsse die für ihn von der ersten Nationalversammlung dekretirte Leibwache entlassen; sie vermochten aber nicht durch den Aufstand der Vorstädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier schweizer Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden, die ihm die rothe Jacobinermütze aufsetzten, umgaben, zu zwingen, daß er sein gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufruhrs, Pethion, Manuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Unterdessen hatten die, vom österreichischen Staatsminister, dem Fürsten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oesterreich den 20. April 1792 durchgesetzt, und der Jacobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proklamationen und in der Stimmung der Armeen, so daß weder Lafayette im Jahr 1792, noch Dümouriez im Jahr 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Juni geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille, u. a. a. O. den 13. Juli; der Angriff auf die Tuillerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Abführung des Königs und seiner Familie, als Gefangene der pariser Municipalität, in den Temple am 13. Aug.; das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil, nach der Namensliste niedergestoßen wurden; die Wahl der neuen Conventsdeputirten im Sept. desselben Jahres; und alles was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795 selbst nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbesondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wo man, mitten im Proceß, das Criminalgesetz änderte, und die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793, kann als ein Werk

der fanatisirten Jacobiner angesehen werden. Die Jacobiner theilten sich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über die Form und die Mittel verschieden. Tallien, der Robespierren stürzte, war sogut ein Jacobiner, wie dieser. Allein kein Bösewicht traut dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe hassen und fürchten die guten Köpfe. Der Fanatiker findet den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu seyn gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalpartei, wurden nämlich den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern oder der Bergpartei unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclubb mit eisernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre dem Unbestechlichen, und Danton dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobinischen Convent unter die Waffen. Dies führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens (vom 13. Aug. 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, aber nicht die der Vendee, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendee sollte in ein großes Leichen- und Aschenfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) bedürfe nur Eisen und Brod. Erst als der Dictator Robespierre den 28. Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war und mit ihm 104 seiner Anhänger und der Bürgerrath von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Seit jenem 9. Thermidor (28. Juli) lebte einer der vorzüglichsten Trabanten des Schreckensystems, Napoleon Bonaparte, zurückgesetzt und vergessen im Verborgenen, bis ihn Barras und der 13. Vendemiaire wieder hervorzogen. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclubb am 11. Nov. 1794 eine Insurrection organisiren, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflösete und Le Gendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß der Clubb seine Sitzungen nicht wieder erneuern sollte. Indeß dauerten ihre Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents Ferrand, ward ermordet; alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche sogleich eine Menge Dekrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine verlor die jacobinische Partei ihre vorzüglichste Citadelle; so wie sie schon früher an Barrere, Collot d'Her-

bois und Billaud de Varennes, die am 2. April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich sechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juni, und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jacobiner am 20. Mai ihren eigenen Sturz. Militärkommissionen verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode, und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderantismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfene Constitution vom 23. Juni 1795 und die am 27. Okt. d. J. in Wirksamkeit getretene Direktorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Baböufs und seiner Mitverschwornen den 25. Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Direktoren Barras, Reubel und Larevaillere am 18. Fructidor (4. Sept.) 1797 vernichtet schien, erhob sich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räthe einzudringen; allein er fand nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als seine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheil gemäß, der republikanischen Schwärmerei zu entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in seiner militärischen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Frau von Staël treffend so benannten, Robespierre à cheval. Ueber diese in der Geschichte einzige Ausschweifung einer politischen Volksgesellschaft, über die republikanischen Greuel des Terrorismus, höre man Mallet du Pan in seiner Correspondance politique pour servir à l'histoire du républicanisme français. Hamb. 1796. 8. und J. B. Sirey du tribunal révolutionnaire. Paris, an. III. 8. Auch lese man v. Archenholz die pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die französischen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine durch jacobinische Emissarien gestiftete demokratisirende Propaganda gäbe; und man haßte und verfolgte oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es sich im J. 1791 eine neue Verfassung geben wollte, den Vorwurf des Jacobinismus unter den Ursachen des Krieges mit nennen hören. Selbst Großbritannien blieb von dieser sogenannten Jacobiner-Riecherei nicht frei. Das Aergste aber war, daß man Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechselte. Wer über diesen, der Ruhe so vieler wackern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der selbst in Wien durch des berüchtigten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, ein weitgesponnenes Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, den verweisen wir auf des Schotten Robison Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. edit London 1798. 8. und vorzüglich auf die auf Robisons Schrift, auf das Gießner und Hoffmanns Journal und auf ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt

gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hamb. Fauche et Comp. 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiste abgefaßte Schrift, verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres. 1800. 8. K.

Jacobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jacob Bardai, oder Janzalos († 578), unter Justinians Regierung zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieses Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholischen Kirche, konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7. Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jacobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt, und von ihren asiatischen Brüdern allmählig getrennt, eine besondere Sekte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten, (s. d. Art.) in Aegypten besteht. Innere Uneinigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abyssinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jacobiten, der sich nach manchen Unionsversuchen der Päpste, noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Sekte behauptet, und aus etwa 30 bis 40000 Familien besteht. Diese Jacobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo residirt, und die syrischen, der andere, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe, und die Lehre von der einigen Natur Christi, haben sie mit den Kopten und Abyssiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. — Nicht zu verwechseln sind mit dieser alten Monophysitensekte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche sich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und weil ihre Differenz von der anglikanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten, mehr unter die politischen, als kirchlichen Parteien gehören. Als Anhänger des Prätendenten hatten sie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage desselben (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinklair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren. E.

Jacobson (Israel), ward 1769 zu Halberstadt aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie geboren, und verheirathete sich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Durch diese Familienverhältnisse gerieth er mit dem Hofe daselbst in Verbindung, und ward, nach dem Tode seines Schwieger-

vaters, an dessen Stelle von dem verstorbenen Herzoge von Braunschweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte Jacobson, der sich auf mannichfaltige Weise nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens. Ja, Jacobson ward, unmittelbar vor der französischen Invasion, zum geheimen Finanzrathe ernannt, und leitete, als solcher, nicht blos mit der Feder, sondern auch mit der praktischen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verschiedener Fürsten. Nach der Gründung des ephemeren westphälischen Reichs, ward er von dem Hofe zu Cassel, der sich wenigstens auf Geld verstand, in große Thätigkeit versetzt, und in Geschäfte der mannichfaltigsten Art verwickelt. Jacobson wollte seinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation seiner Nation, benutzen, und auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen Consistorium, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, von welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westphalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der durch die Ereignisse des Jahrs 1813 erfolgten Auflösung desselben, hatte er, dem durch die Anmaßungen des casselschen Hofes seine dortige Existenz verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er, entfernt von dem Gewühle der großen Welt, in ruhiger Abgeschiedenheit lebte, ohne sich, wenigstens dem Scheine nach, unmittelbar mit Geldangelegenheiten zu befassen. Um wenigstens im Allgemeinen ein Urtheil über Jacobson zu fällen, müssen wir ihn aus den drei Hauptgesichtspunkten, welche sich uns darbieten, als Geschäftsmann, als Reformator und als Menschen betrachten. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände; Freund und Feind sind darin einverstanden, daß er zu spekulieren verstehe; wir können aber hinzusetzen, daß sein Spekulationsgeist nicht an dem Kleinlichen und Aengstlichen haftet, auch das Unwürdige verschmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Als Reformator seiner Nation hat er wenigstens im praktischen Theile, das heißt, in pekuniärer Hinsicht, den Juden mit Consequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihnen auf seine wirksame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und sie selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden, denen (so hoffen wir) nun auch die moralischen nachfolgen werden. Seine theoretische Reformation der Juden hat weniger unsern Beifall: halbe Maßregeln helfen zu nichts. Die jüdische Religion, als die in ihrer Art consequenteste und beharrlichste aller mußte entweder von Grund aus aufgehoben werden, oder, da das nicht ging, gänzlich unangetastet und in ihrer alttestamentarischen Würde gelassen werden. Was konnte es helfen, einige mittelbare, äußere Gebräuche abzuschaffen, wenn der innere Geist lebendig und bei seiner vorigen Wirksamkeit blieb? Hier war von ihm weder der richtige Gesichtspunkt gefaßt, noch selbst der gefaßte mit dem nöthigen Nachdruck verfolgt worden. Als Mensch endlich ist Jacobson bisher theils zu verschwendrisch gelobt, theils zu bitter getadelt worden: jenes hat die Dankbarkeit für empfangene, dieses die Rache für verweigerte Wohlthaten thun zu müssen geglaubt. Das Lob, welches ihm zertheilt worden ist, und wäre es selbst von Schmeichlern ausgesprochen, b

weiset wenigstens, daß Jacobson das Gute gethan hat. Jacobson hat, sowohl an Juden, als an Christen, fürstlich Gutes gethan, und deshalb werde er von jedermann, dem Engherzigkeit und Verkleinerungssucht fremde, gehässige Dinge sind, fürstlich gelobt. Nicht mit unverschämtem Uebermuthe, nicht mit verhöhnendem Stolze, wie sonst wol sogenannte reiche Wohlthäter zu thun pflegen, ertheilt Jacobson seine Gaben, sondern mit Milde, Sanftmuth und Humanität: das könnten wir vor dem Richterstuhle der Wahrheit, und, erlaubte es die Einrichtung dieses Werks, mit Unterzeichnung unsers Namens behaupten, um somit jeden Schein einer feilen Lobrednerei von uns abzulehnen. Jacobson hat (sei es immerhin aus Eitelkeit) zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung sowohl Christen als Juden Antheil genommen haben; die einträglichsten Stellen auf seinen Comptoiren waren vorzugsweise mit Christen besetzt, und Christen von allen Gattungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden in ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Noch müssen wir anführen, daß Jacobson (was ügrigens bei unterrichteten und gebildeten Juden etwas sehr gewöhnliches ist) nicht allein eine gründliche Kenntniß der ebräischen Sprache besitzt, sondern auch, nach dem einstimmigen Zeugnisse unterrichteter Männer, der mosaischen Gesetzgebung, so wie überhaupt der jüdischen Theologie, ein gründliches, umfassendes und (wie wenigstens in der letzten Zeit deutlich geworden ist) auch kritisches Studium gewidmet hat. Jacobson hat auch mehrere kleinere, die bürgerliche Verbesserung seiner Nation betreffende Schriften herausgegeben; man versichert aber, sie führen blos seinen Namen, und der wahre Verfasser derselben sey der Professor Lüder. — Möge in Zukunft seine löblichen und wohlthätigen Bemühungen ein glücklicherer Erfolg krönen! Pq.

Jagd, die, als Gewerbe, wilde Thiere und Vögel zu seiner Sicherheit, Nahrung und zu seinem Nutzen zu fangen und zu erlegen, ist so alt als das Menschengeschlecht selbst, und die Erfindung derselben wird fast von jedem alten Stammvolke einem andern berühmten Manne aus seinem Stamme zugeschrieben; z. B. dem Nimrod in Babylon; dem Apollo und der Diana; dem Pan oder Faunus ꝛc. Allein die Jagd, als Wissenschaft, ist die Erfindung neuerer Zeiten, und man versteht darunter diejenige Kenntniß und Geschicklichkeit, wilde Thiere und Vögel, vermittelst ihrer Fährten oder Fußtritte, und ihrer Witterung, entweder ohne oder mit Hunden aufzusuchen, sie zu beschleichen, und entweder mit Wurfspießen, Pfeilen und Schießgewehr aller Art zu erlegen, oder mit Schlingen, Netzen, Fangeisen, Fallen und Fallgruben zu fangen. Nach der Natur und eigentlichen Beschaffenheit der Jagd, theilte man dieselbe ursprünglich ab in die Jagd auf dem Lande, d. h. Jagd aller vierfüßigen Thiere; in die Jagd in der Luft, d. h. Jagd der Vögel; und in die Jagd im Wasser, d. h. aller im Wasser lebenden Thiere und Fische. Es ist außer allem Zweifel, daß die Ausübung der Jagd ursprünglich unter allen Völkern eben so unumschränkt frei gewesen ist, als man sie unter den in beiden Indien und unter den im russischen Reiche lebenden Jägervölkern noch gegenwärtig findet, weil man die wilden Thiere, Vögel und Fische als Sachen ansah, die im Eigenthume aller Menschen waren. Allein dieses gemeinschaftliche Eigenthumsrecht an wilden Thieren, Vögeln und Fischen, konnte unter keinem Volke länger dauern, und hat bei keinem auch länger gedauert, als bis das Grund- und Landeigenthum in der bürgerlichen Gesellschaft, und den daraus entstandenen Staaten eingeführt

wurde. Sobald nun das gemeinschaftliche Eigenthumsrecht sich in das besondere Eigenthumsrecht auf Grund und Boden verwandelt hatte, entstand auch zugleich, als ein Theil des Eigenthums- oder Herrenrechts, das Recht, wilde Thiere, Vögel und Fische auf diesem Grund und Boden, und in den dazu gehörigen Gewässern, ausschließlich zu fangen oder zu erlegen, und man nannte dieses Recht in der Folge das Jagdrecht, oder Jagdgerechtigkeit. Von dieser unterschied man noch später die Wildbanns-Gerechtigkeit, welche, außer dem Rechte, wilde Thiere mit Ausschliessung Anderer zu jagen, noch insbesondere die Befugniß enthält, Strafgesetze gegen die Uebertreter festzusetzen. Da nun neben dem durchs Herrenrecht in Besitz genommenen Grund und Boden noch überall große freie Flächen für die Benutzung zur Jagd übrig blieben, so zog man diese frühzeitig, nach dem Begriffe von Regalität, zum allgemeinen Staatsvermögen, und bildete nach demselben im 16ten Jahrhunderte das

Jagdregale. Dieses besteht aus der Jagdgerechtigkeit und dem Hoheitsrechte, sich aller in keinem Privateigenthume befindlichen Jagden anzumaßen, zum allgemeinen Besten zu benutzen, und diese sowohl, als die Jagdgerechtigkeit der Privatleute zu leiten, und aus dem Wildbanne, oder der hohen Gerichtsbarkeit und gesetzgebenden Macht in allen die Jagd betreffenden Dingen. Die Erfindung des Jagdregale fand bei allen freien Grundbesitzern, wegen der mit dem Grundeigenthume unzertrennlich verbundenen Jagdgerechtigkeit, den größten Widerspruch. Allein die Regalienerfinder hatten ihr Schooßkind einmal zu lieb gewonnen, als daß sie dasselbe ganz aufgeben konnten, und suchten es daher, wenigstens zum Theil, in Ehren zu halten. Zu diesem Endzwecke erschufen sie noch im 16ten Jahrhunderte die bisher ganz unerhörte, weder in der ältern und mittlern deutschen Reichsverfassung, noch in der Natur der Sache gegründete Abtheilung, in hohe und niedere Jagd, wozu in Sachsen und Brandenburg noch die Abtheilung in Mitteljagd hinzugesetzt wird. Zur hohen Jagd rechnete man Hirsche, Stücken Wild, Hirschkälber, Wildkälber, Rehböcke, Rehricken, Rehkälber, Damhirsche, Damthiere, Damhirsch- und Damwildkälber, Luchs und Wolf. Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhahn und Henne, Fasanen, Haselhahn und Henne, Birkhahn und Henne, große Braachvögel, Reiher und alles Federspiel, Adler, Schuhu und Falken, die sich zur Vogeljagd oder Baitze abrichten lassen; zur niedern Jagd hingegen Haasen, Biber, Eichhörner, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Katzen, Marter, Iltis, Wiesel, Wald- und Wasserschnepfen, wilde Gänse und Enten, Wasserhühner, wilde Tauben, Wachteln, Ziemer, Amseln, Zippen, Drosseln, Schnärren, Kibitze, kleine Braachvögel, Lerchen, nebst allen kleinen Vögeln; die nicht zur Baitze passenden Raubvögel, Raben, Krähen, Elstern und Holzschreier. Nach Einführung der Mitteljagd endlich nahm man einige Wildarten aus der hohen Jagd, und setzte die Mitteljagd auf folgende Art zusammen: Rehböcke und Ricken, nebst Rehkälbern, wilde Schweine, alt und jung, Wölfe, Birkhahn und Henne, Haselhahn und Henne, nebst dem großen Braachvogel. In Rücksicht auf die Ausübung der Jagd selbst entstanden bald darauf die vorher unbekannte, von Seiten des Landesherrn auf dem Privateigenthume, die Vorjagd oder Vorhetze, bei Eröffnung der Schieß- und Fangzeit, und die Mitjagd; zwischen dem Landesherrn und den Privateigenthümern, und zwischen mehrern Privateigenthümern allein aber die Koppeljagd, wenn zwei oder mehrere Jagdherren auf einem bestimmten Jagdreviere die Jagdgerechtigkeit besitzen. Bei der Hirschjagd unterscheidet man noch die deutsche Jagd, wobei man sich vorzüglich des Leithundes und Schweißhundes bedient, und die

fran-

französische, oder Parforcejagd, bei welcher man einem Hirsche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell sind, als er, so lange auf der Fährte folgt, bis er, durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, sondern sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis diese ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Locale, wo sich der Hirsch stellt, angemessene Art erlegt wird. Diejenigen Personen, welche sich mit der Jagd beschäftigen, heißen ausschlußweise Jäger, welche die Jagdwissenschaft (s. oben), die man auch wohl etwas uneigentlich bloß die Jägerei nennt, erlernt haben müssen. Weil jedoch der Inbegriff der gesammten Jagdwissenschaft für einen Einzelnen ein sehr weitläufiges Feld ist, so legen sich die Jäger gewöhnlich nur auf eine oder ein Paar Arten von Jagden ganz vorzüglich, und hieraus sind nachstehende Arten von Jägern entstanden, als: hirschgerechte deutsche Jäger, hirschgerechte französische Jäger, Fasanenjäger, Feldjäger oder Federschützen, Falkenirer, Windhetzer und Vogelfänger. Zur Ausübung ihrer Wissenschaft brauchen sie Hunde, Jagdzeuge und Gewehre, so wie auch eine technische Sprache, Weidmannssprache genannt. Mit dem Besitze des Jagdrechts sind auch sehr häufig Jagddienste oder Jagdfrohnen verbunden, welche von Andern bei Ausübung der Jagd dem Jagdherrn entweder theils blos mit der Hand, theils durch angespannte Wagen und angeschirrte Pferde, oder theils mit Hand- und Spanndienste zugleich geleistet werden. X.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde einmal ihren Lauf um die Sonne vollendet, und die von ihr abhängigen Umstände in der Natur zurückkehren; oder auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und der Lage der Dinge, welche in diesem Zeitraume vorgegangen sind. Nach der ersten Bedeutung sagt man z. B. ein verflossenes, ein künftiges Jahr, nach der zweiten, ein gesegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Es ist bei allen cultivirten Nationen das größte Maaß für die Begebenheiten in der Zeit. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung forderte, konnte nur nach und nach ihre Genauigkeit erlangen. Nach dem griechischen Geschichtschreiber Herodot waren die Aegyptier die ersten, welche sich der wahren Größe des Sonnenjahrs näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, weswegen ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundsstern (Sirius), dessen Wiedererscheinung vor Sonnenaufgang die Ueberschwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahre um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewohl die Feste jährlich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, so blieb doch jene Bestimmung, bis Aegypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365 ¼ Tag bestimmt, und der griechische Astronom Sosigenes hatte dies dem julianischen Kalender zum Grunde gelegt (s. Kalender). Aber schon der Astronom Hypparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer sey, als 365 ¼ Tag, d. i. 365 T. 5 St. 55 Min. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Die genauen Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr

um 11 Min. 15 Sec. kürzer sey, als das julianische. La Lande bestimmt es auf 365 T. 5 St. 48 Min. 45 Sec. 30 Tertien; v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 Min. 48,016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in den Kalendern unterschieden werden muß. Das letztere hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und stimmt daher mit dem astronomischen nicht völlig überein. Da die übrigen 5 St. 48 Min. 45 Sec. 30 Tert. alle 4 Jahre fast einen Tag ausmachen, so wird alle 4 Jahre zwischen dem 23 und 24sten Februar 1 Tag eingeschaltet, und heißt Schalttag. Ein solches Jahr, welches 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andere aber ein gemeines Jahr (s. Kalender). Unter Mondenjahr versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8 St. 48 Min. 37,7 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr ist daher 10 T. 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Ein festes Jahr nennt man ein solches, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rücken aber diese fort, so nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianische Jahr ein wandelbares, das gregorianische dagegen ist ein festes. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen den 6ten und 7ten Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumonds nach der Herbstnachtgleiche. Binnen der 19jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Persern hat schon 1079 n. Chr. G. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt, als das gregorianische. Bei diesem fällt 7mal nach einander alle 4 Jahr ein Schaltjahr ein, das 8temal aber nach 5 Jahren erst. Die Republikaner in Frankreich bedienten sich, bei der Einführung ihres neuen Kalenders durch ein Nationaldekret vom 24. Nov. 1793, eines festen Jahres von 12 Monaten, zu 30 Tagen, wovon jeder in 3 Decaden zu 10 Tagen zerfiel, und welchen am Ende noch 5, in einem Schaltjahr 6 Tage beigefügt wurden. Dieses Jahr war ebenfalls genauer als das gregorianische. Die Periode 86,400 Jahre forderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahrs ein Tag eingeschaltet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahres fiel. Da aber durch ein Senatsdekret vom 9ten Sept. 1805 der neue Kalender in Frankreich wieder aufgehoben wurde, so kam auch diese Bestimmung des Jahrs wieder außer Gebrauch. M. L.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 17. Gr. N. B. und 60. Gr. W. L., und ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494, und nannte sie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Damals war die Bevölkerung der Insel sehr zahlreich; allein die Einwohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt, und davon in wenigen Jahren an 60,000 niedergemacht. Im Jahre 1654 schickte Cromwel eine Flotte dahin, welche die Insel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Royalisten und mehrere Pflanzer aus Barbadoes dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich und angebaut, so daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger hier lebten. Allein in dem schrecklichen Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab, kamen mehr als 13,000 Menschen um: dies Unglück ward durch eine nachfolgende

Pest noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, so daß die ganze Volksmenge im Jahre 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen im Jahre 1787 etwa 30,000 Europäer, die übrigen aber sämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Insel ist ungesund, am Tage heiß, und in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Sie schafft fünf Achteltheile von allem in Großbritannien benöthigten Zucker, der das Hauptprodukt der Insel ausmacht, hat Caffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, schöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel giebt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichste Stadt ist Kingston (s. d. Art.); Port-Royal ist ein guter Hafen. Die Insel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Repräsentanten des Volkes regiert.

Jamben sind zweisylbige Füße, deren erste Sylbe kurz, die andere lang ist, wie in den deutschen Wörtern gesagt, gethan. Verse, die aus solchen Füßen bestehen, werden jambische Füße genannt. Die deutsche Sprache besitzt eine große Anzahl von Wörtern, die reine Jamben sind; zugleich hat sie Wörter, die mit kurzen Sylben endigen, oder damit anfangen. Daher kommt es, daß die jambischen und trochäischen Versarten die gewöhnlichsten in der deutschen Dichtkunst sind. Wenn man bedenkt, daß der jambische Vers eine Länge von einem bis zu sechs Füßen haben, und daß er entweder ganz aus Jamben bestehen, oder ihm auch am Ende eine kurze Sylbe angehängt seyn kann; so wird uns deutlich werden, daß in dieser Versart eine große Mannichfaltigkeit herrschen müsse. Auch pflegen wir uns desselben fast ausschließlich für die lyrische und dramatische Poesie zu bedienen. Doch wäre zu wünschen, daß man dabei nicht blos den einzigen Abschnitt, den die Griechen in demselben erkannten, beobachten möchte, sondern daß, zur Beförderung des Wohlklanges, der Abschnitte so viele wie möglich, und wenn selbst in jedem Fuße einer, gemacht würden. Denn auf welches Gehör dürfte folgender Jambus nicht einen unangenehmen Eindruck machen:

Ach, meine Freuden werden nimmer kehren!

Hier endet der Fuß mit einem Worte, und der Zerstückelungen sind so viele, wie der Vers Füße hat, ohne daß eine Verbindung in denselben Statt fände. Einen größern Wohllaut wird folgender Jambus haben:

Belohnt, geehrt, gerühmt verstreicht sein Leben;

In diesem Verse befindet sich in der Mitte jedes Fußes die Cäsur. Da jedoch hier keine vollkommene Ruhe Statt findet, noch Statt finden kann, weil nur am Schlusse eines Fußes ein wirkliches Ende vorhanden ist; so ladet eben die Unterbrechung in der Mitte des Fußes zur Fortschreitung ein, und darin liegt gerade die Annehmlichkeit und die daraus entspringende Nothwendigkeit der Cäsuren. (Siehe diesen Artikel). Pq.

James (St.) heißt der königliche Pallast in Westmünster zu London, in welchem, nach dem Brande des Schlosses zu Whitehall, seit 1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Residenz haben. Daher heißt der Hof oder das Cabinet zu St. James so viel, als der englische Hof, oder die englische Regierung. Das Gebäude selbst ist alt und nicht sonderlich groß. Merkwürdig darin sind die große Haupttreppe, der Audienzsaal, der große Saal, die große Antichambre, in welchem sich der König und die königliche Familie jeden Sonntag, Montag und Freitag dem Publikum zu zeigen pflegt, ferner die königlich lutherische,

holländische, französische Capelle u. s. w. Bei diesem Pallaste befindet sich, unter dem Namen St. James-Park ein vortrefflicher Garten mit schönen Promenaden. Die große Allee, die den Park durchschneidet, hat tausend Schritte in der Breite, und achtzig in der Länge. Dieser Park wird jedoch, aus Eigennutz des jedesmaligen Höflings, dem die Oberaufsicht desselben auf Lebenszeit übertragen ist, sehr schlecht unterhalten. An den St. James-Park stößt der Green-Park. Die Gegend umher wird für die gesundeste in ganz London gehalten.

Janitscharen (Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad I. im Jahre 1362 errichtet, und bestand aus 8000—9000 Mann. Es wurde nämlich der fünfte Mann von allen Kriegsgefangenen dazu genommen, und dieser Armee der Name Jen-Ytschjeri (neue Soldaten) gegeben. Ein türkischer Heiliger segnete sie ein, indem er einem der Befehlshaber seinen Rockärmel auf den Kopf legte, weswegen noch jetzt an allen Janitscharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe sind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitscharen erstreckt sich nur auf 40,000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derselben führt, leicht an 150,000 Mann stark seyn. Anfangs wurden sie nur durch Christenkinder, jetzt aber durch geborene Türken, ja auch häufig durch Janitscharen-Kinder rekrutirt. Ihr höchster täglicher Sold ist, Kleidung und Essen abgerechnet, 12—15 Asper (60 machen einen Thaler). Sie sind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Oda's) eingetheilt, deren jede nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes solcher Regimenter hat einen obersten Befehlshaber, der Aga, einen Unterbefehlshaber, der Oda-Baschi, einen Hauptmann, der Schiurbaschi heißt, und einen Koch, der in großem Ansehn steht, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern u. dergl. behangen ist. Sie führen eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Constantinopel verwahrt werden, wo sie alsdann blos einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) an; müssen jedoch, da sie ganz ohne Tactik fechten, gegen geübte Soldaten stets verlieren, weswegen sie auch jetzt bei weitem nicht mehr so furchtbar, wie ehedem, sind. Außer den eigentlichen Janitscharen giebt es noch eine aus 100,000 Mann bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen heißen, aber nur eine, aus Handwerkern bestehende Landmiliz sind. Diese dienen gänzlich ohne Sold, sind durch alle Theile des Reichs zerstreut, und ziehen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welche sich allemal bei seiner Thronbesteigung in einer Oda desselben mit dem bestimmten Solde von 7 Asper für den Tag einschreiben läßt. In den Oda's herrscht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, so wie in dem Corps selbst ein gewisses Point d'Honneur, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menschen ꝛc. den Aufenthalt in demselben gestattet. Auch liefert das Militair-Institut der Janitscharen das einzige Beispiel eines öffentlichen Anathema, oder Banns, welches in der ganzen Geschichte der Ottomannen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitschar von der 65sten Compagnie, seine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu schmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmans,

bestrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, so wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verschiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ste Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe spricht ein Offizier feierlich folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme schweigen; laß sie gänzlich erloschen seyn." Die Reformen, welche man in neuerer Zeit mit dieser Miliz hat vornehmen wollen, haben den heftigsten Widerstand gefunden, mehrere Revolutionen zur Folge gehabt, und haben zuletzt müssen aufgegeben werden. (S. Mustapha Bairaktar und Nizam Geddid).

Jansen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und seit 1636 Bischof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt eine Celebrität, die den Namen des älteren als Exeget bekannten Corn. Jansen, Bischof zu Gent († 1576), verdunkelt, dem herrschenden Interesse seines Jahrhunderts an den theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeistand. S. d. Art. Gnade. Hauptsächlich in den verschiedenen Darstellungen dieser Lehre beim Augustinus, der sich gegen die Manichäer anders, als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden sie im Zeitalter der Reformation natürlich neu angeregt, und die Unbestimmtheit und Inconsequenz der päpstlichen Erklärungen in dieser Sache, gab ihnen freies Feld selbst in der katholischen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Augustiner, die sich zu dem strengen antipelagianischen Lehrbegriffe Augustins bekannten, und die Ränke der auf mildere Auslegungen desselben ausgehenden Franziskaner und Jesuiten, diesen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letzteren schien 1567 die Verdammungsbulle des Papstes, über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquisitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der augustinischen Ansicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der spanische Jesuit Ludwig Molina († 1600), in seinem mehr als semipelagianischen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquinum, gegangen, und die lebhaften molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregation de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Jansen, obwohl dem auf der löwener Universität immer noch geltenden streng augustinischen Lehrbegriffe zugethan, starb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Augustinus aber, ein Buch in dem er die augustinische Lehre von der freien Gnade aufgefrischt, und mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Molinisten, als die wahre Orthodoxie anempfohlen hatte, regte bei seinem Erscheinen 1640 den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die es auf Betrieb der Jesuiten 1643 verbot, für untergeschoben, die Universität Löwen protestirte feierlich wider dies Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit dem angesehene Theologen, und besonders die Nonnen von Port-Royal Jansens Augustinus aufnahmen. Jansens alter Freund, der als Führer dieser Nonnen, und eifriger Gegner der Jesuiten, wie durch seinen Mysticismus und seine düstere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyron, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte die Gemüther hier schon dar-

auf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal (s. d. Art.) Nicole, Perrault, Pascal, dessen Provinzialbriefe alte Sünden der Jesuiten aufgedeckt hatten; und vor allen der jüngste von den 20 Kindern des durch seine siegreiche Vertheidigung der pariser Universität gegen die Jesuiten berühmten Advokaten Arnauld Anton Arnauld, geb. 1612, seit 1643 Doktor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philosophen seiner Zeit an Beredtsamkeit überlegen und an Gelehrsamkeit gewachsen war, Männer, die eben so durch seltne Talente und Kenntnisse, als durch aufrichtige Religiosität und unbescholtene Tugend ausgezeichnet, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Jansenismus, und die Bulle, in der der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansens Augustinus besonders verdammte, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese fünf Sätze: „1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten „werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hin„reichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Na„turzustande niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu verdie„nen, darf der Mensch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwen„digkeit, sondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Ketze„rei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Natur„mensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade aus„zuschlagen, oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch geredet, daß „Christus für alle Menschen gestorben sey;" standen wirklich in Jansens Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß darum nicht gerade Jansens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, indem er sie gemeint. Hieraus entstand die interessante Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt wäre, über den Thatbestand eines historischen Factums zu entscheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, Jansen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Alternative, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ob nun wohl ihre Protestation gegen diese unerhörte Anmaßung des römischen Hofes, wissen und bestimmen zu wollen, was ein verstorbener Schriftsteller sich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; wurde sie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papstes angesehen, und selbst von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieser in Sachen der Religion von den erbitterten Jesuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgefühls fürchtende Despot, fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mengen, und die bei Hofe als Bußprediger und Rigoristen ohnehin verhaßten Jansenisten mit den strengsten Maaßregeln zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter dem französischen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich Clemens IX. 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständniß der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1679 ihre vornehmste Gönnerin, Anna Herzogin von Longueville, die als vornehmstes Werkzeug der Fronde berühmte Schwester des großen Condé, und Arnauld ging in demselben Jahre, um persönlichen Verfolgungen auszu-

weichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1694) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb. Aber Innocenz XI. († 1609), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theiles der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien, und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werkheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens in den Uebungen der Andacht, und strenge Sittlichkeit im Leben entgenstellten, die sie nicht nur forderten, sondern auch durch eigne musterhafte Beispiele bewiesen, waren unläugbare Verdienste, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustins ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen, als die lockern Maximen des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Menschen, die tugendhafter seyn wollten als dieser Orden, konnten, wo des Jesuiten La Chaise königlicher Beichtsohn regierte, nicht geduldet werden, und wenn es wahr ist, daß ein antijansenistischer Priester, dem sein Bischof seine unordentliche Lebensart verwies, erwiederte: „Soll man uns denn für Jansenisten halten?" so hätte Boileau vollkommne Ursache vom goldnen Zeitalter zu sagen:

La vertu n'étoit point sujette à l'Ostracisme,
Ni ne s'appelloit point alors Jansénisme.

Wie man sich aber immer am meisten nach dem sehnt, was man nicht hat, und oft gerade am liebsten ergreift, was Widerspruch findet, blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das stille Bekenntniß vieler Gutgesinnten, sondern sogar länger, als zu erwarten stand, in der Mode. P. Quesnels moralische Betrachtungen über das neue Testament, in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution erhalten könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein La Chaise († 1709), und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwigs XIV., der Jesuit Le-Tellier, drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein N. T. 1708 verboten, das Kloster Port Royal des Champs, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut und die Gebäude niedergerissen, und das Werk der Finsterniß endlich durch die dem Papste von Le Tellier abgezwungene Constitution, Unigenitus, 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit, als von wüthender Rachsucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnels Testament, welche hier zwar nur im jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprüche der Bibel, liturgische Formeln und Lehrsätze orthodoxer Kirchenväter waren. Sie konnte nur Unwillen und Spott

erregen, und die Zahl der Freunde des Jansenismus vermehren. Ludwig XIV. starb 1715 über den Bemühungen, ihr Gewicht in Frankreich geltend zu machen, und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des französischen Klerus ungeahndet wider diese Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwohl die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (s. d. Art. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der leztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indeß hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte sich zum Ende, und die Wunder (Genesungen und plözliche Bekehrungen am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen, François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionairs, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen, der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen, der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christen durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten, der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte? und andrer schwärmerischen Jansenisten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernstlichen Maßregeln der Polizei, das fortgesezte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das nach dem Gange der Natur erfolgende Verlöschen jenes Enthusiasmus brachte sie endlich in Vergessenheit. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine reine Moral und consequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde und eine Partei im Klerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen mochte. Allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschwornen und nichtgeschwornen Priester in Frankreich bis auf die neueste Ordnung der Dinge fortlebte*); so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eignes öffentlich anerkanntes kirchliches Institut der Jansenisten gebildet, welches sich zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit ableugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den augustinischen Lehrbegriff und seinen moralischen Rigorismus festhält und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler

*) Siehe Gregoirs merkwürdiges Bekenntniß in seiner Schrift Les Ruines de Portugal. Paris 1809.

des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eignen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, einen Klerus, der der Civilobrigkeit unterworfen ohne äußere Macht und Reichthum seine Bestimmung um so treuer erfüllt und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie, fortwährend vom Papste als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken und auch jetzt noch unter französischer Hoheit beibehalten dürfen. E.

Januarius (der heilige), Schutzpatron des Königreichs Neapel, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet. Sein Körper liegt zu Neapel in der Kathedralkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Kapelle verwahrt. Dieses Blut ist es, mit welchem die Neapolitaner, die bigotteste Nation Italiens, noch jährlich die albernste Ceremonie begehen, welche selbst von dem katholischen Pöbel in andern Ländern verlacht wird. Sie behaupten von demselben, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähere. Insbesondere wird jährlich am ersten Sonntage des Monats Mai ein großes Experiment damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sey vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt. Daß dieses Fließen des angeblichen Bluts, mit welchem jedoch diese flüssige Substanz bei genauer Untersuchung nichts gemein hat, größtentheils von den Priestern abhänge, versteht sich wohl von selbst; und es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände dazu beitragen; allein man muthmaßet, daß ein Theil der dazu gehörigen Kunstgriffe verloren gegangen und die Priester nicht mehr ganz Meister ihrer Rolle seyen, weil sie sich oft Stunden lang quälen müssen und vor Angst zu schreien beginnen, bevor das Blut flüssig wird.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, war den Griechen völlig unbekannt und wird für pelasgischen Ursprungs erklärt. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedene Wesen männl. und weibl. Geschlechts, zuweilen aber auch in einer einzigen vereint, dargestellt. Diese Gottheit nahmen auch nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden und der wichtigsten menschlichen Begebenheiten. Man bildete ihn daher mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt, von welchen eins vorn und das andere rückwärts sahe. Man glaubt nämlich, Janus sey mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus nämlich, in eine Person zusammengeschmolzen. Es herrschte nämlich die alte Sage, daß Janus und Saturn zusammen als Könige über Latium geherrscht hätten, also zu einer und ebenderselben Zeit den Aboriginern bekannt geworden wären. Dieser Sage zufolge machte man nun den Janus zu einer historischen Person und dichtete von ihm folgende Mythe. Janus war einer der alten Könige der Aboriginer oder Lateiner, und bauete auf dem Janicu-

lum eine Stadt, welche von ihm ihren Namen erhielt. Seine Gemahlin war nach einigen die Meergöttin Venilia, nach andern seine Schwester Kamese. Venilia war bei den ältesten Italern die Flucht; Kamese hingegen stellte eine wahrsagende Göttin vor. Mit einer von beiden zeugte Janus eine Tochter, mit Namen Canens. Er lehrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Bald erhielt er einen Gehülfen in der Regierung. Saturn von seinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah Latium sein goldenes Zeitalter. Ein ewiger Friede beglückte es und ohne Mühe und Beschwerde gewann jeder seinen reichlichen Unterhalt von dem freigebigen Boden. Ovid giebt uns die Theologie des Janus. Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden; er öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie wieder, wann er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs; ihm war der erste Tag des Jahrs und von jedem Tage die erste Stunde, heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Kriegs aufgeschlossen wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb und nicht eher, als bis in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Letzteres geschah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur dreimal: das erstemal unter Numa, zum zweitenmal nach dem ersten punischen Kriege, das drittemal nach der Schlacht bei Actium. Die Janustempel unterscheiden sich vor andern Tempeln dadurch, daß auf ihren Gibeln das Bild des Janus stand. Nach Varro war der erste Tempel des Janus nichts weiter als eine Thüre, mit dem Bildnisse des Janus. Sie stand auf dem Forum Romanum neben dem Bildnisse des Janus. Zuletzt wurde ein Tempel darüber gebaut, der ganz von Erz gewesen seyn soll. Numa soll am Argileto vor dem carmentalischen Thore am Theater des Marcellus zwei kleine Tempel dicht neben einander haben aufführen lassen, beiden nur Einen Namen gegeben und sie dem Janus gewidmet haben. Nachher mag vielleicht die zwischen beiden Tempeln befindliche Scheidewand abgebrochen und beide in Einen verwandelt worden seyn, weil der Senat sich in demselben versammelte, als die Fabier gegen die Vejenter auszogen. Den dritten Tempel baute C. Duilius zwischen der Tiber und dem Theater des Marcellus. Uebrigens hatte Janus in allen den zwölf Quartieren oder Regionen der Stadt einen Altar.

Japan, Japaner. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite liegt das japanische Reich, eine große Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln, nämlich: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in welchen Miaco, der Sitz des Dairi, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden. Jedo, die ungeheure Residenz des weltlichen Kaisers am Flusse Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osacca, eine reiche Handelsstadt; die merkwürdigsten Städte sind: 2) Ximo oder Kiusiu,

(40 Meilen lang, und 25 Meilen breit) aus 9 Provinzen bestehend, und 3) Xicoco oder Sikokf (18 Meil. lang, und 10 Meil. breit), das 4 Provinzen enthält. Um diese großen Inseln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande, und kahle Inselberge, die ehedem wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhingen, bis sie durch ein Erdbeben von denselben getrennt wurden. Der Flächenraum der gesammten Inseln beträgt 8,000 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht genau bestimmen, die Angaben schwanken zwischen 15 und 30 Millionen. Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt Furi; er ist das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Bewohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der Ackerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene hält man der Kultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangasaki. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, dagegen aber Hunde in Ueberfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die von Siam nach Sina reiseten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen, aber auch ohne diesen Zufall würde dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben seyn, von welchem seine Seefahrer schon in Sina Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neuentdeckten Küste angelegt, und der Jesuit Franz Xaver ging von Indien nach Japan, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf Firando. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegen wirkten, da ihr Ansehen dadurch litt. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um das J. 1616 war fast die Hälfte des Reichs christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugiesen und die Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der Kubo, an sich riß, der ihn nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. Jejas, der Nachfolger des ersten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugalls verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611 gegen die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Hä-

sen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach einzelnen Verfolgungen wurden endlich im J. 1637 alle Portugiesen mit ihren Missionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Christen blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verschlossen. Diese Verfolgung gegen den katholischen Glauben ward 40 Jahre lang fortgesetzt, mehrere Millionen Menschen wurden geopfert, und allein die letzte Belagerung eines christlichen Ortes kostete 37,000 Menschen das Leben. Im Jahre 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergesetzt, welche bei jeder Familie, ja bei jedem Einzelnen über den Glauben wachen und ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuern sollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Katastrophe beitrugen, traten in die Stelle der Portugiesen. Sie und die Sinesen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan gestattet ward, aber beide mußten sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen. Die Sinesen dürfen nur für 600,000 Thaler Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000 und diese sind, seit dem Jahr 1631, wo sie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei so eingeschränkt, daß sie nur auf der Insel D e s i m a, die durch eine Brücke mit der Stadt N a n g a s a k i zusammenhängt, landen können. Auf dieser Insel, wo ihre Waarenlager sich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engsten Gefangenschaft, und ohne Begleiter, Aufseher und Dollmetscher durften sie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieser Beschränkungen und Erpressungen, welche sich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreisen, durch willkührliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen lassen mußten, scheint der Handel mit Japan gewinnvoll gewesen zu seyn, da die Holländer bis auf die neuesten Zeiten fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meist aus Seeland, dahin zu senden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn von dem japanischen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Vertriebs der Waaren in Indien und Europa und ohne den Gewinn der Privatleute, der wenigstens auf 250,000 Gulden geschätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten schon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlassung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieser Handel ging bald wieder verloren, wahrscheinlich weil die Japaner durch die listigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine p o r t u g i e s i s c h e Prinzessin zur Gemahlin hatte. In den neuesten Zeiten sind alle Vorschläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da sich ergab, daß keine Aussicht zum Gewinn dabei sey, weil die Rückladungen fast ganz allein aus Kupfer und Kampher bestehen könnten, und der Handel mit dem japanischen Kupfer die Ausfuhr des englischen nach Indien hindern würde. Auch die Russen haben neuerlich versucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg. — Die Japaner sind eine ähnliche Mischung des malayischen und mongolischen Volksstammes wie die Sinesen, von welchen sie höchst wahrscheinlich ihre Kultur erhalten haben. Japanische Kunst, Zeichnung, Arzeneikunde und Astrologie sind rein sinesisch. Die jetzigen Bewohner stammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich, aber durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen und befreit von spätern Einfällen der Nachbarn, bildeten sie sich zu einem originellen selbstständigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf f r e m d e n Ursprung. Sie hat nur sehr wenige sinesische Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantschu,

noch mit dem Kurilischen. Die japanischen Wörter sind nicht einsylbig wie die sinesischen. Conjugationen und Syntax sind ganz eigenthümlich. Sie sind die gesittetste und gebildetste Nation in Asien, ein edles, stolzes Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrig. Wissenschaften und Künste schätzen sie selbst an andern Völkern, welche sie sonst theils wegen ihrer schlechten Aufführung, theils wegen der schimpflichen Behandlung, die sich dieselben aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Sie sind geschäftig und arbeitsam, erlauben sich Vergnügungen bloß zur Erholung, nie um die Zeit zu tödten. Dagegen aber sind sie äußerst wollüstig, zur Grausamkeit und zur Rachsucht, die oft erst nach langer Zeit Befriedigung sucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine alle Aufklärung hindernde Hierarchie und eine zahlreiche Geistlichkeit genährt. Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus, der sich mit Blutgesetzen und der unerbittlichsten Strenge waffnet. Der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz, und nächst diesem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürsten, die in den Provinzen eben so hart herrschen, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht haben, sich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von schwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, der sich für den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden hält, wenigstens die Hälfte, und in manchen Gegenden sogar zwei Drittel seiner Ernte abgeben muß. Um Verschwörungen zu verhüten, ist jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des andern gemacht, so daß jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer, wenn auch noch so entfernten, Verbindung steht, dem Staate haften und im Falle eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen. Nie wird ein Vergehen mit Geld, sondern ohne alle Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß, Verbannung gestraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen wie an Geringen vollzogen. Die ursprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geschlechts. Der geistliche Kaiser, der Hohepriester von Japan, heißt noch immer Dairi, welches von den frühesten Zeiten her der Titel der japanischen Kaiser war, als sie noch die geistliche und weltliche Macht vereint besaßen. Seit der Revolution, welche sie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberpriester zu Miaco als Gefangener des weltlichen Kaisers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter. Um sich des Abkömmlings des alten Stammes der Beherrscher von Japan desto mehr zu versichern, hat die schlaue Politik des weltlichen Kaisers den Dairi in eine heilige Person verwandelt, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich selten geschieht, in seinem Garten oder im innern Bezirke seines ungeheuern wohlbefestigten Pallastes frische Luft genießen soll, so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Pallaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die bloß in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, der dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, vermehrt. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kubo und hat seinen Sitz zu Jedo. Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen

alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimmt sogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeugen, nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er's dabei bewenden, ihm durch Gesandte seine Geschenke zu überschicken. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus fünf sogenannten kaiserlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserlichen Hofe zu Jedo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geißel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. — Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Sekte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus Sina hinübergekommen ist. Außer diesen Sekten gibt es noch mehrere andre, welche Modificationen von jenen sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöstern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt, als in Japan. Die Budzo-Sekte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Sekte in Sina; sie verachtet allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeiten besteht aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie nicht so gut zu gebrauchen verstehen, als die Sinesen. Die Kontingente der einzelnen Fürsten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 38,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairis zahlreiche Flotten. Sonst baute man sehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe nur klein, höchstens 90 Fuß lang, den sinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte sind beträchtlich. Die Ausgaben, welche die Einnahme nicht übersteigen, betragen gegen 280,000 Thaler. Seit der Ankunft der Europäer und durch diese belehrt, haben die Japaner sich in mehrern Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie und Arzeneikunde werden am eifrigsten betrieben. Dichtkunst, Musik und Malerei werden ebenfalls geschätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sinesen. Sie schreiben sich, wie diese, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geschickt und sehr strenge erzogen. Bücher auszuführen ist verboten, wenigstens solche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, desgleichen Landcharten und Münzen. Eben so strenge ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländischen Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber von Nangasaki ihre Religionsbücher in ei-

ner Kiste überliefern, welche sie bei ihrer Abreise wieder erhalten. Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schiffahrt, so daß sie z. B. an der Nordwest-Küste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind, als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders Sina, Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre seidenen und baumwollenen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Waaren sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerdter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber strenge verboten ist. R.

Jaspis (Lapis Pantherinus; Jaspis), ein dunkler, undurchsichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche und auch grüne Flecken hat, ein hochgefärbter Felskies (Petrosilex jaspidens) ist und sich zu einem vollkommen schönen Glanze poliren läßt. Es gibt sehr viele Arten Jaspis, einfärbige und bunte, oder gesprenkelte, auch einen grünen, phosphorescirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechseln ist. Plinius nahm 10 Arten an; Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wohin der Heliotrop gehört; 2) den ägyptischen, der auch im Zweibrückischen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten sind; 3) der Band-Jaspis enthält ebenfalls mehrere Farben, ist eine der schönsten Steinarten Sachsens und überdas sehr selten; und 4) der Porzellan-Jaspis, ein pseudovulkanisches Fossil, welches aus eisenschüssigem Thon entsteht, der über Steinkohlen liegt, und sich durch sein ausgetrocknetes Ansehn, indem er gewöhnlich sehr aufgerissen ist, und durch seine Farben auszeichnet.

Jassy, Hauptstadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citadelle, ist die Residenz des Hospodars oder Fürsten von der Moldau, wie auch der Sitz des griechischen Metropoliten, oder Erzbischofs der Moldau. Die Einwohner sind meistens der griechischen Religion zugethan; doch haben auch die Katholiken daselbst freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offener, größtentheils zerstörter Ort von kaum 2,000 Häusern, dessen Straßen, statt des Pflasters, mit Balken oder Brückholz belegt sind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus dasiger Gegend, werden häufig nach Constantinopel ausgeführt. In den Jahren 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Oesterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der letzte Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebst dem Pallaste des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Pest daselbst.

Java, eine große, von Westen nach Osten sich erstreckende Insel in Ostindien, welche durch die Sundastraße von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Djava, einer Art Hirse, wovon sonst die Einwohner derselben lebten. Ihr Flächeninhalt ist 2,400 Quadratmeilen und die Zahl ihrer Einwohner 2,029 900. Letztere bestehen theils aus ursprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inseln, welche sich alle zu einer verdorbenen muhamedanischen Religion bekennen; dann aus Sinesen und Europäern.

Etliche unabhängige Könige theilten sich ehemals in die Herrschaft der Insel, leben aber jetzt in völliger Abhängigkeit von den Engländern, welche Java besezt haben (s. Batavia) und früher von den Holländern, welche 1619 sich daselbst festsetzten. Letztere baueten an die Stelle der ältern Stadt Jacatra die Stadt Batavia, welche sie in der Folge zum Hauptsitze aller ihrer ostindischen Besitzungen erhoben. Die vorerwähnten älteren Könige der Insel werden durch angelegte Festungen in den Hauptstädten derselben in Gehorsam gehalten; überdas müssen sie sich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen und in ihrer Würde bestätigen lassen, und dann die Produkte ihres Landes, oft um einen sehr niedrigen Preis, als Tribut in ihre Hände liefern. Die wichtigsten dieser Fürsten sind der König von Bantam auf der Nordküste an der Sundastraße; der König von Cheribon, östlich von Batavia, und der sogenannte Samarang oder Kaiser von Java, welchem die nordöstlichen Theile von Java nebst der gegenüber liegenden Madure gehören. Diese Reiche liegen sämmtlich nebst dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jacatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürsten existiren ließen, auf der Nordseite der Insel, die sehr fruchtbar, aber wegen der stehenden Wasser und der daraus entspringenden Nebel ungesund ist. Der südliche Theil der Insel ist nicht so fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier ist Balambuan ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Produkte der Insel bestehen aus Pfeffer, Kaffee (dessen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus welchem zu Batavia der Arrak bereitet wird), Indigo, Vogelnestern, spanischem Rohre, Edelsteinen u. s. w. Der Handel von Batavia umfaßt übrigens alle Produkte, welche in Asien und Europa erzeugt werden; auch hat die Insel reiche Gold- und Kupfergruben. Sie ward im Jahr 1579 (nach Andern schon 1511) von den Portugiesen entdeckt; schon seit 1406 hatten die dortigen Einwohner die muhamedanische Religion angenommen. Von 1304 bis 1359 standen sie unter den Königion von Tarmata und 1572 wurden sie Sina zinsbar.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube der christlichen Völker des Mittelalters, daß überirdische Kräfte einzelner Menschen, als unmittelbare Werkzeuge eines höhern Willens, zu wunderähnlichen Thaten führen können, erklärt die außerordentliche Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI. Königs von Frankreich Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von England, Heinrich VI. zum König von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte sein Oheim, der kluge, tapfere und edle Herzog von Bedford. Aber Frankreich war seit 42 Jahren durch Parteisucht zerrissen. Auf einer Seite standen die Königin Isabelle, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der von seiner eigenen Mutter verstoßene Dauphin Carl und die Armagnacs, oder die orleansche Partei. Diese Trennung und die brittischen Feldherren, die Grafen von Sommerset, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundet, Talbot und Fastolfe, hatten fast ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin behauptete sein Recht auf den Thron. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Liebe und Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; aber ihm fehlten Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Vertrag von Troyes war der Nation verhaßt. Sieben Jahre lang hielt sich Carl aufrecht, trotz aller Unfälle. Ihm blieb zuletzt fast nur

Bourges

Bourgos und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in englischer Gewalt. Salisbury belagerte Orleans seit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, so schien der junge französische König verloren. Diese Ansicht der Lage des Reichs mußte überall die Gemüther beschäftigen; wer kann, wer wird unsern König retten? fragten ängstlich alle gutgesinnte, dem König ergebene Franzosen. Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Gränze von Lothringen, im Dorfe Domremy, oder Domremy la Pucelle, wo man noch das Bauernhaus zeigt, in welchem sie geboren seyn soll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter schlichten, furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Erwartung der Zukunft erhielt, trieb Johanne einsiedlerisch, still in sich gekehrt, die Geschäfte des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. Ihre Geschichte ist auf das genaueste beurkundet. Die von De l'Averdy im 3ten Bande der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. (Paris 1790. 4.) aus 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsproceß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge enthalten das Wichtigste. Sie war ein Mädchen von feiner Organisation und ungewöhnlicher weiblicher Reizbarkeit. Diese erhöhte vielleicht der von ihrem Biographen aufgezeichnete Umstand, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die frühe Andacht und die Inbrunst des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen könne. Jenes innige Gebet, die in sich gekehrte Beschauung, und die „weltüberwindende" Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnetäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaum, die schöne Maie genannt, le beau mai ou l'arbre des fées, der als ein altes druidisches Heiligthum in hundert Ueberlieferungen und Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchenspiele trieben, sang oder tanzte Johanna schwärmerisch allein, und band Sträußer für die heilige Jungfrau, in der kleinen Kapelle de Notre-Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die englischen Chronikenschreiber haben aus Nationalhaß diese Thatsachen entstellt; selbst Enguerrand de Monstrelet in seinen Chroniques de l'histoire de France führt unerwiesene Umstände an. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanna war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefordert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Februar 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zweimal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie aufs neue zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin auch

noch von seiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen; und diese sagten aus: qu'elle étoit entiere et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Daulon, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder; und zugleich die Erlaubniß, mit Dünois den Entsatz von Orleans zu bewirken. Von jetzt an erscheint sie, wie Friedrich Schlegel sagt, als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopf bis auf die Füße gerüstet, (armée de pied en cap) in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert, wie die heilige Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergießen, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergossen, noch ist, sagt ihr Biograph, Friedrich Schlegel (in seiner Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen (nach del Averdy's Auszügen aus Handschriften) Berlin 1802) andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien. Auch bezeugten die Actenstücke, sowohl während ihres Processes 1431, als bei der Revision desselben 1453, die Thatsache, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß scheint doch aus einigen Stellen des Cengle Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Héroïne. Paris 1553.) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweihten Schwerte, das sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch sie, die offen und freimüthig, fest und beharrlich, ritterlich fromm und kühn, nur ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severe, Dünois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog den 29. April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf, den 8. Mai 1429. Johanna eroberte hierauf mehrere von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie bei Patay den 18. Junius, wo General Talbot gefangen wurde, und selbst der tapfere Fastolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich schien. Carl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, den 17. Julius, stand das Mädchen von Orleans dem Könige zur Seite, in voller Rüstung und in der Hand die Fahne. Sie vertrat die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, da ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren, ließ sich aber halten und blieb. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedford konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanna verwundet. Carl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelstand. Sie hieß zuerst Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys. Ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Indeß sammelte Bedford neue

Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Nun drangen die Engländer aufs neue vor. Sie belagerten Compiegne. Das Mädchen warf sich hinein, wie in Orleans; aber bei einem Ausfalle wurde sie den 25. Mai 1430 von den Burgundern gefangen; man sagt, französische Offiziere hätten sie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkele, in der Gefahr verlassen. Sie ergab sich dem Lyonnel Bastard von Vendome. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden sollte (der König Heinrich hatte für sie 10,000 Livres gezahlt), wollte sie durch einen Sprung aus dem Thurme sich retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landsleute ward ihr der Proceß gemacht. Der Bischof von Beauvais, Pierre Couchon, leitete ihn nach 12 Artikeln ein, und die Universität Paris verlangte ihre Hinrichtung. Als Zauberin und Ketzerin ward sie von der Kirche gerichtet. Ueber diese vermochte der weltliche Arm nichts. So entschuldigte Del Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für das Schicksal der Heldin so wenig versuchte. Allein der leichtsinnige Carl zeigte in nichts beharrlichen Kraftsinn und Ernst. Nach viermonatlichem Gefängnisse ward die schuldlose Schwärmerin, welche fest und standhaft sich vertheidigte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, dessen Stimme sie, als sie 13 Jahr alt gewesen, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der stets ihr guter Begleiter gewesen sey, ihres Umgangs mit höllischen Geistern und Zauberei wegen von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie zum Scheiterhaufen; da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängniß. Allein bald fand man Vorwände, sie als Rückfällige, Relapsa, zu betrachten. Sie ward daher den 30. Mai 1431 zu Rouen bei langsamem Feuer verbrannt. Sie starb mit Unerschrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzstoße die Inquisitionsmütze aufsetzte, sagte sie zu ihrem Begleiter: Maître, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen, erinnert an Herders schöne Legende von der Taube des Polycarpus. „Spotte nicht, schließt Herder,

des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld giebt dem Tode Muth!

Ihre Asche ward in die Seine gestreut. Theologen hatten sie verurtheilt, und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Winchester. Im Jahr 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Revision des Processes. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Paris und von Coutanca, und einem Inquisitor. Diese sprachen den 7. Jul. 1456 das Urtheil: die 12 Artikel seyen falsch, und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieset man unter dem Wappen ihrer Bildsäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virgineo defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

(Sicherer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildnisse der Jungfrau, welches der Conservateur des Musée françois in Paris, Alexander Lenoir, auf dem Stadthause zu

Orleans, wo sich auch eine Statute von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Museum aux petits Augustins gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen seyn. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben das, was die Franzosen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Togur mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält sie das geweihte Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. Lond. und Paris VII. 2). Des Mädchens von Orleans berühmter historische Name, dessen Johannes von Müller in seiner Geschichte der europäischen Menschheit nicht gedenkt, ist nicht weniger merkwürdig in der Geschichte der Literatur. Daher muß hier noch über die verschiedene Behandlung des epischen und romantischen Charakters dieses Stoffes etwas gesagt werden. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Cardinals Richelieu, die Johanna d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölfmal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte, unternahm Voltaire, schon im Jahr 1730, das poetische Ungeheuer seines Vergnügens zu parodiren, und nach Shakespeare's Beispiel (im 1. Th. seines Heinrichs VI.) die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, das Mercier ein crime antinational nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Man höre über dasselbe Bouterweck in der Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit VI. 359. Die erste poetische Reinigung dieses von der Plattheit und von dem schamlosesten Witze entheiligten Stoffes versuchte ein Britte, Robert Southey in seinem Heldengedicht, Joan of Arc, das aber den Leser kalt läßt. Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr als Calixt III. gethan; er hat die edle, kühne Schwärmerin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Ueber sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie von Schiller (zuerst als Almanach für das Jahr 1802, Berlin bei Unger) findet man scharfsinnige Bemerkungen in der Allgem. Lit Zeit. v. 1802, Nr. 15. u. 16. Das Lehrreichste darüber enthält die geistvolle kritische Würdigung dieses Meisterstücks in der vierten Schaustellung aus der Gallerie zu Schillers Gedichten, nach Rambergs Zeichnungen, von Böttiger, in einem unserer gehaltvollsten Taschenbücher, in der Minerva v. Jahr 1812. Mercier, der Herausgeber der französischen Uebersetzung dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802) nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung und Achtung ihrer Zeitgenossen. Er setzt hinzu: „Schillers dramatische Muse ist so wie ich sie liebe, wie ich sie gern in Frankreich einheimisch sähe: denn wen sollte nicht die arme französische Melpomene jammern, welche eingekerkert und gebunden, ja geknebelt und mit der schweren, eng zusammengezogenen Einheitskette der Zeit des Orts, sich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängnisses zerstößt?" Endlich verdient auch A. W. von Schlegels Urtheil über die verschiedene Darstellung dieses Gegenstandes von Shakespeare und Schiller (in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, Th. II. Abth. II.) gehört zu werden; doch wird hier wenigstens seine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. K.

Jeddo (Yeddo), die Hauptstadt von Japan, liegt östlich von Niphon in einer Bay. Die Häuser daselbst haben, das Erdgeschoß abgerechnet, nur eine, oder höchstens zwei Etagen, und sind mit Hand-

lungsläden versehen, welche das Erdgeschoß einnehmen. Der dortige Hafen ist so seicht, daß die Schiffe gezwungen sind, in einer Entfernung von 5 französischen Meilen vor Anker zu gehen. Der kaiserliche Pallast, der wie eine Festung erbaut ist, würde, da er 5 französische Meilen im Umfange hat, allein schon eine beträchtliche Stadt bilden. Es befindet sich ein Saal in demselben, der 600 Fuß lang und 300 breit ist. Die Säulen dieses Pallastes sind von Cedern=, Kampher= und anderm kostbaren Holze aufgeführt. Die Privathäuser sind von Holz, aber weiß angestrichen, so daß sie wie Stein aussehen. Da der Gebrauch der Tische und Stühle gänzlich unbekannt ist, so sitzt man allgemein, sogar der Kaiser, auf Matten oder Teppichen.

Jefferson (Thomas), ehemaliger Präsident des Congresses der vereinigten Staaten von Nordamerika, ist in Virginien um das Jahr 1750 geboren, groß und hager von Gestalt, hat eine blühende Gesichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und fast röthliches Haar. Nachdem er das ganze Gebiet der Wissenschaften mit Eifer umfaßt und zu durchdringen gesucht hatte, widmete er sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich in derselben bereits so sehr zu seinem Vortheile aus, daß ihm der Staat von Virginien noch sehr jung zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften zu erkennen, daß er diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung mit Genie und Neigung vorzustehen im Stande sey. Während der Revolution, welche die vereinigten Staaten vom Mutterlande losriß, stieg er stufenweise zu immer höhern Aemtern. Er war während zweier Jahre, nebst Washington, Franklin, John Adams und andern, Mitglied des berühmten Congresses, der damals die Revolution leitete. Hier schlug er mit Lee die Unabhängigkeits=Erklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Constitution derselben, betrug sich als Gouverneur von Virginien zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Würde und seltener Standhaftigkeit, erfüllte von 1788—1789 nach dem Frieden, als erster Bothschafter am französischen Hofe, die Pflichten dieses ausgezeichneten Postens mit Treue und Geschicklichkeit, und war endlich, als Staatssecretär, die Ursache der entscheidenden Sprache, welche Nordamerika führte, als England 1792 die damalige politische Schwäche der vereinigten Staaten mißbrauchen wollte. Hierauf legte Jefferson seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals von diesem Posten in den Privatstand zurück. Die Parteisucht, welche damals in der Verwaltung der amerikanischen Staaten herrschte, und welcher sich Jefferson widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der Opposition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man Jefferson, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen, und somit kam es, daß man Jefferson am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Maddison an seine Stelle erwählt wurde. Jefferson hatte schon früher erklärt, er wolle sich nach Ablauf seiner Präsidentschaft von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurückziehen. Seine wichtigsten literarischen Werke sind: Summarische Uebersicht der Rechte des englischen Amerika, 1774; Bemerkungen über Virginien, 1781;

Entwurf einer Fundamental-Constitution, 1783; Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen, 1789; und Botbschaften an die beiden Häuser des Congresses. Im Jahr 1814 hat Jefferson seine Büchersammlung, zum Ersatz der in Washington von den Engländern verbrannten Nationalbibliothek, den vereinigten Staaten, um die Summe von 50,000 Dollars überlassen. Diese Büchersammlung besteht aus 9—10,000 Bänden, und ist zum Theil in den verschiedenen Hauptstädten von Europa, wo ihr Besitzer ehemals Gesandter war, zusammen gebracht worden. Sie enthielt alles, was sich auf die Entstehung der nordamericanischen Staaten, ihre Geschichte, die Staatsverhandlungen derselben, ihre Statistik, Erdbeschreibung ꝛc. bezieht.

Jehova nannte Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, und gab seinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unveränderlichen. Denn Jehova bedeutet im Hebräischen den der da ist, der da war und seyn wird, den allein Beständigen. Auffallend stimmt mit dieser Bedeutung die berühmte Inschrift des Isistempels überein: Ich bin alles was war, ist und seyn wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben. In wieweit aber Jehova mit dem ägyptischen Jno verwandt sey, und ob Moses die Idee des ewigen Gottes den ägyptischen Mysterien verdankt, oder ob diese sie von der Religion der Hebräer angenommen haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Nur so viel ist erweislich, daß der Mosaismus sich durch die Reinheit seiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol, oder Sinnbild Jehovas, war darin ausdrücklich verboten. Als der unsichtbare Schutzgott und König des Hauses Israel sollte er durch Gehorsam gegen seine Vorschriften, und pünktliche Beobachtung der in seinem Namen von Moses angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beschaffenheit dieses religiösen Particularismus eben so sehr, als die Beschränktheit der hebräischen Cultur mit sich, daß die Poesie und der Volksglaube das Wesen des Unanschaubaren durch anthropopathische Bilder versinnlichte, seine Gegenwart in Flammen und Wolken, seine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher seit dem davidischen Zeitalter seinen Sitz ausschließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Diese dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil durch den Einfluß der Philosophie und des Christenthums allmählig aufgeklärt, doch der Glaube an eine besondere Gunst und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk, wird den Juden, so lange sie den historischen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben, und sie fassen auch die Bedeutung des Namens Jehova am liebsten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen sey und seyn werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, s. Gemappe.

Jena, eine sachsen-weimarische Stadt in Thüringen, am Einflusse der Leuthra in die Saale, in einem romantischen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern, und einem Schlosse, worauf nach Herzog Wilhelms von Weimar Tode (1662), dessen vier Söhne das Land unter sich theilten, bis 1690 eine eigne, von Bernhard II. gestiftete, aber schon in dessen Sohne, Johann Wilhelm, erloschene Seitenlinie residirte, nach deren Aussterben Weimar und Eisenach den jenaischen Landesantheil unter sich theilten. Berühmt ist Jena wegen seiner Universität, welche viele der berühmtesten Gelehrten Deutschlands unter ihren Lehrern und Zöglingen zählt, und wegen der damit zusammenhängenden

gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten. Sie ist ein Eigenthum sämmtlicher ernestinischen Häuser, bis auf Hildburghausen, das sich seines Antheils begeben hat; Weimar besitzt die Hälfte, Gotha ein Viertel, Meiningen 3/16 und Coburg 1/16. Gestiftet wurde sie, nachdem die ernestinische Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im Jahr 1548, und eingeweiht nach dessen Tode 1558. Die Zahl der Studierenden belief sich in früheren Zeiten wohl auf einige 1000; vor dem Jahr 1806 betrug sie noch 600, verminderte sich gleich darauf sehr, ist aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich ist die Universitätsbibliothek, welche durch die budersche und in neuerer Zeit durch die büttnerische Sammlung ansehnlich vermehrt worden. Ferner nennen wir das Hebammeninstitut, die trefflichen klinischen Anstalten, das anatomische Theater, die Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente und Modelle, das Museum und das Mineraliencabinet, welches letztere hauptsächlich aus der walchschen, und ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung besteht, und zu fernerem Anwachs Fonds besitzt. Noch sind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juristenfacultät und ein Schöppenstuhl; eine Superintendentur und eine lateinische Schule, auch mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich eine lateinische, eine deutsche und eine mineralogische, so wie seit 1816 ein Oberappellationsgericht für die sämmtlichen herzoglich sächsischen und fürstl. reussischen Lande. — Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm ist der Ueberrest des alten Schlosses Kirchberg auf dem Landgrafenberge, welcher bisher auch der Napoleonsberg genannt wurde.

Jena (Schlacht bei). Durch den Ausgang des Gefechtes bei Saalfeld am 10. Oct. 1806, war die preußische Armee in ihrer linken Flanke umgangen, und durch die hierauf mit reißender Schnelligkeit erfolgenden Bewegungen der Franzosen, nach zwei Tagen die Stellung der beiderseitigen Heere so sehr verändert worden, daß die Preußen den thüringer Wald, die in zwei großen Linien heranrückenden Franzosen aber auf ihrem rechten Flügel die Elbe im Rücken hatten. Naumburg, Jena, Kahla, waren die Punkte der ersten französischen Linie an der Saale, während die zweite längs der Elster und von Zeitz bis Neustadt und Schleiz sich ausdehnte; in Gera war des Kaisers Napoleon Hauptquartier, gedeckt von den Garden und dem Corps des Marschalls Soult. Napoleon hatte beschlossen eine entscheidende Schlacht zu liefern, und bis zum 14. Oct. früh waren seine Vorbereitungen dazu vollendet; die Höhen von Jena waren zu dem furchtbaren Schauspiele ausersehen, und die Franzosen so glücklich, diese Höhen zu besetzen, deren Wichtigkeit von preußischer Seite nicht früh genug schien anerkannt worden zu seyn. Während die französischen Corps aus ihren Stellungen dem Schlachtfelde entgegenzogen, war Napoleon in Gera geblieben, von wo aus er die Bewegungen leitete. Am 13. Oct. aber brach auch er auf; Nachmittags 2 Uhr desselben Tages traf er in Jena ein, und recognoscirte sogleich, von einer der schon besetzten Höhen aus, die Stellungen seines Gegners. Unter seiner Aufsicht ließ er durch ein wildes Defilée, das Rauchthal genannt, zwischen Jena und Zwätzen, einen Weg bahnen, um Artillerie auf die oft sehr steilen Höhengipfel bringen zu können; die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet; von seiner Fußgarde umgeben, vor sich das Corps von Lannes, bivouacquirte Napoleon auf jener Höhe, die nachmals den Namen „Napoleonsberg" erhielt; rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marsche. Von dem Allen wußte man im preußischen Hauptquartiere nichts, oder doch nur sehr wenig, und auch das Wenige nur höchst unbestimmt, man war so ohne alle

Kundschaft, daß der König befahl, einige Gefangene zu machen zu suchen, um von diesen über die Stärke und Stellung des Feindes etwas zu erfahren. Schon in dem Artikel Auerstädt ist gesagt worden, daß durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und falscher Maßregeln, das große preußische Heer (noch ohne Schlacht) bereits so zertheilt gewesen sey, daß ein Theil desselben zwischen Jena und Vierzehnheiligen (einem altenburgischen Dorfe) unter dem Fürsten Hohenlohe, und der andere bei Auerstädt, unter dem Herzoge von Braunschweig gestanden habe, ohne mit einander in directer Verbindung zu stehen. Ein Raum von 4 Stunden war zwischen beiden Heeres-Abtheilungen, welche so wenig von einander wußten, daß der König von Preußen erst in Sömmerda das Schicksal der hohenlohischen Armee erfuhr. So war es möglich, daß in dieser unbedeutenden Entfernung von einander 2 Schlachten zu gleicher Zeit geliefert und verloren werden konnten. Während der Marschall Davoust nämlich die Armee des Königs bei Auerstädt beschäftigte und schlug, wurde der Fürst Hohenlohe von Napoleon selbst bei Jena und Vierzehnheiligen geschlagen. Als Hohenlohe (bei dem das sächsische Hülfscorps sich befand) am Morgen des 14. Oct. nicht mehr zweifeln durfte, daß er einer Schlacht nicht ausweichen könne, entschloß er sich selbst zum ersten Angriffe; indem er sich den Angriff auf die Fronte des Feindes vorbehielt, beorderte er den General Holzendorf (bei Rödchen), in dessen rechte Flanke, und General Rüchel, der noch einige Stunden entfernt war, erhielt den Auftrag, als Reserve in der linken feindlichen Flanke (bei Isserstädt und der sogenannten Schnecke) zu operiren. Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld; die Heere, die sich schlagen wollten, sahen weder sich, noch ihre Batterien; doch begann früh 5 Uhr der Angriff der preußischen Kavallerie vom rechten Flügel; sie wurde zurückgedrängt und gerieth in das Kartätschenfeuer ihrer eigenen Batterie von Wolfromsdorf; da wendete sie sich, durch einen braven Offizier aufs neue ermuthiget, wieder gegen den Feind, der aber in diesem Augenblicke durch die Eroberung der preußischen Batterie Steinmehr einen bedeutenden Vortheil errang; man konnte dort nichts erreichen. Doch war nun unterdessen der Aufmarsch der Preußen vollendet; auf der ganzen Linie stand man im Gefecht, das mit jeder Minute in den walzenden Nebelwolken heftiger wurde. Ueber die rauchenden Trümmern des brennenden Dorfes Vierzehnheiligen ging der Marsch der Preußen, die in der That mit Muth und Glück jetzt vordrangen. Der Augenblick des Sieges war für sie da, ein General-Angriff der ganzen Armee konnte das Schicksal des Tages ganz anders machen, als es wurde; aber vergebens sah Hohenlohe, der allein bis jetzt gekämpft, und der den großen Moment erkannte, nach Holzendorf und nach Rüchel sich um. Schon 4 Stunden hatte man gefochten; es war 9 Uhr; jetzt, nach gefallenem Nebel, sah man die Vortheile und die Gefahren; die Boten flogen den beiden säumenden Generalen entgegen; noch 4 Stunden hielt Hohenlohe aus; seine Reihen wurden immer dünner, je mehr die Franzosen frische Kräfte entwickelten; es schlug 1 Uhr, als zwei neue französische Kolonnen (vom Corps des Marschall Ney) auf dem Kampfplatze ankamen; die Richtung ihres Marsches entschied schon die Schlacht; während die eine in der linken Flanke der Preußen erschien, marschirte die andere ihnen im Rücken; ihre Artillerie trug tausendfachen Tod in die Glieder der schon ermatteten Preußen und Sachsen; da befahl Hohenlohe den Rückzug, der unter dem rühmlichen Schutze des Regiments Graf Henkel und des sächsischen Bataillons aus dem Winkel angetreten wurde. Doch schon war die Unord-

nung zu groß; die Truppen verwirrten sich unter einander, indem sie die Gefahr sahen, eingeschlossen zu werden, da ihre linke Flanke immer mehr und mehr umgangen wurde. In diesem Augenblicke zeigte sich Rüchel, der über Kapellendorf herkam, auf der Höhe des Sperlingsberges; der Obrist Massenbach mußte ihm den Befehl bringen, den Rückzug zu decken; doch das war dem stolzen Rüchel nicht genug; die Schlacht entscheiden wollte er; er marschirte zum Angriff; aber französische Kartätschen begrüßten mörderisch seine linke Flanke, Napoleons Reserve aus dem Centrum stürzte sich über die noch stehenden Bataillone noch wüthender her, eine gefährliche Verwundung warf den verwegenen Rüchel zu Boden; die allgemeine Flucht war nun entschieden, deren Richtung theils nach Weimar, theils nach Naumburg ging; auf dem Wege nach Weimar begegneten sich die Fliehenden aus beiden Schlachten (Auerstädt und Jena), die in der That sich selbst überlassen waren, da die meisten Hauptanführer, Schmettau, Rüchel, Möllendorf und der Herzog von Braunschweig Wunden erhalten hatten, die sie zum augenblicklichen Commando unfähig machten. Darin lag vorzüglich der Grund, daß der materielle Verlust der Geschlagenen so ungeheuer war; 200 Kanonen, 60 Fahnen und Standarten, 30,000 Gefangene, worunter 20 Generale, gegen 20,000 Tode und Verwundete waren am folgenden Tage von den Siegern gezählt, deren Verlust aber gewiß auch größer als 4100 Todte und Verwundete gewesen seyn mag, wie der französische Bericht ihn angiebt. So ging die Schlacht bei Jena verloren, wie die bei Auerstädt *), größtentheils aus Mangel an Einheit des Willens, und alle Anstrengungen scheiterten, wenn man dem Urtheile so manches gewichtvollen Augenzeugen trauen darf, theils an Unkenntniß, theils an Ungeübtheit, theils an Mißtrauen und an der Eifersucht der Befehlshaber unter einander: daher es wohl erklärlich ist, daß, während die Franzosen in vollen Magazinen und bei geübtem Requisitions-Talent schwelgten, die Preußen auf befreundetem Boden hungerten, als sie in die Schlacht gehen sollten, daß Hohenlohe sogar drückenden Mangel an Munition litt, und die Sachsen, ihr Schicksal ahnend, sich ihrer Verbindung mit den Preußen nicht freueten, besonders als ihnen Napoleons Proclamation bekannt geworden; und daß, was das Schlimmste war, die Unterbefehlshaber die Befehle des Oberfeldherrn nicht achteten, daß ein Rüchel es wagen konnte, auf eigene Hand zu operiren. Erfurts Capitulation, die Trennung der Sachsen von den Preußen und die Auflösung der preußischen Armee, die nur noch ein formirtes ungeschlagenes Corps (das des Herzogs von Weimar) aus Sachsen mitnahm und nun hinter die Oder retirirte, um dort sich wieder zu bilden und mit den langsam heranziehenden Russen zu vereinigen, waren die nächsten Folgen dieser unglücklichen Schlacht, in welcher Preußen Ehre und Ruhm verlor, um nach sieben traurigen Jahren beides um so glänzender wieder zu gewinnen. J.

Jenner, Eduard, Arzt zu Barkley in der Grafschaft Gloucestershire in England, der Erfinder und Verbreiter der Kuhpockenimpfung. Er beschäftigte sich mit Untersuchung über die Kuhpocken, und gab 1798 die erste Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorns Uebersetzung 1799 auch in Deutschland bekannt wurde. Jenner hatte vielen Personen, welche theils vor mehreren Jahren, theils erst kurz vorher die Kuhpocken ausgestanden hatten, die Kinderblattern einzuimpfen

*) Die Franzosen unterscheiden diese beiden Schlachten nicht, sondern fassen sie in dem Namen „Schlacht von Jena" zusammen.

versucht, ohne daß sie selbige bekamen. Um von der Wirksamkeit der Blattermaterie von den Kinderblattern überzeugt zu seyn, impfte er auch andere Personen, welche weder Kuhpocken noch Kinderblattern schon gehabt hatten, die nämliche Materie ein, und sie bekamen auch richtig die Kinderblattern. Auch hatte er vielen Personen die Kuhpocken eingeimpft, um an den Menschen den Verlauf derselben genau zu beobachten. Wurde diesen nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, so bekamen sie letztere Krankheit nicht. Von diesen fortgesetzten Versuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Die Zahl derer, die er impfte, vermehrte sich in kurzer Zeit so sehr, daß er bald an 6000 derselben zählte, von denen keiner von den Kinderblattern angesteckt wurde. Er machte auf die Vortheile der Einimpfung der Kuhpocken, auf die Gefahrlosigkeit der dadurch entstandenen Krankheit, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenschaft, sich unter den Menschen nicht weiter durch Ansteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines jeden, der sie ausgestanden hat, gegen die Ansteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, durch diese Schriften aufmerksam. Er machte aber auch bei seinen vielfältigen Versuchen bald die Erfahrung, daß es auch falsche Kuhpocken gäbe, deren Gestalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche die Vortheile der ächten, vorzüglich der Sicherstellung vor den Kinderblattern nicht gewährten. Er suchte daher die Unterscheidungszeichen der ächten und falschen Kuhpocken genau zu bestimmen. In einer 1800 von ihm herausgegebenen dritten Schrift über die Kuhpocken bestätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die gerühmten Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden sich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitern Versuchen und Impfungen. Besonders zeichneten sich Woodwille und Marshall, Jenners Freunde, Pearson, und einige andere aus. Durch die ausgebreitetste Correspondenz, nicht nur nach Deutschland, sondern nach ganz Europa, ja auch in die andern Welttheile, besonders nach Amerika, verbreitete Jenner seine Erfindung in unglaublich schneller Zeit. In London selbst wurde schon 1799 eine öffentliche Impfanstalt errichtet, welches an mehrern Orten Nachahmung fand. Jenners großes Verdienst wurde auch allenthalben, besonders in England, gehörig geschätzt; unter mehrern andern Ehrenbezeigungen, die ihm widerfuhren, bekam er auch im Jahr 1804 von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, welche auf 600 Pfund Sterling geschätzt wird, zum Geschenk. Er erhielt außerdem eine goldne Medaille, und das Parlament verwilligte ihm zweimal eine Belohnung von 12,000 Pfund Sterling. Man versichert aber auch, daß seine Correspondenz allein ihn mehrere 1000 Pfund gekostet habe. Es wurde eine Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien gestiftet, die den Namen königlich-jennerische Societät führen durfte, und für deren Patron sich der König selbst, und als Patronin die Königin, erklärte, an welcher der Prinz und die Prinzessin von Wallis, so wie auch mehrere Herzöge und andere Große des Reichs Antheil nahmen. Auch der Kaiser Alexander von Rußland bezeugte, als er 1814 in London war, Jennern seine Achtung, indem er ihn zu sich kommen ließ und ihn und seine Familie reichlich beschenkte. (Das Weitere s. in dem Art. Kuhpocken). H.

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen und gegen das Jahr 1775 von Richard Arkwright erfunden worden sind. Als dieser ein Patent auf seine Erfindung nahm,

nannte er sie nach seiner Frau Jenny-Maschine und späterhin, nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, Jenny-Mule (Bastard-Jenny) von Mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus vier Maschinen, der Kratzmaschine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs giebt; der Streichmaschine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und diese in eine wurstartige Form bringt; der Vorspinnmaschine (Bowing mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solcher Gestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelst eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Diese Spinnmaschine ist eigentlich wieder gedoppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einschlaggarn (Weft). Letztere soll eigentlich nur den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung aller dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad, oder auch durch eine Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Testaments, aus einem edlen jüdischen Priestergeschlechte, erfüllte in der traurigsten Periode des Reiches Juda unter den letzten vier Königen desselben bis zum babylonischen Exil, also über 40 Jahre lang, den prophetischen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erschöpfte er sich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in sein Schicksal zu bewegen; ein beständiger Druck, unter dem er nur seufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren sind sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten flohen, begleitete er sie, und starb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Kanon des A. T. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke, sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Judas mit Bestimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalem. Die Frucht dieses Schmerzes sind seine Klagelieder, Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessere Periode der hebräischen Dichtkunst erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, nordöstlich von Jerusalem, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenwäldchen, besonders im Salomonischen Zeitalter ausgezeichnet und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen sind ver-

schwunden, nur der Balsambaum wird noch abgewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Rose von Jericho nennen. Wahrscheinlich wurde sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jersey, eine Insel in dem brittischen Meere, der westlichen Küste der Normandie gegenüber, gehört den Engländern und wird von zwei Schlössern beschützt, deren eins das Fort Elisabeth und das andere Montorgueil heißt. Städte sind: St. Helier, die Hauptstadt; St. Aubin, mit einem guten Hafen. Die Viehzucht und der Fischfang an den Küsten sind beträchtlich; Getreide und die übrigen Lebensmittel erhält die Insel jedoch von England. Die zahlreichen Einwohner, die sich auf 20,000 erstrecken und sämmtlich lutherisch sind, nähren sich von Verfertigung gestrickter Strümpfe, Mützen &c., vom Fischfang, von der Seefahrt und vom Schleichhandel an der nahen franz. Küste, und werden in Kriegszeiten dem französischen Handel auch durch ihre häufigen Kaperschiffe gefährlich. Sie reden noch größtentheils französisch, sind aber Engländer mit allen Vorrechten der Nation; haben jedoch keine Repräsentanten im Parlamente. Es residirt ein königlicher Gouverneur auf der Insel.

Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück in Westphalen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon früh. Kaum sechzehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, im Jahr 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich voll des unverdrossensten Fleißes dem theologischen Studium widmete. In seinem 21sten Jahre ward er zu Wittenberg Magister und kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst unternahm er eine Reise nach Holland, wo er noch einige Jahre hindurch zu Leiden studirte und darauf zwei Edelleute als Führer auf die, eben damals neu errichtete Universität nach Göttingen begleitete. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reise nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutschland zurückkehrte und vom damaligen Herzoge von Braunschweig, dem Großvater des jetzt regierenden, zum Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im Jahr 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulwesen und Verbesserung desselben äußerte er einstens seine Gedanken über die Anlegung eines Instituts, welches die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studieren, sondern für den Militairstand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die ihnen nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog fand seine Ideen so interessant, daß er die Ausführung desselben beschloß. Und so entstand, nach einem von Jerusalem entworfenen Plane, das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig, welches sich nicht allein durch die musterhafte Bildung von Jünglingen aus allen Nationen ausgezeichnet hat, sondern auch durch seine Lehrer, einen Jerusalem, Ebert, Gärtner, Schmidt, Eschenburg und andern, welche sich späterhin sämmtlich als die ersten Gelehrten und Literatoren Deutschlands gezeigt haben, berühmt geworden ist. Auf diese Weise

ward jenes Collegium in Deutschland sowohl, als im Auslande, zu dem ersten Institute der Art, welchem die meisten übrigen Anstalten, die späterhin in Deutschland errichtet worden sind, ihre Entstehung zu verdanken haben. Außer dem Collegium Carolinum hat die Stadt Braunschweig Jerusalem noch die Gründung seines Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probst der Klöster St. Crucis und Aegidii, im Jahr 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Götting. glaubte der, an das Braunschweigische Haus eng verknüpfte Jerusalem ablehnen zu müssen, und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche, durch unerschütterliche Herzensgüte, wie durch eminente Gelehrsamkeit gleich sehr ausgezeichnete, Mann, dessen Andenken noch jetzt die Einwohner von Braunschweig segnen, hätte verdient, auch in seiner Familie ohne Kummer zu leben. Doch hatte das Schicksal es anders beschlossen: noch am Abend seines Lebens sollte er das Unglück erleben, daß sein innigst geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß des Lebens beraubte. Dieses traurige Ereigniß gab Göthen den Grundstoff zu seinen **Leiden des jungen Werther**. Nachdem er sich darauf von diesen und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet und seinem ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit nach wie vor gewidmet hatte, entschlummerte er am 2. Sept. 1789 im achtzigsten Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jerusalem stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten seines Herzens und Charakters. Noch jetzt dient sein Name den Braunschweigern zu einem Begriffe, durch den ein Mann von vortrefflichem Herzen bezeichnet werden soll. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen. 2 Theile. Braunschw. 1788—1789; Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Braunschw. 1785, denen 1795 ebendaselbst ein zweiter Theil folgte.

Jerusalem (hebr. Erscheinung des Friedens) die Hauptstadt in Judäa, jetzt zum türkischen Paschalik Damask gehörig, erinnert in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur durch Ruinen an ihre vormalige Pracht und Größe. Die Gegend umher hat mit ihren kahlen Kreidefelsen und Sandbergen, die über unangebauten, steinigten Thälern hervorragen, ein ödes, trauriges Ansehn; da ist kein Gras, kein Getreidefeld kaum hier und da eine einsame Ceder. Das längliche Viereck, das die mit festen Thürmen bewehrten Ringmauern bilden, umschließt noch die vier Hügel Zion, Bezetha, Moria und Acra, auf denen das alte Jerusalem gebauet war. Die 20000 Einwohner Türken, Christen und Juden, leben fast nur vom Rufe der Heiligkeit dieser Stadt, jedoch wird der Erwerb durch die Seltenheit frommer Pilgerschaften und Spenden immer spärlicher, und der türkische Druck läßt keinen Wohlstand aufkommen. Die Denkmäler, welche der heiligen Stadt ein welthistorisches Interesse geben, theilt Chateaubriand mit Recht in 6 Klassen ein, die zugleich die verschiedenen Epochen ihrer Geschichte bezeichnen: 1) die althebräischen, 2) die griechischen und römischen vor Christo, 3) die römischen und byzantinisch-griechischen aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, wo Jerusalem Aelia capitolina hieß, 4) die arabi-

schen und maurischen, 5) die gothischen aus der Zeit des durch die Kreuzzüge gestifteten fränkischen Königreichs Jerusalem, und 6) die türkischen. Leben und Bedeutung kann die Schilderung dieser Denkmäler aber nur im Zusammenhange mit der Geschichte des Landes haben, daher wir in Rücksicht derselben, um uns nicht zu widerholen, auf den Art. Palästina verweisen. Die Araber nennen Jerusalem jetzt noch el-Cods, d. h. die Heilige, die Juden ehren es als den Mittelpunkt ihrer Heimath und den Sitz ihrer alten Größe, und die Christen werden es nie vergessen, daß hier der Schauplatz der bedeutendsten Auftritte aus dem Leben Jesu, die Stätte seines Leidens und Sterbens, sein Grab und die Wiege ihrer Religion ist. Sie haben sich nach Anleitung gewisser Bilder des neuen Testaments diese Stadt Gottes als den ewigen Versammlungsort aller Gläubigen idealisirt, und hoffen sich einst im himmlischen Jerusalem mit Jesu und seiner vollendeten Gemeinde zusammen zu finden. Die Erwartung des Chiliasmus von der Wiederkunft Christi zur Gründung eines neuen göttlichen Reiches in Jerusalem, zieht diese schöne Idee schon sehr zur irdischen Wirklichkeit herab, und in ähnlichem Glauben stiftete Swedenborg gar eine Kirche des neuen Jerusalem, die ihren Vereinigungspunkt in der unbekannten Mitte von Afrika sucht. Hier soll nach der Ueberlieferung des neuen Jerusalem, ein Reich, in dem frühzeitig geflüchtete Christen das Urchristenthum rein bewahrt haben, existiren. Man hat jedoch von diesen Christen in der Mitte von Afrika auf Handelswegen über Aegypten nur so viel erfahren, daß sie Monophysiten, dem finstersten Aberglauben ergeben, dabei aber wirklich den Gebräuchen des apostolischen Christenthums treu geblieben sind. Ueber die Kirche des neuen Jerusalem s. d. Art. Swedenborg. E.

Jesaias wirkte unter der Regierung der Könige von Usias bis Hiskias in Juda wenigstens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts gewisses bekannt, als daß sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter seinem Namen im alten Testament enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste, sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaaß kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, alles trägt dem Stempel des Genies und der ächten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in seinen Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christo der Menschheit aufgegangen ist. E.

Jesuiten, s. Orden (geistliche).

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben, denn eine so ungewöhnliche Erscheinung konnte nicht auf die gewöhnliche Weise entstehen und verschwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um 750 nach Roms Erbauung unter der Regierung des Imperators Augustus, wurde er zu Bethlehem in Judäa von Marien, einer

Erbtochter des verarmten Davidischen Geschlechts, die einem Zimmermann Joseph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Josephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Eltern zu Nazareth in Galiläa, wohin sie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwickelung gegönnt und sein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas cap. 2. erzählt, zeugt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Weise der Psychologen zu lösen. Im 30. Jahre seines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer noch andre Obere irgend eines geheimen Ordens wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehn, und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von den Vorurtheilen seiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend, von der sein Zeitalter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwickelung dem geübtesten Auge entzieht, so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lehre giebt, daß sie von Gott sey. Uebrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche und unterwirft sich der Obrigkeit, denn die revolutionaire Ungebundenheit, in der unsre Genies sich auch, was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, ist ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist, als alle andre. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind Wohlthaten an Hülfsbedürftige, zur Ostentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht, zum Troste für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder empfangen zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt, am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Capernaum in Galiläa, denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitssinn ihm am ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Klasse, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der

Vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehn gründeten, und je mehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sey der verheißene Messias, von dem man eben so sehr eine politische als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Lehrers der Wahrheit vorbeugen zu können meinte. Aber unstreitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschaft war nicht sein Ziel, er entzog sich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war ein Act der geistlichen Polizei, den sich der geachtetste aller Propheten wohl erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht vermied, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht diesmal in dem Verhältnisse einer unwillkührlichen Uebereinstimmung mit dem Rathschlusse Gottes gestanden hätten. Wie jeder Schritt seines Lebens war auch diese letzte Festreise nach Jerusalem und was damit zusammenhing, nur die Ausführung des großen Planes, den er auf den Wink seines himmlischen Vaters verfolgte, und seine ausdrücklichen Erklärungen lassen, wie der Vorgang seiner Verhaftung keinen Zweifel übrig, daß er sein Schicksal voraus gesehn, mit weiser Ueberlegung vorbereitet und zur rechten Stunde freiwillig, obwohl nicht ohne schmerzliches Vorgefühl seiner Leiden und schweren Kampf mit sich selbst, aufgesucht hat. Der Verrath eines seiner Jünger, des Ischarioten Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste in die Gewalt seiner Feinde. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende Ankläger traten in dem Verhör, das der Hohepriester im Beiseyn des hohen Rathes nun sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärt er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptet, aber auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er sey Christus (der Gesalbte, Messias) der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen und sein Leben ist auch in den Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung seyn konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lästerer an den römischen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geschrei der aufgehetzten Menge endlich nachgiebt, und Jesum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell, der ohnehin zarte, von den Anstrengungen der vergangenen Tage und durch die seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu, unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuz zeigen, daß ihn sein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34. Jahre seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttages, des 15. im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden

im

in der Gruft gelegen, steht er, wie er selbst vorhergesagt, am dritten Tage, den 17. Nisan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun sammeln sich die durch seine Hinrichtung erschreckten und eingeschüchterten Jünger wieder. Jesus erscheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er schon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung seines Evangeliums unter den Juden ausgesendet hatte, und einmal auch einer größeren Menge seiner Gläubigen, um sie durch nähere Belehrungen und bestimmte Anordnungen, z. B. der Taufe zur Ausbreitung seiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beseligt wird, auszurüsten, und nach 40 Tagen dieses sie wunderbar belebenden Umgangs schied er von ihnen, und ward weiter nicht mehr auf Erden gesehen. Er konnte nach ihrem und unserm Glauben nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt seyn. Man mag welcher Religion man will angehören, immer wird man sich bei der Betrachtung des Lebens Jesu genöthigt fühlen, jenem heidnischen Krieger Recht zu geben, der unter seinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn und ein frommer Mensch! Die Angriffe der Gegner seiner Religion und die kritischen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfsinn und Zweifelmuth wie nirgend anders an den Thatsachen seiner Geschichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein desto helleres Licht zu setzen. Der geistreiche aber unsittliche Muthwille, mit dem die französischen Belletristen im Zeitalter Voltaire's den Himmlischen, den sie nicht verstanden, in das Gewebe ihrer frivolen Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Indignation, und selbst jene beschränkte Denkart einiger tonangebenden Philosophen in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln und das Ungemeine gemein machen möchte, hat höheren Ansichten weichen müssen. Die Romane, die Venturini u. a. m. neuerdings aus dem Leben Jesu machen wollten, sind, gelinde beurtheilt, nur mißlungene Versuche, und der Streit, der noch jetzt mit Wahrheitsliebe und Scharfsinn über die Wunder Jesu geführt wird, kann seiner Würde nichts nehmen, da unsre Zeit in seiner Lehre und der sittlichen Größe seines Geistes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Ursache zu fürchten, daß er je vergessen werden könnte. Die gebildetsten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören, mehr als der zehnte Theil aller Erdbewohner nennt sich nach seinem Namen, unter allen Himmelsstrichen weiht man ihm die heißesten Gefühle der Andacht, spricht man mit Dank und Begeisterung von seinem unendlichen Verdienste um das Menschengeschlecht, und da seine Religion das Eigne hat, daß während der Unwissendste und Niedrigste im Volke sich ihrer Segnungen trösten darf, auch der Gebildetste und Vornehmste nicht mehr werden kann als ein Christ, so steht zu hoffen, sie werde eher als jede andere zur Herrschaft über die gesammte Menschheit fortschreiten. E.

Joachim Murat ward im niedrigen Stande zu la Bastide am 25. März 1770 geboren. Obwohl als Knabe wild und unbändig, hatten ihn, Armuths wegen, seine Eltern dennoch zum geistlichen Stande bestimmt und nach Toulouse gebracht, damit er dort die nöthigen Kenntnisse sich erwerbe. Seine Neigung blieb jedoch vorzugsweise auf den Soldatenstand gerichtet, darum trat er als gemeiner Chasseur in das Ardennen-Regiment. Eben befand sich Murat auf Urlaub in seiner Heimath, als die Revolution ausbrach und alle Feuerköpfe exaltirte. Auch der junge, schön gewachsene Murat eilte nach Paris, und ward als Cavallerist unter Ludwig XVI. com-

stitutioneller Garde angestellt. Als durch den Revolutionssturm jenes Corps aufgelöset und der Krieg erklärt worden war, trat Murat als Unterlieutenant zu den Chasseurs, und diente bei der westlichen Pyrenäen-Armee als guter Cavallerist. In den nächsten Jahren arbeitete er sich bis zum Brigade-Chef hinauf; Bonaparte machte ihn im ersten italienischen Kriege zu seinem Adjutanten, und nun zeichnete sich Murat nicht nur durch kühnen Muth, sondern vorzüglich durch unbegrenzte Ergebenheit gegen seinen General aus. Bonaparte wußte dies zu schätzen. Er sandte Murat von Campo Formio voraus nach Rastadt, um das Terrain dort zu studiren, und blieb mit seinen Diensten auch in dieser intrikaten Angelegenheit sehr zufrieden. Man schickte ihn bald darauf zu der Armee nach Rom, wo er sich zur Zeit der Revolte befand und mit Joseph Bonaparte zusammenwirkte, auch einer der Generale war, welche die Aufrührer in der Nachbarschaft der Stadt zu Paaren trieben. Mit Bonaparte ging er dann nach Aegypten und Syrien. In der Schlacht bei Abukir, als die Türken die Festung schon eingenommen hatten, befehligte Murat die Avantgarde und bekam vom Obergeneral Befehl, ein Dorf, welches die türkische Stellung beherrschte, zu nehmen. Das Gefecht war äußerst heftig und Murat selbst wurde verwundet; aber die Franzosen behaupteten dennoch den Sieg. Darum verlangte Bonaparte für ihn den Grad eines Divisionsgenerals, indem er in seinem Berichte sagte: dem General Murat besonders haben wir den Gewinn dieser Bataille zu verdanken. Als Bonaparte Aegypten verließ, begleitete ihn Murat und half am thätigsten mit zu der Revolution vom 18. Brumaire. Er commandirte nämlich im Pallaste des Raths der Fünfhundert, und zur Dankbarkeit für die geleisteten großen Dienste ernannten ihn, auf Bonaparte's Betrieb, die Consuls zum Commandanten der Garde. Um den kühnen Mann sich ganz zu eigen zu machen, gab der Ober-Consul ihm am 25. März 1800 seine Schwester, Annonciade Caroline Bonaparte zur Gemahlin, und beim Wiederausbruch des Kriegs erhielt er ein bedeutendes Commando bei der Armee in Italien. Durch einen gewagten Cavallerie-Angriff drang Murat am 7. Juni in Vercelli ein und nahm die dortigen Magazine; in der Schlacht bei Marengo, am 14. Juni, befehligte er die Cavallerie-Reserve, und trug vieles zu dem entscheidenden Siege dieses Tages bei. Zum Dank ließ ihm die Regierung einen Ehrensäbel überreichen, mit den darauf eingegrabenen Worten: Bataille von Marengo, commandirt vom Oberconsul. Von der Regierung dem Gen. Murat gegeben. Im folgenden Jahre befehligte Murat die Observations-Armee, und zwang die Neapolitaner, nicht nur die Engelsburg, sondern den ganzen Kirchenstaat zu räumen. Der Papst nahm den Sieger sehr schmeichelhaft auf, und dieser unterzeichnete am 18. Febr. d. J. mit dem neapolitanischen General Damas den Waffenstillstand zu Foligno. Bald nachher bekam Murat den Auftrag, Ludwig I., Infanten von Spanien, auf den Thron von Hetrurien zu setzen. Von dieser Zeit her schreibt sich seine freundschaftliche Verbindung mit der Königin von Hetrurien, welche nachmals bei den Intriguen der spanischen Thron-Umkehr auch so trefflich benutzt wurde. Im J. 1804 berief Bonaparte den General Murat als Stütze seiner Kaisermacht wieder nach Frankreich, und ernannte ihn zum Gouverneur von Paris, bald nachher zum Reichsmarschall und Groß-Admiral, obwohl er vom Seewesen sehr wenig verstand. In dem merkwürdigen Feldzuge vom J. 1805 commandirte der zum Prinzen des Reichs erhobene Murat die Reserve-Cavallerie. Am 24. Sept. stand sein und Lannes Corps, 48000 Mann stark, bei Straßburg, und Napoleon selbst folgte

unmittelbar Murats Colonne über den Rhein. Durch Ueberraschung schlug Murat am 8. October d. J. die Oesterreicher unter Auffenberg bei Wertingen, wo sie (nach französischen Berichten) 3000 Mann, 8 Fahnen und 7 Kanonen einbüßten. Eben so glücklich war das Gefecht bei Günzburg, worin Murat die Oesterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand mit Verlust von 1200 Gefangenen zur Flucht nöthigte. In dem allgemeinen Angriffe auf die Stellungen bei Ulm, stand Murats Corps zwischen Weissenhorn und Ulm, und trug vorzüglich zu dem glänzenden Erfolge der am 17. Oct. geschlossenen schimpflichen Capitulation des General Mack bei. Am 18. Oct. zwang er den General Werneck, mit seinem Corps bei Trochtelfingen zu capituliren. Am 21. Oct. schlug er den Erzherzog Ferdinand, der mit den Trümmern seines Heers nach Böhmen floh, unweit Nürnberg. Am 31. Oct. zwang er bei Lambach nach hartnäckigem Gefecht die Russen, unter Golowkin, zum Rückzuge, und verfolgte den mit 6000 Mann Cavallerie nach Böhmen fliehenden Erzherzog Ferdinand bis Eschenau. Am 13. Nov. hielt Murat mit der Avantgarde (während Napoleon zu Schönbrunn war) seinen Einzug in Wien. Weniger glücklich war sein Gefecht am 16. Nov. mit Bagration, der sich durch die weit überlegene französische Armee heldenmüthig, jedoch mit bedeutendem Verlust, durchschlug. In der großen Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. spielte Murat gleichfalls eine Hauptrolle, und seine Talente als trefflicher Cavalleriegeneral, waren in diesem Feldzuge aufs neue glänzend bestätigt worden. Als nun, vermöge des am 15. Dec. d. J. (durch den Grafen Haugwitz mit dem Marschall Duroc) zwischen Frankreich und Preußen geschlossenen Tractats, das Herzogthum Cleve und Berg zu Napoleons Disposition gestellt worden war, ernannte derselbe durch ein Decret vom 15. März 1806, seinen Schwager, den Prinzen Joachim Murat zum souverainen Herzog von Cleve und Berg, und sicherte ihm und seinen gesetzlichen männlichen Nachkommen nicht nur diese Länder, sondern auch die erbliche Würde eines Großadmirals von Frankreich zu. An eben jenem 15. März ward das Land, welches in seinem damaligen Umfange 350,000 Einwohner zählte, durch Murats Adjudanten, den General Beaumont, in Besitz genommen worden, und die Tendenz dieser Verfügung hatte der Erzkanzler in seiner Rede also angegeben: „dem Prinzen Murat ist die Bewachung eines wichtigen Theils der Gränzen des Reichs übertragen! Konnten Se. Majestät sie würdigern Händen anvertrauen?" In der That schien damals eine solche Voraussetzung ganz richtig. Denn Murats Schicksale und Handlungsmaximen schienen durch Napoleons (am 31 März promulgirtes) Familiengesetz hinlänglich gefesselt zu seyn. Da bald nachher (am 13. Jul. d. J.) die monströse Geburt des rheinischen Bundes zur Welt kam, ward auch Murat, als Herzog von Berg, ein Theilnehmer desselben, und sah seine Würde durch den Titel eines Großherzogs erhöht. In den verhängnißvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt that die französische Reiterei wenig, also hatte dort Joachim keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Aber er berennte schon am 16. Oct. Erfurt, und erzwang jene berüchtigte Capitulation, wodurch 14,000 Preußen nebst dem Feldmarschall Möllendorf und dem Prinzen von Oranien in französische Hände fielen. Gleich darauf verfolgte Murat, in Verbindung mit Soult und Ney die flüchtigen Preußen über den Harz nach Magdeburg. Die französische Armee glich aber damals an Raub- und Plünderungssucht einer wahren Räuberbande!! Das Hohenlohsche Corps mußte sich, nach dem unglücklichen Gefecht bei Zehdenick, am 28. Oct. bei Prenzlau Murat ergeben, welcher an diesem schändlichen Tage 17,000 Gefangene,

worunter der Prinz Wilhelm August von Preußen, der Prinz von Mecklenburg, der Fürst Hohenlohe und der General Tauenzien waren, nebst 45 Fahnen und 64 Kanonen, eroberte. Am 6. Nov. d. J. erschien Murats Corps bei der Erstürmung von Lübeck, wo Blücher und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels zu Gefangenen gemacht wurden. Nunmehr stieß er zur Hauptarmee, die nach Polen vordrang, und das erste glückliche Gefecht, welches Murat, als Chef der Avantgarde, gegen die Russen hatte, war den 28. Nov. an der Bsura. In Folge desselben rückte Murats Truppencorps zuerst in Warschau ein. Er nahm Theil an dem Gefechte bei Lowicz und an der fürchterlichen Schlacht bei Eylau. Nach derselben war sein Standquartier mit der Reserve-Cavallerie bei Elbing und Marienwerder. Der neue Feldzug im Junius 1807 ward von Murat durch ein glänzendes Gefecht bei Gutstadt mit der Arriergarde, wobei diese 1000 Mann einbüßte, eröffnet; auch wirkte ein Theil der Reserve-Cavallerie mit bei der Action von Heilsberg. Seine letzte Waffenthat in diesem Kriege war die große Schlacht bei Friedland, welche den Tilsiter Waffenstillstand und Frieden herbeiführte. — Bei Napoleons Anschlägen auf Portugal und Spanien spielte unstreitig Joachim Murat eine Hauptrolle. Er übernahm nämlich das Commando der im Anfange des Jahrs nach Spanien ziehenden großen Armee, und hielt am 25. März 1808 seinen Einzug in Madrid. Aus dieser Periode ist besonders der Briefwechsel merkwürdig, welchen Joachim mit der Königin von Spanien, der Königin von Etrurien und dem Könige Carl IV. heimlich durch seinen Adjudanten Demouthion und durch den spanischen Kammerherrn, Manuel v. Villena führte, und der selbst in der verstümmelten Gestalt, wie er offiziel bekannt geworden, einen schauderhaften Blick in das scheußliche Gewebe der Intriguen, welche die Bourbons vom spanischen Throne verdrängten, erlaubt. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge war zu eben diesem Zwecke das furchtbare Gemetzel am 2. Mai 1808 in Madrid, französischer Seits angestiftet. Murats Handlungsweise, als der Sieg errungen war, wird die unbefangene Geschichte dereinst streng richten. Obwol von Carl IV. zum Generallieutenant des Königreichs und zum Präsidenten der in Madrid versammelten Nationalrepräsentanten ernannt, mußte er doch dem Bruder seines Beherrschers weichen, Spanien verlassen und den noch sehr wankenden Thron von Neapel besteigen, indem das Großherzogthum Berg wieder Napoleons Willkühr anheim fiel. Die Krone von Neapel bekam Joachim, der jetzt auch den Namen Napoleon annahm, durch das Decret vom 15. Jul. 1808, und am 6. Sept. hielt er in des Reichs Hauptstadt feierlichen Einzug. Seine Regierung zeigte sich gleich anfangs milde, und seine reiche Schenkung an das Capitel des heil. Januarius (des hochverehrten Schutzpatrons des Reichs) bewies zur Genüge, daß Joachim recht wohl begriffen hatte, durch welche Mittel er des bigotten Volks Zuneigung am leichtesten gewinnen könne. Murats erste glänzende Waffenthat war die, noch im Oct. desselben Jahrs zu Stande gebrachte Eroberung der Insel Capri. Im Laufe des folgenden Jahrs ward, unter thätiger Mitwirkung Joachims, des Landes Administration vervollkommnet. Ein Gefecht mit den Engländern im Meerbusen von Neapel (am 25. Jul.) fiel nicht ganz unrühmlich aus, und, um das Volk sich ganz gewogen zu machen, gab Joachim an jedes Monats erstem Donnerstag öffentliche Audienz, wobei jedermann seine gerechten Beschwerden ihm selbst vortragen durfte. Wirklich hörten die Verschwörungen gegen des Staats Sicherheit allmählich auf. Der Hof von Palermo verlor mehr und mehr seinen Einfluß auf die Gemüther der Nea-

politaner, und Joachim schien vielmehr selbst im Anfange des Jahrs 1810 schon so gute Einverständnisse auf Sicilien zu haben, daß nun förmlich der Plan zur Eroberung der schönen Insel entworfen wurde. Die Expedition gegen Sicilien war zu Anfang des Jahrs 1810 in sehr hohem Tone angekündigt und wirklich mit vieler Anstrengung betrieben worden. Allein sie fiel gar traurig aus, denn der englische General Stuart wußte, in Verbindung mit Admiral Martin, alle Anstrengungen Joachims, der selbst seine Seemacht befehligen zu wollen schien, also zu vereiteln, daß im September die ganze Sache aufgegeben werden mußte, wobei denn die französische Großprahlerei alle Welt mit der erbärmlichen Tirade zu berücken wähnte: es sey gar nicht Zweck gewesen, Sicilien jetzt anzugreifen, doch sehe man nun klar, daß Sicilien den Engländern gewißlich werde entrissen werden, sobald man es nur ernstlich wolle! Indessen verbesserte Joachims Regierung auch in diesem Jahre manche wesentliche Mängel der alten Verfassung, hob den Ackerbau, stellte die Sicherheit der Straßen her, reinigte mehr und mehr das Land von verworfenen Banditengesindel und hatte sich hinlänglich populär gemacht, um, ohne Zuhetzen von außen, keinen Versuch des Volks zur neuen Thron-Umkehrung fürchten zu dürfen. — Im J. 1811 zeichnete sich Joachims Regierung aus durch große, von Napoleon dictatorisch und im Style der Staatsredner sehr empfindlich gebotene Seerüstungen, durch einen Generalpardon für alle Deserteurs und widerspenstige Conscribirte, durch Zusammenberufung der Generalstände des Reichs, durch wahrhaft humane Fürsorge für die öffentliche Erziehung, welche besonders in Neapel fast unglaublich vernachlässigt worden war, und durch Joachims Reise nach Paris, wo er unstreitig den Befehl erhielt, sich zum nordischen Feldzuge gefaßt zu machen. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er diesem Befehle höchst ungern gehorchte, aber der Dictator duldete keinen Widerspruch. Welche Thaten er in diesem Feldzuge verrichtet; wie er zu den Siegen bei Smolensk und an der Moskwa hauptsächlich beigetragen, aber auch bei Kaluga die empfindlichste Niederlage erlitten; wie seine ganze Cavallerie aufgerieben, er selbst mit Schimpf und Noth aus Rußland gejagt worden u. s. w.; das Alles ist noch in gar frischem Andenken. Napoleon hatte, ehe er am 5. Dec. aus Smorgonie entfloh, die Trümmern des großen Heers unter Joachims Generalcommando gestellt; aber er strengte alle seine Feldherrntalente vergebens an, mit der so ganz zerrütteten Armee sich in Litthauen zu halten. Er mußte schon in der Mitte des Decembers hinter den Niemen zurück, und nahm damals sein Hauptquartier zu Kowno; auch hier war kein Bleiben, vielmehr mußte der Rückzug hinter die Weichsel fortgesetzt werden. So fortdauernde Unglücksfälle wurden in Napoleons Kabinet nicht als unausbleibliche Resultate des rasenden Vordringens nach Moskau, sondern als Folgen der Ungeschicktheit des jetzigen Oberfeldherrns betrachtet. Empört über solche kränkende Beleidigungen, verließ Joachim im Jan. 1813 das Heer und übergab dessen Oberbefehl dem Prinzen Eugen Beauharnois. Napoleon ließ nun sogar öffentlich Joachim beschimpfen, indem der Moniteur erklärte: der König von Neapel habe gar die Fähigkeiten eines Feldherrn nicht, der ein großes Heer befehligen sollte! — Dieser leidenschaftlich-unvernünftige Ausfall der gegen sich selbst wüthenden Raserei eines vom Glück bis dahin verwöhnten Despoten zerriß das schon früher durch Herrscher-Starrsinn locker gewordene Freundschaftsband zwischen den verschwägerten Monarchen. Zwar kam Joachim im Aug. 1814 noch einmal zurück, um an dem großen Kampfe gegen Napoleons Gegnern in Sachsen Antheil zu nehmen. Aber als die Schlacht bei Leipzig über das Schicksal

der französischen Macht in Deutschland entschieden hatte, verließ er eiligst den Kriegsschauplatz, und begab sich, über Mainz, durch die Schweiz wieder in seine Staaten. Er machte Napoleon das Anerbieten, die bisherige Verfassung Italiens zu erhalten, wenn die Vertheidigung des Landes ihm anvertraut würde; aber der Kaiser gab ihm keine Antwort. Joachim sah sich auf sich selbst zurück gebracht, und so knüpfte er, um seine Krone zu erhalten, Unterhandlungen mit den Alliirten an, die auch seinen Wünschen entgegen kamen, da sie die Wiedereroberung von Italien nicht für möglich hielten, so lange dieser gefährliche Feind in ihrem Rücken stand. Es wurde am 11. Jan. 1814 zu Neapel ein Vertrag mit Oesterreich geschlossen, dem auch England beitrat, worin sich der König verbindlich machte, mit einem Corps von 30,000 Mann für die gemeine Sache zu wirken, wogegen ihm und seinen Erben der Besitz aller seiner Staaten garantirt wurde. Joachim zauderte, unter dem Vorwande der noch nicht ausgewechselten Ratificationen, in der Erfüllung der übernommenen Bundespflicht, indem er auf der einen Seite der Redlichkeit der Alliirten mißtraute, auf der andern in dem Falle eines veränderten Gangs der Dinge, die Rache Napoleons fürchtete. Zwar nahm er den Kirchenstaat, Toscana und die südlichen Departements des Königreichs Italien in Besitz; aber er eröffnete erst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, als er für sie in ihrem Vaterlande alles verloren sah. Dies wankende Betragen stimmte überall die öffentliche Meinung gegen ihn. Indessen wurden seinen Gesandten bei dem Wiener Congresse Sitz und Stimme im italiänischen Comité eingeräumt, und es hinderte die Aufrechthaltung der Stipulationen des Tractats vom 11. Jan. 1814 nicht, daß die Bourbonischen Höfe sich standhaft gegen seine Anerkennung erklärten. Doch glaubte er sich zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gegen die Mächte berechtigt; welcher Glaube um so leichter in ihm entstehen konnte, weil es in der That schwierig war, daß er, der Einzige von den Geschöpfen eines gestürzten Universalmonarchen, in der Mitte der alten siegenden Dynastieen sich erhielt. Deßhalb beschloß er, so bald er die Nachricht von Napoleons Wiederkunft nach Frankreich erhielt, sein Schicksal aufs Neue an das des Usurpators zu knüpfen, und machte diesen in Geheim, durch seinen Adjutanten, den Grafen von **Beaufremont**, mit seinem Entschluß bekannt. Er zögerte auch nicht, die Hülle öffentlich fallen zu lassen. Schon am 22. März rückte er in das römische Gebiet ein; am 30. griff er die Oesterreicher bei Cesena an; am 31. forderte er die Italiäner in einer Proclamation auf, die Unabhängigkeit von aller fremden Herrschaft zu erringen; in rascher Eile drang er bis **Ferrara** und **Modena** vor, und seine Fahnen wehten auf dem rechten Ufer des Po. Hier begann der Widerstand der österreichischen Armee, die an Zahl und moralischer Kraft der neapolitanischen bei weitem überlegen, und meisterhaft geleitet durch ihren genialen Feldherrn **Bianchi**, alle Plane des Feindes zu nichte machte, ihn überall zurückdrängte und schlug, und bald die entscheidendsten Resultate bewirkte. Schon am 21. April bat **Joachim** um Einstellung der Feindseligkeiten; aber seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. Immer kräftiger benutzten die Sieger ihre Vortheile; mit jedem Tage gerieth das neapolitanische Heer in größere Desorganisation; ganze Bataillons verließen ihre Fahnen; es schwand endlich bis auf ein schwaches Corps von 18000 Mann zusammen. Da sah **Joachim** alle seine Hoffnungen und sein Glück zertrümmert. Er verließ die Armee, und begab sich in die Hauptstadt, um für die Rettung seiner Person zu sorgen; am 20. Mai, als **Bianchi** bereits die Ufer des **Volturno** erreicht hatte, unterzeichneten die neapolitanischen Befehlshaber eine

Capitulation, vermöge deren sich die Armee der Discretion des österreichischen Generals en Chef unterwarf, und das Land im Namen Ferdinands IV. in Besitz genommen wurde. Am 21. Mai zogen die Sieger in Neapel ein. — So ward durch einen Feldzug von 6 Wochen Joachims Thron umgestürzt, und sein Schicksal lag in den Händen seiner Ueberwinder. Die Königinn, seine Gemahlinn, begab sich mit ihren Kindern, auf das englische Schiff Tremendous, und bat um den Schutz des österreichischen Hofes, der ihr auch bewilligt wurde, mit der Erlaubniß, in dem dem Wiener Handlungshause Fellner gehörigen Schlosse Haimburg, an der ungarischen Gränze, zu wohnen, wo sie sich noch befindet. Joachim hatte sich, als er am 19. von der Armee in Neapel angekommen war, nur wenige Stunden daselbst verweilt, und schiffte sich dann mit einigen seiner Getreuen, ein, um nach Frankreich zu flüchten, wo er auch glücklich ankam; aber der bald darauf erfolgte Sturz Napoleons vereitelte auch hier seine Plane und Hoffnungen. Am 13. Jul. machte er dem Lord Exmouth, von Toulon aus, wo er sich im Stillen aufhielt, den Antrag, daß er ihn an Bord eines Schiffes nehmen, und nach England bringen möchte. Der Lord erklärte sich zwar bereitwillig; da er aber zugleich äußerte, daß er die Entscheidung des Schicksals Joachims seinem Hofe überlassen müsse, so trug dieser Bedenken, sein Vorhaben auszuführen. Er entschloß sich nun nach Triest zu segeln, sich dort mit seiner Gemahlinn oder einem ihrer Agenten zu besprechen, und dann nach Nordamerika zu gehen. Aber der Wind trieb das Schiff, das er zu diesem Ende bestiegen hatte, in die weite See, und so landete er an der Küste von Corsica. Sein durch den Verlust des Throns tief gekränkter Ehrgeiz, der Wahn, zu dem die Eigenliebe ihn leicht beredete, daß sein Volk ihn zurück verlange, und die Ermunterungen seiner Begleiter brachten hier in ihm den Entschluß zur Reife, einen Versuch zur Wiederoberung des verlornen Landes zu machen; und so sehr es ihm auch an allen Mitteln fehlte, um ein so gewagtes Unternehmen auszuführen, so begann er doch die erforderlichen Anstalten dazu zu treffen, eröffnete eine Werbung, und suchte sich Schiffe zu verschaffen, um in der Gegend von Gaeta zu landen. Unterdessen kam ein Parlamentär auf Corsica an, welcher ihm erklärte, daß der Kaiser von Oesterreich bereit sey, ihm eine Freistätte in seinen Staaten zu bewilligen, wofern er sich verbindlich machen würde, auf den Fuß eines Privatmanns zu leben. Zugleich legte ihm der Unterhändler Pässe nach Oesterreich vor, und erbot sich, ihn sicher nach Triest zu bringen. Joachim schien anfangs in seinem ersten Entschlusse zu wanken; aber seine Begleiter führten ihn wieder auf denselben zurück, und so reiste er, ohne dem Parlamentär eine Antwort gegeben zu haben, in der folgenden Nacht (28. Sept.) mit 6 Fahrzeugen von Ajaccio ab, um das romanhafte Abentheuer zu erstehen. Der Wind vereitelte seinen auf Geata gerichteten Reiseplan; dagegen kam er am 8. Oct. um den Mittag, mit zweien Fahrzeugen, an dem Landungsplatze von Pizzo, einer Stadt im jenseitigen Calabrien an. Seine ganze Mannschaft bestand aus 29. Personen, unter denen sich der Generallieutenant Franceschetti und der Marschall Natali befanden. Sie begaben sich in die Stadt, und nachdem Joachim sich dem Volke auf dem Marktplatze zu erkennen gegeben, und es aufgefordert hatte sich mit ihm zu vereinigen, setzten sie ihren Weg gegen Monte-Leone fort. Die unerwartete Erscheinung erregte erst Schrecken und Bestürzung unter den Einwohnern von Pizzo; als sie aber bemerkten, wie unbedeutend die Zahl der Gelandeten sey, ergriffen sie die Waffen und setzten ihnen nach. Der große Haufe der Verfolger verhieß Joachim und seinen

Anhängern kein Heil im Widerstande. Sie wichen deßwegen auf felsigte Nebenwege aus, um wieder auf ihre Schiffe zu entkommen. Aber das Volk drang mit Heftigkeit auf sie ein, und es kam zu einem hitzigen Gefechte, in dem der Capitain Pernice getödtet, Franceschetti und sieben andere verwundet, und die gesammte Mannschaft gefangen wurde. Joachim war während des Gefechtes entflohen, und hatte, die Pistole in der Hand, beinahe schon wieder die Küste erreicht, als ihm der Gensdarmerie-Hauptmann Trentacapelli den Rückzug abschnitt, und sich seiner Person bemächtigte. Man warf ihn in Fesseln und führte ihn nach der Stadt zurück, wo er von den Einwohnern, besonders den Weibern, dergestalt mit Stößen und Schlägen mißhandelt wurde, daß seine Gesichtsbildung kaum mehr kenntlich war. Sogleich trat eine Militärcommission zusammen, welche nach einem kurzen Verfahren, den Gefangenen zum Tode verurtheilte. Er schien bei der Ankündigung dieses Urtheils sehr betreten; aber bald faßte er sich wieder, und verlangte einen Geistlichen. Am 13. Oct. wurde er zu Pizzo erschossen. Er ging dem Ende mit Entschlossenheit entgegen. Auch ließ er sich weder die Augen verbinden, noch setzte er sich auf den auf dem Richtplatze bereit stehenden Sessel. — Eines so unwürdigen Todes starb dieser merkwürdige Mann, der durch heroischen Charakter und glänzende Thaten seinen Namen in der Geschichte unsrer Zeit unsterblich gemacht hat.

Jöcher, Christian Gottlieb, ward den 25. Jul. 1694 zu Leipzig geboren, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theologie, und hielt dann von 1714 philosophische Vorlesungen, in welchen er sich als Verbreiter der Wolfischen Schule auszeichnete. Im Jahr 1730 erhielt er die Professur der Philosophie und 1732 auch der Geschichte, ward 1742 Universitäts-Bibliothekar, und starb daselbst am 10. Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet sich, seiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein sehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dies Werk (Leipz. 1784, zwei Quartbände) bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgesetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, s. Wiedertäufer.

Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, wurde zu Torgau im Jahr 1503 geboren, und genoß unter der Aufsicht seines Vaters, Johann's des Beständigen, eine sehr gute Erziehung. Er liebte vorzüglich das Studium der Geschichte, und verfertigte selbst mehrere historische Aufsätze. Seine Regierung zeichnete sich durch eine Menge unangenehmer Vorfälle aus, und ward für ihn eine Quelle unzähliger Mühseligkeiten und Gefahren. Zu seinen heftigsten Gegnern gehörte Kaiser Carl der Fünfte und dessen Bruder Ferdinand. Der Churfürst hatte sich lange Zeit geweigert, diesen letztern als römischen König anzuerkennen, und dadurch seinen Haß auf sich gezogen. Als Haupt des schmalkaldischen Bundes beförderte Johann Friedrich die gute Sache der Protestanten, ließ in seinen eigenen Landen eine Kirchenvisitation anstellen, züchtigte den unruhigen Herzog Heinrich von Braunschweig, überfiel endlich den Kaiser selbst mit einem Heer, nachdem er sich von seinen geheimen Absichten gegen die Protestanten überzeugt hatte, und würde ihn vielleicht gar in seine Gewalt bekommen haben, wenn er nicht mit den übrigen Häuptern des Bundes Zwistigkeiten gehabt hätte. Der auf den Churfürst aufs äußerste erbitterte Kaiser verband sich darauf noch näher mit dessen Vetter, dem Herzoge Moritz von Sachsen, raubte ihm den größten Theil der sächsischen Lande, nahm ihn in der Schlacht bei Mühlberg 1547 gefangen und entsetzte ihn der

Churwürde. Der unglückliche Fürst mußte dem Kaiser als Gefangener überall nachfolgen, und erhielt nicht eher seine Freiheit und einige Besitzungen wieder, als bis der neue Churfürst Moritz selbst mit dem Kaiser uneinig geworden war, und ihn 1552 mit Krieg überzogen hatte. Nach Moritzens Tode machte Johann Friedrich einige Versuche zur Wiedererlangung der Churwürde; allein er konnte nichts ausrichten, und starb bald darauf 1554. Man tadelte nicht ohne Grund an ihm, daß er auf die gefaßten Meinungen zu hartnäckig bestanden, und gegen seine treuesten Bundesgenossen zu wenig nachgiebig gewesen sey. Hätte er sich überwinden können, dem tapfern Landgrafen Philipp von Hessen das Commando der schmalkaldischen Bundesarmee allein zu überlassen, so würde mehr Ordnung und Einheit in dem ganzen Unternehmen geherrscht, und das Kriegsglück vielleicht eine günstigere Wendung genommen haben.

Johann Adolph, Herzog zu Sachsen-Querfurt und Weißenfels, ward am 4. Sept. 1685 geboren und durch seine besonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand gesetzt, bereits im vierzehnten Jahre seine Reisen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und darauf, als eben der spanische Successionskrieg ausgebrochen war, nach Weissenfels zurückkehrte. Früh schon hatte sich in Johann Adolph eine Neigung zum Kriegsdienste gezeigt: die jetzige Veranlassung, dieselbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer von ihm ergriffen. In Begleitung des Obristwachtmeisters von Bünau ging er als Capitain zu den am Niederrhein stehenden hessischen Truppen, wo er bald Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen und seine angebornen kriegerischen Talente zu entwickeln. Als man bei dem Sturme, welcher 1702 auf Lüttich unternommen wurde, Johann Adolph unter dem Commando, welches den ersten Angriff thun sollte, wegnehmen wollte, um sein Leben nicht in Gefahr zu setzen; so stellte sich unser junger Held, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, an die Spitze seiner Grenadiere, sprang über die Pallisaden in die Contrescarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Besatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieser erste ausgezeichnete Beweis seines Muths erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche sich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Welche Erwartung durfte man von den einstigen Thaten eines Prinzen hegen, der schon so früh in einer so vortrefflichen Schule gebildet worden war, und der bereits im siebzehnten Jahre so ausgezeichnete Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte. Im folgenden Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochstädt bei und wurde zum Obristen der hessischen Truppen ernannt. Als im Jahr 1705 diese Truppen nach Italien beordert wurden, gab Johann Adolph abermalige Beweise seiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze seines Regiments die Franzosen, die mit überwiegender Macht die Hessen überfallen hatten, zurückschlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergestalt zeichnete er sich bei den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Susa zu seinem Vortheile aus. Als im Jahre 1708 Frankreich seine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryssel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent mit erobern, befand sich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), so wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen,

August II. hatte bei der Belagerung von Ryssel, wo er mit zugegen gewesen war, Adolphs Tapferkeit und militärische Talente kennen gelernt und bot ihm jetzt die Stelle eines Generalmajors in seiner Armee an. Mit Vergnügen folgte er diesem Rufe, und trat im Jahr 1710 in churfürstlich-sächsische Militärdienste. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-Tractat gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachsen bedrohen. Als nun die sächsischen Truppen in Verbindung mit russischen 1711 den Schweden in das schwedische Pommern entgegenrückten; so erhielt Adolph den Befehl, mit den unter ihm stehenden Dragonern und dem Flemmingschen Infanterie-Regimente die Insel Usedom und die penemünder Schanze wegzunehmen, welches er auch am 26. Oct. 1711 ausführte, indem er die darin befindliche Garnison zu Gefangenen machte und sich auch den ganzen folgenden Winter daselbst behauptete. Von hier aus begab er sich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralsund und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Puncte stand, beim Kundschaften von den aus der Festung ausfallenden Schweden abgeschnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieser Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20. Dec. 1712 zwischen dem Grafen von Steinbock und der dänischen Armee bei Gadebusch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte stoßen müssen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, hieb sich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der sich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, sich am 26. Mai 1713 zu Kriegsgefangenen zu ergeben und die Festung Tönningen zu räumen. Nachdem er nun noch die Unruhen, welche in Litthauen wegen Verpflegung der sächsischen Truppen ausgebrochen waren, schnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polnischen weißen Adlerorden beehrt und am 23. Mai 1714 zum Generallieutenant der Cavallerie ernannt. Polen befand sich fortwährend in beständiger politischer Gährung; besonders war der feste Ort Zamosa der Hauptsitz der Zusammenkünfte der Mißvergnügten. Johann Adolph wurde dahin beordert und trieb sogleich auf seinem Marsche einen Schwarm Rebellen aus einander und trug das Meiste dazu bei, daß sich Zamosa mit vielen der angesehensten Polen, die sich darin befanden, am 28. Dec. 1715 ergeben mußte. Als er kurz darauf bei einer anderweitigen Unternehmung gegen die Polen von diesen heftig angegriffen wurde, schlug er den Feind zurück, nahm ihm alle seine Kanonen und den sämmtlichen Proviant ab und machte viele Gefangene. Nachdem nun am 30. Jan. 1717 durch den unterzeichneten Tractat die Ruhe in Polen wieder hergestellt war, ging Johann Adolph nach Sachsen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er zum Befehlshaber der Hülfstruppen ernannt, welche der König von Polen Carl VI. versprochen hatte, und welche aus 6000 Mann bestanden. Bei dieser Gelegenheit ward er vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant erhoben. Nachdem nun aber der Friede zu Passarowitz (21. Jul. 1718) geschlossen und dadurch die Ruhe in ganz Europa wieder hergestellt war, nahm auch Johann Adolph seinen Abschied und verheirathete sich mit Johanne Antoinette, Prinzessin zu Sachsen-Eisenach. August II. starb im Jahr 1730 zu Warschau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachsen nach Polen zu führen, welche die Wahl Augusts des III. unterstützen sollten. Ob nun gleich diese Wahl

glücklich von Statten ging; so erhoben sich dennoch einige Mißvergnügte wider dieselbe und es entstanden neue Unruhen in Polen. Adolph, der unter dieser Zeit zum General erhoben war, wurde gegen sie commandirt. Nachdem er die Rebellen mit vielem Glücke zurückgetrieben hatte, ward er befehligt, mit einem großen Theile der Armee nach Danzig aufzubrechen, welche Festung bereits von den russischen Truppen belagert wurde. Er ließ die Laufgräben so glücklich eröffnen, daß die Stadt sich bald ergab. Durch Danzigs Fall wurden nun die meisten Unruhen in Polen gestillt und Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Adolph ging nun wieder nach Sachsen zurück und vermählte sich, da seine erste Gemahlin unter der Zeit gestorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer herzoglich gothaischen Prinzessin, welche ihm drei Prinzen und eine Prinzessin gebahr, welche aber späterhin sämmtlich starben, so, daß die weißenfelsische Linie mit Johann Adolph erlosch und an das jetzige Sachsen wieder zurückfiel. Nachdem jetzt in Polen neue Unruhen ausgebrochen und die daselbst stehenden sächsischen Truppen sogar gezwungen gewesen waren, sich den aufrührerischen Polen zu ergeben; so erhielt Johann Adolph Befehl, dahin aufzubrechen. Es gelang ihm, die Aufrührer gänzlich zu zerstreuen und die Ruhe in Polen wieder herzustellen. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heinrici-Militairorden geschmückt und zum Generalfeldmarschall der ganzen sächsischen Armee erhoben. Da jetzt für August III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren; so eilte er im Jahr 1736 nach Dann zurück. Hier starb in demselben Jahre der Herzog Christian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Bei dem Tode des Herzogs Christian befanden sich die sämmtlichen weißenfelsischen Länder in der traurigsten Verfassung: Schulden hatten sich auf Schulden gehäuft und das Land seufzte unter dem härtesten Drucke. Diese Lage erforderte die ganze Aufmerksamkeit des neuen Fürsten. Sie war es, die ihn bewog, die chursächsischen Dienste, doch mit Beibehaltung des Feldmarschalls-Charakters zu verlassen und sich ganz der Regierung seines Landes zu widmen. In diesem lobenswürdigen Unternehmen ward er durch den glücklichen Umstand unterstützt, daß 1739 nach dem Absterben seines Vetters, Georg Albrechts, zu Barby, diese Grafschaft ihm zufiel und seine Revenüen vermehrte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, die große Schuldenlast, die das Land zu Boden drückte, nach und nach gänzlich zu tilgen. So war die Lage der Dinge beschaffen, als im Jahr 1740 der erste schlesische Krieg ausbrach, und Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürsten von Sachsen, das völlige Commando über die in Böhmen stehende sächsische Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geschlossenen Frieden marschirte er nach Sachsen zurück und wandte in diesem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zustand zu versetzen. Der zweite schlesische Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld und er brach mit 20,000 Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine schwächliche Gesundheit, so wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willdorf, veranlaßten ihn, 1746, nach Weißenfels zurückzukehren, wo er zu derselben Zeit von Seiten Englands mit dem Orden des blauen Hosenbandes beehrt wurde. Hier wird der schicklichste Ort seyn, einige Züge seines Charakters, wie er von einem seiner alten Diener geschildert worden ist, zu entwickeln. Ein tief eindringender, viel umfassender Geist, eine seltene Gabe, verwickelte Geschäfte zu durchschauen und aus einander zu setzen, Muth in den äußersten Gefahren, verbunden mit einer

außerordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes, ein philosophisch und zugleich religiös gebildeter Sinn; alle diese Vorzüge befanden sich bei dem Herzoge in einem seltenen Vereine. Tage und Nächte schlaflos und nüchtern, so fand ihn oft das Heer und der Staat. Die sich immer gleiche Ruhe seines Gesichts verbarg eine feurige geschäftige Seele, einen fruchtbaren, nie zu ermüdenden Geist, gewöhnt, im Glück und Unglück sich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, herablassende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewisse Grazie über sein ganzes Wesen. Noch rühmen seine Unterthanen diesen seltenen Verein von Fürstentugenden. Liebe und Thränen des Danks glänzen in den Augen des Greises, wenn er seiner gedenkt. Mit einem freundlichen Gruß (dies ist der Ausdruck jenes alten Dieners), mit einer lächelnden Miene bemächtigte er sich des Herzens jedes seiner Unterthanen, dessen wichtigere oder geringere Anliegen er mit gleich gewissenhafter Sorgfalt abwog. So konnte es nicht fehlen, daß während einer zehnjährigen Regierung das so sehr zu Grunde gerichtete Land sich nach und nach wieder erheben mußte, besonders, da er durch die strengste Sparsamkeit das wieder zu ersparen suchte, was seine Vorfahren vergeudet hatten. Fast alle alte Schulden waren bezahlt, die Finanzen des Landes hoben sich und die Ersparnisse des Herzogs fingen an, sich bedeutend zu mehren. In dieser für das Land so glücklichen Lage überraschte den Herzog auf der Messe zu Leipzig am 16. Mai 1746, im sechzigsten Jahre seines Lebens und im zehnten seiner Regierung, als er eben von der Mittagstafel aufgestanden war, plötzlich der Tod. Seine Gemahlin starb 1775 zu Langensalza, und gerade nur für sie war noch Raum in der nun auf immer geschlossenen Gruft im Schlosse zu Weißenfels.

Johann (Bapt. Joseph) Erzherzog von Oesterreich, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Theresien- und Leopoldsordens, General der Cavallerie ꝛc., Bruder des Kaiser Franz, geboren den 20. Juni 1782. Er ist nicht nur Schätzer und Beförderer der naturhistorischen Wissenschaften, sondern besitzt auch ausgezeichnete Kenntnisse in denselben. In Grätz stiftete er ein Nationalmuseum für Innerösterreich, das aus mehrern Gegenden des Landes schätzbare Beiträge an Naturalien, Urkunden, Alterthümern und andern literarischen Schätzen erhielt, und gegenwärtig von ihm den Namen Johanneum führt. (S. d. Art. Grätz) Im Jahr 1800 commandirte er, indem ihm die Generale Lauer und Stipschitz beigegeben waren, die österreichische Armee in Baiern gegen Moreau; nach der Niederlage bei Hohenlinden überließ er aber das Commando dem Erzherzoge Carl. Im Jahr 1805 commandirte er in Tyrol und machte einen meisterhaften Rückzug zu seinem Bruder, dem Erzherzog Carl, an den er sich anschloß. Im Jahr 1809 commandirte er die Armee in Italien, rückte glücklich vor, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Schlachten in Deutschland, sich wieder zurückziehen und ging durch Steyermark nach Ungarn, wo er mit seinem Corps an der Schlacht bei Raab Theil nahm, und sich dann in der Gegend von Preßburg aufstellte. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Wien. Seit 1806 ist er Chef des Geniedepartements.

Johann Sobieski, König von Polen, und daselbst im J. 1629 geboren, war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, wie er diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann übertragen könnte. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die

Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt: Marcus fiel in einem zweiten Treffen an dem Ufer des Bog; aber unser Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten seiner Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denjenigen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, gewöhnlich zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte.“ Diese wenigen Worte mögen einen Beweis von dem Werthe geben, den er auf seinen Ruhm und auf die Achtung anderer setzte. So wurde er der Schrecken der Tartaren und Cosacken, über welche beide er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 Mann verloren; er selbst wurde im folgenden Jahre zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagert hatten, marschirte er mit einer glänzenden Cavallerie, aber mit einer schlecht equipirten Infanterie, gegen sie. Um aber den übeln Zustand letzterer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches insbesondere schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben auf diese Weise dem Blicke der Zuschauer entzogen würde. Sobieski war anderer Meinung: als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nachstehenden: „Seht! Sie werden unüberwindlich seyn, denn sie haben geschworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet.“ Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben.“ Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager und in demselben sogar die geheiligte Fahne Muhameds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin diese Worte vorkommen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen und Gott hat gesiegt.“ Am folgenden Tage der Schlacht, am 13. Sept., ließ er in der Cathedralkirche das „Herr Gott, dich loben wir“ singen und stimmte es selbst an. Hierauf folgte eine Predigt, zu welcher der Priester folgenden Text wählte: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, mit Namen Johann.“ Dieser Text war schon einmal auf einen Kaiser von Constantinopel und späterhin auf Johann von Oesterreich, nach dem Siege bei Lepanto, angewandt worden. Uebrigens fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tausende von Ducaten, welche er seiner Gemahlin übersandte und ihr dabei schrieb: „Du wirst nicht von mir sagen, was die tartarischen Weiber, wenn sie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen sehen, von den ihrigen sagen: Ihr seyd keine Männer; denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich schien, befallen wurde; so hatte er den Kummer, den Saamen der Zwietracht, welchen damals eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte, ausgestreut zu sehen. Die Feinde von außen vereinigten sich mit den Parteien von innen. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königinn wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischoff, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab zum Grunde an, daß dies bei einer so feilen Nation, wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, gänzlich ohne Wirkung seyn würde. So

starb er 1696 im drei und zwanzigsten Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid mit einander vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz der Gesetze, die dem Könige verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; andre behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, das Vaterland mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder andere versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unstäter, als der seinige. Er und die Königinn hatten auf keiner Stelle Ruhe; beide durchstreiften jedes Jahr Rußland von einem Ende zum andern und besuchten ihre Landgüter, wie ganz gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wissenschaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger, seines sanften Charakters, als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. besuchte sein Grab und rief aus, indem er Thränen über seiner Asche vergoß: „Ein so großer König hätte nicht sterben müssen." Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im Jahr 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als dieser drei Jahre später seinen Onkel wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt, und wie man sagt, von Johann mit eigner Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann eines Mordes wegen an, den dieser an seinem eignen Neffen verübt hatte, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August um Gerechtigkeit für diese so schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der vor das Gericht der Pairs geladen war, zu erscheinen verweigert hatte, so wurde er zum Tode verurtheilt und sein ganzes, in Frankreich gelegenes Habe zum Vortheile des Königs confiscirt. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und gehaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihm von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wiedererobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entrissen haben wird." Von jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daselbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maaß seines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn im J. 1212 die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papst Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage, in welche ihn der Uebermuth des Papstes versetzt hatte, konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich und sein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Ein päpstlicher Gesandte empfing die Unterwerfung, welche der König knieend und in folgenden Worten zu erkennen gab: „Ich, Johann von Gottes

Gnaden König von England und Herr von Irland, gebe, zur Sühne meiner Sünden, aus freiem Willen und mit Zustimmung der Barone meines Reichs, der Kirche Roms und ihren Nachfolgern die Königreiche England und Irland mit allen Rechten, und nehme sie als Vasall des Papstes an, so wie ich Gott, der römischen Kirche, dem Papste meinem Herrn und seinen gesetzlich erwählten Nachfolgern treu und gehorsam seyn werde. Ueberdieß verpflichte ich mich, dem Papste einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbers zu bezahlen, nämlich 700 für England und 300 für Irland." Jetzt übergab man dem Legaten Geld, als erste Zahlung des Tributs, und dann überreichte man ihm die Krone und das Zepter des Reichs. Der päpstliche Legat trat das Geld mit Füßen, behielt Krone und Zepter fünf Tage und gab alsdann beides, gleichsam wie eine Schenkung des Papstes, dem Könige zurück. Diese Schenkung, die ihn bei seinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Ursache eines Aufruhrs, in welchem Johann von seinen eignen Unterthanen zu verschiedenen Malen geschlagen wurde. Nachdem nun auch der König Philipp August im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, so empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die magna charta noch bündiger zu machen. Die vornehmsten Artikel derselben sind: „Der König macht keine Auflage ohne Zustimmung der Nation; jedermann wird auf eine legale Weise und nur von seines Gleichen gerichtet werden. Jedermann kann aus dem Reiche gehen, dahin wieder zurückkehren, über seine Güter verfügen, wie es ihm gutdünkt. Die wirklichen Erben folgen, wenn kein Testament vorhanden ist u. s. w." Der König Johann glaubte sich so beeinträchtiget, indem er seinen Unterthanen durch die magna charta die natürlichsten Rechte zugestand, als er sich durch die Unterwerfung gegen den Papst für entehrt gehalten hatte. Er klagte darüber, als über den größten Schimpf, welchen man seiner königlichen Würde zugefügt hätte. Uebrigens blieben die Barone des Reichs bei diesen Schriften gegen Johann nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige. Johann gerieth darüber in große Verzweiflung, daß er, wie man sagt, bereit gewesen seyn soll, sich dem Saracenen-Könige Miramotai in die Arme zu werfen und die muhamedanische Religion anzunehmen, unter der Bedingung, wenn Miramotai ihm zur gänzlichen Unterjochung seiner Feinde behülflich seyn würde. Nachdem er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumgeirrt war, erfuhr er ein neues Unglück, welches seinen Tod herbeiführte. Es wurden nämlich bei dem Uebersetzen über einen Fluß nahe bei Lyn in der Grafschaft Norfolk seine Edelsteine und seine Kriegskasse von den Wellen verschlungen. Er nahm sich diesen Unfall so sehr zu Herzen, daß eine Unverdaulichkeit, die er sich durch eine zu große Menge von Pfirsichen zugezogen hatte, und die vielleicht durch seine kummervolle Gemüthsstimmung noch vermehrt wurde, in ein hitziges Fieber ausartete, welches ihm am 16. Oct. 1216 den Tod zuzog. Die Regierung dieses Königs macht eine bedeutende Periode in der Geschichte Englands. Obgleich die magna charta die vorigen Gerichtshöfe nicht aufhob, auch eben so wenig eine neue Form in der Ausübung der Gerechtigkeitspflege herbeiführte; so veränderte sie nichts destoweniger nach und nach die Regierungsform Englands. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und schwächten dadurch das Ansehn der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks vorstellten. Uebrigens verdient von Johann

noch das angeführt zu werden, daß er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte und von sich behauptete, es wären ihm gerade, nachdem er sich mit Gott und dem Papste ausgesöhnt habe, die größten Unglücksfälle zugestoßen. Auch pflegte er sich gewöhnlich der größten Scherze über die Religion zu erlauben.

Johanna die Päpstin, s. Päpste.

Johannes der Täufer wurde 6 Monat vor Jesu in einer der Mutter desselben verwandten Priesterfamilie in Judäa unter Vorzeichen geboren, die ihn als ein von Gott zu besondern Zwecken erkornes Werkzeug ankündigten. Er wählte die strenge Lebensart eines Gottgeweihten und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachste Kost und Bekleidung durch einsames Forschen und ernstes Eindringen in den Geist der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geistesstärke, die ihn bei seinem Auftritt als Prophet zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung macht. Seine Lehre war eine dringende Aufforderung zur Buße und Vorbereitung auf das in Christo herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltnen Reden sind scharf und mächtig, überall kündigt er sich als den Vorläufer des Größeren an, der nach ihm kam und erfüllt se[illegible]e Bestimmung diesem den Weg zu bereiten mit eben so viel Eifer als Selbstverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an seine Lehre getauft und gerade durch den Contrast seiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit seiner Zeit ungemeines Ansehn unter Hohen und Niedern erlangt, als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbar worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehrer und sah ohne Neid wie sein Wort: er muß wachsen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für sich selbst begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge, nur das Recht die Wahrheit zu reden wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie einem Fürsten gesagt, das Opfer derselben. Einem rachsüchtigen Weibe zu gefallen ließ der Vierfürst Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängnisse hinrichten. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johannischristen im Orient am Irak und Shuster noch jetzt bestehende Secte gestiftet, der der Täufer Johannes ein Gegenstand besonderer Verehrung ist. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangelist ist unter den Charakteren des christlichen Alterthums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf den Ruf Jesu verläßt er als ein Jüngling seine Fischernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf seinen Reisen ist er immer um ihn und in allen Lagen sein nächster Vertrauter, sondern auch da die andern Jünger fliehen begleitet er Jesum vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der sterbende Freund an seiner Stelle für den Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er mit Recht vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte; so hatte er keinen geliebt, so hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das sanfte, zarte, sinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis spricht, war vor andern geeignet den Herrn ganz zu verstehen und bewundern wir schon den Schwung, mit dem sein Evangelium anhebt und den bündigen, tiefen Zusammenhang in dem die Begebenheiten darin zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jesum zu begründen, geordnet sind, redet der Geist der ächten christlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns als in seinen Briefen; so haben wir wohl auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentlichen

Sinne

Sinne erfüllt worden sey, was Jesus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Die Offenbarung Johannis ist das Werk der feurigsten christlichen Begeisterung, freilich in den Farben des Orients aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Johannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeiten und Leiden der Apostel, lebte in Ephesus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde zu Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersschwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu sprechen, so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen so oft er kam die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er diesen Zuruf unablässig wiederhole und nichts andres und neues sage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot ist, und wird das erfüllt, so ist es genug. E.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, der Neffe dieses Kaisers. Selbst von sanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit seines Onkels, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kaisers (s. den Art. Albrecht I.), zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder; unter ihnen Johann, der, in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sey als Augustinermönch zu Pisa gestorben, andere, er habe in der Gestalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgute Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt: es sey einstens, wenigstens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 erfolgt sey, sich als den unglücklichen Johann von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, Lathonius, als einen Blinden, am neuen Markte, betteln gesehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls sämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entsetzlichsten Todesmartern, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahmen Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, seine Schwester, verwittwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch des Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten, so wie mit beträchtlichen Gütern reichlich be-

schenkt wurden. Die Geschichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauspiele gleiches Namens Veranlassung gegeben, welches vor einigen und zwanzig Jahren häufig und mit großem Beifalle auf den deutschen Bühnen aufgeführt worden ist.

Johannes Secundus, s. Secundus.

Johannisberg (oder Bischoffsberg), ein Pfarrdorf und schönes Bergschloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthum Fulda gehörig, ist wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daselbst wächst. Im Jahre 1807 ward dies Schloß nebst seinen Besitzungen von Buonaparte dem Marschall Kellermann geschenkt. Das Schloß selbst ist in den Jahren 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Klosters erbaut worden. Durch die Bestimmungen des Wiener Congreßinstrumentes kam das Gut Johannisberg, mit andern Fuldaischen Landestheilen an den Kaiser von Oesterreich, der es 1816 dem Minister von Metternich schenkte.

Johanniter-Ritter (späterhin Rhodiser-Ritter, jetzt gewöhnlich Malthes er-Ritter genannt,) heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge, und bei Gelegenheit der Wallfahrten nach dem gelobten Lande, im gelobten Lande gestiftet wurde. Es legten nämlich bereits im eilften Jahrhundert Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an, und bauten daselbst auch ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hospital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu schützen. Dieser geistliche Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeister Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Auch theilte Raymund die sämmtlichen Ritter in drei Klassen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztere die Kranken verpflegen und die Pilgrimme begleiten mußten. Lange Zeit wußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich zu Ende des 12ten Jahrhunderts aus Palästina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und setzte sich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts auf der Insel Rhodus fest, in deren Besitz sich die Ritter fast über 200 Jahre behaupteten. Endlich aber vertrieb sie der türkische Sultan Soliman II. i. J. 1522 von dort, und nun gingen sie anfangs nach Candia, sodann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen endlich Carl V. i. J. 1530 die Insel Malta, nebst den Inseln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Besitze überließ. Von dieser Zeit an wurden sie gewöhnlich Malthes er-Ritter genannt. In diesem ihrem neuen Besitzthume hatten sie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszustehen, welche jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken noch bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth in

verschiedenen heftigen Streitigkeiten mit der Pforte, ist es ihnen gelungen, sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie i. J. 1760, ohne französische Vermittelung, von den Türken wahrscheinlich gänzlich bezwungen worden. Seitdem wurden sie von jenen für sehr unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See sind nicht selten wahre Spiegelgefechte gewesen. Die innere Einrichtung des Ordens, der auch jetzt der Malthesen-Orden genannt wird, und beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, bestand in Folgendem. Das Oberhaupt desselben, welches Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi hieß, residirte zu La Valetta, auf der Insel Malta, hatte fürstliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den Inseln Malta, Gozzo und Comino; so daß seine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w.; die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeisters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin gesprochen werden soll, 21 Repräsentanten, und diese wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Priester und einen Waffenträger. Nachdem diese drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zusammen der neue Großmeister gewählt. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen (Bezirke), in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland (welches die vornehmste Zunge ausmachte), Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt, und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Obersten Meister des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutschen Landen verwaltet, welcher deutscher Reichsfürst war, über das Heermeisterthum von Brandenburg, Ungarn, Böhmen und Dänemark die Gerichtsbarkeit besaß, zu Heitersheim im Breisgau residirte, und dem Großmeister zu Malta jährlich gewisse Türkensteuern und Respansgelder liefern mußte. Der letzte Johanniter-Meister, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne, verlor durch den presburger Frieden, und die Errichtung des rheinischen Bundes, alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16ten Jahrhundert losgerissen; die drei französischen verloren während der Revolution ihre Existenz; die castilische und aragonische ward seit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italiänische und deutsche Zunge haben gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise ist der Johanniter-Orden in diesem Augenblicke wie aufgehoben, und seine Wiederher-

stellung ist um so weniger zu erwarten, da die Insel Malta förmlich in den Besitz Englands gekommen ist. Die Johanniter-Ritter beobachteten, außer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Augustiner-Ordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, alten Adel seyn. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechts wegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig ist, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen werden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordens-Pflicht der Ritter, wenigstens dreimal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit sehr wenig mehr beobachtet; ja, durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes, und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Blos in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souverainität. Die Seemacht desselben bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, so wie aus verschiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geschichte des Ordens anbetrifft, so muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Malta am 8. Jun. 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel fast ohne Widerstand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeister, Baron von Hompesch, der späterhin 1804 zu Montpellier im 62 Jahre gestorben ist, bis zu anderweitiger Entschädigung, jährlich 300,000 Franken zugesichert wurden. J. J. 1800 eroberten jedoch die englischen Flotten die ganze Insel durch Hunger, und seit dieser Zeit befindet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Aufsicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Malta, und durch diesen die Zerstörung ihres Handels nach Ostindien befürchten mußten; so blieben sie fortwährend im Besitz derselben, und der 26. Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputations-Recesses vom 25. Febr. 1803, vermöge dessen der Orden sämtliche Abteien und Stifter im Breisgau zur Entschädigung erhalten sollte, blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russischen Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätherisch erklärt, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister. Diese Wahl gab dem Orden eine mächtige Stütze. Dieß erfuhr besonders der Kurfürst Maximilian Joseph von Pfalz-Baiern, der, da er gleich nach seinem Regierungsantritte, 21. Febr. 1799, den Orden in seinen Staaten aufgehoben hatte, durch Rußlands Drohungen gezwungen wurde, ihn wiederherzustellen. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papst, am 9. Febr. 1805, den Italiäner Tommasi, und als dieser ebenfalls mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeister. Die nachher sich erhebende Universalmonarchie Napoleons führte immer traurigere Zeiten für den Orden herbei; namentlich ward er in den rheinbündischen Staaten fast aller seiner Güter verlustig. Auch der i. J. 1814 erfolgte Umschwung der Dinge heilte nicht das bisherige Un-

glück. Die Fürsten blieben in dem Besitz der in den Tagen der herrschenden Gewalt gemachten Erwerbungen, und Malta, das die Engländer sich definitiv zueigneten, ging für immer verloren. Indessen versäumten die Ritter nicht, sowohl an den Höfen, als auch auf dem Wiener Congresse, wo der Commandeur Viè de Cesarini, als Geschäftsträger der französischen Zunge auftrat, für die gute Sache ihres Instituts zu wirken. Der letztere übergab eine merkwürdige Denkschrift, worin er umständlich bewies, wie wichtig es für das Interesse aller Nationen sey, daß der Orden eine Insel im mittelländischen Meer besitze, weil nur er allein, als eine neutrale, den Leidenschaften der Höfe fremde, unabhängige, mit allen verbündete Macht im Stande sey, den Ausfällen der Barbaresken einen Damm entgegen zu setzen. In Gemäßheit dieser Vorstellungen ward zuerst auf die jonischen Inseln, und als dieser Plan als unmöglich erschien, auf die Insel Elba angetragen. Aber alle diese Bemühungen, so wie die spätern Schritte der Ritter, bei dem deutschen Bundestage, bewirkten bis jetzt keinen Erfolg, und so müssen sich die letztern noch immer mit dem Besitze der Güter begnügen, die ihnen noch in einzelnen Ländern, z. B. in Preussen, Rußland ꝛc. gelassen wurden. Vor der Revolution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

Johnson (Benjamin), gewöhnlich aber Benjohnson genannt, ward 1574 aus einer alten schottischen Familie geboren. Da sein Vater ihm kein Vermögen hinterlassen hatte, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in der Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich dem Studium der schönen Künste, und brachte es darin, besonders aber in seinen theatralischen Productionen, so weit, daß man ihn gleichsam, mit wie vielem oder wenigem Rechte, gehört nicht hieher, für den Wiederhersteller, oder vielmehr für den Gründer des englischen Theaters hält. Er besaß ein so bewunderungswürdiges Gedächtniß, daß er ganze Werke, ohne anzustoßen, aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, und stand zu seiner Zeit in England in einem solchen Ansehn, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „O seltner Benjohnson" schmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenosse, und sogar Nebenbuhler Shakespears, und starb i. J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns der eignen Worte Wilhelm Schlegels bedienen, die competent seyn dürften. Benjohnson war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schweiße seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte. Er fand an Shakespeare einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, wiewohl noch ziemlich unvollkommenes Stück: Every man in his humour (Jedermann in seiner Laune), wurde durch Shakespear's Fürsprache auf die Bühne gebracht, und an dessen Sejanus legte dieser sogar selbst Hand, ja, er übernahm in beiden sogar eine Hauptrolle. Dies vergalt ihm Benjohnson schlecht: bei jeder Gelegenheit überhob er sich gegen Shakespeare mit seiner Schulgelehrsamkeit, der einzigen Seite, wo er wirklich einen Vorzug vor ihm hatte. Trotz dem fielen seine Stücke entweder ganz und gar durch, oder sie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erstaunlichen Popularität Shakespeare's. Benjohnson besaß wirklich einen sehr gründlichen Verstand; er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe; daß ihm

aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritischen Dichter gemacht, im guten und im bösen Sinne des Worts: es gelang ihm meistens in derjenigen Gattung, woran der Verstand den größten Antheil hat, am besten. Man hat von ihm zwei tragische Versuche, Sejanus und Catilina, dreizehn Lustspiele und eine Menge sogenannter Masken. Der Tragödie entsagte er nach dem mislungenen Versuche mit den beiden so eben erwähnten; dagegen widmete er sich desto eifriger dem Charakter-Lustspiele, in welchem er aber mehr ernsthaft spottet, als zu Lachen macht; es zeigt sich mehr Beobachtungsgeist, als Phantasie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in seiner Laune, sind noch zu merken: Jedermann außer seiner Laune; Volpone; der Alchymist; Epicoene, oder das stumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, eine Gattung, die mit Benjohnson beinahe wieder ausgestorben ist. Späterhin hat nur noch der Comus von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Benjohnsons Werke sind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London im Drucke erschienen.

Johnson (Samuel) wurde am 18. Sept. 1709 zu Lichtfield in Staffordshire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Klassiker, doch mehr die römischen als die griechischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehrere Uebersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse, und viel dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine meisterhafte Uebersetzung des popischen Messias, in lateinischen Hexametern, als ein sehr fähiger Kopf aus. Ein Anfall von Hypochondrie, der ihn besonders i. J. 1729 befiel, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu seyn glaubte. Er ward zwar wieder hergestellt, genas aber nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire bekleidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit Arbeiten für Buchhändler das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anstalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordenen Garrick. Diesen begleitete er auch nachmals nach London, wo er sich abermals blos von dem Erwerbe seiner literarischen Arbeiten zu ernähren suchte. Hier machte er mit dem unglücklichen Savage (s. d. Art.), dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnson eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich im Jahre 1738 seine berühmte Satyre London, eine Nachahmung der dritten juvenalschen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und unnachahmlicher Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, und dem Verfasser Berühmtheit. Selbst Pope ward durch diese Satyre so angezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werkchen folgten seine Debatten des Senats zu Groß-Liliput, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit sind, und von Johnson selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkeswort bis 1770 fortgeführt worden sind. Im Jahre 1739 erschien

von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel, Gusta Vasa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus, eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, dem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1744 erschien darauf sein bereits erwähntes Life of Richard Savage, seines Freundes, eine meisterhafte Biographie; und ein Jahr später seine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakespeare, welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. J. J. 1747 machte er darauf seinen Plan zu einem Wörterbuche der englischen Sprache bekannt, der die Aufmerksamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und schloß mit Johnson für ein Honorar von 1575 Pfund den Contract ab. Während sich Johnson mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der englischen Literatur zu zählen sind. Dahin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erschien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's ist. In demselben Jahre ward auch sein Trauerspiel Irene, wiewohl mit geringem Beifalle, auf's Theater gebracht, und 1750 fing er eine Zeitschrift, the Rambler (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ste und letzte Stück erschien, und vom Publikum, als ein meisterhaftes Seitenstück zum Spectator, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieses Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnson von diesem Werke noch während seines Lebens die 10te Auflage erlebte. Er erhielt übrigens nur 10 fremde Beiträge zu demselben, und ist also weit eigentlicher der Verfasser des Rambler, als Addison seines Spectator. Endlich erschien im Mai 1755 sein berühmtes Dictionnary of the English language, in 2 Foliobänden. Es übertraf die kühnsten Erwartungen, und wurde 1785 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnson selbst veranstaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demselben. J. J. 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erschien. 1759 schrieb er seinen anmuthigen Roman: History of Rasselas Prince of Abyssinia, welcher den Zweck hat, das Thörichte unserer Erwartungen von der Zukunft ins Licht zu setzen. Um diese Zeit stand Johnson auf dem Gipfel seines Ruhms, und erhielt eine Pension von 300 Pfund vom Hofe, die er auch bis an seinen Tod genossen hat. J. J. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakespeare, welche aber vom Publikum kalt aufgenommen wurde. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche auch zum erstenmale 1774, und zum zweitenmale 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er nun noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Aechtheit der ossianschen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson in eine hef-

tige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahr alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lives of the most eminent English poets, eine Reihe von Biographieen, die sich durch eine meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, ob sie gleich nicht ganz frei von dem Vorwurfe der Parteilichkeit sind. Diese Biographieen, denen die Pensionen ihrer Verfasser jedesmal hinzugefügt sind, erschienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Dies war das letzte schriftstellerische Erzeugniß Johnson's. Von der Zeit an kränkelte er, und starb endlich am 13. Dec. 1784. Johnson's sämmtliche Werke sind 1756 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten.

Jomelli (Nicolo) ward im Jahre 1714 zu Atelli (Avellino, St. Alpino, Aversa) im Königreiche Neapel geboren, studirte zuerst in dem Conservatorium de' Poveri di Gesù unter Durante, und hernach, als dieses aufgehoben wurde, in dem Conservatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Composition. Anfangs setzte er Ballete, eine in Italien nur mittelmäßig geschätzte Musikart, durch welche er sich übrigens so wenig Beifall erwarb, daß, als er seine erste komische Oper geschrieben hatte, er es nicht wagte, sich als den Verfasser derselben zu nennen, sondern sie vielmehr unter dem Namen Valentinos, eines eben nicht sehr berühmten Meisters, aufführen ließ. Diese Oper, welche l'errore amoroso hieß, und welche er 1737 in seinem 23sten Jahre wahrscheinlich für das neue Theater zu Neapel setzte, erhielt einen großen Beifall, wodurch er angefeuert wurde, mit seinen Compositionen fortzufahren. Im Jahre 1738 schrieb er darauf seine Oper Odoardo für das Florentiner Theater, und zwar mit noch größerem Beifalle, so daß er darauf einen Ruf nach Rom erhielt. Die erste Oper, welche er daselbst setzte, war Ricimero, Rè de' Goti, welcher im folgenden Jahre die Oper Astianatte folgte. Ueberhaupt schrieb er von 1740 bis 1758 für Rom 14 Opern, von denen noch Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken sind, in welcher letztern insbesondere die vortreffliche Arie: Sposo, io vado a morir ausgezeichnet wurde. Unter diesen Opern sind jedoch diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieser Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeisters an der St. Peterskirche, und wurde dabei der strengen Prüfung, der sich derjenige, der sich zu dieser Stelle meldet, jedesmal unterwerfen muß, in Hinsicht auf seine schon bewiesene Geschicklichkeit, überhoben, besonders nachdem er, wie einige versichern, noch vorher unter dem Pater Martini zu Bologna den Contrapunkt studirt hatte, welches Studium, nach Burney, sich aber nur auf einen bloßen Besuch beschränkt haben soll. In dieser Stelle componirte er unter mehreren Motetten auch den Psalm: Benedictus Dominus Deus Israel, dessen Musik ein Meisterstück ist. Der damalige Herzog von Würtemberg, der sich gerade zu der Zeit in Rom befand, that jetzt Jomelli den Vorschlag, ihn in seine Dienste zu nehmen. Er willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1758 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der schmeichelhaftesten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König Johann V. zu sich an seinen Hof ein. Ob er nun gleich dieses Anerbieten von sich ablehnte; so suchte er nichts desto weniger jenen Hof in diesen guten Gesinnungen für sich zu erhalten, und schrieb deshalb nicht nur eine beträchtliche Anzahl Opern für den König von Portugal, sondern übersandte demselben auch von allen seinen folgenden Arbeiten Abschriften. In Rom

setzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutschland den leichtern, gefälligern italiänischen Styl mit der gründlichen deutschen Setzkunst vertauscht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er aber nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Verdruß in einem Alter von 63 Jahren starb. Kurz vor seinem Tode verfertigte er noch ein Miserere, welches vorzüglich wegen der sich stets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre, Bewunderung verdient, und für ein Meisterstück gehalten wird.

Jones (William) wurde am 28. Sept. 1746 zu London geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow seine erste wissenschaftliche Bildung, wo er sich durch Fleiß und Talent vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Bereits in seinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte seine Prolusions, welche er späterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Universität zu Oxford, wo besonders seine Vorliebe für das Studium der morgenländischen Literatur, und zunächst der arabischen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines aus Aleppo gebürtigen jungen Mannes, der das gemeine Arabische fertig redete und schrieb, übte er sich im Uebersetzen in diese Sprache, und legte sich darauf auch mit großem Fleiße auf die persische Sprache, da er gefunden hatte, daß beide sehr verwandt mit einander wären. Nichts destoweniger studirte er auch die neuern Sprachen, besonders die italiänische, spanische und portugiesische. Hierauf wurde er in seinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des jetzigen Grafen Spencer, der damals erst 7 Jahre alt war, und erhielt darauf den Antrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Damals fing er, im 21sten Jahre seines Alters, an, seine Commentare über die asiatische Poesie auszuarbeiten, kopirte eine arabische Handschrift über Aegypten und den Nil, und beschäftigte sich mit Erlernung der sinesischen Schriftzüge und ihrer Schlüssel. Da der König von Dänemark, der 1768 in London war, eine morgenländische Handschrift, welche die **Lebensbeschreibung Nadir Schach's** enthielt, übersetzt zu haben wünschte; so beschäftigte sich Jones mit dieser Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in französischer Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die sehr viel Neues und Interessantes enthält. Der Wunsch, unabhängig und mehr noch den Wissenschaften leben zu können, bestimmte ihn i. J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten, wobei er jedoch das Studium der morgenländischen Literatur keinesweges aufgab, auch i. J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen von ihm übersetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und sklavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte, und zugleich Lobsprüche auf die Universität zu Oxford enthielt. Diese Rede ward 10 Jahr darauf gedruckt. Zu Anfange des Jahrs 1774 erschienen seine **Abhandlungen über die asiatische Dichtkunst**, die von allen Orientalisten in Europa mit Beifall und Bewunderung aufgenommen wurden. J. J. 1778 lieferte er eine **Uebersetzung der Reden des Isäus**, welche das athenische Erbfolgerecht betreffen, mit

Einleitung, kritischen und historischen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verschiedene kurze Reisen nach Paris gemacht, und seine Uebersetzung der unter dem Namen Moallakat so sehr ausgezeichneten sieben arabischen Gedichte vollendet hatte, ward er i. J. 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. Er ging im April desselben Jahres nach Indien ab, und lieferte von der Insel Hinzuan (Joanna), wo er nach einer Fahrt von 10 Wochen ankam, eine sehr interessante Beschreibung, worauf er im September in Calcutta anlandete, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete und mit Freuden bewillkommnete. In den Nebenstunden, die ihm sein neues Amt übrig ließ, beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, die sich besonders auf die politische und gelehrte Beschaffenheit Indiens bezogen. Bald darauf gründete er auch eine gelehrte Gesellschaft in Calcutta, welche auch bereits i. J. 1784 ihre erste Versammlung hielt. Von ihrer Einrichtung ertheilt er im ersten Bande der Asiatic Researches umständliche Nachricht. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache mit dem größten Eifer. J. J. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift, The Asiatic Miscellany, welche größtentheils Auszüge aus Büchern enthielt, die in Europa erschienen waren, und deren Inhalt sich auf Indien bezog. Die ersten beiden Bände enthielten sehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweise von der großen Gewandtheit seines Geistes sind, welcher sich den verschiedenartigsten Gegenständen und Behandlungsarten anzuschmiegen wußte. Ein Hauptzweck seiner literarischen Bemühungen ging dahin, seinen Landesleuten eine vollständige Sammlung von den Gesetzen der Hindus und Muselmänner zu liefern, zu welchem Ende er, nach vorher erbetener und auch erhaltener Unterstützung des Gouvernements, mit größter Sorgfalt für das Geschäft der Compilation eine hinlängliche Anzahl der gelehrtesten Hindus und Muhamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus geschöpft werden sollte. J. J. 1789 erschien der erste Band der Researches der Societät zu Calcutta, von welchem Jones nicht allein die Auswahl der Aufsätze, sondern auch die Correctur des Drucks besorgte. Seine eigenen Arbeiten machen gerade den dritten und lehrreichsten Theil dieses Bandes aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Nachforschungen, und nach seinem Tode drei andere. Durch dieses Werk ist man weit genauer von der Geschichte, den Alterthümern, Künsten und Wissenschaften Indiens belehrt worden, als es vorher der Fall war. In eben demselben Jahre lieferte Sir William Jones die englische Uebersetzung eines alten indischen Schauspiels, Sacontala, oder der entscheidende Ring, welches eine ächte und höchst anziehende Schilderung der altindischen Sitten enthält, und ohne Zweifel eine der größten Merkwürdigkeiten ist, welche aus der asiatischen Literatur bisher bekannt geworden sind. Kalidas, der Verfasser dieses Schauspiels, lebte noch vor Christi Geburt, nicht lange nach Terenz, und verfertigte mehrere Schauspiele und Gedichte, wovon jenes bisher allein übersetzt worden ist. J. J. 1794 erschien seine Uebersetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. Menu wird von den Indiern als das erste aller erschaffenen Wesen, und nicht nur als der älteste, sondern auch als der heiligste Gesetzgeber verehrt. Eines Abends kam Jones von einem Spaziergange zurück, und klagte über fieberhaftes Uebelbefinden. Es fand sich bald, daß seine Krankheit eine in Indien sehr gewöhnliche Leber-

entzündung war, welche auch bereits 7 Tage später, am 27. April 1794, seinem Leben ein Ende machte. Dieser denkwürdige Mann besaß eine solche Menge Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch niemand, wenigstens nicht in einem höheren Grade, besessen hat. Ungemein groß war seine Sprachgelehrsamkeit im Griechischen, Indischen, Persischen und Arabischen; auch die türkische Sprache war ihm geläufig, und von der sinesischen, so wie von deren Schrift, hatte er genug gelernt, um eine Ode des Confucius zu übersetzen. In den neuern europäischen Sprachen war er, wie sich von selbst versteht, nicht weniger geübt. Außer diesen Sprachwissenschaften, die er nur stets als Hülfsmittel zum Zwecke, und nicht als diesen selbst betrachtete, besaß er in allen Fächern des menschlichen Wissens eine fast erschöpfende Gelehrsamkeit.

Jones (Inigo) wurde 1572 zu London geboren und starb daselbst 1652 im 80sten Jahre. Er zeichnete sich in England, wo vor ihm der wahre Geschmack und die eigentlichen Grundsätze der Baukunst noch völlig unbekannt waren, in derselben zu seinem großen Ruhme aus. Früh schon entwickelte er ganz besondere Talente in der Zeichnung und in der Landschaftsmalerei. Graf Wilhelm von Pembrocke, sein Gönner, ertheilte ihm die Mittel, um nicht allein Italien, sondern auch einen großen Theil des civilisirten Europa's durchreisen zu können. Nachdem Jones diese Reisen vollendet hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er bereits einen glänzenden Ruf erworben hatte. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., dessen Schwester Jacob I. von England geheirathet hatte, und der Jones anfangs in seine eignen Dienste nehmen wollte, nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufsicht über alle königlichen Gebäude übertragen wurde. Diese Stelle gab Jones Gelegenheit, einen Beweis seiner Uneigennützigkeit an den Tag zu legen. Da nämlich die Verwaltungscommission, welche unter der vorigen Regierung mit dem Bauwesen beauftragt gewesen war, durch unvermeidliche Umstände veranlaßt, sehr große Schulden gemacht hatte; so wollte der geheime Cabinetsrath des Königs Jones Meinung wissen, wie diese Schulden am leichtesten zu tilgen seyn möchten. Dieser erbot sich nun aus freiem Willen, so lange auf seine eigne Besoldung Verzicht zu leisten, bis jene Schulden bezahlt seyn würden. Sein Beispiel erregte die Nacheiferung aller derjenigen, die mit ihm zugleich beim Bauwesen angestellt waren, und somit sah man sich bald im Stande, den Rückstand der erwähnten Schuld abtragen zu können. Dieß ist allerdings eine seltene Uneigennützigkeit, die selbst unter Künstlern wenig Nachahmer finden wird. Bei dem Tode Jacobs I. bestätigte ihn der Nachfolger desselben, Carl I., in der ehrenvollen Stelle, welche ihm übertragen worden war und welche er selbst noch bis unter Carl II. bis zu seinem Tode zu bekleiden fortfuhr. Ihm hat man die Zeichnungen des Pallastes von Whitehall, so wie den Plan zu dem anatomischen Theater in London zu verdanken. Er hat auch die Capelle der Königin Catharina in dem Pallaste von St. James, die Kirche und den Markt von Coveet-Garden aufgeführt. Was die übrigen Werke dieses gelehrten Baukünstlers anbetrifft; so kann man darüber den Vitruvius Britannicus von Campbell nachschlagen. Seine Zeichnungen sind 1727 und 1744 von M. Kent und Isaak Ware herausgegeben. Jones hat sehr interessante Bemerkungen über die Baukunst des Palladio hinterlassen, welche derjenigen Ausgabe dieses Werks, die Leoni 1714 zu London besorgt hat, beigefügt worden sind.

Jones (Paul), erster Seekrieger von Nordamerika, wurde zu Selkirk in Schottland geboren und starb 1792 zu Paris. Er ließ sich in Amerika nieder und erhielt 1775 das Commando eines Schiffs, welches zu Hopkins Escadre gehörte. Im folgenden Jahre ward er vom Präsidenten des Congresses zum Seekapitain der vereinigten Staaten ernannt. In diesem Posten zeichnete er sich durch eine ungewöhnliche Tapferkeit und durch wahrhaft glänzende Thaten zu seinem größten Ruhme aus. An der Spitze von 30 Freiwilligen bemächtigte er sich des Forts von White-Haven, verbrannte die Schiffe, die sich in dem dortigen Hafen befanden, und vernagelte die Kanonen. Hierauf steuerte er nach dem Norden von Schottland und unternahm es, den Grafen von Selkirk aufzuheben. Wahrscheinlich würde sein Plan auch gelungen seyn, wenn der Zufall nicht gerade für den Augenblick den Grafen aus seiner Residenz entfernt gehabt hätte. Doch wußte er die Gräfin zu zwingen, ihm ihr sämmtliches Silberzeug auszuliefern, zu welcher Erpressung, die seinem eigentlichen Charakter widersprach, er von der Mannschaft seines Schiffs veranlaßt worden war. Bei seiner Rückkehr zwang er die Fregatte, der Drache, die Segel zu streichen, ob er gleich derselben an Mannschaft bei weitem nicht gewachsen war. Nach dieser Expedition, welche nur 28 Tage gedauert hatte, kehrte er in den Hafen von Brest zurück, wohin er mehr als 200 Gefangene mit sich führte. Jetzt wurde er zu einer andern Expedition gegen den Norden von Irland befehligt, zu welchem Zwecke ihm von Frankreich das Commando über drei Schiffe übertragen wurde. Mit diesen beunruhigte er die Küsten Irlands, verwüstete mehrere derselben und stieß auf die baltische Flotte, welche von einer Fregatte und einem Linienschiffe convoyirt wurden. Nach einem schrecklichen Gefechte eroberte Jones beide Schiffe, wofür ihm von Ludwig XIV., zum Zeichen seiner Zufriedenheit, der Verdienstorden und ein goldener Degen ertheilt wurde. Seine kriegerische Laufbahn endigte mit dem amerikanischen Kriege. Nachdem er in seinen Privatangelegenheiten eine Reise nach Holland gemacht hatte, starb er nach seiner Rückkehr zu Paris. Der Nationalconvent ernannte eine Deputation, die seinem Leichenbegängnisse beiwohnen mußte: er wurde auf dem Kirchhofe der Protestanten begraben. Dieser ausgezeichnete Seeheld hatte auch die Wissenschaften geliebt und ausgeübt: wir besitzen von ihm einen *Abriß der englischen Geschichte* und *Memoiren*, so wie noch verschiedene andere Werke.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, durchschneidet Palästina von Norden nach Süden und verliert sich in das todte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüste, und langsam wälzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts, und bei den heutigen Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chiria. Den religiösen Abwaschungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu, und für Juden und Christen ist er ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Joseph war als der spätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenstand der besondern Zärtlichkeit seines Vaters Jacob und des Neides seiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab und durch den Uebermuth, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften sie ihn, um sich seiner zu entledigen, an ismaelitische Sclavenhändler, durch welche er in das Haus Potiphars, eines der vornehmsten Staatsbeamten in Aegypten

kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter seines Herrn verwaltet, mildert seine Lage und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er sich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeugt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von nicht mehr denn 20 Jahren in Erstaunen setzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachsucht des verschmähten Weibes macht. Doch auch in dem Gefängnisse, wohin ihre Beschuldigungen ihn bringen, weiß er sich mit dem Vertrauen des Aufsehers bald einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, und die trostvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundschenken von einem Traume giebt, bahnt ihm den Weg zum glänzendsten Glücke. Denn nachdem der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräischen Knechtes, der ihn im Kerker den seinigen so glücklich und sicher gedeutet hatte. Joseph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit einer Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes durch 7 fruchtbare und 7 unfruchtbare Jahre, die Aegypten nach einander zu erwarten hätte, und giebt dabei so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volkes vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch den sie ausgeführt werden sollen. Die großen Verdienste, die er sich auf diesem Posten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt und Würde nach dem Könige und der Liebe des Volks sieht Joseph alle seine Wünsche befriedigt außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Aber auch diese will die Vorsehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theuerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen, aber ohne sich ihnen gleich zu erkennen zu geben, sucht er sie durch mehrere harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangene Unrecht zu bringen und ihre Gesinnungen zu erforschen, bis endlich sein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchst rührend ist dieß Erkennen und die Scene, wo Joseph den mit seiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wiedersieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern giebt und daher zwei Stämme, Manasse und Ephraim, das Andenken Josephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Interesse so große Talente, so seltene Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Parthie in den mosaischen Schriften, und ob sie gleich jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glücks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist Joseph auch ein Lieblingsstoff der Kunst, gute und schlechte Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt, zahllose Poesieen und Romane haben meist ohne ihr Original zu verrathen die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt und erst neuerdings ist er in Mehulls Oper wieder auf die Bühne getreten und durch alle Zauber der Tonkunst verherrlicht worden. E.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser. Die Zeiten, wo dieser seltene und zu großen Dingen bestimmte Monarch die Welt betrat (am 13. März 1741) waren eben so kriegerisch, seine Staaten eben so unruhig, als da, wo sein brechendes Auge wieder Abschied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Besitzer von der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich die bayerische Armee den österreichischen Grenzen, und erst 7 Jahre darauf machte der aachner Friede dem Kriege ein Ende. So waren es dann Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, die Joseph statt der Wiegenlieder und Feenmährchen hörte, und vielleicht trugen diese dunklen Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen scheint. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug von nun an wahrscheinlich vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich natürlich oft begegnen; er gehorchte dann aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge und sah in dem Menschen nichts als den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm und der mißvergnügte Erzherzog bleiben mußte. Er verheirathete sich 1760 mit der Prinzessin Elisabeth von Parma und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon im zweiten Kindbette. Von seiner zweiten Gemahlin, der bayerschen Prinzessin Josephe, mit der er nicht so glücklich lebte, wurde er auch bald wieder durch den Tod getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph 1764 zum römischen König erwählt und ein Jahr später, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Krieges Veranlassung gehabt, aufmerksam auf den großen Gegner seines Hauses zu werden, ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf an: da er jedoch außer in dem Kriegswesen, das er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte, benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein, am 25. Aug. 1768 Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich geheim und vertraut, und man sah sie, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm gehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. Sie besprachen sich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oesterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebst drei Millionen Menschen ohne Schwertschlag bekam. Im Jahr 1777 reiste er nach Paris, wo er am 18. April ankam, verließ es nach 6 Wochen wieder und jedermann war von ihm entzückt. Als nun am Ende dieses Jahrs der Kur-

fürst von Bayern starb, so brach zwischen Oesterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus. Diesem machte Theresia, ohne Vorwissen ihres Sohns, ein Ende, indem sie mit Friedrich Frieden schloß. Als diese im Jahr 1779 gestorben war, trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. Vierzig Jahre alt, gesund, voll Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über eine vortreffliche Armee, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubte, ihn fürchten zu müssen. So kam es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es sey uns erlaubt, einige von den glorreichsten Thaten Josephs, wodurch er sich jedoch den Haß der Großen und der Geistlichkeit zuzog, hier kürzlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenlisten und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und zwischen Rom auf, und regulirte die Pensionen. Durch christliche Duldung war die jüdische Nation erhoben, die Leibeigenschaft vernichtet, und alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster eingezogen. Im Frühjahr 1782 hatte man den seltenen Anblick, den Papst Pius in Wien zu sehen, wo dieser geistliche Handlungen verrichtete und Segen austheilte, während Joseph fortwährend Klöster einzog, so daß 8 Jahre später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf; und ohne Ansehn der Person sah man Barone und Grafen, die sich zu Verbrechern erniedrigt hatten, mit Fesseln beladen die Straßen von Wien reinigen. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte der Schelde-Streit und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Bayern zu vertauschen. Der Fürstenbund entstand und Friedrich der Große starb, alles ohne große Folgen für den Kaiser. Im Jahr 1787 reiste er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als Joseph wieder nach Wien zurückgekehrt war, nahm eine Kette von Unglücksfällen ihren Anfang für ihn, wovon sein Tod das letzte Glied war. Die Niederlande brachen in einen Aufruhr aus; Joseph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9. Febr. 1788 erklärte Joseph den Türken den Krieg. Dieser schien zwar in den ersten Monaten eine günstige Wendung für die Oesterreicher zu nehmen; dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Sie zogen sich zurück und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, von den Anstrengungen des Geistes erschöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück seiner Armeen, im December krank in Wien an. Ob nun gleich im folgenden Jahre das Glück den österreichischen Waffen auf allen Schritten folgte, des Kaisers große Generale einen Sieg nach dem andern erfochten, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten, war während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele auf allen Seiten umlagert war. Mit dem November dieses Jahrs 1789 wurde nun das neue Steuergesetz eingeführt, ein Ge-

setz, das als die eigentliche Ursache aller, Joseph nachher betreffenden Unglücksfälle anzusehen seyn dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Losung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam noch, daß die Niederländer in dieser Zeit völlig in Aufruhr geriethen, sich für frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben und nur Luxemburg allein noch dem Kaiser überließen. Ob nun gleich dieser bereit war, in allem nachzugeben, so wiesen die Niederländer doch jeden gütlichen Vorschlag trotzig von sich zurück. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geglommen hatte, empörten sich um diese Zeit ebenfalls und verlangten ihre Rechte und alte Verfassung mit Nachdruck zurück. Nun erklärte Joseph zum Erstaunen von ganz Europa, im Januar 1790 alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben und zerstörte so mit einem Schlage sein mühsames Werk. Tyrol zeigte sich ebenfalls unzufrieden und Joseph eilte, auch dort wieder alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Wir wollen es nicht versuchen, mit Worten zu schildern, was die Nothwendigkeit, solche demüthigende Schritte thun zu müssen, auf Josephs Geist für Eindruck machte. Die Folge zeigte es: schon im Febr. 1790 merkte er mit Gewißheit, daß er sich mit großen Schritten dem Tode näherte, und am 20. Febr. Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joseph hatte einen wohlgebauten Körper von mittler Größe, der in allem Munterkeit und Feuer verrieth. Sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit und ehrte sie in jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sey, daß jeder rechtschaffene Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sey. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten dem Publikum zum Spazierplatz öffnen und über den Eingang eine Inschrift setzen, die, wäre sie aus dem Alterthum, die Bewunderung der ganzen Welt erregt haben würde: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer." Als man ihn einstens bat, den Prater nur für einzelne Stände zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und sagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern steigen und darin meine Tage zubringen." Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf." Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstherrscher in eigentlichem Verstande zu seyn und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder, für eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht plötzlich und mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er

wirken

wirken wollte, nicht die Kenntnisse und Erfahrungen besäßen, die er sich gesammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung deutlich geworden war, so sollte sie nun auch wirksam werden. Aber niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen, und Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch aus so unlautern Quellen führte ihn dann natürlich auf Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschließungen. Man wird unwillkührlich von dem Gefühle einer sanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und es doch nur so selten ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte und sie unglücklich machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Trost, aus den harten Schlägen des Schicksals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen und mit deren Hülfe er vielleicht alles wieder gut gemacht haben würde, was sein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, rasche Menschen lassen sich selten durch die Warnungen der Geschichte, oder durch den vorsichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen sie alles selbst versuchen. Joseph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige ist doch so schwer und so lang! Man denke sich ihn als einen sechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuern Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht vielleicht der beglückendste und glücklichste Regent der Erde geworden seyn? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden also, ihr Zeitgenossen, dem Helden, der in der Mitte seines Berufes gefallen ist!

Joseph Bonaparte, ward den 7. Jan. 1768 zu Ajaccio in Corsika geboren, und widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, Carl Bonaparte. Er begann die juristische Laufbahn als Abschreiber und Gehülfe eines berühmten Rechtsgelehrten; als aber seines Bruders Napoleon Glücksstern in Frankreich herrlich aufging, verließ Joseph Corsika, kam nach Frankreich, vermählte sich dort am 24. Sept. 1794 mit Marie Julie Klary, und wurde Kriegskommissair, Bataillonschef der Volontaires nationaux, Chef der Administration bei der italiänischen Armee, dann Ambassadeur zu Rom. Sobald Napoleon das Directorium gestürzt und sich durch Gewalt und Intrigue zum Oberconsul erhoben hatte, schob er am 15. Dec. 1799 seinen Bruder Joseph in das aus 100 Mitgliedern bestehende Tribunat. Dem verschlossenen, schlauen und mit den gewöhnlichen politischen Kunstgriffen noch aus seiner Advokatenlaufbahn wohlbekannten Joseph fehlte es keinesweges an Talenten sich geltend zu machen und seines Bruders hochfliegenden Planen wesentliche Dienste zu leisten. Er hatte dies schon im Jahr 1797 bei einer in Rom veranstalteten Insurrection bewiesen. Ihn hierzu noch mehr auf den rechten Platz zu erheben, war Napoleons angelegentlichste Sorge, und daher ernannte er ihn am 11. Oct. 1800 zum bevollmächtigten Minister beim Friedenscongreß in Lüneville. In dieser diplomatischen Qualität unterhandelte Joseph die Friedenstractaten von Lüneville, Morfontaine, Amiens und Paris. Er wurde auch in Gesellschaft von Cretet und Barnier gebraucht, um mit dem Cardinal Consalvi, dem Erzbischoff Spina, und dem Pater Caselli (als päpstlichen Abgeordneten) das am 15. Julius 1801 abgeschlos-

sene Concordat, vorzubereiten. Im Jahr 1804, als Napoleon die Kaiserkrone erwarb, sah sich Joseph schnell nach einander zum Staatsrath, Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel; dann zum Großoffizier und Mitglied des großen Raths der Ehrenlegion und der eisernen Krone; endlich selbst zum französischen Prinzen, Großwahlherrn von Frankreich und nächsten präsumtiven Erben der Kaiserkrone, erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen geschenkt zu haben, obgleich Lucian, seinem Ehrgeize noch weit wesentlichere Dienste geleistet hatte. Unterrichtete Personen, schreiben Joseph einen verschlossenen ächt italiänischen Charakter zu, behaupten jedoch, daß er von Natur nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr milde, schwach und für sich selbst keiner energisch-durchgreifenden Maaßregeln fähig, am wenigsten aber ein guter Soldat, oder einsichtsvoller Taktiker sey, obgleich er den Titel eines Lieutenants des Kaisers führe. Dessenungeachtet bestimmte ihn Napoleon, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel und erklärte dem Volke durch eine Proclamation vom 21. Febr.: des Kaisers Rache sey vollendet, die Abänderung der Dynastie Neapels für immer bestimmt, und die Nation werde in Kurzem die Wirkung der wohlthätigen Veränderung erfahren. Wirklich erschien am 30. März des Jahrs das kaiserl. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, sechs große Reichslehen darin errichtet und eine Million Franken von den Einkünften des Landes, für verdiente französische Militärs ausgesetzt wurden. Aber Joseph gelangte dadurch keineswegs zum ruhigen Besitze des Throns von Neapel. Der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal, die englischen Expeditionen von Sicilien aus u. die entschlossene, mit großer Rachsucht vergesellschaftete Widersetzlichkeit des neapolitanischen Volks selbst verkümmerten den Genuß der usurpirten Herrschaft gewaltig. Inzwischen war der neue Herrscher eben so fruchtbar an Decreten, welche Neapels alte Verfassung umwarfen, als sein kaiserl. Bruder, dessen glänzendes Vorbild überall befolgt wurde. So erschien schon in den ersten Monaten des Jahrs 1807 das die Ordensgeistlichkeit aufhebende Decret; so wurde unter Josephs Vorsitz, die am 18. März d. J. gestiftete Akademie der Alterthümer eröffnet, das Feudalsystem gänzlich abgeschafft und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Die Verschwörungen gegen die aufgedrungene Herrschaft dauerten indessen fort, und der Haß fand von Sicilien aus stets neue Nahrung. Im Anfang des Jahrs 1808, stattete der Minister des Innern einen Bericht über die Lage des Reichs ab, der höchst ruhmvoll für Josephs Regierung klang. Auch ward nun der Orden beider Sicilien, der aus 650 Rittern bestehen sollte, gestiftet, aber gerade in der Mitte einer als höchst wohlthätig gepriesenen Thätigkeit, rief Napoleons Machtwort den neuen Monarchen von Neapels Thron, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem durch alle Künste, Intrigue und Gewalt, die unglücklichen Bourbons damals gerissen worden waren. Joseph erließ am 23. Junius eine Abschiedsproclamation an das Volk von Neapel, und sanctionirte die neue, von ihm selbst entworfene Constitution des Reichs, dessen Zepter nun Joachim Murat, durch Napoleons Gunst erhielt. Nachdem Spaniens neue Constitution, zu Bayonne unter Napoleons Bayonetten von der Junta

bestätigt und beschworen worden, reiste Joseph mit großem Pomp nach der Hauptstadt Spaniens (von Bayonne ab) und hielt dort seinen feierlichen Einzug am 20. Julius. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange; denn ganz Spanien gerieth in Insurrection, und Duponts Unglück in Andalusien gebot, eiligst Madrid zu verlassen, um unter dem concentrirten französischen Heere bei Vittoria, Schutz zu suchen. Nach den mörderischen Schlachten bei Burgos, Esginosa, Tudela und Sommo-Sierra, fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in französische Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die eingeschüchterten Bewohner Madrids beugten sich noch einmal unter Napoleons Willen, indem sie den entflohenen Joseph nicht nur zurück erbaten, sondern ihm auch feierlich vor dem Altare der Hauptkirche beständige Treue und Gehorsam gelobten. Zum zweitenmale hielt also Joseph seinen feierlichen Einzug in Spaniens Hauptstadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen des Reichs; denn der Haß, die Erbitterung und der so tief gekränkte Stolz der Nation, konnten nimmer beschwichtigt werden. Die Schlacht bei Talaver de la Regna am 27. und 28. Jul. d. J. drohte Joseph wieder aus seiner Residenz zu verjagen; aber Wellington konnte, wegen Cuestas schlechter Mitwirkung, und Venegas Niederlage bei Almonacir, den erfochtenen Sieg nicht benutzen. Joseph kehrte daher nach Madrid zurück, nahm nun im Geiste seines Bruders ungleich strengere Maaßregeln zur Behauptung des Throns, und war glücklich genug durch die am 18. Nov. d. J. bei Occana gewonnene Schlacht, sich selbst den Weg zur Eroberung des südlichen Spaniens, welches bisher unangetastet geblieben, zu eröffnen. Im Anfange des Jahrs 1810 ward wirklich Andalusien erobert. Joseph hielt seinen feierlichen Einzug zu Sevilla, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle französische Berichte verkündigten damals das baldige Ende des spanischen Krieges. Dennoch jagte im folgenden Jahre Wellington die französischen Armeen aus Portugal, und Kadix konnte nicht erobert werden. Die Guerillas wütheten dabei in allen Provinzen, und selbst vor den Thoren von Madrid, wo Joseph wie ein Staatsgefangener lebte. Im Jahr 1812 trieb ihn Wellingtons Sieg bei Salamanca zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. auch zum drittenmale dahin zurück; allein die Unglücksfälle des Jahrs 1813 und besonders der Sieg bei Vittoria, machte seinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachsetzenden englischen Dragonern mit Lebensgefahr. Er lebte seitdem in Frankreich zu Morfontaine, commandirte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, und bewies in den letzten Tagen des März große Unentschlossenheit. In dem mit der Bonapartischen Familie, am 12. April 1814 zu Fontainebleau abgeschlossenen Vertrage wurde ihm ein jährliches Einkommen von 500,000 Fr. zugesichert, da er sich dann in die Schweiz begab, und auf dem Gute Promgins im Waadtlande, das er um 450,000 Fr. gekauft hatte, privatisirte. Als Napoleon im März 1815 wieder kam, um den verlorenen Thron abermals zu usurpiren, erklärte Joseph der Tagsatzung in Zürich, daß er an dem Unternehmen seines Bruders keinen Antheil habe, und bereit sey sich anderswo niederzulassen, wenn man seinen Aufenthalt im Waadtlande für bedenklich halte; aber wenige Tage später verschwand er, und am 24. März war er schon in Paris, wo er den Pallast Elysee Napoleon bewohnte. Nach Napoleons zweitem Sturze hatte er das Glück zur See zu entkom-

men, da er sich dann nach Neuyork begab, wo er sich, im Besitze großer Reichthümer, noch befindet. Seine Gemahlin blieb auch nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbons in Paris; aber das ihr, in Gemäßheit des Amnestiegesetzes, erklärte Mißfallen der Regierung mit ihrem dortigen Aufenthalte vermochte sie 1816 abzureisen, und sich in der Nähe von Frankfurt a. M. niederzulassen.

Josephine Tascher de la Pagerie, erste Gemahlin Napoleon Bonaparte's, Tochter des Herrn de Lapagerie und dessen Ehefrau, Charlotte, geborne Andiffredy, wurde zu Martinique den 24. Junius 1764 geboren, und vermählte sich zum erstenmale mit dem ehemaligen Vicomte Alexander Beauharnois, der gleichfalls auf Martinique geboren, Mitglied und Präsident der constituirenden Versammlung, und nachher General en chef der Rheinarmee war. Er wurde aber im Jahr 1794 destituirt, und auf den Spruch des Revolutionstribunals, in Paris den 23. Jul. d. J. guillotinirt. Seine Gemahlin Josephine, fiel nun auch den Mordbuben in die Klauen, und wurde ins Gefängniß geworfen, wo, wie man sagt, Bonaparte mit ihr zuerst bekannt geworden seyn soll. Bald nachher kam sie unter die Protection von Barras, und war, nach dem Sinne des sittenlosen Frankreichs, seine gute Freundin. Dieß hielt jedoch Bonaparte nicht ab, sich um ihre, mit einem sehr bedeutenden Vermögen verbundene Hand, zu bewerben, wodurch er zugleich Barras, damals höchst entscheidende Protection zu gewinnen hoffen konnte. Madame Beauharnois wurde ihm wirklich den 8. März 1796 zu Theil, und zugleich erhielt er das Commando der italiänischen Armee. Man will wissen, daß Josephine zu ihrem zweiten Gemahle wahrhaft zärtliche Zuneigung gefaßt, und ihn aus Liebe geheirathet habe. An seinem Glanze ließ er sie freilich genugsam Theil nehmen; sie durchzog mit ihm im Triumphzuge die eroberten italiänischen Staaten, und empfing allenthalben die Opfer der demüthigen Sclaverei; auch erhob Bonaparte sie im Jahr 1804 mit auf den Kaiserthron, und ließ sie am 2. Dec. d. J. feierlich als Frankreichs Kaiserin krönen. Seinen jähzornigen und höchst impetuösen Charakter mußte sie dessenungeachtet mehr als zu häufig schmerzlich erfahren, wofür sie sich nur durch die, ihr von allen Seiten zuströmenden reichen Geschenken derer, die durch ihre Protection irgend ein ersehntes Ziel zu erreichen hofften, schadlos halten konnte. Mit ihrem ersten Gatten, hatte sie einen Sohn, den im Jahr 1781 geborenen Monsieur Eugen Beauharnois, und eine Tochter, die am 10. April 1783 geborene Demois. Hortensie Cecilie Beauharnois, erzeugt; aber ihre zweite Ehe blieb kinderlos. Vielleicht war dieser Umstand Mitursach, daß Napoleon auf Trennung von ihr, dachte; sie konnte und durfte sich seinem souveränen Willen nicht widersetzen. Die Wahrhaftigkeit ihrer Erklärung am 13. Dec. 1809: „Ich muß erklären, daß, da mir keine Hoffnung bleibt, noch Kinder zu bekommen, welche die Bedürfniß der Politik meines Gemahls und das Interesse Frankreichs befriedigen können, ich ihm gern den größten Beweis von Attachement und Ergebenheit geben will, der je auf Erden gegeben worden ist'' u. s. w., wird schwerlich allgemeinen Glauben finden. So ward dann die Ehe am 16. Dec. 1809 getrennt, was auch kirchliche Ordnung, deren Stimme man zu beschwichtigen wußte, dagegen einzuwenden haben mochte. Josephine behielt den Titel und Rang einer gekrönten Kaiserin Königin, dazu einen Jahrgehalt von zwei Millionen Franken aus dem

Staatsschatze, und obenein zur Residenz, das Schloß Laeken bei Brüssel. Man hat zwar geglaubt, sie habe einen starken Anhang in Frankreich, der ihre Verstoßung einst rächen würde, aber man hat nichts von Unruhen dieser Art vernommen, vielmehr lebte sie fast vergessen, war noch Zeugin der großen Veränderungen in Frankreich, und starb nach einer kurzen Krankheit am 30. Mai 1814. zz.

Josephus Flavius ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jerusalem aus dem Priesterstande geboren und gab schon in der frühesten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu erkennen. So ward er späterhin die Zierde der pharisäischen Secte, zu deren Anhängern er sich bekannte. Zu Rom, wohin er eine Reise unternommen hatte, wußte er sich die Gunst Nero's und der Kaiserinn Poppea zu verschaffen. Als er nach Judäa zurückgekehrt war, ward ihm dort das Commando der jüdischen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Vestung Jotapat während 7 Wochen von Vespasianus und Titus eine Belagerung aushielt. Vielleicht hätten sich diese noch endlich gezwungen gesehen, die Belagerung aufzuheben; wenn nicht die Vestung selbst am 1. Jul. 69 durch Verrätherei eines Juden erobert worden wäre. 40,000 Einwohner wurden niedergehauen und 1200 zu Gefangenen gemacht. Josephus hatte sich in einer Höhle versteckt, wo er jedoch bald entdeckt und Vespasian ausgeliefert wurde. Dieser wollte ihn so eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, Josephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Vespasian noch einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst zu verschaffen und in Freiheit gesetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung vor Jerusalem gezogen war, seine Landesleute aufzufordern, die Gnade der Römer anzuflehen und sich diesen zu ergeben: weit entfernt aber, daß die Juden diesen weisen Ermahnungen hätten Gehör geben sollen, belohnten sie ihn einstens, wo er nahe unter den Mauern der Stadt sich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, der ihn fast todt zur Erde streckte und ihn den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer nicht schleunig Anstalt gemacht, ihn den Händen seiner wüthenden Landesleute zu entziehen. Nach der Eroberung Jerusalems begleitete er den Kaiser Vespasian 71 nach Rom, wo er sowohl von diesem, als von dessen Sohne und Nachfolger Titus mit Auszeichnung behandelt wurde. Zur Dankbarkeit nahm Josephus den Familiennamen des Vespasianus, Flavius, an und schrieb darauf seine Geschichte der jüdischen Kriege in 7 Büchern zuvörderst syrisch, dann griechisch, ein Werk, dessen lebhafter und edler Styl es unter allen griechischen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten bringen, weswegen der heilige Hieronymus den Josephus auch den griechischen Livius nennt. Gleich dem lateinischen Livius hat er, außer den Schönheiten desselben, auch seine Mängel: er ist nämlich zu weitschweifig in den Reden und zu übertrieben in den Erzählungen. Seine jüdischen Alterthümer in 20 Büchern sind ebenfalls vortrefflich geschrieben; doch werfen die Christen diesem Werke vor, daß es theils die Wunder Christi entstelle, theils auch alles dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als scharfsinniger Politiker deutete er die Wahrsagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher gegen Apion enthalten kostbare Fragmente von alten historischen Schriftstellern, und sind, wie der Titel besagt, gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke

ist die von Havercamp, Amsterdam, 1726, in 2 Foliobänden, griechisch und lateinisch.

Jourdan (Jean Baptiste), jetziger Reichsmarschall von Frankreich, ward 1762 zu Limoges geboren, wo sein Vater ein Chirurg war, und trat schon 1778 in das Militär, welches er jedoch 1784 verließ um zur Handlung überzugehn, der er sich noch beim Anfang der Revolution gewidmet hatte. Er ward zum Chef der Nationalgarde und 1791 zum Commandanten des zweiten Bataillons Haute-Vienne ernannt, welches er darauf zur Nordarmee führte. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral, und zwei Monate darauf auch zum Divisionsgenerale ernannt. Er gewann im Juni 1794 die berühmte Schlacht bei Fleurus, und wurde dadurch Herr von den Niederlanden. In dem berühmten Feldzuge von 1796 rückte er, während Moreau in Schwaben und Baiern operirte, an der Spitze der Sambre-Maas-Armee, vom Niederrhein an den Main vor, und trug seine Waffen, durch Franken, bis in die Oberpfalz. Aber von dem Erzherzoge Karl erst bei Oeiningen und dann bei Würzburg geschlagen, zog er sich wieder an den Niederrhein zurück, welcher Rückzug für ihn selbst die üble Folge hatte, daß er abgesetzt wurde und Bournonville an seiner Stelle das Commando übernehmen mußte. Jourdan besaß das volle Zutrauen seiner Soldaten, und war im Siege eben so bescheiden, als standhaft im Mißgeschick. Die gänzliche Indisciplin, welche bei seiner Armee eingerissen war, veranlaßte die Gräuelthaten, welche diesen Rückzug der Franken bezeichneten; und Jourdan vermochte es nicht, die Bedrängten durch sein Ansehn vor der Wuth der Soldaten zu schützen. Er rechtfertigte in Paris sein Betragen, trat vom Kriegsschauplatze ab und kehrte nach Limoges, seiner Vaterstadt, in den Privatstand zurück. Im März 1797 wurde er von dem Departement von Haut-Vienne zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt und bei seinem Eintritte mit lautem Beifalle empfangen. Unveränderlich fest hielt er an der Republik; zweimal wurde er zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert erwählt und machte sich auch als solcher um die Republik hoch verdient. Er war es, der das berühmte Gesetz der Conscription in Vorschlag brachte. Hierauf ward er durch ein Decret des Directoriums zum Befehlshaber der mainzer Armee ernannt, welche sich nach dem Oberrhein hinziehen sollte. Jourdan ging am 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Karl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geschlagen und mußte sich zurückziehen. Am 10. April ward er darauf durch Massena abgelöst. Jourdan, welchem das Directorium die verschiedenen Unfälle, durch welche Frankreich im J. 1799 in eine ziemlich mißliche Lage versetzt wurde, zur Last legen wollte, kam selbst nach Paris, um sich seinerseits über das Directorium zu beschweren: er bewirkte damit zwar freilich nicht viel, ward aber doch wieder zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert erwählt. Nach der großen Revolution des 18. Brumaire (9. Nov.), (der er sich widersetzte, weswegen man ihn nicht allein von dem gesetzgebenden Körper ausschloß, sondern sogar zur Arrestation verurtheilte,) ward er im Juli 1800 zu diplomatischen Geschäften in Piemont, 1802 als Staatsrath und in der Folge, 1803, wieder als Chef zur italiänischen Armee berufen, wo er dann, im folgenden Jahre zum Reichsmarschall ernannt, dem Staate sich aufs neue durch seine eifrigen Dienste wichtig machte. Im J. 1806 ward er unter König Joseph Obergeneral im Königreiche Neapel und ging 1808 nach Spanien ab, wo er als Majorgeneral diente und dem König Joseph

zur Seite gegeben war, dann aber, nachdem er gegen Ende des J. 1813 die berühmte Schlacht bei Vittoria gegen Wellington verloren hatte, von Soult abgelöst wurde und sich nach Rouen zurückzog, wo er sich im März 1814 schnell für Ludwig XVIII. und die neue Ordnung der Dinge erklärte. Der König verlieh ihm später „zur Belohnung seiner Verdienste" den Grafentitel, so wie er auch seine Stelle als Gouverneur der 15. Militärdivision behielt, und in dieser Eigenschaft fortfuhr, in Rouen zu wohnen. Bei Napoleons Wiederkunft blieb er in Frankreich, erschien am 25. März bei dem Lever des Usurpators, und schwur ihm am 9. Apr. den Eid der Treue. Napoleon nahm ihn unter die Mitglieder der Pairskammer auf, und übertrug ihm den Oberbefehl über die Rheinarmee, welche damals gebildet werden sollte, so wie die Gouverneursstelle in Besançon. Sobald er hier die Nachricht von dem Wiedereinzuge des Königs in die Hauptstadt erhielt, erklärte er seine Unterwerfung, und ermahnte die Einwohner der Franche Comté in einer Proclamation, in ehrerbietiger Erwartung der königlichen Befehle, ruhig und einig zu bleiben. Sein Betragen hatte für ihn keine nachtheiligen Folgen. Er behielt seine Titel und Würden, und als im Januar 1816 die Militärgouverneursstellen aufs neue besetzt wurden, ward ihm die 7te Division zu Theil.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man theils ein Tagebuch überhaupt, theils insbesondere ein Tagebuch über Ausgaben und Einnahmen jeder Art, am häufigsten aber im gemeinen Leben periodisch erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur vorzügliche Unterstützung findet, England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande sind es vornehmlich politische Zeitschriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn sich gleich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der französischen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, so zeigt doch die große Zahl neu entstandener und glücklich mit einander wetteifernder politischer und sonstiger gemeinnütziger Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Aeußerung einige Zeit durch die Schrecknisse einer tyrannischen Gewalt unterdrückt war. Der Nutzen der Journale ist mannigfaltig beurtheilt. Freilich läßt sich nicht wohl leugnen, daß sie durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände leicht von ernsthaftem Betreiben der Wissenschaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrengte wissenschaftliche Beschäftigung hervorbringt, daß dadurch eine höchst verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann, so wie z.B. in Frankreich, die Bildung eines beträchtlichen Theils der sogenannten großen Welt, sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Dagegen muß man sich aber auch durch das so oft gehörte Geschrei gegen Zeitschriften nicht verführen lassen, den großen Nutzen zu verkennen, den Institute dieser Art, (wobei jedoch kaum bemerkt zu werden braucht, daß hier nur von den besseren die Rede ist,) gehabt haben und immer haben können. Es ist unstreitig keineswegs in Abrede zu stellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Cultur unter allen Klassen der Nation sehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntnisse in Umlauf gekommen und der öffentliche

Geist oft auf eine sehr kräftige Weise geweckt und geleitet worden sey. So dienen bekanntlich Zeitschriften und Journale in England, so gegenwärtig in Deutschland. Daß sie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeschmackter Meinungen mißbraucht werden können, das hat leider das Beispiel von Frankreich nur zu sehr bewiesen. C. Z.

Jouy, ein Flecken mit 500 Einwohnern und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, ist wegen der dortigen Cattunfabrik berühmt, welche 1200 Arbeiter ernährt. Diese Fabrik ist im J. 1760 von Oberkampf gegründet und hat nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht. Der Cattun, welcher aus derselben hervorgeht, empfiehlt sich besonders durch seine schönen und dauerhaften Farben und ist fast durch ganz Europa unter dem Namen: Toiles de Jouy, bekannt.

Joyeuse Entree hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten diese Privilegien daher, weil die Herzöge sie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punct war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seyn sollte.

Jubiläum, s. Jubeljahr.

Jubeljahr oder Halljahr (s. d. Art.) war in der jüdischen Verfassung jedes 50ste Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römische Kirche ergriff die Idee einer solchen allgemeinen Versöhnungsepoche, und der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten sollten. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350 jedes 50ste, dann Urban VI. 1389 jedes 33ste und endlich Paul II. 1470 jedes 25ste Jahr zu einem Jubeljahr zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiedenen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinns dieser Provinzialjubiläen in die römische Kammer floß. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet, und letzterer blieb seit dem 16ten Jahrhundert der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indeß diese Einkünfte merklich und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg. Feste von individueller Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte seit ihrer Stiftung, Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung und Eheleute durch ihre goldne Hochzeit feiern. E.

Juchten (Juften) sind eine Art von Leder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe, sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sey.

Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit denselben treiben. Der Name soll von Jufte (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zusammengenäht werden.

Judäa, s. Palästina.

Jude, der ewige, ist eine poetische Person aus der alten Volkssage, deren Entstehung sich auf eine durch Ueberlieferung bekannte Scene aus der Passionsgeschichte gründet. Als der Heiland auf seinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Juden Ahasverus, so nennt ihn die Sage, ruhen wollte, stieß dieser ihn weg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiedert ihm mit stillem Blick: du sollst nun wandern auf Erden bis ich wiederkomme. Erst nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer sind, kömmt der bestürzte Jude zu sich selbst, und getrieben von Reue und Sehnsucht wandert er auf Geheiß des Herrn seitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort und hat bis auf diesen Tag sein Grab nicht finden können. Diese Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte verdammt zu seyn, war bedeutsam genug, um die christlichen Dichter anzuregen. Mehrere haben sich nach dem Vorgange der Legende an diesem Stoffe versucht. Unter den neuern behandelt ihn A. W. Schlegels Romanze, die Warnung, in seinem Musenalmanach auf 1802, und Göthe giebt im dritten Theile seines Lebens eine mit Geist und Humor componirte Skizze zum Besten, in der Ahasverus als ein sokratisirender Schuster zu Jerusalem erscheint, der sich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verständigkeit entgegenstellt und dafür verwünscht wird, sich so lange in der Welt, die ihm die einzige ist, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen seyn würde. Wir mögen nun entweder nach dieser ingeniösen Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmlische und Heilige unempfänglichen Sinnesart der sogenannten Verstandesmenschen erkennen oder ihn im Sinne der christlichen Legende als den Repräsentanten seines in alle Gegenden der Erde zerstreuten, nirgends recht einheimischen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetischen Gebrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen. L.

Juden werden die Hebräer nach dem babylonischen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieses Volks während der Gefangenschaft in den mittleren und östlichen Provinzen der persischen Monarchie ansässig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien meist von den Stämmen des alten Königreichs Juda mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück und gründeten einen neuen von den Persern abhängigen doch im Innern der Leitung eigner Hoherpriester und Aeltesten nach der mosaischen Constitution überlassenen Staat in Judäa. Jerusalem, der Tempel und die Ackerstädte des Landes wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Moses, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek, aus der der Kanon unseres A. Testaments entstanden ist, gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritischen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften und für jeden Ort einzelne Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und zur Bildung des Volks, gestiftet. Doch alle diese Anstalten, durch die Esra und Nehemia die Wiederhersteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Mosaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geist dieser Gesetzgebung gehörte einer andern Zeit

und andern Verhältnissen an, die neuern Juden konnten nur den Buchstaben davon festhalten und sich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen, und ob sie gleich im Sturze der persischen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherrn um die Oberherrschaft verwickelt wurde, blieb ihr Schicksal doch immer erträglich genug. Ptolemäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte ihre Sonderbarkeit und gab der jüdischen Colonie, die er nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um so übler bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen den ägyptischen und syrischen Königen 197 v. Chr. auf die Seite der letzteren schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute, und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, unternahm Antiochus IV. sogar, um sie den übrigen Bewohnern seines Reiches in allem gleich zu machen, die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet, aber das Volk hieng noch mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des mosaischen Cultus. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Mosis abgefallen wären. Vergebens wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet, gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug Judas die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Cultus 165 v. Chr. wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrcans Regierung, auch entstanden unter ihm die Secten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobolus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an und von außen schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des davidischen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Aristobolus Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen.

Die Krone wird nach dem Tode der nur von Pharisäern regierten Königinn Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Aristobolus streitig, ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwohl vom Aristobul beschenkt, eroberte 63 v. Chr. Judäa nach römischer Politik für den schwachen Hyrcan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wurde Hoherpriester und Ethnarch und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wieder herzustellen, die römische Uebermacht hält das Volk in Fesseln, und ein falscher Freund Antipater aus Idumäa drängt sich als römischer Procurator in Hyrcans Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbstständigkeit streben, wirbt Herodes Antipaters Sohn in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobuls II. Sohn, der sich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, wird 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eignen Familie verübte, so wie die fortdauernden Bedrückungen der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl eines allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlosen Ceremoniendienst aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger, noch die Anschläge der Pharisäer vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Trost, den sie noch an den alten messianischen Weissagungen hatten, brachten sie sich durch ihren Unglauben gegen den, der sie erfüllte. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt, und von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk 66 nach Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staates endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 n. Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, was von den Einwohnern nicht umkam zu Sclaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es giebt keinen Gräuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieser Katastrophe erfahren mußte. Gleichwohl konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehreren vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Uberreste hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Energie ihres Religionseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte und die Dauer ihrer Natio-

nalität sicher stellte. Judengenossen (Proselyten die zum Judenthume übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babylonischen Exil Zurückgebliebenen sich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Colonieen, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitze des Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften sie sogar zu einem neuen Tempelbau in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem Anstalten machen, und obschon dieß Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem in Tiberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines in Tiberias für die westlichen Juden bis 415, das andre in Babylonien für die östlichen bis 1038 bestand, feste Stützpunkte, und an ihren blühenden Akademieen im Orient Pflanzschulen ihrer durch mannichfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testament, welche um 200 vom Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet und um 500 vollendet und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Es verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind. Während des Verfalls der Cultur in Europa blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten nicht nur ihre Existenz sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehn verschaffte. Sie bemächtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht selten in wichtigen Aemtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7ten Jahrh. die Intoleranz der Christen über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder empor kommen. Denn meist war ihr Wucher und die Habsucht der Christen mehr als Religionshaß die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Am glücklichsten lebten sie unter den Muhamedanern und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlstandes und ihrer Gelehrsamkeit. In den Städten von Frankreich, Deutschland und Italien räumte man ihnen seit dem 11ten Jahrh. eigne Gassen und geschlossene Plätze (noch jetzt Judengassen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tausende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeschlüsse und landesherrliche De-

crete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenusse der bürgerlichen Rechte der Christen und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Einheimisch, ansäßig, irgend einer christlichen Zunft oder Innung zugethan, sollten sie nirgends seyn, sondern nur gegen Erlegung gewisser Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die sie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieses precären Vertrags zu erkaufen. In Deutschland wurden sie als des heil. römischen Reichs Kammerknechte oder Leibeigene d. Kaisers (s. d. A.) geschützt. Ihre Bekehrung zum Christenthume konnte bei einer so inconsequenten Behandlung nicht gelingen, zwar gaben sie bisweilen, wie besonders am Ende des 15ten Jahrh. in Spanien und Portugal, der Gewalt nach und ließen sich in Masse taufen, war aber der Sturm nur vorüber, so sah man sie wieder in den Synagogen. Ja sie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, dessen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erscheinen mußte, wohl auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und schriftmäßiger sey. Daher und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfassung ist erklärlich, wie viele öffentlich zum Christenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Christen heißen, zu adlichem Range, ja selbst zu hohen geistlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas andres zu seyn als Juden, die die mosaischen Gebräuche gewissenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugiesische Judenschaft ist wegen ihrer Verbindung mit diesen heimlichen Anhängern vorzüglich angesehen und im Besitze bedeutender Ländereien; die holländischen Juden waren sonst durch unermeßliche Reichthümer so wie durch eine gewisse Rechtlichkeit ausgezeichnet; die polnischen und russischen, jetzt die zahlreichsten unter allen, hatten sich ehedem fast alles Handels, der Gastgerechtigkeiten, des Bier- und Branntweinschanks, ja hier und da sogar der Postanstalt bemächtiget; den deutschen blieb bei dem Wachsthum der deutschen Handelsstädte und Innungen meist nur die Nachlese des Kleinhandels. Gleich sind sich die Juden aber unter allen Himmelsstrichen, ihre Beschränkung auf Gewerbe, die mehr List und Gewandtheit als ausdauernden Fleiß erfordern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche sie so oft ein Gegenstand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edlen, die sich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philosophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moses Mendelsohn, Moses Kuh u. s. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Christen als ihrem Volke an. Das Gros der Juden durch ein unstätes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Christen gezwungen, konnte nicht Sinn für die edlen Gedanken und Gefühle haben, die den Menschen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude sich durch die Künste des Betruges und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. begann man neben andern Menschenrechten auch die der Juden anzuerkennen; philantropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache und auch zum Theil durch den guten Willen einiger Regierungen zur Ausführung; indeß mit geringem oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige kleinere Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen, am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu lassen und nützliche Handwerke zu treiben oder gar in die Reihen der Krieger zu treten. Doch diesem letzten Schicksale konn-

ten sie im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein andrer Erfolg bekannt geworden, als daß diese Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten, auch erklärte ein kaiserliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für französische Bürger, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden, aber zur Conscription wurden sie dennoch alle gezogen. Ernstlicher waren die Fürsten des Rheinbundes bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Cassel sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen am westphälischen Hofe beliebter Präsident Jacobssohn im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels zu Seesen in Westphalen veranstaltete. Weniger schimmernd, aber sorgfältiger und nachhaltiger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Oesterreich, und im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa ohne ihre Religion zu verleugnen jetzt mehr als je einer Anschließung an christliche Sitte und Bildung entgegen, während ihre Glaubensgenossen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen und selbst in dem einzigen bis diesen Tag bestehenden jüdischen Staate der Falaschas im Westen von Habesch (vergl. d. Art. Habesch) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. Seit kurzem haben sich wieder mehrere Stimmen in Deutschland, zum Theil mit intoleranter Härte und Heftigkeit, gegen die Möglichkeit der bürgerlichen und moralischen Besserung der Juden erklärt. Während das Theaterstück: Unser Verkehr, das, trotz seines ästhetischen Unwerths, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde, ihren Charakter dem Lachen und der Verachtung preis gab, suchten Rühs und Fries in ernsthaft untersuchenden Schriften die gänzliche Unverbesserlichkeit desselben darzuthun. Doch fanden die Juden auch einige Vertheidiger, unter denen besonders Ewald beachtet zu werden verdient. E.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manastabal, eines natürlichen (nach andern, rechtmäßigen) Sohns des Masinissa, welchen dieser mit einer Beischläferinn gezeugt hatte. Als Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder und, nach dem Masinissa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben so sorgfältige Erziehung, wie die beiden eigentlichen Söhne des Micipsa, Adherbal und Hiempsal. Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Statt sich den weichlichen Beschäftigungen der Jugend oder einem üppigen Leben zu überlassen, wandte er vielmehr seine Zeit dazu an, sich die einem Krieger nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, worin er bald alle Jünglinge seines Alters übertraf, weswegen ihm auch Micipsa anfangs sehr gewogen war. Bald aber begann dieser, von einem so unternehmenden Geiste, wie Jugurtha, für seine eigenen Kinder, die weit jünger waren, alles zu befürchten, und beschloß daher, ihn auf irgend eine schickliche Art sich vom Halse zu schaffen und ihn deshalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn, z. B., mit einer Armee den Römern zur Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch seine Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Schon vorher hatte er sich die Zuneigung aller Numidier zu verschaffen gewußt; jetzt, nach seiner Zurückkunft,

beteten sie ihn beinahe an, und selbst Micipsa änderte seine Gesinnung gegen ihn, und suchte durch Güte ihn an sich zu fesseln. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen beiden Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Noch auf seinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen und seinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige ganz so, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich damals schon den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen, und es gelang ihm, den Hiempsal in der Stadt Thirmida zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sey, schickte er auch Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch wirklich über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte sich für Jugurtha, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigten wußte Jugurtha ganz für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal blos für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen seines Antheils feindlich einfiel und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Allein Adherbal blieb schlechterdings bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen; so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einer zahlreichen Armee in die Länder des Adherbal ein, und nöthigte diesen nun mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Armee fast ohne allen Widerstand geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot sich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu übersenden, worin er seinen unglücklichen Zustand schilderte. Dennoch verhinderten die Freunde Jugurtha's, daß man keine Armee, sondern wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. So kam es, daß der Zweck dieser Sendung abermals nichts entschied, sondern daß vielmehr Adherbal der Willkühr seines Feindes überlassen wurde. Dieser belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, und nöthigte Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn in Verhaft nehmen und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That Jugurtha's siegte endlich bei dem römischen Senate über die Bestechungen desselben. Das Volk verlangte nun selbst, daß man ernstliche Maaßregeln gegen ihn nähme, und der Senat beschloß, mit dem folgenden Jahre den Krieg anzufangen. Dieser Krieg wurde dem Consul L. Calpurnius Piso aufgetragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrn-Talenten die niedrigste Habsucht verband, und es sich daher zum Zwecke machte, durch diesen Krieg seinen Beutel zu füllen. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze

nicht gespart hatte, unerwartet sehr vortheilhafte Bedingungen. Er behielt Numidien und lieferte der Republik blos eine gewisse Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man sehr mißvergnügt über diesen Frieden, und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Da man ihm sicheres Geleit versprochen hatte; so stellte er sich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf seine Seite zu bringen. Als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringste beschliessen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom selbst so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruder des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen worden war; so erhielt er blos Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albinus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha, der durch leere Versprechungen von Unterwerfung den siegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten wußte, machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals was entschieden wurde. Gleich nach der Abreise des Consuls war Jugurtha sogar glücklich genug, dem Bruder desselben, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage zuzubereiten, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen und seine Armee unter dem Joche durchgehen zu lassen. Dies war Ursache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte nun den Jugurtha in einem Haupttreffen, und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen und sich den Römern zu ergeben, änderte er plötzlich, aus Furcht, diese möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, seinen Entschluß, und wollte noch einmal das Aeußerste wagen. Er sammelte daher seine letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus seinen Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch seine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber noch vor des Marius Abreise von Rom wäre Jugurtha beinahe durch die Verrätherei des Bomilcar, eines seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn fast nöthigte, aus seinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entschluß, die Gätulier und den mauritanischen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seiner neuen Armee sich im offenen Felde zu zeigen und die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Mulucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überliessen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigsten Freude. Da sie aber, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab, und schlugen sie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher thaten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing

empfing sie so tapfer, daß beinahe ihre ganze Armee von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Scylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich sogar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Scylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. Der Krieg war nun beendigt, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und dessen beiden Söhnen. Nachdem dieser bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach sechs Tagen des Hungertodes gestorben seyn soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sey gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venustum.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß große Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr ausgebildeten Geist. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antyllus, versprochen. Da aber diese Verbindung nicht zu Stande gekommen war, so heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen diese von ihrem ersten Gemahle bekommen hatte. Als dieser bald darauf verstorben war, ward sie die Gemahlin des M. Vispanius Agrippa, welchem sie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls führte sie eine so ausschweifende Lebensart, daß dieser darüber keinen geringen Kummer empfand. Da Agrippa bereits bei Jahren war, so überließ sich Julia den Umarmungen aller jungen Männer Roms. Nach ihrer Meinung brauchte sie ihrem Gemahle nur in so fern treu zu seyn, als sie ihm kein fremdes Kind in die Ehe brächte. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifungen; August allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte sie ihr Vater mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich nun aber durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Tiberius, der eben so wenig Zeuge, als Ankläger derselben beim August seyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlassen. Ihre Schaamlosigkeit vermehrte sich nun von Tag zu Tag immer mehr, und ging am Ende so weit, daß sie jeden Morgen der Statüe des Mars so viele Kronen aufsetzen ließ, als so oft sie sich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren lassen. Ihre Ausschweifungen konnten am Ende auch selbst ihrem Vater nicht länger verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs gar umbringen lassen; milderte jedoch nachher dieß Urtheil, und verbannte sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, wohin sie ihre Mutter Scribonia begleitete. Er war auch so unerbittlich gegen sie, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern, und sie von der Insel auf das feste Land nach

der Stadt Rhegium zu schaffen. Nach Rom durfte sie jedoch nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr Schicksal sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viele Zärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie blos die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch sogar die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Julius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen Apostata gaben, Sohn des Julius Constanz, Bruders von Constantin dem Großen, und Basilinens, seiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Präfecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Constantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Personen seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constantin II., seines Onkels, eines Sohnes von Constantin dem Großen, ermordet wurden. Er selbst und sein jüngerer Bruder Gallus entgingen nur mit Mühe dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; und seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Die Erziehung beider Prinzen wurde dem Eusebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog sie im Christenthume, einer Religion, die damals am Hofe der Kaiser noch neu war. Man ließ sie sogar in den priesterlichen Stand treten, um sie vom Throne zu entfernen: sie wurden zu Vorlesern in ihrer Kirche erwählt. Diese Erziehung machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an sich selbst schon sehr verschieden war. Gallus, der jüngere Bruder, wich nie vom Christenthume, und erwarb sich dadurch das Lob der Kirchenschriftsteller. Nichts destoweniger ergab er sich, als er zu der Würde eines Cäsars und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausschweifungen und den ersinnlichsten Grausamkeiten. Er faßte sogar, wie man sagt, den Entschluß, den Kaiser Constanz vom Throne zu stoßen, welcher ihn dafür zum Tode verurtheilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an seiner Familie ausgeübt, so wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn seine Jugend hatte zubringen lassen, um desto lebhafter gefühlt. Er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie, und überließ sich demselben mit Anstrengung. Er war 14 Jahr alt, als er nach Athen ging, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer, insbesondere des Philosophen Maximus, genoß. Hier ward er bestimmt, der Religion derjenigen, die seine Familie ermordet hatten, zu entsagen, und zu dem sogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch scheint er nicht Geisteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme der heilsamen Grundsätze jener Religion, die unhaltbaren, theils sogar läppischen Dogmen derselben zu verwerfen: wenigstens finden wir, daß er an Astrologie, an die Wissenschaft der Haruspices, an die Kunst, gewisse vermittelnde Geister zu seinem Vortheile zu stimmen, und durch sie in die Zukunft sehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Constanz, der theils von den Geschäften der Regierung danieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutschen in die Provinzen des römischen Reichs befürchten mußte, entschloß sich, Julian das Commando gegen dieselben zu übertragen. Dieser ward daher von Constanz zu Mailand am 6. Nov. 335

feierlich zum Cäsar ausgerufen, und erhielt dessen Schwester Helene zur Gemahlin. Nun marschirte Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutschen verwüstet wurde, und woselbst er im Anfange des folgenden Dec. anlangte. Man konnte nicht erwarten, daß ein Jüngling, der sich bis dahin nur mit dem Studium der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, im Stande seyn würde, noch dazu bei so schwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutschen zu besiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbst der Kaiser Constanz schien nicht auf die Möglichkeit davon gerechnet zu haben. Den noch übrigen Theil des Winters brachte Julian mit Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kriege zu, und marschirte dann den Deutschen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verschiedene Gefechte gewonnen hatte, bei Strasburg in einer Hauptschlacht, bei welcher 7 Könige der Deutschen zugegen waren, auf's Haupt schlug, und dadurch Gallien von den Feinden gänzlich säuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutschen bis über den Rhein, und bekriegte sie auf ihrem eignen Grund und Boden. So zeigte sich Julian nicht allein als ein erfahrner Krieger, sondern er bewies bald, daß er auch Talente zum Regenten besaß, indem er Gallien eine ganz neue Verfassung gab, die Finanzen herstellte, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Lasten derselben erleichterte, die Mißbräuche, welche sich in den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten, abschaffte, in den wichtigsten Angelegenheiten selbst Recht sprach, und Städte und Festungen erbauen ließ. Während er sich so um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Constanz von Höflingen verläumdet, als strebte er danach, sich unabhängig zu machen, oder ihn wohl gar vom Throne zu stoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhnische Constanz auf die glänzenden Erfolge, welche sein Vetter in Gallien erhalten hatte, bald eifersüchtig, ja von denselben sogar erschreckt werden mußte. Er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier selbst gegen ihn aufreitzen, und ihm seine besten Truppen abfordern zu lassen, indem er vorwandte, diese gegen die Perser gebrauchen zu müssen. Dieser Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Persien marschiren wollten. Sie riefen daher ihren Cäsar Julian, ungeachtet des Widerstandes, welchen derselbe leistete, im März 360 zum Kaiser aus. Julian meldete dem Constanz den Verlauf der Dinge; dieser befahl, Julian solle den Kaiser-Titel ablegen. So sehr nun auch letzterer dies zu thun geneigt war, so widersetzten sich abermals die gallischen Legionen. Nun ließ Constanz ein Heer gegen Julian marschiren, und dieser setzte sich in Vertheidigungszustand. Julian verläßt Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, erobert Sirmium, die Hauptstadt von Illyrien, belagert Aquileja und erfährt den Tod des Kaisers Constanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Constantinopel an, wo er feierlich zum römischen Kaiser erwählt wird. Nun beschäftigte er sich mit Verbesserung der Angelegenheiten des Reichs, schaffte unzählige Mißbräuche ab, und schränkte insbesondere seinen Hofstaat ein. Als er eines Tages einen Barbirer verlangt hatte, und sich dieser ihm in glänzender Kleidung darstellte; so schickte er ihn wieder fort, indem er sagte: „Ich habe einen Barbirer verlangt, und keinen Senator." Von den tausend Badern, oder Barbirern, die sein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Und auch das sey noch zu viel, meinte er, für jemanden, der seinen Bart wachsen ließe. Auch die Köche, deren Zahl sich eben so hoch belief, als diejenige der Barbirer, schaffte er ab, und behielt nur einen von ihnen. Das

selbe Schicksal traf die Verschnittenen, die ebenfalls verabschiedet wurden. Auch die sogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiser nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichsten Spionen, und zu einer wirklichen Geißel für das gesellschaftliche Leben geworden waren, erhielten nicht minder ihren Abschied. Diese Aufhebung so vieler unnützen Bedienungen kam dem Volke zu Nutz: es wurde ihm der fünfte Theil aller Auflagen erlassen. Wenn dieses ganze Verfahren eine menschliche Gesinnung verrieth; so zeigte er nicht minder in allen Verhältnissen seines öffentlichen und Privatlebens einen wahrhaft großen und edlen Charakter, und wir müssen es uns mit Bedauern versagen, mehrere einzelne Züge desselben, des beschränkten Raums wegen, nicht anführen zu können. Ob er gleich den heidnischen Gottesdienst in seinem ganzen Glanze wiederherstellte, und neben sich selbst sogar den Jupiter, der ihm Krone und Purpur überreichte, und den Mars, der ihm Tapferkeit und Beredtsamkeit ertheilte, malen ließ; so verfuhr er doch sehr gelinde mit den Christen, und wußte die Reinheit der Sitten, welche das Christenthum einflößt, in ihrem ganzen Umfange zu schätzen. Legte er aber nun gleich den Christen, bei Ausübung ihrer Religion, keine Hindernisse in den Weg; so entzog er dennoch ihren Kirchen die oft ausnehmend großen Reichthümer, und vertheilte sie unter seine Soldaten, versuchte es auch wohl dann und wann, wenn er sie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch durchaus die Religion nicht angingen, hinderlich zu seyn. So verbot er ihnen, z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Aemter zu bekleiden; ja, die Christen durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wohl wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, sie in ihren Schriften besitzen müßten. So wollte er Jesus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jerusalem, unwahr machen, und erlaubte daher den Juden, diesen, ungefähr 300 Jahre nach seiner Zerstörung, wieder aufzubauen. Aber es sollen, wie man sagt, aus der Tiefe feurige Flammen emporgestiegen seyn, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die christliche Religion auszurotten, so wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perser beenden. Sein erster Feldzug gegen dieselben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis nach Ctesiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn jedoch, sich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Jun. 363 gefährlich verwundet, und starb in der folgenden Nacht im 32sten Jahre seines Lebens. Man machte ihm folgende Grabschrift: „Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris sein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.“ Um ein möglichst vollendetes Bild dieses Kaisers zu entwerfen, ist es vielleicht nicht unzweckmäßig, anzuführen, daß er die Enthaltsamkeit in der Liebe über alles schätzte. In seinen Kriegen gegen die Perser enthielt er sich, nach Alexanders des Großen Beispiele, gefangene Jungfrauen, deren Reize man ihm vorher geschildert hatte, vor sich erscheinen zu lassen. Uebrigens giebt es vielleicht weder in der alten, noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller, je nachdem sie ihn aus dem einen oder dem andern Gesichtspunkte betrachteten, verschiedener geurtheilt hätten: vielleicht kömmt das auch daher, weil allerdings in seinem Charakter eine Menge Widersprüche vereint zu seyn scheinen. Einige glauben, er habe so viele böse und so viele gute Eigenschaften besessen, daß es leicht sey, ihn zu tadeln und ihn zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltsam,

umsichtig, gerecht, gnädig, menschlich; von der andern leichtsinnig, unbeständig, sonderbar, fanatisch und abergläubisch bis zum höchsten Grade, ehrsüchtig und voll Begierde, Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit seyn zu wollen, strebte er, durch ein falsches Urtheil geleitet, nur nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Von seinen Werken sind auf uns gekommen: Mehrere Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern sich die Satyre auf die Cäsaren, und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, Misopogon betitelt, vorzüglich auszeichnen. Besonders wird die Satyre auf die Cäsaren geschä[tzt], welche, bis auf einige unbedeutende Scherze, wahrhaften Werth hat. Ein kritisches Urtheil über diejenigen, welche auf dem ersten Thron der Erde gesessen haben, von einem strengen Philosophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, muß in der That einen ganz eignen Reiz gewähren. Sein Misopogon verräth ebenfalls einen Schatz von Witz und Laune. Julian spielt darin den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart aber von der andern Seite kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben sind, beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint er dem Geschmacke seines Jahrhunderts, in welchem eine bloße rhetorische Declamation die Stelle der Beredtsamkeit, Antithesen die Stelle der Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu sehr ergeben gewesen zu seyn. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Fragmente erhalten worden sind, welche der Marquis d'Argens in die französische Sprache übersetzt hat.

Julianischer Calender, s. Calender.

Jülich (franz. Juliers), Stadt im preußischen Großherzogthum des Niederrheins, an der Ruhr, ist befestigt, hat 2941 Einwohner, eine gute Citadelle, eine große Collegiatkirche, vor der Stadt aber eine reformirte und eine lutherische Kirche. Während der Zeit des französischen Kaiserthums gehörte sie zum Roer-Departement und ward zu einer wichtigen Festung gemacht. Ueber den bekannten jülichschen Successionsstreit s. Berg.

Jünger, Johann Friedr., wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete sich anfangs der Handelschaft, studirte aber nachher die Rechte und schloß seine akademische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit den schönen Wissenschaften, wurde Hofmeister zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, sondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatisirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er sich bereits als Schriftsteller im dramatischen Fache rühmlichst ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angestellt. Eine Veränderung, welche dieses Theater erlitt, zog 1794 seine Entlassung nach sich. Er privatisirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der schönen Wissenschaften, und lebte von dem sparsamen Erwerbe, den er von seinen Schriften zog. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die zunächst an stillen Wahnsinn gränzte, und welche theils von dem angestrengten Fleiße, mit welchem er sich seinen dürftigen Unterhalt verdienen mußte, theils von seiner durchaus einsiedlerischen Lebensart herrührte. So starb er am 25. Febr. 1797 im 39. Jahre seines Lebens, bedauert von allen, die seine Talente und seine unerschütterliche

Rechtschaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige Erscheinung in se nem Leben, die aber schon häufig gefunden worden ist, muß es genann werden, daß er gerade in der melancholischen, hypochondrischen Period die heitersten Producte seines Geistes geliefert hat. Er begann sein schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmsa men von Wurmfeld und endigte mit dem Romane Fritz, welche letztere sich insbesondere eines ausgebreiteten Publikums zu erfreuen ge habt hat. Eine gewisse frische und leichte gefällige Erzählung mache seine Romane zu einer angenehmen Lectüre, ob ihnen gleich die eigent liche komische Kraft durchaus abgeht. Größer sind Jüngers Verdienste un die deutsche Bühne, in so fern nämlich seine Stücke den mittelbaren Nu zen haben, daß sie dem Eindrange der Ritter- und Familienstücke, so wi besonders der sogenannten Schauspiele, einigermaßen gewehrt und da durch theils die Liebe des Publikums für das Lustspiel erhalten, theils auch die Fähigkeit der Schauspieler für die leichte Darstellung nicht ganz haben untergehen lassen. Wiewohl Jünger als Schauspieldichter durchaus keine eigentliche Erfindungsgabe besaß; so wußte er sich jedoch mit glücklicher Leichtigkeit und oft nicht mit geringem Erfolge ausländischer und einheimischer Süjets zu bedienen und diese durch seine Bearbeitung zu seinem Eigenthume zu machen, und somit berechtigt ihn sein oft sehr glücklicher Witz, das Lustige seiner Intriguen, sein leichter, natürlicher Dialog und seine Sprache der Conversation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Theater-Dichtern. Seine sämmtlichen Werke sind folgende: Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld, ein komischer Roman, 3 Thle. 1781 bis 1787. Der kleine Cäsar, ein komischer Roman, 1782. Des Grafen von Moreland merkwürdige Geschichte und Abentheuer. 2 Thle. 1783. Der blinde Ehemann, Operette. 1784. Lustspiele, 5 Theile von 1785—1789, welche enthalten: die Badekur, in zwei Acten; Freundschaft und Argwohn, in fünf Acten; der Strich durch die Rechnung, in vier Acten; der offene Briefwechsel, in fünf Acten; der doppelte Liebhaber, in drei Acten; das Kleid aus Lyon, in vier Acten; der Revers, in fünf Acten; der Wechsel, in vier Acten; Dank aus Undank, in drei Acten; das Weibercomplot, in fünf Acten (auch unter dem Titel Weiberlist); der Instinct, oder wer ist der Vater zum Kinde, in einem Acte; Jeannot, oder wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, in einem Acte. — Camille, oder Briefe zweier Mädchen aus unserm Zeitalter, aus dem Französischen übersetzt. 4 Thle. 1786—1788; Vetter Jacobs Launen, 6 Thle. 1786—1792; der Schein betrügt. Roman, 8 Thle. 1787—1789; (auch als Lustspiel, Adolphine Rosenthal, oder der Schein betrügt, in fünf Acten, 1801); Ehestandsgemälde, 1790, (enthaltend die gute Ehe und Ferdinand, ein Gegenstück zur guten Ehe); Komisches Theater, 3 Thle. 1792—1795, enthält: die Entführung, in drei Acten; der Ton unsrer Zeiten, in einem Acte; das Ehepaar aus der Provinz, in vier Aufzügen; Er mengt sich in Alles, in fünf Aufzügen; die unvermuthete Wendung, in vier Acten; die Geschwister vom Lande, in fünf Aufzügen; Maske für Maske, in fünf Acten, und die Komödie aus dem Wegweiser, in einem Acte. — Des Herrn von Gorgy's sämmtliche Werke, frei übersetzt, 6 Thle. 1793—1794 (enthalten: Lidorie, Gustav und Victorine); der Melan-

cholische, in drei Theilen, aus dem Englischen, 1795, 1796; Wilhelmine, oder Alles ist nicht Gold, was glänzt, 2 Thle. 1795—1796. Fritz, ein komischer Roman, 4 Thle. 1796, 1797. Nach Jüngers Tode erschienen noch: Prinz Amaranth mit der großen Nase, 1 Theil und unvollendet, 1799; Jüngers theatralischer Nachlaß, 2 Thle. 1803, 1804, (enthaltend: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, in drei Acten; was seyn soll, schickt sich wohl, in drei Acten; ein seltener Fall, oder die Mutter die Vertraute ihrer Tochter, in drei Acten; die Charlatans oder der Kranke in der Einbildung, in drei Acten; das Recidiv, in drei Acten; Stolz und Liebe, in fünf Acten; die Flucht aus Liebe, in fünf Acten; Selim, Prinz von Algier, Trauerspiel in fünf Acten; die beiden Figaro, in fünf Acten, und der letzte Tag oder die Hochzeit des Figaro, in fünf Acten. Gedichte und Aufsätze befinden sich von ihm in Beckers Erholungen, in dessen Taschenbuche für das gesellige Vergnügen, und Theaterreden in Reichhardts Theaterkalender.

Jung, Joh. Heinr., genannt Stilling, gegenwärtig großherzogl. badenscher geheimer Hofrath in Karlsruhe, war eher Prof. an der Cameralschule in Heidelberg, an eben solcher Schule lehrte er schon (seit 1778) in Lautern, wo dieses für Forst- und Landwirthschaft, Fabrik, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Institut sich vorher befand. Er ist geboren zu Grund im Nassauischen 1740. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schullehrerstelle. Dieser Versuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777 in 3 Theilen, in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung, Berlin 1806, (wovon der erste Theil des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte fortsetzende Theil sein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und frommpoetischen Charakter ganz ausspricht. Er selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichsten bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. Weit entfernt, sagt Matthison in seinen Briefen (Zürch 1795, 1. Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr manches, und gerade immer dasjenige, was seinem Geist und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist sein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg

desselben; der graue Mann, (eine noch immer fortgehende Wochenschri
Das meiste Aufsehn und den größten Widerspruch hat er durch die in ge
wärtiger Zeit seltsame Erscheinung seiner Theorie der Geisterk
de (Nürnberg 1808) und Apologie derselben (1809), welche sich
seine (schon 1803 zu Frankfurt erschienene) Scene aus dem Geisterreiche
schließt, erregt. Hier hat er seine Meinungen und Hypothesen von d
Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich evidenten Th
sachen, in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens sind seine fromm
Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht min
hat sich Jung vorzüglich in den Fächern der praktischen Naturwissensch
(z. B. Oekonomie, Vieharzneikunde), so wie in verschiedenen Theilen d
Staatswissenschaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwiss
schaft) als Docent, und durch viele Schriften über dieselben (seit ungefä
1783) verdient gemacht und die ausgebreitetsten Kenntnisse gezeigt. En
lich wird er als geschickter Operateur des Staars (er hat auch über dies
Gegenstand einiges geschrieben) mit vielem Lobe genannt. Von sein
wohlthätigen Kunst sagt Matthison a. a. O.: Schon über 200, größte
theils armen Blinden hat er das Gesicht nicht nur unentgeldlich wiede
gegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten wä
rend ihrer Kur im Wirthshause erhalten. Das zuletzt erschienene Pr
duct seines Geistes sind: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewall
Wir können übrigens nichts Besseres thun, als unsere Leser auf die schö
ne Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes verweisen, welche Göth
(aus meinem Leben, 2r Th., S. 378 ff. und S. 489), der ihn nebst Herde
in Straßburg als Jüngling kennen lernte, und ihm sehr befreundet ward
von ihm aufgestellt hat. Wir führen nur die Hauptzüge an: Wenn man
ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschen
verstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deswegen von Meinunger
und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entsprang
ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte, in möglichster Reinheit."
Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und
an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätigt. Diesen Glauben hatten seine Schicksale in ihm erweckt. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hat er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchte, und indem sie durch Lesung der Schrift und wohlgemeinte Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachtete, dadurch einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erregen mußte. Weil er in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll; so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott, und wenn er in freundschaftlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Das treue, redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, fröhlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Jungs Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn seyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Besten haben.

konnte. Jung war durch Herder dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte.

Junius Briefe. Unter dem Namen: Junius ist noch bis jetzt der Verfasser einer Reihe von Briefen über politische Gegenstände verborgen, deren erster to the printer of the Public Advertiser vom 31. Jan. 1769, der vorletzte to the Lord Chief Justice Mansfield vom 21. Jan. 1772, der letzte aber, to the right honorable Lord Camden, ohne Datum, gerichtet sind. Sie enthalten eine strenge, wiewohl, selbst nach dem Urtheile einiger Mitglieder der Opposition, nicht ganz unparteiische Reihe der Verbrechen der damaligen Staatsverwaltung, sind mit vieler Sachkenntniß abgefaßt und gehören in Rücksicht des Styls zu den Meisterwerken der Englischen Prosa. Daher machten sie auch bei ihrer ersten Erscheinung eine unglaubliche Sensation. Die Regierung wollte den Verfasser derselben zur Verantwortung ziehen, und der Drucker des Public Advertiser, Woodfall, wurde deshalb öffentlich angeklagt, aber vom Parlamente freigesprochen. Man hielt damals den berühmten Burke für den Verfasser jener Briefe, ohne daß sich jedoch diese Meinung bis jetzt im geringsten bestätigt hat. Andere behaupteten, daß das ächte Manuscript zu diesen Briefen auf einem Schiffe aus Ostindien gekommen sey. Die neueste Vermuthung nennt John Dunning, nachmaligen Lord Ashburton, als Verfasser derselben. Es ist auch eine deutsche Uebersetzung dieser Briefe (Mietau und Leipzig, 1776) erschienen.

Juno, bei den Griechen **Here,** die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter, war die Schwester und Gattin desselben und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arcadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu seyn. Am letztern Orte, am Ufer des Imbrasus, zeigte man die längs demselben stehenden Gesträuche, Keuschbaum genannt, wo sie zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll. Nach Einigen wurde sie vom Oceanus und der Thetis, nach Andern von den Horen, wieder nach Andern von den Töchtern des Asterion, Euböa, Prosymna und Acräa, oder auch von Temenus, des Pelasgus Sohn, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Insel Kreta, nicht weit vom Flusse Theron feierlich vollzogen und durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Diese Ehe der beiden höchsten Götter des Pelasgischen Stammes wurde demselben bei fortschreitender Cultur ein Vorbild des ehlichen Standes, und die Geschichte, wie Jupiter die Juno geehlicht habe, in besondern Mysterien mimisch dargestellt. Nach Homer genoß Jupiter die Freuden der Liebe bei seiner Here ohne Wissen der Eltern derselben; auch soll er sie, nach Andern, durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Dieß wird folgendergestalt erzählt. Nachdem Jupiter die Juno schon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe bei ihr zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thornar lustwandeln und hier sich niederlassen, um auszuruhen. Nun schickte Jupiter plötzlich ein schweres Donnerwetter und während desselben stürzte er sich in der Gestalt eines von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu Junos Füßen nieder. Mitleidig nahm diese das arme Thier in ihren Mantel, welches sich nun aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um von ihr ihre Umarmung zu erhalten. So wurde zwischen beiden das Bündniß geschlossen, und jener Berg hieß von nun an Kokzygins. Er lag zwischen Hermione und Halike. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war jedoch nicht glücklich. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen, und er behandelte sie wiederum mit aller

der Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon Beispiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Ambosen beschwerte und sie so schwebend im Olymp aufknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter eingeschläfert hatte, um unter der Zeit den Griechen Sieg zu verleihen; so entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zuzählen wollte. Daß Juno von einem so widerwärtigen Charakter war und auf nichts sann, als wie sie den Absichten ihres Gemahls entgegen seyn konnte, davon findet sich die Ursache in den ältesten vorhomerischen Gedichten von den Thaten des Herkules. In diesen wurde Juno als eine dem Herkules feindselige Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese vorgefundene Idee machte Homer allgemeiner und schuf daraus eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu hintertreiben war. Man findet bei ihm ein ausführliches Gemälde von der List der Juno, welche sie anwandte, um gegen das Gebot ihres Gemahls die Griechen schützen zu können. Außerdem wird sie gewöhnlich als die feindselige Verfolgerin aller der Frauen vorgestellt, welche Jupiter geliebt, und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. So z. B. wollte sie Latonen keinen Platz auf der Erde gestatten, wo sie ihre Niederkunft halten könnte; Alkmenen ließ sie durch ihre Tochter Ilithyia sieben Tage in Geburtsschmerzen arbeiten; Semele mußte durch ihren listigen Rath vom Jupiter selbst den Tod empfangen. Unter den Kindern der Geliebten Jupiters mußten Herkules und Bacchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Herkules bei ihnen geboren war; auch Athamas und dessen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Ueberhaupt rächte sie sich an allen denjenigen aufs Empfindlichste, die sich selbst oder andern einen Vorzug vor ihr gaben. Side, welche sich für schöner, als die Juno hielt, wurde von ihr in den Tartarus gestürzt, die Prötiden durch sie rasend, und Tiresias blind gemacht, weil er ihr einmal widersprochen hatte. Auch Pelias hatte das Schicksal, ihren Zorn zu reizen; und wem ist der Ehrgeiz und die Eifersucht der Juno, als Urheberinn des trojanischen Krieges unbekannt? Die Schönheit der Juno ist von der erhabenen, majestätischen, Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr das Sanfte, Einschmeichelnde die Herzen Bezaubernde der Venus. Als sie während des trojanischen Krieges ihren Gemahl zur Liebe reizen wollte, um seine Aufmerksamkeit von dem Gange des Krieges abzuziehen, mußte sie sich erst den Gürtel der Venus leihen, um ihren Gemahl zu bezaubern. Auch vergaß sie nicht, sich mit großer Sorgfalt zu putzen. Sie ringelte ihr goldenes Haar in Locken, salbte sich mit ambrosischem Oele, dessen Wohlgerüche, sobald es nur angerührt wird, vom Olymp bis auf die Erde herabströmen. Dann zog sie ihr göttliches Kleid an, welches Minerva selbst gewebt hatte, und hakte es auf der Brust mit goldnen Haken zu. Die Füße mit glänzenden Schuhen bekleidet, und unter dem Busen mit ihrem eigenen Gürtel gegürtet, den Gürtel der Venus aber in demselben verbergend, schwebte sie vom Olymp in himmlischer Schönheit nach dem Ida, wo Jupiter, von Liebe und Verlangen entbrannt, sich ohne Mühe berücken ließ und nach dem Genusse der süßen Wonne, durch ein dichtes Gewölk den andern Göttern verborgen, an ihrem Busen ein-

schlief, während Neptun auf Befehl der Juno die Trojaner zurücktreiben mußte. Im trojanischen Kriege war sie insbesondere die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen gar selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, welcher ein Freund der Trojaner war, aus dem Treffen zu entfernen. Sie bestieg ihren Kriegswagen; Hebe hatte diesen in Stand gesetzt, Minerva die Pferde angeschirrt und Juno diese selbst an die Deichsel gejocht. So fuhr sie in Begleitung der Minerva auf das Schlachtfeld. Die Horen öffneten ihr die Thore des Olympus. Als sie auf der Erde angekommen war, ließ sie Wagen und Pferde, in dichten Nebel gehüllt, am Zusammenflusse des Simois und Skamander, und schwebte mit Minerven zum griechischen Lager hin. Keine der andern Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte dieß einst, und ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie von Jupiter bekommen hatte, waren: Hebe, die Göttinn der Jugend, Ilithyia, die älteste Göttinn der Geburt, Mars, der Gott des Krieges, und Vulkan. Letztern soll sie jedoch aus sich selbst, und ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotz, weil dieser die Minerva aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon aus sich hervor, dem sonst auch eine ganz andere Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, so wie Jupiter der obern, auch wohl der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein besonderer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königinn der Götter war. Nun kamen noch phöniziſche Vorstellungsarten in den Begriff der Juno, indem man die Venus Urania der Phönizier, unter welchem Namen diese die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich machten die Dichter die Juno auch zu dem Symbole alles dessen, was die Absichten Anderer zu stören im Stande war, und gaben ihr den Charakter einer feindseligen Göttinn, welche die Anschläge Jupiters und anderer Götter, Helden oder Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt, und ihr vorzüglichster Sitz war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand. Einen andern Tempel hatte sie zu Olympia, bei welchem ihr zu Ehren Spiele gefeiert wurden. Ferner befand sich auch ein alter, nicht minder berühmter Junotempel zu Samos, wo sie geboren und auch mit dem Jupiter verheirathet worden war. Ferner hatte sie drei Tempel in Arkadien am See Stymphalus, welcher von ihrem Erzieher Temenus, des Pelasgus Sohn, erbaut worden war. Hier wurde sie als Here Telia (die Erwachsene), die Beschützerin in der Mannbarkeit, als Pais oder Parthenos (als Mädchen) und als Chera (Wittwe) verehrt. Letztern Namen führte sie daher, weil sie sich einstens von ihrem Gatten getrennt hatte und für sich lebte. In einem Tempel in Lakonien, der auf Befehl des Orakels gebaut wurde, als der Fluß Eurotas zu weit ausgetreten war, damit er wieder in sein voriges Bette zurücktreten möchte, hieß sie Hyperchiria (die Hand über den Fluß ausstreckende). Auch zu Korinth hatte sie einen Tempel, wo sie unter dem Beinamen Bunäa verehrt wurde, weil Bunus, des Hermes Sohn, diesen Tempel gebaut hatte. In ihrem Tempel zu Sparta hieß sie Aegophaga. Andere Beinamen von ihr waren: Gamelia, Zygia, Telia, Ammonia, Akräa, Hippia und Samia. Als letztere wurde sie auf Münzen mit dem halben Monde auf dem Kopfe und die Hände auf zwei Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno

waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter den Thieren ware
die Pfauen, die Gänse und die Kukuke heilig. Ihr gewöhnliches
but war das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet,
sen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht.
trägt sie auch einen Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr
fliegend, welcher mit Sternen besäet ist. Auf einer Gemme aus
Stoschischen Sammlung sieht man sie in ruhiger Majestät auf einem T
ne sitzend, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und
ihrem Haupte die sieben Planeten gebildet sind, um sie als Herrsche
des Himmels zu charakterisiren. Auf Gemmen findet man auch die
mit dem Gesichte en face abgebildet, um den Charakter der Majestät
sto besser auszudrücken. Daran sind die Köpfe der Juno und des J
ters von den Köpfen anderer Gottheiten zu unterscheiden. Uebri
waren die Abbildungen von der Juno bei den Alten nicht sehr häufig; i
selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen k
einzige vollendet große und berühmte Bildsäule derselben. Die mei
Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus
Periode der römischen Kaiser, und stellen gewöhnlich die Kaiserinnen
Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter, wi
den Griechen. Sie nannten sie: Juno Regina (Regia); Pronuba
trona (quod nubentibus praeesset); Lucina (quod lucem nasce
bus daret); Moneta (a monendo), weil bei einem entstandenen
beben aus ihrem Tempel eine Stimme erscholl, welche da rief, daß
ihr ein trächtiges Schwein zum Sühnopfer bringen sollte. Sie hatt
Rom mehrere Tempel, unter andern im vierten, fünften, sechsten, acht
neunten, eilften und dreizehnten Quartiere (Region). Alle ersten T
der Monate und der ganze Julius waren ihr heilig.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein
hes Collegium für Staatssachen. Vor der Revolution hatten jedoch
zwei obere Stellen diesen Namen, nämlich der königliche Handels-Mü
und Bergwerksrath (Real Junta General de Commercio, Moneda,
nas y Depedencias de Estrangeros) und die Tabaksregie-Direct
(Real Junta del Tabaco). Als Napoleon im Jahr 1808 von den sp
schen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erschlichen und erzwungen h
te, berief er nach Bayonne eine Versammlung der Notabeln Spanie
unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo
Reichsstände noch berufen wurden, hatte man ihre Versammlung ni
so, sondern Cortes genannt, Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, w
er die Comödie der gesetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen
niger zahlreichen Ausschuß zu spielen für gut fand. Die Junta von B
yonne sollte aus hundert und funfzig Mitgliedern bestehen, nämlich zw
Erzbischöffen, sechs Bischöffen, sechzehn Domherren, zwanzig Pfarrern a
dem Sprengel von Toledo, und sechs Ordens-Generalen, vom geistlic
Stande; vom weltlichen wurden berufen zehn Grandes von Spani
zwölf Titulos von Kastilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für B
caja, einer für Guispuscoa, einer für Alava, einer für die canarischen I
seln, einer für Asturien, vier für den Rath (Consejo) von Castilien, zw
für den Rath von Indien, zwei für den Kriegsrath, einer für den Rath
las Ordenes, einer für den Rath de Haziendas, einer für die Inquisitio
einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die U
versitäten Salamanca, Valladolid und Alcala de Henarez, die übrigen f
die Kaufleute von Cadir, Barcellona, Corunna, Bilbao, Valencia, Ma
ga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebastian, Santander, für die Bank v

St. Carlos, die Compagnie der Philippinen und die fünf größern Gremios von Madrid, für die amerikanischen Provinzen. Aber statt hundert und funfzig erschienen nicht mehr als ein und neunzig Abgeordnete, und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Constitution an. Von ihr s. den Art. Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, die sie festsetzte, auch eine Reichsversammlung von ebenfalls hundert und funfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien bestehen sollte, und darunter das erste aus fünf und zwanzig Erzbischöffen und Bischöffen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsstand und funfzehn von den Universitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden sollten, wurden auch Juntas de Commercio genannt.) — Bald trat nun in Madrid, das König Joseph Bonaparte, am 20. Juli daselbst eingerückt, bereits am 1. August wieder verlassen müssen, auch von Seiten der Insurrection und zu ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Sie bestand zuerst unter dem Vorsitz des Grafen von Florida Blanca, aus folgenden Mitgliedern: für Arragonien Don Francisco Palafor und Don Lorenzo Calve; für Asturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Segrado; für Alt-Castilien Don Lorenzo de Quinton und Don Miguel Valdes; für Catalonien der Marquis de Vissel und der Graf von Sabozona; für Codova der Marquis de la Puerbla und Don Juan de Dios Rabe; für Estremadura Don Martin de Garoy und Don Felix de Ovalle; für Grenada Don Rodrigo Requelinde und Don Lais Gines y Solido; für Jaen Don Sebastiano de Tocano und Don Paula Castanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präsident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbischoff von Laodicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Bibero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die Balearischen Inseln Thomas de Vizi und Don Jose de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen im Spätherbst verscheuchten diese Junta nach Sevilla, von wo sie nachher nach Cadix flüchten mußte. Aus diesem Schlupfwinkel hervorzukommen, machten erst nach fünf Jahren Wellingtons Siege ihr möglich. Außer dieser Central-Junta war in jeder der einzelnen, von den Franzosen nicht unterjochten Provinzen eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet seyn sollte. Aber viele dieser Junten verweigerten der Central-Junta den Gehorsam. Auch erfüllte diese, besonders wegen Uneinigkeit unter ihren Mitgliedern, nur schlecht die Erwartungen der Nation; ihr Mangel an Einsicht und Energie schadete der guten Sache sehr und erleichterte den Franzosen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn und der Rhea, und Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit Jupiter auch verschiedene Begriffe, die man folgendergestalt entwickelt. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da schreibt sich noch sein Orakel zu Dodona her, so wie er auch aus diesem Grunde der dodonäische pelasgische König heißt. In der orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in diesem Begriffe war Juno das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus

erklärt man folgende homerische Fabeln als symbolisch. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieser hintertrieb durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter. In diese Fabel hüllten die Dichter ein physisches Phänomen, welches auf die obere Luft, das Wasser und den niedern Dunstkreis Bezug hatte. Es war also ein Streit der Elemente, in welchem der Aether von den übrigen Elementen beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht noch durch seine Kraft (Briareus) gesiegt hätte. Eben so symbolisch ist auch die Fabel zu erklären, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Linie vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande seyn sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meere, zu sich heraufziehen und dann die Schnur um den Gipfel des Olymps schlingen, so, daß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. Der Sinn dieser Fabel ist: alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem obern Sitze herunter zu ziehen. Aus Jupiter, dem Symbole des Aethers, ward dann in der Folge die Dichtervorstellung vom Jupiter als Beherrscher des Aethers u. des obern Luftraums. In diesem Sinne werden dem Jupiter folgende auf die Phänomene der Luft sich beziehende Beiwörter beigelegt: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentrüber. Ferner kommt auch schon im Homer Jupiter als ein philosophischer Begriff vor: denn an mehrern Stellen nennt dieser ihn den Vater der Götter und der Menschen, ob aber in dem Sinne eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, daran dürfte noch gezweifelt werden. Wahrscheinlich ist dieß blos der Dichterbegriff, nach welchem nämlich alle Götter von Jupiter abstammen. Der reine Begriff eines höchsten Wesens entstand erst später bei den Griechen. Mehr gehört hierher der philosophische Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familie und ihres Eigenthums, auch wohl eines ganzen Volks, eines gewissen Districts ist, also nur eine bloße locale Gottheit, keinesweges aber das allgegenwärtige, alles schützende höchste Wesen. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale und hält in seiner Hand eine Wage, womit er jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Pallast zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen von beiden gemischt, bald ihnen aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten, in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen; er kann zwar Alles, was er will, und seine Macht ist uneingeschränkt, doch ist er auch hierbei jenem Schicksale unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse, ohne Anderer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weswegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er ist allwissend und kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketär) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den straft der Jupiter Hiketäsios. Er ist gütig und liebreich und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese philosophischen Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Ju-

piter als Localgottheit, nicht als höchstes Wesen, eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden nun in der Folge immer mehr vervollkommnet, je nachdem die Cultur der Griechen überhaupt, oder eines griechischen Volks insbesondere zunahm und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Dieselben Ideen trug man nun auch auf Jupiter als ein historisches Wesen über, das zu Creta gehörte. Hier ward er auf dem Berge Lycros geboren und erzogen; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werden möge. Doch soll auch Jupiter zu Messene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegä in Achaja, auf dem Berge Ida, auf dem Berge Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam, geboren seyn. So verschieden die Oerter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn die Gäa und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Trauben brachte ihm Ambrosia. Die Arcadier ließen ihn durch die Nymphen Thisoa, Neda und Hagno, die Messenier durch die Neda und Ithome erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und ihn in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letztere es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machten, daß Kronos das Kind nicht schreien hören konnte. Statt des Jupiter verschluckte dieser darauf einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran und in einem Jahre war er schon im Stande, auf die Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, bedacht zu seyn. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus, niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyclopen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Campe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreite die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Nun entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit der Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein zehnjähriger Krieg zwischen den Titanen auf der einen und den Kroniden und Centimanen auf der andern Seite. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, so daß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem

Antheil erhielt. Aber noch war die neue Herrschaft nicht hinlänglich begründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben sich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Aber sie wurden endlich mit Hülfe des Herkules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhöus (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter den Typhöus mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Casius mit einander zu streiten begannen. Typhöus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an den Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die corcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Merkur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlinn, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derselben, heilten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhöus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa fiel das erste Gefecht, und am Hämus das zweite vor; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Insel Pithecusa. Nun befand sich endlich Jupiter im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Von nun an war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden seyn muß, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Anführer unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie, zum Beispiele, Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Pallast zu berufen. So hielt er eine Versammlung mit denselben im Titanenkriege, und versprach ihnen, sie sämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu bestätigen, auch diejenigen, welche unter Saturn abgesetzt worden waren, wieder einzusetzen, sondern er verhieß ihnen auch große Belohnungen, wenn sie ihm mit Schutz und Hülfe beistehen würden. Im trojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen, bei Strafe, den Uebertreter dieses Verbots mit seinem Blitze zu treffen, oder ihn in den Tartarus zu schleudern. Der ganze König Jupiter ist von Homer nach dem Begriffe der damaligen griechischen Könige geformt, so wie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten Helden Griechenlands, welche roh, wild und von starken Leidenschaften waren, geschildert ist. Uebrigens wird ihm sogar eine Geißel zugeschrieben, womit er als König züchtigt. Diese Vorstellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten Jupiters und auf die Liebschaften desselben. Als Regent der Erde hatte er vorzüglich sein Augenmerk auf das Menschengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte und aus Bäumen ein anderes und besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer gestohlen hatte, um es den Menschen zu geben, ließ er durch den Vulkan an den colchischen Caucasus schmieden und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Aesculap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert

hatte; und da Phöbus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel und verstieß ihn auf die Erde. So strenge rächte er jede Beleidigung seiner Majestät. Aus demselben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerst Thebens Mauern erstieg; ferner die Cureten, weil sie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäischen Flußgott Asopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine beständigen Diener waren die Horen und Merkur; sein und der übrigen Götter Mundschenk, Ganymedes, vorher die Hebe. Seine Wohnung ist auf dem Olymp, wo er seinen Pallast hat. Themis oder Dice sitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattinn war Metis, eine Tochter des Oceans, und die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebähren würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlinn war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte und bekannteste die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und sterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch sie Vater Aphroditens; ferner die Mnemosyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Oceans und der Thetis Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apollo's und Dianens. Weit größer ist die Anzahl seiner sterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Acrisius Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe, Tochter des Phoroneus und die erste Sterbliche, die Jupiter liebte, mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Merkur; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schwester Electra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Callisto, des Lykaon, oder Nycteus, oder Zehus Tochter, oder eine Nymphe, Mutter des Arcas; Jo, des Inachus, oder Argus Panoptes, oder Jasus Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestius, oder Glaucus, Mutter der Helena und des Pollux vom Jupiter; Aegina, Tochter des Flußgottes Asopus und Mutter des Aeacus; Antiope, Tochter des Nycteus und Mutter des Amphion und Zethus; Elara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; Aetna (Thalia), eine Tochter des Vulcan, die er nach der Umarmung in Sicilien in die Erde verbarg, wo sie mit den Palicis niederkam; die Carme, Tochter des Eubulus und Mutter der Britomartis; Hydris, eine Nymphe, Mutter des Pan; Dia, Tochter des Eioneus oder Hesioneus, Mutter des Pirithous; Protogenia, Tochter Deucalions, Mutter des Opuns und Aethlius. Die letzte seiner Geliebten war die schöne Alcmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Knaben Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Päderastie gab. Jupiter

hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich eins zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Casius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, auf dem Berge Apesas in Nemea, am Aetna in Sicilien, in der Landschaft Abretana in Mysien, auf dem Berge Lycäon in Arcadien, auf dem Berge Atabyrkus auf der Insel Rhodus, wo Althämenes aus Creta ihm einen Tempel gebauet haben soll; auf dem Berge Athos in Macedonien, Ithome in Messenien, zu Mylassus in Carien, wo die Mysier, Lydier und Carier einen gemeinschaftlichen Tempel hatten, auf dem Berge Dicte u. s. w. Hieraus erklären sich Jupiters Beinamen: Abretanus, Aelnäus, Apesantius, Atabyrius, Atheus u. s. w. Andere Beinamen Jupiters, z. B. Agoräus, Morius, Genäteus, Ammon, Aegiochus, Aethiops, Chrysaoras, Conius, Cragus, Labradeus sind ebenfalls von Orten oder gewissen Umständen hergenommen. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnlichstes Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder den der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Zepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statüen, die den Jupiter vorstellen, haben sich verhältnißmäßig nur wenig aus dem Alterthum erhalten; und noch dazu gehört keine von ihnen zu den Statüen vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildsäule des olympischen Jupiters von Phidias, ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen noch die Hauptzüge desselben übrig geblieben. Auf einer Gemme des Stoschischen Cabinets bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde, auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Zepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich seyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine von Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden. Varro giebt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Aether, den Sohn des Cötus und den Sohn des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt.

Jupiter, s. Planeten.

Jura, ein großes Gebirge, ist die nördliche Fortsetzung der aus Savoyen emporsteigenden Alpen, und erhält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch die niedrigern Berge des Cantons Waadt steht es mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht sich in mehrern langgestreckten Reihen zwischen den Französischen- oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt sich endlich im vormaligen französischen Canton des Oberrhein, läuft mit dem östlichen Hauptarme durch den helvetischen Canton Solothurn und endigt an der Ostseite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo dann auf der deutschen Seite der Schwarzwald eine Fortsetzung desselben ist. Der westliche Arm steigt durch das Departement des Oberrhein weiter gegen Norden, trennt dieß dann von dem Departement des Wasgau (des Vosges) und fängt hier an, den Namen des voghesischen Gebirgs zu erhalten. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchsten Gipfel, der Berg Recület, erhebt sich 885 Toisen, und die Dole, westlich von Nion, 846 Toisen über die Fläche des mittelländ. Meers.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.

Jury (Geschwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu strafen, ist unzertreunlich von der executiven Gewalt im Staate. Unzählige Fälle treten ein, wo die Thätigkeit dieser eines und dasselbe mit Uebung jener ist. Da nun aber die Strafgewalt über Eigenthum, Leben und Freiheit der Staatsbürger zu entscheiden hat, so kann die executive oder höchste Gewalt leicht in Despotismus und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sklaverei ausarten, wenn erstere willkührlich strafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkühr und Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu seyn. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten ist, erstlich: hat der Angeschuldigte die That begangen, welcher er beschuldigt wird (eine Thatfrage), und zweitens: ist er schuldig, welche Folgen knüpfen die Gesetze an diese That, welche Strafe muß ihn treffen? (eine juridische Frage) so wird die executive Gewalt hinlänglich beschränkt, und doch nicht aufgehoben seyn, wenn man bloß das Recht läßt, die letzte Frage zu beantworten, und dagegen die Beantwortung der ersten Frage einer von ihr geschiedenen möglichst unabhängigen Behörde überträgt. Diese darf weder auf einen Einzelnen noch auf ein bestehendes Collegium sich beschränken. Beide würden zu sehr den Einflüssen der höchsten Gewalt offen stehn. Nur das Volk in Masse ist nicht zu verführen, da es kein anderes als das volksmäßige Interesse der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieses steht furchtlos der höchsten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil ferner aber das Volk in Masse nicht zu Gericht sitzen kann, auch bekannt ist, wie wenig von der unparteiischen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten ist, sobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt, so muß diese Thätigkeit einzelnen für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten Repräsentanten übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feststehendes Amt ausarte. Diese, da sie nicht im voraus bestimmt sind, können nicht zum Ziel verführerischer Einflüsse gewählt werden, welche, wenn auch bei Einigen, doch schwerlich bei Allen Eingang finden können. In diesen Ansichten ist der Grund und zugleich das Wesen eines jeden Geschwornengerichts enthalten. Dieß ist die sogenannte englische kleine Jury, die, dieser nachgeahmte, jury de jugement bei den Franzosen,

Der Freiheitssinn gieng in dem ersten Lande noch weiter und erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworene Volksrepräsentanten, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminaluntersuchung gegen jemanden zu verfahren sey. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen jury d'accusation. An diesen wesentlichen Charakter eines Geschwornengerichtes knüpfen sich mehrere zu seiner Vervollkommnung nöthige Bestimmungen. a) Es müssen nicht nur Bürger über Bürger zu Gericht sitzen, sondern es muß auch die möglichste Standesgleichheit unter den Richtern und den zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verschiedenes Standesinteresse zu Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten Veranlassung gebe. In England, wo alle Stände vor dem Gesetz gleich sind, und man keine besondern Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adeliche, welche nicht zu den Pärs des Reichs gehören (denn diese als unmittelbar integrirender Theil der Verfassung, als Mittelglied zwischen König und Volk haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geschwornengericht nur in dem Oberhause); ferner die Kinder und Brüder dieser Pärs und alle nur betitelte Lords eine und dieselbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutschen Gerichten, welche dem Wesentlichen nach Geschwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit den zu Richtenden auf das strengste beobachtet; jedoch nicht sowohl weil kein Niederer von einem Höhern, sondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geschwornen können nicht wohl anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Scherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden bleibt dem Angeklagten das Recht einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht ist auch dem Ankläger verstattet. Demnach können in England von jenem 20 und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Ursache verwerfen darf. c) Das Geschwornengericht, das in den meisten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes bestehen kann, darf an keine gesetzliche Beweistheorie, sondern bloß an seine rein menschliche und individuelle Ueberzeugung gebunden werden, und eben deswegen kann man seine Aussprüche keiner Revision, am wenigsten einer bestimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilsachen eine Jury. Weil in Civilsachen die Bestimmung der factischen Umstände meistens schon von juridischen Fragen abhängt, so ist hier eine Beweistheorie vorgeschrieben. Allerdings ein offenbarer Widerspruch. Hier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in allem den Ansichten und dem Vortrage des vorsitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminaluntersuchung nöthige Handlungen, Verhöre u. s. w. sind vor den Augen der Geschwornen zu bewerkstelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protokoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweisen, würde an sich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüsse zu bestimmenden Willkühr des protocollirenden oder des Beamten Raum lassen und hiermit der wesentliche Zweck des Geschwornengerichts vernichtet werden. Mit der französischen Verfassung wurde auch das Geschwornengericht immer weiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil, bei vielen enthusiastische Bewunderung. Es ist aber von Feuerbach in seiner klassischen Schrift über diesen Gegenstand, Landshut 1813, bewiesen worden, daß, in politischer Hinsicht betrachtet, das Geschwornengericht nur in de-

stimmten Verfassungen einen Werth haben kann, worüber man dessen Mängel, in so fern es bloß von dem Gesichtspunkt der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergessen mag. Da es darauf ankam, das Beste zu sagen, so blieb nichts übrig, als die Ideen dieser vortrefflichen Schrift kürzlich zu wiederholen, bisweilen sogar wörtlich, und den weiter Belehrung Suchenden auf diese Schrift zu verweisen. Politische Rücksichten machen das Geschwornengericht durchaus nothwendig in Demokratieen. Einem einzelnen Magistrat oder einer bestehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrschaft oder Aristokratie bahnen. Eben so unentbehrlich ist dasselbe einer gemischten Verfassung wie der englischen. Denn diese würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Aristokratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beschränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalsouveränität repräsentirenden Körper übertragen wollte. Gar sehr fürchten daher auch die Engländer, diese Verfassung möge dereinst sich in eine reine Monarchie auflösen, seitdem es der Regierung gelungen ist, mehrere Modificationen und Beschränkungen der Geschwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfassung, wo der Monarch unumschränkter nur an seine eigenen Gesetze gebundener Herr ist, jener politische Vorzug einer Jury hinwegfalle. Hier kann keine Verfassung, aber auch keine persönliche Freiheit der einzelnen von dem Geschwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieses jeden Augenblick aufheben oder doch in besondern Fällen willkührlich durch Specialcommissionen unwirksam machen kann. Das redende Beispiel hierzu ist Frankreich in den letzten Zeiten. Uebrigens scheint die Schule eines Geschwornengerichts bei einer rein monarchischen und schon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, sondern auch um so entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen, wohl aber alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entspricht aber ein Geschwornengericht den Anforderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit ist ein zuverlässiges wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unschuldig von ihr zu erwarten? Daß die englische Jury durchaus den Verbrecher begünstigt, bewiese im allgemeinen noch nichts gegen dieses Institut, welches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des subjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit selbst, die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ursprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelassen sind, einen vollkommen freien Spielraum und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein.“ Kann man dem Geschwornen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist, und auch nur in und für diesen seine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltsten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Uebel mittelst ständiger Geschwornen, welche durch Uebung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geschwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschwornen alles vollkommene Wirksamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugschlüsse und Erregung

von Affecten übereilen und irreleiten kann, und, was nur bei Beurtheilung des Richters aus geschriebenen Protocollen möglich ist, die verschiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente, auf keine Weise vergleichend gegenüber gestellt und gegen einander abgewogen werden mögen. Allemal muß bei einem Geschwornengericht der letzte Eindruck der entscheidende seyn. Die Information, womit nach beendigten Debatten der dem Gerichte vorsitzende rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geschwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr inconsequente Weise ab. Hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit solcher Sicherheit dem Ausspruche der Geschwornen entgegen sehn. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Charakter zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kömmt, und kehren zurück, wenn sie bei den milderen Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschwornen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Ueberzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger als billig verpöntem Gesetz die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also allemal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß ich erstlich wissen, ob er dasjenige an sich gethan, was der Ankläger behauptet, daß er gethan habe, und sodann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Gesetze von einem gewaltsamen Diebstahl verlangen. Wollte man aber, diesem Uebelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen blieb, die größte Willkühr freigegeben, indem diese jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschwornen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Edict (Urtheil) geben dürfen, z. B. schuldig des Todschlags nicht aber des Mordes. Sind die Geschwornen über das rein Factische einig, sie können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen: so haben sie die Entscheidung dem Vorsitzer zu überlassen. Werden aber die Geschwornen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hierdurch nicht der Vorsitzer unumschränkter Richter? Man könnte geneigt seyn, mindestens darin einen entschiedenen Vorzug der Geschwornengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er eben deswe-

gen ein gerechteres, seine individuelle Lage mehr berücksichtigendes, Urtheil erwarten kann, als von andern. Allein erstlich muß jene ärmste und verächtlichste Klasse des Volkes, welche vor allen andern die criminalproceßualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse von der Jury ausgeschlossen bleiben, und also ist jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet. So muß in England, wer Geschworner werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondere vorzüglichere Eigenschaften des Standes berücksichtiget werden. Sodann macht aber nicht bloß der Stand die wichtigste Ungleichheit, sondern allemal muß bei den unendlichen Abstufungen und Verschiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äusserer Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, wohl allemal statt vollendeter Gleichheit die größte Ungleichheit zwischen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen gesucht hat, (man konnte hier, wo sie als politisches Institut gleichgültig war, willkührlich an ihrem Wesen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit schaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zur Genüge. Jedoch können wir des Raumes wegen uns deshalb keine weitere Ausführung erlauben. D. M.

Jussieu (Antoine de und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts geboren, zeichneten sich beide sowohl in der praktischen Arzneikunde als in der Botanik aus. Antoine machte viele botanische Reisen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Sammlung Pflanzen mit. Er schrieb darauf über manche naturhistorische und medicinische Gegenstände, und starb am 22. April 1758 im zwei und siebenzigsten Jahre, allgemein wegen seiner Menschenliebe betrauert. Bernard ward am 17. Aug. 1699 zu Lyon geboren, und erhielt im botanischen Garten des Königs eine Professur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in 2 Duodezbänden herausgegebene Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris zu verdanken. Er stand bei Ludwig XV. sehr in Gnade, der ihn bei jeder Gelegenheit zu begünstigen suchte. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linnée besuchte ihn während seines Aufenthalts in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich oft, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihre Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jussieu den Betrug und gab, ohne im geringsten in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einstmals wollten die Schüler mit Linnée denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihnen auf ihre Fragen antworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er am 6. Nov. 1777 im 79sten Jahre seines Alters.

Justinianus I., Justinus I. Neveu, Kaiser von Constantinopel, wurde am 11. Mai 483 von einer unbekannten Familie geboren, und vom Theophilus, der ihn in den Wissenschaften unterrichtete, erzogen. Er nahm Theil an dem Glücke seines Onkels, der seinerseits vom gemei-

nen thracischen Bauer auf den Kaiserthron gestiegen war; diesem verdankte Justinianus sein Glück. Als er im Jahre 521 zum Consul ernannt war, stellte er in den Schauspielen, welche er dem Volke gab, eine seltene Pracht zur Schau, und dieß in der Absicht, dem Geschmacke des Volkes zu schmeicheln. Eben so schmeichelte er dem Senate und suchte dessen Gewogenheit sich zu erwerben, der ihm auch dafür den königlichen Titel Nobilissimus ertheilte. Sein Onkel, vor Alter schwach und an einer empfangenen Wunde leidend, legte gewissermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Justinian erst am 1. Aug. 527, nach Justins Tode, zum wirklichen Kaiser ausgerufen. Jetzt verheirathete er sich mit der berüchtigten Theodora, welche er liebte und aus dem Stande einer Schauspielerinn und öffentlichen Buhlerinn auf den kaiserlichen Thron hob. Sie wußte sich, theils durch ihre Künste, theils auch durch ihr wirkliches Verdienst, eine unumschränkte Herrschaft über den Geist ihres Gemahls zu verschaffen. Unter seiner Regierung erhoben sich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, durch ihre nichtswürdigen Streitigkeiten mehrere Mordscenen zu Constantinopel. Justinian schien durch ein öffentliches Edict des ersten Entschlusses zu seyn, die Unschuldigen zu beschützen und die Strafbaren der Strenge des Gesetzes zu überliefern, ohne dabei auf die Farbe Rücksicht zu nehmen, und dennoch begünstigte er unter der Hand die Blauen. Durch die gewaltsamen Mittel, welche er anwandte, den entstandenen Aufruhr zu stillen, fachte er denselben nur noch immer mehr an, und eine Feuersbrunst, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Constantinopel und seine schönsten Gebäude in die Asche. Justinians Leben selbst schwebte in Gefahr. Schon auf dem Punkte, die Stadt zu verlassen, ward er von Theodorens Muth und Festigkeit zurückgehalten. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine ungeheure Menge Hinrichtungen die Wuth der Factionen gestillt war, endigte Justinian den Krieg mit den Isauriern und erkämpfte in den Jahren 528, 542 und 543 durch seinen General Belisarius drei berühmte Siege über die Perser. Dieser zerstörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika und führte Gilimer, den König derselben, gefangen nach Constantinopel. Spanien und Sicilien wurden wiedererobert, die Ostgothen, die Italien besaßen, überwunden; ja, Belisarius drang sogar im J. 536 in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein anderer General des Justinian, machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Diese Eroberungen gaben dem römischen Reiche einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Justinian nun von innen und von außen die Ruhe hergestellt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gesetze, welche seit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten, welche er unter den geschicktesten ausgewählt hatte, den Auftrag, nach seinen eignen und nach den Gesetzen seiner Vorgänger einen neuen Codex zu entwerfen. Dieses Gesetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materie darin nach ihrem verschiedenen Inhalte von einander abgesondert. Dabei haben jedoch wissenschaftliche Rechtsgelehrte dem Tribonian, der an dem Entwurfe dieses Codex den vorzüglichsten Antheil hatte, den Vorwurf gemacht, er habe bei Vertheilung dieser Materien einen mangelhaften Plan befolgt. So handelt er z. B. von den Formalitäten als gerichtlichen Verfahrens, ehe er von den Gegenständen gesprochen hat, welche demselben vorausgehen müssen. Auf diesen Codex ließ Justinian fol-

gen: die Pandecten, eine Sammlung von alten Rechtsentscheidungen, welche wenigstens in zweitausend verschiedenen Werken zerstreut enthalten waren. Diese Pandecten wurden zuerst zu Florenz im Jahre 1553 in Folio und in drei Bänden gedruckt. Die Institutionen, welche in vier Büchern und auf eine besonders klare und deutliche Weise die Entstehung aller Gesetze und die Grundbestandtheile der Rechtsgelehrsamkeit entwickeln. Die Novellen, in welchen man die verschiedenen Gesetze, die seit Erscheinung jener Werke Justinians gegeben worden sind, gesammelt hat. Alle diese verschiedenen Werke sind späterhin unter dem allgemeinen Titel Corpus juris civilis zusammenbegriffen, und auch meistens so gedruckt worden. Außer der Sorge, die Justinian, dessen Scharfsinn nichts entging, auf die Ausübung der Gesetze wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befestigen und zu verschönern, besonders aber darauf, den Frieden in der Religion wiederherzustellen. Unter andern Kirchen erbauete er auch die heilige Sophien-Kirche zu Constantinopel, welche für ein Meisterstück der Baukunst gehalten wird. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gemacht, und mit einer ungeheuern Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche war so prachtvoll, daß Justinian am Tage der Einweihung, als er sie zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!“ Aber sein Unglück wollte, daß er, gleich diesem jüdischen Könige, auf dem Throne ergreiste. Denn gegen das Ende seines Lebens blieb er nicht mehr derselbe Mensch: er wurde geizig, mißtrauisch, grausam. Er drückte das Volk mit Abgaben und lieh allen Anklagen ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius, dem er so viel zu verdanken hatte und den er noch in seinem hohen Alter verfolgte? Er starb am 14. Nov. 565 im vier und achtzigsten Jahre seines Alters, nachdem er 38 Jahre, 7 Monate und 13 Tage regiert hatte, und zwar acht Monate nach dem Tode des Belisarius. Er war von mittler Größe, hatte eine rothe Gesichtsfarbe und war leutselig und liebenswürdig in seinem äußern Betragen. Außerdem besaß er eine Mäßigkeit im Essen und Trinken und eine Enthaltsamkeit in der Liebe, die fast beispiellos genannt werden muß. Aber vielleicht fügte die Treue, welche er gegen seine geliebte Theodora ausübte, dem Reiche mehr Unglück zu, als es eine ausschweifende Lebensart wahrscheinlich nicht vermocht haben würde. Seine Enthaltsamkeit gränzte überhaupt mehr an die allen Genuß sich versagende, unerbittliche Strenge des Mönchs, als an die Mäßigkeit eines Philosophen. Sein Fasten war häufig und anhaltend: oft brachte er zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Mit einem brennenden Eifer für Ruhm, Ehre, ja selbst für eitle Titel begabt, wollte er zugleich Musiker und Baumeister, Gesetzgeber und Theolog seyn. Sein Scharfsinn entdeckte im Belisarius die Talente zum Krieger und im Narses die Fähigkeiten für die innere Verwaltung; sein eigner Ruhm wird jedoch von den Namen dieser beiden Generale verdunkelt. Uebrigens war er, wie wir bereits oben angemerkt haben, besonders in seinem Alter, geizig, liebte aber doch daneben die Pracht, beschäftigte sich viel mit der Gesetzgebung und ließ von seinen Dienern ungestraft die größten Verbrechen begehen. Oft stritt er in den Zusammenkünften mit seinen Ministern über einzelne Worte und niemals sah man ihn an der Spitze seines Heeres kämpfen. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für religiöse Streitigkeiten schützte ihn nicht vor dem Tadel der

Theologen: nach ihrer Meinung starb er als ein Ketzer. Er bauete mehrere öffentliche Gebäude und besonders, wie wir schon oben bemerkt haben, die Sophien-Kirche, welche in dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war. Dieses prächtige Denkmal der Baukunst ist noch vorhanden; die Türken haben es in eine Moschee verwandelt. Uebrigens kann man dreist behaupten, daß Justinian, ohne Belisarius und Narses, deren große Thaten seine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Gesetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denselben hatte, dennoch seinem Namen Berühmtheit verschafften, einer der unbekanntesten Fürsten der neuern Zeitrechnung gewesen seyn würde.

Justitia (die Gerechtigkeit), hieß auch Asträa, Themis, Dice. Doch gab es bei den Römern noch eine, von diesen verschiedene Justitia, welche man in sitzender Stellung, mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern, vorgestellt findet.

Justitium (Juristitium) ist der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung derselben, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, zum Beispiel, bei einer großen Trauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintreten kann und wo alsdann durchaus alle Gewerbe und Amtsverrichtungen aufhören.

Justizhoheit. Die Justizhoheit im weiteren Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt und in die Criminalgewalt. Erstere ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, also die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Justizgesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit, die sich mit der Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte, oder der Justizsachen beschäftigt. Mit ihr war in Deutschland und ist gewöhnlich auch die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der sogenannten freiwilligen oder willkührlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch an und für sich nicht zu den Justizsachen streng genommen gehörte, wenn sie gleich von Richtern vollzogen worden; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der obersten Staatsgewalt bezeichnet, die sich auf die Bestrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht, zu bestimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen bestraft und mit welchen Strafen dieselben, falls sie begangen worden, belegt werden sollen; dazu gehört zugleich die Befugniß, Privilegien im weitern Sinne des Worts zu ertheilen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Untersuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der obersten Aufsicht über das gesammte Criminalwesen. — So lange die deutsche Reichsverfassung bestand, war die Justizhoheit in Deutschland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Justizhoheit, indem die erstere von den höchsten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaisers und auch wohl des Reichstages, letztere dagegen von den einzelnen Fürsten und Ständen geübt wird.

C. Z.

Jütland, eine Halbinsel, gränzt gegen Süden an das Herzogthum Holstein, ist aber sonst überall von der Nord- und Ostsee umgeben. Sie besteht aus Nord- und Südjütland, welches letztere eigentlich nichts anders ist, als das Herzogthum Schleswig. Nordjütland wird heut zu Tage jedoch vorzugsweise Jütland genannt. Es gehört zu Dänemark und wird in die vier Stiftsämter Aalborg, Wiborg, Aarhus und Ripen eingetheilt. Es enthält 424 Quadratmeilen und 400,000 Einwohner. Die Viehzucht an Pferden, Schweinen, Schafen, besonders aber an Rindvieh ist sehr beträchtlich. Es werden jährlich 80,000 magere Ochsen verkauft und doch noch viel gesalzenes Rindfleisch nach Frankreich, Holland, Hamburg und nach den Antillischen Inseln versendet. Auch der Getraidebau ist ergiebig, und versorgt nicht nur das Land, sondern führt auch noch von seinem Ueberflusse in die benachbarten Länder aus. — Bis zum 9ten Jahrhunderte hatte Jütland seine eigenen Könige und Fürsten, von denen Gottric (Gottfried) und Hemming durch die Kriege, welche sie mit Carl dem Großen führten, bekannt geworden sind. In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts eroberte darauf der König von Dänemark, Gormo Gammut, Jütland und vereinigte es mit seinem Reiche. Gormo führte mit Heinrich dem Finkler, und sein Sohn, Harald II., mit Otto I. und II. Krieg. Harald II. nahm zwar im J. 948 die christliche Religion an; aber sein Sohn Sueno (Suend) ward wieder ein Heide. Er eroberte im J. 1000 mit Schwedens Beihülfe Norwegen und im J. 1014 auch ganz England, wo er aber 1015 ermordet wurde.

Juvenalis (Decimus Junius), im J. 38 oder 39 nach Chr. Geb. zu Aquinum in Italien geboren, studirte anfangs die Beredtsamkeit bloß zu seinem Vergnügen, legte sich aber hernach auf die Dichtkunst und besonders auf die Satyre. Weil er im sieben und achtzigsten Verse der siebenten Satyre den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte; so verwies ihn Domitian (nach andern Adrian unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerste Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und starb daselbst in seinem zwei und achtzigsten Jahre. Er gehörte zu den beißendsten Satyrikern der Römer. Er hat sechzehn Satyren geschrieben, die in fünf Bücher abgetheilt sind, und in welchen er sehr freimüthig gegen die Thorheiten seiner Zeit eifert. Sein Styl ist nicht so elegant, wie der horazische, aber auch nicht so dunkel, wie der des Persius.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo (Pritho), der Suada der Römer. Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Jo, und zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Jynx torquilla), dem noch immer die Kraft einwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zum Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er diesen auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Man gebrauchte sie zum Liebeszauber überhaupt auf mancherlei Art. Die Zauberin band, z. B., diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen

sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieser
Vogel, oder doch dessen Gedärm, darüber gespannt war. Seitdem die
Jynx zum Zauber-Apparate gebraucht wurde, erfand man auch ihre Ab-
stammung vom Pan oder der Echo. Die bildende Kunst brauchte sie als
Symbol der Ueberredungskünste zur Liebe, und zwar für's erste zur buh-
lerischen Liebe. So sieht man auf einer Gemme im florentinischen Mu-
seum den Vogel Jynx auf einer Säule, um welche sich der kolchische Dra-
che windet; vor derselben steht Jason. Diese Stellung der Jynx wurde
fast immer von den Künstlern beibehalten. Auf einem spätern Kunst-
werke, einem Relief, im Besitze des Herzogs von Carafa Noja zu Nea-
pel, soll ausgedrückt werden, wie Paris die Helena bethörte, ihren Ge-
mahl zu verlassen und ihm zu folgen. Man sieht daher auf einer Säule
die Göttin Pritho über dem Haupte der Helena sitzend, und ihr gefieder-
tes Töchterlein, den Vogel Jynx, mit der Rechten streichelnd. Noch be-
deutender gab man auch diesen Wundervogel Jünglingen und Mädchen
in die Hand, um den Zauber desselben recht sinnlich auszudrücken. Auf
einem Vasengemälde in der hancarvillischen Sammlung erscheint die
Jynx zweimal: einmal über dem Brautsessel der Brautwerberin, das
anderemal auf einer Säule von einem Genius gehalten. Außerdem
findet man sie auch fliegend, oder auf Blumen sitzend. Ueberhaupt
kommt sie sehr häufig in geschnittenen Steinen, und besonders auf al-
ten Vasenzeichnungen vor. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx
verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte,
das ward nun zum allgemeinen Symbole für jeden Zauber der Musen-
künste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und Tonkunst.
Man nannte die Jynx in dieser letzten Bedeutung auch Keledon, und
so erscheint sie auf dem Grabmahle des Sophokles und am Tempel des
pythischen Apollo. Man verwandelte den Namen Jynx, der nur an ver-
liebte Zauberspiele erinnerte, in die Benennung Keledon (Nachtigall),
um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrucken. Uebrigens ver-
richtete die Jynx ihren Zauber nicht durch Gesang, sondern durch die dre-
hende Bewegung des Halses, und durch das wunderbare Vorstrecken
der Zunge. Aus einer Vermischung des Jynx mit den musikliebenden
Acheloiden, oder den jungfräulichen Sirenen, entstand die Wunderge-
stalt der harpyenfüßigen Nachtigallen, wie sie Lycophron nennt, d. h.
die Sirenen mit dem Obertheile eines musikalischen Mädchens, und
dem Untertheile eines Vogels aus dem Geschlechte der Spechte. Man
schmolz gleichsam die doppelte Ueberredungskunst (Pritho) des Gesan-
ges und des körperlichen Liebreizes in ein einziges allegorisches Zwit-
tergeschöpf zusammen, das die veredelnde Kunst endlich in die reinere
Reform eines schönen, auf einer Lyra spielenden Mädchens umschuf,
wie man sie noch auf einer Vase findet, welche Ardito in seiner Ab-
handlug (Illustrazione di un antico Vaso trovato nelle ruine di Locri)
freilich etwas zu seltsam commentirt hat.



K. bedeutet auf französischem Gelde das Zeichen der Münzstadt Bordeaux.

Kaaba heißt wörtlich ein viereckiges Haus. So nennt man ein Gebäude zu Mekka, welches, dem Koran zufolge, ursprünglich dem wahren Gotte zu Ehren von Abraham und Ismael gebaut worden. Gott selbst ließ dazu einen schwarzen Stein vom Himmel fallen, der mit hinein gebaut wurde. In Zeiten größerer historischer Gewißheit war es dem Götzendienste der heidnischen Araber gewidmet. Die Aufsicht darüber war ein besonderes sehr geschätztes Vorrecht, das, zufolge der ältesten Nachrichten, einem arabischen Stamme, den Gjorhamiden, dann den Khosaiten, zustand. Kossa, einer der Voraltern des Muhamed, und Haupt des Stammes der Koreischiten, entriß dieses Vorrecht, mit dem die Obergewalt in Mekka verbunden worden war, den Khosaiten, und machte es zum erblichen Eigenthum seines Hauses und Stammes. Bei Muhameds Geburt war sein Großvater, Abdal Mutaleb, Schutzherr der Kaaba. Er war 35 Jahr alt, als die Koreischiten die Kaaba neu aufzubauen beschlossen hatten. Die Entscheidung des über die Frage entstandenen Zwistes, wem es gebühre, den heiligen schwarzen Stein wieder an seinen Ort zu legen, überließen sie dem, der durch Zufall zuerst eintreten würde. Das Schicksal wollte, daß dies Muhamed war. Er ließ den Stein in kostbare Zeuge einwickeln, deren Zipfel Abgeordnete aller einzelnen Familien der Koreischiten faßten. Diese zogen den Stein an den Tüchern in die Höhe, und Muhamed selbst rückte ihn an seine Stelle. Vielleicht daß diese Begebenheit zu Muhameds Begeisterung und Wahn der eignen göttlichen Sendung, so wie zu seinem Ansehn, nicht wenig beitrug; denn fünf Jahre nachher trat er als Prophet auf. Durch die eigne Handanlegung des Propheten von neuem geweiht, und von ihm wieder zum Heiligthume Allahs, und Gedächtniß Abrahams und Ismaels, gewidmet, ist die Kaaba das vornehmste unter den Heiligthümern Mekka's, und wird selbst von den Wechabiten, die alle übrige dortige Gegenstände muselmännischer Verehrung verachten, heilig gehalten. K.

Kabel bezeichnen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rhede oder anderwärts befestigt, damit sie nicht fortgetrieben werden können. Es werden auch die Taue so genannt, mit welchen man Böte, oder andere schwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch die Ankerseile heißen Kabel, oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabel kappen so viel, als die Ankerseile entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang zu seyn.

Käfer nennt man überhaupt alle Insecten der ersten Ordnung (Coleoptera). Sie zeichnen sich von allen andern Insecten durch die beiden hornartigen Decken aus, welche über ihren beiden untergeschlagenen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine und Fühlhörner bestehen aus einer ähnlichen Substanz. Alle Käfer haben sechs Beine, wovon zwei am Bruststücke, und vier am Hinterleibe sitzen. An dem Bruststücke und Hinterleibe befinden sich auf jeder Seite acht Luftlöcher.

Alle Käfer entstehen aus Eierchen, welche das Weibchen an bestimmte Oerter legt. Aus ihnen schlüpfen kleine madenähnliche Geschöpfe hervor. Diese heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruststücke sitzende Beine. Wenn diese Larven völlig ausgewachsen sind, verpuppen sie sich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächst. Seine Theile sind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebst der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält diese Ordnung der Insekten die zahlreichsten Individuen. Linnée zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geschlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, besonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaffe, s. Caffée.

Kaftan, die bekannte türkische Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen ist, wird von baumwollenem oder seidenem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theuerm Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkischen Hofe an christliche Gesandte, oder andere Personen, welchen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in diese Kaftane zu kleiden.

Käin (Le), s. Lekain.

Kaiser — Kaiserkrönung. In der Rangordnung der europäischen Fürsten haben die Kaiser den höchsten Platz, weswegen auch die Europäer mächtigen außereuropäischen Fürsten diesen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiser kommt her von Cäsar, dem gewöhnlichen Titel der römischen Imperatoren, und die deutschen Könige, als Schutzherren Roms, behielten seit Karl dem Großen diesen Titel bei, indem sie sich als Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römische Kaiser unbedingt den ersten Rang unter allen Fürsten der Christenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt ansah, und Rom das Haupt der Christenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im J. 1721 gleichfalls den kaiserlichen Titel annahm, und dessen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehe. Gewöhnlich ward bisher auch der Großherr in Constantinopel als Kaiser aufgeführt, ohne jedoch den kaiserlichen Titel, noch den der Majestät zu führen; der Titel des Großherrn ist bekanntlich der Sr. Hoheit. Erst in unsern Tagen entstand dagegen eine neue kaiserliche Würde, wiewohl schon in früheren Zeiten einzelne Reiche ihre Kronen für kaiserliche Kronen erklärt hatten, wenn gleich die Regenten nur den Königstitel führten, so wie dies z. B. in Spanien der Fall war. Im J. 1804 ward Napoleon Bonaparte, damals lebenslänglicher erster Konsul der franz. Republik, zum Kaiser der Franzosen erklärt, und allmählig von allen europäischen Mächten, mit einziger Ausnahme von England, in dieser Würde anerkannt. Die im J. 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Oesterreich, welches jedoch schon ein Jahr früher die öster=

reichsche Kaiserwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß; diese ward vielmehr durch verschiedene ausdrückliche Bestimmungen ganz und gar auf den alten Fuß beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römischen Kaisern, ein höchst wesentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutschen Könige die Krönung durch den Papst zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiserwürde, zu welchem Ende sie daher oft sehr verderbliche Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch diese Krönung, zufolge der Vorschrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letzteren Zeiten an dem Wahlorte selbst, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Der Papst hat erst im J. 1804, bei Gelegenheit der Thronbesteigung Napoleons, sein altes Krönungsgeschäft wiederum verwaltet, nur mit dem Unterschiede, daß er hierzu nach Paris zu reisen gezwungen ward, statt daß die deutschen Könige selbst nach Rom kamen. Cz.

Kaiserslautern (Lautern), eine Stadt am Flusse Lauter, mit 2363 Einwohnern, in der ehemaligen Unterpfalz, jetzt zur baierischen Rheinprovinz gehörig, ist in der neuern Zeit besonders durch die merkwürdige Schlacht berühmt worden, in welcher am 29. und 30. Nov. 1793 der verstorbene Herzog von Braunschweig, welcher hier seine ganze Macht versammelt hatte, eine Colonne der fränkischen Moselarmee, welche, Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, in einem blutigen zweitägigen Treffen zurückschlug. Diese Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entschied, ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte, ob sie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen bestand. Ein zweites Treffen bei Kaiserslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkischen Rheinarmee schlug, und in Folge desselben Kaiserslautern besetzte, ist nicht minder merkwürdig. Durch den lüneviller Frieden ward sie 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutherische Consistorialkirche.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leucanthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, späterhin sogar unter den Savoyarden in den Chamouny-Thälern bemerkt haben will, und als Individuen einer besondern Menschenart beschrieben hat, sind von neuern Naturforschern in verschiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber bisher für eine eigene Gattung, wenigstens doch für eine Spielart, genommen hat, das soll jetzt an diesen Kakerlaken nur eine Krankheit seyn, welche unter allen Himmelsstrichen die Menschen befallen kann, und der sogar Thiere unterworfen sind. Man hält sie für die homines nocturni des Linnée. Die Kakerlaken sehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den ächten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, sondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche sie beim hellen Lichte des Tages nie ganz öffnen können. Bei Mondenscheine und im Dunkeln können sie ziemlich gut sehen, weswegen sie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und aus diesem Grunde auch von Linnée und andern Naturforschern Nachtmenschen genannt werden. Ihr Haar ist zwar wollartig, wenn sie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn sie von Ostindiern abstammen, aber allezeit milchfahl und ekelhaft, wie ihre Haut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich

dumm, sondern auch von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Daher sind sie selten fähig, Kinder zu zeugen; wenn sie aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen, wie die Eltern waren. Uebrigens ist hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen und mit demselben sowohl die sogenannten Albinos (s. diesen Art.), die stets weiß sind, als auch die eigentlichen Kakerlaken (deren braune Haut mit weißen Flecken gesprengelt ist) benannt worden. Es ist die Hypothese aufgestellt worden, der Kakerlakismus sey eine Ueberladung des Körpers mit Sauerstoff, der Negrismus hingegen eine Ueberladung desselben mit dem Kohlenstoffe. — Kakerlaken heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), besonders die Blatta gigantea, welche sich in den indischen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Insecten-Sammlungen ausmacht. Sie ist dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken sind fuchsroth und gelblich. Von dieser Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrscheinlich von Calendae) hieß eine im 13. Jahrhunderte in mehrern Gegenden Deutschlands entstandene Laien-Brüderschaft, die am ersten Tage jedes Monats an bestimmten Orten (Kalandshäuser, Höfe) zusammen kam, um gemeinschaftlich für die Seelen verstorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmessen für sie zu steuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren sie Geistliche, Kalandsherren. Der fromme Zweck kam später in Vergessenheit und nur das Schmausen erhielt sich, bis es auf die hohen Feste eingeschränkt und endlich die Brüderschaft als eine Veranlassung zu Ausschweifungen ganz aufgelöst wurde. Daher sagt man von einem beständig auf Schmausereien herumschweifenden Menschen: er kalandert die ganze Woche. In Niedersachsen werden noch jetzt festliche Schmausereien, und besonders die jährlichen Versammlungen der Geistlichen eines Districts Kalande genannt, und in Berlin giebt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängniß gebraucht wird. E.

Kalif, d. i. Statthalter, nannten sich bescheidnerweise die Nachfolger des Propheten Muhamed in der Herrschaft über die Gläubigen und dem hohen Priesterthum. Kalifat haben daher latinisirende Geschichtschreiber das Reich dieser Fürsten genannt, welches die Araber in einem Winkel Asiens gründeten, und, von dort durch religiöse Begeisterung hervorgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrschaft erhuben, die an Ausdehnung die römische Universalmonarchie fast übertraf. Die Geschichte der Araber vor Muhamed ist höchst dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der der übrigen Welt, auch von geringem Interesse. Die Ureinwohner von Arabien heißen den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorne. Sich selbst leiten diese theils vom Joktan oder Kahtan, theils vom Ismael her; die Nachkommen jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des letztern Mostaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das sind sie den Asiaten); in Europa und Afrika nannten sie sich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes in das glückliche (Yemen), das steinige (Hegiar) und das wüste Arabien, welches die Landschaften Thahamah, Jemenath und Hegiaz begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabischen Geschichtschreiber verstehen unter Arabien nur Yemen; Hegiar rechnen sie theils zu Aegypten, theils zu Syrien,

und

und das übrige Land heißt bei ihnen die syrische Wüste. Die Fürsten (Tobbai) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geschlecht der Hamayriten zweitausend Jahre lang über Yemen herrschte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüsten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonieen sandten; ja welches wahrscheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch in der Wüste umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwissenheit (wie sie die vor Muhamed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Gestirne; jedoch bei den verschiedenen Stämmen mit großer Verschiedenheit, indem jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländischen Eroberer, durch Wüsten und Meere so sehr als durch ihren Arm beschützt; weder die babylonischen und assyrischen, noch die ägyptischen und persischen Könige vermochten sie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten sie gleich nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in diesem Zeitraume die nördlichen Fürsten Arabiens ihre Herrschaft bis über die Gränze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabischen Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Häreth noch weiter, bis in Syrien ein, und ließ sich im Lande Gassan nieder; woher er den Namen Gassaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römische Eroberungswuth an diese Gränzen. Die getheilten Araber mochten den römischen Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigstens die nördlichern Fürsten immer in einer gewissen Abhängigkeit von den Kaisern, die jene nur als ihre Statthalter ansahen. Freier erhielten sich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zu Zeiten des Augustus mißlang. Mit der Schwäche der römischen Monarchie vermehrte sich aber auch das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen einer Vereinigung aller arabischen Stämme leicht geworden seyn würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher, viele Jahrhunderte zu, bis ein begeisterter Mann ihnen durch gleiche Mittheilung seines Feuereifers Einheit, durch die Einheit Stärke gab. So wenig als in der Verfassung war vor diesem Manne in der Religion den Arabern Einheit eigen gewesen. Das Christenthum fand früh viele Anhänger; es gab selbst mehrere Bischöffe, die den Metropoliten zu Bosro (in Palästina an der arabischen Gränze) erkannten. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz vertrieben werden. Jene Widersetzlichkeit der Araber gegen den römischen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Ostreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders die Monophysiten und die im ganzen Orient verbreiteten Nestorianer, und der Fanatismus dieser Vertriebenen gab wieder jenen Widerstrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren, besonders seit der Zerstörung Jerusalems, in Arabien sehr zahlreich, und machten sogar, vorzüglich in Yemen, Proselyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm (502) den Krieg mit dem König von Aethiopien zu, der ihm Thron und Leben kostete. In

dem Abscheu, oder der Gleichgültigkeit, den so große Verschiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Muhameds, einen neuen Glauben aufzustellen. In Vergleichung mit dem großen Bilderdienst der damaligen Katholiken, mit den Träumereien der Ketzer und den Thorheiten der Juden und Heiden mußte jener Glaube allerdings höchst rein und göttlich erscheinen. (S. Muhamed.) — Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau, (weil seine Tochter Ajedscha die einzige unter den Weibern Muhameds war, die dieser als Jungfrau geheirathet,) trug in der ziemlich stürmischen Wahl eines Nachfolgers des Propheten über den Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erster Kalif. (Jahr der Hegira 11. n. C. 632.) Durch Hülfe seines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde siegreich, fieng er sogleich an, den Jslam, wie der Koran will, mit Schwerdts Gewalt zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung, Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus Freiwilligen durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeisterten Streitern bestehend, zuerst in Syrien ein. Sieger in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Griechen mehreremal geschlagen; als sie aber durch die verrätherische Uebergabe von Bosro einmal festen Fuß im Lande gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieser zwei große Heere, die Kaiser Heraklius zum Entsatz sandte, geschlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), die treulos gebrochen wurde; Kaled ließ die abziehenden Christen verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, letzten Willen, ward Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieser vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Jslams anstatt Kaleds dem menschlichern Obeidah, und vollendete durch ihn, doch keinesweges leicht und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jerusalem genöthigt worden, die Uebergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Moslemin zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben so glücklich war ein anderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. (Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien s. den Art. arabische Kunst und Literatur.) Omar ward zuerst Emir al Mumenin (Fürst der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachsüchtigen Sklaven (643, H. 23) erwählte ein Rath von einigen Männern, den er auf dem Todbette dazu ernannte, mit abermaliger Uebergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter desselben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während sie im Osten den Jslam mit Kriegsgewalt nach Persien brachten, drangen sie in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber schon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Aegypten über die Griechen, die mit Hülfe der Eingebornen wieder sich dort festgesetzt, zum zweitenmale nicht ohne Schwierigkeit erobert werden. Solche Unfälle begaben sich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die

Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34) in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den ersten rechtmäßigen gehalten von einer zahlreichen Secte der Muhamedaner, die ihm und seinem Sohne Hossein fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweist. Die Perser sind jetzt dieses Glaubens; daher der Haß der Türken gegen sie. Ali selbst hatte, anstatt die Eroberungen seiner Vorfahren fortsetzen zu können, stets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehässig war ihm Ajedscha, des Propheten Wittwe, genannt Mutter der Gläubigen, es nahmen Tellah, Zobeir und besonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, selbst die Regierung in Anspruch. Alle diese wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranstaltet. Vergebens suchte Ali seine Widersacher durch Besetzung der Statthalterschaften mit seinen Freunden zu entkräften; die neuen Statthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zusammen und Bassora in ihre Gewalt. Ali schlug sie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und seinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und selbst in einem Theile von Arabien sich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Secte der Kharegiten machten den Anschlag, zur Herstellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Factionen, Ali, Moawijah und Amru, zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wissenschaftliche Bildung. Die bekannten Sittensprüche und das sogenannte Giafa sind unter seinen Werken am berühmtesten. Sein Sohn, der sanfte friedliche Hassan, hatte keine Lust, das ihm übertragene Kalifat gegen den unermüdlichen Widersacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, soll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin stets gewesen, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damascus (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der Ommajjadischen Kalifen an, welchen Namen dieses Geschlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajjah, führte. Auch er mußte bald nach seiner Thronbesteigung einen Aufstand der Kharegiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Constantinopel, mußte sie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khorasan, er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673, H. 54). Nicht völlig würdiger Nachfolger des staatsklugen Morawijah wurde (679, H. 60) sein Sohn Jezid. Er ward anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei seinem Leben seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hossein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, die beide die Krone in Anspruch nahmen, bei. Eine Empörung der Bewohner von Irak zu Gunsten Hosseins, von Möslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entschlossenheit des kufanischen Statthalters Obeidallah erstickt, und der von den Verschwornen herbeige-

rufene Hossein getödtet (680, H. 61), doch zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hosseins durch Wohlthaten das dem Vater zugefügte Unrecht gut zu machen suchte. Abdallah ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen seiner Ueppigkeit und Freigeisterei verabscheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hosseins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verschont. Nach Jezids Tode (683, H. 64) legte sein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Secte der Motazeliten (die den Fatalismus der übrigen Muhamedaner verwarfen), das ihm übertragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er sich keinen Nachfolger ernannt, so brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, versuchte in Bassora ein eignes Reich zu stiften, ward aber bald von den Einwohnern selbst vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten, den Abdallah ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweser, dann aber von den Damascenern gleichwohl der Ommajjade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der sich bald ganz Syrien und Aegypten unterwarf. Khorasan riß sich vom Kalifate los und gab sich einen eigenen Fürsten im edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman ebn Sarad einen mächtigen Aufstand der Unzufriedenen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgesetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geschlagen. Merwan hatte eidlich versprechen müssen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlassen; dennoch ernannte er seinen Sohn Abdalmelek zu seinem Nachfolger. Unter ihm (Kalif 684, H. 67) ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieser dem Abdalmelek desto furchtbarer. Abdalmelek, um zu seiner Bekämpfung freie Hand zu haben, schloß mit dem griechischen Kaiser Justinian II. einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Christen einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, schlug ihn zweimal, nahm Mecca mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte so wieder in seiner Hand die Herrschaft über alle Muselmänner; doch machte ihm die Widersetzlichkeit der Statthalter, Fluch aller Despotieen und Vorbedeutung der einstigen Zerspaltung des Kalifats, noch viel zu schaffen. Er war der erste Kalif, der Münzen schlagen ließ. † 705, H. 86. Unter Walid I., seinem Sohne, eroberten die Araber östlich Chowaresmien und Turkestan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und westlich Spanien (711). (S. den Art. Spanien.) (†716, H. 97.) Sein Bruder und Nachfolger ließ Constantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und das griechische Feuer zweimal völlige Zerstörung seiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99.) Omar II., durch Solimans letzten Willen sein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajjaden durch seine milden Gesinnungen gegen die Aliden, und wurde von jenen vergiftet. (721, H. 102.) Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung sein Nachfolger, starb vor Gram über den selbst verschuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bruder Hescham machte der Alide Zeid, Hosseins Enkel, das Kalifat streitig. Dieser ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein anderes Haus, die Abbassiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten, abstammend), fing an furchtbar zu werden. Unter Hescham wurde den Fortschritten der Saracenen im Westen durch die Kraft Carl Martells, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel gesetzt. Der Wollüstling Walid II. ward nach einjähriger

Herrschaft umgebracht (743, H. 126). Nach den fast eben so kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbassiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem bei den Arabern achtbaren Beinamen: der Esel (al Hemar). Ibrahim, von diesem entthront und eingekerkert, ernannte seinen Bruder Abul Abbas zu seinem Nachfolger und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Persien viel zu thun hatte. Merwan ward zweimal geschlagen und blieb (752, H. 134). Mit ihm schließt die Reihe der ommajjadischen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätherischerweise durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft alle Ommajjaden aus. Nur zwei entrannen. Abderrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova stiftete (s. Spanien); ein anderer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und seine Nachkommen bis ins 16. Jahrhundert herrschten. Abul Abbas, obwohl unschuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch davon den Namen Saffah, der Blutige. Er starb sehr bald, 18 Jahr alt, an den Kinderblattern (753, H. 135). Sein Bruder Abu Giafar, genannt al Mansor (der Sieghafte) mußte zuerst im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich besiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber seine treulose Schlauheit alle zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm seine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien. Er baute (764, H. 146) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 150) dahin den Sitz des Kalifats. Er starb auf einer Wallfahrt nach Mecca, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes (775, H. 158). Mahadi, sein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khorasaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 169) und Hadi, sein Enkel, die Aliden unter Hussein, Alis Urenkel. Hadi ließ die Zentinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipien anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadis Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Harun (786, H. 170), der wegen seiner Gerechtigkeit al Raschid genannt, und durch Beförderung der Künste und Wissenschaften berühmt ist. Er schloß einen Waffenstillstand (wirklicher Friede durfte nie mit den Christen gemacht werden) mit der griechischen Kaiserin Irene (788, H. 172), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron streitig, unterwarf sich aber nachher. Gleichwohl befleckte Harun seinen Ruhm durch seine Ermordung; noch mehr durch die seiner Schwester Abbassah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verstoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn selbst hochverdienten Hauses der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter seine drei Söhne. Al Amin sollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al Mamun Persien, Turkestan, Khorasan und den ganzen Osten; Molassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thous in Khorasan, wo Harun durchreiste, um einen in Samarkand ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume ihm vorbedeutete Tod (809, H. 193). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Muhamed) war dieses Namens unwerth. Ungetreu seinen Herrscherpflichten und den Lüsten ergeben, überließ er, jene auszuüben, seinem Vezier Fadhel. Dieser bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molassem aus seinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob sich.

Mamuns Feldherr, Thaher, schlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 197). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in seinen Neigungen als Amin, pflegte er Künste und Wissenschaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwohl würdigen, Günstlinge Riza zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbassiden zum Aufstande. Sie erklärten den Mamun des Throns verlustig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen sich aber wieder, als Riza gestorben und der Kalif andern Sinns geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterschaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte schwer unter seinem Zepter gehalten werden. Vom Satrapendespotismus ist nur Ein, unter schwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbstherrschaft. Die Weisheit der ersten Abbassiden vermochte dieses Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der spätern beförderten es. Schon unter Harun al Raschid hatten die Aglabiden in Tunis (800, H. 184), eben so die Edrisiden in Fez, unabhängige Reiche gestiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khorasan ernannt, sich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun sandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechischen Kaiser Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinasien und belagerte Constantinopel; aber ein Sturm zerstreute seine Flotte (823, H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiserstadt halfen die Bulgaren abschlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionssecten, in die die Muselmänner sich damals theilten, erwies sich Mamun duldsam († 833, H. 218). Während seiner Regierung (um 830, H. 213) eroberten die afrikanischen Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieses (1051) von den Pisanern entrissen ward. Motassem, zuerst Billah (von Gottes Gnaden) zubenamt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samarath, und verlegte seinen Sitz dahin. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührischen Perser, brauchte er zuerst türkische Söldner. Aus Gram über den Tod seines Leibarztes ward Motassem wahnsinnig und starb (842, H. 227). Vathek Billah, sein Sohn, Anhänger der Motazelilischen Secte, that Manches für wissenschaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüstling, starb er an Nervenschwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entschied die schon sehr mächtige und anmaßende türkische Leibwache für den Unwürdigsten, den Erstern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkischen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegerisch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Clima jeder, der nicht in beständiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, selbst gegen das Andenken der Verstorbenen, übrigens schadenfrohe Rohheit, Hang zur Wollust und Grausamkeit. Sein eigner Sohn, Montasser, von ihm zu beiden erzogen und dabei oft schändlich gemißhandelt, verschwor sich wider ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl sich anmaßend, zum Fürsten der Gläubigen aus, und zwangen seine an der Schandthat unschuldigen Brüder, deren Rache sie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel bestimmt war, zu entsagen. Montasser starb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewissensbisse ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Mostain Billah, einen Enkel des Kalifen Motassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward besiegt und getödtet;

der andere aber stiftete in Tabarestan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Uneinigkeit der türkischen Söldner unter einander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Mostain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, so wie seinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkischen Söldner abzuschaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten sie sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn die Regierung niederzulegen, worauf er bald starb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohedi Billah, des Kalifen Vathek Sohn, stürzten aber diesen trefflichen Fürsten schon nach eilf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbessern wollte. Unter Motawackels drittem Sohn, dem Lüstling Motamed Billah, den sie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich seinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Uebergewalt dieser Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Somarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er seitdem geblieben. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorasan, durch eine Revolution, auf die Dynastie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Taberstan und Segestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte sich (877, H. 263) dort zum Selbstherrscher; von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek das Reich der Zingier in Kufa und Bassora zehn Jahre nach seiner Entstehung (881, H. 268), aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed starb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entstandene Secte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen diese, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien sich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter dessen Bruder Moktadar Billah, der ihm (909, H. 295) im Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehreremal ab und wieder eingesetzt, endlich gemeuchelmordet (631, H. 319). Unter ihm erhob sich in Afrika Abu Muhamed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (also vom Ali) abzustammen vorgab, stürzte die Dynastie der Aglabiden in Tunis, und stiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrschen, behaupteten diese, als Kinder des Propheten, selbst die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu seyn. Bald darauf gelangte in Persien die Dynastie der Buiden zu Ansehn und Macht (925, H. 315). Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Akschid vom Statthalter Herrscher. Von ihm die Akschiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grausamkeit sein Schicksal. Die wieder mächtig gewordenen türkischen Söldner stürzten ihn vom Throne ins Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, sein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omara (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und

dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Kalifen von seiner weltlichen Gewalt nichts als diesen Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entschädigung Kufa, Bassora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal versuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkischen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewissen Schirzad, bald aber kam es in die Hände des persischen Fürstenhauses der Buiden, die der folgende Kalif Mostakfi Billah gegen die Tyrannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erste buidische Emir Moezeddulat vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Kalif, sondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten. Ein Namensverzeichniß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre müssig; denn diese muselmännischen Päpste (das waren sie nur bloß) hatten bei weitem nicht die Macht der christlichen. Zu weitläufig wäre Verfolgung der einzelnen Geschichten, in die jene des Kalifats sich nun zerspaltet; aber die Hauptveränderungen, durch die die einzelnen Staaten und ihre Dynastieen gingen, und die Herrschaft der ottomannischen Pforte vorbereitet wurde, müssen wir andeuten. – Die Minderjährigkeit des Akhiditen Ali benutzte der Fatimit Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, sich Aegypten zu unterwerfen (969, H. 358), baute darauf Kahirah, Sitz seines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abbassiden, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajaden in Cordova wurden, wie diese, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun sie völlig stürzten (s. Spanien). Als Ilkan, König von Turkestan, Khorasan erobert und die Samaniden gestürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürst von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrschaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von den seldschukischen Türken unter Togrul Beg wieder gestürzt wurden (1030, H. 421). Dieser eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das persische Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der der buidischen Emirs zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward selbst Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner fest begründet wurde. Er vererbte auf seinen Neffen Alr Arslan (der den griechischen Kaiser Romanus Diogenes schlug und gefangen nahm) diese Würde mit solcher Macht, daß diese türkischen Emirs al Omara häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkische Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, begnügten sich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidschan, von Fars (Persien) und von Laristan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptsächlich zu kämpfen hatten. Der erste hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch sie sich Sultane; alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geistlichen Oberherrn aller Muselmänner; seine weltliche Gewalt erstreckte sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin Zenghi's Sohn, vom fatimitischen Kalifen Adhed, um Bagdad gegen die Willkühr seines Veziers ersucht, sandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; dieser aber stürzte die Fatimiten (als schismatische Gegenpäpste) und warf sich zum Sultan von Aegypten

auf (1170, H. 560), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieses ist der große Salahedrin (Saladin), der furchtbare Christenfeind, der Eroberer von Jerusalem. Die Dynastie, die er begann, heißt von seinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrschten über Aegypten, bis die Mameluсken sie verdrängten (1250). Die seldschukischen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern gestürzt, und da die von Khorasan ausgestorben, blieb von der seldschukischen Herrschaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinasien übrig, von welchem das heutige türkische Reich sich herschreibt (s. d. Art. Ottoman. Pforte). Die chowaresmischen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Asien, bis der Schrecken der Tatarn unter Dschingiskan (1220, H. 617) in diese Gegenden kam. Dessen Sohn Octai stürzte sie endlich ganz. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sklaven Amram Verrätherei unter dem 56sten Kalifen Motazem, einer Mongolenhorde unter Holagu leichte Beute (1258, H. 556). Der Neffe des grausam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er sich mit Vergünstigung der Mameluсken fortwährend Kalif nannte und das muhamedanische Papstthum auf seine Nachkommen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieser Schattenkalifen nach Constantinopel geführt, und starb, nach Aegypten zurückgebracht, im J. 1538. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Kalifentitel an, und der Padischah zu Constantinopel behauptet solchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb seines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den alcdischen Persern sehr bestrittenen, Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner. K.

Kalk (Kalkerde) ist, wie es scheint, dasjenige Minerai, welches in der ganzen Natur am weitesten verbreitet ist. Alle hierher gehörigen Fossilien machen ein eignes, sehr weitläufiges Geschlecht aus. Der Kalk findet sich aber nicht bloß als Mineral, sondern er ist auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Thierische Substanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, sind die Knochen, Muscheln, Corallen und die Eierschaalen; in den Gewächsen findet man weniger. Der Kalk, als Mineral, ist theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden selbst die härtesten mineralischen Kalksubstanzen mürbe gebrannt. Nicht alle Kalkarten sind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Substanzen bei sich. Fast immer stehen sie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeschlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in kohlensaure, schwefelsaure, spathsaure, phosphorsaure und borarsaure Kalke. Reine Kalkerde ist graulich von Farbe, und färbt blaue Pflanzensäfte grün, schmilzt auch an und für sich, im heftigsten Feuer nicht, außer wenn sie mit Alaunerde vermischt ist. In der Atmosphäre wird sie leicht mit Kohlensäure und mit Wasser gesättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht schwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geschmack. Im Wasser löset sich reine Kalkerde sehr schnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Wasser wird dabei in Gas verwandelt. Dieses Gas hat einen besondern Geruch und färbt blaue Pflanzensäfte grün. Der Wärmestoff, welcher sich bei dem sogenannten Löschen der Kalkerde, oder bei der Verbindung des Wassers mit der Kalkerde, entwickelt, kommt aus dem Wasser, und entsteht daher, weil sich das Wasser mit der Kalkerde in fester Gestalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmestoff frei wird, welcher nöthig war, um das Eis in der Gestalt von Wasser zu erhalten. Kalkerde mit Eis verbunden heißt ge-

löschter Kalk. Kalksteine sind feste mineralische Kalke. Sie sind in Ansehung ihres Gefüges von verschiedener Beschaffenheit: dicht, löchericht, schuppig, faserig, schieferig. Er ist eine kohlensaure Kalkart, welche sich in mancherlei Gestalt und überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkstein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meisten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmännisch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor steht mit dem Kalksteine in der genauesten Verbindung, oder er ist vielmehr selbst eine feinere Art von Kalkstein. Kalkbrennen besteht darin, wenn in einer ovalen oder ablänglichen Grube, die gewöhnlich sechs Ellen tief und drei Ellen breit ist, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, fest auf einander aufgeschichtet werden. Diese Grube bewirft, verklebt und beschlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derselben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und schürt sodann Feuer unter dieselbe, welches sieben, acht und mehrere Tage in steter Flamme erhalten wird. Besser als solche Löcher sind jedoch die eigends dazu erbauten Kalköfen.

Kalligraphie heißt die Kunst, schön und sauber zu schreiben. Was die deutsche Schrift anbetrifft; so behauptet man, daß in Dresden am schönsten geschrieben werde. Es ist begreiflich, daß in dieser Kunst gewisse Regeln vorhanden seyn müssen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine schöne Schrift nennen. Diese Regeln stützen sich besonders auf den Grundsatz, daß alles, was zu viel ist, schade, und daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder vielmehr gerade den entgegengesetzten Effect hervorbringe. Nach diesem Grundsatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen (denn in Einzelnheiten überzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum) dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchstaben, die Einfachheit der Buchstaben überhaupt und die Deutlichkeit derselben. Die Höhe der langen Buchstaben muß, wenn die Schrift ein, dem Auge wohlgefälliges, Ansehn erhalten soll, mit den kurzen Buchstaben in einem gewissen Verhältnisse stehen. Dieses Verhältniß scheint getroffen zu seyn, wenn dem langen Buchstaben die fünffache Höhe der kleinen Buchstaben, dem halblangen jedoch die dreifache derselben zugemessen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift ist zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derselben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchstabens nöthig sind, vermieden werden müssen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden soll. Die Deutlichkeit der Schrift ist ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erforderniß, und besteht darin, daß die Form jedes Buchstabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargestellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verletzt, wie die beiden ersten: gegen Höhe und Einfachheit der Buchstaben verstoßen jedoch die meisten Schönschreiber. Ja, es scheint sogar, als ob zur Erkenntniß und Befolgung der desfalsigen Regel eine größere Summe von Verstand gehöre, als die gewöhnlichen Schönschreiber gewöhnlich zu besitzen pflegen. Was beleidigt das Auge mehr, als wenn der lange und halblange Buchstabe unverhältnißmäßig über oder unter der Linie hervorragt, oder, wenn die Deutlichkeit der Schrift durch eine nichtssagende, durchaus zweckwidrige Schnörkelei oft bis zum Mißverständnisse entstellt wird? Und doch fallen in der Regel die meisten Kalligraphen in diesen nie genug zu rügenden Mißbrauch eines übelverstandenen Bestrebens, recht schön schreiben zu wollen. Pq.

Kalliope, eine Tochter Jupiters und der Mnemosyne, war eine von den neun Musen und zwar die Göttin des Heldengedichts. Sie war

die vorzüglichste der Musen und die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredtsamkeit und des Gesanges mittheilte. Auch Sänger und Citherspieler sind ihre und Apollo's Lieblinge. Mit dem Oeagrus, König in Thracien, zeugte sie die berühmten Dichter Orpheus und Linus: letzterer wird jedoch, von andern, auch für einen Sohn Apollo's und der Muse Urania, so wie Orpheus für einen Sohn Apollo's und der Kalliope gehalten. Außerdem zeugte Kalliope mit dem Strymon den Rhesus, mit dem Apollo den Galmenus und Hymenäus, mit dem Oeagrus den Cymothus, und mit dem Achelous die Sirenen. Unter den Abbildungen der Musen kennt man die Kalliope an der Tuba, welche sie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches sie in der andern hält, so wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen sie geschmückt ist.

Kallugier (aus d. griech.), ein frommer Alter, ist die gemeine Benennung der griechischen Mönche. E.

Kalmäuser Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (s. d. Art. **Geisselungen**) hatte den Einsiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine strengere Disciplin gegeben, wodurch dieser Orden in den Ruf einer besondern Heiligkeit kam; wie diese Heiligkeit selbst artete aber in der Folge auch das der deutschen Volkssprache weniger geläufige Wort Camaldulenser in **Kalmäuser** aus. E.

Kalmücken (**Oelöt, Eluths, Eluthen**) machen den merkwürdigsten Zweig des mongolischen Völkerstamms aus. Sie selbst behaupten, ihre ältesten Wohnsitze zwischen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dschingis-Chan soll dieses Volk, der größte und mächtigste Theil der Oelöts, gegen Westen bis nach Kleinasien einen Heerszug gethan und sich dort und um den Caucasus verloren, der Ueberrest aber, welcher in der großen Tatarei zurückgeblieben war, von seinen tatarischen Nachbarn den Namen Chalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen sich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Oelöt, welches Wort aber auch dasselbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung ist. Die Oelöts oder Kalmücken theilen sich, wenigstens seit der Zerrüttung der mongolischen Monarchie, in vier verschiedene Hauptzweige, die sich **Choschot**, **Derbet**, **Soongar** und **Torgot** nennen. Der größte Theil der **choschotischen Kalmücken** hat sich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten und soll nach der Zerstörung der soongarischen Kalmücken unter chinesischem Schutze geblieben seyn. Der kleinere Theil dieses Stammes war schon lange zuvor an den Irtisch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrschaft der soongarischen Horde, mit welcher er gemeinschaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derselben zerstreut wurde. Die unter chinesischer Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Caschoten wird auf 50,000 Köpfe geschätzt. Ihren Namen (Krieger, Helden) sollen sie durch ihre Tapferkeit unter Dschingis Anführung erworben haben. Da sich nun auch ihr Fürstenstamm unmittelbar von des großen Dschingis Bruder ableitet, so behaupten sie aus beiden Gründen den ersten Rang unter den kalmückischen Stämmen. Ein geringer Theil derselben, etwa 18,000 Familien, hat sich bis 1759 an der Wolga niedergelassen u. freiwillig die russische Oberherrschaft anerkannt. Die **soongarischen Kalmücken** machten bei der Zersplitterung der mongolischen Monarchie mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der sich späterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürstenfamilie theilte. Diese Horde ist es, die sich im 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der übrigen kalmückischen Stämme, besonders die Cho-

schot, Derbet und Choit, unterwürfig machte und mit den Mongolen sowohl, wie mit dem chinesischen Reiche blutige Kriege führte, die sich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung geendigt haben. Sie galten für die tapferste, reichste und mächtigste Horde. Die derbetischen Kalmücken, welche anfänglich in der Gegend des Koko-Noor ihre Weideplätze hatten, zogen von da wegen der mongolischen Unruhen, gegen den Irtisch, und theilten sich hierauf in zwei Haufen. Einer derselben vereinigte sich mit den Soongaren, und wurde am Ende mit diesen aufgelöset; der andere ließ sich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derselben vereinigte sich daselbst mit den Torgoten, trennte sich aber nachmals wieder von denselben. Die torgotischen (wolgaischen) Kalmücken scheinen sich später, als die übrigen kalmückischen Zweige, zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten sie sich von den unruhigen Soongaren und ließen sich an der Wolga nieder, von welcher Zeit sie von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaischen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der russischen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen sie 1770 in die Soongarei zurück und begaben sich unter chinesischen Schutz, wo man aber gleich anfangs strenge Maaßregeln mit ihnen ergriff. Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals, oder stehen noch jetzt, unter ihren eignen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch giebt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete der Statthalterschaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Diese Colonie hat sich in der letzten Zeit sehr vermehrt. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Colonie muhamedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entsteht, wenn wir Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unser eigener Körper, und die daher letzterm einen größern oder geringern Grad von seiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte ist also bloß relativ: so ist, z. B., unser Eis für uns schon kalt; warm hingegen ist es in Vergleich mit dem Eise der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte für nichts Positives, sondern nur für etwas Negatives genommen. Die Wirkungen der Kälte sind den Wirkungen der Wärme entgegengesetzt. Diese dehnt die Körper aus und setzt sie, auf einen gewissen Grad gebracht, in den Zustand der Flüssigkeit, oder trennt den Zusammenhang ihrer Theile; die Kälte hingegen bewirkt Zusammenziehung des Volumens und verwandelt flüssige Körper in feste Massen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar ebenfalls in einen engern Raum zusammengedrängt, verlieren aber nie ihre elastische Form. Von der Kälte der Atmosphäre ist noch zu bemerken, daß sie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen und also den Sonnenstrahlen in ganz gleichem Maaße ausgesetzt sind, von gleicher Stärke ist. Im Allgemeinen ist ein Ort desto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; daher die hohen Gebirgsgipfel in Peru, selbst unter der Linie, mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Diese Erscheinung erklärte man ehemals, und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der Sonne lockere, also auch wärmende Luft verursache, und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil sie durch jenes Zurückprallen nicht locker ge-

macht werden kann, aus eben demselben Grunde kalt bleiben müsse. Jetzt will man aber beobachtet haben, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Luft nicht allein, wie so eben bemerkt ist, von der Dichtigkeit derselben abhängt; sondern daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftschichten, so wie von der Menge der Feuermaterie, welche in derselben enthalten ist, abhängt. Künstliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflösung oder Vermischung gewisser Substanzen, imgleichen durch Ausdünstung hervorgebracht ist. Wenn man Kochsalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Wasser auflöset; so wird das Gemisch während der Auflösung merklich kälter, und ein hineingesetztes Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Wasser nämlich vorher bereits gefroren war. Die Auflösung selbst aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derselben unter dem Gefrierpunkte steht; setzt man aber ein Gefäß mit reinem, kalten Wasser hinein, so gefriert dasselbe leicht. Ist das Salz in dieser Masse völlig aufgelöset; so verliert sich die Kälte wieder. Fügt man noch Schnee oder geschabtes Eis zu jener Mischung; so kann darin, selbst im Sommer und sogar über dem Feuer, reines Wasser in Eis verwandelt werden. Man erklärt dieß folgendermaßen: Jede Auflösung entbindet den in den Körpern enthaltenen Wärmestoff und macht ihn frei. Da nun die Materie, eben durch diese Auflösung, keine Wärme mehr in sich faßt; so ist sie auch an sich selbst so kalt, daß sie den, sie berührenden Gegenstand in Eis verwandeln kann. Nach gleichen Grundsätzen kann auch durch Ausdünstung (der Zustand, wo die tropfbare Flüssigkeit in Dampf übergeht, also wo sich die Flüssigkeit in Auflösung versetzt) künstliche Kälte hervorgebracht werden. Auf diese Weise kühlt man die Zimmer durch Besprengen mit kaltem Wasser ab, so wie auch nach diesem Grundsatze zu Benares, Calcutta und andern Orten in Ostindien Eis zubereitet wird. Auch die mechanische Ausdehnung der zusammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künstlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hierzu tauglichen Maschinen, in welchen die Luft sehr stark zusammengedrückt ist, worin sich aber zugleich etwas Wasser befinden muß, diese Luft entweichen läßt; so reißt sie mit einem lauten Geräusche etwas Wasser mit sich heraus und verwandelt denjenigen Theil desselben, welcher am Hahne hangen bleibt, in Eis.

Kalypso war eine Tochter des Atlas, nach andern des Nereus und der Doris, nach andern des Oceans und der Thetys, und bewohnte die Insel Ogygia, welche tief im Ocean lag und voller Waldungen war. Obgleich Göttin, lebte Kalypso dennoch einsam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Ulysses an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf, pflegte ihn und wünschte ihn bei sich zu behalten, um ihm ewige Jugend und Unsterblichkeit zu geben. Allein seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seiner Gattin schwächte die Reize der Göttin zu sehr, daß er die sieben Jahre, welche er bei ihr gezwungen zubringen mußte, in Kummer und Leid verlebte. Endlich erbarmten sich die Götter des Leidenden. Jupiter sandte den Merkur vom Olymp herab, welcher der Kalypso den Befehl bringen mußte, den Ulysses in seine Heimath zurückkehren zu lassen. Dem Befehle des Donnerers durfte sie sich nicht widersetzen; Ulysses reisete also ab. Sie hatte zwei Söhne mit ihm gezeugt, den Nausinous und Nausithous.

Kammermusik ist im weitesten Verstande diejenige Musik, welche der Kirchenmusik entgegen steht und im Zimmer oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In so fern nun die Kammermusik mit der Theatermusik

unter einer Kategorie begriffen wird, ist der Styl dieser beiden Musiken dem Style der Kirchenmusik, wie schon gesagt, entgegengesetzt. In der ältern Musik war freilich der Kammerstyl von dem Theaterstyle sehr verschieden. In der Kammermusik pflegte man nämlich den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nüanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu erreichen zu suchen, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß sie ihrer Natur nach, bei der Größe des Locals und der stärkern Besetzung der Stimmen, so wie auch bei dem nicht bloß aus Kennern bestehenden Opernpublikum, nur allgemein hingeworfene große Massen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung der einzelnen Theile zulasse, so wie etwa die Perspectivmalerei keine solche feine Ausarbeitung der einzelnen Theile gestattet, wie die für die Nähe berechnete Portrait- und Landschaftsmalerei. Da nun, dieser Meinung zufolge, die künstlerische Ausarbeitung des Kammerstyls weit höher gesteigert wurde, als die des Theaterstyls; so wurde auch bei den Ausübern des erstern ein größerer Grad von Kunstfertigkeit vorausgesetzt, als bei dem Theaterstyle. Jetzt hingegen ist der Charakter beider Style in so fern gänzlich in eins verschmolzen, als man im Allgemeinen keine eigentliche besondere Kammermusik mehr hat, sondern dazu meistens nur Theatermusik nimmt, wozu auch noch der Umstand kömmt, daß man schon längst angefangen hat, den Theaterstyl eben so sorgfältig auszuarbeiten, wie den Kammerstyl, wodurch also nun auf eine doppelte Weise der Unterschied zwischen beiden Stylen aufgehoben worden ist. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterstyl, in so fern dieser dazu dienen soll, das ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatischen Handlung zur äußern Erscheinung zu bringen, sich unter die Gesetze des Kammerstyls, die ihrer Natur nach beschränkter seyn mußten, nicht fügen, sondern daß sich, umgekehrt, dieser vielmehr dem Theaterstyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. — **Kammerton** bezeichnet diejenige Stimmung der Instrumente, die eigentlich an und für sich selbst schon hoch ist, aber doch noch immer einen ganzen Ton tiefer stimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu seyn pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmusik die Orgelstimme um einen ganzen Ton tiefer spielen, als die begleitende Instrumentalmusik. Wenn das Stück, z. B., in Gdur gesetzt ist und die Instrumente auch wirklich aus diesem Tone spielen; so muß die Orgelstimme aus Gdur in Fdur transponirt, also um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Ehemals stand dem Kammertone der **Chorton** entgegen, von welchem jener der höhere, dieser der tiefere war: jetzt aber kennt man sowohl für die Instrumental- als für die Vokalmusik nur eine Stimmung, und der Unterschied zwischen Kammer- und Chorton fällt also schon von selbst weg. Pq.

Kammerknechte, kaiserliche, heißt so viel als kaiserliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem christlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauber und geheime Ursachen aller Landplagen betrachtet, waren sie es gewöhnlich, gegen die sich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatische Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für gleich verdienstlich mit einem Kreuzzuge. Der Kaiser, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre stets gefüllten Kassen (denn sie waren bis zum 12ten Jahrhundert im fast alleinigen Besitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte sie daher für seine Knechte und Schützlinge. K.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, ward am 16.

Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von seinem Vater, der ein Geistlicher daselbst war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg studirt hatte, machte er 1683 als Secretär mit einer schwedischen Gesandtschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien, besuchte darauf Arabien, Indostan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im J. 1692 kehrte er zurück, wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und starb darauf am 2. Nov. 1716. Unter seinen Schriften verdient besonders genannt zu werden: Geschichte und Beschreibung von Japan, Lemgo 1774. Dieses Werk, welches allgemein geschätzt wird, war schon 1727 aus der Handschrift in das Englische übersetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck besorgt, in deutscher Sprache erschien.

Kamtschatka ist eine Halbinsel, die von der östlichen Küste Sibiriens aus 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ocean hinein bis an die kurilischen Inseln sich erstreckt. Dieses nordöstliche Ende der alten Welt wurde erst i. J. 1696 durch einen gewissen Mososko, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der russischen Krone zinsbar. Es ist für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awetscha-Bay vortreffliche Häfen, auch ist es durch sein Klima (zwischen dem 51 und 63sten Grad n. Br.) keinesweges der, jetzt fast ganz vernachlässigten Cultur unfähig; so daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, dort Handelsniederlassungen sehr gut gedeihen würden. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Zuchtmeister eine Colonie von Ackerleuten hinzusenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtschatka als ein Botany-Bay für Officiere von übler Aufführung anzusehen. Kamtschatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchschnitten, von der rechts und links kleine Flüsse dem kamtschatkischen und ochotzkischen Meere zulaufen, und die an der südlichen Spitze das Vorgebirge Loratka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eisenbergwerke und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtschatka ist außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Russen, beläuft sich jetzt nicht weit über 1000 Köpfe. Vor 100 Jahren war sie vielleicht zwanzig bis dreißigmal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen zur Befreiung vom russischen Joch gemachten Versuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenschliche Druck der Russen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidnischen Kamtschadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtschadalen, ein häßliches Mongolengeschlecht, nennen sich selbst Itelmen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber voll der gröbsten Sinnlichkeit, welche ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuschen Tänze sattsam beurkunden. Am widrigsten macht sie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtschadalische Dorf (Ostroschok) wird von einer Familie bewohnt, und besteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf gekerbten Baumstämmen hinaufsteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa sechs Balaganen zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verschlossenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, das auf dem Rande der Grube aufsteht, hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauch, hinabsteigt. Die kamtscha-

dalische Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Russisches angenommen. Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belastet, während der Mann faullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fischen, die Geräthschaften für beides zu verfertigen, Schlitten oder Häuser zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfische und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Russen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht in Fischen, mit Wallfisch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebstes Getränk ist Birkensaft. Das wichtigste und unentbehrlichste Hausthier ist dem Kamtschadalen der Hund. Nicht nur giebt er, gestorben, ihm seine Kleidung, sondern er ist sein Zugvieh. Die Hunde werden zu diesem Zweck castrirt und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist, und Einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Der größte Vortheil ist, daß dieses Gespann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, und sie finden ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische, die Flüsse und Meer auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtschadale gar nicht, wiewohl es alle benachbarten Völker thun. Die Religion der Kamtschadalen war und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen (s. d. Art.) nicht nehmen lassen. Indeß findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt; verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamanischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberschwemmung, aus der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählen sie. Solche Gedanken sind bei so rohen verwilderten Menschen klare Beweise einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus bessern Klimaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum gewesen, und auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit den Schamanismus pfropften. K.

Kanonen sollen ihren Namen von dem französischen Worte canne (Rohr) erhalten haben. Die ersten waren von vielfach zusammgelegter und mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand, die sich in Form eines Kegels nach vorn zu erweiterte. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man die Kanonen aus eisernen Stäben zusammen und befestigte sie mit eisernen Reifen, wie etwa ein Böttiger die Dauben zusammensetzt und mit Reifen befestigt. Endlich verwarf man auch das Eisen, und bediente sich statt dessen einer Mischung von Kupfer und Zinn. Einige Schriftsteller machen die Chinesen zu Erfindern der Kanonen, und sagen, daß man noch jetzt Geschütze in China finde, die achtzig Jahre nach Christi Geburt verfertigt worden wären. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen diese Kunst erlernt und ein Ueberläufer derselben, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, sie 670 (676) dem griechischen Kaiser, Constantinus Pogonatus, bekannt gemacht haben. Nach andern soll Albert der Große, Bischoff zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutscher, den einige Constantin Ancklitzen, andere Barthold Schwarz nennen, die Kanonen erfunden haben. Von letzterm weiß man weder die Zeit, wann, noch den Ort, wo er gelebt hat, bestimmt anzugeben,

ja, einige halten diesen Schwarz gar für eine erdichtete Person. Bald soll er zur Zeit Albert des Großen, bald zu Anfange, bald in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts gelebt haben. Die gewöhnliche Sage meldet, Schwarz habe sich eben mit chemischen Versuchen beschäftigt, als ein Stein, den er auf einen mit Schwefel, Salpeter und Kohlenstaub angefüllten Mörser gedeckt, durch einen in diesen gefahrenen Funken mit großer Heftigkeit in die Luft geschleudert und er selbst dadurch sowohl zur Erfindung des Pulvers, als auch des groben Geschützes, veranlaßt worden sey. Im J. 1378 sollen die sogenannten Bombarden, oder Donnerbüchsen, bereits im Gebrauche gewesen seyn. Aus allen diesen widersprechenden Nachrichten erhellt so viel, daß die wahre Zeit der Erfindung der Kanonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können. So viel ist gewiß, daß der wirkliche Gebrauch derselben ungefähr in die Mitte des 14ten Jahrhunderts fällt. Im J. 1370 schossen die Augsburger bereits aus gegossenen metallenen Kanonen. Die ledernen Kanonen, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege zwischen 1620 und 1632 erfanden, waren von starkem, zusammengerollten und fest zusammengenäheten Leder, das inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert, und von außen mit eisernen Ringen befestigt war. Die Kunst, mit glühenden Kohlen aus Kanonen zu schießen, erfand der kurbrandenburgische Generalmajor Weiler. Im J. 1740 verfertigte man zu Petersburg Kanonen aus Eis, und schoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt worden.

Kant (Immanuel), war geboren zu Königsberg den 22. April 1724, wo er auch anfangs, durch Umstände genöthigt, Theologie studirte, später als akademischer Lehrer (1755) auftrat, seit 1770 als Professor der Logik lebte, und bis zu seinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienste der Wahrheit unablässig wirksam war: daher man ihn auch mit dem vollsten Rechte den königsberger Weisen genannt hat. Sieht man aber auf die Art und Größe seiner Wirksamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philosophischen Wissens eine heilsame Revolution bewirkt, und durch sie allen folgenden Denkern den freieren Weg zur Wahrheit gebahnt hat; sieht man ferner auf das ausgebreitete Wissen und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, welche der Geist dieses Mannes, der nach Fr. Reichardts Schilderung (s. Urania, Taschenbuch a. d. J. 1812. S. 260) nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernst seines sittlichen Charakters, mit welchem sich bei ihm auf die seltenste Weise die heiterste Geselligkeit verband, so dürfen wir mit Stolz und Recht behaupten: Kant gehörte der Welt und Menschheit an. Zu seiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von dem zuletzt genannten Schriftsteller folgendes: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wohl nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle, klare Augen, zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt diese Eigenschaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büste nach Schadow), und ist das ähnlichste, das man von ihm hat. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft, und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch sehr ausgebreitete Belesenheit,

auch einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Gesellschaft aufheiterte und unterhielt, weil man einen solchen Mann auch wohl gern allein sprechen hörte. Kant's Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Orts, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wohl anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur stets sauber, sondern sehr stattlich erschien. Gegen ihn, ja auch wohl nur in seiner Gesellschaft, würde sich gewiß nicht leicht einer etwas Unanständiges erlaubt haben. Er paßte auch um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne seine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige, stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt, und liebte sie auch nicht besonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verstand, neben welchem man selten ein so gränzenloses Gedächtniß antreffen wird, als Kant besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographieen, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern konnten. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke, denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet im Nachtragen alles dessen, was seine ununterbrochene Lectüre ihm neues gewährte, wovon man sich auch aus seinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind vielen wohl immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften zu viel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen. Was aber sein innerstes Wesen ausspricht, seine Philosophie, oder vielmehr die philosophische Methode, welche er übte und durch sein Beispiel empfahl, so werden die folgenden Grundzüge derselben zu unserm Zwecke hinreichend seyn. In der Periode, welche Kant's philosophischen Untersuchungen kurz vorausging, hatte ein schlaffer Eklecticismus die Herrschaft erreicht, welcher sich mehr mit Bearbeitung einzelner abgerissener Theile, als mit dem Ganzen der Philosophie und ihren Prinzipien beschäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philosophischen Erkenntniß, voll Zuversicht des Gelingens, die demonstrative Methode der Mathematik anzuwenden suchte. Die Blößen dieses Dogmatismus, wie aller dogmatischen Verirrungen der früheren Zeit mit scharfem Auge entdeckend, und durch Hume's seinen Scepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mislingens aller bisheri-

gen Metaphysik den denkenden Köpfen seiner Zeit enthüllen, den philosophischen Schein entdecken, und den Weg anzeigen, auf welchem der philosophische Forscher gehen müsse, wenn er sich nicht über die Gränzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verlustig werden wolle. Er führte daher mit äußerster Gründlichkeit und eminentem Scharfsinn die philosophische Untersuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspuncte zurück, weil dadurch allein wahre Wissenschaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor allen die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was ist es, das ich ursprünglich weiß? Die Beantwortung dieser Fragen führte ihn zu einer Kritik und Untersuchung der Grundüberzeugungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er sie selbst nannte und ansah, zu einer Kritik der reinen Vernunft, (wobei vorausgesetzt wurde, daß die philosophische Erkenntniß die von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unserer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden, ist also subjectiv. Die Nothwendigkeit in unsern Urtheilen, oder die objective Beziehung unserer Vorstellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden ist, ist nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß selbst. Die Gränzen des Wissens liegen mithin im Gemüthe, oder der einzige Gegenstand der philosophischen Erkenntniß ist das Gemüth nach seiner erscheinenden Thätigkeit. Zu diesem beschränkenden Resultate gelangte er auf folgendem Wege. Zuerst schied er, was der Sinnlichkeit und dem Verstande in unsern Vorstellungen angehört, und was im Geiste ungetrennt ist, durch psychologische Analyse. Die theoretische Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anschauung), und Verstand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen selbst im Anschauen und Denken besteht. In der Anschauung unterscheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung gegeben wird, von der Form, welche unserer Sinnlichkeit selbst angehört, und hiernach auch das sinnliche Object, von den ursprünglichen und nothwendigen Bedingungen des sinnlichen Anschauens (d. i. Zeit und Raum nebst ihren mannichfaltigen Bestimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transcendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns selbst liegen, unabhängig und vor aller Erfahrung, und nach welchen wir die Welt und ihre Erscheinungen vorstellen. Der Verstand ist das selbstthätige Vorstellungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff verbinden, und ist bei dieser Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an ursprüngliche Bedingungen gebunden: die Kategorieen, oder Formen des Verstandes, welche Kant meisterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen werden die Gegenstände der Erfahrung von uns bestimmt; wir erkennen also die Dinge nur wie sie uns erscheinen, und wie wir sie, nach den Gesetzen unseres Geistes denken, keinesweges wie sie sind; überhaupt nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich (wegen letzterer Ansicht hat man auch Kant's Lehre den kritischen — den auf Kritik des Geistesvermögens beruhenden — Idealismus genannt); durch jene Formen aber schreibe der Verstand der Natur Gesetze vor, so nämlich, daß sie überall nach ihnen gedacht werden müsse, und in ihnen bestehe die einzige theoretische Erkenntniß a priori, oder philosophischer Art. Denn die theoreti-

sche Vernunft ist selbst das höchste Denkvermögen (ein höherer Verstand), welches nach absoluter Einheit durch Ideen strebt. Aber diese Ideen, die Erzeugnisse derselben, haben kein ihnen entsprechendes Object in dem Kreise der Erfahrung, und es darf von ihnen kein constitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenstände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transcendentale Gegenstände) durch sie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widersprüche, wenn sie einen constitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch seine sogenannte Antinomie zu zeigen sich bemühte. Die reine Vernunft enthält in ihnen also nur regulative Principien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erscheinungen nie hinaus zu einer gewissen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit rc. aussagen, denn dieses sind bloße Ideen. Allein die Vernunft ist auch practisch, in so fern sie den Willen selbstthätig zur Tugend bestimmt, welche zur Glückseligkeit würdig macht. Was nun die theoretische Vernunft nicht zu leisten vermag, leistet die practische. Denn durch das practische Vermögen der Vernunft (moralische Freiheit) strebt der Mensch weit über die Erfahrung hinaus zu einer übersinnlichen Vollkommenheit, und dieses Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligiblen Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgesetz a priori geboten wird, nur mit Glückseligkeit verbunden, das höchste Gut ausmacht, für welche Verbindung, da sie nicht von uns abhängig ist, wir eine höchste Ursache annehmen müssen, welche nur das vollkommenste Wesen, die Gottheit, seyn kann. Diese Ueberzeugung aber ist kein theoretisches Wissen, sondern ein practischer Vernunftglaube, und somit die Philosophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unserer moralischen Natur und der ursprünglichen Verstandesformen beschränkt und verwiesen. Es giebt mithin keine eigentliche speculative Philosophie, oder Metaphysik, sondern nur eine Kritik derselben. Aber wodurch erkennen wir denn die practische Vernunft und ihr Vermögen? fällt hierbei unwillkührlich dem Denker ein. Antwort: Nur durch die theoretische Vernunft, die mit der practischen doch nur ein Vermögen ist. (Darum sagte ein neuerer philosophischer Forscher: Kant lasse den Glauben gleichsam in seiner ersten Instanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und suche die Gültigkeit der Ideen durch moralische oder postulate Beweise zu stützen, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthür wieder einzuführen.) Die Richtung, welche hier Kant's Untersuchungen nahmen, führte ihn hauptsächlich zur Ausbildung der practischen Philosophie (hieher gehört seine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphilosophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practische gründete) verwieß, namentlich aber zur strengern und reineren Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er als den kategorischen Imperativ nannte (vergl. auch seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei sich sein strenger, dem erschlaffenden Eudämonismus entgegengesetzter, moralischer Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu läugnen ist, daß die von ihm beschriebene Tugend nur strenge Gesetzmäßigkeit (Handlungsweise um des Gesetzes willen) ist. Dieses sind die Grundzüge seiner Ansicht, welche er in sei-

ner Kritik der reinen Vernunft, und in seiner Kritik der practischen Vernunft (zuerst Riga, 1787), seinen Hauptwerken, niedergelegt hat: denn was seine übrigen Behauptungen über einzelne philosophische Gegenstände anlangt, so sind diese nur untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur (in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, Riga 1786, 8. und Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (s. d. Art. Aesthetik); ferner seine Rechtslehre (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), eine formale Entwickelung juristischer Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum feiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menschenkenntniß, mehr in der populären Form eines Lesebuchs; seine physische Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.), und seine von Jähsche herausgegebene Logik aber sind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meisten kleineren, aber größtentheils sehr scharfsinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen, sind in seinen kleineren Schriften (Königsberg und Leipzig, 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philosophische Grundansicht Kant's wegen des Ganges, welchen seine Untersuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerst aufstellte, und selbst durch den Titel seiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritische (prüfende) Philosophie genannt. Weil jedoch die kritische Methode zu philosophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von der, nach gewissen allgemeingültigen Prinzipien angestellten Prüfung und Untersuchung des Erkenntnißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortschreitet (da hingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung seiner Behauptungen aus gewissen willkührlich angenommenen Prinzipien — ungeprüften Erkenntnißsätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt, oder mit Einschränkung läugnet) auch von andern Philosophen angewendet werden, und zu andern Resultaten führen kann: so ist der Ausdruck kritische Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantischer Philosophie, und kritische Philosophen sind nicht blos die Kantianer, oder alle Kantianer kritische Philosophen zu nennen; ja jene Methode sollte von jedem selbstthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philosophen überall angewendet werden. Darin aber besteht das Hauptverdienst Kant's, daß, obwohl er diese Methode nur auf beschränkte Weise angewendet, er doch zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und in dieser Hinsicht der Erfinder derselben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieser Erfindung zeigte sich auch in der That. Denn obgleich die ersten Schriften Kant's anfangs fast unbemerkt blieben (so seine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4., in welcher er die Grundidee zu seiner Kritik der reinen Vernunft aufstellte), und selbst diese Kritik (erschien zuerst Riga, 1787), als das Product eines ächtphilosophischen Geistes, wegen seiner Neuheit und seines eminenten Scharfsinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philosophischen Publikum erzeugen mußte, auch die bei diesem Werke gebrauchten Terminologieen viele zurückstießen: so schien doch zu einer lebendigeren Regsamkeit im Gebiete der deutschen Philosophie durch Kant's Kritik der erste und kräftigste Antrieb gegeben worden zu seyn (s. d.

Art. deutsche Philosophie). Viele Gegner traten gegen diese Ansicht mit verschiedenen Waffen auf; die vorzüglichsten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und besonders G. E. Schulze (als: Aenesidemus, 1792, und in seiner Kritik der theoretischen Philosophie, Hamburg 1801, 2 Thle.). Bald aber sammelte sich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größeren Theil derselben anlangt, fast gestehen, daß jene sich durch ihre freieren Untersuchungen um die kantische Philosophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer selbst, welche den großen Meister in unzähligen Schriften oft sehr geistlos commentirten, und durch leeres Geräusch mit seinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernstlicher bestrebten, als aus seiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein System zu bilden, welches bei dem gegebenen negativen Resultate derselben, und weil nur die Verstandesformen nebst den practischen Gesetzen der Vernunft, als das eigentlich Philosophische der Erkenntniß zurückblieben, consequent durchgeführt nothwendig verunglücken, und in psychologische Untersuchungen über philosophische Gegenstände (Subjectivitäts-Philosophie) ausschlagen, oder sich in logischen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach seiner zum Grunde gelegten psychologischen Ansicht den Verstand zu sehr erhoben hatte, so viele gehaltleere und blos logische Bearbeitungen der einzelnen Wissenschaften in der kantischen Schule, welche daraus entstanden, daß man den gegebenen Stoff der Wissenschaften, und die vorgefundenen Begriffe derselben, über den Leisten der aufgestellten Kategorieen schlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entstehen; daher jener geistlose Formalismus, welcher kaum in einer andern Schule so prosaisch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das scharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Konnte aber selbst in der kantischen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um so mehr mußte jenes negative Resultat der kantischen Lehre außer seiner Schule das Bedürfniß philosophischer Systeme erwecken, welche somit durch diese Untersuchungen Kant's auf verschiedene, wenn auch nur negative Weise vorbereitet, zahlreicher, verschiedener und bedeutender als vorher erschienen. So war es auch das Beschränkende der kantischen Untersuchungen, was die größten der neueren Philosophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufstellung ihrer Ansichten erweckte. Wenn also auch der Trieb nach systematischer Ansicht (Philosophie) über das Wesen der Dinge, und somit auch in gewissem Sinne der Dogmatismus durch die kantische Philosophie nicht vertilgt werden konnte, so daß das Bedürfniß darnach vielmehr nur immer dringender sich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politischen Welt, einen festen Standpunkt in dem Gebiete des Geistigen suchte, so wird doch Kant's scharfsinniger und feinerer Untersuchung das große Verdienst bleiben, durch dieselbe den zu ihrer Zeit herrschenden rohen Dogmatismus in seine Schranken verwiesen, und einen kräftigen Ton in der Philosophie angestimmt zu haben; auch wird sie künftig jeden philosophischen Denker an eine sorgfältigere und umfassendere Prüfung der Prinzipien seiner Ansicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbsterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eigenen Vernunft) gegründeten Philosophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche sich schon auf mehrere Weise würdig geäußert hat, so z. B. bei seiner am 22. April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beschrieben, mit einem Kupfer und Bildnisse Kant's, Königsb. 1811, 8.),

bei welcher man die aus cararischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste Kant's in einer offenen Halle der Königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des grossen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufstellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludw. Ernst Barowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8.); Wasianski, Im. Kant in seinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Jechmann's Im. Kant, geschildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordischen Miscellen (1804, 3 Hefte. P. 172 und 184), auch Prof Herbarts (welcher gegenwärtig den kantischen Lehrstuhl in Königsberg einnimmt) Rede über Kant's Verdienste in der angeführten Beschreibung seiner Gedächtnißfeier. Uebrigens sind die Versuche, Kant's Philosophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen), und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat diese Ansicht in Holland und den nordischen Reichen gefunden. T.

Kanten, s. Spitzen.

Kanzellei-Styl, Kanzleistyl: der Styl, dessen man sich bei Abfassung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzelleien (s. d. Art.), besonders in den deutschen bedient. Der Kanzellei-Styl soll bei aller Würde, mit welcher eine Regierung spricht, auch die vernünftige Klarheit besitzen, welche vor allen den Aussprüchen einer Regierung, als höchster Intelligenz, gebührt, und ihnen einen inneren Vorzug vor dem gemeinen Geschäftsstyl geben kann. Statt dessen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutscher Regierungsschriften (einige Regierungen haben auch darin den Geist der Zeit erkannt) so abgeschmackt steif, schleppend und verworren ist, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, dessen klares Verständniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig ist, und der Unterthan, um den Willen seiner Obrigkeit zu treffen, sich unzuverläßigen Mittelspersonen anvertrauen muß, die nicht immer sein Interesse berücksichtigen; sondern auch der Styl der öffenlichen Verhandlungen ein Gegenstand des Spottes geworden ist, indem man durch den Ausdruck Kanzellei-Styl sprichwörtlich jeden steifen, durch abgeschmackte und verworrene Phraseologie schwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Am nachtheiligsten und zweckwidrigsten ist dieser Styl, wenn er in den Gesetzen und Verordnungen, welche sich auf alle Unterthanen erstrecken, vorkommt, weil die Dunkelheit desselben eine schädliche Rechtsunwissenheit, die Herrschaft einer besondern Caste, welche die Gesetze versteht und der gesetzlichen Formen kundig ist, und eine unzählige Menge von Streitigkeiten begründet. Der deutsche Kanzellei-Styl, wie er noch jetzt herrschend ist, stammt aus dem 17ten Jahrhunderte, einer Zeit, wo die lateinische oder Gelehrtensprache, und die französische (die Hof- und Galanteriesprache) die Freiheit und Ausbildung der deutschen auf jedem ihrer Schritte hemmten. Da nun der Kanzleistyl mittelst der Dikasterien, welche sich die Regierungen natürlicher Weise zum Muster nahmen, zum stehenden Muster des öffentlichen Geschäftsstyls überhaupt (Kanzleistyl im weitern Sinne) wurde, eine gebildete Prosa aber sich durch die größtentheils dem Mittelstande entsprossenen deutschen Schriftsteller und Dichter, allmählig unter allen Ständen verbreitete, so zeigt sich, wie weit der öffentliche Geschäftsstyl der Deutschen, bei allen Abänderungen im Einzelnen, hinter der Prosa des gemeinen Lebens zurück ist, so daß derselbe mit dem unverständlichen Lallen des

Kindes verglichen werden könnte, dessen sich der Mann, ohne kindisch zu scheinen, nicht bedienen darf. Diese Erscheinung aber, welche der seltsamste Contrast der höchsten Bildung und Mißbildung unter einem Volke aufstellt, ist aus der übertriebenen Anhänglichkeit der Deutschen, namentlich ihrer Regierungen, an dem Hergebrachten, vorzüglich in öffentlichen Formen, zu erklären, und die Gewandheit, Kürze und zweckmäßige Präcision der uns hierin ganz entgegengesetzten Franzosen, übertrifft uns in dem öffentlichen Geschäftsstyl, wenn nicht überhaupt in dem Geschäftsstyl, weit. Vergebens haben unsere Schriftsteller über den Geschäftsstyl diesen Gebrechen entgegen zu arbeiten gesucht; eine Reformation kann hier nur allmählig entstehen, und von oben ausgehen. Unter den Schriften über den Kanzleistyl sind vorzüglich Bischoffs Lehrbuch des deutschen Kanzleistyls (Helmst. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Link neuer Catechismus des Kanzleistyls (Coburg 1798); von Bresen Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Staatsschriften rc. (Erlangen 1800 — 1802, in 2 Bdn.) und einige andre seiner Schriften. (S. d. A. Geschäftsstyl.)

Kapudan-Pascha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er ist ein Mitglied des Divans und bekleidet seine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Die Hauptpflicht, welche ihm obliegt, besteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkischen Flotte nach dem Archipel segeln muß, theils um dieselbe im Seedienste zu üben, theils, um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei oder drei Roßschweife.

Karat, ein kleines Gewicht, dessen sich die Münzmeister und Wardeine bei Bestimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, so wie die Juweliere bei Abwägung und Schätzung der Perlen, Diamanten und anderer Edelsteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelgesteinen aber nur 4) Gran und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes verfährt man, in Betreff der Berechnung nach Gran, folgendermaßen. Man nimmt an, daß der Gegenstand von Gold, den man nun eben abwägen will, in vier und zwanzig Theile, welche man Karat nennt, getheilt ist. Enthält dieser Gegenstand nun gar keinen Zusatz von einem andern Metalle, das heißt, ist er ganz reines Gold, so sagt man, es sey vierundzwanzig-karatiges Gold. Finden sich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenstande nur zwanzig Karat reines Gold, und sind die übrigen vier Karat fremdartiger Zusatz; so sagt man, es sey zwanzig-karatiges Gold, rc.

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein und nur nach seinem Geburtsorte Karlstadt in Franken so genannt, ist in der Geschichte der Reformation durch seine Hitze und Schwärmerei, wie durch sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und Professor der Theologie zu Wittenberg wurde er schon durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei seinen ersten Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgespräch, das er zur Vertheidigung der strengaugustinischen Lehre von der Gnade (s. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, seine Streitschriften gegen diesen und den Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als dessen Anhänger bezeichnete, seine kühne Appellation vom Papste an ein allgemeines Concilium, worin er das erste Beispiel gab und seine bald wirksame Erklärung für die Ehe der Kleriker waren deutliche Beweise seines Eifers für Luthern und dessen Sache. Während Luther auf der Wartburg saß, erlaubte sich Karlstadt aber noch stärkere und sogar tumultuarische Ausbrüche dieses Ei-

fers. Weihnachten 1521 fing er an in der Schloßkirche die Messe in deutscher Sprache zu lesen und das Abendmahl mit Weglassung der Beichte unter beiderlei Gestalt auszutheilen und führte Volk und Studenten selbst mit Ungestüm zur Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der diese unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, stellte gleich nach seiner Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlstadt, obwohl dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch diese schnelle Vernichtung eines Werkes, von dem er sich nicht weniger Ruhm für seine Person als Segen für die gute Sache versprochen hatte, nicht verschmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daselbst, nach Vertreibung des Pfarrers dieselben gewaltthätigen Auftritte und warf sich, da Luther eben zu Jena gegen diese Unruhen predigte, öffentlich zu seinem Gegner auf; so daß der Kurfürst Friedrich selbst durch eine heftige Klagschrift wider Luthern von ihm gereizt und, zumal da Karlstadt sich schon früher mit den Zwickauischen Bilderstürmern und den Mühlhausischen Aufrührern, ja mit Münzern selbst in Verbindung eingelassen hatte, für die Ruhe besorgt, ihn im Sept. 1524 aus seinen Landen verwieß. Karlstadt wich, begann aber nun den unseligen Sacramentsstreit, in welchem er gegen Luthern die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle abläugnete, einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da Zwingli sich, wiewol mit bessern Gründen, für Karlstadts Meinung erklärte, der erste Anlaß des Kampfes der schweizerischen Theologen mit den Wittenbergern und der daraus folgenden Trennung der reformirten von der lutherischen Kirche wurde. Er selbst irrte inzwischen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, unstät in Deutschland umher und suchte endlich, zum äußersten Elend herabgesunken, Hülfe bei Luthern, der ihn auch nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er seine Meinungen ganz zurückhalten sollte, einen Zufluchtsort in Kemberg verschaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, vom Feldbau und einem kleinen Handel beinah drei Jahre; sein unruhiger Geist verleitete ihn jedoch schon im J. 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (s. d. Art.), ja selbst durch Machinationen gegen Luthers Person zu brechen, und um dem verschuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er sich zu Ende desselben Jahres nach der Schweiz. Hier fand er die beste Aufnahme, wurde zuerst Pfarrer zu Altstädt im Rheinthal, 1530 Diaconus zu Zürich und endlich 1531 Prediger und Professor der Theologie zu Basel, wo er sich ruhig verhielt und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes starb. Seine Verirrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfs als des Herzens, und wenn man auch den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, seine Schwärmerei, Unbesonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterung gegen Luthern aber mißbilligen muß; so ist doch die Beschuldigung, daß er sich selbst an Luthers Stelle zum Haupte der Reformation habe aufwerfen wollen, keineswegs erwiesen. E.

Karnieß s. Corniche.

Kärnthen, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Herzogthum, so genannt nach den Karnen oder Karanianen, einem celtischen Volke, von denen auch die Alpen im obern Krain noch die Karnischen heißen. Es gränzt nördlich und östlich an Steyermark, westlich an Tyrol, südlich an Italien und Krain. Seit dem Schönbrunner Fri-

den von 1809, in welchem von Kärnthen der Villacher Kreis an Frankreich abgetreten und zu den sogenannten illyrischen Provinzen geschlagen worden, machte die Sau die Gränze zwischen diesen und Kärnthen. Das Land ist ungefähr 300 □Meilen groß, hat 11 Städte und 21 Marktflecken, und 250,000 Einwohner. Eisen- und Stahlfabriken sind der bedeutendste Nahrungszweig. Der Hauptfluß ist die Drau, die auf den tyrolischen Alpen entspringt und durch das Herzogthum nach Steyermark fließt. In ihr Thal laufen die Thäler aller übrigen Flüsse des gebirgigen Landes aus, und alle ergießen sich in sie. Die Hauptstadt Kärnthens ist Klagenfurt. Das Wappen von Kärnthen ist ein der Länge nach getheilter Schild, rechts drei über einander gehende Löwen im goldnen, links ein rother Mittelbalken im silbernen Felde. Bis auf Kaiser Rudolph I. hatte Kärnthen sehr abwechselnd Herzöge aus verschiedenen Häusern. Dieser entriß es dem König Ottokar von Böhmen und gab 1286 es dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol zu Lehn, mit Vorbehalt der Folge für Habsburg nach Abgang seines Mannsstamms. Als dieser mit Heinrich 1335 ausstarb, erkannte Kaiser Ludwig, der Bayer, Kärnthen, ungeachtet er es vorher zum Besten der Tochter Heinrichs, Margaretha Maultasch, für Weiberlehn erklärt hatte, den Herzogen Otto und Albrecht von Oesterreich zu, bei welchem Hause es geblieben ist. 1816 wurde das gesammte Herzogthum Kärnthen zu dem neuen Oesterreichischen Königreiche Illyrien geschlagen — Angemerkt kann werden, daß die Italiener die deutschen Kreuzer, vermuthlich weil sie ihnen über Kärnthen zugekommen, Karantani nennen. K.

Karren (in der Buchdruckerkunst) s. Kurbel.

Karschin (Anne Louise) geborne Dürbach, verdient wegen ihrer Lebensgeschichte sowol, als wegen der originellen Ausbildung ihres Geistes, auch ihres Dichtertalents vorzüglich bemerkt zu werden. Sie wurde am 1. Dec. 1722 in einer adligen Meierei unweit Schwibus an der schlesischen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Onkel, einem Amtmann, in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens und auch in der lateinischen Sprache unterrichtet. Ihr Genie und die Fortschritte, die sie in den Wissenschaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzusehr bestätigt hat, daß sie gar nicht für die Hauswirthschaft sorgen würde; sie wurde also dem Onkel weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein sie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung wieder nachzuhängen; sie machte auf der Flur Bekanntschaft mit einem sehr belesenen Hirtenknaben, der sie von Zeit zu Zeit mit verschiedenen, meistens schlechten Büchern versorgte. Durch diese elende Lectüre, die sie nur heimlich treiben konnte, so wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantasie, entstanden nun ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Gedichte, die man ungeachtet vieler Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung lesen kann. Ihre Mutter, die sie zu nichts als zu einer guten Hausmutter bilden wollte, nahm ihr oft die Bücher weg, und bestimmte sie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirsekorn, zur Gattin. Die Tochter hatte den Bräutigam nie gesehen, willigte gehorsam ein, und zog sich in der Ehe mit diesem geizigen, zänkischen und mürrischen Mann unabsehbare Qualen zu, die sich erst nach eilf Jahren durch eine Scheidung endigten, durch welche sie ihre ganze Mitgabe verlor und in die äußerste Armuth versetzt wurde. Sie irrte auf ein nahes Dorf, und lebte hier fast ein Jahr ganz hülflos. Um die durch die Scheidung erlittene Schmach ihrer Tochter aus-

zuldschen, beschloß die zur Unzeit sorgsame Mutter, sie mit einem Handwerker, Karsch, zu verheirathen. Der Tochter gefiel dieser nicht im geringsten, ja sie haßte ihn sogar wegen seiner beständigen Trunkenheit; allein die Mutter drohte, und unsere Dichterin verehlichte sich zum zweiten Male. Nun ward sie erst in eine wahrhaft traurige Lage versetzt. Ihr Mann verschwendete durch den Trunk sein ganzes Vermögen und das ihrige; und sie wurde gezwungen, sich durch die Poesie den nöthigsten Unterhalt zu verdienen. Sie machte daher, wo sie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Glückwünsche, reiste sogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreif Verse, erwarb sich auch dadurch bald allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann sogleich wieder verschwendete. Nun wandte sie sich mit ihrem Mann von Fraustadt nach Großglogau; aber ihre Armuth nahm immer mehr zu; und ihr einziger Trost war, daß sie in dem dasigen Buchladen classische Schriften studiren konnte. Sie entfernte sich von ihrem Manne, und der Baron von Kottwitz war so großmüthig, sie 1761 in Berlin in sein Palais aufzunehmen und mit Kleidung und allen Bedürfnissen reichlich zu versehn. Hier eröffnete sich die glänzendste Periode ihres Lebens. Ihr Geist bekam einen neuen Schwung; man zog sie in die größten Gesellschaften, und bat sie, Gedichte sogleich niederzuschreiben oder ohne alle Vorbereitung herzusagen, welches ihr jedes Mal vortrefflich gelang. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterstützten sie; Gleim gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern ansehnliche Jahrgelder: allein alles dieses reichte nicht zu, sie selbst, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., der ihr eine Pension versprochen hatte, hielt nicht Wort; und als ihr einst 2 Thaler von ihm übersandt worden waren, schickte sie ihm dieselben mit den bekannten Versen zurück. Aber als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, ließ ihr dieser ein großes einträgliches Haus bauen. Allein sie konnte dieses Glück nicht lange genießen, denn sie starb den 12. Oct. 1791 zu Berlin an der Entkräftung. Zwar hat sie die musterhaften neuern oder auch gleichzeitigen Dichter unserer Nation nicht erreicht, viele Stellen in ihren Gedichten sind alltäglich oder prosaisch; jedoch muß man, um gerecht zu seyn, bedenken, daß sie sich im Anfange bloß durch sich selbst und nach schlechten Mustern bildete, und daß drückende Armuth sie nöthigte, mit der größten Geschwindigkeit Tag und Nacht Gedichte zusammenzusetzen. Ihre bessern Geisteswerke hat nach ihrem Tode 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, weit vermehrter als ehedem Gleim, zu Berlin, und zum zweiten Mal 1797 nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenspiel ist wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, welches aus dem Namen, den sie anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen scheint. Man findet nämlich, daß sie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugiesen und Spaniern Naipes genannt worden. Da nun dieses Wort in den morgenländischen Sprachen so viel als Voraussehung oder Wahrsagung bedeutet; so machen es diese Benennungen nicht unwahrscheinlich, daß die Karten morgenländischen Ursprungs sind. Wenn nun noch erwiesen werden könnte, daß, wie man sagt, die Zigeuner, die offenbar ein indisches Volk sind, die Karten zuerst in Asien und Africa bekannt gemacht haben; so wäre jene Vermuthung außer allen Zweifel gesetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man weiter behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztere den Gebrauch derselben in

Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es zuerst aus dem Oriente zu uns gekommen seyn muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es immer früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die ältesten historischen Spuren vom Gebrauche der Karten finden sich nämlich in Italien, dann der Reihe nach in Deutschland, Frankreich und in Spanien. Die ersten Karten wurden gemalt, und für solche werden die italienischen Karten vom Jahr 1299 anerkannt. Die Kunst, Karten zu drucken, ward, wie alle Ausländer eingestehen, 1350 — 1360 von den Deutschen erfunden. Außer der Erfindung des Drucks selbst haben die Deutschen noch manche Veränderungen an den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, so wie die Namen Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweisen dieß. Das Landsknechtsspiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls unstreitig eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich daselbst bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erste sichere Spur vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das Jahr 1361; späterhin soll sich Karl VI. am Ende des 14ten Jahrhunderts in seiner schweren Krankheit mit demselben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung derer, welche das Kartenspiel für eine französische Erfindung halten, irrig ist; auch bedarf sie keiner Widerlegung, da man, wie gesagt, in Italien und Deutschland weit ältere Spuren von demselben findet, wie in Frankreich. Auch beweiset der Name des ersten bekannten französischen Kartenspiels, des oben erwähnten Lansquenet, daß sie dieses Spiel von den Deutschen erst erlernt haben. Die neuern französischen Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430—1461 erfunden seyn. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten schon 1332 in Spanien bekannt gewesen seyen: indessen kann dieselbe mit nichts begründet werden. Das älteste bekannte Zeugniß vom Kartenspiele in Spanien ist das Verbot der Karten, welches der König von Castilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

Kartoffeln, die, stammen aus Brasilien. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Engländer Franz Drake sie 1586 zuerst nach Europa gebracht habe. Aber man weiß, daß Hieronymus Cardanus schon in seinem 1556 erschienenen Buche de rerum varietate von ihnen redet, so wie, daß Walther Raleigh sie 1584 aus Virginien nach Irrland brachte; doch mag das Verdienst ihrer Verbreitung Draken gebühren. 1616 sah man sie zuerst in Frankreich auf der königl. Tafel; 1648 wurden sie schon zu Biberau, im Großherzogthum Hessen gebaut und verzehendet; eine Verordnung über den Zehnden dieses Products erließ die Badensche Regierung bereits am 1. Dec. 1695. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kamen die Kartoffeln ins Vogtland, im Anfange des achtzehnten nach Franken, 1708 ins Meklenburgische, 1710 ins Würtembergische, 1712 nach Sachsen, 1726 nach Schweden, 1737 nach Finnland. In der Schweiz wurden sie schon seit 1730 und im Hessen-Casselschen seit 1740 häufig gebaut. In Norwegen verbreiteten sie sich erst seit 1762 besonders durch die Bemühungen des Probstes Herzberg zu Findaas; zur nämlichen Zeit pflanzte man sie auch fleißiger in Dänemark. Am meisten trug der Kornmangel in den Jahren 1771 und 1772 dazu bei, die Cultur dieses Products zu fördern, das nun in den meisten europäischen Ländern in Menge gebaut

wird, und dessen Gedeihen eine Hauptbedingung des physischen Wohls der Völker geworden ist.

Kastenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürst oder andre Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Klosters übertragen war. Seine Geschäfte bestanden hauptsächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters, und in Anführung derselben, insofern sie heerbannspflichtig oder später lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten setzte der Kaiser die Kastenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten sich die Stifter an, sie selbst zu wählen und belehnten sie mit der Kastvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieser über sie durchs ganze Mittelalter sehr häufig waren. K.

Kästner, Abraham Gotthelf, (zuletzt geheimer Justizrath und Professor der Mathematik zu Göttingen), wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er besuchte nie eine öffentliche Schule, sondern ward theils von seinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von seinem zehnten Jahre an benutzte er die juristischen Lehrstunden seines Vaters, der Professor in Leipzig war und ließ sich bereits im eilften in einem Collegio disputatorio mit andern die Rechte studirenden Jünglingen ein, die aber weit älter als er waren. Eigentlicher Student ward er erst 1731, wo er sich mit besonderm Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik legte: besonders hatte, nach seinem eigenen Geständnisse, die Metaphysik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig ist, daß ihm, wie er ebenfalls von sich selbst gesteht, das Addiren und das Einmaleins noch schwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortschritte gemacht hatte, wobei er die pädagogische Regel und sich dabei selbst zum Muster aufstellt, daß kein Kind etwas auswendig lernen solle, was es nicht verstehe, ein Satz, der von den neuern Erziehern blindlings befolgt ist, ohne daß diese bedacht haben, daß das Gedächtniß, als eine gänzlich von dem Verstande getrennte Kraft im Menschen, ebenfalls eine für sich bestehende Ausbildung erhalten könne, ohne daß dabei der Verstand vernachläßigt zu werden brauche. Uebrigens setzte Kästner das Studium der Jurisprudenz eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieser Wissenschaft examinirt, ob er gleich von nun an dieses Fach zu Gunsten der früher genannten zu versäumen anfing. Im J. 1739 hielt er endlich seine Disputation, um selbst öffentlich lesen zu können, von welcher Zeit an er mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen zu halten begann. Außer der Mathematik beschäftigte er sich auch mit den schönen Wissenschaften. Nachdem er im J. 1746 die außerordentliche Professur mit einer Pension erhalten hatte, ward er 1756 unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Professor der Naturlehre und Geometrie angestellt. Während der Bedrängnisse, welche Göttingen im siebenjährigen Kriege erlitt, genoß er des Vergnügens, fast beständig französische Officiere, denen er sich in ihrer Muttersprache verständlich machen konnte, zu Lehrlingen in der Physik und Mathematik zu haben. Im J. 1765 wurde er zum Hofrath ernannt und seine glänzendste Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Besten der Akademie waren die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sein funfzigjähriges Magister-Jubiläum wurde im J. 1787 zugleich mit dem Jubiläum der Universität gefeiert, welches er dann noch um dreizehn Jahre überlebte. Unter seinen vielen Schriften, die in Meusels gelehrtem Deutschland allein neun Seiten füllen, und die nach und

nach die Wolfischen Lehrbücher verdrängten, bleibt seine Geschichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von dem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme seines Verfassers stehe, so wie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu seyn schien, als daß er das Ganze der mathematischen und physikalischen Wissenschaften hätte zu umfassen und darzustellen im Stande seyn sollen. Außer dem Anbau ernster Wissenschaften beschäftigte ihn auch noch der eigentliche Witz, der sich oft bei ihm in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch sie zog er sich mehr als eine Fehde in seinem literarischen und bürgerlichen Leben zu. Dieser große und im strengsten Verstande weltberühmte Gelehrte starb am 20. Juni 1800.

Kataphracten (aus dem Griechischen, wo dieses Wort einen von allen Seiten mit Waffen Umgebenen bedeutet), hießen bei den Römern diejenigen Ritter, welche über den ganzen Leib geharnischt und mit einem Cüraße versehen waren. Diese Rüstung stammte von nördlichen Völkern her und war besonders bei den Parthern beliebt. Bei der Armee des Antiochus befanden sich drei tausend Kataphracten auf dem rechten Flügel der Phalangiten. Nicht allein die Kataphracten, sondern auch ihre Pferde waren gepanzert. Der Panzer bestand aus kleinen, in ein längliches Viereck geschnittenen Eisenschuppen, welche dergestalt auf Leinwand aufgereihet waren, daß immer eine Reihe unter der andern hervorragte. Auch die Sarmater sollen eine solche Rüstung getragen haben. Die parthischen Kataphracten hatten, außer dem Küraß, noch ungeheuer lange Speere, welche in Riemen am Pferde hingen. Die Römer scheinen eigentlich nur spät von diesem ausländischen und wegen seiner Schwerfälligkeit sehr wenig brauchbaren Cüraße Gebrauch gemacht zu haben.

Katapult s. Geschütz.

Katt s. Friedrich II., König von Preußen.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) bedeutet im Naturrechte einen gegenseitigen Vertrag, durch welchen jemand irgend einen Gegenstand, der ihm zugehört, gegen einen bestimmten Preis dem andern zu überlassen verspricht. Ist dieser Preis ein Preis im Gelde; so nennt man jenen Vertrag Kauf und Verkauf im Sinne des römischen Rechts. Dabei hängt es, wie es sich von selbst versteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache nur überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine besondre Verbindlichkeit Statt gefunden hat; so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufschilling bezahlt ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag nicht allein hinreichen, das Eigenthum zu übertragen; sondern es wird überdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Uebergabe (Traditio) genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer persönlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, oder diese ihm vielmehr eigentlich übergiebt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Besitz Statt finden kann; so, scheint es, behauptet man ohne Grund, daß ein Eigenthum nicht ohne jenen körperlichen Actus an einen andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer gekommen ist, so trägt dieser auch die Gefahr, wenn nämlich nicht auch hier

bei dem Vertrage eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die oben erwähnte persönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören scheint; so dürften dabei dennoch, nach Puffendorf, einige Einschränkungen zu machen seyn. Wenn nämlich, nach vollkommen abgeschlossenem Contracte eine Verzögerung eintritt, so fragt es sich, ob dieselbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum dieses letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die aber in dem geschlossenen Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben; so schiene es unbillig zu seyn, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er es versäumt hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verschiedene Personen zwei oder mehrere Male verkauft worden ist, derjenigen Person angehören müsse, welcher sie überliefert worden ist; so stimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, insofern letzterer ein stärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachstehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte scheint obiger Grundsatz nicht anwendbar zu seyn. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den ersten Vertrag, wenn derselbe mit keiner suspensiven Bedingung geschlossen worden ist, sein Eigenthum einem andern überlassen und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erste Vertrag alle Eigenschaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erste Abkäufer nichts unternommen hat, was diesem Vertrage entgegenstehen kann; so muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weise dem ersten Käufer gehören. Denn es ist ja nicht seine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, sondern die Schuld des Verkäufers. Eben so kann es aus der Natur eines solchen Verkaufs nicht bewiesen werden, daß der Verkäufer die Eviction leisten müsse, am wenigsten, wenn er bonae fidei ist, obgleich diese Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens ist Alles, was in seinem Werthe geschätzt und auf einen andern übertragen werden kann, ein Object des Vertrags. Folglich lassen sich auch alle Hoffnungen, die ein Mensch zu gewissen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrscheinlichen Gewinnes hat, alle Forderungen des Einen an den Andern, so wie alle Versicherungen gegen einen ungewissen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen.

Kauffahrteischiff ist ein solches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Personen über das Meer führt. Dergleichen Schiffe, welche von dem Worte Kauffahrtei (Seehandel) ihre Benennung haben, sind nach ihrer Bestimmung sowohl in der Bauart, wie in der Größe, verschieden und führen auch verschiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Jachten, Paketböte, Tarten u. s. w. Laufen viele Handelsschiffe, welche auch Kauffahrer heißen, zusammen und zu einerlei Behuf aus; so benennt man alle diese Schiffe mit dem Namen Kauffahrtei-Flotte, welcher man dann den Ort ihrer Bestimmung hinzusetzt, wie z. B. die Ostindische, die Brasilianische, die Silber-Kauffahrteiflotte u. s. w.

Kaufmann, der, hat den Handel (s. d. Art.) zu seinem Hauptgewerbe gewählt, in welchem er an dem einen Orte so wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte so theuer als möglich zu verkaufen sucht. Die Nebenbenennungen erhält derselbe von der Art des Handels, die er zu seinem Hauptgeschäfte macht, z. B. Wechselkaufmann oder Wechsler, Waarenkaufmann, Assecurateur ꝛc. Ein Kaufmann, wenn er sein Geschäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender und moralisch guter Mensch seyn, sondern außer dem Schreiben, Rechnen, und Sprachkenntnissen auch noch eine große Summe der mannichfaltigsten andern Kenntnisse besitzen; mithin passen unordentliche und stumpfsinnige Köpfe überhaupt nicht für den Stand eines Kaufmanns. Um nur einige dem Kaufmanne, er mag im Großen oder Kleinen Handel treiben, höchstnöthige Kenntnisse zu erwähnen, nenne ich die Geld-, Wechsel- und Waarenkenntniß, die Erdbeschreibung und Statistik, die Technologie, die Gros-Aventur und Averey, die Assecuranz und Bodmerey, die Schiffahrtskunde ꝛc. Bloß unter Voraussetzung dieser Kenntnisse kann man ein wahrer Kaufmann seyn, und den Handel mit Sicherheit treiben. Alle an einem Orte neben einander lebende oder in einer Provinz abgesondert von einander wohnende Kaufleute nennt man entweder den Kaufmannsstand oder die Kaufmannschaft, z. B. von Hamburg, von England ꝛc., und derselbe gehört zu den nützlichsten und nothwendigsten in jedem Staate, der zu irgend einem Nationalwohlstande gelangen will. X.

Kaufmann (Angelica), berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu Chur in Bündten geboren und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber bischöfflicher Hofmaler war, den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete sich ihre Neigung zu allem Schönen: sie liebte Musik, besonders aber Malerei, in welcher sie unter ihrem Vater, der aber selbst nur ein mittelmäßiges Talent besaß, die bedeutendsten Fortschritte machte. Mit dem angestrengtesten Fleiße erwarb sie sich schon damals eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit, und bald hatte sie ihren Vater und Meister übertroffen. Kaum dreizehn Jahre alt, machte sie ihre erste Reise nach Italien, wo sie sich abwechselnd bis 1769 zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in diesen, den Künsten geweihten Städten ihre Kunstfertigkeit bis zur Meisterschaft ausbildete. Im angezeigten Jahre verließ sie Italien und begab sich nach London, wo sie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen. Dieser Umstand gründete sowol ihren Ruf als ihre Glücksumstände: beide wuchsen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward sie auch zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste aufgenommen. Im J. 1782 verließ sie England und wählte Rom zu ihrem Aufenthalte, woselbst sie auch am 5. Nov. 1807 verstorben ist. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms und ihre Büste ward im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ daselbst eine ausgesuchte Bibliothek und ein ansehnliches Vermögen. Sie hat viele Portraits und historische Gemälde, letztere besonders nach Antiken, gemalt: ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geschätzt, welche darin herrscht, wenn auch dem wahren Kenner sowohl die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung desselben nicht entgehen kann. Sie dürfte recht eigentlich eine Künstlerin für Dilettanten seyn. Noch ist hier die Geschichte ihrer ersten Heirath zu melden, wie sie zwar gewöhnlich erzählt, aber nichts desto weniger hinlänglich verbürgt

wird. Dieser zu Folge bewarb sich während ihres Aufenthalts in London ein engl. Künstler, der noch vor einigen Jahren gelebt und sogar eine Stelle im Parlamente bekleidet hat, um ihre Hand, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Dadurch erbittert, sann der Künstler auf Rache. Ein schöner, aber aus dem Hefen des Volks gewählter Mensch ward in den Stand gesetzt, in Angelica's Hause zu erscheinen, und sich um ihre Liebe bewerben zu können. Diese ließ sich täuschen, reichte dem Abentheurer ihre Hand und der verschmähte Künstler entdeckte den ihr gespielten Betrug. Angelica ward nun zwar geschieden, mußte jedoch ihrem Manne eine jährliche Pension geben, der aber bald darauf verstarb. Dennoch vermählte sie sich zum zweiten Male mit einem venetianischen Maler Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Dieser starb ebenfalls lange vor ihr, und Angelica lebte seitdem einzig ihrer Kunst und ihren Freunden.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürst von), zuletzt Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des h. Stephani-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Minister, geheimer Hof- und Staatskanzler, stammt aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf v. Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes, und noch mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erster Bothschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb 1705. Der Sohn desselben, Maximilian Ulrich Joseph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Gesandter am römischen Hofe und an einigen Kreisen des deutschen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und starb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Rietberg brachte er die Grafschaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preußen als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war und zu Wien am 2. Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter seinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngste war, so wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, auch schon im dreizehnten Jahre seines Alters mit einer Domherrn-Stelle zu Münster bekleidet. Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben, und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er den geistlichen Stand wieder, und beschloß, sich dem Staatsgeschäfte zu widmen. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau entwickelten sich nach Wunsch, so wie er auch eine große Geschicklichkeit in allen Gattungen von Leibesübungen erlangte. Er studirte anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des österreichischen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an diesen Orten erhielt, mit Ernst. Im J. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für seinen, nach Kenntnissen begierigen Geist so reichhaltigen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieser Kaiser starb und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab sich dieser auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritt der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIV. und

von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministerfähigkeiten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Karl von Lothringen und der Erzherzoginn Maria Anna, des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf diese Erzherzogin starb, so übernahm er in Abwesenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der österreichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Er verwaltete diesen gefährlichen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen allzumächtig vordrangen. Als sich im Febr. 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandenen österreichischen Truppen eine besondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin wiederholt um seine Entlassung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als k. k. Gesandter bei dem Friedenscongreß zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister und auch Kaunitz ausgeschlossen wurden. Dieser protestirte daher gegen die Präliminarien und trat denselben später, als die übrigen Minister, bei. In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiedenen Gesandten und legte hier den Grund zu seinem nachher so großen Ruhme als Minister. Nach geschlossenem Aachner Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminister ernannt und 1749 mit dem Orden des goldenen Vließes beschenkt. Zugleich bestimmte ihn die Monarchin zum Gesandten am französischen Hofe. Diese Gesandtschaft dauerte von 1750—1752, während welcher er durch sein kluges, einschmeichelndes Wesen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes legte und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erst 1756 der Welt vor Augen gelegt wurde. Im J. 1753 wurde er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdieß 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geschäfte dieser Provinzen in seine Hände kam. Seit dieser Zeit hat er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs unter dieser Monarchin allein geleitet und auch zugleich auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. Im J. 1764 wurde er darauf vom Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange nun Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegrenzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, beehrte er zwar den greisen Minister mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer dessen Rathschläge. Der miß-

lungene Versuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungene Austausch von Bayern, und der noch ungleich mißlungenere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitzens Einfluß unter Leopolds II. Regierung und da entspann sich ohne seinen Willen und Wissen der Krieg mit Frankreich. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, gleich beim Antritte der Regierung Franz II. die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Er hatte eine ausgebildete Vernunft, ohne, wie es sich leicht denken läßt, gerade einem bestimmt philosophischen Systeme mit aller Genauigkeit der Schule anzugehören, so wie er denn auch an eigentlich metaphysischen Untersuchungen keinen Geschmack fand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer und daher sein endlicher Ausspruch fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller und Rousseau, der sogar einige Wochen lang sein Privatsecretair in Paris gewesen war, wurde ebenfalls von ihm geschätzt. Die französisch-dramatische Literatur liebte er leidenschaftlich; die deutsche schöne Literatur kannte er weniger, ob er gleich in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, derselben viele Aufmerksamkeit schenkte. So schätzte er unter andern Platner in Leipzig sehr. Der deutschen Sprache war er kundig; die französische aber war seine rechte Hand. Er sprach Französisch, Italienisch und Deutsch; das Lateinische las und verstand er; auch war ihm in seiner Jugend die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyclopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um Stoff daraus für seine gesellschaftlichen Unterhaltungen zu holen, und besonders um einen Faden zu haben, an den er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Er hinterließ den Ruhm, daß er ein entschiedener Freund der Wissenschaften und der Gelehrten war. So schuf er in der Lombardei und in den Niederlanden sehr ansehnliche Akademien. Auch zog er die meisten Gelehrten von einigem Ruhme, die nach Wien kamen, an seine Tafel. Er war es, der den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmid nach Wien versetzte. Noch entschiedener war sein Hang für die schönen Künste und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz durch ihn geschaffen. So trug er das meiste dazu bei, daß der so berühmte Kupferstecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher seitdem so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mecheln aus Basel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz bei ihrem Aufenthalte in Wien in einem täglichen, fast vertrauten Umgange. Diese Auszeichnung hatten sie indessen wol noch mehr ihrer feinen Lebensart, als ihren Kunstfähigkeiten zu verdanken. Der größte Künstler, wenn er nicht die Geschmeidigkeit des Hofmanns hatte, galt nicht viel bei Kaunitz. Daher klagten die meisten über ihn, theils weil er sie oft stundenlang in seinen Vorzimmern warten ließ, während er sich vielleicht mit einem Handwerker unterhielt, theils, weil nicht alle sich mit der Ehre, ihre Kunstwerke in des Fürsten Gallerie aufgestellt zu sehen, genugsam bezahlt glaubten, ein Betragen, welches Kaunitz höchst unbescheiden, eigennützig und unartig nannte. Ein berühmter Künstler rächte sich dafür an dem Fürsten, indem er ihm eine selbst verfertigte schlechte Copie für ein Original-Correggio um einen sehr hohen Preis verkaufte. Der Fürst erfuhr zwar nachher den Betrug, schämte sich jedoch darüber zu klagen. Er war überall als ein

21 *

großer Reiter bekannt, und diese Liebhaberei machte einen Hauptzug in seiner Lebensweise aus. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit der er, schon im Greisenalter, noch die jüngsten, muthigsten Hengste ritt, wurde allgemein bewundert. Er unterrichtete und zog sogar alle seine Stallmeister selbst. Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen und hatte eine von jenen Physiognomieen, die Ehrfurcht einflößen, weswegen man ihn denn auch einer weiter getriebenen Putzliebe beschuldigt hat, als einem Manne sonst wol geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, gütig und herablassend gegen Niedere; ernsthaft aber gegen alle und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit hindurch genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und von seinen Einsichten gegründet. Daher wurde ihm Alles nachgesehen. So erschien er im Cabinette der Kaiserin Maria Theresia, unter deren Regierung noch eine strenge Etiquette beobachtet wurde, im Frack und in Stiefeln, wie er eben etwa von der Reitbahn kam; uud weil die Kaiserin im Sommer und Winter die Fenster stets offen, Kaunitz hingegen, aus Fürsorge für seine Gesundheit, die seinigen stets verschlossen hatte, so war es bei seinem Eintritte in die Zimmer der Kaiserin das Erste, daß er die Fenster zumachte, und dann erst wandte er sich an die Kaiserin, um mit ihr zu sprechen. Unter Joseph II. Regierung, der, wie wir bereits oben gesagt haben, Kaunitzen nur noch selten zu Rathe zog, kam dieser nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dieß geschah sehr oft. Er ließ sich gewöhnlich vorher melden, und oft ließ dann Kaunitz sagen, der Kaiser könne kommen, aber er würde ihn noch im Bette finden. Dieser nahm das nicht übel und besuchte ihn, während derselbe noch seiner Ruhe pflegte. Was die kirchlichen Reformen Josephs anbetraf, so nahm Kaunitz den rühmlichsten Antheil an denselben. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß alle diese Reformen von ihm allein herrührten, und deswegen wurde er in der Ministerial-Correspondenz nie anders als der ketzerische Minister (il ministro eretico) genannt. Als der Papst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals, nach den päpstlichen Begriffen, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürst that aber, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, nahm die ihm von dem Papste dargebotene Hand und drückte sie, nach altdeutscher Sitte, in die seinige. So war wohl noch kein Papst bewillkommnet worden. Als Joseph II. die Scheldestreitigkeit mit den Holländern angefangen hatte, so wollte er, was ihm auch Kaunitz dagegen sagen mochte, niemals glauben, daß es die Holländer wagen würden, auf des Kaisers Fregatten zu schießen. Dennoch geschah es, und Kaunitz sandte diese Nachricht an den Kaiser, mit den Worten: „Ew. Majestät werden aus diesen Depeschen ersehen, daß die Holländer dennoch geschossen haben.“ Unter Leopold II. verlor Kaunitz allen Einfluß, der von nun an dem Baron Spielmann zu Theil wurde. Nichts destoweniger fuhr man stets fort, ihm mit der ausgezeichnetsten Achtung zu begegnen. Endlich starb dieser vielerfahrne Mann lebens- und ruhmssatt am 27. Juni 1794 an Entkräftung, in einem Alter von 83 Jahren.

Kausticität, s. Aetzkraft.

Kaviar (Ickari, Störroggen) wird in Rußland aus dem Roggen der Störe, der Hausen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man streift nämlich den Roggen von der daran klebenden Haut ab, salzt ihn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeschnittene Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und in Stücken, die etwa wie grüne Seife aussehen, ausgeführt und im Auslande als eine delicate Speise genossen. Der beste Kaviar ist der Krimmische, (Taurische), von welchem aus Kersch und Jenikale jährlich auf anderthalbtausend Tonnen in die Moldau und die Donau-Gegenden ausgeführt werden.

Kegel (mathematischer) wird in demjenigen Theile der Mathematik, der von der Ermessung gewisser allgemeiner Körpergestalten handelt (Stereometrie) derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisfläche hat, und mit dieser kreisförmigen Rundung spitzig zuläuft. (Ein Zuckerhut bildet einen solchen.) Die Kegel sind entweder gerade- oder schiefstehende. Schneidet man einen geradestehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch, so muß die dadurch entstehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und ist diese ein Kreis, ebenfalls ein Kreis seyn; geschieht aber der Schnitt schief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern, so entsteht keine kreisförmige, sondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipse nennt. Geschieht aber dieser Schnitt nicht schief durch, sondern neben der Spitze senkrecht herab auf die Grundfläche, so entsteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeschnittene Fläche. Diese heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine andere ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche entsteht, welche Parabel genannt wird. Diese drei Flächen nennt man Kegelschnitte. Die Eigenschaften derselben haben schon die Griechen mit bewunderungswürdigem Scharfsinne entwickelt, und das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden ist, ist von Apollonius Porgäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derselben haben sich dann insbesondere die Engländer verdient gemacht. M.C.

Kehl, Dorf und Festung im Kinzig-Kreise des Grosherzogthums Baden, am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem eine halbe Stunde davon gelegenen Straßburg führt. Im Ryswicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden-Baden, nur behielten sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais daselbst angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskriegs stellte man die Festungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten, war abwechselnd in deutschen und französischen Händen, brannte zu drei verschiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Deutschland zurückfiel.

Keuchhusten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem kindlichen Alter angehört, doch zuweilen selbst Erwachsene überfällt. Der ächte Keuchhusten besteht aus heftigen, öfters hinter einander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichsam kleinen Lungenconvulsionen,

die endlich, wenn die Lungen ganz zusammengepreßt sind, durch ein tiefes pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf sogleich wieder die vorigen Hustenanfälle folgen. Dieses convulsivische Aushusten und schreiende Einathmen wechselt so lange mit einander ab, bis der die Lungen zusammenschnürende Krampf den höchsten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrsucht und Stillstand des Athems, mit Nasenbluten, kirschrothem, ja blauem Angesicht, unwillkührlichem Abgang der Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wornach der Anfall für diesmal gelöset ist. Läßt der Husten ohne Brechen nach, so ist der Anfall noch nicht beendigt, sondern setzt bald von neuem an. Solche Husten, welche die obigen wesentlichen Zufälle nicht haben, sind bloß Krampfhusten. Der ächte Keuchhusten ist eine fremde, aus andern Welttheilen (wahrscheinlich, nach Rosenstein, aus Africa) zu uns gebrachte Krankheit, herrscht jederzeit epidemisch, entwickelt ein ansteckendes Gift, durch welches er sich nach Art der Masern, des Scharlachs u. s. w., von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und eben so wahrscheinlich nur einmal befällt. Die Keuchhustenepidemie entsteht nicht so oft, wie jene, verbreitet sich aber alsdann sehr allgemein. Der Gang der Krankheit kann eben so wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der Lauf jener Krankheiten, so lange wir kein gewisses Mittel haben, den Ansteckungsstoff zu zerstören. Wer jedoch glauben wollte, daß man deshalb gar nichts brauchen dürfe, muß wissen, daß der Keuchhusten, sich ganz selbst überlassen, mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern kann, und endlich, wenn er nicht vorher tödtlich wird, in Auszehrung und Lungensucht übergeht. Gefährlich wird er durch Convulsionen, Steckfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entstehung von Brüchen, Uebergang in Auszehrung u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Ersticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig essen dürfen, und man das baldige Erbrechen befördern muß. Auch ist es rathsam, die Kinder durch Bandagen bei Zeiten vor der Entstehung eines Bruchs zu schützen. Als Schutzmittel hat man Verschiedenes versucht. Das sicherste ist, die Kinder vor der Ansteckung zu bewahren. Andere Mittel haben bisher wenig geleistet. Man hat vorzüglich solche empfohlen, deren Ausdünstungen krampfstillend sind, z. B. das Anhängen von Kampher und Moschus, auch den innern Gebrauch desselben, auch die Blätter des wilden Rosmarins (Rosmarinus sylvestris L.) als Thee getrunken. H.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein dreiseitiges **Prisma** (s. d. Art.), welches mit zwei seiner Seitenflächen, die einen spitzen Winkel mit einander machen, in den zu spaltenden Körper getrieben wird, durch eine Kraft, welche auf die dritte seiner Seitenflächen wirkt. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstande der gespaltenen Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber, welche durchaus auf jener beruht. L.

Keim ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus welchem sich dieser unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders bedient man sich des Wortes Keim bei den Gewächsen, und hier kann man eine dreifache Gattung desselben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Saamen). Daß die

Augen (Knospen) Keime sind, sieht man daraus, weil sich vermittelst des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Die Knospen würden sich sogar wie Saamen aussäen lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulniß zu sehr ausgesetzt wären. Im Saamenkorne oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingehüllt und von der Natur bestimmt, sich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keith (Jacob von), Feldmarschall des Königs von Preußen, jüngster Sohn Georg Keiths, Grafen von Schottland, wurde 1696 zu Freteressa in der Grafschaft Kincardin geboren, und zeigte schon von früher Jugend an eine außerordentliche Neigung zum Militärstande. In einem Alter von achtzehn Jahren trat er auf Antrieb seiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler von Schottland gewesen war, zu der Partei des Prätendenten über und wohnte der Schlacht von Sheriffmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Armee des Prätendenten zerstreut worden war, floh Keith nach Frankreich, legte sich daselbst, unter Maupertuis Anleitung, mit so vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung seines Lehrers in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, sich zu unterrichten, Italien, die Schweitz und Portugall durchreist war, bot sich ihm die Gelegenheit dar, dem Zaar Peter I. 1717 zu Paris vorgestellt zu werden. Dieser bot ihm Dienste an, welche Keith aber ablehnte, um nicht in die Lage gesetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, streiten zu müssen. Er reiste darauf nach Madrid, wo der Herzog von Lyria ihm eine Stelle unter dem irländischen Regimente verschaffte. Als kurz nachher der Herzog, welcher Keith zu seinem Schützlinge erwählt hatte, zum außerordentlichen Gesandten nach Petersburg gewählt worden war, so begleitete ihn Keith dahin und trat dann in die Dienste der Zaarin, welche ihn zum Brigadegeneral und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens ernannte. Hier zeichnete sich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieser Kaiserin gegen die Türken geliefert wurden, durch seinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otschakow der erste, der die Breche erstieg, wo er an der Ferse verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden stritt er in Finnland und er war es, der sowol den Gewinn der Schlacht von Wilmannstrand entschied, als auch die Schweden von den Alandsinseln in der Ostsee vertrieb. In dem Frieden zu Abo (1743) ward er von der Kaiserin als Gesandter an den Hof von Schweden gesandt, wo er sich durch seine Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, schmückte ihn die Kaiserin mit dem Marschallsstabe. Da aber dennoch seine Einkünfte in Rußland immer sehr mäßig blieben, so begab er sich an den Hof des Königs von Preussen, der darauf bedacht war, talentvolle Männer in seine Dienste zu ziehen. Dieser Fürst setzte ihm einen bedeutenden Gehalt aus und schenkte ihm sein unumschränktes Vertrauen. Keith durchreiste mit ihm einen großen Theil Deutschlands, Polens und Ungarns. Als im J. 1756 der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, so ging Keith als Feldmarschall mit einer preußischen Armee nach Niedersachsen. Er war es, der nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz 1758 den merkwürdigen Rückzug des Belagerungscorps deckte, aber auch in dem nämlichen Jahre, als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, getödtet wurde. Keith war ein Mann von großen Talenten und von ausgezeichneter Tapferkeit, der viel über die Kriegskunst nachgedacht hatte, aber auch andere Eigenschaften besaß, die ihm die Hochachtung

rechtlicher und braver Männer verschaffen mußten. Mylord Marschall, sein Bruder, schrieb an Madam Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandschatzt, und ich habe siebenzig Ducaten bei ihm gefunden!" Der große Friedrich schätzte in wichtigen Angelegenheiten Keiths Rathschläge, so wie bei seinen Vergnügungen dessen beständige Gesellschaft. Der Marschall hatte die Idee gehabt, mehrere Tausende kleiner, ganz bewaffneter Soldaten in Erz gießen zu lassen, und der König und er beschäfftigten sich oft damit, mit dem Manövre derselben ein gewisses Kriegsstudium zu verbinden.

Keiser (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daselbst auf der Thomasschule seine erste wissenschaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Universität bezogen hatte, fing sich sein nachher so ausgezeichnetes musikalisches Talent um so mehr an auszubilden, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerts dieser Stadt, ihm Vorbilder in jeder Gattung der Musik zum Studium darstellen konnten. Bald zeichnete er sich daselbst so sehr aus, daß der braunschweigische Hof, der damals noch zu Wolfenbüttel residirte, ihn zur Composition zweier Opern berief, die einen großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er sich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die sich damals in ihrem höchsten Glanze befand. Auch hier gefielen seine Compositionen so sehr, daß er, eine Reise nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir kennen, außer seinen übrigen Concert- und Kirchenmusiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine so leichte und ungezwungene Führung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang herrschen, daß man, besonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer gewesen ist, sondern fast alles aus sich selbst erfunden hat, Keisern für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, zu halten gezwungen ist. Als seine Theater-Entreprise im Jahre 1709 durch die Verschwendung seines Mitunternehmers banquerout gemacht hatte, und Keiser selbst dadurch in einige Verlegenheit gerathen war, so setzte er in einem einzigen Jahre neun Opern, um dadurch seinem Theater einen desto größern Zulauf zu verschaffen. Wenn gleich die Opern der damaligen Zeit noch nicht den Umfang der heutigen Theater-Compositionen hatten, so zeugt dennoch jener Umstand von der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, mit welcher Keiser zu componiren im Stande war. Er starb am 12. Sept. 1739 im 66. Jahre seines Alters.

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichneter Arbeiter in der Kunst in Erz zu gießen, ward zu Zürch geboren, und setzte sich darauf in der blühendsten Periode der Regierung Ludwigs XIV. zu Paris. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendsten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterstatüe Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegossen worden; Keller aber unternahm es zuerst, jene Statüe von Girardon in einem einzigen Gusse zu gießen. Dazu aber bedurfte es zahlreicher Versuche, der Erfindung neuer Mittel und Wege, neuer Instrumente, und besonders der Kunst, die Arbeiter, die er dazu gebrauchte, erst vorher zu seinen Zwecken zu bilden. Endlich wurde eine große Masse Metall in die Form geworfen, und darauf unter dem Triumphe

des Volks die nämliche Statüe Ludwigs XIV. herausgezogen, und 1692 auf dem Platze Vendome aufgestellt, welche dasselbe Volk 100 Jahre später wieder herabgestürzt hat. Dieses Werk machte unstreitig Kellern eben so große Ehre, als Girardon; ja, man könnte vielleicht sagen, daß die Schönheiten des Modells keinesweges der Kühnheit des Gusses gleichkamen. Uebrigens ist Kellers Name nur unter den Künstlern bekannt, so wie man denn auch von dem Lebenslaufe dieses geschickten Mannes durchaus nicht unterrichtet ist. Nur das weiß man von ihm, daß ihm der König die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses ertheilte, daß er von den Ministern bei Vertheilung der Belohnungen des Monarchen nicht übergangen wurde, und daß er endlich im Jahre 1702 seine Laufbahn endigte. Als die Statüe Ludwigs XV., welche sich auf dem Platze gleiches Namens befand, gegossen werden sollte, mußte man zu den Memoiren einiger Künstler seine Zuflucht nehmen, um sich darin von dem Verfahren, welches Keller befolgt hatte, zu unterrichten. — Johann Jacob Keller, der Bruder des vorhergehenden, welcher 1700 im 65sten Jahre zu Colmar starb, war ebenfalls ein geschickter Künstler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich, trat als gemeiner Husar in die Legion von Conflans, und war schon 1791 zum General emporgestiegen. In dieser Eigenschaft ward er im Elsaß angestellt, wo er sich bemühte, die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzustellen: eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieser Anstrengungen, und zugleich der bei der National-Versammlung den Soldaten ausgewirkten Erlaubniß, die Volksgesellschaften zu besuchen. Im August desselben Jahrs empfing er das Commando über die Mosel-Armee, und nahm, nachdem er im September seine Vereinigung mit Dümouriez bewerkstelligt hatte, die Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, ein. Hier hielt er am 19. Sept. den bekannten Angriff aus, der sich durch die fürchterliche Kanonade, welche der Herzog von Braunschweig, wiewol fruchtlos, auf diese Stellung machte, auszeichnete. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen aus der Champagne, klagte ihn Dümouriez mehrerer begangener Fehler, z. B. daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe, bei dem Convente an; Kellermann aber wußte sich nicht nur zu vertheidigen, sondern er ward auch nach und nach an der Mosel, bei der Alpenarmee und endlich bei der Belagerung von Lyon angestellt, welche letztere er jedoch, wahrscheinlich aus Menschlichkeit, so saumselig betrieb, daß er der Verräherei beschuldigt und in's Gefängniß geworfen wurde, aus welchem er erst nach Robespierre's Sturz, durch einen Ausspruch des Revolutions-Tribunals, am 8. Nov. 1794 seine Freiheit wieder erhielt. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und italienischen Armee, mußte jedoch Buonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italienischen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungszustand zu versetzen, und sodann die Gensdarmerie zu organisiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inspection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er sogleich den constituirenden Autoritäten übersandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, dann in den Erhaltungssenat, von welchem letztern er am 2. Aug. 1801 zum Präsidenten ernannt wurde. Am 3. Jul. 1803 erhielt er den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion, ward bald darauf zum Reichsmarschall erhoben und mit der Senatorie von Colmar belehnt. Später schenkte ihm Napo-

leon den Johannnisberg, und im J. 1808 ward er Herzog vom Valmy und Oberbefehlshaber der Kanalküsten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809, ward ihm die Organisation der Neuconscribirten im Elsaß übertragen. Diesen Wirkungskreis behielt er auch in den folgenden Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, wurde Kellermann von Ludwig XVIII. ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde zum königlichen Commissär für die Militär-Division Metz, und bald darauf zum Pair des französischen Reichs ernannt. Da er an Napoleons Usurpation im J. 1815 keinen Antheil nahm, so behielt er auch nach der zweiten Restitution der Bourbons seine vorigen Aemter und Würden.

Kemble (John Philipp), eine der ersten Zierden der englischen Bühne, ist zu Preston in Lancashire um das J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und ließ ihn auf der Schule Sedgley-Park in Straffordshire, und auf der Universität von Druay seine Studien treiben. Obgleich er bei seinen Talenten schnelle und leichte Fortschritte machte, und sein Vater sehr wünschte, daß er sich dem Theater nicht widmen möchte, so zog doch sein Genius ihn unwiderstehlich dahin. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theodosius in Rowe's Tragödie dieses Namens auf; der Beifall, der ihm zu Theil wurde, feuerte ihn noch mehr an, und so vermehrte mit jedem Male sein Eifer den Beifall, und der Beifall seinen Eifer. Er besuchte Manchester, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte, und in der er mit jedem folgenden Male neue Feinheiten entwickelte. Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin gewesen, hatte er bereits einen solchen Ruhm erworben, daß ihm die Unternehmer von Drury-Lane ein Engagement anboten, welches er auch annahm. Sein Debut im J. 1778 als Hamlet, entschied ganz zu seinen Gunsten. Zehn Jahre später übernahm er das Amt eines Regisseurs, und verwaltete es bis 1796, wo er theils wegen der damit verbundenen lästigen Geschäfte, theils auch wegen einiger Mißhelligkeiten, darauf Verzicht leistete. Er hatte sich in diesem Zeitraume auch dadurch bedeutende Verdienste um den Geschmack des Publikums erworben, daß er als ein feiner und gebildeter Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manche treffliche ältere Stücke wieder aufs Repertorium gebracht hatte. Dagegen fanden seine **neuen Lesarten**, wodurch er z. B. den Text des Shakespeare häufig veränderte, nicht die Genehmigung der Kritiker. Nachdem er noch manche Verdrießlichkeiten in seinen Verhältnissen erfahren hatte, nahm er seinen Abschied, und besuchte in den Jahren 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pfund einen Antheil am Covent-Garden Theater, und ward in Folge davon Lewis Nachfolger. In heroischen Rollen, deren Charakter befehlende Energie ist, in philosophischer Deklamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht seines Gleichen nicht. Auch als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Pannel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er, wiewohl sie keineswegs so ganz unwürdig sind, später mit Sorgfalt unterdrückt.

M.

Kempelen (Wolfgang von) zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, starb

am 22. März 1804 in seinem 71sten Jahre. Um welche Zeit dieser wahrhaft erfinderische Mann die berühmte Schachmaschine zu Presburg bekannt gemacht hat, ist unbekannt; doch wird derselben schon 1771 gedacht. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbrett steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn desto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und somit den Verdacht, als sey ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so scheinbarer vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern, und war ihnen fast immer überlegen. In wie fern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tische stand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tische befindliches, aber mit dem Schachspieler selbst in gar keiner Verbindung stehendes, Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat bisher um so weniger entdeckt werden können, als der Erfinder selbst stets bereit war, das Innere der Maschine, welches mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllt ist, jedem, der es verlangte, zu zeigen. Ohne die künstliche Einrichtung dieser Maschine, die wir übrigens nicht gesehen haben, jetzt noch ergründen zu wollen, können wir jedoch unsere Verwunderung darüber nicht bergen, daß man hin und wieder hat behaupten können, es sey kein menschliches Wesen in der Maschine verborgen gewesen. Da die Züge eines Schachspiels nur durch ein denkendes Wesen hervorgebracht werden können; so war nur ein denkendes Wesen im Stande, diesen Zügen entsprechende Züge entgegenzusetzen, und folglich mußte durchaus, auf welche Weise es nun auch bewerkstelligt wurde, ein denkendes Wesen in der Maschine verborgen seyn. Daher zeugt es in der That von nicht geringer Beschränktheit, daß man über die Züge der Maschine, an sich selbst, in Verwunderung gerathen ist (diese mußten ja von einem lebendigen Wesen geleitet werden), und darüber den bewunderungswürdigen Mechanismus, vermöge welches der Arm der Maschine sich nach jedem Felde der Maschine hinbewegte, und von dort Figuren wegnahm, oder sie dahinsetzte, fast ganz außer Acht gelassen hat. In diesem Mechanismus lag das Verdienstliche der Erfindung, und nicht in der Kunst, mit welcher die Maschine ihrem Gegenspieler die Partieen abzugewinnen wußte. Sie ist also auch kein Automat (s. d. Art.), sondern blos ein mechanisches Kunststück, zu welchem die einwirkende Kraft eines denkenden Wesens gehörte. Im Jahre 1778 erfand Herr von Kempelen ferner eine Sprachmaschine, welche 1 1/2 Fuß breit und 1/2 Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde; so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Diese Maschine war, wo möglich, noch künstlicher, wie der Schachspieler. Er erfand auch eine Dampfmaschine, die sich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterschied. Sie leistete vier Minuten lang die von ihr erwarteten Dienste in aller Vollkommenheit; dann aber zerbrach sie. Pq.

Kempis (Thomas a) ward 1380 zu Kempen, einer kleinen Stadt im ehemaligen Kurfürstenthume Cölln, geboren, und trat 1399 in den Orden der Mönche vom heiligen Agnesberge, welche in der Gegend von Zwoll ein Kloster hatten. Hier beschäftigte er sich damit, theils geistliche Schriften abzuschreiben, theils deren selbst zu verfertigen. Er starb am 25. Jul. 1471. Man hält ihn ziemlich allgemein für den Verfasser der Nachahmung Jesu Christi, eines Werks, welches Ver-

anlassung zu einem heftigen Streite zwischen einigen damaligen Mönchsorden gegeben, und seiner innern Vortrefflichkeit wegen, ungeachtet der nachlässigen Schreibart einen großen Ruf erhalten hat. Kein Buch ist so häufig übersetzt und aufgelegt worden, als diese Nachahmung Jesu Christi: der französische Buchhändler Piget soll 1739 versichert haben, daß er mehr als 1800 verschiedene Ausgaben von demselben kenne. Der Ruf dieses Werks war zu seiner Zeit so groß, daß ein gewisser Kaiser von Marocco, wie man sagt, dasselbe in seiner Bibliothek hatte, und es mit Vergnügen las. Eine der ersten lateinischen Ausgaben, welche eine bestimmte Jahrszahl haben, ist diejenige, welche 1487 in einem kleinen Octav-Bande und mit gothischer Schrift gedruckt worden ist. Thomas a Kempis soll, trotz des Ruhms, den ihm sein Werk verschaffte, eben so bescheiden gewesen seyn, als sich andere in seiner Stelle hochmüthig gezeigt haben würden. Ueberhaupt übte er alle die Lehren, die er gab, auch selbst aus: er war verträgsam gegen seine Ordensbrüder, unterwürfig gegen seine Obern, und mitleidig und wohlthätig gegen alle, die seiner bedurften. Er hat noch mehrere geistliche Schriften verfertigt, welche aber keinen so großen Ruf erlangt haben.

Kempten war ehemals eine gefürstete Abtei, Benedictinerordens, bei der Stadt Kempten in Schwaben gelegen, deren Abt, Reichsstand und Erzmarschall der deutschen Kaiserin, unmittelbar unter dem Papste stand. Er residirte zu St. Hildegard, Kloster und Stadt (die sogenannte Stiftsstadt), mit 2900 Einwohnern. Mit der Abtei war ein Kapitel verbunden, welches aus 20 ächtadeligen Personen bestand. Das zum Stifte gehörige Land betrug 16 Quadratmeilen, und enthielt eine Stadt, 7 Marktflecken, 45 Pfarrdörfer und über 100 andere Dörfer mit 43,000 Einwohnern. Die Einkünfte des Abts betrugen, nebst den Einkünften aus dem Kapitel, 300,000 Gulden. Im J. 1802 wurde das ganze Stift, nebst der Reichsstadt Kempten, an Bayern abgetreten, und zum Fürstenthume, mit der alten Stimme auf dem damals noch gehaltenen Reichstage, erhoben, nachher aber mit der Stadt Kempten vereinigt und zum Illerkreise geschlagen. — Kempten, jetzige Hauptstadt des bayerschen Illerkreises und Sitz des General-Kreiscommissariats, war ehemals eine evangelische freie Reichsstadt im Allgau, an der Iller in Schwaben, welcher Fluß eine halbe Meile von der Stadt für Flöße schiffbar wird. Sie trieb sonst einen beträchtlichen Handel, besonders mit Leinewand, und hatte 1789 weit über 3000 Einwohner, die aber 1807 auf 2700 herabgesunken waren. Ihre vorige Einnahme berechnete man auf 12,000 Gulden. Im J. 1802 kam die Stadt an Bayern, und ward 1804 zum Sitz des General-Kreiscommissariats und zur Hauptstadt des Illerkreises gemacht. Die Stadt soll auf der Stelle des alten Campodunum stehen.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schumacher und zugleich Küster war. Er hat sich durch seine weitläuftige und kostbare Sammlung von Lesearten, aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebräischen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieses Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tom. Oxon. 1776 — 1780. fol. Dem zweiten Bande ist eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat. Kennicott war bei dieser mühsamen und kostspieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehreren 1000

Pf. Sterling unterstützt, und somit in den Stand gesetzt worden, mehrere Gelehrte nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht so bedeutend, als man sich anfangs geschmeichelt hatte. Uebrigens hat man auch der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesearten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicott theils selbst im Plane, theils war er auch weder mit den morgenländischen Sprachen, noch mit den ächten Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testaments, nebst acht Predigten). Kennicott starb am 18ten April 1783.

Keppler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Astronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Astronomie den Grund der Höhe, zu welcher sie in den neueren Zeiten gelangt ist. Er war den 27. Dec. 1571 zu Weil im Württembergischen geboren, und stammte aus einem adelichen Geschlechte. Armuth und ein immer wandelbares Schicksal seines Vaters war der Grund der Vernachlässigung seiner Erziehung, und der vielen trüben Tage seiner Jugend. Obgleich sein Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften bisweilen durch ökonomische Geschäfte unterbrochen wurde, so brachte er es doch bald dahin, daß er die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier studirte er, nach dem damals vorgeschriebenen Gange, zuerst Philosophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Lieblingsneigung zur Astronomie, wo ihn insbesondere die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte. Von Tübingen wurde er als Prof. der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdessen war der berühmte Astronom Tycho de Brahe nach Deutschland gekommen, dessen Bekanntschaft auf Kepplers Schicksal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entschloß sich nämlich, sein Amt zu verlassen, und sich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die rudolphinischen Tafeln zu verfertigen. Durch des letztern Empfehlung wurde er zwar hier von dem Kaiser Rudolph II. als Mathematiker angestellt; allein da ihm sein Amt und seine Wissenschaft nicht so viel eintrugen, als er brauchte, so studirte er nun Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiser hatte ihm ein Jahrgeld bestimmt, allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieses immer aus. Ja selbst, da er auf Befehl des Kaisers Matthias in Linz angestellt war, wurde seine Hoffnung, das Rückständige zu erhalten, getäuscht. Streitigkeiten mit den Geistlichen, so wie überhaupt die damaligen Unruhen in den österreichischen Landen, hatten sehr nachtheiligen Einfluß auf Kepplers Lage. Er verließ Linz, begab sich nach Regensburg, schlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiser Ferdinand II. zum kaiserlichen Mathematiker bestätiget und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphinischen Tafeln drucken ließ. Im J. 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiser 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albrecht von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatsrecht über die Universität Rostock hatte, eine Professur daselbst, erhielt aber die versprochene Besoldung nicht. Er reiste deshalb nach Regensburg, wo er den 15. Nov. 1630

im 59sten Lebensjahre starb. Keppler war klein, hager und schwach von Körper, kurz von Gesicht, nicht selten munter und scherzhaft; mit Liebe hing er an seiner Wissenschaft, mit Eifer suchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit. Sein Schicksal hatte ihm die Freuden des Lebens sparsam zugemessen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Die Größe seiner Verdienste um die Astronomie hat die Nachwelt hinlänglich erkannt. Hauptsächlich beschäftigte sich sein erfinderischer Geist mit der Bestimmung der Bahn des Mars. Die wichtigste seiner Entdeckungen war: daß die Cubiczahlen der mittlern Abstände der Planeten von der Sonne sich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte sie den 15. Mai 1618. Es war ihm überdieß eine gewisse Geheimnißsucht eigen. So wollte er seine Erfindung eines regulären Fünfecks für das ganze Kurfürstenthum Sachsen Niemanden entdecken. Seine unsterblichen Verdienste um die Astronomie fanden aber in unsern aufgeklärteren Zeiten, bei einer dankbarern Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Denn im J. 1806 beschlossen der als ein großer Beförderer der Wissenschaften berühmte Freiherr von Dalberg (Fürst Primas), Graf Sternberg und mehrere edle Deutsche, unserm Keppler zu Regensburg ein Denkmal zu errichten, wozu der erstere eine Summe von 1000 Reichsthalern gab, letzterer demselben einen Platz in seinem Garten widmete, und welches am 27. Dec. 1808 (Kepplers Geburtstag) auch unter Chorgesang und dem Donner der Kanonen im gräflich sternbergischen Garten, in einem Haine zwischen Gesträuchen und Blumen, errichtet wurde. Das Denkmal besteht in einem dorischen Tempel von 23 Fuß Höhe und Kepplers von Prof. Döll in Gotha schön gearbeiteter Büste. M. L.

Kerguelen-Tremarec (Yves Joseph von), zu Quimper in Bretagne geboren, zeichnete sich in der königlichen Marine aus und starb 1797. Während die tapfersten und erfahrensten Seehelden Englands, gegen welche er gestritten hatte, seinen vorzüglichen Talenten und seinen ausgebreiteten Kenntnissen die größte Gerechtigkeit wiederfahren ließen, bezeigte ihm derjenige Staat, dem er so glorreich gedient hatte, eine seltene Undankbarkeit. Selbst während der Revolution verfuhr man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutscenen von 1793 nur, um drei Jahre später seinen wirklichen Abschied zu erhalten. In dieser unglücklichen Zeit dankte man einen der tapfersten Seehelden ab, der zwei weite und gefährliche Reisen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reisen, welche durch die Entdeckung einer in der Südsee belegenen, hundert Meilen großen Insel gekrönt wurden. Dieser Insel wurde vom Capitain Cook der Name Kerguelen beigelegt. Nachdem Kerguelen im Ministerium der Marine angestellt worden war, und man ihm das Commando über eine Division Seetruppen, die für den Ocean bestimmt waren, übertragen hatte, ward er zu Brest von neuem arretirt und nach Paris geführt, wo er jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Er hat folgende Werke geschrieben: Geschichte der Seekriege, und Darstellung der Ursachen, welche den Ruin der französischen Seemacht herbeigeführt haben, so wie der Mittel, dieselbe wieder herzustellen, 1796. Diesem Werke geht voraus: Nachricht von den Gefechten und den Ereignissen des Seekrieges von 1778 zwischen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reise in die Nordsee, nach den isländischen Küsten, Grönland, Ferro, Schettland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reisen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Auffindung eines neuen Weges nach China. Paris, 1781.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, ist durch die Schlacht berühmt geworden, welche zwischen diesem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15. Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürsten von Dessau, die sächsische Armee aufs Haupt schlugen. S. **Friedrich der Große**.

Kette, s. **Meßkette**.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch blos eine ganze Zahl, (wie 2/3) ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen:

$$\frac{1}{2+\frac{1}{5+\frac{1}{7+\frac{1}{1+\frac{1}{9}}}}}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt, daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze, wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $\frac{1}{1+\frac{1}{9}}$) auf die gewöhnliche Form ($\frac{9}{10}$) bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigesetzte Beispiel giebt den Bruch $\frac{405}{889}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, in so fern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kömmt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Will man wissen, wie viel eine engl. Krone Conventionsgroschen macht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troys, 4864 As f. Tr. machen 1 cöln. Mark fein, 1 cöln. M. f. giebt 20 Gulden Convent. und 1 Gulden Convent. 16 Conventionsgroschen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig in Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times 1$ d. i. $\frac{2865}{76}$), so giebt der Quotient die Summe der Conventionsgroschen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung, welche Aufmerksamkeit und Genauigkeit erfordert, nennt man einen **Kettensatz**, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens **Kettenregel**, auch **Regula multiplex** (weil oft viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch **Reesische Regel** (von ihrem Erfinder K. F. de Rees). Diese Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr überaus viele Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maaße, Gewichte, Geldsorten u. dgl. und ist daher dem Kaufmann und den Geschäftsleuten sehr wichtig. M. L.

Ketzer giebt es nur in so fern, als eine sich, für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehörten, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war es in den Augen der Ju-

den eine Ketzerei (Häresie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriff und Cultus des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum förmlich von ihm trennte, seine Bekenner auch unter den Heiden sammelte und seinen vom Judenthume wesentlich verschiednen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Häretiker genannt werden und eben so wenig sind Heiden und Muhamedaner in den Augen der Christen Ketzer, sondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom orthodoxen Christenthume, das sie nicht angenommen hatten, beschuldigt werden können. Aber in der Christenheit selbst entstand der Gegensatz zwischen den Rechtgläubigen und Ketzern, sobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrschaft gewisser durch Uebereinkunft der Mehrzahl für orthodox erklärter statutarischer Lehrsätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtseyn kam. Der Streit über solche Lehrsätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häresiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nur mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, seit Constantin d. Gr. aber von der weltlichen Macht außer dem Bann, den die Bischöfe verhängten, auch mit dem Exil, der Verbrennung ihrer Bücher und dem Verluste ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 spanische Bischöffe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquisition den Bischöffen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstrafen über Ketzer verhängen; seit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigne Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Confiscationen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfert um diese Zeit gegen die Albigenser, eine aus Manichäern, Katharern und Waldensern bestehende, im südlichen Frankreich besonders um Toulouse und Albi weit verbreitete Secte (vergl. d. Art. Secten) anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te Jahrh. durch häufige Ketzerverfolgungen verheert und ersteres noch im 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Beichtväter Ludwigs XIV. seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Seit dem 11ten Jahrh., wo eine unter dem Namen Katharer oder Gazarer besonders in der Gazarey (Krimm) herrschende Secte nach Westen vordrang, scheint durch diese Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Christen, die vom orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutschen in Gebrauch gekommen zu seyn. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster Conrad von Marburg von 1214—33, am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitische Fanatismus einiger deutschen Fürsten sich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungssucht nie so weit um sich greifen, als in den Staaten von West- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem sie den religiösen Werth des Menschen mehr nach seinem Wandel als nach seinen Meinungen schätzen lehrte, in und außer Deutschland Grundsätze der Toleranz verbreitet, die auch den unversöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre des Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenossen jeder Art an gegenseitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Kew, ein Dorf in der Grafschaft Essex in England, zwischen London und Windsor, ist wegen des vortreflichen königlichen Gartens berühmt, in welchem sich alle in Europa bekannte Pflanzen, Gesträuche und Bäume befinden, denen allen auf daranhängenden Täfelchen ihre respectiven Namen nach dem Linnee beigefügt sind. Der Garten selbst wird mit dem größten Fleiße in dem besten Zustande erhalten.

Kiel, eine ansehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Meerbusen der Ostsee, war bis 1773 die Hauptstadt der großfürstl. holstein-gottorpischen Länder in Deutschland, welche darauf in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurden. Die Universität ward 665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet. Der große Jahrmarkt, bekannt unter dem Namen der kieler Umschlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, ist deshalb berühmt, weil auf demselben eine große Menge Fremder zusammen kommen, theils, um Geld zu verleihen oder einzucassiren, theils um es umzusetzen. Es befindet sich daselbst eine kleine Gemeine von der griechischen Religion, welche ihren eignen Geistlichen hat und seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft zu Copenhagen steht. Die Stadt enthält 800 Häuser, mit 7,000 Einwohnern. Die dortige Universität zählte im J. 1806 über 100 Studenten.

Kienlong (Kiän Lun), Kaiser von China, eben so groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiser aus dem durch seine Helden- und Regententugenden berühmten tatarischen Geschlecht Tsim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an war er aber fast immer mit mehreren der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte, auch große Eroberungen in denselben machte, unter andern die ganze Kalmuckei in Besitz nahm, so daß das chinesische Reich unter ihm nach dem russischen das weitläuftigste aller jetzigen Reiche geworden ist. Sein Charakter war Menschenliebe und Sanftmuth; und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyrannei beschrieben. Er hat mehrere Millionen an seine durch Mißwachs und Ueberschwemmungen ins Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er wenigstens die allzu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch duldete er zu Peking vier Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionäre sehr gut, und nahm mehrere davon in seine Dienste. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Gelehrter zeichnete er sich eben so aus, als durch seine weitläuftigen Eroberungen. Von seinen poetischen Aufsätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden, ingleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französischen Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten; Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam auch die im 14ten Bande des büschingschen Magazins befindliche Beschreibung des chinesischen Reichs heraus. Seine Lebensart war sehr mäßig; sein gewöhnliches

Getränk bei der Tafel war Thee; Wein oder andere hitzige Getränke trank er niemals. Er starb zu Peking im J. 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

Kiesel, ein weitläuftiges Geschlecht von Mineralien, hat seinen Namen von der Kieselerde, welches eine primitive oder Grunderde ist, die den Hauptbestandtheil der Kieselarten ausmacht. Diese Erde ist für sich allein im Feuer nicht schmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineralischen Substanzen. Sie bleibt an der Luft und im Wasser unveränderlich, wird nur von der Spathsäure angegriffen, schmilzt mit beiderlei feuerfestem Laugensalze, der Soda und Pottasche, zu Glas, und wird daher glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieselerde den Sand, welcher rauh und scharf anzufühlen ist und zwischen den Zähnen knirscht. Alle kieselartigen Steine sind härter, als thonige und kalkige, geben, mit dem Stahle geschlagen, Funken und sind größtentheils mehr oder weniger durchsichtig. Ganz reine Kieselarten findet man nicht; denn selbst der Bergkrystall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieselerde haben; so schmelze man sie mit Weinsteinsalz. Hierdurch erhält man eine durchsichtige, an der Luft zerfliessende Masse, welche man Kieselflüssigkeit nennt. Aus dieser schlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß ist dann die reine Kieselerde. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind der Quarz, der Kieselflinter, der Chalcedon, der Opal u. s. w.

Kilogramm ist ein Gewicht von 1000 Grammen. Es sollte eigentlich Chilogramm geschrieben werden, weil es aus dem Griechischen von Chillos (tausend) kommt. S. französisches Decimalsystem.

Kind, s. Alter.

Kind (Johann Friedrich), Dichter und ausübender Sachwalter in Dresden, geboren den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 starb, ist unter andern auch durch seine Uebersetzung der Biographieen Plutarchs bekannt. Unser Dichter unterzeichnet sich gewöhnlich Friedrich Kind. Unter diesem Namen ist er allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und werth. Seine Mitbürger aber achten ihn auch als einen redlichen, geschickten und thätigen Geschäftsmann. Er studirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat. Das Capitel zu Wurzen hat ihn schon 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Schriften haben ihm unter den Lieblingsschriftstellern unserer Nation eine Stelle angewiesen, die er gewiß auch bei der Nachwelt behaupten wird. Das Gute zum Schönen, jene Kalokagathie der Griechen, drückt seinen Gedichten und Erzählungen den Stempel classischer Bildung auf. Er gehört ganz im Reiche der Kunst unserem Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeschweift; wol aber hat er aus dem Mittelalter die zartern Stoffe des Romantischen sich angeeignet, und in frische, blühende Gestalten verwebt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Um ihn als Dichter, Erzähler, Romantiker, und Humoristen zu bezeichnen, dürfen wir nur seine Schriften nennen. Lenardo's Schwärmereien (Leipz. 1793 8. 2. B. m. Kpf.), enthalten Erzählungen, Gedichte und vermischte Aufsätze. Die Novelle Carlo (Züllichau, 1801 8. m. Kpf.), erhielt

den Beifall der verewigten Königin Louise von Preußen. Erzählungen, Gedichte und kleine Theaterstücke, zum Theil von vorzüglichem Werthe befinden sich in den Malven (Züllichau, 1805 8. 2. B.) und in den Tulpen (Leipz. 1806 bis 1810 7 B. m. Kpf. beurth. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 89, und in der Jen. Lit. Zeit. 1806, St. 173; 1807, St. 195, und 1808, St. 101). Als Fortsetzung dieser Schrift erschien Roswitha (Leipz. 1811—1813 3. B. m. Kupf.), welche noch fortgeht. Auch hat Kind dramatische Gemälde (Züllich. 1802 8.) herausgegeben, unter welchen die beiden Dohlen, Prinz Incognito und die Vergeltung zu nennen sind. Das Schloß Aklam, ein dramat. Gedicht in 5 Aufzügen, erschien zu Leipz. 1803. 8. Und Wilhelm der Eroberer, oder die Schwüre in 2 Aufz., Wilhelm der Bastard, in 5 Aufz. und die Eroberung von England im J. 1066, eine histor. Skizze, vorzüglich nach Hume, Züllich. 1806. Beide sind beurth. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 128. Als Romane verdienen angeführt zu werden: Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona, Züllich. 1804 8. 2. B. und Natalia, ebendas. 1802. 3. B. m. Kpf. Auch gab Fr. Kind mit Aug. Lafontaine drei Erzählungen: Makaria, Atalante und Kassandra 1803 heraus. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien bei Hartknoch, Leipz. 1808, m. Kpf. Kleinere Aufsätze, Gedichte, Uebersetzungen nach Horaz u. s. f. von Fr. Kind findet man im deutschen Merkur 1805; im Modenjournal 1804; im Journale für Frauen und in der Selene, von Rochlitz 1806—8 und in andern Zeitschriften; so wie Beiträge von ihm in mehrern Taschenbüchern, z. B. in der Luna, von Franz Horn, 1804 fg.; im Taschenb. der Liebe und Freundschaft, Frkf. b. Wilmans, 1807 fg.; im Taschenb. der Grazien, Mannheim b. Kaufmann, 1807 fg.; im wiener Almanach, herausg. von Treitzschke und Aug. Kuhn, 1807; im darmstädter Alman., bei Heyer u. Leske; in mehrern Jahrgängen der Minerva, welche Fleischer d. J. herausgiebt; endlich in dem Taschenb. für Frauen, welches B. v. la Motte Fouqué herausgiebt. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu welchem Fr. Kind seit 1807, in jedem Jahre interessante Beiträge geliefert hat, wird nach dem Tode des Hofr. Becker, von ihm herausgegeben. Auf das Jahr 1817 ist bereits der 27ste Jahrgang, von Kind der dritte, erschienen. Verschiedene seiner Gedichte sind von Bergt, Harder, Westenrieder, Weinlig, A. Methfessel und Dotzauer componirt. Zu seinen neuesten Schriften gehören, außer der schon angeführten Roswitha, der gute Geist, ein Gedicht, nach einem Gemälde Gerhards von Kügelgen, Leipz. bey Hartknoch 1813, die Körners Eiche, ein Gedicht, Leipz. b. Göschen 1814 und die Harfe, eine Samml. von Erzählungen, Gedichten, biographischen Skizzen und dichterischen Reisen, von mehrern bekannten Schriftstellern. Das erste Bändchen dieser Schrift, welche halbjährig fortgesetzt wird, erschien Michaelis 1814 m. Kpf. Warum hat Jördens in sein Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten (Leip. 3r Bd. 1806) diesen achtungswerthen und geschätzten Dichter und Prosaisten nicht aufgenommen? Ch.

Kinderkrankheiten, sind solche Krankheiten, die in der Natur des kindlichen Alters gegründet sind, und daher entweder blos und allein Kinder überfallen, oder doch vorzüglich nur bei denselben gewöhnlich sind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel: Alter, dargestellt, und es ist daselbst gezeigt, welche Theile vermöge der-

selben, vorzüglich von Krankheiten befallen werden, und der Entwickelung derselben günstig sind. Die vorzüglichsten Kinderkrankheiten sind: Asphyxie der Neugebornen, Gelbsucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes (Elephantiasis) Kinderrose, Skropheln, Atrophie (Darrsucht), Rhachitis (englische Krankheit), Keuchhusten, Masern, Blattern, Scharlachfieber, Rötheln, Würmer, Wasserkopf, häutige Bräune (Croup), u. a. m H.

Kindermord, s. Mord.

Kings Bench, s. Bench.

Kingston (Kingtown), eine offene Handelsstadt auf der Insel Jamaica, ist regelmäßig gebaut und hat über 1000 Häuser mit etwa 16,000 Einwohnern, von denen die größte Zahl Sclaven, die übrigen Europäer und Eingeborne sind. Sie ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs, hat 2 Kirchen, 2 Synagogen und die Quäker ein Versammlungshaus. Der Hafen ist stark befestigt, vortrefflich und fast zur Vollkommenheit gebracht. — Kingston, ein wohlgebautes, altes Städtchen, in der Grafschaft Surrey, an der Themse, über welche hier eine große Brücke von 20 Bogen gebaut ist. — Kingston, Flecken und Hauptort in Neu-York in Nordamerica, mit 4,000 Einwohnern. — Kingston, eine englische Stadt in Canada, am See Ontario, mit einem guten Hafen und einem wohlunterhaltenen Fort.

Kingston (Elisabeth Herzogin von), mit Schönheit und Geist gleich verschwenderisch ausgestattet, war eine Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, dessen Familie in der Grafschaft Devon eine verdiente Achtung genoß. Sie verlor ihren Vater frühzeitig, und betrat in ihrem 19ten Jahr 1743 zuerst die große Welt unter der Aufsicht des nachmaligen Grafen von Bath, eines Anführers der Oppositionspartei, der seiner jungen und schönen Freundin bei der Prinzessin von Wallis eine Stelle als Hofdame verschaffte. Bald darauf warb der verstorbene Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieselbe; die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Briefe des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Bristol, Hervey, der sie schon lange ins geheim geliebt hatte, aufgefangen; und Miß Chudleigh suchte den Herzog zu vergessen, weil sie sich von ihm vergessen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben diesen Hervey, ging aber schon nach einigen Tagen in ihren Dienst zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Indessen war ein Kind die Folge dieser kurzen Verbindung; es starb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland, und fand die schmeichelhafteste Aufnahme sowol am preußischen als am sächsischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie sowol durch Liebreiz als durch Geist Aller Herzen. Da sie die angesehensten Partieen ausschlug, so glaubte man sie ins geheim mit Lord Howe vermählt; und dieses Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand bestritt. Die ärgerliche Chronik gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünstigung des Staatsministers vertilgte sie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Acten. Als dieser jedoch im J. 1759 Graf von Bristol ward, und zugleich in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien; so reizte sie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben so eifrig bekannt zu machen, als sie dieselbe

vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Minister ihren Wünschen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergestellt wurde, zeigte sie auf einmal eine andere Gesinnung: denn sie verlangte nicht seine Person, sondern nur seinen Reichthum. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. Im J. 1765 schlug ihr der Graf von Bristol, nachdem er sich in eine andere Dame verliebt hatte, die Ehescheidung vor; sie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete sie den Herzog von Kingston. Fünf Jahre hatte sie in dieser Ehe gelebt, als ihr Gemahl starb. Vermöge seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter und Besitzungen zu; und nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbenen, mit völliger Ausschließung eines ältern Neffen. Voll Unwillen hierüber, suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwittwete Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog sie zu ihrem Banquier Jenkins. Dieser verbarg sich vor ihr, und sie argwohnte, daß er sich mit ihren Verfolgern zu ihrem Untergange verbündet habe; sie setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Nicht ohne tödtliche Unruhe kehrte sie nach Calais zurück. Hier sprach ihr der Lord Mansfield Muth ein, und bei ihrer Rückkunft in England verbürgten sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und Glover für sie. Der Prozeß, welcher großes Aufsehen erregte, begann den 15. April 1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Da die Herzogin die Wittwe eines Pairs war, so mußte der Prozeß vor dem Oberparlament geführt werden; alle Pairs von England waren hier Richter, unter dem Vorsitz eines Lord Steward's, den der König zu diesem Endzwecke ernannt hatte, dessen vielbedeutende Würde aber mit diesem Prozeß sich auch endigte. Der Schauplatz war in Westmünster-Hall, dessen außerordentliche Größe dennoch die zahlreichen Zuschauer nicht zu fassen vermochte. Der Spruch, vermöge dessen vormals die erste Ehe mit Hervey als ungültig erklärt worden war, wurde nunmehr als widerrechtlich aufgehoben, und folglich die zweite Ehe für ungültig erklärt. Die Herzogin wurde also verurtheilt; allein sie wich der Strafe, mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein gewisses Privilegium, welches den Adel von dieser Strafe ausnimmt, wiewol nicht ohne Widerspruch der gegenseitigen Advocaten, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anschlag, sie einsperren zu lassen; sie aber rettete sich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte sie bald in Rom, bald in Petersburg, und zwar immer auf einem glänzenden Fuß. Da das Testament des Herzogs von Kingston in seiner ersten Kraft geblieben war, so mangelte es ihr nicht an Mitteln zu dem ausschweifendsten Aufwande, der so weit ging, daß sie mehrere Male die Kaiserin von Rußland bewirthete. Endlich begab sie sich nach Frankreich, wo sie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie starb an letzterm Orte im Sept 1787.

Kiosk ist bei den Türken ein Gebäude, welches aus einigen Säulen von mittler Höhe besteht, deren Stellung einen gevierten Raum bilden. Es ist mit einem Zeltdache versehen, welches unten einen Gang rund um das Gebäude enthält. Die Türken bedienen sich dieser offenen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um frische Luft zu genießen, oder um eine angenehme Aussicht zu haben. Es ist eine Art Pavillon.

Kiow (Kioff, Kiew), die Hauptstadt nebst einer festen, von Peter I. angelegten Citadelle, in der Statthalterschaft gleiches Namens in der Ukraine, am Dnieper, ist die Residenz eines griechischen Erzbischoffs und ward von den Polen 1686 auf ewige Zeiten an Rußland abgetreten. Die daselbst schon vorher bestehende gelehrte Anstalt, in welcher neun geistliche Professoren Sprachen, Philosophie und Theologie lehrten, und welche über 1000 Schüler hatte, wurde 1803 in eine eigentliche Universität verwandelt und dann mit derselben eine bedeutende Veränderung vorgenommen.

Kirche, wird zuerst die Gesammtheit der Bekenner des Christenthums genannt, in wie fern sie eine moralisch-religiöse, d. h. eine Gesellschaft ausmachen, deren Zweck es ist, sittliche und religiöse Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in diesem Sinne war Jesus Christus. Denn, obgleich seine Bekenner erst nach seinem Tode von der Gemeinschaft der Synagoge sich trennten und in eine besondere Gesellschaft zusammentraten, so hatte er doch durch seine eigenthümliche, von dem Judaismus wesentlich verschiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um sich versammelte, den Grund zu einer solchen Vereinigung gelegt, und da er seinen Jüngern bei seinem Abschiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, die Heiden zu lehren und sie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohns und des Geistes, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterscheidungsmerkmale seiner Bekenner seyn sollten; so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in seinem Plane lag. Eine die christliche Kirche vorbereitende Anstalt war das religiös-politische Institut des Judenthums, von welchem aber die Kirche dadurch wesentlich sich unterscheidet, daß sie theils gar keine politische, sondern blos eine religiös-moralische Tendenz hat, theils nicht auf ein Volk sich beschränkt, sondern ein Institut von universeller Bestimmung ist. Wesentlich unterscheidet sich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates ist Erhaltung der Selbstständigkeit eines Volkes und Realisirung des Rechts; der Zweck der Kirche ist Beförderung sittlich-religiöser Bildung. Ueber das Verhältniß der Kirche und des Staates giebt es ein dreifaches System. Das hierarchische, nach welchem der Staat der Kirche subordinirt wird, das Territorialsystem, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß Statt findet, und das Collegialsystem, nach welchem Staat und Kirche als coordinirte Gesellschaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte ist das wahre. Die aus dem hierarchischen Systeme fließenden Ansprüche kann der Staat nicht dulden, durch die Befugnisse aber, welche das Territorialsystem dem Staate zugesteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar tritt der Staat aus der durch seinen Zweck bestimmten Sphäre hinaus, wenn er sich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche bestimmen und ihren Gottesdienst anordnen zu wollen. Auch ist es nicht gut, daß, wie in den meisten protestantischen Ländern geschieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angestellt werden, und weit zweckmäßiger ist es, wenn der Kirche selbst, d. h. den sie repräsentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlassen bleibt, wie dies auch in einigen reformirten Ländern der Fall ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmählige Ausbreitung, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibt eine höchst lehrreiche und interessante Wissenschaft, die Kirchengeschichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche

von der Gesammtheit der Bekenner des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem eilften Jahrhunderte trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Constantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Bischoff stand. Im sechszehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Bischoffe sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieser Verbindung beharrte und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entstand der Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerwesentliche Puncte sich nicht vergleichen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser drei Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten wesentlich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine dogmatische Verschiedenheit mehr Statt findet, und, obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten, so haben doch die Grundsätze der Toleranz unter den Katholiken wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem sechszehnten Jahrhunderte, wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Taufgesinnten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drittens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Muhamedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im ersten Jahrhundert hatten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem dritten Jahrhundert erst konnten sie es wagen, ihrem Cultus mehr Publicität zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden die Kirchen den Christen sinnliche und prachtvolle Gebäude. Constantin besonders, Theodosius und Justinian erbauten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man viele heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen besonders versuchte sich die Baukunst der mittlern Zeiten. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Isaakskirche zu Petersburg, der Münster zu Straßburg und der Dom zu Cöln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Versammlung der Gemeinde eines Ortes zur Ausübung des öffentlichen Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man sagt, daß man zur Kirche gehe oder daß an diesem oder jenem Tage Kirche

gehalten werde. — Ueber den Ursprung des Worts Kirche übrigens sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem griechischen Worte κυριακον, welches ein dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, andere aber annehmen, daß es die wörtliche Uebersetzung des lateinischen ecclesia sey, daher von Chören, Kirchen herkomme und den Begriff der Auswahl des auserwählten Volkes andeute. N.

Kirchenagende ist dasjenige, von der die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes leitenden Behörde autorisirte, Buch, welches die bei den kirchlichen Handlungen, bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. s. w. zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Consistorien die Prediger verpflichten, sich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen, so beschränken sie die Amtsthätigkeit derselben und hindern die Wirksamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein seyn können, die Wirksamkeit der Amtsreden aber vornehmlich auf ihrer Angemessenheit zu den jedesmaligen Umständen und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher sollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweisung zu seinen Amtsverrichtungen geben und ihn in solchen Fällen unterstützen, wo ihm eine Vorbereitung auf sein Geschäft nicht möglich ist. N.

Kirchenbann ist die Ausschließung entweder von der Gemeinschaft einer kirchlichen Gesellschaft, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weshalb er in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er ist das Mittel, durch welches eine kirchliche Gesellschaft ihre Disciplin aufrecht erhält, und da jede Gesellschaft das unbestreitbare Recht hat, Mitglieder, welche sich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Gesetze übertreten, von ihrem Verein auszuschließen und durch die Entziehung der ihnen zustehenden Gesellschaftsrechte zu bestrafen, so ist der Kirchenbann ein rechtliches Institut. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur so lange haben die kleinen kirchlichen Gesellschaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen sich ausgezeichnet, als sie streng über die kirchliche Disciplin hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die gesammte Gemeinde das Recht aus, über die Ausschließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entscheiden; später kam dies Recht an die Bischöffe. Wie alle menschliche Institute, so ist auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römische Bischoff insbesondere hat sich desselben oft bedient, seine hierarchischen Ansprüche durchzusetzen. Auch nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche ist der Kirchenbann zulässig, und der kleine Kirchenbann wenigstens ist in frühern Zeiten nicht selten gegen Personen, die einen anstößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, steht nicht dem Pfarrer, sondern dem Consistorium zu. Mit dem Umfalle der kirchlichen Disciplin aber ist auch die Anwendung des Kirchenbannes außer Gebrauch gekommen. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen der Gesellschaft wegen des ihr gegebenen Aergernisses leisten mußten, wenn sie wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden standen in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Absolution erfolgte und sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufge-

nommen wurden. Theils solche, welche während der Verfolgungen vom Christenthum abgefallen waren, theils solche, welche durch unsittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, mußten sich der Kirchenbuße unterziehen. Bei schweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der protestantischen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche besonders denen, die sich fleischlicher Vergehungen schuldig gemacht hatten, auferlegt ward und darin bestand, daß die büßende Person während des Gottesdienstes vor dem Altare kniecte und der Geistliche im Namen derselben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengesang, der, ist eins der wirsamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, das menschliche Herz zu rühren. Er war schon in der frühesten Kirche gebräuchlich, welche sich anfangs der Psalme, bald auch anderer religiöser Gesänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Gesänge sind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhundert aber haben sich mehrere von Ambrosius, Prudentius u. a. für diesen Zweck verfaßte Gesänge erhalten. Um das Musikalische des Kirchengesanges machte sich der römische Bischoff Gregor der Große, welcher im sechsten Jahrhundert lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengesänge nicht von der Gemeinde, sondern von dem Chore oder von dem Chore und den administrirenden Geistlichen gesungen. Doch gab es auch Wechselgesänge, an denen die Gemeinde Theil nahm. Viel verlor der Kirchengesang im Mittelalter dadurch, daß er durchaus lateinisch und mithin den Laien unverständlich war. Ein großes Verdienst erwarb sich daher Luther durch die Einführung des deutschen Kirchengesanges, welcher nirgends mehr als in der deutschprotestantischen Kirche vervollkommnet worden ist. Luther selbst dichtete kraftvolle Kirchenlieder; später versuchten sich viele andere, unter denen besonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poesie, und in der neuern Zeit haben die ersten Dichter der Nation, Gellert, Klopstock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengesang vervollkommnet. Zu beklagen ist, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für diesen Zweck gedichtet haben. Nicht zu berechnen ist der Einfluß, welchen der Kirchengesang auf die Bildung des deutschen Volks gehabt hat. N.

Kirchengesetze sind die das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Gesellschaft bestimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche selbst oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die ersten Kirchengesetze gingen von der Kirche selbst aus und wurden von den Synoden gegeben, wo die Repräsentanten mehrerer Gemeinden zu gemeinschaftlicher Berathung versammelt waren. Diese Kirchengesetze heißen canones. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Gesellschaft zusammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Gesetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele solche Gesetze werden in dem Codice Theodosiano und Justiniano, auch in den Capitularibus der fränkischen Könige gefunden. Nachdem das hierarchische System sich ausgebildet hatte, kam die gesetzgebende Macht in die Hände des Papstes, und die von ihm erlassenen Bullen erhielten in der ganzen Christenheit gesetzliche Kraft. Nach dem Territorialsysteme, welches in den protestantischen Ländern gilt, gehen die Kirchengesetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr, das, fängt in Deutschland und in den meisten katholischen sowohl als protestantischen Ländern mit dem ersten Adventsonntage an. Es befremdet, daß es nicht mit dem 25sten December,

als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jesu Christi angenommen wird, beginnt. Der Grund hiervon liegt unstreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es sollte in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jesu Christi einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Mariä, als mit dem Tage an, an welchem die Entstehung der menschlichen Natur J. C. in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenraub, der, ist im engern Sinne der nach gewaltsamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Kostbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebstahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgesetzen der meisten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter als der an andern Orten und an andern Gegenständen verübte Raub bestraft. N.

Kirchenrecht, s. Canonisches Recht.

Kirchensatzungen sind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche sich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen. N.

Kirchenspaltung, s. Schisma und Schismatiker.

Kirchenstrafen sind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Gesellschaft die gesetzgebende und ausübende Gewalt besitzt, den die Gesetze der Gesellschaft übertretenden Mitgliedern derselben auferlegt werden. Bestehen sie bloß in der Entziehung der Gesellschaftsmahle, in der Zurückweisung von den gottesdienstlichen Versammlungen, in der Versagung des heil. Mahles, in der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Gesellschaft, und in der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, so läßt sich gegen die Zulässigkeit der Kirchenstrafen nichts einwenden, da jede Gesellschaft die unbestrittene Befugniß hat, denen, die ihre Gesetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zustehenden Rechte zu versagen. Erstrecken sie sich aber auch auf den Verlust der bürgerlichen Rechte, so müssen sie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholische Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß bestrafte, da es hingegen ein völlig rechtliches Verfahren ist, wenn die protestantische Kirche Selbstmördern oder Personen, welche schon lange der Theilnahme an dem Gottesdienste und der Abendmahlsfeier sich entzogen haben, ein Begräbniß nach christlichen Gebräuchen und eine Ruhestätte an dem Orte versagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N.

Kirchenväter sind die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche nach den Aposteln und apostolischen Vätern (so nennt man die unmittelbaren Schüler der Apostel), mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das sechste Jahrhundert herab blüheten. Von einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholastikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften ist erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eigenen Wissenschaft, Patristik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechische und römische Wissenschaft in das Christenthum ein, und viele von ihnen waren eben so geistvolle und originelle als gelehrte Männer. Die meisten der frühern Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthum wendeten, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigen-

thümlichkeiten ihrer Disputirmethode sowohl, als ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich entweder mit der Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen oder der Bestreitung des Heiden- und Judenthums, oder mit der Erklärung der heiligen Bücher, oder mit der Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit der Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche, oder mit der Bestreitung der Häretiker, oder mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und sind daher entweder apologischen, oder exegetischen, oder dogmatischen, oder moralischen, oder historischen, oder polemischen, oder endlich ascetischen Inhalts. Die Kirchenväter theilen sich in 2 Hauptclassen, in die griechischen und in die lateinischen. Die berühmtesten unter den griechischen sind Clemens von Alexandrien, welcher zuerst über das Christenthum philosophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Eusebius, welcher die erste Geschichte der christlichen Kirche schrieb; Athanasius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entschiedenen Einfluß hatte, und Chrysostomus, der bewundertste Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigsten lateinischen Kirchenväter aber sind Tertullian, einer der originellsten Schriftsteller; Augustin, ebenfalls ein Mann von originellem Geiste, welcher das Orakel der abendländischen Kirche ward; Ambrosius, welcher sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, welcher zwar viel Gelehrsamkeit besaß, und besonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war, aber auch den Fortgang des Aberglaubens und namentlich die Bewunderung des ehelosen Lebens und die Entsagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenzucht, die, begreift die Zwangsanstalten, durch welche eine kirchliche Gesellschaft das Ansehen ihrer Gesetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derselben ist in dem Artikel: Kirchenstrafen, das Nöthige bemerkt worden. N.

Kirchweihe ist die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Bestimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entstand seit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Bischöffe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche schon ward der Tag der Kirchweihe als ein Fest gefeiert, welche Sitte bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt herrscht. Man pflegt dies Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse, und im gemeinen Leben, in wie fern man besonders die an diesem Festtage gewöhnlichen Lustbarkeiten andeuten will, die Kirmse zu nennen. N.

Kirchenmusik ist unstreitig bei den Griechen sowohl, wie bei den Neuern, der erste Ursprung jeglicher Musik gewesen. Wann die religiösen Gefühle nun nach und nach anfingen, sich nicht etwa bloß mechanisch, sondern nach einem gewissen, vorher überdachten Plane, als künstlerisch, zu äußern, bei welcher Gelegenheit konnte dieß füglicher und zweckmäßiger geschehen, als bei gottesdienstlichen Handlungen, wo die Seele am ersten geneigt seyn mußte, ihre Empfindungen theils mit mehr Entzückung, theils auch mit dem Bestreben einer möglichst äußern Zweckmäßigkeit zu erkennen zu geben. So wissen wir ganz bestimmt, daß die dramatische, und vielleicht auch jegliche poetische Kunst der Griechen, der Feier des Bacchusfestes ihren Ursprung zu verdanken hatte, mit welcher Feier gleichfalls dasjenige verbunden war, was wir bei den Griechen Musik zu nennen pflegen. Wenn nur irgend die Seele

zu poetischen oder überhaupt zu künstlerischen, Bestrebungen geneigt ist, wo wäre sie im Stande, diese Bestrebungen, wie gesagt, zweckmäßiger an den Tag zu legen, als eben bei gottesdienstlichen Handlungen? Und dieß ist denn auch wirklich der Fall gewesen. So wie im Allgemeinen jede Kunst, so hat besonders die Musik der Neuern, das heißt diejenige, welche wir jetzt haben, dem Wachsthume und den Fortschritten des Katholicismus nicht allein ihre innere Entstehung, sondern auch ihre äußere Unterstützung zu verdanken: die Kirche war es, die besonders Musiker und Maler für ihre Kunst begeisterte und sie zur Ausübung derselben anfeuerte. Der Uebergang von dem, was bei der Entstehung des Christenthums noch von der alten sogenannten griechischen Musik übrig war, zu dem ersten Anfange der neuern Musik war sehr natürlich: die Christen nahmen nämlich, als es ihnen gestattet wurde, Kirchen zu bauen, dasjenige, was sie noch von der theoretischen Musik vorfanden, und legten diesem ihre Psalmen und Hymnen unter, welche nun ohne Zeitmaß und Rhythmus (eine nach der Länge oder Kürze der Sylben angemessene Eintheilung der Töne) abgesungen wurden. Hieraus entstand endlich der Choral, und in ihm finden wir den Ursprung der ganzen neuern Musik. Er wurde anfangs, wie das natürlich war, einstimmig gesungen und zwar im Einklange und in Octaven, so wie das meistentheils auch noch jetzt in unsern lutherischen Kirchen der Fall ist. Es dauerte aber nicht lange, so fing man an, das Unangenehme eines Gesanges zu fühlen, in welchem die Stimmen beständig Octaven gegen einander machten, ob man gleich das Widrige desselben durch die Einführung der Orgeln in etwas gemildert hatte. Endlich fiel man darauf, diesem Gesange eine einfache, aus keinen Sprüngen bestehende Grundlage zu geben, damit er einerseits der Oberstimme zur Stütze dienen, andrerseis aber auch dieselbe in seiner freien Bewegung nicht hindern möge. Oberstimme und Baß waren nun vorhanden; doch merkte man bald, daß die Entfernung beider von einander noch einen Zwischenraum übrig lasse, dessen Leere, wenn sie nicht ebenfalls eine unangenehme Wirkung hervorbringen sollte, nothwendig ausgefüllt werden mußte. Dieß verursachte die Erfindung der beiden Mittelstimmen, wodurch nun der vierstimmige Gesang vollendet wurde. Die Hauptstimme, d. h. die eigentliche Melodie, in welcher der Choral enthalten war, hieß von nun an canto firmo (franz. plein chant, der feststehende Gesang), weil er niemals verändert wurde, dahingegen man die drei untern Stimmen, nach Befinden der Umstände, und so wie man Lust dazu hatte, sehr oft veränderte: denn jede Hauptstimme kann eine unendliche Mannichfaltigkeit in den begleitenden Stimmen vertragen. Hierbei ist nur zu bemerken, daß die Oberstimme, oder der canto firmo, dann und wann auch in die Unterstimmen verlegt wurde, ja, daß die alten Lehrer der Musik die Unterlegung des canto firmo in die Unterstimmen sogar als Gesetz vorschrieben. Bald fieng man auch an, die ursprüngliche Einfachheit dieses Choralgesanges für zu beschränkt zu halten, und so wurden theils diese Melodieen selbst, theils auch ihre Unterstimmen vielfach erweitert, verändert und mit neuen Ausschmückungen versehen, woraus der sogenannte figurirte Gesang entstand, der nun späterhin durch den Mißbrauch, der mit demselben getrieben wurde, ausartete, daß wir jetzt oft den Kirchenstyl von dem Opernstyle nicht mehr zu unterscheiden vermögen. In diesem Zustande blieb die Kirchenmusik eine lange Zeit, bis man endlich, geleitet von dem natürlichen Triebe der menschlichen Natur zu immerwährender Abwechselung, auf den Gedanken verfiel, den bloß von Menschenstimmen gesungenen

und allein von der Orgel begleiteten Choral auch von andern musikalischen Instrumenten, die nach und nach erfunden waren, begleiten zu lassen. Hiermit war der Erweiterung der Kirchenmusik ein weites Feld eröffnet: denn der Gesang selbst ward, um demselben mehr Mannichfaltigkeit zu geben, immer größern Veränderungen und Abwechselungen unterworfen. Man behandelte einige Strophen als Chöre, wo man den einstimmigen Gesang beibehielt; andere ließ man nur, als Solo von einem Sänger, wieder andere als Duette von zwei Sängern u. s. w. singen; wieder einige wurden, wie vorher, choralmäßig, andere durchgehends als Fugen gesetzt. In der römisch-katholischen Kirche hat die Kirchenmusik ihre bestimmten und festgesetzten poetischen Formen, welche man mit dem Worte Messe belegt, die unverändert beibehalten werden, und welcher sich auch die Componisten bei ihren Productionen anschließen müssen; bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, wodurch natürlich der protestantische Kirchenstyl, eben weil er eines feststehenden Gesetzes ermangelte, in Willkührlichkeit ausarten mußte, welche durch die Cantate, wie durch das Oratorium, in welchen beiden man die Kirchenmusik wirklich dramatisch zu behandeln angefangen hat, noch vermehrt worden, und in den ausschweifenden Geschmack der Opernmusik übergegangen ist. Ueber die Setzart, wie sie in ästhetischer Hinsicht in der Kirchenmusik ausgeübt werden müßte, können wir hier nur noch folgendes hersetzen. Da es der Charakter derselben ist, daß in ihr irgend ein religiöses Gefühl ausgedrückt werden soll, welches Feierlichkeit und Andacht erwecke und bei der öffentlichen Gottesverehrung die Herzen der Zuhörer in eine heilige Stimmung versetze; so folgt daraus, daß die Composition einer solchen Musik etwas Ernsthaftes, Feierliches und Erhabenes offenbare und aller Künsteleien, Figuren, Zierrathen und Läufe, die allein dazu gemacht sind, daß Sänger und Spieler ihre mechanische Fertigkeit zeigen können, durchaus entbehren muß. Vornemlich soll in den tiefen Stimmen die allzugroße Geschwindigkeit vermieden werden, weil sie in den Kirchen sehr nachhallen und durch eine schnelle Folge tiefer Töne alle Harmonie verwirrt werden würde. Darum erfordert die Kirchenmusik nicht nur einen sehr starken Harmoniker, sondern auch zugleich einen Mann von reifer Ueberlegung und richtigem Gefühle, damit die Einheit des ernsten, erhabensten Gefühls nicht durch ein Gemisch von Feierlichkeit und Ueppigkeit und vom Ernsten und Scherzhaften, gestört und an die Stelle der ernsthaften Empfindungen und Nüancirung von Aussendingen gesetzt werde.

Pq.

Kirchenstaat hat seine erste und ursprüngliche Begründung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Bischoff von Rom, mit den Besitzungen machte, welche früherhin die Longobarden dem Exarchate entrissen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römische Kaiserwürde. Die consequente Politik der Päpste erzog sich, durch die Begünstigung der Normänner in Unteritalien, in diesen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchem darauf die Normänner den Lehnseid leisteten. Die künstliche Begründung des Papstthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchsten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Absichten des römischen Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Die mathildische Erbschaft vergrößerte die Macht der Päpste und sie behielten sie, so oft auch von den Deutschen der Versuch gemacht wurde,

sie ihnen zu entreißen. Der päpstliche Stuhl befreiete sich von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hohenstaufischen Stamme in der normännischen Herrschaft dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron derselben rief. Die ungezähmte Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregten am Ende die Unzufriedenheit und innern Kämpfe der Römer gegen den päpstlichen Stuhl, und die Päpste selbst sahen sich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einfluße des französischen Königs stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten; so entstand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpste, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats allgemeines Beste gefördert wurde. Die Rückkehr der Päpste nach Rom war, obgleich die deutschen Kirchenversammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen nicht anders als sehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 von Ancona an sich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen und Urbino von seinem letzten Herzoge Franz Maria, aus dem Hause Navarra, dem päpstlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchsten Gipfel der weltlichen und geistlichen Macht erhoben, verloren die Päpste von 1517 an durch den schnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres zeitigen und geistlichen Einflußes. Sixtus V. weise Oekonomie gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts steuerte dem Uebel; aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste offenbarten wiederum zu verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) sah sich genöthigt, 1773 den Jesuiterorden aufzuheben. In den neuern Zeiten gab Neapel 1788 seine alten Verbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius VI. konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien gezwungen, sah sich der Papst im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen am 28. Dec. 1797 veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenstaats zur römischen Republik, und Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu Valence starb. Die Siege der Russen und Oesterreicher in Italien begünstigten die neue Papstwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14. März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der österreichischen Waffen von Rom wiederum Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem ersten Consul der französischen Republik, Bonaparte, abschloß, ging dem päpstlichen Stuhle abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1808 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen. (S. d. A. Pius VII.) Der Papst weigerte sich. Da rückte 1808 den 2. Febr. ein französisches Corps von 8000 Mann in Rom ein; und da auch jetzt noch der Papst widerstrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sey, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papste blieb fast nur das Gebiet von Rom. Ein Decret vom 17. Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenstaat ganz. Die noch übrigen Besitzun-

gen des Papstes wurden zu Frankreich geschlagen und dem Papste, dessen geistl. Hoheit fest dauern sollte, 2 Mill. Franken jährlich angewiesen. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt, und daselbst in Gefangenschaft gehalten, bis ihm die Ereigniße des Jahrs 1814 erlaubten, wieder nach Rom zurück zu kehren, und von seinen Staaten Besitz zu nehmen. Der Kirchenstaat (Stato della Chiesa) wurde vor der französischen Revolution in folgende zwölf Provinzen eingetheilt: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Castro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Nach dem neuen Organisationsplane von 1816 besteht nun der Kirchenstaat (ausser den Districten von Rom, Tivoli und Subiaco), in 17 Delegationen. Folgendes sind ihre Namen und Bevölkerung: Frosinone 159,769 E. Rieti 65,734 E. Viterbo 114,488. Civita Vecchia 19,266 E. Perugia 181,542 E. Spoleto 102,053 E. Camerino 31,136 E. Macerata 197,313 E. Fermo 77,089 E. Ascali 69,058 E. Ancona 147,355 E. Urbino und Pesaro 198,145 E. Forli 150,933 E. Ravenna 123,767 E. Bologna 280,701 E. Ferrara 170,727 E. Benevento 20,184 E. Hierzu die Districte von Rom, Tivoli und Subiaco mit 245,459 E. macht eine Totalbevölkerung von 2,354,719 Seelen. Die Delegationen sind von 3 verschiedenen Classen; fünf Urbino und Pesaro, Ravenna, Forli, Bologna und Ferrara von der ersten; sieben Frosinone, Viterbo, Perugia, Spoleto, Macerata, Fermo und Ancona von der zweyten; und fünf Rieti, Civita Vecchia, Camerino, Ascali und Benevento von der dritten Classe. Wenn zur Regierung einer von den Delegationen erster Classe ein Cardinal bestimmt wird, führt sie den Namen Legation, und der Cardinal genießt den Titel und die Ehren eines Legaten, mit allen den besondern Vorrechten, welche ihm durch besondere Breven verliehen werden. Jede Delegation ist in Gubernien ersten und zweiten Ranges eingetheilt. Der Kirchenstaat begreift eine Fläche von 800 geogr. Q. M. und liegt mitten in Italien, zwischen dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche, dem Königreiche Neapel, und dem toscanischen und adriatischen Meere. Nur die Delegation Benevento ist davon abgesondert und ganz vom Neapolitanischen Gebiete umfangen. Die Appeninen ziehen sich mitten durch das Land; die merkwürdigsten Flüsse sind der Tiber und der Po. Man berechnete die Einkünfte des Papstes vor der franz. Revolution auf 10 Mill. Gulden, welche Summe aber um viel vermindert worden ist, da nicht nur die meisten auswärtigen Quellen versiegt sind, sondern auch die langen Kriege, Occupationen und politischen Umkehrungen den Kirchenstaat auf einen sehr tiefen Grad von Verarmung und Hülflosigkeit herabgebracht haben. Das Uebel mußte hier um so verderblicher eingreifen, da durch die schlechte Staatsverwaltung und die Trägheit der Einwohner zuvor schon aller Wohlstand vernichtet war. Zwar hat die neue päpstliche Regierung mehrere zweckmäßige Anstalten getroffen, um die vorher äusserst vernachlässigte Polizei zu verbessern, und die Gewerbsthätigkeit zu beleben, und in diesem Sinne selbst mehrere von den Franzosen gemachte gute Anordnungen erhalten und bestätigt; aber das Verderbniß ist zu groß und zu allgemein, als daß ein schneller Erfolg von diesen löblichen Bemühungen erwartet werden dürfte. Die Producte des Landes sind: alle Arten von Getraide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln 2c., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch schönen Marmor; Spuren

von Metallen finden sich an mehrern Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daselbst nicht. Die Cultur des Rindviehes und der Schaafe wird ziemlich sorgfältig betrieben. Der Ackerbau ist vernachläßigt; die Manufacturen sind von keinem Belange. — Avignon, mit Venaissin (s. d. A. Avignon), dieser alte Besitz der römischen Kathedrale, ist durch den Pariser Frieden von 1814 für immer Frankreich zuerkannt worden.

Kircher (Athanasius) ein Jesuit aus Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Professor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daselbst genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, sich nach Frankreich zu begeben, woselbst er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf nach Avignon und von dort nach Rom ging und daselbst 1680 in einem Alter von neun und siebenzig Jahren starb. Nur erst mit dem Leben hörte Kircher auf zu schreiben. Seine vorzüglichsten Werke sind folgende: Praelusiones magneticae. Romae, 1654 (1658), in fol. Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Primitiae gnomonicae catropticae. In 4to. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Obeliscus Aegyptiacus, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1654. 4 Vol. in fol. Dieß Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man sie von einem Gelehrten erwarten konnte, der eine ganz eigene Ansicht der Dinge hatte. Dieß Buch ist selten. Iter exaltaticum coeleste, sive Mundi opificium quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur. Romae, 1656, in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: Iter extaticum terrestre, in 4to, in welchem Werke er die Gestalt der Erdkugel beschreibt. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata. Amstelod. 1667, in fol. Dieß Werk ist in das Französische übersetzt worden. Arca Noë; in fol. Turris Babel, in fol. Amstelod. 1679. Dieses ungewöhnliche und seltsame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerstreuung der Nationen. Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas, 1673, in fol. Ars magna sciendi, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr gesuchte Subtilitäten, als wahre nützliche Nachforschungen. Uebrigens ist es mit einer solchen Menge mühsam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt, daß es geeigneter ist, von den Wissenschaften abzuschrecken, als dazu einzuladen. Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico-medicum contagiosae luis. Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß ist eine Abhandlung über die Pest, welche sehr kenntnißreich und gut geschrieben ist. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargestellt wird. Magia Catoptrica, in welcher von den Spiegeln des Archimedes und des Büffon gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Physikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheile ist es ihm gelungen, auf mehrere Erfahrungen, die man nach ihm gemacht hat, vorzubereiten. Nur gereichte ihm zum Schaden, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile seiner Zeit und seine eigene zusammenstellte. Latium, id est Nova et parallela Latii, tum novi, Descriptio, 1671. in fol., ein Werk, welches sehr gelehrt ist und viele Nachforschungen gekostet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erschöpfendes enthält. Historia Eustachio-

Mariana; de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae; 1665. in 4to, cum fig. Diese Lebensbeschreibung des heiligen Eustachius ist ein sehr seltenes Werk, welches man oft in den größten Bibliotheken vergebens sucht. — Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erschöpfende Gelehrsamkeit, machen sich aber auch durch die Sonderbarkeiten, welche darin auf einander gehäuft sind, bemerkenswerth; der Verfasser derselben war, mit einem Worte, ein Seher. Nichts ging bei ihm über den Wunsch, Sachen zu entdecken, die vor ihm noch nicht da gewesen waren, wobei es ihm jedoch sehr gleichgültig war, ob sie etwas Nützliches enthielten, oder auch nur auf den abgehandelten Gegenstand Beziehung hatten, oder nicht. Alles, was den Stempel des Alterthums trug, hatte eine gewisse Heiligkeit in seinen Augen. Dieß gab Veranlassung zu einigen artigen Auftritten. Man erzählt nämlich, einige junge Leute, welche sich auf seine Unkosten lustig machen wollten, hätten auf einen unförmigen Stein mehrere phantastische Figuren eingegraben und diesen an einem Orte vergraben lassen, wo Kircher, wie sie wußten, in kurzem bauen lassen wollte. In der That fing man auch an, nach einiger Zeit auf dieser Stelle zu graben; der Stein wurde gefunden und als eine große Merkwürdigkeit zu Kircher getragen. Dieser, der von dem Funde bezaubert war, beschäftigte sich nun eifrigst damit, die Charactere, welche auf demselben enthalten waren, zu erklären, und glaubte, nach einer ungeheuern Anstrengung, endlich damit zu Stande gekommen zu seyn. Ein andermal überreichte ihm einer seiner Freunde ein Stück chinesisches Papier, auf welches dieser einige Charactere, die dem Pater Kircher anfangs ganz unerklärbar schienen, geschrieben hatte. Nachdem Kircher viele Tage und Nächte auf die Erklärung dieser Charactere verwandt hatte, und dennoch damit nicht zu Stande kommen konnte, löste ihm sein Freund das Räthsel dieses Betruges. Es waren nämlich verkehrt geschriebene lombardische Charactere, welche Kircher, nachdem er sie vor den Spiegel gehalten hatte, mit leichter Mühe las. Jedoch soll diese Anecdote erfunden seyn und folgender factischen Begebenheit ihren Ursprung zu verdanken haben. Der Pater Caspar Schott erzählt, daß, als er zu Rom mit Kircher den gemeinschaftlichen Studien obgelegen, ein dortiger Alterthumsforscher demselben ein sehr altes Papier gesandt habe, welches in einem alten Schlosse gefunden worden war. Dieses Papier enthielt Charaktere, welche bis dahin niemand hatte erklären können. Kaum aber waren sie Kirchern zu Gesichte gekommen, als sie dieser sogleich ohne Anstoß las und sie auch den Umstehenden zu lesen gab. Sie waren nämlich von der linken zur rechten Hand geschrieben. Dieses Factum, welches von einem Augenzeugen erzählt wird, hat ohne Zweifel zu der vorigen Anecdote Veranlassung gegeben. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Cabinet, welches von Bonnani (Rom, 1709) eigends beschrieben worden ist. Er wird übrigens für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, so wie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft, zu welcher er gehörte, mit Recht gehalten. Er besaß ein ungemeines Wissen in der Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Alterthumskunde. Er hatte Alles studirt und schrieb über Alles. Seit dem Jahre 1631 bis 1677 rechnet man, daß er drei und dreißig verschiedene Werke, welche, größtentheils in Folio, 40 Bände ausmachen, geschrieben hat. Jetzt ist es sehr schwierig geworden, die zahlreiche Sammlung seiner Werke vollständig zu machen. Glücklicherweise aber können mehr-

re derselben unter die Anzahl der Bücher gerechnet werden, welche man merkwürdig nennt, die aber niemand liest, weil sie nichts Lesenswerthes enthalten. Dazu gehören alle diejenigen Schriften Kirchers, die von den Wissenschaften im Allgemeinen handeln, in welchen die wenigen sinnreichen Ansichten und interessanten Data, die darin angetroffen werden, nur selten für den Wust schlechter physikalischer Erklärungen, worin sie fast wie ersäuft sind, zu entschädigen vermögen. Weit schätzungswerther sind seine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch seine Turris babel, so wie seine Arca Noë ausnehmen wollen, weil der Geist der Kritik, der heut zu Tage in dem Studium und den Untersuchungen der Antiquitäten herrscht, alle jene frömmelnde Ansichten zur Vergessenheit verdammt hat. Aber wir erwähnen mit Achtung seines Latium, seines Oedipus Aegyptiacus und anderer dergleichen Werke. Doch haben auch diese Schriften bei weitem dasjenige Zutrauen nicht erregt, welches die großen Bemühungen und die ausgebreitete Gelehrsamkeit ihres Verfassers denselben hätte verschaffen müssen.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchsal (nach einigen zu Waghäusel) geboren, und verrieth schon als Kind ihr großes Talent für die Musik, welches durch den Verlust ihres Gesichts, den sie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als sich vermindert zu haben schien. In einem Alter von sechs Jahren spielte sie bereits das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Sie ward darauf von dem badischen Capellmeister Schmittbaur zu Carlsruhe in der Musik, und besonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher sie bereits in ihrem zehnten Jahre so außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, daß sie sich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören lassen konnte. In Gesellschaft des Raths Boßler machte sie nun zu Anfange des J. 1791 eine Reise durch ganz Deutschland, wo ihr allenthalben der enthusiastischste Beifall zu Theil wurde, und begab sich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunst, zur Erfindung einer Harmonica mit Resonanzboden nützlich; sondern ihr ward auch daselbst das Glück, einen Theil ihres Gesichts wiederzuerhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging sie über Deutschland nach Copenhagen, von wo sie sich, abermals über Deutschland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen diesen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte sie eine Reise in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo sie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daselbst in Gesellschaft des Raths Boßler bis 1808 lebte. In diesem Jahre unternahm sie eine neue Reise in ihr Vaterland, wo sie jedoch zu Schaffhausen von einem Brustfieber befallen wurde, an welchem sie daselbst am 9. Dec. in ihrem 38sten Jahre starb.

Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber Sara-Kaisaki (Steppenkosaken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme, in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russischen Eroberung Sibiriens zuerst von diesem Volke etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem rus-

sischen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben sie sich als ein sehr unruhiges, treuloses, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen sie die ungeheure Wüste zwischen dem Ural und Irtisch, welche von den Russen die kirgisische Steppe genannt wird. Diese Wüste grenzt westlich an das kaspische Meer und die Statthalterschaft Caucasien, nördlich an die ufaische und tobolskische, und östlich an die coliwanische Statthalterschaft. So lange die Kirgisen bekannt sind, haben sie sich stets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erste ist noch jetzt, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnen, unabhängig; die mittlere und kleine Horde erkennen seit 1731 die russische Schutzherrschaft, haben sich aber seit dieser Zeit immer noch als treulose Bundesgenossen und als ein sehr räuberisches Volk gezeigt, weshalb auch längs den Grenzflüssen Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt sind. Man schätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker.

Kirnberger (Johann Philipp), Kapellmusikus der Prinzessin Amalie von Preußen, wurde am 24. April 1721 zu Saalfeld im Thüringischen geboren. Nachdem er hier die ersten Anfangsgründe der Violine und des Claviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringischen. Im J. 1738 begab er sich nach Sondershausen, wo er unter Anleitung des Kammermusikus Meis die Geige zu studiren begann. Hier nutzte er jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Geschmack zu bilden, hörte unausgesetzt die Capelle des Fürsten, und suchte sich mit der Spielart des Organisten Gerber, dessen Bekanntschaft er fleißig suchte, vertraut zu machen. Gerber, ein Schüler von Bach, hatte ihm diesen großen Componisten so ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Lust, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntschaft desselben in eigner Person zu machen, nicht widerstehen konnte. Er führte dieses Vornehmen im J. 1739 aus, und genoß in Dresden während zweier Jahre sowohl auf dem Claviere, als in der Composition, den Unterricht jenes großen Meisters. Im J. 1751 studirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermusikus Fickler die Geige. Von dort begab er sich nach Berlin, und trat daselbst als Violinist in die Capelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zustimmung desselben, wieder verließ, um Kammermusikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch diese Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie. Hier starb er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1783 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich blos mit der Theorie der Kunst, ob es ihm gleich zur practischen Ausführung weder an Geschicklichkeit, noch an Geschmack gebrach. Seine theoretischen Werke heißen: Construction der gleichschwebenden Temperatur, 1760; die Kunst des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulz verfaßt seyn soll); Grundsätze des Generalbasses, als erste Linien zur Composition, mit vielen Kupfern 1781; Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition, 1782; Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiedenen Sylbenmaaßen, Berlin 1782. Außerdem hat er die meisten musikalischen Artikel verfaßt, welche in dem ersten Bande der sulzerischen Theorie der schönen Künste befindlich sind. Auch ist hier, unter seinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem

er den Namen J gab. Das Verhältniß desselben ist 4 : 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötensonate von diesem Intervalle Gebrauch; sondern veranlaßte auch, daß es einer berlinischen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garnisonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm niemand davon Gebrauch machen wollte, oder konnte; so ist es wieder fortgenommen worden. Daß dieses Intervall keine bloße nutzlose Speculation von Kirnberger war, beweist der Gebrauch, den in neuern Zeiten Fasch davon zu machen gewußt hat.

Klafter (Faden; Orgyia) ist ein Holzmaaß, 6 Fuß, oder 3 Ellen lang, und eben so breit, so weit ein Mann klaftern, d. h. mit ausgespannten Armen reichen kann.

Klagen und Einreden. Beide sind gerichtliche Mittel, seine Rechte gegen andere zu verfolgen, und Haupthandlungen der streitenden Theile im bürgerlichen Prozesse; und zwar ist die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge dessen man dem Richter ein von andern bestrittenes Recht, oder erlittenes Unrecht vorstellt, und ihn auffordert, dasselbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Forderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage soll daher eine Geschichtserzählung, einen Klagepunkt und eine bestimmte Anzeige der Forderung (Bitte) enthalten. Sie ist eine mündliche bei Gegenständen von geringerm Belange, eine schriftliche bei wichtigern Gegenstanden, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (s. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageschrift, Libell, auch oft selbst die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, dessen Gerichtsbarkeit sich sowohl über den Beklagten, als über den Gegenstand der Klage erstreckt. Wer aber die Klage anstellt (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Gesetzen bestimmten Erfordernisse eines Klägers haben, sondern öfters schon bei Einreichung der Klage sogleich mit erweisen, in wiefern ihm ein Unrecht könne geschehen seyn (z. B. wenn er wegen einer Erbschaft klagt; in welchem Falle er sein Erbrecht aus dem Testamente darthun muß), öfters auch wegen der durch Anstellung des Prozesses verursachten Kosten Sicherheit leisten (damit weder der unschuldig Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen bestimmten Zeitpunct, innerhalb dessen sie allein angestellt werden kann, und nach dessen Verlust sie als erloschen betrachtet wird; dieses nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen selbst sind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenstand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie angestellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — summarische Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefordert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, so wie in Rücksicht auf die Vererbung verschieden. Hat jemand mehrere Klagen gegen eine und dieselbe Person anzustellen, so entsteht eine Zusammenlauf der Klagen, welche entweder einen, oder verschiedene Gegenstände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht sein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältnissen der Parteien vorgehen soll. Ihr entgegen steht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlassung auf die Klage (s. d. Art.) gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieser die

Exception), durch welchen sich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers schützt. Sie hat mithin den entgegengesetzten Zweck. Die Einreden sind verzögerliche (dilatorische), welche die Anklage wenigstens eine Zeit lang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerstörliche, welche die Klage ganz unwirksam machen, oder den Prozeß verhindern; schriftliche oder mündliche (nach Beschaffenheit der Klagen): und es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewisse Frist gestattet; ebenso dem Kläger zur Replik u. s. f., doch so, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlassung des Beklagten auf die Klage, darf der Kläger seinen Klaggrund nicht mehr ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anstellen und die Kosten des ersten tragen wollen; eben so sind nach geschehener Einlassung auf die Klage, Einreden, welche man zur Zeit der Einlassung schon kannte, unzulässig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juristische Lehre von den Klagen und Einreden, ist seit Böhmer und Menke am besten von Ph. Schmidt, in seinem practischen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg.; von Weber, 1803, wozu dessen Sohn einen Commentar geliefert hat (Leipz. 1792), und Weber in seinem Beitrag zu dieser Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehres, Mößler u. a. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Proceß, nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Proceß verwechselt werden, welche von ganz anderer Natur ist. Siehe Criminalproceß, peinliches Verfahren.

Klagenfurt, die wohlgebaute Hauptstadt des zum Königreich Illyrien gehörigen Herzogthums Kärnthen, an dem Glanflusse, auf deren Markte die marmorne Statüe Kaiser Leopolds I. steht, hat eine beträchtliche Tuchmanufactur und Bleiweisfabrik, und enthält 600 Häuser und 10,000 Einwohner. Die Luft ist wegen der benachbarten Seen fast beständig nebelig. Die dortigen Festungswerke wurden am Ende des Jahrs 1809 von den Franzosen gesprengt.

Klang ist ein Schall, bei dem sich die Geschwindigkeit und die übrige Beschaffenheit der Schwingungen bestimmen läßt. S. Akustik.

Klaproth (Martin Heinrich), königl. preuß. Obermedicinal- und Sanitätsrath, Mitglied der Akademie zu Berlin, des Instituts zu Paris u. s. w., geboren im sächsischen Erzgebirge im J. 1743, erlernte, nachdem er einen nur unvollkommenen Schulunterricht empfangen, die Apothekerkunst, durch welche er, bei seiner Geistesthätigkeit und seinem Forschungsgeiste, auf das Studium der Chemie geführt ward. Seine Verdienste um diese Wissenschaft sind groß und bleibend; er hat sie theils durch viele neue Entdeckungen, namentlich mehrerer einfacher Stoffe, theils durch seine mit der höchsten Genauigkeit angestellten unzähligen Experimente erweitert und bereichert. Abgeneigt der Speculation, weiset er allenthalben auf den Weg der Erfahrung hin. Ihm gebührt mit Recht der Name des deutschen Fourcroy. Für die Ausbreitung der chemischen Kenntnisse hat Klaproth sowol durch Vorlesungen (die er seines hohen Alters ungeachtet auch noch jetzt hält), als durch Schriften gewirkt. Von letztern nennen wir seine Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper, 5 Bde., und sein mit Fr. Wolff gemeinschaftlich bearbeitetes chemisches Wörterbuch, 5 Bde. Nachdem er lange der Besitzer einer Apotheke in Berlin gewesen, und als königlicher Professor Vorlesungen gehalten, verkaufte er jene, und fuhr fort, sich um den Staat und die Wissenschaften verdient zu ma-

chen. Seine mineralogischen Sammlungen gehören zu den vorzüglichsten in ihrer Art.

Klaproth (Heinrich Julius von), des vorigen Sohn, geboren zu Berlin am 11. Oct. 1783, verdient als Sprach- und Geschichtsforscher einer rühmlichen Erwähnung. Nachdem er verschiedene Schulen besucht und Privatunterricht genossen, bildete er sich später auf dem joachimsthalschen Gymnasium. Eigenthümliche Neigung zog ihn zu den asiatischen Sprachen, besonders zur chinesischen. Er beschäftigte sich mit derselben seit 1797, und fand die besten Hülfsmittel für diese Studien auf der königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufsätze über die Geographie von Asien in den geographischen Ephemeriden abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Universität Halle. Hier begann er im J. 1802 das asiatische Magazin. In der Mitte desselben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und in der Mitte des J. 1804 nach Berlin zurück. Um diese Zeit hatte er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eine Vocation für das Fach der asiatischen Literatur erhalten, der zufolge er im April 1805 nach Petersburg ging. Er begleitete die russische Gesandtschaft, unter dem Grafen Golowkin, nach China, durchreiste dabei Sibirien über Kasan, Perm, Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, ging dann um Weihnachten nach Kiachta, und da die Gesandtschaft nicht angenommen wurde, im Febr. 1806 nach Irkutzk zurück. Hier verfaßte er, nach einem japanisch-chinesischen Originale, und mit Hülfe des Japaners Nicolai Kolotichin, ein japanisches Wörterbuch in Originalcharakteren, mit der deutschen Uebersetzung. Im J. 1806 verließ er Irkutzk, ging über Tomsk und Barnaul nach der Gränzfestung Ust Kamenogorsk am Irtisch, von wo er eine Reise über Buchtarma und das Altaigebirge nach der chinesischen Festung Tschingistai machte, ging dann den Irtisch aufwärts, bis zum See Dsaisan, im Lande der Dsungaren, dann nach Ust Kamenogorsk zurück, und über Omsk, Ischim, Kasan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1806 wieder eintraf. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiseplan nach dem Kaukasus und Georgien. Nachdem derselbe von der Akademie genehmigt worden, reisete Klaproth im Sept. desselben Jahrs über Moskwa, Tula, Charkow, Tscherkask, Georgiewsk und Mosdok, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verschiedene Reisen, ging dann durch das Terektual nach Mosdok zurück, und von da über die Schneegebirge der Daguren, nach Imerethi. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demselben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die asiatische Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Ursprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im J. 1810 arbeitete er einen vollständigen raisonnirenden Catalog aller chinesischen und mandschurischen Bücher der akademischen Bibliothek aus, und hatte eine literarische Fehde mit dem Dr. Antonio Montucci in Berlin, die bald endigte, und eine enge Freundschaft zwischen beiden Streitenden knüpfte, die nebst Remusat die einzigen gründlichen Kenner des Chinesischen im außerrussischen Europa sind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daselbst mehrere tausend chinesische Buchstaben zum Druck seiner Werke in Holz schneiden zu lassen. Er gab heraus: Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hager, 1811, 8., und die Inschrift des Yü, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrsamkeit, welche zugleich Ha-

gers Charlatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erschien die Beschreibung seiner Reisen nach dem Kaukasus und nach Georgien, in 3 Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzustellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erschienen von ihm eine Beschreibung des östlichen Kaukasus, eine Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem caspischen und schwarzen Meere, und Güldenstädts Reise in Georgien und Imerithi. So verdanken wir ihm eine vollständige Kenntniß der kaukasischen Länder, und dürfen von seinem Fleiße und seiner Gelehrsamkeit noch größere Resultate erwarten, da er im Besitz einziger Materialien für die Völkerwanderung ist. M.

Kleist (Ewald Christian von) ward 1715 zu Zeblin in Pommern aus einem durch mehrere Helden berühmten Geschlechte geboren. Seine Aeltern gaben ihm eine vortreffliche Erziehung: im neunten Jahre schickten sie ihn in die Jesuiterschule nach Cron in Großpohlen, und im fünfzehnten auf das Gymnasium zu Danzig; im siebenzehnten ging er auf die Universität nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Liebe zur Gelehrsamkeit, die ihn nachher stets vor Männern seines Standes ausgezeichnet hat, und erwarb sich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie, der Mathematik und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen. Von hier reiste er, um sich Kenntniß der großen Welt zu verschaffen, zu seinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn für immer an ihr Vaterland zu fesseln wünschten. Er bewarb sich also daselbst um einige Civilstellen; aber seine Bemühungen schlugen ihm fehl. Nun wählte er, auf Anrathen seiner Anverwandten, den Militärstand, und wurde 1736 dänischer Offizier. In dieser Laufbahn studirte er alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den dänischen Dienst bald, ging gleich bei dem Antritt der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regimente ernannte. Die Feldzüge, die der König in den ersten Jahren seiner Regierung unternahm, verschafften ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente auszubilden. Im Grunde scheint Kleist nie wahre Neigung für den Soldatenstand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, und sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche letztere nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich 1738 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht (in dem Sinne, in welchem dieses Wort gewöhnlich genommen zu werden pflegt), oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der in ihnen herrscht, aufgedrückt. Sein ältestes Gedicht ist an seinen Schulfreund, den Rittmeister Adler, 1739 geschrieben. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück, als sein Frühling, welcher zuerst 1749 blos für die Freunde des Verfassers gedruckt wurde. Kleist hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine täglichen einsamen Spazirgänge viel beitrugen, die er seine poetische Bilderjagd nannte. Im J. 1757 wurde Kleist Obrist-Wachtmeister bei dem hausenschen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garnison kam. In Leipzig erwarb er sich Gellert's und Weiße's vertrauten Umgang. Nach der roßbacher Schlacht übertrug der König Kleisten die Aufsicht über

das leipziger große Lazareth. Im J. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunnersdorfer Schlacht; erhielt zwölf starke Contusionen, und wurde in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieser letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldscheer wollte ihn eben verbinden, als diesem in den Kopf geschossen wurde. Bald darauf kamen Kosacken, zogen ihn nackend aus und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ihn aufs Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben: Kleist weigerte sich, ihn anzunehmen; aber der Husar warf das Geld mit edelm Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Kosacken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein russischer Offizier, der vorbei ging, und dem sich Kleist entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. 1759 an einer Verblutung starb. Sein Freund U z hat ihm ein würdiges Grablied gesungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm schrieb, das erste Beispiel einer guten deutschen Biographie gegeben. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte sich Kleist nicht nur die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, sondern auch jeder gebildete Deutsche zollte ihm Bewunderung; und sein Name wird in der deutschen Literatur, welche er zuerst mit bilden half, unvergeßlich seyn. Seine Schriften sind zuletzt unter folgendem Titel erschienen: Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke. Von Wilhelm Körte. 2 Thle. Berlin, 1803. gr. 8.

Kleist (Heinrich von). Von dieses Dichters äußerm Leben ist außer seinen Kriegsdiensten am Rhein, mit seinem trefflichen Freunde Fouqué, seinem Aufenthalt in Dresden, und endlich seinem, im Verein mit seiner Freundin Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, am 21. Nov. 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegenen Gehölze vollzogenen Selbstmord, in der Blüthe der Jahre, der Dichtkunst und der Liebe, nichts Erhebliches bekannt. Dieß nun ist bei Männern dieser Art eben nicht zu beklagen, da sie mit ihrem Innern und Seyn zahlen. In Hinsicht aber auf seine letzte unglückliche That, welche, den Umständen nach, eher beklagt und bemitleidet, als lieblos gerichtet zu werden verlangt, haben die Flugblätter des Tages leider einen gleich unfrommen, wie unzarten Sinn an den Tag gelegt, indem sie die beiden Todten lästerlich verdammten. Hierüber nun kann man nichts, als den Zuruf vorbringen: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! ohne daß man deshalb sich einer schlaffen Sittlichkeit befürchten dürfte. Indeß ist ein solches Benehmen nicht befremdend, da gerade die Schaar der Kunstschwätzer und Klätscher ihn als Dichter zu würdigen nicht verstand. Unbefangen aber von diesem Geschnatter der literarischen Capitoliumsgänse, darf man ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um sich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantasie, ein tiefes zartes

Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit sich den Gegenständen hingiebt, und liebend auf ihnen verweilt, eine seltene Kraft und Gesundheit der Charakteristik, die des Plastischen sich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine sprudelnde Lebensfülle verrathen seine Werke. Diese sind: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel; Penthesilea, ein Trauerspiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug; das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein historisches Ritterspiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen — Der Gegenstand der Familie Schroffenstein ist ein zwistiger, blutiger Haß zwischen zwei Linien einer Familie, veranlaßt durch fremde, heimliche, abergläubische That, genährt durch unglückselige, in trüber Leidenschaftlichkeit herbeigeführte Mißverhältnisse. So erschlagen endlich die Häupter der Familie, verblendet, ihre eigenen durch Liebe verbundenen Kinder, die dadurch den Haß zu versöhnen und Frieden zu stiften hofften. Jener furchtbare Argwohn hängt, besonders von der einen Seite der Familie her, wie eine schwere Wetterwolke über dem Ganzen, und weder die milde Gerechtigkeit, noch die nur leicht mit dem Argwohn gefärbte, aber bald sich klar werdende Liebe, können das sich entladende Verderben aufhalten. Nur die Liebe duldet groß, frei und klar, was der wilde Haß als trübe Nothwendigkeit ihr verhängt. Die Figuren, wenn sie nicht alle in hellen und scharfen Umrissen hervortreten, erhöhen gerade das Helldunkel, welches der Gegenstand mit sich führt. Nur der Rhythmus der Handlung, wie des Verses, möchte nicht immer gehörig fortfließen. Aber die Eigenheit der Figuren, die Anlage und das Eingreifen einiger, wie des Johanns, des natürlichen Sohnes von Rupert, der, durch Eifersucht verwildert, wie mit einem tragischen Hohn, der freilich nicht beruhigt, sondern Verstummen gebietet, das Ganze schließt, beweisen den Sinn des Dichters. Denn allerdings ist nur die Erhebung des Geistes aus dem wüsten Gewirr des Lebens das, worauf die Tragödie hinarbeitet. Das Schicksalsmoment ist eben auch sinnig in den blinden und tauben Aberglauben verlegt, der, wie unschuldig er auch an sich ist, doch die Sinne derer verwirrt, welche auch noch so fern mit ihm in Berührung kommen. Auch eröffnet sich das Ganze mit einem imposanten und sinnvoll angelegten Prolog. Kurz, es ließe sich erweisen, daß dieß Werk, bei manchen kleinen Flecken, doch zu den bessern gehört, und aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz schlackenlos, sich hervorgehoben. — Noch tiefer aus den Abgründen des Geistes ist das Käthchen von Heilbronn gegriffen, welches wir, seiner Verwandtschaft wegen, hier sogleich vor die Betrachtung rufen. Wol ist die Symmetrie des Baues hier zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht scharf und stetig eingreifende, oder umrissene Figuren. Dafür aber sind auch viele an und in der Handlung sich entwickelnde so eigenthümlich und scharf gezeichnet, der Styl ist so frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen ist der tiefe, dunkle Abgrund der Liebe, wo sie im stillen, geheimen Weben, wie aus streng verschlossenem Keime sich entwickelt, und nach außen hin zuvörderst in grellen, schneidenden Widersprüchen gleichsam ihr Widerspiel, Haß offenbaren möchte, im Fortgang aber alle Herbheit überwindend, plötzlich mit seligem Erstaunen sich erkennt und fest vereint, mit tief geheimen seelenvollen Zauber erschlossen. Sehr sinnig ist ihr wunderbares Entstehen in das schauerliche Zaubergewebe eines, sich zwei Individuen verschiedenen Geschlechts mittheilenden, und unter verschiedener Gestalt doch dasselbe bleibenden, Traums verlegt, dessen Einheit in einer Krise des Hell-

scheins gleichsam prophetisch offenbart und bekräftigt wird. Diese Idee ist allerdings tief gegriffen, was auch der moderne flache Unglaube gegen den Magnetismus, und die sich täglich mehrenden Erfahrungen über ihn schwatzen mögen, und tadeln wird den Dichter nur, wer eine solche Idee nicht erschwingen kann. Reich, trefflich und bedeutsam rückt die Handlung nach einem etwas langen, vielleicht in der Aufführung ermüdenden, Prolog vor, und auch im hervorbrechenden Sonnenglanz edler, wiewohl ungesetzlicher Geburt, strahlt die vorher in der Nacht eines bewußtlosen Naturzwanges befangene Liebende am Schluß. Herrlich, mit hervorgehobener Verschiedenheit des Geschlechtscharakters, sind die beiden Liebenden gezeichnet. Der Graf vom Strahl männlich rauh, gegen die dunkel ihn umfangende Macht sich wehrend, bis zur scheinbaren Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, aber auch wieder zart, tiefsinnig und unabwendbar an der ihm göttlich Bestimmten hangend. Käthchen dagegen mag am treffendsten mit einem huldigenden Mädchenbilde aus der altdeutschen Schule verglichen werden; so ganz Unschuld, Hingebung, Liebe, Zucht, Gehorsam, Frömmigkeit und Dienstbarkeit ist sie, dabei derb, rüstig und kräftig. Ihr entgegen steht Kunigunde von Thurneck in Unnatur, Verbildung und Verzerrung des Wesens, ein gleißender weiblicher Teufel. Theobald Friedeborn der Waffenschmid, störrisch, wild, im trüben, dumpfen Aberglauben befangen, aber herzlich das Kind liebend, ist eine gleich originelle Figur. Der Styl des Ganzen ist schwungreich, üppig und doch plastisch. Die Verunglimpfungen und Einwürfe gegen dieß Stück, wie sie in öffentlichen Blättern hie und da sich kund gegeben, beruhen zum Theil auf beschränkten Vorstellungen von dem Wesen der Poesie, besonders der romantischen, und sind, wenn sie noch Widerlegung verdient hätten, durch den Genuß, welchen die Aufführung sinnigen Zuschauern gewährt hat, hinlänglich widerlegt worden. Das Stück verlangt freilich bei der Aufführung auch einen sinnigen Decorateur. — In der früher erschienenen **Penthesilea** ist die Liebe in der Brust einer Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer schicksalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemischt mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerstolz, in weicher Frauenbrust, mit ihrem milden Kosen (man vergleiche die Scene zwischen Achill und Penthesilea!) dargestellt. Eine schwere Aufgabe! Zwischen Stolz und Liebe ist Penthesilea getheilt. Die Liebe siegt, aber sie wird ein wilder, den Geliebten und sich selbst zerstörender Wahnsinn. Auf Nachbildung historischer Aeußerlichkeiten, auf anderer Motiven Darlegung, als die in einem, von Stolz und Liebe glühenden, dem Zuge des Schicksals und einer geliebten Mutter prophetischem Worte folgenden, Herzen liegen, ist hier freilich nicht gesehen. Vieles hält den Rhythmus der Handlung an, wiewohl es mit seltener plastischer Anschaulichkeit und reicher Phantasie beschrieben und erzählt ist. Die Sprache hat hie und da etwas Verschränktes, immer aber aus vollem Munde und tiefer Brust Athmendes. Das Ganze ist antiker Gegenstand in romantischer Form, erinnernd an Troilus und Cressida, nur daß dort eine sichtbare Ironie über dem Ganzen schwebte, von welcher hier nicht die Rede ist, wo es vielmehr wild hergeht, und das sanft Beruhigende minder anschaulich hervortritt. Wenn nun so das Ganze nicht durchaus freundlich anziehen und sanft halten möchte, so reißt es doch durch gewaltige, glühende Leidenschaftlichkeit, durch Kühnheit des Ganges, durch große Zeichnung der Hauptfiguren, durch die herrlichsten, mit tiefer Liebe ausgebildeten Einzelnheiten, mächtig hin, und beurkundet eine Gährung, nach deren Beendigung wohl ein lauterer heller Dichtertrank zu erwar-

ten war. Denn eine Kraft, wie diese, braucht, wie alles, zur Schönheit zu reifen, Zeit und Glück. — Auch für das Lustspiel zeigte Kleist einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unsern für das Komische nicht empfänglichen Zeiten nicht zusagen sollte, enthält doch einen Schatz von Laune und Witz. Die Hauptperson, der spitzbübische, faunische, gefoppte Dorfrichter Adam, ist so humoristisch erfunden, als ausgeführt. Die in einer gerichtlichen, durch die Persönlichkeit des Richters albernen Untersuchung, hier allmählig sich entwickelnde Intrigue ist reich und ziemlich verstrickt; die Situationen so treffend und schlagend, daß sich an ihnen die Galgenangst und die gesammte Nichtswürdigkeit des Galgenschwengels herrlich entwickelt. Alles ist scharf und keck gezeichnet, und greift rasch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünschen; denn jeder offenbart des Dichters übersprudelnden, regen, frischen Geist. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen sich bewegt, wird wohl niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komische überhaupt das Widerspiel des Schönen ist. Darum ist die Scene auch absichtlich in die Niederlande verlegt, obwohl das Drama selbst viele niederländische Gemälde an geistreicher Ausführung überbieten möchte. — Amphitryon, die bekannte Mythe, ist von Kleist mit gutmüthiger Treue dem molierischen Lustspiele nachgebildet; nur ist einerseits der lockere französische Frevel verwischt; andererseits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Die Auftritte zwischen beiden sind nicht nur von schönerem Sinn und tieferer Deutung, sondern, wie dieß nothwendige Folge war, heben sie auch die Gestalten weit mehr hervor. Besonders gilt dieß von der fünften Scene des zweiten Acts, die ein Muster von Darstellung der Würde, der zartesten Innigkeit, des liebevollsten Geheimnisses ist. Die ganze liebliche Verworrenheit und Verirrung der Liebe, ihre selige, trunkene Vermessenheit und Ueberschwenglichkeit, die hier aus Jupiters herablassender Doppelsinnigkeit entsteht, sind hier unnachahmlich mit dem weichsten Spiele der Gedanken, in dem schönsten Rhythmus der Gefühle wahrhaft magisch wiedergegeben. Trefflich hebt sich Alkmenens weibliche Treue hervor, die, ihr unbewußt, um eines Gottes willen gebrochen, doch wiederum menschlicher Treuebruch gegen den Gott wird, den des Weibes befangener Sinn nicht erfassen kann, den Abgötterei kränkt, weil er gern sich innig von ihr angebetet fühlen möchte, der nur herabkam, sie zu zwingen, ihn zu denken, der selbst geliebt seyn will, nicht als Menschenwahn von ihr. Moliere ist dagegen roh und flach. Eben so ist das Ende bei Kleist weit milder, malerischer und einfacher. Das Ganze beurkundet einen zu heiligem, innigem Ernst, wie zu leichtem, geistreichem Scherz gleich aufgelegten und mit Liebe sich hinneigenden Geist. — Nach diesem kurzen Ueberblicke der dramatischen Erzeugnisse Kleists, ist wohl zu sagen, daß in ihm ein vorzüglicher dramatischer Genius sich unserm schlaffen, und in trüber, mit moralischen Floskeln behangenen Empfindseligkeit, dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch seine Erzählungen zeichnen sich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raschen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich sich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, scharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine seltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch sie zieht nicht selten etwas Mystisches hin, welches in der Darstellung wunderbar erschüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor allen ist wohl die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleist immer mit kühnem Pinsel gab, ist hier unnachahm-

lich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampf kann man die Bewunderung nicht versagen. Die Verlobung in St. Domingo ist durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutschen Volkthums gefallenen, Jünglinge bekannter geworden unter dem Titel: Toni. Es genügte diesem in der Mittelsphäre der Bürgerwelt so verkannten, herrlichen Geiste ein schuldiges Todtenopfer zu bringen, um den Platz zu sichern, der ihm gebührt, und den die unbefangene Nachwelt ihm gewiß nicht versagen wird. War die Gährung der Elemente auch nicht in ihm vollendet, so war sie doch eben bedeutend und vielversprechend; ja unsere Zeit bedarf mehr als einer gewaltigen Anregung, um sich zu erheben, und schon von dieser Seite her verdient Kleist besonders emporgehoben zu werden. Wa.

Klerus, der, ist die aus der griechischen Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sey. Der Klerus ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem erstern gehörten die Bischöffe, Presbytern (Aelteste) und Diakonen, zu dem letztern alle übrige geistliche Personen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung klerisch her, mit welcher man die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. Ueber die Geschichte sowohl, als die Nutzbarkeit des geistlichen Standes, ist das Nöthige weiter oben in dem Artikel Geistlichkeit beigebracht worden. N.

Klinger, (Friedrich Maximilian von), geboren zu Frankfurt a. M. im J. 1753, gehört mit zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unserer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines Klingerschen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte der Genius Shakespeare's, und seine Jugendkraft gefiel sich im Excentrischen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, so durfte er das schon wagen, und das kühne Wagstück wurde vom glücklichsten Erfolg gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt als er in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publicums ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit seiner Kraft sich selber bändigte, und durch seine Virtuosität sich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht und ihn in Gesinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müsse jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen wären, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönen solle. Wie sehr macht uns ein solches Geständniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieses Mannes zu wissen! Zum Glück hat Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand gesetzt, den Mangel einigermaßen zu ersetzen. „Klingers Aeusseres, sagt er, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit

und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatten für eine Mutter zu sorgen, die, als Wittwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch der Nachsatz: alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage, dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit, und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorieen und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, practisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner

fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Willigis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte." Man sieht aus diesem Letzteren, daß Klinger bürgerlicher Herkunft ist, und daß seine Eltern durch keinen hohen Stand ausgezeichnet waren, und desto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigne Kraft emporstieg. Er war in der Zeit seiner ersten Blüthe Theaterdichter bei der seylerschen Gesellschaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um sein Glück zu suchen. In Petersburg begünstigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiserin früher bekannt ward. Seit 1780 trat er als Officier in russische Dienste, wurde nachher Vorleser bei dem Großfürsten Paul, ging im Generalstabe des Prinzen von Wirtemberg mit nach Taurien, und wurde bei seiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angestellt. Auf der schlüpfrigsten Laufbahn, umgeben von einer luxuriösen Welt, unter mißlichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo feste Männlichkeit und kühner Muth wol gar Gefahr drohten, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft, und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Wirksamkeit hervorgezogen. Er ist jetzt General, Ritter des St. Annen-Ordens, Curator der Universität Dorpat, Präsident zweier wichtigen Departements, Director mehrerer Bildungsanstalten, und wirkt in allen diesen Beziehungen mit dem erfreulichsten Erfolge. Bei allem diesen Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetische Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Ansicht von der Poesie und dem Dichten gewonnen hatte, von der sich unsere Aesthetiker nicht träumen ließen. Eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edlen, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen, wer hätte denn die von dem Dichter gefordert? Wie eine solche Theorie in ihm entstand, wie erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier sich seinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtsame Leser manches Bekenntniß in dieses Dichters Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geschichte Giafars des Barmeciden; Geschichte Raphaels de Aquillas; die Reisen vor der Sündfluth; der Faust der Morgenländer; Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Meisterwerk); Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. Diese Romane umfassen alle natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen, dessen ganzes moralisches Daseyn, und berühren alle Puncte desselben, Gesellschaft, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über dieser Erde. Der Dichter stellt den Menschen bald in seiner glänzendsten Er-

habenheit, seinem idealen Schwunge, bald in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend, das einzige wahre Bild der Gottheit, dort folgt er dem trugvollen Götzen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf der Edlen mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern, die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes, die erhabenen Träume, den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnsinn, Gewalt und seufzende Unterwerfung, kurz die ganze menschliche Gesellschaft mit allen ihren Wundern und Thorheiten, allen ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen. Natürlich ist der Ton dieser verschiedenen Romane, je nach dem verschiedenen Zwecke, verschieden, und eben so verschieden der Eindruck den sie im Gemüth des Lesers hinterlassen. Das Herz, das im Faust sich zerrissen fühlt, wird in Giafar und Raphael stark und erhaben. Will der kalte Verstand die Blüthe des Lebens vertrocknen, so wird sie im Faust der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann, der Dichter und die Geschichte eines Deutschen eine milde Trauer, so wird Sahir diese mild verscheuchen. Hier verschwindet alles Düstre und Schaudervolle, das Pathetische und Schreckliche weicht der lieblichsten Heiterkeit, und wir behalten gleichsam als Totaleindruck, was der Geist der Natur seinen Lieblingen, Fanno und Rosa zuruft: „O lebet in mir! mit mir! Ich bin nun mit Euch, und kann Euch nicht deutlicher werden als ich es bin. Leben und Verwelken, Gedeihen und Zerstörung hangen an einander; meine Freundschaft verbirgt euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täuschung zur Gefährtin gegeben. Ohne sie erstarrte euer Geist, und der Frost des Todes beschliche euer Herz. Mein Lohn ist euer Glück, die Quelle dazu strömt mit reichem Flusse in euren Herzen. Suchet es nur da! Fliehet den Wahn derer, die es außer mir suchen. Ihr kehrt wieder zu mir zurück, denn ihr seid Eins mit mir, und könnt euch nie von mir trennen!" Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- und Menschenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gesinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegebener der Natur, und ihren einfachen reuelosen Genüssen, von der Lektüre zurückzukehren. Klingers Genius muß deshalb zugleich als ein wohlthätiger Genius gepriesen werden, und es ist so dankenswerth als erwünscht, daß Klinger sich noch entschloß, in einer neuen Sammlung seiner Werke das Reinste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht in möglichster Vollendung der Nachwelt zu hinterlassen. Diese Ausgabe seiner Werke ist bei Nicolovius in Königsberg, in 12 Bänden erschienen, und 1810 vollendet worden. dd.

Klockenbring (Friedrich Arnold), zuletzt geheimer Canzleisecretär zu Hannover, wurde am 31. Julius 1742 zu Schnakenburg, einem kleinen Fleken an der Elbe im Lüneburgischen, geboren. Schon in frühester Jugend zeigten sich bei dem Knaben außerordentliche Fähigkeiten und Talente, so spielte er bereits in seinem neunten Jahre die Orgel. Den ersten gelehrten Unterricht erhielt er bei seinem Vater, der Rector war, und bald erstaunte man über die großen Fortschritte, welche der Knabe in der lateinischen und griechischen Sprache, so wie in der Musik gemacht hatte. Aber unglücklicherweise sollen alle diese erworbenen Kenntnisse wie durchaus verschwunden seyn aus seinem Gedächtnisse: er ward nämlich sehr gefährlich von den Blattern befallen, und diese

ließen die sonderbaren Folgen zurück, daß er alles vergaß, was er bis dahin gelernt hatte, Musik ausgenommen, welche ihm angeboren schien. Da man von nun an, um der Gesundheit des Knaben wieder aufzuhelfen, jede Geistesanstrengung von ihm entfernt halten zu müssen glaubte und dieser Zeitraum völlig drei Jahre dauerte; so gewöhnte er sich während dieser Zeit dergestalt an das müßige Leben, daß alles, was Lernen hieß, ihm einen unbesiegbaren Widerwillen einflößte. Aus diesem Zustande einer gänzlichen Geistesunthätigkeit konnte ihn nur seine, aufs höchste gereizte Eigenliebe wecken. Sein Vater hatte nämlich, ihn, seiner Untauglichkeit wegen, die er für höhere Geistesarbeiten zeigte, zu einem Tischler in die Lehre zu thun beschlossen. Nun erwachte des Knaben Ehrgeiz dergestalt, daß er in unglaublich kurzer Zeit alles Versäumte nachholte. Im J. 1757 ward er von seinem Vater nach Salzwedel, einer kleinen preußischen Landstadt in der Nähe von Schnakenburg, auf die Schule gebracht, wo er sich neben den übrigen ersten Wissenschaften auch mit der Musik und Dichtkunst beschäftigte und hier bereits anfing, sich selbst in poetischen Productionen zu versuchen, wobei Zachariä und Hagedorn seine Vorbilder wurden. Eine Elegie, welche Klockenbring auf den Tod Georgs II., Königs von England, verfertigte, machte schon damals ein nicht geringes Aufsehn. Aber das Talent zur Dichtkunst, welches sich in seiner Jugend so vortheilhaft gezeigt hatte, schien in spätern Jahren wie verschwunden zu seyn, obgleich die Leichtigkeit des Reims ihm blieb. Im J. 1761 ging er darauf nach Braunschweig und besuchte das dortige Collegium Carolinum, wo Gärtner sich insbesondere seiner annahm und ihn lieb gewann. Nachdem er sich hier, neben den Wissenschaften, auch der Musik mit seltenem Eifer gewidmet hatte, wozu ihm die dortige, damals sehr glänzende italienische Oper eine vortreffliche Gelegenheit gab, bezog er 1764 die Universität zu Leipzig, von wo er 1766 nach Göttingen ging, um dort seine Studien zu vollenden. Hier hatte er das Glück, einen bedeutenden Gewinn in der Lotterie zu thun, durch den er in den Stand gesetzt wurde, seine Studien mit Eifer und Anstrengung zu vollenden. Nachdem dies geschehen war, ging er 1767 nach Hannover zum dortigen Commissarius Rehberg, wo er theils als dessen Freund, theils auch als Lehrer von dessen Söhnen war. Nachdem er einige Zeit in diesem Verhältnisse gelebt hatte, ward ihm die Redaction der hannöverischen Anzeigen und des damit verbundenen Magazins übertragen, und 1775 erhielt er die Stelle eines Stadtschulz, Stadtvoigt und Colonie-Commissarius zu Hameln. Um sich nun zu diesem neuen Amte, in welchem ihm Kenntniß der Manufacturen und Fabriken nothwendig war, noch geschickter zu machen, unternahm er eine Reise nach der Schweiz, wo er mit Lavater eine enge Freundschaft schloß und sogar zu dessen Physiognomik, zu dem dieser damals den Entwurf gemacht hatte, sehr wichtige Beiträge lieferte. Lavater selbst versichert, daß er Klockenbringen mehrere der treffendsten Bemerkungen zu verdanken, und daß er an ihm ein physiognomisches Genie entdeckt habe. Im vierten Bande der Physiognomik ist Klockenbring auf einer Tafel mit Klopstock, Schmid und Moses Mendelssohn abgebildet. Nachdem er von dieser Reise zurückgekehrt war, suchte und fand er seinen ganzen Ehrgeiz darin, seinem neuen Amte mit der größten Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit vorzustehen. Allein es war vom Schicksale beschlossen, daß er nicht lange in dieser Lage bleiben, sondern durch größeres Glück und Widerwärtigkeiten aller Arten geprüft und geläutert werden sollte. Früher hatte er nämlich, vielleicht durch den obenerwähnten Lotteriegewinn veranlaßt,

ine Geschichte der Lotterieen zu schreiben begonnen, die freilich nicht
rschienen war, aus der er jedoch nachher mehrere einzelne Bruchstücke
ind Abhandlungen hatte im hannöverschen Magazin abdrucken lassen.
Da nun die Regierung in dieser Zeit damit umging, eine neue Lotterie
u errichten; so erhielt Klockenbring den Auftrag, sein Gutachten über
iesen Gegenstand zu geben. Er gehorchte und seine Arbeit fand einen
olchen Beifall, daß er als geheimer Canzleisecretär bei dem Regierungs-
Collegium angesetzt und ihm die Expedition der Lotterie übertragen
vurde. Diese neue Stelle trat er 1773 an. Auf einer Reise, die er in
Angelegenheiten der Lotterie nach Berlin machte, lernte er Nicolai ken-
ien und ward Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, wel-
hes er auch mehrere Jahre blieb. 1776 ward er zum geheimen Canz-
eisecretär über das Polizei- und Städte-Departement im Calenbergi-
chen ernannt und erhielt dadurch, außer einem sehr bedeutenden Ge-
halte, noch das Glück, unmittelbar unter seinem Gönner, dem Minister
von Gemmingen, zu arbeiten, dessen Wohlwollen er schon besaß und
dessen Zutrauen er bald zu erwerben wußte. Im J. 1776 erwarb er
ich das Verdienst, durch leicht zu übersehende Tabellen eine Berech-
nung des Bevölkerungszustandes des Landes zu liefern, für welche rühm-
liche Arbeit ihm auch der König in einem besondern Rescripte sein
Wohlgefallen zu erkennen gab. Die Einrichtung der Bevölkerungsta-
bellen, so wie sie zuerst von ihm erfunden wurden, ist seitdem bestän-
dig beibehalten worden. Im J. 1787 gab er unter dem Titel: Auf-
sätze vermischten Inhalts, einige seiner bereits schon im han-
növerschen Magazine abgedruckten Abhandlungen heraus, die eine gün-
stige Aufnahme fanden, und 1789 hatte er die Freude, seinen Vorschlag
zur Errichtung einer Industrieschule von der Regierung genehmigt und
ausgeführt zu sehen. Die Schule ist noch jetzt vorhanden und im größ-
ten Flor. Nachdem der vorige Director und erste Stifter des hannöver-
schen Intelligenzblattes, der Assessor und Landsyndikus von Wüllen ge-
storben war, wurde diese Anstalt auf Rechnung des Königs verwaltet
und Klockenbring erhielt die Direction dieser Anstalt, für deren Ge-
schäfte er stets um so mehr eine besondere Vorliebe gehegt hatte, als
durch sie vor 22 Jahren zuerst seine Existenz in Hannover gegründet
worden war. Dieß waren jedoch seine letzten frohen Zeiten. Die Er-
zählung seines Lebens führt uns nun zu der Periode, wo das Schicksal
ihn mit unerbittlicher Hand fortriß, wo sein reizbarer Körper unterlag
und sein Glück auf immer zertrümmert ward. Am Ende des Jahrs
1790 erschien Bahrdt mit der eisernen Stirne, worin bekannt-
lich mehrere der gelehrtesten Männer Deutschlands angegriffen wurden,
aber keiner auf eine so harte Weise, als Klockenbring. Dies wirkte mit
fürchterlicher Gewalt auf den leidenschaftlichen Mann, den seine Freun-
de über diesen eingebildeten erlittenen Schimpf vergebens zu trösten
suchten. Unter dem Grame, der ihm dadurch verursacht wurde, eilte
sein Geist der Zerstörung entgegen: seine daraus entstandene Spannung
des Gemüths war unnatürlich und mußte in ihren Folgen verderblich
werden. Diese blieben nicht aus: denn kaum war ein Jahr verflossen,
als er in eine völlige Geisteszerrüttung verfiel, die in kurzem so überhand
nahm, daß man von Obrigkeitswegen darauf bedacht war, ihm einen
Vormund zu setzen, dem seine Person und seine Privatgeschäfte unter-
geordnet wären. Die Gattin desselben erbot sich dazu, und die Regie-
rung ehrte sie sowohl, als das Andenken an die geleisteten Dienste des
Mannes hinlänglich, ihr feierlich dieses Amt zu übertragen. Gerade
um diese Zeit machte der bekannte Doctor Hahnemann von Gotha in

einer Ankündigung bekannt, daß er sich zur Heilung von Gemüthskranken erböte: zu ihm ward daher Klockenbring gebracht und dessen Heilungsmethode anvertraut. Dieß geschah im Junius 1792, und schon im August gab Hahnemann einige Hoffnung zur Genesung desselben, welche er darauf im Februar des folgenden Jahrs als vollendet erklärte. Er war auch so vollkommen wieder hergestellt, daß er Arthur Youngs Buch über die Staatswirthschaft Großbritaniens aus dem Englischen übersetzte und mit Anmerkungen begleitete, welches so, wie es aus seiner Feder kam, gedruckt wurde. Auch ließ er kurz darauf eine Vergleichung der Größe, der Bevölkerung, der Auflagen und des Reichthums Englands und Frankreichs in den Reichsanzeiger einrücken. Im J. 1793 kehrte er darauf, völlig genesen, nach Hannover zurück, um wieder Besitz von allem dem Seinigen zu nehmen. Obgleich seine Geisteskräfte in nichts gelitten zu haben schienen und er nichts sehnlicher erwartete, als wieder in seine vorige Stelle und Thätigkeit versetzt zu werden; so mußte er dennoch auf die fernere Führung seiner Dienstgeschäfte Verzicht leisten. Man suchte ihn von Seiten der Regierung durch eine Pension und durch Uebertragung der Direction der hannöverschen Landeslotterie zu entschädigen, wodurch aber seine Erwartungen und Wünsche nichts weniger als befriedigt wurden, und er sich bis in sein Innerstes gekränkt fühlte. Nun fing er an, seinem Schicksale zu unterliegen: verhaltener Gram nagte an seinem Herzen. Eine lange und sehr schmerzhafte Krankheit vollendete das Gefühl seines Elendes. Ganz nahe dem Tode, erholte er sich, zur Verwunderung aller, vollkommen wieder; ja, die schleunig wiederkehrenden Kräfte seines Körpers schienen ihm sogar ein langes Leben zu versprechen. Nichts destoweniger versank er nach dieser Krankheit in eine gänzliche Unthätigkeit und in einen Seelenschlummer, aus dem er nur selten geweckt werden konnte. So lebte er noch einige Monate; sein Körper nahm zu, aber sein Geist schien völlig zu verschwinden. Sein Ziel näherte sich schneller, als man es erwarten konnte: er starb am 12. Jun. 1795 im 53sten Jahre seines Alters, ohne vorhergehende Krankheit, an heftigen Krämpfen.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgischer Commissionsrath, ein sehr origineller Mann, der sich oft mit Ahnungen und sogar mit Teufelserscheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldischen gepachtet, wo dann unser Klopstock in seinem ländlichen Aufenthalte sein glückliches Knabenalter verbrachte, und hernach zu Quedlinburg das Gymnasium besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg, und hier entwickelte sich nun sein Charakter als Mensch und als Dichter. Unter dem hiesigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen Schriftsteller, machte selbst mehrere poetische Versuche, und faßte schon hier den Entschluß, irgend ein großes episches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und damals vorzüglich Kaiser Heinrich der Vogler ihm stets als ein würdiger Gegenstand einer Epopee vorschwebte. Im Jahr 1745 verließ er die Pforte, wo er besonders auch in seiner Abschiedsrede jenes Entschlusses, ein episches Gedicht zu verfertigen, Erwähnung that, ging dann nach Jena, studirte hier Theologie, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge der Messiade. In Leipzig, wohin er sich schon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die da-

mals die bremischen Beiträge herausgaben, in welchen dann auch zuerst die drei Gesänge seines Messias erschienen. Bald wurde ihm aber der Aufenthalt zu Leipzig unangenehm, da mehrere seiner Freunde die Akademie verließen, und so ging auch er 1748 nach Langensalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm, und wo er Schmidts Schwester, die in seinen Oden so oft besungene Fanny, persönlich kennen lernte, die er mit der heißesten Zärtlichkeit liebte, die ihn aber nicht wieder liebte; und nur erst nach mehreren Jahren durch Reisen und Zerstreuungen konnte er sich von der schwermüthigen Stimmung heilen, in die ihn jene nicht erwiederte Liebe versetzt hatte. Nun begann, nachdem seine Messiade erschienen war, die Periode seines Ruhms: sie machte, wie das bei einem solchen Werke zu erwarten stand, außerordentliches Aufsehen, und erregte gleiche Bewunderung und gleichen Tadel. Ein Theil verehrte den Sänger des Messias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah ihn als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andre, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine verwegenen Dichtungen ganz entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernste, „er möchte um Gottes und um der Religion willen, den Abadonna (einen abgefallenen Engel) ja nicht selig werden lassen." Daß auch tadelnde Kritiken erschienen, war wohl um so weniger zu verwundern, je weniger die Verfasser derselben ihn vielleicht richtig verstanden hatten. Klopstocks Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht, und was Lessing in einem Epigramm auf einen gewissen Meyer sang, konnte auf mehrere seiner Tadler angewendet werden:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,
Und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellet.

Den stärksten Eindruck hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und seine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopstock nahm es an und reiste mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo alles aufgeboten wurde, ihm seinen Aufenthalt angenehm und wo möglich zu seinem immerwährenden Wohnort zu machen. Man bewunderte ihn hier allenthalben mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch er fand es hier und in mehrern Kantonen, zu welchen er eine Lustreise machte, äußerst reizend, und auf schweizerischem Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei ersten Gesänge seines Messias, hauptsächlich durch Bernstorf, kennen gelernt, und Klopstock wurde nach Copenhagen eingeladen. Er reiste 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich strenge Leserin seiner Gesänge empfohlen, in dieser selbst das geistreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller kennen, ward mit ihr näher bekannt und in drei Tagen schon völlig durch Liebe mit ihr einverstanden, die er, da häusliche Verhältnisse ihre Verbindung noch hinderten, durch Briefe fortsetzte, weil seine Reise nach Copenhagen vor allem beschleuniget werden mußte. Hier wurde er von Bernstorf mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen; er blieb den Winter über in Copenhagen und wurde dann im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Da dieser im Sommer 1752 eine Reise nach Holstein machte, so benutzte Klopstock die Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzu-

kehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem König zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiste, und am 10. Juni sich mit seiner Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß sie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter, dem sie mit der reinsten innigsten Liebe anhing; er begrub sie in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg, und setzte dort die einfache schöne Grabschrift:

Saat gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

Von 1771 an wohnte er, mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräfl. badenschen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Kurfürst Friedrich von Baden nebst einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg, lebte hier in der Stille fort, und fand im Winter sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wo er aber selbst einmal in die höchste Lebensgefahr kam, aber selbst bei dem augenscheinlichsten Tode die Fassung so wenig verlor, daß er seinem Begleiter selbst die Maaßregeln angab, ihn zu retten. Darauf bezieht sich auch selbst eine Stelle am Schluß des Messias:

Du gabst mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopstocks Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im zwölften Gesang seiner Messiade besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eins der feierlichsten, das einem Gelehrten Deutschlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller entfernten hohen und niedern Verehrer des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. f. begleiteten in hundert sechs und zwanzig Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der sechs Hauptthürme von Hamburg, durch Zuströmen vieler Tausende und unter mehrern der Sache angemessenen Feierlichkeiten, die durch das Wehen der Trauerflaggen von den Schiffen im Hafen noch einen erhabnern Eindruck machten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottensen neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er sich schon bei ihrem Tode sein Grab bestellt hatte. Klopstock war von Seiten seines Charakters munter und aufgeweckt; sein nicht sparsamer Scherz aber stets mit einer gewissen Würde verbunden, indem er sich nie bis zum Lustigmacher herabließ; sein Spott war nie bitter. Eine gewisse Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück, denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Immer freute er sich, von einem Kreise von Kindern umgeben zu seyn. Seiner freudigsten Beschäftigung im Winter ist oben schon Erwähnung gethan worden. An dem Wohl und dem häuslichen Glück seiner Freunde nahm er den innigsten Antheil, aber besonders angenehm war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen war, und von denen er immer einen nach dem andern ins Grab sinken sah. Der letzte, der aus diesem zarten Kreise seiner alten Freunde heraustrat, war Ebert: auch diesen überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er absichtlich zu sprechen, und so

sehr er auch Freiheit des menschlichen Geistes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte, so ist doch die ihm zugeschriebene Revolutions-Ode an Rochefoucaulds Schatten als ganz untergeschoben zu betrachten. So schwer es ist, Klopstock als Dichter und Gelehrten zu characterisiren, und so wenig es hier der Ort ist, eine gänzlich genügende Auseinandersetzung und Entwickelung der Schönheiten, die seine Werke so sehr auszeichnen, aufzuführen; so dürfte es doch vielen unserer Leser und Leserinnen, die gewiß Klopstock als einen der ersten Dichter der Deutschen verehren, nicht unangenehm seyn, wenigstens hier einen kleinen Ueberblick seiner hohen Verdienste, und worin er eigentlich groß und einzig genannt zu werden verdient, zu erhalten. Als Odendichter ist wohl Klopstock bestimmt unter den lyrischen Dichtern aller Zeiten der größte. Man kann ihn den Pindar der neuern Poesie nennen, aber er übertrifft diesen an Fülle und Tiefe der Empfindung, so wie die Seelenwelt, die er schildert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände aus der Sinnenwelt übertrifft. Seine geistlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Psalmisten, und zeigen selbst in der Freiheit des Metrums die Sicherheit seines lyrischen Geistes. Die ersten Oden an Fanny, Ebert sind wegen der darin herrschenden Melancholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leser unbekannt. Und selbst im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am Zürcher See, selbst wenn er beinahe anakreontisch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie seine hohe Würde und die hohe platonische Richtung seiner Liebe. Die spätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit und namentlich der französischen Revolution nimmt und worin deutsches Vaterland und unsre Sprache die gefeierten Hauptgegenstände sind, zeichnen sich durch das Feuer des Patriotismus und die neuen schöpferischen Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztere, wie auch durch die gewählte nordische Mythologie wird er freilich mehrern Lesern oft dunkel; aber auch eben dieses größere Publikum wird Klopstock als geistlichen Liederdichter verstehen und dankbar verehren, wenn es sich an die Lieder: Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc. Wenn ich einst von jenem Schlummer ꝛc. die sich besonders durch den von Klopstock sonst verbannten Reim unterscheiden, mit Rührung erinnert. Den größten und schnellsten Ruf erwarb sich aber Klopstock durch seine Epopee, der Messias, deren erste Gesänge gleich bei ihrer Erscheinung durch den erhabenen Prophetenschwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchalischen Idyllenton den glücklichen Nebenbuhler Miltons verkündigten. Wenn der Britte auch als epischer Dichter durch die Charaktere seiner Helden, besonders des Satans und durch Klarheit des epischen Styls den Vorzug verdient, so übertrifft ihn auf der andern Seite Klopstock durch lyrischen Gehalt, musikalischen Wohllaut und den Glanz der Darstellung. Ein einziger Vers von Klopstock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; aber freilich ermüdet dann auch zuweilen der fortgesetzte Hymnenton. Klopstocks Barditen sind mehr dramatisirtes Heldengedicht und lyrisch-theatralische Scenen, als ein Trauerspiel (die Form von letzterm hat mehr sein Tod Adams, wo er Jamben, mit Anapästen vermischt, braucht): die Chöre, von denen auch Gluck mehrere componirt hat, und welche zu des letztern meisterhaftesten Arbeiten gehörten, leider! aber, da sie Gluck mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren sind, sind von höchstem lyrischen Schmuck und athmen den kühnsten Patriotismus und Freiheitssinn.

Er hat den deutschen Charakter idealisirt, wie keiner. Um die Sprache hat Klopstock ein großes grammatisches Verdienst. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, seine Gelehrten-Republik und grammatischen Gespräche klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüssigen Buchstaben wegwarf, so wie überhaupt mehrere Grundsätze seines Styls, nicht Beifall fanden.

Kloska (Gloska) war, nebst seinem Gefährten Horiah, der Anführer einer aufrührerischen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und besonders alle Edelleute, da, wo er sein Wesen trieb, zittern machte. Horiah hatte sich von Joseph II. für den Flecken Brad im zarandischen Kreise das Marktrecht ausgewirkt, und mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es sey ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden. Sie gingen noch weiter: auf einen bestimmten Tag sollten alle Adlige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verschwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde, so glaubte nun die ganze Rotte, zu ihrer eignen Sicherheit nicht länger zögern zu müssen, und fing an, gegen Adel und Geistlichkeit mit unerhörter Grausamkeit zu wüthen, und so verloren über 400 Personen, größtentheils unter den entsetzlichsten Martern, ihr Leben. Nun sandte der Kaiser die geschärftesten Befehle, um die Ruhe wieder herzustellen. Aber die Rebellen leisteten den hartnäckigsten Widerstand und konnten am Ende nur mit der größten Anstrengung zerstreut werden. Die beiden Anführer wurden erst am 3. Jan. 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöster wurden zuerst im 4. Jahrhundert in den Wüsten Oberägyptens gegründet. Antonius, der insgemein der Große genannt wird, sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihren Gottesdienst gemeinschaftlich hielten, wie später die palästinensischen und noch jetzt die abyssinischen Mönche pflegen. Genauer als diese Verbindung, welche man Laura nannte, war die von Pachomius gegen die Mitte des 4. Jahrh. gestiftete. Er baute auf Tabenna, eine Nilinsel in Oberthebais, mehrere Häuser in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche zu drei bis vier in Zellen beisammenwohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate machten zusammen das Cönobium oder Monasterium (daher Münster) aus, wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 bestand die Mönchscolonie auf Tabenna aus 50,000 Individuen. Nicht nur in Aegypten hatte diese Einrichtung so schnellen Fortgang, auch in Palästina, Syrien und Armenien fand sie bald Nachahmung. Die Wüsten und Wälder füllten sich mit Cönobien von verschiedener Größe, selbst in und bei den Städten entstanden solche Institute, in denen wegen der Nähe der Versuchung die Strenge der Clausur, d. h. des Verbots hinauszugehn und mit den Leuten in der Welt zu verkehren, den Mangel der abgeschiedenen Wüsteneien ersetzen sollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verschloßne Oerter, Klöster zu nennen. Das Klosterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andre Gesetze, als die jeder dem Zwecke der andächtigen Einsamkeit gemäß sich selbst gab, einge-

schränkt, erhielt, da seit der Mitte des 4. Jahrh. auch Frauenmünster gestiftet wurden und Menschen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln vom h. Basilius, die eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Disciplin in den Klöstern des Orients herstellten. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh., außer daß der Eintritt ins Kloster für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit und Enthaltsamkeit von allen Weltfreuden überhaupt, und zum Gehorsam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt, noch keine eigentlichen Klostergelübde und solennen Professionen. Erst im 6. Jahrh. brachte sie der h. Benedict von Nursia auf. Seiner strengen und zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem von ihm 529 erbauten Kloster zu Montecassino bei Neapel und nachher in allen Klöstern des Abendlandes als eine gemeinsame Gesetzgebung angenommen wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß diese Häuser nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Missionare gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um die Cultur des Bodens, um die Bekehrung und Civilisation der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich vom 6. bis ins 9. Jahrh. wesentliche Verdienste. Freilich veränderten diese im Zeitalter der Rohheit so gemeinnützigen Institute allmählig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Ansehen wuchs; Müssiggang und Schwelgerei schlich mit allen Lastern der Welt in ihren Mauern ein und ihr Verfall war unvermeidlich, da sie theils durch die bei den fränkischen Königen eingerissene und von andern Fürsten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, unter die Aufsicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen; welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Bischöffen, welche die ursprünglichen Aufseher und Visitatoren der Klöster waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meistens selbst verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zugestandenen Privilegien und Exemtionen sich selbst überlassen wurden. Nur durch die von Carl dem Großen zur bessern Bildung des Clerus gestifteten Klosterschulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Trier, Lyon, Fulda, Osnabrück, Würzburg u. s. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und sie noch durch einige strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nun nach diesem Muster reformiren; andre gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner eben so viele durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist engverbundene Mönchsstaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster nun neues Ansehen und neue Schätze, viele wußten sich die Exemtion von aller, außer der unmittelbaren päpstlichen Gerichtsbarkeit, zu verschaffen und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum noch beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das

die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte überhaupt unsäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein und es kam, da der landesherrliche und bischöffliche Einfluß durch tausend Exemtionen geschwächt war, und gegen den durch die Politik der Päpste geschützten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Aebte an, welcher Geist in ihnen herrschen sollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in den protestantisch gewordenen Staaten von den Fürsten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanstalten, die unter den Namen Klosterschulen, Fürstenschulen u. s. w. noch bestehen, oder in Universitäten und Akademieen verwandelt worden sind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen, wie die Abteien in Niedersachsen und im Würtembergischen, vorbehalten wurden, mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich verringern. In katholischen Ländern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis ins 18. Jahrh., fielen aber doch durch den alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von katholischen Fürsten manche Beschränkung ihrer alten Rechte erdulden, und was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was sie ehedem als Depots literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrlose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philanthropischen Philosophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläßiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen ihre Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müssiggang ihrer Bewohner der Industrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religiosität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Intriguen, deren Greuel sich nicht länger verbergen ließen und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren diese veralteten Institute als Freistätten der Faulheit, der Heuchelei und des geistlichen Despotismus schon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, da Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 1790 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele sowohl die diesem Reiche incorporirten Länder, als auch im 19. Jahrh. unter Napoleons Aegide alle katholische Staaten des Continents, außer Oesterreich und Rußland, folgten. Die Absicht dieser Aufhebung schien indeß noch mehr eine wohlberechnete Finanzspeculation, als ein Werk der Humanität zu seyn. Nur in Preußen wurde leidlich für die vertriebenen Religiosen gesorgt, und, nach Josephs Beispiele, der durch die Secularisationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulwesens zuge-

wendet; wo aber das französische System galt, fielen die Klostergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und die Religiosen sahen sich, weil die ihnen versprochenen Pensionen oft ausblieben, aus einem müssigen Wohlleben in die kümmerlichste Dürftigkeit versetzt. Die neuesten Zeitereignisse haben indeß ihr Schicksal in Italien und Spanien sehr verbessert, und während am Hofe Ferdinands VII. schon von Wiederherstellung der Klöster die Rede ist, wird die bei jenen gewaltthätigen Secularisationen aufgeworfene Frage: ob es nicht gerathner sey, einige dieser reich dotirten Institute als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künstler, als Ruhestätten einer beschaulichen Musse, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den österreichischen Staaten ist zur allmähligen Abschaffung der unnützen Klöster der milde Weg eingeschlagen, sie aussterben, diejenigen aber, welche sich durch die Erziehung der Jugend, besonders der weiblichen, und durch Krankenpflege verdient machen, bestehen zu lassen. (Vergl. d. Art. Mönchswesen, Orden.) E.

Klotz, (Christian Adolph.) Dieser berühmte, gegen das Ende seiner literarischen Laufbahn aber berüchtigte Gelehrte wurde 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz geboren, wo sein Vater Superintendent war. Den ersten Unterricht genoß er von dem berühmten Rector Baumeister in Görlitz, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateinischen Styl verdankte, welcher so viel zu seinem Rufe beitrug. Von Görlitz ging er nach Leipzig, wo er sich schon durch sein lateinisches Gedicht: Mores eruditorum, bekannt machte. Er ging darauf 1760 nach Jena, wo er sich ebenfalls Ruhm erwarb. Im Hörsaale sah man ihn jedoch wenig; desto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente sich ihres Büchervorraths; auch empfahl er sich wenig durch regelmäßige Lebensart. Er geizte sehr nach Ruhm, und strebte nicht nur nach ansehnlichen Lehrstellen, sondern auch nach einem großen Rufe in der gelehrten Welt. Das erste gelang ihm, da er 1762 zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt wurde, und 1764 daselbst eine ordentliche Professur erhielt. Auf dieser Universität lebte er eine Zeitlang sehr zufrieden, und verheirathete sich auch daselbst; er kam hier in genauern Umgang mit Gatterer, Hollmann u. a. vorzüglich mit Selchow, und benutzte auch die vortreffliche Bibliothek daselbst. In der Folge mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch seinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath (späterhin als geheimer Rath) und Lehrer der philosophischen Beredsamkeit nach Halle erhielt. Klotz hat viel geschrieben, und sich vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte, seine Historia nummorum, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztere Werk, das er 1768 herausgab, brachte ihm aber harte Widersprüche zuwege, welche seinen Ruhm sehr schmälerten. Am meisten war er jedoch als Recensent in seinem Wirkungskreise; er arbeitete auch mit an der allgemeinen Deutschen Bibliothek, wo seine Abhandlungen mit E. bezeichnet sind. Weil aber in dieser Zeitschrift vieles nicht nach seinem Willen ging, auch einige Male Einiges an seinen Schriften getadelt wurde, so ging er ab und errichtete eine Gegenpartei gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er suchte zuletzt absichtlich mit berühmten Männern Streitigkeiten zu bekommen, und in seinen Actis litera-

rlis fällte er sehr beißende Urtheile, mit Personalitäten verwebt, wodurch er manches Mannes Ehre und Ruhe kränkte, ob er sich dieß gleich vielleicht selbst nicht einbildete; denn als in der allgemeinen Bibliothek auch ihn angreifende Urtheile gefällt wurden, sagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß eine Recension so wehe thun könnte." Dieses unartige Betragen bereitete aber auch ihm und seinen Anhängern den Sturz. Der scharfsinnigste und witzigste seiner Gegner, der seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing, an den sich Klotz ebenfalls waate. Dieser schickte, wie Herder, welcher sich ebenfalls zu Klotzens Tadlern gesellte, in seinem Aufsatz über Lessing sich ausdruckt, in seinen beiden Bändchen von Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und seine Brut. Es sey mir erlaubt, aus diesen Briefen, welche ein Meisterstück von einer witzigen Streitschrift sind, eine Stelle anzuführen, die sich darauf bezieht, daß Klotz Lessingen, welcher sich nie anders als mit seinem einfachen Namen schrieb, in seinen Recensionen stets mit seinem Magistertitel nannte. „Was kann Herr Klotz, sagt Lessing damit, daß er mich, der ich mich nie so nenne, stets Herr Magister Lessing nennt, anders wollen, als mir den Abstand, der zwischen ihm als geheimen Rath und mir als Magister Statt findet, recht fühlbar machen? Allein ziemt es wohl dem Schmetterling, so verächtlich auf die Raupe herabzublicken, aus der er sich bildete? Denn ich wüßte in der That nicht, aus welcher andern Ursache ihn sein König zum geheimen Rath gemacht habe, als weil er ihn für einen guten Magister gehalten. Auch ist es blos der Magister, mit dem ich es hier zu thun habe; denn wenn Herr Klotz nicht auch Magister wäre, so wüßte ich nicht, was ich mit dem geheimen Rath anfangen sollte; und wehe dem Herrn geheimen Rath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!" Klotz war ein feuriger Kopf, welcher eine Idee, die sich ihm darbot, schnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechischen und lateinischen Sprache hatte er sehr gute Kenntnisse, von neuern Sprachen wußte er so gut als nichts; allein das Lesen der Quellen des Alterthums war ihm zu beschwerlich, und kostete ihn zu viel Zeit. Bei allen seinen eingeschränkten Kenntnissen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, diese Kenntnisse in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er sehr feurig und einnehmend, aber ein veränderlicher Freund; denn er war höchst mißtrauisch. Er starb 1777 am Schlusse seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften und des Zeitungs-Jahrgangs.

Klugheit (in der Moral) machte, nach den alten Philosophen, welche die Tugend nach der Anzahl ihrer Bestandtheile einzutheilen pflegten, den dritten derselben aus. Sie waren folgende: Neigung, Gutes thun zu wollen; Geschicklichkeit, es thun zu können; Fähigkeit, diese Geschicklichkeit zu den besten Endzwecken mit Beharrlichkeit zu gebrauchen; Stärke, das Unternommene auch bei Schwierigkeiten und Gefahren durchzusetzen. Der dritte dieser Bestandtheile gab den Begriff der Klugheit her. Sie ist die durch Uebung erlangte Unterscheidungskraft, durch welche der Mensch den Werth und die Wichtigkeit seiner Zwecke, so wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieselbe ist der Mensch nicht im Stande, übereinstimmend, standhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguson sagt: die Klugheit soll den Menschen lehren, was er für sich selbst, für seine Freunde, für sein Vaterland und für das menschliche Geschlecht wünschen und thun soll. In eingeschränkterer Bedeutung aber bezieht sich die Klugheit insbesondere nur auf diejenigen

pflichten, die des Menschen eignen Zustand betreffen. Diese Pflichten können füglich unter folgende Hauptabtheilungen gebracht werden: Anstand, schickliches Betragen, Bescheidenheit, gute Wirthschaft, Entschlossenheit, und Behutsamkeit. Sie heißt insbesondere Weltklugheit, wenn der Mensch die Geschicklichkeit besitzt, durch den Einfluß auf andere seine Absichten zu befördern. Durch sie richtet der Mensch mehr aus, als durch seine Macht, so wie dasjenige, was wir durch Klugheit erlangen, oft mehr werth, oder vielmehr höher zu achten ist, als was man durch blindes Glück zu erwerben pflegt. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft wird nicht allein nach der Wichtigkeit unserer Zwecke bedingt; denn man kann ja nicht füglich einen Andern an seiner Statt klug seyn lassen, sondern die Tugend selbst gebietet dieselbe, weil die größte Tugend ohne Klugheit verborgen und zwecklos bleibt. Der Weltklugheit, so wie der Klugheit überhaupt, muß jedoch die sittliche Klugheit vorangehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Diese besteht in der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine sittliche Ordnung vorhanden sey, und daß mit derselben alle Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur, nebst der Art und Weise, wie diese selbst und alle übrigen Dinge, auf welche sie Einfluß haben, mit jener verbunden sind, in Beziehung stehen müssen, und daß dazu endlich noch eine Geschicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere diesem höchsten Endzwecke unterzuordnen, erfordert werde. Die Fertigkeit, seine Endzwecke, ohne Hinsicht auf Subordination unter eine sittliche Ordnung, geschickt auszuführen, heißt Verschmitztheit, und wenn es unsittliche Zwecke sind, Arglist. Wer ungeschickte Mittel braucht, um seine Endzwecke zu erreichen, oder wer, nach Kant, solchen Zwecken, die keinen Werth haben, das aufopfert, was einen Werth hat, heißt ein Thor. Derjenige Theil der practischen Philosophie, welcher lehrt, was der Wille des Menschen zu thun habe, um die geschicktesten Mittel zu erwählen, seine eigenen Endzwecke zu erreichen, heißt die Klugheitslehre. So weit die Meinungen der angeführten Schriftsteller über den Begriff Klugheit und über deren practische Ausführung. Wir können diesen Artikel nicht schließen, ohne nicht noch etwas über die sogenannte Weltklugheit hinzuzufügen. Sie wird, wie die Erfahrung lehrt, und wie auch aus der oben angeführten Meinung erhellt, als die nothwendigste Eigenschaft des gesellschaftlichen Lebens anempfohlen und ohne sie kein Glück im bürgerlichen Leben für möglich gehalten. Wenn aber Weltklugheit, nach der bestimmtesten Erörterung dieses Begriffs, einzig und allein in der Fähigkeit besteht, andere Menschen so geschickt als möglich für die Erreichung seiner Endzwecke zu gebrauchen, so geht daraus schon von selbst hervor, daß eine solche Weltklugheit auf eigenen Charakter und auf eigene Meinungen Verzicht leisten und sich stets den Gesinnungen Anderer mit Knechtschaft anschließen müsse. Nun aber läßt sich begreifen, wie eine solche Fertigkeit, nie das eigne Ich, sondern stets eine fremde, künstlich angenommene Gesinnung zu zeigen, nur auf Kosten eigener Charakterfestigkeit, oder gar der Sittlichkeit, erlangt werden könne. Denn es ist unmöglich, zu denken, daß derjenige, der stets Zwecke vor Augen hat und die möglichst vortheilhafte Erreichung derselben beabsichtigt, nicht endlich dahin gelangen müsse, diese Zwecke auf Kosten seiner eignen Hochherzigkeit, (die keinen andern Endzweck kennt, als den, nicht ihre eigene, sondern fremde Endzwecke zu befördern), so wie auf Kosten fremden Wohls zu befördern zu suchen. Und dieß ist denn auch die Geschichte aller sogenannten weltklugen Leute: sie betrachten sich selbst nur als Person, alle übrigen Menschen aber als

Sachen, deren sie sich zu ihren Endzwecken bedienen und sie bei Seite legen, sobald sie ihnen nicht mehr nützlich sind. Und diese Weltklugheit (denn so zeigt sie sich, wenn wir sie nicht halb, sondern, wie wir müssen, in ihrer ganzen, untheilbaren Consequenz betrachten) sollte die vornehmste Tugend des bürgerlichen Lebens seyn? Nein, wir glauben im Gegentheile, sie ist das vornehmste Laster desselben. Denn, man lasse jeden Menschen weltklug seyn, und was würde daraus entstehen? Nichts anders als eine Gesellschaft von wilden, reißenden Thieren, die, ihren gegenseitigen Durst nach Habsucht zu stillen, sich unter einander aufreiben würden. Ist eine solche Behauptung übertrieben? Nein; sie ist logisch und philosophisch in sich selbst und auf unerschütterliche Grundsätze gestützt. Denn wer stets nur an sich selbst und nie an Andere denkt, der muß ein kalter, verächtlicher und selbst gefährlicher Egoist werden. Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten und aller Völker, daß wahrhaft große Männer (wir meinen sittlich- und nicht politisch-große Männer) nie weltklug gewesen sind, also in steter feindseliger Berührung mit der Außenwelt gelebt haben, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eignes. Brauchen wir, um unsere Behauptung zu begründen, aus der alten Geschichte mehrere Beispiele anzuführen, als Sokrates, und aus der neuern Rousseau, welchen letztern die öffentliche Meinung zwar für einen großen, aber für nichts weniger als für einen weltklugen Mann hält. Hätte dieser, bei den hervorragenden Eigenschaften, die ihn auszeichneten, sich zu jener verächtlichen Weltklugheit herablassen wollen, wer hätte glücklicher als er seyn können! Selbst Voltaire, der wahrlich, Trotz seiner Ruhmsucht, ein besserer Mensch gewesen, als man wol glauben dürfte, selbst Voltaire setzte über fremde Zwecke die seinigen in den Hintergrund, und machte sich fast sein ganzes Vaterland zum Feinde. Oder hätte Voltaire vielleicht keine Kraft in sich gehabt, weltklug zu seyn, wenn er gewollt hätte? Ei wohl! doch war er zu sehr Mensch, um weltklug zu seyn. Soll man nun aber niemals weltklug seyn, selbst wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabsichtigt und erreicht werden könnte? Da Weltklugheit, wenn sie consequent in sich selbst vollendet seyn will, durchaus nie mit unschuldiger, freimüthiger Hingebung, sondern stets mit einer künstlichen Verstecktheit seiner wahren Gesinnung gepaart seyn muß; Wahrheit, unbedingte Wahrheit aber das einzige zuverläßige Criterium eines guten, sittlichen Menschen ausmacht: so ergiebt sich daraus, daß selbst ein edler Zweck durch jene lügnerische, verächtliche Weltklugheit nicht erreicht werden müsse. Kant stellt den Begriff der Wahrheit vortrefflich auf, wenn er sagt, daß auch nicht einmal durch Verletzung derselben ein Menschenleben gerettet werden dürfe. Also ist einem wirklich wahren, hochherzigen Gemüthe anzurathen, nie und unter keiner Bedingung weltklug zu seyn, sondern sich stets mit Geradheit und Offenheit zu zeigen, selbst auf die Gefahr hin, von kleinlichen oder boshaften Menschen verkannt und, was daraus stets folgt, auch verfolgt zu werden. Pp.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende heftige Schall. Er wird entweder durch eine starke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verschlossenen Raume bewirkt, aus dem sie sich plötzlich einen Ausweg verschafft, oder auch durch einen plötzlich entstandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft schnell einzudringen sucht. Von den vielen detonnirenden Substanzen explodiren viele bei Entzündung oder Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, das **Knallpulver**, aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. Wein-

steinsalz und 1 Th. Schwefel bestehend; die Knallluft, eine Vermischung von Wasserstoffgas mit atmosphärischer Luft; die Knallkügelchen, dünne mit Weingeist angefüllte Glasblasen; das Knallsilber und Knallgold. Andere hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Th. hyp. oxygenirt salzsaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; noch andere bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Wasserstoffgas, und besonders eine neuerlichst entdeckte Substanz, das oxygenirt salzsaure Salpeterstoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. L.

Knallgold (Platzgold) ist ein Niederschlag des Goldes aus seiner Auflösung in Königswasser mittelst des Ammoniaks. Es hat das Ansehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieser Knall, der bisher noch nicht hat erklärt werden können, wird wahrscheinlich vom Ammoniak hervorgebracht. Die Antiphlogistiker, welche das Knallgold als eine Ammoniak-Goldhalbsäure betrachten, erklären das Phänomen, indem sie sagen, der Wasserstoff des Ammoniaks verbinde sich mit dem Sauerstoffe der Goldhalbsäure, während sich der Stickstoff des Ammoniaks, mit dem Wärmestoffe verbunden, als Stickstoffgas entwickle. Knallkugeln sind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser in ihrer Höhlung versehen. In Feuer oder glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären: das im Innern befindliche Wasser wird durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um sich auszudehnen, die Kugeln zersprengen. Dadurch können zugleich die Elasticität und die bewundrungswürdige Kraft der Dämpfe bewiesen werden. Eine andere Art dieser Kugeln, die von größerm Umfange sind, werden an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, aber aus einem andern Grunde: die äußere Luft dringt nämlich plötzlich in den leeren Raum. Knallpulver ist ein Gemenge, welches, auch ohne eingeschlossen zu seyn und selbst in geringer Quantität, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühenden Kohlen allmählig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem sich Schwefel entzündet. Das Knallpulver besteht aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. getrocknetes Weinsteinsalz und 1 Th. Schwefel. Wahrscheinlich wird durch das allmählige Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein schwefelhaltiges Wasserstoffgas, und aus diesem wiederum mit der aus dem Salpeter entbundenen Lebensluft (Sauerstoffgas) eine Knallluft gebildet. Knallquecksilber wird durch Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure und Niederschlagung dieser Auflösung durch Alkohol in Gestalt eines Pulvers gebildet, welches sich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht so stark knallt, wie Knallgold, aber doch im Stande ist, einen Flintenlauf zu zerstören. Selbst unter der Luftpumpe bei 368 Grad Fahrenheit entzündet es sich; sehr laut blitzt es auf durch einen electrischen Funken, noch lauter durch Reiben, am lautesten aber durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallquecksilber, wenn man 100 Gran Quecksilber in 1 1/2 Kubikzoll Salpetersäure mittelst der Hitze auflöst, die Auflösung kalt in einem Glase auf zwei Kubikzoll wasserfreien Weingeist gießt, bis zum Aufbrausen erhitzt, dann den Niederschlag auf Fließpapier bringt, denselben mit destillirtem Wasser wohl abwäscht und bei einer Wärme des siedenden Wassers trocknet. Knallsilber ist ein schwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpetersäure aufgelöstes Silber mit Kalkwasser niederschlägt, mit destillirtem Wasser

wäscht, mit ätzendem Salmiakgeiste im Sonnenschein so lange digerirt, bis es eine schwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpuncte, Druck und Reibung entzünden das Knallsilber mit einer starken Explosion. Die Ursache des Knallens sowohl dieses, als des Knallquecksilbers, ist dieselbe wie bei dem Knallgolde.

Knappe, s. Schildknappe.

Knechtschaft. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtschaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Mensch, in seiner Persönlichkeit verletzt, nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als eine Sache angesehen und behandelt wird, wo er, mit einem Worte, seiner persönlichen Freiheit entbehrt. Die Modificationen dieses Verhältnisses sind unzählig! Von der Sclaverei des Negers in den westindischen Colonieen der Europäer, bis zu der milden beinah unmerklichen Eigengehörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutschland, selbst noch in neuern Zeiten, bestand, findet bei allen in letzter Instanz Schmälerung der persönlichen Freiheit statt. Zwei Fragen sind es, die bei der Untersuchung, ob Knechtschaft überhaupt zulässig sey, berücksichtigt werden müssen, nämlich: 1) ist sie rechtlich, kann sie überhaupt je rechtlich seyn? und 2) ist sie dem, der sie übt, ist sie dem Berechtigten selbst zuträglich, ist es für ihn vortheilhafter, wenn er über unfreie, als wenn er über freie Menschen zu gebieten hat? Was die erste Frage betrifft, ob Knechtschaft rechtlich sey und überhaupt rechtlich seyn könne, so kann darüber nicht leicht ein Streit entstehen, sobald man bedenkt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person ist, nicht aber eine Sache, kein unvernünftiges Instrument, daß er also von Natur die Rechte seiner Persönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fordern kann. Jede Behandlung eines Menschen, als eine Sache, ist unnatürlich, was aber gegen die Natur streitet, kann nie rechtlich seyn. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene selbst sich oft freiwillig in ein eigengehöriges Verhältniß gesetzt habe, daß er selbst, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft ungern verlassen wolle. That er dieß, so that er es unwissend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit seines Schrittes in seiner Blödsinnigkeit nicht einsah. In einem solchen Falle ist er dem Kinde gleich zu achten, das über sein Vermögen Verträge schließen wollte. Was in keinem gut geordneten Staate in Rücksicht des Vermögens rechtlich ist, das sollte in Rücksicht der Person und der Rechte der Persönlichkeit, des höchsten Gutes, was der Mensch besitzt, rechtlich seyn können? Nimmermehr! Der Mensch, der einen solchen unnatürlichen Vertrag eingehen könnte, ist ein Blödsinniger, der durch die Gesetze gegen die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, geschützt werden muß; aus dieser Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchst unrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die Knechtschaft, gleichviel unter welcher Form, in Schutz nehmen, berufen sich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß sie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß diese durch ihre Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verlust erleiden würden. Es kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Untersuchung an, ob der unfreie Gezwungene eben so viel und so gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeitet, als der freie Freiwillige, und ob der Lohn, der dem Letztern allerdings für seine Arbeit gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältniß steht, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punct wird durch die Vernunft und die Erfahrung von beiden auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Die erstere sagt, daß es gegen die menschliche Natur streite, daß der-

jenige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens weiter durchaus keinen Vortheil zu hoffen habe, so viel beschicken sollte, als der, dessen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, der von seiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm desto mehr auferlegt werde, daß er daher das Interesse habe, so wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengesetzten Triebfedern wirken. Die Furcht ist ein ungleich schwächeres Motiv, als das eigene Interesse; gegen die Strafe selbst wird der unfreie rohe Mensch abgestumpft. Noch ungleich mehr aber muß sich dieser Unterschied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Gezwungene arbeitet jederzeit ungern, wird nie auf die Vervollkommnung seiner Arbeit bedacht seyn. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder schlecht ausfällt, sobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur was ihm aufgegeben ist; selbst auf Verbesserungen zu sinnen, fällt ihm nicht ein; theils ist er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, stumpft seine äußern und innern Sinne ab, theils würde er aber ja auch dadurch selbst nicht den geringsten Vortheil haben. Nicht so der Freie; je vollkommener er arbeitet, desto mehr wird seine Arbeit gesucht werden; jede Vereinfachung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, gereicht ihm zum Vortheile und er allein hat den Gewinn davon zu erwarten. Wann ward auch je eine Arbeit, die etwas mehr als die einfachsten Handgriffe, die irgend Nachdenken erforderte, durch Unfreie vollendet? Aus dem Vorhergegangenen beantwortet sich auch die zweite aufgeworfene Frage beinah schon von selbst, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältniß stehe, die der Unterhalt des Unfreien erfordert; es versteht sich von selbst, daß hier auch zugleich mit in Anschlag gebracht werden muß, daß der Freie erwiesener Maßen mehr und besser arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei seiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthschaften u. s. w. schonen wird, da ja doch Alles seinem Zwingherrn allein gehört, diesen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorglosigkeit, die man an dem Leibeigenen wahrnimmt. Er sorgt nicht für die Zukunft, selbst wenn er es mit leichter Mühe könnte; warum sollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er sich nicht selbst den größten Schaden zufügen will. Alles, was er besitzt, gehört entweder durchaus seinem Herrn, oder sein Besitz ist doch wenigstens schwankend, hängt von den Launen seines Gebieters ab, wie mag man da Sorgsamkeit und Sparsamkeit erwarten? Sich einige viehische Genüsse zu verschaffen, im vorübergehenden Rausche die Zuchtruthe zu vergessen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf sinnt er allein. — Frägt man endlich vollends die Erfahrung, so beweisen die unverwerflichsten Zeugnisse, daß sie durchaus dasjenige bestätige, was schon eine oberflächliche Untersuchung als vollkommen einleuchtend darstellt. Wo das Verhältniß der Eigengehörigkeit oder der Leibeigenschaft, versteht sich in jedem Falle, mit der nie zu vergessenden, höchst nöthigen Vorsicht, aufgehoben wurde, da geschah es jedesmal zum größten Vortheile der Berechtigten und somit zum größten Vortheile des Staats. Cz.

Knees (Knäzi) bedeutet in Rußland eine Person von hohem Adel, oder auch einen Fürsten. Sie können in alte und einheimische, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimischen Knäzi sind Familien, welche von den alten Großfürsten abstammen, z. B. Dolgurucki und Repnin. Die Kneesen Golitzin und Kurakin lei-

ten ihren Ursprung von den alten Großherzögen von Lithauen ab. Die tartarischen Kneesen in Rußland stammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils aber nur von tatarischen Mursen ab. Diese letztern haben mit den russischen Kneesen bei weitem nicht gleichen Rang. Im Allgemeinen kommen die Kneesen in Rußland, welche über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute, mit den regierenden deutschen Fürsten in gar keine Vergleichung.

Kneller (Gottfried), im J. 1648 zu Lübeck geboren, ward, da ihn seine Eltern für den Militairdienst bestimmt hatten, nach Leyden auf die Universität gesandt, um sich daselbst der Mathematik und Festungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entschiedene Neigung für die Malerei zeigte; so ließen ihn seine Eltern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole studiren. In Gesellschaft seines Bruders, Johann Zacharias, der sich der Baukunst gewidmet hatte, begab er sich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetsten Gemälde Titians und Hannibal Caracci's copirte und nebenbei auch den freundschaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Historien-Malerei trieb, sich aber nachher fast einzig der Portrait-Malerei widmete, durch deren Werke er daselbst einen großen Ruhm erhielt. Von Venedig begab er sich 1672 nach Deutschland zurück, wo er zu Hamburg bedeutende Empfehlungen für England erhielt und 1674 sich nach London begab. Gleich seine ersten Portraits, welche er daselbst verfertigte, erregten eine so allgemeine Bewunderung, daß der Herzog von Monmouth, natürlicher Sohn Carls II., der späterhin sein Leben auf dem Schaffotte endigte, sich nicht allein selbst von Kneller malen ließ, sondern auch den König, seinen Vater, zu bewegen suchte, demselben ebenfalls zu sitzen. Da dieser jedoch in derselben Zeit seinem Hofmaler, Peter Lely, das Versprechen gegeben hatte, sich von ihm malen zu lassen, und sein Wort nicht gut zurücknehmen konnte; so befahl er, daß beide Maler ihn zu gleicher Zeit malen sollten. Ungeachtet nun Lely, als der königl. Hofmaler, im Besitz des Rechts war, die Vortheile des Lichts und der Stellung wählen zu können; so vermochte Kneller, ohne sich von den obwaltenden Umständen Furcht einjagen zu lassen, dennoch mit solchem Genie und Feuer zu arbeiten, daß er sein Bild bereits vollendet hatte, als von Lely's Arbeit kaum die erste Anlage gemacht war. Dieser Umstand begründete mit einem Male Kneller's Ruhm: der König ließ sich nicht allein mehrmals von ihm malen, sondern besuchte auch den Künstler mit der, diesem Fürsten eigenen Menschenfreundlichkeit, in seinem Hause in Covent-Garden. Nach Lely's Tode, der im J. 1680 erfolgte, ward Kneller zum königlichen Hofmaler ernannt, welche Stelle er unter vier Königen bekleidete. Im J. 1684 machte er, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reise nach Paris, wo er nicht allein den König, sondern auch die ganze königliche Familie malte. Dort erhielt er auch Nachricht vom Tode Carls II., seines Beschützers. Doch brachte dieß keine Aenderung in Kneller's Lage hervor; denn Jacob II. bestätigte dem Künstler die Gunst, welcher ihn der Bruder gewürdigt hatte. Es verdient angemerkt zu werden, daß Jacob II. sich so eben von Kneller malen ließ, als ihm die Nachricht von der Landung des Prinzen von Oranien in England überbracht wurde. Auch dieser bewieß sich gegen den Künstler sehr gnädig; denn Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte dann, auf Befehl des Königs, eine Reise

nach Brüssel machen, um daselbst den Kurfürsten von Bayern zu malen, wofür er von diesem eine Medaille, nebst goldner Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geschenk erhielt. Als er den König am 9. Nov. 1695 nach Oxford begleitete, ward ihm von der dortigen Universität der Doctortitel ertheilt, eine Ehre, die außer ihm, nur noch Josua Reynolds, der jedoch derselben in jeder Hinsicht würdiger war, erhalten hatte. Kneller schien vom Schicksale ausersehen zu seyn, im Besitze der Gunst der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derselben erfahren zu müssen; denn nicht einmal die politischen Stürme hatten Einfluß auf sein günstiges Schicksal. Obgleich ein eifriger Anhänger derjenigen Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er nichts weniger im steten guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs Jacobs II.; ja, Kneller setzte sogar seinen vorigen Umgang mit denselben fort. Georg I. ernannte ihn am 24. Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafschaft Middlesex, und der deutsche Kaiser Joseph I. machte ihn sogar um eben diese Zeit zum römisch-deutschen Ritter. Aber alle diese Ehrenbezeugungen verschwinden vor dem Lobe, welches ihm die Poesieen Dryden's, Pope's und Addison's sangen, und in welchen er noch fortleben wird, wenn seine Werke schon längst untergegangen seyn werden. Doch beschuldigt man Knellern, daß ihm kein Mittel zu schwer geworden sey, jene Dichter für sich zu stimmen, und ihr Lob auf die unwürdigste Weise zu erschleichen. Ueberhaupt werden die lächerlichsten Dinge von seiner übertriebenen Eitelkeit erzählt, eine Eitelkeit, durch welche er sich unfehlbar den Spott aller seiner Freunde zuziehen mußte. In wie fern folgende Anecdote auf Wahrheit gegründet ist, oder ebenfalls in seiner ungemessenen Ruhmsucht ihren Ursprung hat, wollen wir unerörtert lassen. Einstens tritt ein Freund Kneller's in dessen Arbeitszimmer und findet daselbst ein wunderschönes gemaltes weibliches Portrait, Kneller's Tochter in Lebensgröße vorstellend, welches aber an mehreren Stellen bedeutende Risse hat. Jener Freund kann sich nicht enthalten, das Gemälde nach Würden zu loben, aber auch den Urheber jener Zerstörung zu tadeln. Auf seine Erkundigung darüber, sagte Kneller, jene Risse rührten von einem kleinen Hunde her, der gewohnt sey, auf dem Schooße seiner Tochter zu ruhen und dann, in Abwesenheit derselben, an ihrem Bilde kratze, um von ihr aufgenommen zu werden. — Uebrigens hatte Kneller einen bestimmten Preis für seine Portraits gesetzt, von welchem er nicht abwich: funfzehn Guineen für einen Kopf, zwanzig für einen Kopf mit einer Hand, dreißig für ein Brustbild und sechzig für ein Gemälde in Lebensgröße. Er malte aber nur Kopf und Hände; alles Uebrige mußten andere Künstler verfertigen, welche er dafür ordentlich in seinem Dienste hatte. Was den wahren Werth seiner Portraits betrifft; so behaupten gleichzeitige Schriftsteller, er habe keine Aehnlichkeit ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung sowohl, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, jenen Mangel der Aehnlichkeit vollkommen ersetzt. Uns scheint jedoch, als hätte Kneller, in so fern er Portraitmaler war, dessen erstes Verdienst in der Auffassung der Aehnlichkeit besteht, keinen so ungemeinen Ruf erlangen können, wenn ihm das Colorit, die Aehnlichkeit zu treffen, von der Natur versagt worden wäre. Kneller starb am 19. October 1723 in seinem fünf und siebenzigsten Jahre. Nach seinem Tode ward ihm in der Westminster-Abtei ein Monument errichtet, mit einer übertriebenen lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung

Pope, noch bei Lebzeiten des Künstlers, fünfhundert Pfund empfangen haben soll. Fq.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) ward 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover geboren und daselbst bis in sein vierzehntes Jahr sehr sorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen, da sie sehr kostspielig waren, dieser den Ueberrest seines Vermögens verzehrte und dem Sohne bei seinem Tode, der schon 1766 erfolgte, nebst ansehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769 in seinem siebzehnten Jahre die Universität Göttingen. Auf einer Reise nach Cassel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indessen ward er, ehe seine dortigen vortheilhaften Aussichten sich verwirklichen konnten, durch ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine Stelle in Cassel niederzulegen und auf seine Güter zu gehen. Aber schon 1777 trat er als Kammerherr in die Dienste des Weimarschen Hofes, machte nachher mehrere Geschäftsreisen und privatisirte alsdann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er sodann zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er aber bereits 1796 im vier und vierzigsten Jahre sein ziemlich unruhiges Leben endete. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftsteller, und besonders erhielten seine Romane, durch die leichte, gefällige Erzählung, durch einen Anstrich von Satyre, besonders aber durch eine Art populärer Lebensphilosophie, die stets im Bereich des Haufens lag, den Beifall der Lesewelt. Doch können sie, da in ihnen die subjective Individualität des Verfassers stets vorherrschend bleibt, auf den Namen von rein-objektiven Kunstwerken durchaus keinen Anspruch machen. Indessen zeigt seine Reise nach Braunschweig, die man lange für einen komischen Roman hat gelten lassen, in welcher aber nur einige lustige Situationen vorhanden sind, daß Knigge, wenn er nicht stets in seiner eigenen Persönlichkeit befangen gewesen wäre, allerdings vielleicht zu rein-komischen Producten sich hätte erheben können. Ein großes Glück hat sein Werk über den Umgang mit Menschen gemacht, ein Werk, welches, aus dem beschränkten Standpuncte betrachtet, in welchem es mitten darin liegt, allerdings viel Gutes enthält, das aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweise erhoben werden sollte, das Leben, wie der Detailhändler seine Waare, in einzelnen Quentin auswägen würde. Einen solchen Handel können aber nur wirklich arme Menschen treiben und machen. Daß übrigens Kniggens Laune keine natürliche, sondern nur eine erkünstelte war, daß sein Charakter sich in einiger Befangenheit erhielt, sehen wir auch schon aus seiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, dessen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Diese Verbindung verwickelte ihn in viele widerwärtige Verhältnisse, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den erhobenen Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus, so wie er seinen übrigen Unwillen in der Geschichte der Aufklärung von Abyssinien, in Wärmbrands politischem Glaubensbekenntnisse und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Seinen Antheil an Bahrdt mit der eisernen Stirn hat er hinlänglich von sich abgelehnt.

Seine übrigen Schriften sind: der Roman meines Lebens, Geschichte Peter Clausens und Geschichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (Ritter, eigentlich Knecht) ist die Stufe des niedern Adels in England, welche jedoch vor dem gemeinen Edelmann den Vorrang hat. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterstand vom Könige, dadurch, daß ihnen dieser eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Batchelour hingegen ist persönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder des Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt.

Knittelverse heißen diejenigen Verse, welche sich bloß reimen, übrigens aber weder eine Länge und Kürze der Sylben, noch eine bestimmte Anzahl metrischer Füße, sich zum Gesetze machen. Sie haben den Namen entweder daher, weil die Reime derselben so klingen, als schlüge man mit Knitteln, oder auch von der Unregelmäßigkeit ihrer metrischen Füße, deren Gepolter ebenfalls einem Schlagen mit Knitteln verglichen werden kann. Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wann und von wem diese Art Verse zuerst gebraucht worden ist: so viel ist indessen gewiß, daß sie sehr alt und schon lange vor Martin Götz im Gebrauche gewesen sind. Ihr Alter geht schon aus dem einzigen Umstande hervor, daß die meisten unsrer Sprichwörter, deren größere Anzahl doch ein sehr hohes Alter besitzen, ebenfalls in Knittelversen abgefaßt sind. Da das Gesetz des Reims in den neuern Sprachen das erste Erforderniß bei Ausbildung derselben zur Poesie gewesen ist (denn ein noch ungeübtes Ohr ist am empfänglichsten für den Reim); so scheint mit dem sogenannten Knittelverse auch der erste, ursprüngliche Schritt zur Verskunst gethan zu seyn. Man begann mit dem Reime als dem, dem Gehöre am unentbehrlichsten Erforderniß der Poesie und ließ dann die metrische Eintheilung des Verses späterhin nachfolgen. Es versteht sich von selbst, daß der Knittelvers, als solcher, durchaus auf keine eigentliche poetische Behandlung Anspruch macht, sondern, daß er im Gegentheile sogar die schlichteste, ja selbst die gemeinste Prosa verträgt, ob er gleich deshalb durchaus den eigentlichen poetischen Gedanken nicht von sich ausschließt. Wir besitzen Knittelverse in unserer Poesie, die über viele eigentliche poetische Verse bei weitem den Sieg davon tragen. Uebrigens bedient man sich ihrer bei dramatischen Werken nur in der eigentlichen Posse, so wie, als Dichtungsform, nur zur Darstellung trivialer Gegenstände, in welchen beiden Fällen der niedrigkomische Effect den Hauptzweck der Darstellung ausmacht. Eben um diesen Effect zu erhöhen, ist, wie es scheint, der Reim bei den Knittelversen gerade wirksamer, wie jedes andere Hülfsmittel. Denn da der eigentliche Grundsatz des Komischen einzig und allein in der gänzlich verkehrten Zwecklosigkeit besteht; so scheint der Knittelvers, dem bei seiner übrigen unpoetischen Natur der Reim, als etwas wahrhaft Poetisches, gerade zur höchsten Zweckwidrigkeit, also zur höchsten Komik gericht, zum eigentlichen Niedrigkomischen sehr brauchbar zu seyn. Und diesen Effect erreicht der gute Knittelvers (denn es gibt auch unter den Knittelversen gute und schlechte), besonders in der Posse auch ganz vollkommen. Als Gesetz eines guten Knittelverses kann man folgende zwei Erfordernisse aufstellen: erstlich muß die Gleichheit der Versart mit Sorgfalt vermieden und dahin gesehen werden, daß Jamben, Trochäen, Spondäen und Dactylen stets mit einander abwechseln, weil gerade dieses bunte Gemisch von Versen und die Regellosigkeit derselben zur Wirksamkeit des Komischen ausnehmend beiträgt; zweitens muß man in der

Länge und Kürze der einzelnen Strophen die möglichste Gleichheit beobachten und dahin streben, daß eine Strophe etwa dieselbe Länge bekomme, wie die andere, weil es dem Ohre unangenehm seyn würde, den Reim nicht stets etwa in derselben Zeit zurückkehren zu hören. Auch gilt für den Knittelvers, was für eigentliche poetische Verse, ja sogar für bloße Prosa gilt: die Diction desselben muß so natürlich, ungezwungen und klingend als möglich seyn. Dazu gehört, daß die Wiederkehr desselben Worts, jede Inversion ja überhaupt jeder Anschein von Gewaltthätigkeit, vermieden werde. Pq.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architektonisches Genie und der geschmackvolle Freund Friedrichs II., der dem Könige als Kronprinzen in Rheinsberg den Geschmack der Malerei und Baukunst beibrachte. Er wurde 1697 geboren, trat in königliche preußische Kriegsdienste, und stieg bis zum Hauptmann. Im J. 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Malerei und Baukunst zu widmen, und that eine Reise nach Italien und Frankreich, durch die er seinen Geschmack sehr bildete, und nach deren Beendigung er nach Rheinsberg zu dem Kronprinzen ging. Als der Prinz auf den Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er starb im J. 1753 zu Berlin. Unter so manchen durch seine Direction aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt besonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal seines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritt der Regierung Friedrichs II. ungemein schön angeordnet. Man hat auch gute Bildnisse und Landschaften von ihm. Von diesem Manne, der bei seinem großen Geiste auch Treue und Redlichkeit bis zum Tode bewahrte, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als eine Person malen sollte, so müßte ihm Knobelsdorf dazu sitzen. Friedrich II. schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie Tom. VIII. gedruckt ist.

Knochen (Gebeine) sind die härtesten und festesten Theile des thierischen Körpers. Sie machen die Grundlage solcher Körper aus, die nicht von außen, wie die Körper der meisten Insecten, durch einen festen hornartigen Ueberzug gedeckt sind. An die Knochen schließen sich die weichen festen Theile an und bekommen durch sie Haltung. Sie besitzen unter allen Theilen des Körpers die größte Sprödigkeit, sind völlig undurchsichtig, ohne alle Empfindung, und behalten getrocknet ihre Form bei. Bei ihrem Entstehen sind sie weich und biegsam und dann heißen sie Knorpel. Der ursprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, ist der Knochensaft, welcher aus einer im thierischen Körper befindlichen Haut (die Knorpelhaut), abgesondert wird und dahin strömt, wo nach der Absicht der Natur ein Knochen gebildet werden soll. Zuerst fließt der Knochensaft nach dem Mittelpunkte dieser Stelle (dem Verknöcherungspuncte) und häuft daselbst immer mehr Knochenmaterie zusammen, bis der Knochen seine durch den Knorpel bestimmte Gestalt gewonnen hat. Leidet der Knochen irgend eine Zerstörung; so ersetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochensafts sogleich wieder. Der Knorpel, an welchem sich die Knochensubstanz absetzt, wächst selbst durch den, ihm von den Arterien zugeführten, Stoff. Knorpel bemerkt man schon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden sich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdstrichen bei'm Menschen zwi-

[zwi]schen dem funfzehnten und zwanzigsten Jahre ihre Vollkommenheit er[l]angt. Von hier an bis zum funfzigsten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieselbe Form bleibt. Nach dieser Zeit verschlechtern sie sich, und werden sogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden ersten Klassen sind äusserlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und fester, nach innen zu lockerer. Ihre Substanz ist, die Zähne ausgenommen, fast völlig einerlei und nur die Zusammenfügung oder Verbindung der feinsten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen sind zellig; alle, die Zähne ausgenommen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellstoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern besteht, aber keine Nerven enthält und daher auch unempfindlich ist. Diese Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens, ungefähr so, wie die Rinde der Bäume zur Erhaltung des Holzes derselben nöthig ist. Bei den Knochen, welche inwendig hohl sind, trifft man eine andere Materie, nemlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgesondert wird und dessen wahren Nutzen man noch nicht kennt, die aber wahrscheinlich dazu dienen, die Knochen selbst in einem stets geschmeidigen Zustande zu erhalten. Die Knochensubstanz selbst hat ihre Festigkeit der großen Menge erdiger Theile zu verdanken, die derselben beigemischt sind. Außer diesen erdigen und kalkigen Theilen enthalten die Knochen auch noch eine Menge derjenigen gallertartigen Substanz, welche den Hauptbestand des Fleisches und anderer thierischen Theile ausmacht. Durch anhaltendes starkes Kochen im Wasser, oder durch die Auflösung des erdigen Theils in einer mit vielem Wasser verdünnten Salpetersäure kann man den Knochengallert abscheiden. Die Knochenerde, von andern Substanzen abgesondert, erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen.

Knoten (in der Astronomie) werden die beiden Puncte genannt, [i]n welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelskugel durchschneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik und haben daher gar keine Breite. Die scheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über die Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun [e]iner der Himmelskörper bei seinem Durchgange durch einen der Knoten [i]n die obere Hälfte; so ist dieß der aufsteigende Knoten (Drachenschwanz); tritt er jedoch in die untere Hälfte, so nennt man ihn [d]en niedersteigenden Knoten (Drachenkopf). Alle Knoten [de]r Himmelskörper machen nach und nach eine rückgängige Bewegung, [w]elche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch [a]uf die Länge sehr merklich wird. Davon ist die gegenseitige Anziehung [d]er Körper selbst die Ursache. Bei dem Monde ist der Rückgang so [b]eträchtlich, daß diese binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis [g]ehen. Knotenlinie (in der Astronomie) ist diejenige Linie, welche [d]ie Bahn irgend eines wandernden Himmelskörpers gemeinschaftlich mit [d]er Ekliptik durchschneidet und mitten durch die in beiden Ebenen be[f]indliche Sonne geht. Die Endpuncte dieser Linie sind die Knoten, wo[v]on so eben gesprochen. Da sich nun die Knoten selbst, gegen die Ord[n]ung der Zeichen des Thierkreises, rückgängig um die Sonne bewegen; [s]o muß dieß auch die Knotenlinie thun.

Kobalt (Kobold) ist ein Mineral, welches ein eigenes Geschlecht [a]usmacht, und dessen Erze Kobaltspeise genannt werden. Sie hat

eine eisen- oder stahlgraue, ins Röthliche spielende Farbe. Der Kobalt ist spröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken und zeigt nur im Stande der höchsten Reinheit einen geringen Grad von Ductibilität (Dehnbarkeit). Gewöhnlich ist er mit Arsenik, Nickel und Eisen vermengt. Er soll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, sondern auch selbst anziehend seyn: das Eisen wäre also, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, nicht das einzige des Magnetismus fähige Metall. Im Feuer ist der Kobalt sehr schwer flüssig zu machen, so daß dazu die Hitze des schmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arsenik frei ist, desto schwerer fließt er und desto schwerer läßt er sich verkalken. Ja, er zeigt sich in dem stärksten Grade von Hitze feuerfest. Er löset sich in allen Säuren auf, im Wasser bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbsäuren, aber nicht er selbst, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von seinen Zusätzen geschiedene Erz heißt Kobaltkönig, von dem man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, und ihn deshalb nur in kleinen Massen zu chemischen Versuchen scheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermischt ist, und das Kobaltglas sind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durchs Schmelzen zu einem dunkelblauen, ja schwarzen Glase, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) giebt. Die Anstalten, wo diese Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz, ja, wegen ihrer giftigen Eigenschaften, sogar als schädlich, weg. Die vornehmsten Arten von Kobalterzen sind: Weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (stahlderber Kobalt); Glanzkobalt und schwarzer Erdkobalt.

Kobold ist in der Geistertheorie des gemeinen Haufens dadurch vom Gespenst verschieden, daß dieses, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geist eines vorhin lebendigen menschlichen Wesens ist, der Kobold hingegen eine für sich bestehende, an irgend ein Haus, oder an irgend eine Familie geknüpfte körperlose Erscheinung ausmacht. Ohne den Menschen zu schaden, leisten sie ihnen vielmehr, nach der Meinung des Volks, reichliche Dienste und belustigen nicht selten durch das spaßhafte Beginnen, mit dem sie ihre Lieblinge dann und wann zu necken pflegen. Wer erblickt nicht in diesem Kobolde eine Spielart des sogenannten dienstbaren Geistes (spiritus familiaris), an den schon Sokrates, wenigstens symbolisch glaubte? In den Bergwerken heißen die Kobolde Bergmännchen, und erscheinen daselbst in der Gestalt kleiner Kinder, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. — Kobold (Kob[illegible]t) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. P[illegible]

Kochkunst ward bei den Griechen von den Weibern, beson[illegible] von den Sclavinnen, ausgeübt. Homer beschreibt schon eine Art von Picknick, welches am Tage nach der Hochzeit, welche Menelaus seinen Kindern ausgerichtet hatte, gegeben wurde. Die Gäste gingen in das Haus des Königs, brachten Schaafe und Wein mit, und ihre verschleierten Weiber trugen Gebackenes. Ja, in dem Hause des Menelaus wurde bereits ein Gans gemästet, wie denn auch die Einwohner von Delos zuerst das Mästen der Hühner erfanden. Bei den Römern war die Kochkunst anfangs sehr vernachläßigt und nur ein Geschäft der Leibeigenen: die Abendmahlzeiten bestanden aus drei Gängen. Als jedoch die Römer mit den asiatischen Völkern bekannter wurden, kam auch die Kochkunst in Rom mehr in Aufnahme. Die Pracht der Gast-

mähler stieg bald so hoch, daß man sich genöthigt sah, dieselbe durch Gesetze einzuschränken. Dessenungeachtet nahm der Luxus der Tafeln immer mehr zu; die Römer erfanden ein Lieblingsessen, welches sie das trojanische Schwein nannten. Man ließ nämlich in dem Bauche eines Schweins verschiedene andere Thiere kochen, und der Witz der römischen Köche fand darin eine Aehnlichkeit mit dem trojanischen Pferde. Wider dergleichen Ueppigkeiten ward eilf Jahre vor dem dritten punischen Kriege das sogenannte Fannische Gesetz gegeben, welchem zufolge unter andern auch das Mästen der Hühner verboten wurde. Am höchsten stieg die Verschwendung bei den Gastmählern der Römer, als Lucullus Asien besiegt hatte. Dieser hatte in seinem Pallaste mehrere besondere Speisesäle errichten lassen, welche nach ihrer Rangordnung die Kosten des Gastmahls, welches darin gegeben werden sollte, zu bestimmen pflegten. Ein Abendessen in dem ersten dieser Säle kostete ungefähr 7,000 Thaler nach unserm Gelde. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen und hatte in kurzem 60,000 Sestertien mit dieser Kunst verdient. In dieser Zeit ließ ein Schauspieler auf einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche 10,000 Franken kostete. Sie bestand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekostet hatte. Der Sohn jenes Schauspielers trieb die Verschwendung noch weiter: er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflösete. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunst; unter ihm zeichnete sich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speisen z. B. ein salziges Gericht aus der Leber der Fische, manche Küchengeschirre, und die Kunst, die Schweine mit trockenen Feigen zu mästen, erfand. Ein anderer dieses Namens schrieb sogar ein Kochbuch, welches das älteste ist, das wir besitzen, und erfand die Kunst die Austern frisch zu erhalten. Der Kaiser Vitellius ward einstens von seinem Bruder mit 2,000 auserlesenen Fischen und 7,000 Vögeln bewirthet: Vitellius selbst ließ einmal in einer einzigen Schüssel die Lebern, Lungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen.

Kochsalz (Küchensalz), ein Mittelsalz aus dem salzsauren Geschlechte, heißt nach der neuern Chemie kochsalzgesauerte Soda (muriate de soude). Es hat bekanntlich einen rein salzigen Geschmack, schießt in würflichen Krystallen an, welche an der Luft beständig sind und daselbst weder zerfließen, noch verwittern. Nur unreines Kochsalz nimmt Feuchtigkeiten auf und zerfließt. Im Feuer zerspringen die Kochsalzkrystalle mit lautem Geknister, weil ihr Krystallisationswasser plötzlich ausgedehnt wird und zerfallen zu Pulver, welches glühend wird und hernach zerfließt. Bei einem sehr hohen Grade von Hitze löset sich das Salz im Wärmestoffe auf und geht in Gasgestalt über. In drei bis vier Theilen Wasser löset sich ein Theil davon auf. Die Bestandtheile des Kochsalzes sind Kochsalzsäure, Soda und Wasser. Es findet sich in beträchtlicher Quantität im Thier- und Pflanzenreiche; weit häufiger aber theils in festen Massen in der Erde, theils in Wasser aufgelöset. Das erste natürliche Kochsalz heißt Steinsalz, und wird in Polen, Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Deutschland, England, der Schweiz und andern Ländern bergmännisch gewonnen. Bei Hallein im Salzburgischen und bei Halle in Tyrol giebt es Salzberge. Der bei Cordova in Spanien ist so groß, daß man seine senkrechte Höhe auf 500 Fuß und seinen Umkreis auf eine deutsche Meile schätzt. Das merkwürdige Salzbergwerk zu Wieliczka bei Cracau in Polen scheint unerschöpflich zu seyn, denn es liefert schon seit dem 13ten Jahrhunderte das Steinsalz in ungeheuern Massen. Ueber den Umfang und die übri-

ge Einrichtung desselben verdient in dahin gehörigen Schriften nachgelesen zu werden. Das im Wasser aufgelösete Kochsalz heißt, wenn es an den Ufern des Meers und salziger Landseen gewonnen wird, **Meersalz**; entnimmt man es jedoch den Quellen, die in vielen Ländern, zumal in Deutschland in großer Menge vorhanden sind; so nennt man es **Quellsalz**. Dergleichen Quellen oder Salzbrunnen giebt es vorzüglich zu Halle im Saalkreise, bei Schönebeck im Herzogthume Magdeburg und bei Lüneburg. Das Wasser solcher Quellen (**Sole**) enthält, wenn es sehr reichhaltig ist, in drei bis vier Theilen Wasser einen Theil Salz; die meisten Solen haben jedoch viel weniger. Wenn die Sole über zwei Drittheile Salz enthält, so wird sie durchs Abrauchen in eisernen Pfannen, sonst aber durch sogenannte Gradirhäuser, von dem sie begleitenden Wasser geschieden.

Kohle, eine Substanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, ist durch die neuern Fortschritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Jeder Rückstand, der nach dem Verbrennen thierischer oder vegetabilischer Substanzen zurückbleibt, wird Kohle genannt. Nach der stahlischen Theorie werden in dem Prozeß des Verbrennens die in den thierischen und vegetabilischen Körpern enthaltenen flüchten Theile durch die Wirkung des Feuers zersetzt, worauf sich alsdann Brennstoff (Phlogiston), welcher wegen Mangel an freier Luft nicht verlohren gehen kann, mit dem erdigen Grundstoffe verbindet und mit diesem einen festen, trocknen, schwarzen und zerreibbaren Körper bildet. Das Verbrennen der Kohle setzt in der umgebenden Luft viel Phlogiston ab, weswegen auch der sogenannte Kohlendampf tödtlich werden kann. Ohne den Zutritt der freien Luft verändert das Feuer die Kohle nicht. Nach Lavoisiers Theorie verbindet sich während des Verbrennens der Sauerstoff mit der Kohle und säuert dieselbe. Der vorher mit dem Sauerstoff verbundene Wärmestoff wird dadurch frei, und verbindet sich mit dem benachbarten Körper. Daher entsteht bei dem Verbrennen eines Körpers zu Kohle Licht und Wärme. Die Kohle und der Sauerstoff werden durch einen Theil des Wärmestoffs, den sie aufnehmen und binden, gasförmig und bilden das **kohlengesäuerte Gas**. Dieses Gas, dessen Basis, nach Lavoisier, Kohlenstoff und Sauerstoff ausmacht, ist durchsichtig, elastisch, von säuerlichem Geschmacke, und färbt blaue Pflanzensäfte roth. Natürlich und rein wird es in unterirdischen Höhlen gefunden. Im Wasser löset es sich zu gleichen Theilen auf, und daraus entsteht die **Kohlensäure**, welche etwas schwerer als reines Wasser ist. An der Luft entschlüpft das kohlengesäuerte Gas wieder aus dem Wasser; auch entwickelt es sich aus demselben bei einem höhern Grade der Temperatur. **Kohlenstoff** ist nach der neuen französischen Theorie ein einfacher, sehr häufig in der Natur verbreiteter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle ausmacht. Das Daseyn desselben erweisen die Antiphlogistiker durch die Erklärung des nachstehenden Versuchs. Man bringe eine bestimmte Quantität gepulverter Holzkohlen auf einer kleinen Schale unter eine auf Quecksilber stehende und mit Sauerstoff angefüllte Glocke, zünde dann, vermittelst eines Brennglases den Kohlenstaub unter der Glocke an; so wird er anfangs mit einer hellen Flamme brennen, und es wird sich viel Wärmestoff entwickeln. Allmählich aber werden Licht und Wärme abnehmen, und die Kohle wird verlöschen. Nach geendigtem Versuche wird man finden, daß das Gas unter der Glocke am Umfange ein wenig abgenommen hat, und daß es nunmehr aus reinem Sauerstoffgas in eine Mischung von vier Fünftel fixer Luft und ein Fünftel unverändertem Sauerstoffgas verwandelt worden ist. Die Kohle

at am Gewicht abgenommen, und um eben so viel hat das Gas unter er Glocke daran zugenommen. Kohlenstaub (Kohlen-ulver) entfärbt braune und schwarze Körper und macht sie weiß. Die dunkle Farbe dieser Körper rührt nämlich von dem ihnen beige-mischten Kohlenstoffe her. Vermischt man sie nun mit Kohlenpulver; so ereinigt sich der in ihnen enthaltene Kohlenstoff mit der Kohle, und sie verden entfärbt. Faulem Fleische benimmt das Kohlenpulver seinen vidrigen Geruch. Denn dieses entsteht von dem sich bei der Fäulniß ntwickelnden geschwefelten und gekochten Wasserstoffgas, welches sich nit dem Kohlenpulver verbindet und dieses daher auch schwer macht. Auf gleiche Weise kann man durch das Kohlenpulver auch andern stin-kenden Körpern, faulem Wasser, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, be-onders aber den heimlichen Gemächern den üblen Geruch benehmen. — Kohlenbrennerei ist die Kunst, Holz bei verschlossenem Feuer zum völligen Glühen zu bringen und dann verlöschen zu lassen. Das Alter dieser Kunst erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und sie von dem gewöhnlichen Brennholze unterscheidet. Bei den Rö-mern war diese Kunst sogar geehrt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophrast beschreibt schon das Verkohlen des Holzes, und Plinius ge-denkt schon eines Kohlenmeilers.

Komisch ist einer von den Begriffen, in deren Erklärung bis jetzt ine große Verschiedenheit geherrscht hat. In der That scheint die Auf-fassung des Grundsatzes, auf welchem das Komische begründet ist, nur die Frucht einer gänzlich freien, abstracten Speculation zu seyn. Wir wollen s versuchen, die Erklärung dieses Grundsatzes, so wie er uns nach einem angen und sorgfältigen Studium erschienen ist, mit wenigen Worten zu eben. Wenn wir, wie es durchaus der Natur des Gegenstandes angemes-en ist, komisch durch spaßhaft übersetzen können; so werden wir dadurch chon von selbst der wahren Erklärung des Komischen auf die Spur kom-nen. Spaßhaft ist nemlich dasjenige, was nicht in ernster Absicht, son-dern nur wie auch schon der Ausdruck besagt, des Spaßes wegen, geschieht: das Komische ist also, wie hieraus hervorgeht, dem Ernste, oder dem Tragischen, entgegengesetzt. Wenn der Ernst darin besteht, in den je-desmaligen Handlungen die höchste Zweckmäßigkeit der Mittel und die geziemendste Benutzung der Zeit zu offenbaren; so geht daraus schon von selbst hervor, daß das Komische in der gänzlichen verkehrten Wahl und Anwendung der Mittel und der Zeit zur Erreichung irgend eines Endzwecks seine Begründung haben müsse. Und dieß ist denn auch, unsrer vollkommnen Ueberzeugung zufolge, die einzige wahre und erschöpfende Erklärung des Komischen. Ernst heißt (s. Schauspielerstudien, von G. L. P. Sievers, S. 53) dasjenige, was im Stande ist, auf eine zweckmäßige, nicht widersprechende Art und auf dem rechten We-ge, zu vorgesetztem Ziele zu führen; komisch hingegen dasjenige, was auf die entgegengesetzte Weise geschieht, das heißt, wo gerade die wider-sprechendsten und widersinnigsten Mittel angewandt werden, um zum Endzwecke zu gelangen. Auf diese einfache Weise (denn gewöhnlich lie-gen die schwersten Auflösungen gerade am nächsten) glauben wir, eine Erklärung gegeben zu haben, die bisher auf vielfältige, aber, dünkt uns, nie genügende Weise versucht worden ist. Und diese Erklärung scheint uns gerade darum die richtigste und erschöpfendste zu seyn, weil sie alle Proben, denen man sie unterwirft, vollkommen besteht, und zu allen möglichen Beispielen paßt, die sich darbieten. Von letztern wollen wir, unter vielen, hier nur eins anführen. Hat es nicht bisher die scharf-sinnigsten Untersuchungen veranlaßt, aus welchem Grunde man jedes-

mal zu Lachen geneigt ist, wenn es sich zuträgt, daß ein Vorübergehender fällt? Nach unsrer oben gegebenen Erklärung dürfte es sich damit folgendermaßen verhalten. Derjenige, welcher über die Straße geht, will sich natürlich an irgend einen Ort begeben, um daselbst irgend ein Geschäft zu verrichten: denn sonst wäre er natürlich zu Hause geblieben. Indem er nun dahin zu gehen im Begriffe ist, fällt er, das heißt, er thut gerade das Zweckwidrigste, was er in seiner Lage thun könnte, in so fern er nämlich durch das Fallen am Gehen und Fortkommen durchaus verhindert wird. Die absolute Zweckwidrigkeit also, welche daraus entsteht, ist es gerade, welche uns so verkehrt erscheint, daß wir darüber lachen müssen, und wir müssen gerade um so mehr darüber lachen, je mehr derjenige, der fällt, Eile zu haben scheint. Das aber, was Lachen erregt, oder das Lächerliche, ist eben das Komische. Was erscheint uns ferner komischer, als wenn jemand, der sich auf einen Stuhl zu setzen glaubt, sich oft recht langsam und würdevoll auf die Erde setzt? Ist etwas Widersprechenderes zu denken, und thut jemand etwas, was seinem Endzwecke absoluter widerspräche, als wenn er sich, statt auf den Stuhl, auf die Erde setzt? Eben aus diesem Grunde erscheint uns auch ein solches Ereigniß so sehr lächerlich. Selbst das moralische Gefühl im Menschen, welches gebietet, sich nicht über das Unglück seines Nebenmenschen zu freuen, wird hier von dem Hange, nur den reinen Endzweck, entblößt von jeder persönlichen Rücksicht (das Rein-Formelle), im Augenmerke zu haben, besiegt und hintenangesetzt. Denn ob es uns gleich aus hundertfältiger Erfahrung bekannt ist, daß der Mensch in jenen beiden angegebenen Fällen sich oft sehr gefährlich verletzen kann; so wirkt dennoch unser Verstand, der sich von der Zweckwidrigkeit jener Handlungen gewissermaßen beleidigt fühlt, und sich daher des Spottes über dieselbe nicht zu erwehren vermag, kräftiger in uns, als das moralische Gesetz, mit dem Unglücke unsrer Nebenmenschen Mitleid zu haben. S. Burlesk. — Pq.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, eine königliche Freistadt in der Gespannschaft gleiches Namens in Niederungarn, im äußersten Winkel der Insel Schütt, am Zusammenflusse der Waag und Donau. Natur und Kunst machen sie beinahe unüberwindlich. Die Stadt enthält 5000, und die ganze Gespannschaft 70,000 Einwohner, welche, bis auf wenige deutsche und dänische Slaven, lauter Ungarn sind. Es befindet sich hier eine fliegende Brücke.

König heißt in der Sprache der Mineralogie das aus den Erzen gewonnene reine Metall und Halbmetall. Man glaubt, daß dieser Ausdruck von den Alchymisten herrühre, welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle, zu finden wähnten. So sagt man auch Kobaltkönig (s. d. Art.).

König — Römischer König — König von Rom. Nächst dem kaiserlichen Titel, wird in Europa der königliche als der vornehmste geachtet. Den Königen gebührt, so wie den Kaisern, ausschließlich der Titel Majestät, auch sind noch verschiedene andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte, an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besaßen und besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; so besaß sie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, so die Schweiz und die Großherzoge, wenigstens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche, hat durch die, seit der franzö-

ischen Revolution erfolgten Umwälzungen, mannichfaltige Veränderun-
en erlitten. Vor der französischen Revolution gaben folgende Länder
hren Regenten den königlichen Titel: Deutschland, Frankreich, Spa-
nien, Portugal, Neapel und Sicilien oder beider Sicilien, Sardinien,
Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Polen, England,
Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem
Ausbruche der französischen Revolution verschwand zuerst Frankreich,
bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden,
seitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich stand, mehrere neue
Königreiche geschaffen, von denen jedoch einige nur eine sehr ephemere
Existenz erhielten. So entstand zuerst ein Königreich Hetrurien aus
dem vormaligen Großherzogthume Toskana, so bald darauf ein neues
Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche
Würde fortdauernd behauptete, so bildete sich ein Königreich Italien,
ein Königreich Holland und mit dem Anfange des Jahres 1806 die
Königreiche Bayern und Würtemberg, worauf im J. 1807 die König-
reiche Sachsen und Westphalen folgten. Hetrurien und Holland wur-
den jedoch bald durch Frankreich selbst, Westphalen in unsern Tagen,
durch die Befreiung Deutschlands von fränkischer Oberherrschaft,
vernichtet. Allein auch mit den königlichen Familien ereigneten sich
manche Veränderungen. In Neapel ward ein Bruder, bald darauf
ein Schwager Bonaparte's zum Könige ernannt, ein andrer Bruder in
Holland, ein dritter in Westphalen und der anfängliche König von Nea-
pel, bald darauf an die Stelle der, durch List und Gewalt dethronisir-
ten königlich-spanischen Familie, zum Könige von Spanien bestellt (nur
erst die neuesten Ereignisse zwangen diesen Scheinkönig, auf Befehl seines
Bruders die usurpirte Krone niederzulegen); die königliche Familie von
Portugal ward zur Entfernung nach Brasilien gezwungen. Noch nie
hatte Europa vorher eine ähnliche Wandelbarkeit der königlichen Wür-
den und Geschlechter gesehen. Nach dem großen Umschwunge der Er-
eignisse im J. 1814 sah man wieder neue Königreiche entstehen. Das
Haus Oranien erhielt Holland und Belgien im erblichen Besitze, mit
dem königlichen Titel. Der Kaiser von Rußland gründete ein neues
Königreich in Polen; der Kaiser von Oesterreich vereinigte unter dem-
selben Titel seine italienischen Staaten, und ertheilte ihn später auch
seinen Provinzen im Norden des adriatischen Meers; der König von
England aber nannte sich nun auch König von Hannover. Dagegen
sah man eine der neu entstandenen königlichen Dynastieen, die einzige,
die im Sturme sich noch erhalten hatte, auch vollends untergehen, in-
dem der König Joachim von Neapel in einem unglücklichen Kriege
(1815) Reich und Krone, und bald darauf auch das Leben verlor. Es
bestehen also in Europa noch folgende Königreiche: Portugal, Spa-
nien, Frankreich, beide Sicilien, Sardinien, das lombardisch-venetiani-
sche Königreich, Illyrien, Ungarn, Böhmen, Gallicien und Lodomirien,
die Niederlande, Preußen, Polen, England, Schottland, Irland, Schwe-
den und Norwegen, Dänemark, Bayern, Würtemberg, Sachsen und
Hannover. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich
regierenden Königen, oder doch solchen, welche es gewesen waren, er-
theilt, dagegen aber ward er, seitdem Bonaparte den Kaisertitel ange-
nommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch
nie der Fall gewesen war. Dieser neue König von Rom ist jedoch kei-
nesweges mit dem römischen Könige zu verwechseln. Der Titel eines
römischen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutschen Staatsrechte,
den noch bei Lebzeiten des römischen Kaisers von den Kurfürsten er-
wählten Nachfolger desselben, der jedoch als solcher durchaus keinen An-

theil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen sollte, nach der Einverleibung Roms mit dem französischen Reiche, vermöge eines Senatusconsults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteste Prinz des Kaisers von Frankreich führen. Mit dem Sturze der napoleonschen Herrschaft ist auch dieser Titel in dem europäischen Staatsrechte erloschen. Cz.

Königsberg, Hauptstadt im Königreiche Preußen, und zweite Residenzstadt der preußischen Monarchie, eine berühmte Handelsstadt, ehemals zum hanseatischen Bunde gehörig, liegt am Einflusse des Pregel, über welchen hier sieben Brücken gehen, in das frische Haff, und hat, die dreizehn Vorstädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreise, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeschlossen sind. Im Jahr 1782 enthielt die Stadt 4,508 Häuser und 55,086 Einwohner, deren aber 1802 nur noch 49,996 gezählt wurden. Das dortige Schloß ist prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, den Sitz der hohen Landescollegien von Ostpreußen, des Staatsministeriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Der vornehmste Theil der Stadt heißt Kneiphof: dieser liegt auf einer Insel im Pregel und ist auf Pfählen erbaut. In dem sehenswürdigen Dome ist die Orgel zu merken, die 5,000 Pfeiler hat und 1721 vollendet worden ist. Die dortige Universität, welche 1544 gestiftet ist, hat 18 Professoren, ungefähr 300 Studenten und eine aus 7,500 Bänden bestehende Bibliothek. Außer dieser giebt es daselbst die königliche, die Raths-, die brareinische und die wallenrodische Bibliothek, welche bei weitem wichtiger sind, wie die erstere. Außer der Universität befinden sich daselbst noch viele, zum Theile vortreffliche Schulanstalten, unter denen das Collegium Fridericianum die wichtigste ist. Die Festung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholische Kirche ist 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, kann doch, wegen einiger sich darin befindlichen seichten Stellen, kein großes beladenes Seeschiff auf demselben zur Stadt kommen. Die Schiffe müssen also in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Der Handel hat seit zwanzig Jahren beträchtlich abgenommen. Die französische Colonie, welche allein vom Soldatenstande befreit ist, bestand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenschaft ist zahlreich und die Garnison besteht aus 7,000 Mann.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von) zuletzt Probstin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, ward um das Jahr 1678 geboren und stammt aus einer der ältesten adligen Familien der Mark Brandenburg her. Sie ist sowohl wegen der geistigen und körperlichen Reize, mit welchen sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet war, als auch wegen der politischen Verhältnisse, in welchen sie lebte, um so eher als eine der berühmtesten und ausgezeichnetsten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts anzuführen, als ihr noch überdem das Glück werden sollte, einem der größten Helden seiner Zeit, dem berühmten Marschall von Sachsen, das Daseyn zu geben. Kaum war sie 18 Jahr alt, und schon redete und schrieb sie, meistens mit Reinheit und Eleganz, die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische Sprache, verstand Latein, las die alten classischen Schriftsteller, besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse und war Dichterin

in der französischen und italienischen Sprache. Voltaire urtheilt von ihr, bei Gelegenheit eines ihrer französischen Gedichte, man könne glauben, die Verfasserin sey zu Versailles geboren. Auch war sie Tonkünstlerin, sang vortrefflich, spielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für diese Instrumente. Ueberdem malte sie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden sind. Mit diesen mannigfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam sie, in Begleitung ihrer beiden Schwestern, im J. 1694 nach Dresden, um daselbst in einer Erbschaftsangelegenheit, welche sie in Hamburg hatte, die Verwendung des Kurfürsten zu suchen, der, vermöge seiner Verbindung mit dem Hofe zu Wien, auf den parteiischen hamburger Magistrat einzuwirken vermochte. Der Kurfürst sah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und wandte alle Künste der Verführung an, um die junge Königsmark sich günstig zu machen. Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang ihm sein Vorhaben, und Aurora erschien öffentlich als die Maitresse des Kurfürsten. Sie schenkte ihm darauf einen Sohn, den der Vater Moritz nannte, man sagt, zum Andenken der Moritzburg, auf welcher der Kurfürst den Besitz seiner Geliebten und der Sohn Daseyn erhalten hatte. Dieser Moritz hat sich hernach, unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, zu einem der ersten Helden Europa's emporgeschwungen. Bald aber erlosch die Leidenschaft des Kurfürsten für die Gräfin und machte der Liebe zu einem andern Gegenstande Platz. Die Gräfin ertrug ihr Schicksal mit Würde und flößte selbst noch als verstoßene Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, sondern auch dem Hofe und dem Publicum, Achtung und Ehrerbietung ein. So geschah es, daß sie mit dem Kurfürsten in dem innigsten Freundschaftsverhältnisse blieb, nachdem sie schon längst aufgehört hatte, seine Geliebte zu seyn. Auf sein Verwenden ward sie vom wiener Hofe zur Probstin des Stifts Quedlinburg erhoben und daselbst am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie sehr sie sich die Achtung und Freundschaft des Kurfürsten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß dessen Begriffe von ihrer Klugheit und Einsicht seyn mußten, erhellt daraus, daß er sie 1702 zu Carl XII. sandte, um mit diesem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Als dieser jedoch in bestimmten Ausdrücken erklärt hatte, daß er sie nicht sehen wolle, mußte die Gräfin unverrichteter Sache wieder zurückreisen. In ihren Verhältnissen, als Stiftsdame, lebte sie in ewigen Streitigkeiten mit den übrigen Damen, welchen theils die glänzendere Lage der Gräfin, theils auch der Schutz, dessen diese bei dem Könige von Polen, und durch ihn am kaiserlichen Hofe, genoß, einen unversöhnlichen Neid gegen die Gräfin eingeflößt hatten. Für diese Unannehmlichkeiten ward sie einigermaßen entschädigt durch die Achtung und Huldigung zahlreicher Fremden, welche von allen Seiten kamen, die Gräfin kennen zu lernen, und unter welchen sich die ersten Personen Europa's befanden. Der merkwürdigste und ehrenvollste Besuch war unstreitig der, welchen sie 1711 von Peter I. erhielt, welcher nebst den Herzogen von Braunschweig, Rudolph August und Anton Ulrich, die sich ebenfalls mit der ganzen herzoglichen Familie daselbst eingefunden hatten, drei Tage zu Quedlinburg verweilte. Bei dieser Gelegenheit soll die Gräfin, im Namen des Königs von Polen, mit dem Czaar Unterhandlungen angeknüpft haben, welche auf die bekannten Verhältnisse der damaligen Zeit Beziehung

hatten. Ohne uns weiter über die Ereignisse ihres Lebens verbreiten zu können, eilen wir zu dem Augenblicke, wo diese merkwürdige Frau, früher als es ihr von der Natur bestimmt zu seyn schien, durch einen unglücklichen Zufall ein Raub des Todes werden sollte. Sie hatte sich, wie man erzählt, beim Ankleiden mit einer Nadel am Unterleibe verletzt, und darauf nicht weiter geachtet. Diese Verwundung ging in Entzündung, und bald darauf in den kalten Brand über, an welchem sie den 18. Februar 1728 in ihrem fünfzigsten Jahre starb. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreste von den Reizen der Gräfin erkennen soll, ward in der fürstlichen Gruft zu Quedlinburg beigesetzt.

Königstein, eine berühmte und unüberwindliche Bergfestung im meißner Kreise, nebst einem Städtchen gleiches Namens, an der Elbe, auf der böhmischen Grenze, gehört zum Königreiche Sachsen. Der Berg, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung selbst hat 1589 unter dem Kurfürsten Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat nur einen einzigen sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beschossen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, hinlänglicher Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich versorgen zu können. Außerdem hat sie noch einen 900 Ellen tiefen gangbaren Brunnen, und kann sowohl das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen bestreichen. Sie hat gewöhnlich nahe an 600 Bewohner, wovon meistens 400 zum Militär gehören, und sämmtliche Handwerke zu treiben im Stande sind. Unter ihre vornehmsten Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das sogenannte Pagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), das große Weinfaß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberstehende, gleichfalls beträchtlich hohe Berg, der Lilienstein. In der sogenannten Georgenburg auf derselben werden die Staatsgefangenen verwahrt.

Konstanz, s. Costnitz.

Kopf (physisch) derjenige Theil des thierischen und menschlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn in sich enthält, und die Entwickelung der vorzüglichsten Sinne und Sinneswerkzeuge an sich hat. Aus dieser Erklärung schon sieht man, daß, wenn ja unter den organischen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er physisch beim Menschen einnimmt, die oberste, mit Recht behaupten kann, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweisen. Der Kopf des Menschen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und beweist nebst mehreren andern den Vorzug des Menschen in Ansehung der äußern Bildung. Der Mensch trägt den Kopf aufwärts, und schaut gen Himmel, bei den Thieren steht er horizontal, oder gar unterwärts: der vordere Theil bildet das Gesicht glatt herunter, mit vollkommen und schön ausgebildeten Theilen, bei den Thieren sind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorstehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menschen ist mit Haaren bewachsen, der vordere und die beiden Seitentheile sind größtentheils glatt und symmetrisch geordnet, und mit den Werkzeugen der vier Sinne versehen. Das Knochengebäude des Kopfes besteht aus acht

einzelnen Knochen, die aber so fest in einander gefügt sind, daß sie alle aus einem Stück zu seyn scheinen, und den Schädel ausmachen (s. Schädel). Das Gesicht selbst besteht wieder aus mehrern andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung stehen. Die ganze Kopflänge wiederholt sich in der Regel sechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes ist mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich ist. Unter derselben ist noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen selbst haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes ist vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieses hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um sich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirn selbst zunächst liegende, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, das auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut bekommt. Daher ist der Kopf auch bei vermehrtem Zuströmen des Blutes verschiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopfe vorzüglich erscheinen. Unter diesen sind die Kopfschmerzen die gewöhnlichsten, weil beinahe jede Kopfkrankheit sich durch Schmerz besonders bemerklich macht, daher aber auch die Kopfschmerzen selbst von verschiedenen Ursachen herrühren, und ein Symptom mannigfaltiger Krankheiten seyn können. So können von Rheumatismus, einer Art von Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über dem Knochen, selbst von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfschmerzen entstehen, welche sehr heftig und hartnäckig sind; ferner können sie von zu starkem Zuströmen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entstehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anstrengung des Kopfes durch Geistesarbeiten, oder von zu starken, das Gehirn zu sehr reizenden Ausdünstungen und Gerüchen. Nervenschwache Personen beiderlei Geschlechts sind besonders Kopfschmerzen unterworfen, noch mehr wenn sie vollblütig sind. Jede geringe Blutwallung versetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zustand. Man hat sonst, wie alle Schmerzen, auch diese mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfstillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfschmerzen. Da die Kopfschmerzen so verschiedenen Ursprung haben können, ist es besser, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als auf's Ungefähr verschiedene Mittel zu brauchen, die oft mehr schaden, als helfen. Indessen sind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronensaft in Wasser mit Zucker, Weinsteinsäure mit Zucker; ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaster, noch am meisten zu empfehlen. Hypochondrische und hysterische Personen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber sehr empfindlich ist (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meistens von Rheumatismus herrührt. Man sollte bei Kopfschmerzen mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. H.

Koppelwirthschaft oder **Schlagwirthschaft** ist dasjenige Ackersystem, bei welchem die gesammte Feldmark in viele Theile getheilt ist, wovon nach einem bestimmten Umlaufe die **kleinere Hälfte** so viele Jahre, als ihrer Theile sind, nach einander mit Getraide bebauet, die **größere Hälfte** aber eben so viele Jahre, als ihrer

Theile sind, nach einander zur Viehhuthung bestimmt ist, und deswegen zuerst einmal mit Futterkräutern besäet, sonst aber nachher dem natürlichen Graswuchse überlassen, oder auch hier und dort zum Theil als reine Braache behandelt wird. Man nennt diese Felder **Koppeln**, wenn sie weniger als 75 berliner, oder 35 dresdener Scheffel, und **Schläge**, sobald sie mehr Aussaat bedürfen. Noch kleinere Abtheilungen heißen **Lücken**, und die zunächst an den Wohnungen liegenden, **Toften**. Bei der Koppelwirthschaft, wie sie in Holstein und Mecklenburg Statt findet, hat man theils 5, theils 7, theils 9, theils 11, theils 13, theils 15 gleich große Koppeln, und bestellt die zum Getraidebau bestimmten mit Waizen, Roggen, Erbsen, Gerste, Hafer und auch Buchwaizen, und nur in Holstein sind die Koppeln mit lebendigen Hecken, oder todten Einfriedigungen umgeben, in Mecklenburg nie; höchstens umzäunt man hier die **Nacht-** und **Nebenkoppeln** mit Latten, Stangen und Weidenästen. Sie paßt nur eigentlich für nicht sehr bevölkerte Staaten, so lange in denselben nur höchstens 1000—1200 Seelen auf einer Quadratmeile leben, weil ihr Hauptwirthschaftszweig die Viehzucht ist. In dieser Rücksicht hat die Koppelwirthschaft zwar einige Vorzüge vor andern Ackersystemen, z. B. nämlich: 1) sie bedarf für ihren zum Ackerbau bestimmten Flächenraum das geringste Betriebscapital, und ist für den Eigenthümer sehr bequem; 2) sie kann größtentheils das Getraide wohlfeiler, als bei andern Ackersystemen erzeugen. Allein sie bildet das Eigenthum theils zu großen Massen, die sich nachher nicht leicht trennen lassen, theils nur in wenige Hände größerer Grundeigenthümer, größerer Pächter und armer Tagelöhner, die im eigentlichen Sinne kein Vaterland, und mithin auch keine wahre Vaterlandsliebe haben. Sie hängt in Ansehung ihres Wohlstandes immer vom Auslande und von ganz fremden Ereignissen ab. Eben so begünstigt sie die Bevölkerung nur wenig, und wird dadurch natürlicher Weise dem Entstehen und Gedeihen der Manufacturen und Fabriken hinderlich. Mithin kann dieselbe keinem Staate im Ernste zur Nachahmung empfohlen werden. X.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig sind, und Löcher oder Zellen bilden. Es giebt **Röhrenkorallen**, **Sternkorallen**, **Punctkorallen**, **Gliederkorallen**, **Hornkorallen** u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden sie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächse sind es nicht, sondern Gehäuse, worin lebendige Thiere wohnen. Diese aber sind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, sondern sie entstehen ungefähr wie die Muscheln und Schneckenschaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und sich daher, beim schnellen Wachsthume und bei der starken Vermehrung dieser sonderbaren Geschöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derselben erklären läßt. Wie schnell sich Korallen irgendwo anhäufen, sieht man aus manchem Schiffswrack in Westindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt ist, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkanische Inseln in der Südsee und in Westindien, z. B. Barbados, sind ganz mit einer Rinde überzogen. An manchen Küsten der Südländer und einiger Südseeinseln ragen ungeheure Korallenstämme aus einer erstaunlichen Tiefe vom Grunde des Meeres empor. — Die **künstlichen Korallen** werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) ist die Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieser Baum unterscheidet sich, dem äußern Ansehn nach, fast gar nicht von der immer grünen Eiche; nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. In dem Wuchse, ja in den Blättern, die ebenfalls immer grün bleiben, bemerkt man keinen Unterschied. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er jedoch nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer, wie unsere Eicheln, und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist die Rinde, welche, wie schon oben gesagt, den Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man die Rinde, wenn er im Wachsthume nicht gestört werden soll, nur alle sieben bis acht Jahre abschälen; im höhern Alter kann man dies ohne Schaden alle vier Jahre thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch stets sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpseln und zu Sohlen dient der Kork auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Aus verbranntem Kork wird eine feine schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. Korkbildnerei, s. Felloplastik (besser Phelloplastik).

Körner (Theodor), ein deutscher Tyrtäus, der durch das Andenken des heiligen Krieges (1813) ewig gefeiert ist, war aus einer angesehenen und kunstliebenden Familie in Dresden den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, der patriotische Appellationsrath Körner daselbst, als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaft und Aesthetik (er ist Verf. der ästhetischen Ansichten, Leipzig, 1808) vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde, und sah sie oft in seinem Hause. Sein Großvater von väterlicher Seite war der ehemalige Superintendent Körner in Leipzig, von mütterlicher, der Kupferstecher Stock, ebenfalls daselbst. Die als Pastellmalerin berühmte Demois. Stock (deren mit der Mutter von Körner im zweiten Theile des Lebens von Göthe gedacht wird) war seine Tante. Der in seinen besten Hoffnungen gestorbene Prof. Dippoldt in Danzig, und der Conrector Küttner an der Freischule in Dresden, waren seine Lehrer. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie; von ersterem insbesondere wurde er in das Heiligthum der Geschichte eingeführt, aus deren Quelle er Stoff für seine poetischen Versuche schöpfte. Dabei war ihm sein würdiger Vater der beste Freund und Lehrer. Er besuchte zuerst die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus seinen Gedichten sieht, viel Interesse für den Bergbau. Auf seinen Reisen ging er auch späterhin oft als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinstrumente bei sich, sammelte oft mit Lebensgefahr Steine auf Felsenklippen u. s. w. Im J. 1810 bezog er die Universität Leipzig. Hier lernte ihn der Verfasser dieses Artikels kennen, welcher die weitere Beschreibung Körners aus einem von ihm früher in den deutschen Blättern (Nro. 43.) mitgetheilten Aufsatze entlehnen will. Sein Aeußeres war nicht gerade einnehmend, aber ein fester Körper, munteres Gesicht, und ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge, zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein

deutscher gerader Sinn, ungemessen in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang: um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Rohheiten annahm, und sich in den bizarrsten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umganges durch eine früher erlangte Cultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meistens zu stark ausgesprochene Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification mitzutheilen liebte. Dabei widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse *), seinem eigenen Aeußern auf seltsame Art: sey es nun, daß er auch hier jugendlich renomirte, und in seinem Betragen für nachlässiger gelten wollte, als er eigentlich war, sey es, daß er die Beispiele großer Künstler und Virtuosen, die er im väterlichen Hause zu sehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinsicht der äußeren Seiten und ihrer vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienste oft auf gleiche Weise zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen strebte. So gährend sein Leben damals war, so gefiel er sich doch stets in den zarten Fesseln der Frauenzucht. In Löbigau, einem reizenden Landsitze der Herzogin von Curland, die seine Pathin war, lebte er mehrere glückliche Wochen, und schrieb täglich eine Art poetischer Zeitung. So anmaßend und so vernichtend oft seine Aussprüche über Literatur und Kunstproducte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung: ja, wo er nur einem Kunstfreunde begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf. In den meisten seiner damals bekannt gewordenen Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente schnell und leicht in gebildeten Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge, statt des poetischen Geistes. Eine Erinnerung deshalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen, da er in jenen glänzenden, doch unstäten Jünglingsträumen und poetischen Bildern, noch selbst zu sehr versunken war, theils dem ungebundenen frohen Umgange seiner Freunde nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich des tiefern Studiums seiner Kunst entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dies nicht sehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, damit er sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Studium entscheide, und dadurch seine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt. Seine akademischen Verbindungen rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre schwerer entgeht: so daß er bald genöthigt wurde, die Universität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höheren durch wüstes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerem Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Her-

*) Man vergl. Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göschen 1810.

umtreiben ganz verlieren, denn auch die Poesie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit gewonnen. Aus Wien hörte man nach einiger Zeit mit rauschendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er schnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfehlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino und die Braut. Von andern, z. B. Toni (s. d. Art. Kleist) und Zriny (seine dramatischen Beiträge sind Wien 1814, 8. in zwei Bänden, und sein poetischer Nachlaß, in welchem Zriny und Rosamunde stehen, Leipzig, 1814, erschienen) glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatischen Pathos mit Kotzebues gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, so sehr gemischten Publikum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit neue Producte für seine Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen, und in den weiten Umkreis der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charakter schafft; alles dieses schien für seinen Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Gefährlicher noch schienen die starken Räucherungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talente durch widrige Schmeichelei gewöhnlich gespendet zu werden pflegen, um so mehr, je jugendlicher Körner, und je freier er selbst von aller Verstellungskunst war. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem vieles Aufsehen erregenden dramatischen Werke Körners, nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatralischen Kothurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunst auffliegen sehen. Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale aufregen. Ob also gleich diese Periode die glänzendste in dem äußern Leben zu seyn schien, so konnte doch der in sich selbst noch schwankende, nach außen vielfach getriebene Geist in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in dem er selbst noch nicht einheimisch geworden. Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publikums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die sich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch zu ihm der Ruf; und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerdte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und am Manne verabscheute, das sprachen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch

beseelte. Kurz er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutschen Schaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poesie sich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, den er selbst erlebte, strebte hoch zum männlichen Liede an. Die besten, kräftigsten, wahrsten und tiefsinnigsten seiner Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tief ergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingsgesang anstimmte *). Aber eben so eifrig lernte er die Signale der Hörner, und besorgte den Kriegsdienst. Früher hatte er sich zu den lützowschen Büchsenjägern gesellt, und überall mit hohem Muthe gekämpft. Fast wäre es französischem Verrath gelungen, ihn bei der berüchtigten Affaire bei Kitzen während des Waffenstillstandes zu fangen (damals dichtete er, als er verwundet im Gehölze lag, das bekannte Sterbe-Sonett); er wurde aber durch menschenfreundliche Hülfe eines Bauers aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, unter Mitwirkung deutschgesinnter Herzen, noch während des Waffenstillstandes über Töplitz zu seinem Corps zurück, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Aber er begab sich jetzt als Lieutenant zu dem Corps der Reiter, ob er gleich leider in der fertigen und kunstmäßigen Behandlung seines Rosses ungeübt war, und dennoch in jedem Gefechte der ersten einer seyn wollte. Viele seiner Freunde warnten ihn deshalb; und sein Tod mag auch in dieser Hinsicht dem deutschen Jüngling zum warnenden Beispiel dienen, daß er früher lerne die Kunst des Kampfes, und mit Klugheit die Kraft regiere zum hohen Ziel. Doch er starb einen edeln Tod. Zwar war's ihm nicht vergönnt, die goldnen Strahlen der Freiheitssonne durch ganz Deutschland glänzen zu sehen; aber was er wollte und suchte, das trug er in der edeln Brust, und in ihm war die Freiheit schon erwacht, als noch der größte Theil des Vaterlandes in Knechtschaft seufzte. Darum sage man auch nicht, „was hätte noch der Jüngling werden können;" er war das höchste, was der Deutsche werden kann: er war ein freier deutscher Mann, sich selbst genug und seinen Lieben, kein Knecht der Lust und fremder Tyrannei, gefürchtet von dem Feinde und ewig theuer seinen Freunden. Theodor Körner starb am 26. Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, nahe an einem Gehölze, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg. „Eine Flintenkugel, berichtet einer seiner innigsten Freunde, welche zunächst durch den Hals seines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte seinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrad waren verletzt; die dadurch entstandene Nerveuerschütterung benahm ihm sogleich die Sprache, und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Er wurde von seinen ihm zu

*) Wir meinen den kräftigen Kriegsgesang von Fr. Lange: „Es braust der Sturm, und wogt das Meer, tief liegts auf Deutschland ꝛc." welcher mit einer eben so erhebenden Melodie begleitet ist.

Hülfe herbeigeeilten Freunden mit der größten Vorsicht aufgehoben, und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, der zwar sogleich die Wunde verband, aber das schon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte." Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechtes hatte Körner nach einem Nachtmarsche, das im Anhange zu den von seinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutschen Gedichten, 1813, 8. befindliche Schwerdtlied, in dem oben erwähnte Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Bald darauf näherten sich feindliche Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Mit hohem, nur allzustürmischen Muthe, stürzte er sich auf die Feinde. Sie flohen; und warfen sich in das Gebüsch. Von wenigstens sechszig Schüssen trafen nur drei. Körner sank zuerst, nach ihm der Graf Hardenberg, Volontär in russischen Diensten, und ein lützowscher Jäger. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, nach Bübelow getragen, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militärischen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen seinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee gegossenes Denkmal erheben wird, nachdem der Herzog schon früher sich erboten hatte, den Todten in dem fürstl. Erbbegräbniß beisetzen zu lassen. Körners trauernder Vater, dessen patriotische Gesinnung selbst die Huld des Kaisers Alexander auszeichnete, hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner ausgewählten lyrischen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwerdt (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Körper heißt alle Materie in der Natur, in so fern wir sie nicht als gestaltlos betrachten, sondern sie als einen bestimmten Raum einnehmend uns denken. In der Geometrie heißen diese bestimmt begränzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begränzung in Körper von ebenen, oder von krummen Flächen begränzt, eingetheilt werden. Unter den ersten unterscheidet man wieder von den irregulären Körpern, die regulären, von ihrem Erfinder auch die platonischen genannt, bei denen die einzelnen Ecken, Kanten und Flächen alle unter einander gleich und ähnlich sind; als 1) das Tetraeder, 2) der Würfel, 3) das Oktaeder, 4) das Dodekaeder, 5) das Ikosaeder. Ueber diese und andere Körper sehe man die einzelnen Art. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie ein in feste, in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die vermittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. L.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactyli, bei den Römern Galli, unter welchem Namen sie in Rom eine eigene Priesterschaft ausmachten) sollen vom Korybas, einem Sohne der Cybele und des

Jasion, abstammen. Sie waren Priester, welche von Korybas zum religiösen Dienste seiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Insel Creta und in Phrygien eingesetzt waren. Nach einer andern, bei weitem ältern Sage, waren sie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöse, das sie mit den geschmiedeten Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geschrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Appollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach andern Apollo's und der Rythia.

Kosacken (Kasacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichsten und östlichsten Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. s. w. bewohnen, und die unermeßlichen Gränzen des russischen Reichs, nach dieser Seite hin, bewachen, weswegen sie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, sondern dafür den Kriegsdienst versehen. Sie sind russischen Ursprungs; auch ihre Sprache ist eigentlich die russische, ob sie gleich durch ihre Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von diesen darein aufgenommen haben. Fast alle bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens ist jedoch gänzlich unabhängig von der russischen Regierungs-Verfassung, und durchaus kriegerisch: denn der Krieg hat sie erzeugt und erhält sie auch. Sie müssen sowol in Betreff ihres Herkommens, als ihrer gegenwärtigen Verfassung, in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in die kleinrussischen (malorossischen) und in die donischen Kosacken. Beide Hauptstämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, besonders der donische. Von diesem stammen ab die wolgaschen, terekschen, grebinskischen, uralschen und sibirischen Kosacken. Was den Ursprung dieses Volkes und die Herleitung seines Namens anbetrifft; so ist man darüber nicht einig. Es ist möglich, daß sich beides auf die Landschaft Kaschia, von Constantin Porphyrogeneta also benannt, zurückführen läßt. Im Türkischen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tatarischen aber einen leichtbewaffneten Soldaten. Da die Kosacken in der That aus den großen Gefilden jenseits der Wolga herstammen; so können sie allerdings Ueberbleibsel von verschiedenen Türken- und Tatarhorden seyn, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst niedergelassen haben. Mit der Zeit wuchs ihre Zahl, und sie breiteten sich dann in mehreren Gegenden aus, so wie sie von kriegerischen Unternehmungen von neuem dahin geführt wurden. In dem russischen Reiche machten sie von jeher, und auch jetzt noch, einen besondern Stand und Theil der russischen Nation aus. Ihre Einrichtung daselbst erhielten sie nach Zerstörung des tatarischen Reichs, als sie von der Regierung zur Grenzwehr berufen und mit Ländereien beschenkt wurden. Jetzt bilden sie größtentheils (besonders der donische Stamm, der überhaupt noch am unabhängigsten ist) die irreguläre Reiterei der russischen Armee, in eigne, abgesonderte Haufen eingetheilt. Die Verfassung der kleinrussischen Kosacken ist jedoch schon beschränkter: letztere sind mehr nach europäischer Sitte organisirt, und können fast für reguläre Truppen gelten. Die Kosacken haben keinen Adel unter sich: alle sind gleich und können, ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt, und bloß die Oberbefehlshaber von der Regierung bestätigt, und diese können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur so lange, wie sie im Dienste sind. Stets auf eigene

Kosten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises, von 500 bis 3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sprache Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) sind ohne Rang, und können im Entstehungsfalle Unteroffizieren von der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosack muß sein eigenes Dienstpferd haben, und sich polnisch oder orientalisch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke gänzlich seiner Willkühr überlassen bleibt. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel, und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Auch der Kantschu, ihre aus Leder dick geflochtene Karbatsche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossenen Haufen zu reiten brauchen, nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 15 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere seidene Fahnen, welche größtentheils mit Heiligenbildern geziert sind. Alle übrige kriegerische Geräthschaften, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sind ihnen fremd. Die Taktik der Kosacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleinen, getheilten Haufen aufstellen, und mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fast dem Geheul ähnlichen Geschrei, mit gefällten Piken in der stärksten Carriere angreifen. Ist es ihnen gelungen, durch einen solchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen; so lassen sie die Pike fallen, die an einem Riemen nachschleppt, greifen zum Säbel oder zur Pistole, und richten dadurch große Niederlagen an. Finden sie Widerstand, und ist die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden; so stäuben sie gleich auseinander, fliehen eiligst zu einem bestimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe so lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht ist. Dieß ist dann der entscheidende Augenblick, wo sie unter die Zerstreuten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Der Meinung, daß die Kosacken von den Tataren abstammen sollen, haben wir bereits oben erwähnt. Wahrscheinlich ist die Vermuthung jedoch, daß sowohl die donischen, als die kleinrussischen (malorossischen) Kosacken von zusammengelaufenen, verwegenen russischen Abentheurern der nowogorodischen Provinzen entstanden sind. Ihre Absicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tataren auf den Grenzen des russischen Reichs. Da sie durch diese Bestrebung zu einer sichern Bedeckung der Gränzen desselben wurden; so ließ ihnen die Regierung große Begünstigung angedeihen, wodurch dann diesem gleichsam immer stehenden Freicorps, besonders als man demselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verschaft wurde. Dadurch gewannen sie nun nicht allein an Stär-

ke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande. Die offenbare physische Verschiedenheit, welche zwischen ihnen und den eigentlichen, besonders den nördlichen Russen Statt findet, von denen sie sich durch regelmäßigere Gesichtszüge, einen besseren Wuchs, durch große Reinlichkeit, und besonders durch eine Art von luxuriöser Cultur auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß diese Abentheurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tatarische und circassische Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbauten sie endlich ihre Hauptstadt Tscherkaskoi, 70 Werste oberhalb Asow, auf einigen Inseln mitten im Don. Sie kann das tatarische Venedig genannt werden, denn ihre Häuser ruhen auf hohen, hölzernen Pfeilern, und sind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander gesetzt. Zur Zeit der hohen Gewässer scheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuserspitzen hervorragen, auf dem Wasser zu schwimmen. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist daselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieser Stadt, ferner eine Lehranstalt, in welcher die Kosacken-Jugend französisch, deutsch, Geometrie, Geschichte, Geographie, Physik 2c. gelehrt wird. Die Stadt besitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden 2c. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Kosacken-Weiber daselbst zeichnet sich insbesondere aus. Im J. 1579 machten 3000 donische Kosacken den ersten Feldzug mit den Russen nach Liefland. Dann eroberten sie Sibirien, drängten die Tataren aus vielen russischen Provinzen zurück und trugen zur Besiegung der Türken bei. Die donischen Kosaken widersetzten sich auch öfters den Befehlen der russischen Regierung: so lebten sie unter der Anführung des furchtbaren Pugatscheff im offenbarsten Aufruhre gegen Rußland. Aus diesen Empörungen entstanden nothwendige Spaltungen unter den Kosacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmsten bereits oben namhaft gemacht haben. Unter diesen sind die sibirischen Kosacken die eigentlichen Eroberer und ersten russischen Colonisten der sibirischen Wüstenei. Dieser Zweig des großen donischen Familienstammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann stark, um der Strafe für mehrere begangene Verbrechen zu entgehen, im Jahr 1577 nach der Kama und nach Permien, später sogar bis an den Ob. Dort verjagten sie die ansässigen Wogulen, Ostjaken und Tataren. Als sie jedoch bei diesen immerwährenden Kämpfen mit den dasigen Einwohnern am Ende selbst bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können; unterwarfen sie sich der russischen Regierung, baten um Verstärkung, und erhielten sie auch. Dadurch ist nun dieser Stamm der Kosacken gleichsam zum Herrn von Sibirien geworden. Ueber die Stärke der Kosacken im Allgemeinen sind verschiedene Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter denselben auf 700,000 an. Man darf aber dreist behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienste ist. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienste gebraucht, und kommen nie nach Europa, so, daß also nicht viel mehr als 100,000 Mann der russischen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote stehen möchten. Während des siebenjährigen Krieges hatte die russische Armee nicht mehr als 10,000 Mann Kosacken.

Kosegarten, Ludwig Theobul, wurde 1758 zu Grevesmühlen, einem meklenburgischen Städtchen, drei Meilen von Wismar nach Lübeck zu, geboren. Nachdem er hier seine erste Bildung empfangen hatte, studirte er zu Greifswalde, war dann eine Zeit lang Erzieher in einer adligen Familie, und wurde hierauf Rector der Schule zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. Zu Ende des Jahres 1791 ward ihm die erste Lehrerstelle am Lyceum zu Riga angetragen, welchen Ruf ihn Hang zur Ruhe, Vorliebe fürs Landleben und Hinsicht auf seine wankende Gesundheit einem spätern aufzuopfern bewogen. Im J. 1792 erhielt er die Stelle eines Propstes auf der Insel Rügen, und wurde im folgenden Jahre Doctor der Theologie. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er im Genuß der Natur, seiner Familie, der Poesie, den Wissenschaften, und in achtungswürdiger Ausübung seines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er im J. 1807 den Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswalde annahm, wo er noch gegenwärtig lebt und wirkt. Die Früchte seiner Muße hat er von Zeit zu Zeit der Welt mitgetheilt, und seine Gedichte, seine Poesieen, seine Rhapsodieen, seine Legenden, sein brittisches Odeum, seine episch-idyllischen Gedichte, Jucunde und die Inselfahrt, mehrere Uebersetzungen, unter denen Richardsons Clarissa sich vortheilhaft auszeichnet, u. a. m. haben ihm viele Theilnahme und Freunde erworben. Indeß sind die Stimmen über sein Verdienst doch sehr getheilt, denn während Einige ihm einen beträchtlichen Rang unter unsern vaterländischen Dichtern zugestehen, möchten Andere ihm lieber alle Ansprüche auf den Namen eines Dichters verweigern. Alles, sagen sie, ist bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, leere Declamation, und um so leerer, je mehr auf Fülle Anspruch gemacht und von derselben geredet wird. Und vermag wohl irgend einer, der die Gedichte Kosegartens unparteiisch gelesen hat, diese Beschuldigungen verläumderisch zu schelten? Vielleicht verdient der einzige Ausdruck Alles diesen Tadel. Innigkeit des Gefühls, Adel der Gesinnung, eine gewisse Kraft der Phantasie kann man Kosegarten, ohne offenbar ungerecht zu seyn, nicht absprechen; es mangelt ihm aber an reinem, geläutertem Geschmack, an Besonnenheit und oft an Adel des Ausdrucks. Seine Erhabenheit wird nicht selten zu Schwulst und Bombast, sein Gefühlsausdruck zu Grimasse, seine Kraft zu Radotage, seine Naivetät zu Fadheit, und kurz, es giebt kaum eine ästhetische Sünde, die Kosegarten nicht begangen hätte. Verstände er sich auf seinen wahren Vortheil, so würde er sich überall der Natürlichkeit und Einfachheit befleißigen, denn wo er natürlich und einfach geblieben ist, da gränzt seine Darstellung oft nahe ans Vortreffliche. Mit welcher Zartheit sind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere seiner Uferpredigten, seine Reden an Serena von dem Abendmahl des Herrn, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeschminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen mehrere seiner Gedichte das Herz, weil ein wirklich von Wahrheit und Natur durchdrungenes Gemüth uns daraus anspricht! Wer kann dagegen z. B. an seine Ebba von Medem denken, ohne sich wie auf der Folter zu fühlen, so verrenkt, so abentheuerlich, so bizarr ist alles. Das Resultat von allem diesem ist, daß Kosegarten zwar allerdings Anlagen, und nicht gemeine Anlagen zum Dichter besitzt, daß er aber oft und mit Ernst noch die Kritik an seinen Werken üben muß, wenn er sie der Vollendung nähern will, die allein auf Unsterblichkeit Anspruch giebt. Zu leugnen ist nicht, daß er in der

neuen Ausgabe seiner Gedichte schon manches dafür gethan hat, und vielleicht thut er noch mehr, um alle jene verdammenden Urtheile niederzuschlagen. Es wird vortheilhaft für ihn und das Publicum seyn, wenn er bedenkt, daß auch hier die Hälfte mehr werth ist, als das Ganze. dd.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der größeren Männer unseres Zeitalters. Feldherrn-Talente, Tapferkeit, und mehr als dieß: Menschlichkeit, Vaterlandsliebe, strenge Gerechtigkeit und die reinste Uneigennützigkeit stellen ihn hoch unter seinen Zeitgenossen und in dem Urtheile der Nachwelt. Kühn und beharrlich in seinen Unternehmungen, fest und besonnen im Glück, ruhig und würdevoll im Unglück, eben so thätig als überlegt im Handeln, dem Recht, der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande treu, hat er dem entarteten Zeitalter in sich einen Charakter dargestellt, der an die gepriesensten Alten erinnert. Das vom preußischen Cabinet getäuschte Polen war, durch die grausame, ungerechte Politik seiner Nachbaren, und durch den landesverrätherischen Parteienzwist im Innern zerstückelt, ohne Würde, ohne Kraft, des Rechts, sich eine Verfassung zu geben, meineidig beraubt, und als Staat und Nation dem Untergange nahe gebracht. Catharina II. und Friedrich Wilhelm II. hatten im J. 1793 den Reichstag zu Grodno gezwungen, in die Abtretung einer Ländermasse von 5000 Quadratmeilen zu willigen. Aber auch der Rest, ein Drittheil des ehemaligen Königreichs, ward als Staat, nach den Vorschriften des russischen Gesandten Grafen von Sievers, und des Generals Igelström, der zugleich die russischen Truppen in Warschau befehligte und Gesandter war, so von Rußland abhängig, daß er, ohne Rußlands Einwilligung, die ihm aufgedrungene Verfassungsform nie ändern oder verbessern sollte. Da beschlossen insgeheim die Edleren unter den Polen, die Ausgewanderten in Sachsen, und an ihrer Spitze in Leipzig Kosciuszko, der in America unter Washington seinen politischen und militärischen Character rein und fest ausgeprägt, ihn auch in dem letzten kurzen Kampfe gegen die Russen im J. 1792 bewährt hatte, einverstanden mit den Gleichgesinnten im Lande, das Aeußerste zu wagen, oder mit Ehren zu fallen. Die polnische Armee war theils unter die russische gesteckt, theils sollte sie bis auf 16,000 Mann vermindert werden. Die Russen, unter dem willkührlich harten und unklugen Igelström, hielten Warschau und mehrere Städte Polens besetzt. Da widersetzten sich in Posen 1400 Polen der Reduction mit gewaffneter Hand; Madalinski brach voreilig los, griff russische und preußische Truppen an, nahm Vorräthe weg und drang aus Südpreußen gegen Cracau vor; Kosciuszko aber bemächtigte sich den 23. März 1794 der Stadt Cracau, wo er als Haupt der cracauer Conföderation, die Polen aufrief, die Constitution vom 3. Mai 1791 wiederherzustellen. Um ihn sammelte sich ein Heer von 27,000 Mann. Mit 4000 Mann schlug er bei Raclawice, d. 4. Apr. 1794, 12,000 Russen. Warschau und Wilna erklärten sich im April, nachdem sie die russischen Besatzungen getödtet oder gefangen hatten, für die Sache des Vaterlandes. Es fielen Revolutionsgräuel vor; aber wer hatte sie anders veranlaßt, als Soldatendruck und Verrätherei? Wer that ihnen Einhalt? Der rechtliche, feste Muth des Wiederherstellers der Freiheit: Kosciuszko. Der König von Preußen belagerte Warschau mit 50,000 Russen und Preußen; allein der allgemeine Aufstand in Südpreußen unter Dombrowski, der Verlust eines Artillerie-Transports, und Kosciuszko mit 16,000 Mann nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben.

So behaupteten sich der kühne Feldherr und die Nation mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 schlechtbewaffneter Bauern, die Kosciuszko allein in Mannszucht und Kriegskunst zu üben verstand, gegen vier feindliche Heere, die zusammen an 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen seiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an seiner Bürgertugend, welche durch ächte Religiosität das Volk begeisterte. Kosciuszko verwaltete die Republik als Dictator, aber mit Washingtons Rechtssinn und mit Cäsars Thätigkeit. Er sorgte für alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anschaffung der Kriegsbedürfnisse, er leitete die Einnahmen und Ausgaben selbst, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und seine Nächte, alle seine Kräfte, jeder Gedanke war dem Vaterlande geweiht. Zugleich sicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenschaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach französischen oder jacobinischen Grundsätzen frei seyn wolle, gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchste Gewalt zurück. So ein Aristides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Aber er handelte zu mild gegen die Verdorbenen unter seinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken lassen, wo nur der Strang die Feigen und die Verräther schrecken konnte. Hätte die Nation zu ihm sich erhoben, sie wäre nimmer untergelegen. Mehrere Unglücksfälle trafen die polnischen Heerhaufen bei Sczekocyn und an anderen Orten im Juni. Ränkemacher, selbstsüchtige Häuptlinge und Furchtsame trieben ihr altes heilloses Spiel wieder. Friedrich Wilhelm verzweifelte Kosciuszko zu besiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! Endlich entschied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow schlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor, und vereinigte sich mit jenem; der russische General Fersen sollte mit 12,000 Mann zu ihnen stoßen. Dieß zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warschau mit 21,000 Mann entgegen. Fersen griff ihn den 10. Oct. bei Macziewice (12 Meilen von Warschau) an, ward dreimal zurückgeschlagen, durchbrach aber beim vierten Angriff die Linie der Polen; sie wurden geschlagen; Kosciuszko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde, und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein Vaterland alles. Suwarow stürmte Praga den 4. Nov. Warschau unterwarf sich den 9. Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein österreichisches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. Adel und Bürger in Polen waren nicht einig; der Nationalrath ohne Kraft; auswärtige Hülfe blieb aus: so ging Polen unter. Kosciuszko lebte mit einigen seiner Freunde in Rußland als Staatsgefangener. Paul I. gab persönlich diese wackern Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewiz, mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, nach America. Lezterer sandte dem Kaiser Paul das von ihm erhaltene Geschenk von 12,000 Rubeln zurück; auch soll er die jährliche Pension von 6000 Rubeln nicht angenommen haben. Sein Vermögen war unbedeutend. America hatte ihm, als er nach dem geendigten americanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, das Cincinnatus-Kreuz und

ein Jahrgehalt gegeben. Mehr als dieß gab ihm Washingtons Freundschaft. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen in America Schutz und Achtung. Nachher begab er sich nach Paris, wo viele seiner ausgewanderten Landsleute lebten. 1806 begann der Krieg gegen Preussen. Da es in Napoleons Planen lag, durch die Wiederherstellung von Polen Rußland wehe zu thun, ließ er Kosciuszko den Antrag machen, daß er dem Zuge beiwohnen sollte. Dieser antwortete schriftlich, daß wenn Napoleon den Polen die alten Gränzen des Königreichs, dessen Unabhängigkeit und eine der englischen sich annähernde liberale Verfassung zusicherte, so würde er auf der Stelle in sein Vaterland gehen. Einen Monat nachher, als Napoleon schon in Warschau war, erhielt der Minister Fouché von ihm Befehl, Kosciuszko durch jedes beliebige Mittel, welches es auch sey, dahin zu bringen, daß er nach Polen ginge, sogar, wenn er sich weigere, ihn durch Gensdarmen dahin führen zu lassen. Er gab zur Antwort, daß man mit ihm machen könne, was man wolle; wenn man ihn aber nach Polen schafte, würde er sich daselbst ganz leidend verhalten, und den Polen erklären, daß er nicht frei sey. „Wohlan, sagte dann Fouché, wir werden ohne Sie handeln." Wenige Tage später erschien eine mit des Generals Namen unterzeichnete Proclamation an die Polen, die man damals in allen Zeitungen von Europa gelesen, und deren Aechtheit kein Mensch bezweifelt hat. Kosciuszko wollte ihr sogleich in allen Journalen widersprechen; allein man erlaubte es ihm nicht. Er schrieb dann an den Minister Fouché, daß diese Proclamation nicht von ihm herrühre, und bat ihn, dieß an Napoleon selbst zu berichten. Indeß blieb er fortwährend in Paris, und beobachtete das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes. Im Sommer 1814 verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, daß er mit den Resten der polnischen Truppen, die Napoleon nachgefolgt, und von dem Kaiser Alexander unter den Befehl des Grosfürsten Konstantin gestellt worden waren, in sein Vaterland zurückkehren werde; dieß Gerücht bestätigte sich aber nicht, indem die damals verheissene und nachher realisirte Wiederherstellung von Polen, seinem Sinne nicht genügte. Im Sommer 1815 ließ er sich in Solothurn nieder, wo er sich noch jetzt (1817) befindet. Die Bildung und das Schicksal dieses Mannes erhielten durch eine unglückliche Liebe ihre erste Richtung. Ein Vorfall, den seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlassen. Einsame Studien, vorzüglich in Geschichte und Mathematik, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Krieges, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Washington eintrat, vorbereitet. Er zeichnete sich in America bei mehreren Gelegenheiten durch Kenntniß und Muth, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six aus. In dem Kriege seines Vaterlandes gegen Rußland im J. 1792, hielt er sich in dem Treffen bei Dubienka mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang, und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Der Befreiungsplan, welchen er im J. 1794 mit seinen Freunden verabredet hatte, war noch nicht reif, als Madalinski und andere Feuerköpfe durch ihre voreiligen Gewaltschritte auch Kosciuszko nöthigten, öffentlich zu handeln. Seume nennt das Manifest, was er gegen die Kaiserin und den König erließ, unklug, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton desselben war auf die polnische Nation berechnet, und der Zorn

eines Republikaners von einfachen und strengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürsten nach Willkühr ein armes, gedrücktes Volk, die Polen jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deßhalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs Stanislaus, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bayonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treulose Aufhebung seines mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Staatsmann, der zugleich ein Herz für sein Vaterland hatte, empören. Kosciuszko besaß die unumschränkte Gewalt. Er bediente sich ihrer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Milde. Man macht ihm den Vorwurf, daß er die dem Bischoff von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des päpstlichen Legaten in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das der Geistlichkeit ergebene Gemüth des Volks schonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorsam und Ordnung nichts wissen wollten, bewiesen! Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er diesem verdächtigen und gehaßten Schwächling eine Theilnahme an der Gewalt gestatten, welche die Nation ihm allein übertragen hatte. Vielleicht sind die Vorwürfe, die man ihm als Feldherrn macht, gegründeter. Er gab den bewaffneten Bauern Sensen, da doch die Pike eine bessere Waffe ist. Allein er mußte sich schlagen ohne Soldaten, ohne Waffen, ohne Geld. Der Feind stand schon im Lande. Er war umringt; und in Polen selbst keine Eintracht, keine allgemeine Begeisterung! Seine Vertheidigung im Lager vor Warschau, wo er eingeschlossen war, wird von den Kennern für meisterhaft erklärt. In dem Treffen bei Sczekoczyn hingegen war es Mangel an Erkundigung, daß er die Vereinigung der Russen mit den Preußen nicht wußte; auch scheint es Unkunde der Gegend zu verrathen, daß er sich von Fersen bei Maczjewice angreifen ließ. Doch die Kühnheit findet nur dann Beifall, wenn sie siegt. Mit geübten russischen Soldaten wäre er unüberwindlich gewesen; und hätte alle Polen sein Geist erfüllt, sein Vaterland würde nicht zu Grunde gegangen seyn. — Man hat von ihm ein von Krüger in Dresden, nach Cosway's Gemälde und Demiani's Zeichnung gestochenes, wohlgetroffenes Charakterbild. Ch.

Kothe heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und dessen Besitzer deshalb bloß zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. — **Kothe**, (**Salzkothen**), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, in welchen das Salz gesotten wird. — **Kothsassen** (**Köther**, auch **Hintersassen**) heißen die Bauern, die eine bloße Kothe, also weder Zugvieh noch Länderei, besitzen und welche daher, wie schon oben gesagt, zu Hand- und Fußdiensten verpflichtet sind. Oft werden auch die sogenannten **Schutzverwandten** oder **Häuslinge** mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (adscriptitii) eine Art von Leibeignen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch anderweitig verkauft werden konnten. Die Herleitung des Worts Kothe von dem Lateinischen casa (**Häuschen, Hütte**) scheint zu gewagt.

Köthen (**Anhalt-Köthen**), ein Theil der ehemaligen vereinten anhaltischen Länder, fiel, als 1252 nach dem Tode Heinrichs I. (des Fetten), welcher zuerst den fürstlichen Titel geführt hatte, diese unter die Söhne desselben vertheilt wurden, nebst Zerbst, Dessau und

Coswig, an den jüngern Sohn Siegfried I., welcher demnach als der Stammvater der jetzigen fürstlichen Häuser dieses Namens zu betrachten ist. Er starb wahrscheinlich im J. 1310, nachdem er in der Fehde gegen Friedrich mit der gebissenen Wange die Städte Delitsch und Bitterfeld verloren hatte. Sein Sohn Albert I., welcher zu Köthen residirte und 1316 starb, verdrängte zuerst die wendische Sprache aus den anhaltischen Gerichtshöfen. Seine beiden Söhne Albert II. und Waldemar I. regierten gemeinschaftlich, waren freigebig gegen die Klöster, erwarben die Stadt Roßlau und erbauten das Schloß zu Dessau. Albert II., welcher 1362 starb, hatte drei Söhne, von denen der älteste Johann I. dem Vater in der Regierung folgte, zu Zerbst residirte, die Grafschaft Lindau erwarb und 1382 in Palästina starb. Seine drei Söhne Sigesmund I., Albert IV. und Waldemar III. regierten anfangs gemeinschaftlich, theilten sich aber nach Waldemars III. Tode, in die väterlichen Erbstaaten und Albert IV. erhielt Köthen und Dessau. Nachdem nun auch Sigesmund I. gestorben war, und drei Söhne hinterlassen hatte, bemächtigte sich Albert IV. anfangs der Besitzungen derselben, trat ihnen aber endlich, durch einen Vertrag, Dessau, Köthen, Wörlitz, Raguhn und Jeßnitz ab. Nach Albrechts IV. Tode, und nachdem dessen drei Söhne in den geistlichen Stand getreten waren, wurden nun wieder sämmtliche Anhalt-Köthenschen Länder unter Georg I., dem einen jener drei Söhne Siegesmunds I., welcher die andern überlebte, vereinigt. Dieser beerbte seinen Vetter, Bernhard VI., von Bernburg, welcher ohne männliche Erben gestorben war, wodurch also Anhalt-Bernburg an Anhalt-Köthen kam. Er starb am 21. Sept. 1474 zu Dessau, nachdem er noch vor seinem Tode seine sämmtlichen Besitzungen in zwei Theile, Köthen und Anhalt getheilt hatte und diese unter seine fünf Söhne vertheilt hatte. Nachdem drei davon gestorben waren, gelangte der eine der beiden noch lebenden, Waldemar IV., zu dem Besitz von Köthen und starb daselbst 1508. Sein Nachfolger Wolfgang erhielt 1545 Bernburg, Sandersleben, Coswig, Wörlitz und die Hälfte von Zerbst. Er nahm den lebhaftesten Antheil an der Reformation und unterzeichnete späterhin die augsburgische Confession und den schmalkaldischen Bund. Dafür ward er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) geächtet, und sein Land von Carl V. dem Grafen von Ladrona geschenkt. Dieser, der sich daselbst vermuthlich nicht sicher glaubte, verkaufte sein Besitzthum an Heinrich Reuß, Burggrafen von Meissen, Wolfgangs Schwestersohn. Wolfgang erhielt darauf 1550, auf dringende Verwendung seiner Vettern und nach Wiedererstattung jener Kaufsumme, sein Land zurück und suchte dasselbe, da es sehr verheert war, durch weise Regierung wieder in Aufnahme zu bringen. Nachdem er 1562 die Regierung seinen Vettern abgetreten hatte, starb er am 23. März 1566. Von diesen Vettern gelangte, nach Absterben der Uebrigen, Joachim Ernst 1570 zum Alleinbesitz der sämmtlichen anhaltischen Besitzungen. Er bezeigte sich ungemein thätig für die Wohlfahrt des Landes, sowohl durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten, als auch durch Belebung aller Zweige der Landesindustrie. Er starb am 6. Dec. 1586. Ihm folgte von seinen acht Söhnen Johann Georg I., der in jeder Hinsicht in die Fußstapfen seines edlen Vaters trat, aber nur gewissermaßen als Vormund seiner noch übrigen unmündigen Brüder regierte, mit denen er demnächst die anhaltischen Besitzungen theilte, so, daß Ludwig, Joachim Ernst's jüngster Sohn, 1606 Köthen bekam. Seine Regierung zeichnete sich durch wohlwollendes Interesse

für Künste und Wissenschaften aus: so hatte er z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft oder dem Palmorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch seinem Lande geschlagen hatte, suchte er durch weise Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach seinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam sein Sohn Wilhelm Ludwig zur Regierung. Dieser starb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Nach dem bei der Theilung von 1606 geschlossenen Vertrage fielen nun 1665 die köthenschen Länder an die Söhne August's, ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau besessen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7. Nov. 1669 ohne Erben starb, so vererbte der ganze köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungebornen Sohne Emanuel Lebrecht, welcher dieselbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 starb. Er stiftete zuerst das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches aber, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der aber bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da er aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen gestorben war; so gelangte der zweite Bruder August Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen sehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der als Militär in österreichischen Diensten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17. Oct. 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, am 18. Nov. 1769 geboren, war sein Nachfolger. Er trat als souveräner Herzog am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organisirung seines Landes, namentlich mit der Einführung des französischen Gesetzbuchs beschäftigt, wobei die Anwendung grosser Formen auf einen sehr kleinen Staat, eben so viel Mißvergnügen als Spott veranlaßte, als er im J. 1812 starb. Der Fürst von Dessau, der nun für den am 20. Sept. 1802 gebornen und folglich noch unmündigen Herzog Ludwig August Carl Friedrich Emil, einen Brudersohn des letztverstorbenen Herzogs, die Administration übernahm, glaubte deshalb dem Lande nicht besser dienen zu können, als daß er das ganze französische Wesen sogleich abschafte. Auch trat er 1813 im Namen seines Pupillen der Sache der verbündeten Mächte bei, und erwarb ihm dadurch eine Stelle unter den Souverainen des deutschen Bundes. Die Gesamtbesitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Das ganze Land besteht aus 4 Städten, 7 Aemtern und 94 Dörfern. Die Hauptstadt Köthen zählt 700 Häuser und 7,000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derselben ist der Saal, in welchem die Wappen und Denksprüche der von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind. S. Anhalt.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferdinand von) wurde den 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, herzogl. Legationsrath war, und seine Mutter und sein jüngerer Bruder noch leben, geboren. Er selbst rühmt die Verdienste seiner Mutter um seine Bildung, und sagt, daß sie ihm den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch eingeflößt und ihn fühlen gelehrt habe. Durch Lebhaftigkeit des Geistes und Regsamkeit des Gefühls zeichnete er sich schon in jungen Jahren aus, und noch nicht sechs Jahr alt, wagte er schon

poetische Versuche. „Diejenige Begebenheit meines Lebens, sagt er selbst, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat, war folgende. Der Schauspieler Abbt kam mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar. Meine Neugier war ohne Grenzen. Mit einem heiligen Schauer betrat ich das Schauspielhaus. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartung aufs höchste. Man gab den Tod Adams von Klopstock. Der Vorhang rollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ach Gott! gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem solchen Schauspiele beizuwohnen. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Unbeschreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Brock und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar. Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage, und sicherlich war ich jedesmal unter allen Zuschauern groß und klein, der aufmerksamste. Ein unglücklicher Brand legte das weimarsche Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche. Die Gesellschaft wurde verabschiedet und ging nach Gotha. Ich widmete ihrer Abreise manche Thräne. Uebrigens verdanke ich jener Epoche den größten Theil der Bildung meines Verstandes und Herzens. Jede edle Empfindung wurde in mir geweckt, und durch Eckhoffs göttliches Spiel meine Vernunft und Phantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche mir ohne dieses Vehikel nie so anschaulich geworden wären." Kotzebue besuchte um diese Zeit das Gymnasium, wo Musäus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und Beispiel vorzüglich und vielleicht ausschließlich auf ihn wirkte. Göthe und Klinger gingen damals in seinem Hause öfters aus und ein. Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit solchen Männern als Musäus, Göthe, Klinger, seine Talente den Grad von Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Universität nach Jena ging, wo seine Liebe für die Schauspielkunst in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf diese Universität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte, und sich mit ziemlichem Eifer auf die Jurisprudenz legte, ohne darum aufzuhören mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater zu leben, und mancherlei zu dichten, was sich jedoch nicht eben sonderlich auszeichnete. Ein kleines Lustspiel aber: die Weiber nach der Mode, gelang besser, und hatte einige wirklich komische Züge. Da es durch eingewebte Stadtanekdötchen Beifall erhielt, so erzeugte dieß vielleicht in ihm seinen Hang zur Satyre. Bald hierauf wurde er examinirt und Advokat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Musäus, kam täglich mit ihm in dessen Garten zusammen, schriftstellerte mit ihm an einem Tische, aus einem Dintenfasse, und versuchte nun, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Musäus nachzuahmen, woran sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, die im Ganymed für die Lesewelt

erschien, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging hierauf im Herbst des Jahres 1781 nach Petersburg, wohin er durch einen Freund seines Vaters berufen wurde. Er wurde als Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr angestellt, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue zufälliger Weise wieder in sein Element. Nach zwei Jahren aber starb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde dieser zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt. Im J. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk über den Adel versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft preisgegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zogen, und ihn gar bald zum Liebling des Publicums machten. Seine Leiden der ortenbergischen Familie (1785 fg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerst seine gefällige, glückliche und mannichfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise: vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele Menschenhaß und Reue und die Indianer in England, welche ihrem Urheber von einem Ende Deutschlands zu dem andern den hinreissendsten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, den er unbesonnener Weise unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der Gunst und Achtung verscherzte, die das Publicum ihm zugewendet hatte. Der Kummer über den Tod seiner Gattin trieb ihn nach Paris, aus welchem die beginnenden Unruhen ihn wieder vertrieben, worauf er eine Zeitlang in Mainz zubrachte. Er suchte um seine Entlassung an, erhielt sie, und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Narva in Esthland den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute, und bis zum Herbste 1797 seiner Familie und den Musen lebte. Die jüngsten Kinder seiner Laune und etliche 20 Schauspiele, welche einzeln namhaft zu machen unnöthig ist, gehören in diesen Zeitraum. Jetzt erhielt er den Antrag, als Hoftheaterdichter nach Wien an Alxingers Stelle zu kommen. Er nahm sie an, und ein ziemlicher Theil seiner Neuen Schauspiele, die nachher 18 Bände anfüllten, erschien von ihm in jener Zeit. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, suchte er nach 2 Jahren um seine Entlassung an, und erhielt dieselbe mit 1000 Gulden jährlicher Pension. Nachdem er hierauf kurze Zeit in Weimar sich aufgehalten, entschloß er sich zur Rückkehr nach Rußland. Das Unglück, was ihn an der Grenze traf, arretirt, von seiner Familie abgesondert, und ohne zu wissen warum nach Sibirien geschleppt zu werden, zog die Aufmerksamkeit fast des ganzen cultivirten Europa auf sich. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopolski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutscher Peters des dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt, und da diese Uebersetzung dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt wurde, entzückte ihn das Stück dergestalt, daß er sogleich Befehl ertheilte, den Verfasser aus seiner Verbannung zurück zu holen, und er dem Zurückgekehrten seine vollste Gnade zuwendete. Unter Anderen beschenkte er ihn mit dem schönen Krongut Worroküll in Liefland, übertrug ihm die

Direction des deutschen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, welches Kotzebue damals herausgab, und worin er diese seine Schicksale beschrieben hat, überhebt uns der weiteren Ausführung. Nach dem Tode Pauls I. wünschte Kotzebue in sein Vaterland zurückzukehren, bat um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths und Beibehaltung seines Gehaltes. Er wendete sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena, wo er sich einen angenehmen Garten anlegte. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe kam, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er auch diesen neuen Aufenthalt wieder verließ, und im J. 1802 nach Berlin zog, wo er, vereinigt mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Kotzebue und Merkel machten nun Partei gegen Göthe und dessen Anhänger, namentlich die Brüder Schlegel; und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Partei für diese genommen hatte, so gab es gar bald einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Belustigung des parteilosen Publicums. Eine ernstere Folge jener Irrungen zwischen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaischen Literaturzeitung nach Halle und der Verfall der Universität Jena, die seitdem nie wieder, wie die dort neu entstandene Literaturzeitung, zu ihrer vorigen Blüthe gelangt ist. Die Folgen davon dürften vielleicht wichtiger seyn, als Manchem auf den ersten Anblick scheinen mag; sie anzugeben, würde mich aber hier zu weit führen. Eben so wenig will ich hier entscheiden, auf welcher Seite in jener literarischen Fehde das größere Recht war; gewiß ist, daß Kotzebue meist die Lacher auf seiner Seite hatte, und die größere Menge für sich gewinnen mußte, weil er als Verfechter des gesunden Menschenverstandes erschien. Göthe selbst hat sich nie in diesen Streit gemischt, man müßte denn einige Winke in seinen Anmerkungen zu Rameau's Neffen von Diderot hieher rechnen, die auf eine würdige Weise gegeben sind. Unnöthig war indeß der Streit im Ganzen eben so wenig, als er nicht ohne gute Folgen geblieben ist, besonders seitdem die Zeit beide Parteien besänftigt und gemäßigt hat. Kotzebuen gelang es übrigens in Berlin, sich die Gnade des Königshauses zu erwerben, durch welche ihm ein Kanonikat verliehen wurde. Außer mehreren größeren dramatischen Werken gab er in dieser Zeit in seinem Almanach dramatischer Spiele eine schätzbare Sammlung kleinerer Dramen heraus, die besonders den Liebhabertheatern sehr erwünscht war. Seine Erinnerungen aus Paris, so wie die aus Rom und Neapel (wohin er in den Jahren 1803 u. 1804 gereiset war) enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falsche. Mit größerem Fleiße ging er ans Studium der Geschichte. Er hatte sich entschlossen, der Geschichtschreiber Preußens zu werden, und begab sich zu diesem Behufe im J. 1805 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war, welches ihn eine geraume Zeit beschäftigte. Mehrere Jahre darauf lieferte er Preußens ältere Geschichte (4 Theile, Riga 1809), ein Werk, das zwar kein historisches Kunstwerk des ersten Ranges ist, aber unter den guten historischen Werken mit Recht genannt zu werden verdient. Das für die preußische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen und er flüchtete seine Freimüthigkeit vor den französischen Kriegsgerichten nach Rußland, wo er seitdem nie aufgehört hat, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote stehen, zu bekämpfen. Die französische Regierung behaup-

tete deshalb, er stehe im englischen Solde; das deutsche Publicum griff um so begieriger nach seinen confiscirten Blättern, je weniger in Deutschland vor der geheimen französischen Polizei ein freies oder gar kühnes Wort verlautbaren konnte. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Aeußerungen die Aufmerksamkeit in einem höheren Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die für die Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartier, und gab in Berlin ein deutsches Volksblatt heraus. Sonderbar genug warfen jetzt die französischen Zeitungen Kotzebue und Schlegel in Eine Verdammniß, denn diese beiden poetischen Gegner begegneten sich in der Politik. Daß der letztere bedeutender und würdiger auftrat, ist keine Frage. Kotzebue's Mitwirkung hörte auch bald auf, denn als im Frühjahr 1813 die Franzosen vorwärts drangen, ging er nach Rußland zurück, wo er jedoch nicht aufhörte, durch manche zum Theil sehr witzige und satyrische Broschüre in die Stimmung der Zeit einzuwirken. Für solche Dienste blieb er nicht unbelohnt, und kehrte im J. 1814 als russischer General-Consul in die preußischen Staaten nach Königsberg zurück; auch erhielt er vom Kaiser Alexander den St. Annenorden, mit der Erklärung: „er habe diese Auszeichnung durch die Beharrlichkeit verdient, mit welcher er die verderblichen Grundsätze der vorigen „französischen Regierung bestritten.“ 1816 wurde er in das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten nach Petersburg versetzt. Man sieht aus dieser ganzen Schilderung, daß Kotzebue in gleichem Maaße ein Mann von ungemeinen Talenten und ein Schooßkind des Glücks ist. Beinahe möchte ich ihn, um ihn mit zwei Worten zu charakterisiren, den deutschen Voltaire nennen, denn beide haben sich in denselbigen Fächern versucht, als Dichter, als Philosophen, als Historiker, als Kritiker, beide haben dieselbe Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, dieselbe Sensibilität und Wärme, denselben Geist, Witz und Ton, dieselbe Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe in der Anlage und Vollendung in der Ausführung mit einander gemein. Beide haben mit Werken ohne Tiefe und Vollendung ihren Ruhm bei fast allen Nationen ausgebreitet und einen glänzenden Beifall erlangt, obschon nicht immer den des Kenners, und vielleicht nur an Correctheit und Eleganz wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Führe die Vergleichung aber weiter aus, wer Lust dazu hat; hier ist der Ort so wenig dazu als zu einer ausführlichen Characteristik dieses beliebten Schriftstellers, der eben so oft über die Gebühr herabgesetzt als erhoben worden ist. Wenn man Schiller mit Aeschylus und Göthe mit Sophokles vergleicht, so könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen, und in der That hat er viel von dessen Tugenden und Fehlern, so wie er auch in A. W. Schlegel seinen Aristophanes gefunden hat. Mit Recht räumt man ihm ein bedeutendes Talent für das romantische und bürgerliche Drama, und ein ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Posse ein, und niemand kann ihm einen Reichthum an Witz und Scherz absprechen, wie wir ihn sonst nicht allzuhäufig finden. dd.

Kotzeluch (Leopold), wurde 1792 als kaiserlicher Hofkapellmeister an Mozarts Stelle berufen, und starb am 3. Febr. 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, studirte in dieser Stadt die Musik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen so allgemeinen Beifall

erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebst 3 Pantomimen setzen mußte. Er verließ darauf Prag und begab sich nach Wien, welche Stadt er nachher zu seinem immerwährenden Aufenthaltsorte erwählte. Kozeluch ist einer unsrer geschätzten Tonkünstler, dessen Compositionen, besonders seine Werke für das Fortepiano, sich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, so wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Diese Eigenschaften lassen es die Dilettanten, für welche er vorzugsweise zu schreiben scheint, vergessen, daß ihm Tiefe der Kunst, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle gänzlich abgehen. Außer einigen Opern, von welchen aber keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehreren Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehreren Sinfonien und Instrumentalsachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, geschrieben und stechen lassen. Diese Fruchtbarkeit zeugt von dem Beifalle, dessen Kotzeluchs Compositionen im großen Publicum genießen. Pq.

Krahn, Kran, Kranig, Gran, ist eine Maschine, Lasten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Diese Maschine besteht aus einem schräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen dergestalt ein anderer Balken (Kranbalken) gelegt ist, daß die ganze Maschine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben ist eine Rolle angebracht, über welche das Zugseil läuft, an dessen eines Ende die Last angehängt, an das andere aber nur eine Welle geschlagen wird, welche sich durch Räder (Kranräder) umtreibt. Diese Maschinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuse versehen zu seyn. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Lasten aus dem Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieser Maschine stammt offenbar von dem Vogel Kranig (so wie dieser von dem lateinischen grus) ab, weil die Maschine selbst eine große Aehnlichkeit mit dem Baue dieses Vogels hat. — Das Krahnrecht ist das Recht, einen solchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verstanden, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtlichen Waaren auszuladen und sie daselbst zu verzollen.

Krain, ein nun zu dem Oesterreichischen Königreiche Illyrien gehöriges Herzogthum, gränzt gegen Norden an Kärnthen und Steyermark, gegen Süden an das adriatische Meer und an Istrien, gegen Westen an Friaul und gegen Osten an Croatien, und hat 233 Quadratmeilen Flächeninhalt, 22 Städte, 32 Marktflecken, 3,302 Dörfer, und nach der Zählung im J. 1788 nahe an 420,000, im J. 1801 aber nur 409,054 Einwohner. Producte sind Wein, Oel, Waizen, Flachs in großer Menge und vieles Obst, woraus Wein verfertigt wird. Das Innere der dortigen vielen Berge erzeugt Eisen, Quecksilber, schönen Marmor, aber kein Salz, dessen Mangel durch Seesalz erfezt wird. Die Einwohner sind meistentheils Slaven, die vornehmsten Volksklassen aber Deutsche. Der merkwürdigste Fluß, die Save, ist zum Theil schiffbar. Im J. 1809 trat Oesterreich durch den wiener Frieden das Herzogthum Krain ab, worauf es von Bonaparte mit den illyrischen Provinzen vereinigt wurde. Im J. 1814 aber trat auch dieses Land in seine frühern Verhältnisse zurück.

Krake (Seeoren, Seewurm) soll ein Seeungeheuer von dem Geschlechte der Polypen, und, der Sage nach, das größte Thier unserer Erde und einer schwimmenden Insel gleich seyn. Nach dem fa-

felhaften Berichte des Pantoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller, in seiner norwegischen Naturgeschichte dieses Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf seinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt sich nur bei stiller Witterung über das Meer, um sich daselbst auf ein ganzes Jahr satt zu fressen, und dann, bei erhobenem Winde, wieder langsam in die Tiefe zu sinken. Diese, dem Scheine nach, märchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftstellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Häringsbuyse, welche dieses Ungeheuer im August 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. August 1786, gesehen zu haben bestätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrnen Seeleuten, für Küsten gehalten werden, oder auch der Wallfisch selbst, die Veranlassung zur Erzählung von Kraken gegeben haben. Nach einer nordischen Sage soll das sogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken seyn.

Krampf, ein krankhafter Zustand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zusammenziehung der Muskeln besteht. (S. d. Art. Muskel.) Die Muskelbewegung ist an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkührlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen des Kopfes, des Gesichts u. a. m., theils unwillkührlich, nach Bestimmung gewisser Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. s. w., andere gehen unwillkührlich vor sich, gehorchen aber auch dem Einfluß des Willens, z. B. die Muskeln des Brustkastens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befestigt ist. Geschieht bei den der Willkühr unterworfenen Muskeln diese Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern heftiger, anhaltender, und dem Zwecke nicht angemessen, so entsteht eine unwillkührliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, schmerzhaften Gefühl von Spannung und Anschwellung des Muskelfleisches, welche die Zeichen des Krampfes sind. Die Krämpfe selbst sind sehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf diese oder jene Muskelpartie, anhaltend oder abwechselnd wirkt. Tonische Krämpfe sind anhaltend; clonische, abwechselnd; Convulsionen sind heftig stoßweise; Catalepsie, Epilepsie, (S. diese Art.) Herzklopfen, Stammeln, Brustkrämpfe, St. Veitstanz, Starrkrampf, das sardonische Lachen u. s. w. Die sogenannten Nervenmenschen, deren Nervensystem besonders empfindlich und deren Muskelsystem schwach ist, sind daher den Krämpfen am meisten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, kränkliche, hypochondrische Männer. Krampfstillende Mittel sind theils solche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Gränzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit desselben überhaupt herabsetzt, regulirt und beschränkt, theils in Stärkung des Muskelsystems. Wenige Mittel wirken jedoch nicht nur allein und unmittelbar auf die Nerven, sondern auch zugleich erhitzend auf das Blutsystem. Es war vor nicht langer Zeit eine Periode, da man alles Krampf nannte, was Schmerz erregte, und oft verleitet wurde, hitzige krampfstillende Mittel zu gebrauchen, wo ein entzündlicher Zustand obwaltete, der durch solche Mittel verschlimmert wurde. Manche

Frauenzimmer schreiben jeden Kopfschmerz, jede schmerzhafte Empfindung im Innern dem Krampfe zu, und mißbrauchen die sogenannten krampfstillenden Mittel zu ihrem größten Schaden. Oft sind bei den sogenannten Krämpfen kühlende Sachen die besten krampfstillenden Mittel. H.

Krankenhäuser sind zunächst zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken bestimmt. Meistens wird noch ein andrer Zweck damit verbunden, nämlich der Unterricht und die Uebung angehender Aerzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäusern in Berlin (Charité), in Wien, in Würzburg u. a. m. (S. Hospitäler). Obgleich mit den Krankenhäusern mehrere Nachtheile verbunden sind, die nicht allemal vermieden werden können, so haben doch auch die Vortheile, welche sie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Ursache zur Entstehung der meisten Krankenhäuser war, konnten viele Mangelhaftigkeiten bei der ersten Stiftung und Einrichtung derselben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbesserungen den meisten Mängeln abgeholfen wurde, so konnten doch selten die Fehler der ersten Anlage ganz ausgemerzt werden. Daher findet man, so viele Krankenhäuser es auch giebt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfordernissen vollkommen entsprechen. Es müssen bei der Anlage eines Krankenhauses besonders folgende Regeln beobachtet werden: 1) Es muß an einem freien, luftigen, trockenen und hinlänglich großen Platze gebauet werden, der fließendes Wasser in der Nähe, oder wenigstens Brunnenwasser in Ueberfluß hat. Krankenhäuser, die in engen Plätzen, vom beständigen Luftwechsel abgeschnitten, sumpfig stehen, oder Mangel an Wasser leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten bei sich, sondern werden auch durch Verderbniß der Luft, Mangel an Reinlichkeit, die schlimmsten Brutnester fauliger, bösartiger und ansteckender Krankheiten, ja eher Mördergruben für die Kranken sowohl als die Aerzte und andern Personen, die um sie seyn müssen, als Tempel der Heilkunst. Bei dem Bau selbst muß alles vermieden werden, was dem Zweck des Krankenhauses zuwider wirkt. Die Steine müssen trocken und fest, nicht dem Salpeterfraß unterworfen seyn, welches die Mauern feucht und kältend macht. Die Kosten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglich weitläuftiger Raum seyn, damit die Kranken nicht zu enge beisammen wohnen und gehörige Lüftung des Ganzen möglich bleibt. Die Oefen müssen gehörig, zur gleichmäßigen Erwärmung vertheilt seyn, die Krankenstuben müssen nicht nach der Wetterseite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig seyn, die Geräthe müssen von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eisen seyn, und bei der übrigen Möblirung alles von Wolle vermieden werden, weil in wollenen Zeugen sich die Ansteckungsstoffe leichter festhängen. Die Abtheilungen der Kranken müssen von einander gehörig abgesondert, die ansteckenden getrennt seyn, die Kranken selbst nicht zu sehr angehäuft, und die Zahl der Aerzte, Chirurgen und Krankenwärter in Verhältniß mit der Menge der Kranken seyn; auch müssen sie gehörig belohnt werden, damit der Staat ihnen die Besorgung der Kranken nicht als Frohndienst auflege, sondern die ordentliche Besorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu versorgenden Kranken nicht zu verschieden seyn, weil Eins das Andere stört. So taugt es nicht, wenn ein und dasselbe Krankenhaus, noch dazu in ei-

nem beschränkten Raume, auch Wahnsinnige, Gesunde zur bloßen Versorgung, Schwangere, aufnehmen soll. Es wäre besser, diese verschiedenen Anstalten abgesondert zu errichten, selbst unter den Kranken die bloß chirurgischen, die venerischen und krätzigen, abgesondert zu versorgen. Einige der vornehmsten Krankenhäuser in Europa sind das Friedrichshospital in Copenhagen, gestiftet im Jahre 1756 vom König Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorf. Die Unterhaltung desselben kostet jährlich 25,000 Rthlr., ist auf 280 Kranke eingerichtet, von denen jeder sein eigenes Bette hat. Das Gebäude ist ein Viereck, in dessen innerm Hofe Spatziergänge sind. Es hat seine eigene Apotheke in dem einen Flügel, und seine Kirche in einem andern, die nöthigen Einrichtungen zu Bädern, eigene Zimmer zu den Operationen, Sectionen, Leichen u. s. w. Der Arzt des Krankenhauses hat 3, der Wundarzt 4 Gehülfen; Alle haben Besoldung und Wohnung. In Stockholm sind das königl. Lazareth und das Dankwiks-Hospital besonders merkwürdig. — In Turin ist das Hospital vom heil. Johannes, welches außer ein Paar hundert Kranken und einigen hundert Waisenkindern und Findlingen, auch Schwangere aufnimmt. Das untere Stockwerk ist für die männlichen, das obere für die weiblichen Kranken bestimmt. Jeder hat ein mit Vorhängen versehenes Bett, alle Betten stehen weit auseinander in Kreuzgängen, in deren Mitte ein Altar aufgerichtet ist. Das Frontispitz des Gebäudes ist sehr prächtig, und 180 Schritte lang. 2 Aerzte, 1 Apotheker mit 4 Gehülfen, 2 Wundärzte mit 12 Gehülfen, sind dabei angestellt, und ohne die Aufseherinnen und Wärterinnen für die weiblichen Kranken, noch 2 Hebammen mit 4 Gehülfinnen. Die Einkünfte beliefen sich (1798) auf 120,000 Livres de Piemont. — In Mailand ist das große Hospital, gestiftet vom Herzog Francisco Sfortia. Der viereckige Hof ist mit 2 Gallerien übereinander umgeben, deren Arkaden auf jonischen und römischen Säulen von Granit ruhen. Das ganze Gebäude hat mehrere kleine Höfe, wodurch die Lüftung sehr erleichtert wird. Ein schnellfließender Wassercanal unter dem Gebäude führt allen Unrath mit fort. Die Anzahl der Kranken ist von 800 bis 1600, welche nach dem Geschlecht und den Krankheiten in 25 große Säle vertheilt sind. Die Einkünfte des Krankenhauses werden auf 100,000 Thaler geschätzt. 26 Aerzte und Chirurgen sind dabei angestellt. Zur Wartung und Bedienung werden an 500 Personen erfordert. Das Ganze hat das Ansehen einer kleinen Stadt. Alle Handwerker, welche zu der Anstalt nöthig sind, Bäcker, Schlächter, Weber u. s. w., wohnen im Bezirk des Krankenhauses. — Unter den vielen Hospitälern in Frankreich (deren 700 seyn sollen) ist in Paris das Hôtel-Dieu das älteste und merkwürdigste. Die Gebäude desselben nehmen einen großen Umfang zu beiden Seiten der Seine ein; eine sehr geräumige Brücke verbindet sie mit einander. Die Kranken sind in verschiedene Abtheilungen und in viele Säle (deren in dem alten Gebäude allein 23 waren) vertheilt. Es sind jetzt noch 2000 Betten in Bereitschaft. Sonst mußten mehrere Kranke in einem Bette liegen, dies ist aber jetzt abgeändert. Die Bevölkerung des Hospitals beläuft sich im Durchschnitt auf 1500 Menschen, ehemals belief sie sich auf 4000. Die ärztliche Besorgung ist 8 Aerzten übertragen. 1 Oberchirurg mit 100 angehenden Chirurgen haben die wundärztliche Besorgung und Wartung der Kranken. Außer diesen werden die Krankenwärterdienste von den ehemaligen Nonnen versehen, denen sich freiwillig mehrere andere Frauenzimmer zugesellen, und welche wieder eine Menge gemietheter Mägde und Bedienten unter ihrem Befehle haben. Zum täglichen Gebrauch werden etwa 4000 Pf.

Brod gebacken. — In Wien ist das große allgemeine Krankenhaus, dessen vordere Breite 110, die Länge 186 wiener Klafter hält. Alle Gebäude sind 2 Stockwerke hoch, ausgenommen einige, welche deren 3 haben. Das Thor hat 2 Thorwärter als Wache; man kommt durch dasselbe in den ersten Hof, der mit Alleen und einem Springbrunnen versehen ist. Unter dem ganzen Gebäude läuft in einem Canale Wasser zur Wegnahme des Unraths weg. Hinter dem ersten Hofe sind noch 6 andere, eben so verzierte, hinter diesen der sogenannte Tollthurm, zur Aufnahme der Wahnsinnigen, daneben das Militärhospital. Alle Flügel und Theile des Hospitals sind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der rechte Flügel im ersten großen Hofe enthält die Wohnungen für Aerzte, Wundärzte und andere Beamte, für die Kanzlei und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenstuben, die sämmtlich in den innern Höfen angelegt sind, sind numerirt, ihre Thüren zeigen die Nummern der Krankenzimmer, zu welchen sie führen, und die Nummern der Betten, welche diese enthalten. Je zwei Krankenzimmer sind mit einer Küche versehen. Die Abtritte sind in unterirdische Canäle abgeleitet. Ueber den Thüren der Krankenzimmer sind Fenster angebracht, an deren einer Seite eine Uhr, an der andern Seite eine Laterne befindlich ist. Die meisten Krankenzimmer enthalten 18 bis 20 und mehr, einige 40 bis 50, die größten bis 90 Betten. Mittelst vieler Ventilatoren, und der Fenster- und Thüröffnungen wird in allen Krankenstuben hinlänglich für Luftwechsel gesorgt. Bei den Krankenbetten steht ein Tisch mit der Arzenei, dem Trinkgeschirr u. s. w. In die Mauern sind Behältnisse für die Nachtstühle angebracht, welche sorgfältig verwahrt sind; Kranke, die nicht aufstehen können, bekommen dergleichen Stühle an das Bette gebracht. Noch steht in jedem Krankenzimmer ein langer Tisch, und ein großes kupfernes Waschbecken mit einer Kuppel, worin beständig frisches Wasser erhalten wird. Ueber jedem Krankenbette hängt eine schwarze hölzerne Tafel mit der Nummer des Zimmers, des Bettes, dem Namen des Kranken, dessen Eintrittstage, der Verordnung u. s. w. Das Krankenhaus enthält 86 Krankenzimmer, in welchen etwa 1488 Betten sind. 4 Zimmer, jedes mit 27 Betten, sind für die Reconvalescenten bestimmt. In Allem können an 2000 Kranke aufgenommen werden. Die Abtheilung der Kranken richtet sich nach den Krankheiten; diejenigen, welche etwas bezahlen können, genießen nach Verhältniß etwas mehr Bequemlichkeit. Unheilbare werden nicht aufgenommen, sondern in die besondern Siechhäuser gebracht. Außer dem Director, welcher einen jährlichen Gehalt von 3000 fl. hat, sind noch 4 Aerzte als Primarärzte angestellt, von denen 2 freie Wohnung und Heizung im Krankenhause, und 1000 fl., 2, die in der Stadt wohnen, 600 fl. bekommen. Jeder derselben hat noch einen untergeordneten Arzt und 2 bis 3 Gehülfen, welche freie Wohnung im Spital, Holz, und 300 fl. bekommen. Die Krankenvisiten finden Vormittags, von 7 bis 8, oder von 8 bis 9 Uhr, Nachmittags von 3 bis 4 Uhr statt. Die Secundarärzte haben das erste Examen der angekommenen Kranken, die vorläufige Ordination, das Aufschreiben der Verordnungen und Recepte der Primarärzte, die Ueberschrift der Tafeln, die Speisetabellen, die Aufsicht über die Vertheilung der Medicamente und Speisen, die Führung des Journals über den Verlauf der Krankheit, zu besorgen. Für die chirurgischen Kranken sind 5 Oberchirurgen, der erste mit 1500 fl. Gehalt, die andern mit 800 fl., Wohnung und Holz; ihnen untergeordnet sind 7 Unterchirurgen, 10 Gehülfen und eine Anzahl angestellter Practikanten. Auf einem Zimmer mit 20 Betten werden 3 Krankenwär-

ter gehalten, auf den größern nach Verhältniß mehr. Der erste bekommt monatlich 10 fl. ohne Kost, die andern 9 fl. Außerdem sind 4 Hausväter als Aufseher, mit 200 bis 400 fl. Gehalt angestellt. Sie erhalten alle Materialien von dem Verwalter, und übergeben solche dem ersten Krankenwärter. Was die Kranken mitbringen, verwahren sie in besondern numerirten Behältern, deren so viel als Krankenbetten auf den Böden angebracht sind. Drei Speisewirthe sorgen für die Kost, und liefern selbige bis auf die Krankenstuben an die ersten Krankenwärter zur Vertheilung aus. Die Diät ist in schwache Portionen, viertel-, drittel-, halbe und ganze Portionen eingetheilt und die ganzen Portionen sind für die Bezahlenden nach Verhältniß etwas besser eingerichtet. Das Hospital hat seine eigene Apotheke mit 4 Receptirtischen, 1 Provisor, 6 Gehülfen, unter welche die Krankenzimmer getheilt sind, ein Laboratorium mit 6 Laboranten. Die monatlichen Rechnungen werden durch 6 beeidigte Apotheker in der Stadt nachgesehen und vidimirt. Die Kanzlei besteht aus 1 Oberverwalter mit 1200 fl., 1 Gegenschreiber mit 800 fl., und 9 andern Schreibern. Sie führen zugleich über die Kranken, deren Aufnahme, Entlassung, Leben und Tod, die Register. Zum Transport der Kranken sind 6 Träger, jeder mit 120 fl. Gehalt, zu den häuslichen Verrichtungen 8 Hausknechte, außer diesen noch 2 Todtengräber angestellt. — Das Entbindungshaus begreift den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Höfe. Niemand wird hier zugelassen, als nur die zur Wartung gehörigen Personen. Jede Schwangere findet hier zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Aufnahme, ohne nach ihrem Namen und Stande, oder nach dem Namen des Vaters gefragt zu werden. Sie hat bloß ihren wahren Namen in einem Zettel versiegelt niederzulegen, damit, im Falle sie stirbt, ihr Todtenschein ausgefertigt werden kann, nimmt aber auch diesen Zettel wieder mit, wenn sie beim Leben bleibt. Sie können verschleiert oder selbst verlarvt im Hause seyn. Dieses hat 4 Abtheilungen, eine von 12 Zimmern für Einzelne, die andere 2 Zimmer für 20 Schwangere und 2 für 18 Wöchnerinnen eingerichtet; die dritte 2 Zimmer für 20 Schwangere und 1 für 20 Wöchnerinnen; die vierte ist für die Armen zur unentgeldlichen Verpflegung. — Da aus dem bisherigen schon die Einrichtung der Krankenhäuser einigermaßen einzusehen ist, so übergehen wir die große Menge der übrigen, unter denen viele bedeutende und ebenfalls vortrefflich eingerichtete sind, z. B. die Charité in Berlin, das Senkenbergische Hospital in Frankfurt a. M., das Juliushospital in Würzburg u. a. H.

Krankheit, ist derjenige Zustand des lebenden Organismus, da die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen gestört ist. Jede Krankheit trübt also die Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung derselben in der Realität erscheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Gesundheit), sondern es gehört dazu, daß sie in der Verrichtung der zur Erhaltung des Lebens bestimmten Organe eine Störung verursache. Man kann daher auch die Krankheit als eine Abweichung von der relativen Gesundheit bestimmen. Jede Krankheit bedroht demnach das Leben, mehr oder weniger, je nachdem die Abweichung in einem zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Organ oder System ist, je nachdem die gestörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung selbst anhaltend oder vorübergehend ist. So ist z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchst wichtiges Organ, und die Verletzung desselben, oder eine anhaltende Beeinträchtigung seiner Ver-

richtungen erscheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen ist bestimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher diese bald zu verlöschen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher ist ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit des Sinnorgans, doch für das Leben an und für sich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann seiner Blindheit ungeachtet so alt werden als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, in so fern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Organe, und in einer bestimmten Stelle des Organismus zu bemerken ist, oder das Ganze desselben leidet. Da nämlich alle einzelne Organe mit den andern in Verbindung stehen, die einzelnen Systeme des Körpers (z. B. Nervengefäß-System) sich allenthalben zeigen, ihre Verrichtungen wechselseitig einander bestimmen, so ist es nothwendige Folge, daß, wenn das Eine angegriffen, dessen Verrichtung gestört ist, auch bald die Verrichtung eines Andern, und zwar zuvörderst des zunächst mit ihm verbundenen, darunter leiden wird. Ist das ursprünglich ergriffene Organ also ein wichtiges, auf viele andere Einfluß habendes, so werden bald nicht in ihm allein, sondern in mehrern andern Krankheitserscheinungen zu bemerken seyn. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchsafts, von der Beschaffenheit des Milchsafts die Qualität des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Ist also der Magen in seiner Verrichtung gestört, so kann zwar anfangs diese Krankheit bloß örtlich seyn, allein bald wird die Beschaffenheit des Blutes schlechter werden, weil der Nahrungsstoff schlecht bearbeitet, einen schlechten Milchsaft für das Blut abgiebt, welcher als roher fremdartiger Stoff die Lebensluft aus der Atmosphäre (das Sauerstoffgas) wenig aufnimmt. Daher wird der ganze Körper schwach, die Lebenskräfte sinken, die Ernährung des Körpers leidet, und die Krankheit ist nun allgemein geworden. Die Krankheiten werden ferner eingetheilt nach der Länge ihrer Dauer in hitzige und langwierige (acute und chronische). Unter die ersten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchstens 4 Wochen beendigen; unter die zweiten gehören die Krankheiten, welche ohne Fieber sind, und längere unbestimmte Zeit zu ihrem Verlaufe brauchen. So macht man ferner einen Unterschied unter innerlichen Krankheiten, welche einen innern Theil, oder ein ganzes System des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber u. dgl., und unter äußerlichen Krankheiten, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Brown setzte zwei Hauptclassen der Krankheiten fest, die sthenischen und asthenischen, die erstern von zu starker, die andern von zu schwacher Erregung. (S. Erregungstheorie.) Andere Aerzte nahmen nicht bloß Krankheiten von verändertem Stande der Kräfte, sondern auch solche an, welche von Verdorbenheit der Säfte herrührten (s. Humoralpathologie). **Krankheitsanlage** ist die hervorstechende Neigung zu irgend einer besondern Abweichung von der relativen Gesundheit. Sie ist also noch nicht Krankheit selbst, kann aber nach gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in diese übergehen, als bei einem andern Menschen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine schwache Brust und reizbare Lungen hat, kann sich immer dabei relativ gesund befinden, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft eher von Catarrh oder

einer andern Brustkrankheit befallen werden, als bei Andern der Fall seyn würde. — Krankheitsursachen enthalten den Grund der wirklichen Ausbildung und Erscheinung der Krankheit. Man unterscheidet dabei die nächste Ursache, welche in derjenigen Abweichung von der Gesundheit besteht, die den vollständigen Grund aller andern darauf folgenden in sich enthält; die entfernten Ursachen, welche in solchen schädlichen Einwirkungen auf den Körper bestehen, die theils die erste Abweichung setzen, theils zum Uebergang aus der Krankheitsanlage in wirkliche Krankheit Veranlassung geben. Von der Gelbsucht z. B. setzt man als die nächste Ursache rückgängige Bewegung der Galle aus den Gallengängen der Leber und der Gallenblase in das Blut. Als entfernte Ursachen können verschiedene Einflüsse wirken, große Hitze, welche die zu häufige Absonderung der Galle befördern, Zorn, welcher die Reizbarkeit der Leber erhöht, und krampfhafte Verschließung des Ausgangs der Gallengänge, oder zu häufige Ergießung der Galle in den Magen bewirken kann. — Krankheitserscheinungen (Symptome) sind die sinnlich wahrnehmbaren Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform ist die Reihe von Erscheinungen in und an dem Körper, wodurch sich die Krankheit äußerlich offenbart, und von allen andern unterscheidet. Diese sind theils zugleich vorhanden, theils folgen sie in bestimmter Ordnung auf einander (successive Symptome) nach den Gesetzen des Organismus, nach dem Zusammenhange der Organe und Systeme in demselben, und ihrer Wechselwirkung auf einander. — In so fern die Krankheitsform bei jedem Menschen durch dessen individuelle Constitution, Anlage und eigene Verhältnisse modificirt wird, entsteht der einzelne Krankheitsfall. Unter Kränklichkeit versteht man den Zustand, der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. H.

Krater, s. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überstrichen und auf Papier abgedruckt werden. Diese Kunst ward zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von dem pseudonymen Schriftsteller Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jacob Wecker, der 1586 starb, für eine und dieselbe Person hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 starb, soll diese Kunst gelehrt haben, und der nun verstorbene Professor Baier besaß eine Sammlung solcher Pflanzenabdrücke aus dem 16ten Jahrhunderte. Hessel, der 1707 in America die Pflanzen selbst zu den Typen oder Abdrücken in botanischen Werken gebrauchte, ist also nicht der erste Erfinder dieser Kunst. Der Professor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erste ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier schwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Diese Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunst die Besitzungen Kniephofs 1736 in Asche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbesserte darauf mit Hülfe des Professors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. Im J. 1728 verfertigte der Engländer Kirnhals die ersten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunst 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, fast alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) so abzudrucken, daß sie zum allerwenigsten wirklichen Kupferstichen an die Seite gesetzt werden können, und viel wohlfeiler und doch natürlicher als diese sind.

Kräuterkunde gehört als Hülfswissenschaft zur Arzeneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzeneimitteln. Wir unterscheiden deswegen die besondere Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik lassen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft inne haben, dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner harmonischen Ausbildung sehr schaden, da die Arzneikunde selbst für sich eben so viel Zeit erfordert. Die medicinische Kräuterkunde besteht daher in der historischen Kenntniß derjenigen Pflanzen, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, in der Kenntniß der Physik der Pflanzen, in soweit sie dazu dient, den organischen Bau derselben mit dem der Thiere zu vergleichen, und die Gesetze des organischen Lebens zu erläutern. Eben so wie aber der Arzt in allen andern Fächern seines Wissens immer fortschreiten muß, ist es auch nothwendig, daß er dies in der Kräuterkunde verhältnißmäßig thue, daher in steter Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft bleibe, und die Resultate der Bemühungen und Forschungen der Botaniker kennen lerne. (S. über das Weitere den Artikel Botanik.) H.

Krebsschaden, ein eigenartiges, höchst bösartiges Geschwür, dessen Entstehung in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen statt findet, von da aber auch auf andere Theile sich fortpflanzen kann. Der Ursprung des Krebses ist meistens in verhärteten (scirrhösen) Drüsen, doch darf man deswegen nicht jede Drüsengeschwulst als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, die ohne Nachtheil sind, und sich leicht wieder zertheilen lassen. Entstehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, so ist der Uebergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgenen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebene Adern um die Geschwulst herum, welche von ihrem Ansehen (besonders auf einer Brust) wahrscheinlich zu dem Namen Veranlassung gegeben haben. Bricht die Geschwulst auf und bildet sich ein um sich fressendes, sehr schmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchsen, die schnell emporkommen, versehenes, sehr übelriechendes Geschwür, so heißt dies der offene Krebs. Zur Entstehung des verborgenen Krebses giebt oft äußere Verletzung der Drüsen, Stoßen, Druck oder Reiben, die erste Veranlassung, doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Absatz derselben Statt finden. Im letztern Fall ist die Heilung sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich; im erstern Fall ist das Ausschneiden der Verhärtung das sicherste Mittel. Oft wird ein Geschwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebs nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der neuern chemischen Bestimmung zu den kohlensauern Kalkerden, und besteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und sich daher leicht an fremde Körper festhängen. Dies ist der Grund, warum Kreide leicht abfärbt. Sie besitzt im Allgemeinen die Eigenschaften der Kalkerden. Die reinste ist schneeweiß, fällt aber ins Graue, jemehr sie mit Thon und Kieselerde vermischt ist. Ihr Name kommt wahrscheinlich von Kreta (jetzt Candien) her, welche Insel sie nicht nur in großer Menge, sondern auch in besonderer Güte liefert, und sollte daher auch Kreite

geschrieben werden. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern, ist sie sehr gemein und bildet daselbst oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküsten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen sie zum Schreiben, zum Anstreichen der Farben, wo sie mit Leim vermischt wird, zum Poliren des Silbers und anderer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des reaumürschen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und zu anderm Behufe gebraucht. Durch sie kann man saures Bier verbessern, Fettflecke aus Papier bringen und in Verbindung mit Alaun ranzigte Oele wieder herstellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten.

Kreis, in der Geometrie, die in sich selbst geschlossene krumme Linie, in welcher alle Puncte, von einem innerhalb gelegenen Puncte, dem Mittelpuncte, gleich weit abstehen, welcher Abstand Radius oder Halbmesser genannt wird. Figürlich heißt dieser Kreis jede Rückkehr zu dem Puncte, von dem man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel im Beweise, wenn man den Schluß des Beweises schon im Anfange desselben vorausgesetzt hat. Aus der geometrischen Erklärung des Kreises folgt, daß die Größe seines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe seines Durchmessers abhängt, und es ist daher eine höchst wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreises sich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreises aber heißt der Flächeninhalt der vom Kreise begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich ist. Gäbe es ein rationales Verhältniß, d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen, der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, so hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie. Weil nun dieses Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt ist gesucht worden, so wurde die Rectification des Kreises gewöhnlich Quadratur genannt. Aus geometrischen Gründen aber ist kein rationales Verhältniß des Durchmessers zum Umfange möglich, sondern es kann dasselbe nur näherungsweise gefunden werden, doch so genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig ist. Indeß hat es in den neuesten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die sich ihr ganzes Leben damit beschäftigt und in ihrer Unwissenheit am Ende ein Resultat gefunden haben, was sich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmesser = 1, so ist nämlich der Umfang = 3, 141 592 653 5 u. s. w. So weit hat schon Franz Vieta diese Zahl gefunden. Nachher ist sie weiter berechnet worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Kölln (von ihm wird sie auch die Ludolphsche Zahl genannt) bis auf 35, von Scharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet sie sich in einem oxfordschen Manuscript bis auf 156 Decimalstellen berechnet. Zuerst fand Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142 . . . nachher Melius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, also schon bis auf 6 Decimalstellen richtig, was zu den meisten Zwecken hinlängliche Genauigkeit giebt. L.

Kreml (Kremlin) heißt das kaiserl. Residenzschloß in der Stadt Moscau, macht gleichsam eine kleine Stadt aus und ist mit dreifachen dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geschütz versehen. Es befinden sich in diesem Schlosse, außer zwei Klö-

stern, viele steinerne Kirchen, insonderheit die Cathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiserl. Krönung geschieht. In der Kirche zum Erzengel Michael ist das Begräbniß der russischen Monarchen, und hinter derselben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem sich jetzt die geistliche Synode versammelt und eine an griechischen und russischen Handschriften reiche Bibliothek vorhanden ist. Im Schlosse selbst haben die kaiserl. Collegien ihren Sitz; auch befindet sich das Zeughaus in demselben. Als am Ende des Jahrs 1812 bei dem Vordringen der französischen Armee die Stadt Moscau von den russischen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber setzte der Marschall Mortier, vor seinem Abzuge aus Moskau, in der auf den 22. Octbr. folgenden Nacht in Flammen, so daß er gleichfalls größten Theils zerstört wurde. Man legte aber sogleich wieder Hand an die Wiederherstellung dieses Gebäudes, und so geschah es, durch den thätigen Eifer des Gouverneurs Tormasow, daß es im Sommer 1816 nach einem regelmäßigern Plan als vorher, meistens wieder aufgebaut war.

Kretinen, eine eigne Menschenart, die sich durch Mißgestalt des Körpers und Mangel an Geisteskräften auszeichnen. Sie haben nämlich einen dicken, platten, unförmlichen Kopf, plumpe, grobe Gesichtszüge, schlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geist und ohne den geringsten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht selten bis über die Brust herabhängt. Sie sind ganz dumm und ohne Verstand, keiner Bildung fähig und taubstumm, dabei äußerst träg und sehr gefräßig. Wenn Kretinen heirathen, werden ihre Kinder wieder solche Menschen, doch können auch gesunder Aeltern Kinder Kretinen werden. In den Thälern des Walliserlandes, der Schweiz und von Savoyen kommen sie am häufigsten vor, und pflanzen sich in manchen Familien von einer Generation zur andern fort. Manche Menschen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren sie als solche aus Aberglauben. Kretinismus ist diese krankhafte Verunstaltung selbst. Man schreibt ihre Entstehung der ungesunden, feuchten und eingeschlossenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen versehenen Wasser, der Unreinlichkeit der Straßen, der Trägheit, dem Schmutz und dem Mangel an Cultur der Einwohner selbst zu. Das Uebel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anstatt daß der Aberglaube hie und da sie befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Ansatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe, wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geistescultur der Bewohner jener Thäler mehr beförderte. (Foderé, über die Kretinen, übers. v. Lindemann, Berlin 1796.) H.

Kretschmann (Carl Friedrich) wurde am 4. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, woselbst sein Vater Oberadvocat war. Auf dem Gymnasium daselbst erhielt er die erste wissenschaftliche Bildung, worauf er 1757 die Universität zu Wittenberg bezog, um daselbst die Rechte zu studiren. In demselben Jahre verlor er, außer seinem Vater, auch noch sein ganzes Vermögen durch das Bombardement der Stadt. Im J. 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius zu Zittau. Im J. 1797 setzte ihn seine Regierung als Emeritus in den Ruhestand. Kretschmann hat sich in mehrern Arten der Dichtkunst nicht geringe Verdienste erworben: er bearbeitete das Bardenlied, das epische Gedicht, die Hymne, die Ode, das scherzhafte Lied,

die Elegie, das Sinngedicht, die Fabel und Erzählung, so wie das Drama. Auch als Prosaiker und Uebersetzer hat er sich zu seinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde zog er schon zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch im Werden befangen war, durch seine Bardiete die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichneten sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. Seine Schriften sind: Fünf ausgesuchte Lustspiele aus dem Théâtre italien des Gherardi. Berlin, 1762. 8. Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte. Frankf. u. Lpz. (Bautzen) 1763. 8. Scherzhafte Gesänge. Leipz. 1771. 8. Kleine Gedichte. Leipz. 1775. 8. Von den Sitten der alten Deutschen. Aus dem Lateinischen des Tacitus. Leipz. 1774. kl. 8. Die seidenen Schuhe, Lustspiel in zwei Acten. Leipz. 1787. Sämmtliche Werke. 7 Thle. Leipz. 1784 — 1805. (Enthalten, außer den bessern vorhin genannten Werken, auch mehrere neue Arbeiten). — Lucius Annäus Florus. Aus dem Lateinischen. Leipz. 1785. Literarischer Briefwechsel an eine Freundin; auch unter dem Titel: Claudian. Leipz. 1797. Kleine Romane und Erzählungen. 2 Thle. Leipz. 1799. 1803. Johann Peter Willebrands Inbegriff der Polizei. Aus dem Franz. Leipz. u. Zittau, 1766. Themis und Komus, oder Industrie- und Advocaten-Kalender. Leipz. 1789. Reise nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz. Außerdem enthalten noch viele Zeitschriften, und zwar in sehr beträchtlicher Anzahl, Beiträge von Kretschmann.

Kreuz. Der Umstand, daß Jesus am Kreuze gestorben ist, hat dieß bei den Römern übliche Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken des Todes Jesu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrhundert zurück. Constantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Pallästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen, auch wurden späterhin Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenstande der Verehrung wurde es aber erst, nachdem die Kaiserin Helene, Constantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben seyn sollte, in Jerusalem fand und einen Theil davon nach Constantinopel mitbrachte. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt und der Kaiser Heraclius glaubte, das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Persern 616 in die Hände gefallen war, 631 von ihnen wiedergewann. Wunderbar vervielfältigte sich diese heilige Reliquie, unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweisen, deren wunderthätige Kraft sich durch die erstaunenswürdigsten Thatsachen bewährt haben sollte, und man glaubte im Ernst, daß es sich theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderstürmer auch die Anbetung des Kreuzes an; man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung schuldig zu seyn, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7ten Jahrhundert in den Kirchen des Orients förmlich adorirt. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht, das im 8ten und 9ten Jahrhundert in Frankreich und Deutschland als ein

Gottesurtheil galt, bei dem der, der es am längsten aushielt, in Gestalt des Kreuzes ausgespannt zu stehen, seine Unschuld und sein Recht erhärtet hatte. Die Feldzüge, welche die Christenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, sind ebenfalls vom Kreuze benannt, weil sich jeder Theilnehmende mit einem auf sein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldnem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen Kreuzbrüder im Anfange des 15ten Jahrhunderts, nach Art der Geißler herumschweifenden Rotten, die nur schwärmerische Bußübungen und Absonderungen von den kirchlichen Mißbräuchen beabsichtigten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1414 zu Sangerhausen in Thüringen verbrannt. Unter den vielen Erinnerungen, die von jenen Zügen gegen die Ungläubigen bis auf unsre Zeiten gekommen sind, ist die Kreuzbulle besonders merkwürdig. So heißt nämlich eine Ablaßbulle, die zuerst Ferdinand der Katholische für die Spanier erhielt, um sie durch eine völlige Sündenvergebung und gewisse Freiheiten beim Fasten zu Kreuzzügen gegen die Mauren zu bewegen. Obgleich späterhin der Zweck dieser Bulle wegfiel, blieb sie doch in Kraft, weil das durch den Verkauf des darin versicherten päpstlichen Ablasses in Spanien und spanisch Amerika gelöste Geld ein bedeutendes Einkommen für den Klerus und die Könige wurde. Daher gilt noch jetzt in diesen Ländern niemand für einen guten Christen, der diesen Ablaß nicht kauft und die damit verbundenen nach Befinden der Bezahlung größeren oder geringeren kirchlichen Privilegien sind auch anlockend genug, um ihm alle Stände und Geschlechter zinsbar zu machen. E.

Kreuzen (in der Schiffersprache) heißt, sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Schiffe zu erwarten, Caper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuschneiden, Flotten zu beobachten, oder sonst aus andern Absichten in einer Gegend des Meeres hin und her zu fahren. Die kreuzenden Schiffe sperren die Häfen, sichern vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in sofern sie diese als feindlich zu betrachten haben, den möglichsten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt steht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, so wie die Gegend, wo sie sich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzzüge, die, sind die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Palästina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehende Krieger das Zeichen des Kreuzes trugen. Längst befanden sich die christlichen und muhamedanischen Völker im Kriegsstande, in Asien nicht nur, sondern auch in Europa, wo die dem muhamedanischen Glauben ergebenen Mauren oder Mohren in der pyrenäischen Halbinsel sich festgesetzt hatten, wo das Christenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden und tief schmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß sie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte und noch das Grab des Erlösers sich befand, nach welchem fromme Pilgrimme wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen wissen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pillgrimme konnten die Gefahren, denen der fromme Wallfahrer ausgesetzt sey, nicht genug schildern, und besonders ward der

fatimische Kalif Hakem, als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst ein geheimer Christ sey, in dem Blute der Christen abwaschen wolle. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist, welcher im Mittelalter die fränkisch-germanischen Völker beseelte und der Vortheil, welchen sich die Menschen jedes Standes und Verhältnisses von diesen Unternehmungen versprachen. Der Papst betrachtete sie als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürsten hofften Sieg und Erweiterung der Herrschaft; die Völker erwarteten rühmliche Abentheuer zu bestehen und der in den meisten Gegenden verarmte Landmann zog willig nach einem Lande, welches man sich in Europa als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigsten Segnungen verheißen, die Hoffnung, die heiligsten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewissen Aussicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod seine Schrecken. Aus dieser Ursache muß man die Kreuzzüge und den Enthusiasmus der Völker für diese Unternehmungen erklären. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens oder Peter der Einsiedler, welcher im J. 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jerusalem gereist war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., schilderte ihm auf das Beweglichste den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem er die abendländischen Christen flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizustehen. Der Papst eröffnete die im J. 1095 zu Piacenza gehaltene Kirchenversammlung, was ihm Christus durch Peter den Eremiten habe sagen lassen, ließ die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius den traurigen Zustand der Christenheit im Morgenlande schildern und bewog viele zu dem Versprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der im J. 1096 zu Clermont veranstalteten Kirchenversammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Er begeisterte die ganze Versammlung für seinen Plan, daß sie, nachdem er ihr das Elend der morgenländischen Christen geschildert hatte, einstimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heeresschaaren auf verschiedenen Wegen aus. Viele dieser Schaaren aber, welchen alle Disciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg sie führte, aufgerieben, ehe sie noch Constantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte, erreichten. Ein wohldisciplinirtes, auserlesenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit diesem Heere zogen diese kriegserfahrnen Führer durch Deutschland und Ungarn, setzten über die Meerenge von Galliopoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edessa und endlich im J. 1099 Jerusalem selbst. Gottfried ward der erste König von Jerusalem, starb aber schon im Jahr 1100. Der Ruf von der Eroberung Jerusalems entflammte den Enthusiasmus aufs Neue; im J. 1102 brach eine Masse von 260,000 Menschen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genuesern und andern schifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug

veranlaßte der Verlust von Edessa, welches die Saracenen im J. 1142 einnahmen. Die Nachricht von diesem Verluste erregte große Bestürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Besitzungen und Jerusalem selbst würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papst Eugen III., unterstützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII. das Kreuz zu nehmen. Beide Fürsten zogen im J. 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg und sie mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande, als sie es gefunden hatten, verlassen. Als der Sultan Saladin im J. 1187 den Christen Jerusalem wieder entrissen hatte, flammte der Enthusiasmus in Europa höher auf, als selbst zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrscher der drei europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen. Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Oriente blieb. Dem deutschen Helden, Friedrich II., welcher im J. 1228 genöthiget war, von dem Papste, der ihn verderben wollte, um ein in seiner Jugend gegebenes Versprechen zu lösen, einen Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jerusalem wieder zu erobern, ob er sich gleich den dauernden Besitz des Landes nicht zu sichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche diese Unternehmungen führten, schließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weise, obgleich das Schicksal seinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrscher von Palästina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete sich hier eine Revolution, welche für den Besitz des heiligen Landes entscheidend ward. Saladins Haus wurde gestürzt, und es bildete sich die Herrschaft der Mammelucken und Sultane. Diese wurden Eroberer und die Besitzungen der Christen in Palästina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände und mit Acre oder Ptolomais fiel im J. 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reiches auf dem Continente von Asien. Ward gleich der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, so waren sie doch von der größten Wichtigkeit für die europäische Menschheit. Denn durch diese Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerstandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch diese kostspieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa sich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert und keine kleine Zahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zustand der europäischen Welt ist großentheils eine mittelbare Folge dieser Unternehmungen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten ist besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Lpz. Thl. I. 1807, Thl. II. 1813, und das Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreiung des heil. Grabes, von Joh. Christ. Ludw. Haken. Frankf. a. d. O. 1809 zu empfehlen. Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in

der Schrift von Heeren, Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg. Unter dem Ausdrucke Krieg verstehen wir im völkerrechtlichen Sinne denjenigen Zustand, unter unabhängigen Nationen, wo diese ihre Rechte mit Gewalt verfolgen. Man pflegt auf verschiedene Weise den Krieg einzutheilen. So spricht man von Privat- und öffentlichem Kriege, indem man unter dem erstern den Zustand wechselseitiger Gewaltthätigkeiten versteht, worin man sich die Menschen im Naturzustande befindlich denkt; unter öffentlichem Kriege dagegen, die Feindseligkeiten unter zwei Nationen. Mit letzterem Ausdrucke pflegt man jedoch auch sowohl den Bürgerkrieg eines Theils des Volks gegen den andern, den man noch von Rebellion dadurch unterscheidet, daß man letztern für einen unrechtmäßigen Aufruhr, ersteren dagegen für eine wohl begründete Widersetzlichkeit erklärt, als auch den öffentlichen Krieg im engern Sinne zu bezeichnen, wenn ein ganzes Volk gegen ein anderes zu Feindseligkeiten schreitet. Eine practisch ungleich richtigere Eintheilung ist die in Angriffs- und Vertheidigungs-, oder in Offensiv- und Defensiv-Krieg, wobei man sich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offensiv-Krieg führe, der zuerst zu Feindseligkeiten schreitet, denn oft kann der, der sich nur zu vertheidigen scheint, der wirkliche Angreifer seyn, wenn er entweder vorher die Rechte eines andern Theils verletzte, oder eine bis zur moralischen Gewißheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der Kriegführenden Theile sich gern das Ansehen zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündnissen steht, unter dem Vorwande des eingetretenen Casus foederis die tractatenmäßige Hülfe in Anspruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, so steht dasselbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieses Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden ist; ein Fall, der sich z. B. bei den großen Handelsgesellschaften nicht selten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindseligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber bestraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn sie offensiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Kriegsschiffe, sondern auch die Kaper, sobald sie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats versehen sind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angesehen, und nur diejenigen, die ohne eine solche Autorisation sich Feindseligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber bestraft. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verschiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraison (s. Kriegsgesetze). So ist es Kriegsrecht oder Kriegsraison, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, dessen Einwohner sich Feindseligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repressalien nicht zu respectiren, oder dasselbe zu zerstören, wenn diese Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerstörung dem Feinde entrissen werden kann, dessen Operationen es erleichtern oder die eigenen Unternehmungen erschweren würde. Dagegen pflegt man auch oft die militärischen Gesetze, die Kriegsreglements mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieser

Rücksicht sind die Truppen allgemein besondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht gleich allgemein ist die Observanz darin, ob dieselben auch in nicht militärischen Angelegenheiten einen besondern Gerichtsstand besitzen, oder ob sie den gewöhnlichen Tribunälen unterworfen sind. Ersteres war z. B. in den mehrsten deutschen Staaten der Fall, letzteres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Das Kriegsrecht unterscheidet sich durch ein höchst summarisches Verfahren, bei dem die mehrsten bürgerlichen Formen wegfallen, — eine Procedur, die allerdings wol im Kriege und bei den Armeen zu entschuldigen ist; allein ein heilloser Mißbrauch bleibt es, dieselbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dieß in Frankreich der Fall ist. Die Greuel der französischen Specialtribunäle, Militärcommissionen, und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten spottweise belegten Anstalten noch weiter heißen mögen, sind ja leider auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslasten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beschwerden begriffen, welche der Kriegszustand für die Bürger mit sich führt, wie Einquartierungen, Kriegsfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsschäden dagegen gewöhnlich die Verluste bezeichnet, die durch den Krieg selbst verursacht worden, wie z. B. Verwüstungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehstandes, Brand u. s. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsschäden verursachten Verlustes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenersatzes, ist allerdings ein sehr schwieriger Punct, der vorzüglich in unsern Tagen, wo die Kriegsschäden so häufig und ansehnlich waren, oft zur Sprache gekommen ist. Cz.

Kriegsschiffe (s. Marine). Die Kriegsschiffe, deren bekanntlich gegenwärtig England allein über tausend, bei weitem mehr als das übrige Europa zusammengenommen, besitzt, werden auf verschiedene Weise eingetheilt. In die erste Classe gehören die Linienschiffe, d. h. solche Schiffe, welche in Seeschlachten in der Linie fechten. Sie zerfallen wiederum in Schiffe vom ersten Range oder Dreidecker, die 98 Kanonen und darüber führen, in Schiffe vom zweiten Range von 74 bis 90 Kanonen, in Schiffe vom dritten Range von 64, 74 und 80 Kanonen, und in Schiffe vom vierten Range, wozu gewöhnlich alle diejenigen, welche 54 bis 60 Kanonen führen, gezählt werden. Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine eigene zweite Klasse, und werden regelmäßig von ihnen nicht mit zu den Linienschiffen gerechnet, ob sie gleich auch wohl zuweilen in die Linie gestellt werden; bei den Holländern und Franzosen dagegen galten sie immer als Linienschiffe. Die dritte Klasse wird gebildet durch die Fregatten, die sich sowol durch die geringere Zahl ihrer Kanonen, als noch mehr durch das leichtere Kaliber derselben unterscheiden, weswegen sie auch nicht in der Linie gebraucht werden können; man versteht darunter Schiffe von 24 bis 46 Kanonen. In die vierte Klasse endlich gehören die verschiedenen Arten der kleinern Kriegsfahrzeuge, die Schebecken, Brigantinen, Bricks, Kutters, Kanonenböte u. s. w.; die Zahl der Kanonen, die diese führen, ist sehr verschieden. Schweden und Rußland besitzen außerdem noch eine aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen des finnischen Meerbusens gebraucht werden können, bestehende Scheerenflotte; auch pflegten einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu unterhalten. Die Kriegsschiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, bestehend zum Theil aus Matrosen, die nur durch eine lange Uebung gebildet werden und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsschiffahrt haben, in hinlänglicher Menge

gefunden werden können und aus Seesoldaten, die ein besonderes, in Regimenter, gleich wie die Landtruppen getheiltes, stehendes Corps bilden, wogegen die Matrosen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlassen und nur beim Ausbruch eines Krieges, durch Werbung oder Conscription von neuem zusammengebracht werden. Die Seesoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militärischen Polizeidienste auf den Schiffen selbst gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe ist jedoch der Befehlshaber der Seesoldaten dem Commandeur des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verschiedene Titel, die bei den meisten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre- oder Rear-Admirale, Capitaine und Lieutenants. Verschieden von den Kriegsschiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannschaft im Dienste des Staats steht, sind Kaper, d. h. solche bewaffnete Schiffe, die von Privatpersonen ausgerüstet werden, welche von der Regierung durch eine besondere Bevollmächtigung (den sogenannten Markebrief) die Erlaubniß erhalten haben, Feindseligkeiten zu üben und eben deshalb auch von der Gegenpartei als rechtmäßige Feinde anerkannt werden müssen. Jedoch finden einige nicht unbedeutende Verschiedenheiten in den völkerrechtlichen Befugnissen der Kriegsschiffe und der Kaper Statt, indem man ersteren ohne Bedenken manche Vorrechte, wie z. B. bei der Visitation neutraler Schiffe einräumt, die man dagegen den Kapern allgemein verweigert. Cz.

Kriegsgefangene, Kriegsgesetze. Durch den ausgebrochenen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Individuen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzusehen und zu behandlen, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch civilisirter Nationen auf die Befugniß beschränkt, die feindlichen Individuen auf jede Art außer Stand zu setzen, uns zu schaden. Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangene zu machen, so wie das die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerstand leisten. Diejenigen aber, die ohne Waffen zu führen, der Armee folgen, sollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, so wenig als dieß bei den übrigen Unbewaffneten rechtlich ist, in sofern sich dieselben keine Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen. Als Kriegsgefangene sind vielmehr allein anzusehen und zu behandeln, sowol diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und sich selbst für Kriegsgefangene erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, und durch Wunden entkräftet, nicht ferner sich zu vertheidigen im Stande sind, wo es also eine Barbarei seyn würde, sie zu tödten oder zu verwunden. In die Klasse derjenigen aber, die zwar der Armee folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, also nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden sollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeister, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen besondern Umstände an, in wiefern die genannten Personen in ihrer bürgerlichen Eigenschaft respectirt werden können. Die Kriegsgesetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verletzen; nur ihrer Haabe sich zu bemächtigen, ist dem, der sie gefangen nimmt, gestattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechselung sie in Gefangenschaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödten, kann nur mit der seltenen Nothwendigkeit der Repressalien, oder dem noch seltenern Falle, wo die Kriegsraison ein solches Verfahren entschuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter oder Marodeure, das heißt, solche Solda-

ten, die einzeln, oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Officiere, sich Gewaltthätigkeiten und Feindseligkeiten gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anspruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode bestraft. Eben so, wie es nicht erlaubt ist, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben so hat auch der völkerrechtliche Gebrauch, die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sclaven zu machen oder zu transplantiren, längst unter cultivirten Nationen verbannt; höchstens gegen die Türken und Barbaresken hat man sich dieses noch zuweilen als Retorsion erlaubt. Jede Nation ist in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die sie gemacht hat, zu unterhalten, doch pflegen nicht selten, zumal bei langwierigen Kriegen, bei . Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute selbst unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechselseitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden sie noch während der Dauer desselben entlassen oder ausgewechselt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu gestatten, sich selbst gegen ein zu zahlendes Lösegeld wieder in Freiheit zu setzen, ist in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen aber entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Officiere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis sie förmlich ausgewechselt worden, und so oft es gefordert werden wird, sich zu stellen. Jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloser Deserteur bestraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Versprechen nur während einer bestimmten Frist, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfrist, nicht wieder zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfang des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechselseitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geschlossen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt sind und die entweder auf eine bestimmte oder eine unbestimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus sich erstrecken. Die Art der Auswechselung selbst ist verschieden. Entweder verfährt man dabei so, daß man einen jeden Grad zu einem bestimmten Preise in Gelde, oder zu einer bestimmten Anzahl Individuen eines niedrigern Grades taxirt, und den Ueberschuß an Kriegsgefangenen, den eine von beiden Parteien von irgend einem Grade haben möchte, entweder mit Gelde, oder mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Individuen eines geringern Grades bezahlt, oder man wechselt nur Mann für Mann und Grad für Grad, und behält den Ueberschuß zurück; diese letztere Methode wollte z. B. Frankreich während des Revolutionskrieges bei der Auswechselung der Kriegsgefangenen mit England allein befolgt wissen. Beim Frieden pflegen gewöhnlich die Kriegsgefangenen in Masse, ohne weitere besondere Auswechselung, von beiden Seiten restituirt zu werden. — Kriegsgesetze. Unter dem Worte Kriegsgesetze begreift man im weitern Sinne sowol die Kriegsmanier als auch die Kriegsraison, d. h. mit andern Worten, Alles, was im Kriege zwischen Nationen üblich und gebräuchlich ist. Im engern Sinne versteht man dagegen unter dem Ausdruck Kriegsgesetze, nur die Kriegsmanier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civilisirten Nationen übereingekommen sind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weise zu vermehren. Dadurch sind manche Maaßregeln als völlig unzuläßig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzuläßig, aber durch außerordentliche Umstände und durch die höchste Noth entschuldbar. Die Befugniß zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmanier verbotenen Maaßregeln in außerordentlichen Fällen seine Zuflucht

zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraison bezeichnet. Unter die wichtigsten, durch allgemeine, stillschweigende sowol als ausdrückliche Uebereinkünfte der civilisirten Nationen festgesetzten Kriegsregeln, gehören hauptsächlich folgende: Es dürfen keine Feindseligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derselbe nicht durch beiderseitig erlassene Manifeste förmlich erklärt war, dahingegen aber ist in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botschaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten ist noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzusehen. In der Regel und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft in Verträgen ausdrücklich bestimmt, die Abreise der wechselseitigen Gesandten, als den Anfang des eingetretenen Kriegsstandes ansehen zu wollen. Wäre es gleich den strengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des Ausbruchs des Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindselig zu behandeln, so ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur diesen, sondern auch selbst denjenigen, die nach schon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wissen, ins feindliche Land kommen möchten, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet. Erst Frankreich gab in dieser Rücksicht in unsern Tagen ein Beispiel, welches uns in die barbarischen Zeiten des Mittelalters zurücksetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinah noch vor der Abreise des englischen Gesandten für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgesetze, theils die Personen, theils die Güter des Feindes. Was dieselben in Rücksicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde bestimmen, ist oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt ist, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewisser Arten dem Feinde zu schaden, wie z. B. einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewisser Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasstücke und des gehackten Bleis, so wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine zu nichts führende und folglich für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden ist. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man sich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denselben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundsatze ausging, daß durch den Krieg die persönlich freundschaftlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander nicht gestört werden durften, wogegen leider von Frankreich seit dem Revolutionskriege gleichfalls ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden ist. Was die Güter des Feindes betrifft, so kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die provisorische Souveränetät des Eroberers, der dadurch, streng genommen, zur Ausübung aller Souveränetätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunsten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, so lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, respectirt werden soll. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß die Requisitionen und Contributionen, nicht, wie dieß in unsern Tagen von Frankreich geschah,

so ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugesicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch diesen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide sind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchem die Beute Eigenthum desjenigen wird, der sie machte, nach welcher Frist also jedes Recht des frühern Besitzers daran für erloschen angesehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie schon bemerkt worden, der Eroberer provisorischer Eigenthümer des eroberten Landes, jedoch äußert dieses Verhältniß in der Regel erst dann seine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden ist. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Personen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; so hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geisseln, in neuern Zeiten mildere Grundsätze eingeführt, indem man sich nur damit begnügt, sie bis zur Erfüllung der Forderungen, für deren Sicherheit sie gestellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenschaft zu halten. Cz.

Kriegskunst. Die neuere Kriegskunst datirt sich von der Einführung des Feuergewehrs und der stehenden Truppen, wodurch nothwendig die gesammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptsächlich persönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entschieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reitz als nachher; er war damals die Lieblingsbeschäftigung der höhern Classen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn jeder unterhielt sich selbst während des Krieges; nur die Aermern, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deshalb aber mußte auch die Kriegskunst, nach unsern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erst während des Kampfes Karls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks schätzen, und die Schweizer, damals das beste dieser Art, entschieden nicht selten das Schicksal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich des groben Geschützes, ward der persönliche Muth und die körperliche Kraft weniger werth; die Kunst mußte ersetzen, was diesen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer seltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigsten Volksclassen seine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberstellen zu bekleiden, ließen sich höchstens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erforderte das Kriegswesen eine größere Uebung, größere erlernte Fertigkeiten, und so mußten nothwendig allmählig stehende Heere sich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im spätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen beinahe unbeweglichen Massen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich sowohl, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dieß System der stehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derselben im Verhältnisse zu den Heeren der spätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb; auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrich IV., eines Prinzen Moritz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte, vorzüglich aber war es jedoch die Belagerungskunst, die in dem spanisch-niederländischen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der

dreißigjährige Kriege. Zwar bestand noch immer der größte Theil der Heere aus Menschen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallensteins Schaaren, allein dagegen ward durch Gustav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik bewirkt. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen, und manche Verbesserungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erst schnelle und künstliche Bewegungen und Manöver möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Systems vor der alten Kriegskunst, der selbst noch Wallenstein huldigte. Das gesammte Kriegswesen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunst insbesondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherren, eine vollkommen veränderte Gestalt. Das System der stehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht gesehene Weise ausgedehnt. Statt der 14000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. seit dem Nymweger Frieden nun schon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beispiel gegeben, alle andern Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seestaaten England und Holland sträubten sich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der stehenden Heere, die man immer dort als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten diese großen Massen auch auf die Kriegskunst einen wichtigen Einfluß haben. Es ward eine Kunst, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches seine Grenzen auf jede Weise durch Erbauung neuer Festungen zu sichern suchte, und die französischen Kriegsbaumeister galten bis auf die neuesten Zeiten für unerreichbare Muster in Europa. Im Anfange des 18. Jahrhunderts begann für das gesammte Kriegswesen und die Kriegskunst eine neue wichtige Epoche. Nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäische Art disciplinirtes und exercirtes stehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiserin Anna durch Münich auch in seiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäischen Staaten gleich gemacht ward, sondern auch Preußen trat unter Friedrich Wilhelm I., gegen die Mitte des Jahrhunderts, als ansehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußischen Monarchie ward das stehende Heer die Hauptsache; die Zahl desselben stand bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und so gab Preußen vor allen zuerst das Beispiel des Systems fremder Werbungen, woraus nothwendig ein gewaltiger, für den gemeinen Krieger äußerst drückender Zwang hervorgehen mußte. Nur zur Maschine sollte das Heer werden, und wie hätte ein Heer, zum Theil aus geworbenen Fremden, dem Auswurfe aller Länder bestehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch diese Idee, das Heer zur kunstfertigen Maschine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Autorität gesetzt. In seinem Zeitalter ward die Kriegskunst in vollem Sinne des Worts ausgebildet; Friedrich selbst ward ihr vollkommenstes Muster, und das Beispiel des großen Königs wirkte auf alle, selbst die kleinsten Staaten, das System der stehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es sie noch nie gehabt; preußische Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber schlichen sich auch schon jetzt Fehler ein, die nothwendig in der Folge ihre ganze nachtheilige Wirkung äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden angeworbenen Gesindels führte immer mehr zu einer höchst entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchst elend machte; alle Aussicht auf Beförderung und da-

mit zugleich jeder Ehrgeiz ward durch die ausschließliche Besetzung der Officiersstellen mit Adligen, und auch diese nur nach der Anciennität, eine natürliche Folge des langen Friedensstandes seit dem siebenjährigen Kriege, erstickt; man fing an mit dem Heere zu spielen, statt es zu gebrauchen. So schien das System des Kriegswesens auf die höchste Stufe der Ausbildung erhoben zu seyn, als die französische Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die Blößen des bisherigen Systems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Systems der stehenden Heere, hatte sich eine weite Kluft zwischen ihnen und den Nationen allmählig befestigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, diese war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geschlagen, so war auch die Nation unterjocht, und zugleich waren die Heere so über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß sie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung strafte sich wie immer, so auch hier! Man hatte die Heere nur zu Maschinen gemacht und alle moralischen Triebfedern waren zerbrochen, was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geschah, ein Volk in fanatischer Ueberspannung den Kampf gegen die veralteten gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward, gegen die verrostete Maschine der stehenden Heere? Eine neue einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbesiegt, so lange als sie ihrem ursprünglichen Zwekke getreu war; — als aber der Herrscher von Frankreich, wieder in den alten Wahn verfallend, sein Heer immer mehr nur als Maschine für seine persönlichen Absichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache gestützt, endlich die Nationen selbst für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen, da bewährte es sich von neuem, daß keine noch so gerühmte Kunstfertigkeit, keine noch so vollkommene Maschine der moralischen Kraft und dem Enthusiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerstehen vermag. Cz.

Kritik, mit diesem griechischen Worte bezeichnet man die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welcher seine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt also einen Gegenstand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird, denn die vollkommenste Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Daher setzt also z. B. eine Kunstkritik eine Aesthetik voraus, und ohne eine solche Theorie ist die Beurtheilung nur ein fragmentarisches und deshalb unsicheres Raisonnement, keine Kritik. Vorzüglich aber in Beziehung auf das Freie und Willkührliche, weniger in Beziehung auf das Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweckmäßigen (eigentliche Kritik) statt. So verschiedene Arten freier Thätigkeit es nun giebt, so verschieden ist die Kritik ihrem Gegenstande nach; besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände menschlicher Thätigkeit, Wissenschaft und Kunst im weitern Sinne. In Beziehung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. Der erstere Ausdruck hat ver-

schiedene Bedeutungen. Philosophische Kritik im weitesten Sinne kann seyn eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und ihr Verhältniß zur Darstellung betrachtende Kritik, dahingegen die historische eine solche, welche nur das Aeußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung auf Zeit und Raum, so wie das daraus entspringende Verständniß desselben betrifft. So ist z. B. die ästhetische Kritik einer Antike (und dieses soll ja eine philosophische seyn) von der technischen und antiquarischen Kritik derselben verschieden, obgleich diese mit jener wie Form und Gehalt, innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich ist. Dann bedeutet philosophische Kritik die Kritik philosophischer Werke, welche auf die Haupterfordernisse der logischen und materiellen Wahrheit gerichtet ist. Endlich gaben Kant und seine Schüler dem Namen Kritik noch eine ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Untersuchung dessen, was dem Menschen zu erkennen nützlich sey, bezogen. Auch unterscheidet man in der Philosophie die kritische *Methode*, (den Kriticismus) von der dogmatischen (s. d. Art.) und von der skeptischen. Vergl. darüber die Art. Philosophie, Methode, Kantische Philosophie. Die historische Kritik bezieht sich auf die Wirklichkeit *äußerer* Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit, und ist die Untersuchung der Aechtheit (Authenticität) gewisser (besonders schriftlicher) Zeugnisse. Sie ist wiederum so verschieden als die *historischen* Wissenschaften (s. d. Art. historisch). Hieher gehört vorzüglich die geschichtliche, oder historische Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichtschreiber u. s. w. nach bestimmten, aus dem Zwecke der Geschichte abstrahirten, aus den logischen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erfordernissen der historischen Gewißheit hervorgehenden, und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Bestandtheil der historischen Kunst im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Historikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung steht die philologische Kritik (s. Philologie), die Prüfung der schriftlichen Denkmäler vorzüglich des Alterthums, welche *entweder* auf Untersuchung der Aechtheit des Ganzen in Beziehung auf einen genannten Verfasser, (ob sie ihm mit Recht oder fälschlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Absicht zugeschrieben wird, oder des *Einzelnen*, d. i. auf die Aechtheit und Unverfälschtheit einzelner Stellen, und wenn sie absichtlich oder durch Irrthum verdorben worden sind, auf ihre Wiederherstellung oder Verbesserung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet ist. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei jener Untersuchung von äußern Umständen, von Ueberlieferung ꝛc., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalt, Geist, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieses mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfassers, und bestimmt darnach, ob sie demselben oder welchem andern Verfasser, und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sey. Im erstern Falle heißt sie äußere, im letztern innere Kritik. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, ist vorzüglich unter den Deutschen in neuerer Zeit auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, sagt ein deutscher Denker, die Sicherheit der Resultate unserer historischen Forscher und die Festigkeit, mit welcher philologische Kritik uns die classische Literatur gereinigt hat. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüg-

lich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meistentheils eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unserer neuern Philologen, ein Wolf, Hermann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Versuch, diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur anzuwenden, hat kürzlich A. W. Schlegel (im deutschen Museum) abgelegt. Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn von Kritik schlechthin die Rede ist, gemeiniglich die philologische Kritik vorzugsweise, besonders aber die gewöhnlich vorkommende niedere Kritik, welche sich mit Beurtheilung der verschiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftsteller, und mit Festsetzung der richtigen beschäftigt, zu verstehen ist. Was aber 2. die Kunstkritik anlangt, so untersucht sie, wie wir eben andeuteten, den innern, idealen, oder ästhetischen Werth des Kunstwerks, und heißt in sofern ästhetische Kritik, oder sie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt in sofern technische oder technologische Kritik. So wie jede wahre Kritik endlich sich von der unächten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterscheidet, so unterscheidet sich auch der Kritiker, Beurtheiler, Kunstrichter von dem Kritikaster, Krittler oder Afterkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende streng beurtheilt, sondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder dessen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — sey sie auch noch so zuversichtlich ausgesprochen, — oder immer nur ein Tadel ist, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid rc. erzeugt, oder auf willkührliche und conventionelle Gesetze, welche hier nichts entscheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet. Das Gefühl menschlicher Beschränktheit und die Einsicht, daß das Vollkommenste nur Ideal ist, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menschlicher Producte human und nachsichtig seyn, ja selbst um seines eignen Genusses willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze setzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, welcher in dem Mißbrauche der Kritik liegt, ist die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geschäft, das sie betreiben, sey es so hoch und wichtig, als es wolle, nur sich selbst sehen und ihre persönlichen Anforderungen geltend machen wollen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche sich lediglich ihrem Gefühle, sey es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlassen und anvertrauen. Diese sehr herrschenden Motive menschlicher Denk- und Beurtheilungsweise haben freilich selbst den Namen der Kritik, des Kritischen (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, untersuchend, sondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet) so wie dem Geschäft des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß ist es, daß, so lange der Mensch ein verständiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Wesen seyn wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung seiner Werke, wie vielmehr der geistvollen umfassenden Kritik einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einseitigen Productivität und beschränkten Manier, über welche sich die Kritik durch die Idee erhebt. Diesen Werth belegt auch die Erfahrung und Geschichte, welche uns zeigen, wie oft die

wahre Kritik von Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wissenschaft und Kunst verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe sich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritiker, Kritikus, s. d. vorhergeh. Art.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldnen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiedenen Würde derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wappenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Fürsten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Außer diesem eigentlichen und vornehmsten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird dasselbe nicht selten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen aber hat man vorzüglich in den neu entstandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander geradezu entgegengesetzt zu brauchen, indem man unter Krone den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern, von dem Staate verschiedenen moralischen Person betrachtet, zustehen. So spricht man von Krondomänen im Gegensatze von Staatsdomänen, indem man mit den ersteren einen ähnlichen Begriff, so wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullgüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatdomänen gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Niesbrauche anheim fallen, letztere dagegen vollkommen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der Kronschatz z. B. noch wiederum von der Privatchatoulle im engsten Sinne verschieden seyn. In solchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich dieser Unterschied zwischen Krone und Staat nicht statt. — Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein von dem neuesten zum Theil sehr verschiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemal. deutschen Reiche, so noch gegenwärtig in Ungarn, wobei noch der besondere Umstand zu bemerken ist, daß diese Aemter gewöhnlich in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die in verschiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter, beinah nur ausschließlich Hofdienste, die einen besonders hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militärischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militärische Großofficiere der Krone giebt. Erblichkeit dieser Aemter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Titulare versehen höchstens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird eben so, wie schon bemerkt worden, der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieselben in den neuern Staaten allerdings streng getrennt sind; so hat man z. B. in Frankreich besondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel von solchen Würden angeordnet, denn man hat sich sorgfältig gehütet, den Inhabern derselben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu gestatten. In manchen Staaten, wie in Eng-

land, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaisern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweise gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig so nennt, für durchaus nothwendig geachtet, jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat dagegen in andern allmählich aufgehört; haben wir ja doch selbst in unsern Tagen neue gekrönte Häupter entstehen sehen, die auch nicht gekrönt waren. Der Papst, der in frühern Zeiten die römischen Kaiser zu krönen pflegte, hat nur einmal in der neuern Zeit dieses Geschäft wiederum versehen, als er im Jahre 1804 Napoleon Bonaparte zu Paris als Kaiser der Franzosen krönte (eigentlich salbte; denn die Krone setzte er sich selbst auf.) Cz.

Kronion, s. Jupiter.

Kronos, s. Saturnus.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man belegt zwar im gemeinen Leben die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse selbst mit dem Namen des Kropfes, und verwechselt sonach beide mit einander, allein genau genommen sind beide verschiedene Uebel. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüse, von Auftreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachsen, wie man an den Kretinen sieht. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltner als der Kropf. Sie bildet eine genau umschr[illegible]ne, von den benachbarten Theilen wohl zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens von mechanischer Ursache, Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgiebt. In der Folge erst, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichsam knorpelig. Die häufigste Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Classe von Menschen, die von solchen Beschäftigungen sich ernähren, am meisten. Man hat sonst dem Trinken von Schneewasser die Entstehung des Kropfes zugeschrieben, allein die Erfahrung hat diese Meinung widerlegt. Wahrscheinlicher ist es, daß der häufige Genuß von Wasser, das mit Kalch- und andern erdigen Theilen erfüllt ist, z. B. Quellen aus solchen Bergen, dazu beitragen kann, und vielleicht auch die Anschwellung der Schilddrüse verursacht. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden, späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer. H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), war vorher Professor der Universität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg; ein religiöser Volkslehrer, der sich durch seine gemüthvollen, kindlich ansprechenden Schriften, z. B. seine Parabeln (3 Thle. 4 Aufl.), Apologieen, der Sonntag (oder das Festbüchlein 1 Bd., 3 Aufl., Duisburg 1813) das Christfest (2 Aufl. ebend. 1814), den Bibelkatechismus 2 Aufl. ebend. 1813) u. a. eine würdige Stelle in der neuern deutschen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit seiner

Schriften mehr stärkende Kraft wünschen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher, eigenthümlicher Ansichten (über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht, Lpz. 1805) bereichert.

Krümmung heißt jede Abweichung von einer geraden Linie oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung an jedem ihrer Puncte wird in der Geometrie bestimmt durch den Krümmungshalbmesser, d. i. durch den Halbmesser des Kreises, welcher die krumme Linie in einem bestimmten Puncte berührt. L.

Krünitz (Johann Georg), Dr. der Medicin zu Berlin, ward daselbst am 28. März 1728 geboren und studirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb am 20. Dec. 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und anderer Werke, welche er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, eigene Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehrern Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner unermüdet thätigen Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyklopädie, welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73 Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod übereilte. Krünitz hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann. Nach Krünitz's Tode setzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, starb aber schon 1799. Seitdem besorgt dessen Bruder, H. G. Flörke, die Fortsetzung.

Krusenstern (A. J. Ritter von), Capitain der k. russischen Marine. Dieser Seemann, der neueste unter den berühmtesten Weltumseglern, hat der Wissenschaft, seinem Kaiser, dem russischen Reiche und seinem eigenen Verdienste, in seiner Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1806, ein Denkmal gestiftet, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Rußland hatte schon vor Krusenstern Entdeckungsreisen wohl vorbereitet und glücklich ausgeführt. Zu Behrings Reise und zu Tschirikoffs dritter Reise dauerten die Zurüstungen 9, zu Billings Reise 10 Jahr. Außer diesen Männern nennt die russische Geschichte folgende denkwürdige Reisende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteffskoy, Synd, Krenitzin, Lewascheff, Larmann, Sarytscheff. Aber Krusensterns Reise übertraf seine Vorgänger in Rußland nicht bloß durch ihren Umfang, sondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte sich die russische Schiffahrt im atlantischen Ocean nie bis zu den Wendekreisen erstreckt. Krusenstern fuhr vom 60 Grad N. B. bis zum 60 Grad S. B. der andern Hemisphäre; und auf dieser mehr als 3jährigen Reise starb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht war, beweisen 3 verschiedene im Druck erschienene Beschreibungen dieser Entdeckungsreise, welche Alexanders Regierung um so mehr verherrlicht, da Rußland unter ihr, von so vielen Seiten gedrängt, nur im Panzer und Helm erscheint. Der Kaiser kaufte nicht nur die beiden Schiffe für 17,000 Pf. Sterl. und wies zu ihrer Ausbesserung 5000 Pf. St. an; er versah sie nicht nur mit allem Nöthigen, z. B. mit den besten Instrumenten von Troughton, Arnold und Pennington; sondern er that Alles, um das wissenschaftliche Gelingen dieser Nationalunternehmung zu sichern und zu bestärken. Er ermunterte und belohnte die Seefahrer mit kaiserlicher Freigebigkeit. So wies Er Krusensterns Gattin die Einkünfte eines Guts an, welche sich auf 1500 Rubel jährlich beliefen, um ihren Mann, während der Ab-

wesenheit, wie Er sich ausdrückte, über den Wohlstand seiner Familie zu beruhigen. Alle Officiere am Bord beider Schiffe wurden um einen Rang befördert, und erhielten lebenslängliche Pensionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährlich 300 Ducaten. Aber der Ruhm der vollendeten Unternehmung gebührt dem bescheidenen Krusenstern. Kein Seefahrer hat so viel Menschenfreundlichkeit, Sorgfalt, Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, mit einer umfassenden Kenntniß seines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz sich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntnissen eines Mannes nur sein moralischer Character den einzigen wahren Werth ertheilt, so zeigt es der Erfolg dieser Reise. Man kannte den Capitain von Krusenstern schon in der gelehrten Welt durch einen Aufsatz in Storchs Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inseln und Küsten von America zeigte, und bewies, daß dieser Handel nur dann erst, wenn Schiffe aus der Ostsee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordwestküste von America gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen sollte, mußte es der indischen Gewässer kundige Seeleute besitzen. Krusenstern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingesammelt, als er im Revolutionskriege von 1793 bis 1799 auf der englischen Flotte diente. Jetzt verschaffte ihm der russische Gesandte am englischen Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem brittischen Chinafahrer selbst nach Indien zu gehen. Er hielt sich in den J. 1798 und 1799 zu Canton auf, und lernte daselbst die Vortheile kennen, die den russischen Besitzungen auf der americanischen Küste aus einem unmittelbaren Absatze ihres Rauchwerks erwachsen könnten. Der durchdachte Plan aber, welchen er nach seiner Rückkunft dem Commerzminister, Herrn v. Soimonoff, überreichte, daß nämlich mit den 600 adeligen Seecadetten zugleich 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kauffahrteidienste erzogen werden, ferner daß Schiffbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Instrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Ostsee den russischen Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küste von America zugeführt werden sollten, damit die Russen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlassen dürften, sondern unmittelbar ihre Pelzwaaren in Canton absetzen und dadurch außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiserl. Marine erhalten könnten, fand kein Gehör. Erst Alexander faßte, durch den Minister, Grafen Romanzoff und den Admiral Mordwinoff auf Krusensterns Vorschläge aufmerksam gemacht, desselben Plan auf, und übertrug dem wackern Seemann, nach einer von dem damaligen Commerzminister, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Instruction, die nähere Untersuchung der Nordwestküste von America. Später verband man damit den Nebenzweck, die seit Laxmanns Reise nach Japan zerrissenen Handelsverbindungen in Nangasaky wieder anzuknüpfen. Krusenstern trat willig aus seiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um seinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Personals beider Schiffe war ihm überlassen. Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforschern Tilesius aus Leipzig, Langsdorff und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Lieut. Lisanskoy übergab er die Führung der Newa. Nachdem er mit der verständigsten Sorgfalt für den Zweck der Reise Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehte zum ersten Male die russische Flagge jenseit des Aequators; den 19. Aug. 1806 kam die Nadeshda zu Kronstadt an. Man muß über

die Reise selbst die verschiedenen Beschreibungen nachlesen. Das Hauptwerk ist: Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. M. Kaisers Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda (die Hofnung) und Newa, unter dem Commando des Capitains von der kaiserl. Marine, A. J. v. Krusenstern. St. Petersburg. Auf Kosten des Verf. I. II. III. Th. 4. 1810. 1812. Die beiden ersten Theile enthalten die Erzählung der Reise und kosten 15 Rthlr.; der dritte Theil dieses classischen Werks enthält naturhistorische und physikalisch-nautische Abhandlungen vom Hofr. Tilesius, Dr. Carl Espenberg, Hofr. Horner und dem Cap. Krusenstern. Ein Supplementband soll noch folgen. Der Atlas in 6 Heften enthält 16 Bl. über Japan und naturhistorische und ethnographische Abbildungen vom Hofr. Tilesius. Eine 2te Aufl. dieses Werks ist mit Bewilligung des Verfassers in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811 — 1812 erschienen, geschmückt mit dem Bildnisse des Verf. und mit illumin. und schwarzen Kupfern. Die beiden ersten Theile kosten 5 Thlr. Eine englische Uebersetzung der Krusensternschen Reise von Goppner ist unvollständig und durch eine Menge Fehler entstellt. — Auch Capitain Urey Lisanskoy hat die auf der Newa gemachte Reise um die Welt in russischer Sprache beschrieben (St. Petersburg 1813, 2 Thle. 8.), wovon der Hofrath Dr. Pansner eine deutsche Uebersetzung liefert. Das dritte Hauptwerk über diese Reise hat der kaiserl. russische Hofrath G. H. v. Langsdorff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, in 2 Bdn., 4. mit Kupf. Frankfurt a. M. bei Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erste Band die Krusensternsche Reise betrift, da der Verf. im J. 1805 die Expedition in Kamtschatka verließ, und seine Reise von den Aleuten und America aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieses Werk ist ins Englische übersetzt. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der Krusensternschen Reise ist nur eine Stimme. Capit. Krusenstern entdeckte die Orlowsinseln; durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Washingtons-inseln, besonders Nukahiwa, bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Australien, die der japanischen Küste und der Inseln des chinesischen Meeres. Die östlich von Japan gelegene Insel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusenstern so wenig finden, als vor ihm Vries und La Perouse. Eben so mißlang der Wunsch, die Handelsverbindung mit Japan wieder anzuknüpfen. Der dahin bestimmte russische Gesandte, der Kammerherr von Resanoff, ward nicht angenommen. Was Krusensterns Reise aber vor allen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß er seine ganze Mannschaft, die auf der Nadeshda aus 85 Personen bestand, nach einer mehr als 3jährigen, fast durch alle Zonen gemachten Seefahrt, gesund und vollzählig heimführte. Für den russischen Handel wird diese Reise erst in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeschlagenen Verbesserungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf den Aleuten und auf der Nordwestküste von America, auf deren Mißbräuche Krusenstern mit edler Wahrheitsliebe aufmerksam gemacht hat, ausgeführt sind. Dann steht auch dem russischen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müssen die russischen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, sonst werden sie, von den Japanesen und Chinesen verabscheuet, keinen Zutritt in diesem Theile von Asien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Absichten ihres Kaisers vereitelt, und strenge Gerechtigkeit, die Krusenstern fordert, ist nöthig,

um das Ansehen der Gesetze unter jenem öden Himmelsstriche zu gründen. Das neueste Beispiel, wie verhaßt sich die Russen im östlichen Asien gemacht haben, enthält der officielle Bericht des Capitains, Ritters von Krusenstern, über des Capitains Golownin Reise zur Untersuchung der kurilischen Inseln (s. d. A. G. Eph., Febr. 1814). So greift die Krusensternsche Reise auf mehr als einer Seite in die Geschichte des des russischen Reichs ein. Möge dieser edle, bescheidene, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für sein Vaterland wirksam bleiben. Von seinen literarischen Arbeiten, welche vorzüglich die nautische Geographie bereichern, enthalten die A. G. Eph. mehrere Proben, unter denen wir den Aufsatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckungen einer nordwestl. Durchfahrt im J. 1587, und sein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia anführen wollen. Sein neuestes Werk enthält: Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordwestküste von America. Petersb. 1813. 68 S. in 4. Ch.

Kugel nennt man eine zu bekannte Körpergestaltung, als daß sie noch einer Beschreibung bedürfte. Ihr körperlicher Inhalt verhält sich zu dem eines Cylinders, dessen Höhe und Durchmesser der Grundfläche ihrem Durchmesser selbst gleich ist, genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematischen Kegel desselben Maßes, wie 2 zu 1. Dieses Verhältniß hat zuerst Archimedes gefunden und dargelegt. Er zeigt, daß die Kugel in Rücksicht ihres Inhaltes zwischen den beiden andern Körpern mitten inne steht, sie erhebt sich aber durch ihre Gestaltung als die vollkommenste über diese empor. Nach jenem ist es wunderbar, daß die Natur auch dadurch, daß sie in ihren Bildungen von dem Eie des kleinsten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es sich wiegt, von dem kleinsten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen ꝛc. in der mannichfaltigsten Verschiedenheit nach dem Ideale der Kugelgestaltung strebt, die Mittelstraße beobachtet. Nach diesem ist es kein Wunder, wenn weise Männer des Alterthums, wo man sich das Uebersinnliche vermittelst der Gegenstände der Sinnenwelt vorstellte, selbst die Gottheit als Kugel gedacht haben, da sich die vollkommensten Erzeugnisse der vegetabilischen und thierischen Natur nach ihrer Gestalt gleichsam als Muster bilden. Eine unendliche Menge solcher Bemerkungen drängen sich uns auf, sobald wir auf unsrer Erdkugel, oder in der unermeßlichen Kugel des Weltalls mit dem vollkommensten Werkzeuge unserer Sinne, dem Auge, das selbst eine Kugel ist, herumblicken. Erd- Himmels- Stück- Kanonen- Kartätschen- Flinten- Giftkugel ꝛc. s. an s. Orte.

Kugeldreieck heißt ein Dreieck, wenn es auf einer Kugel beschrieben ist, daher die Seiten desselben nicht gerade, sondern krumme Linien seyn müssen. Da unsere Erde auch eine Kugel ist, so müssen 3 Oerter auf derselben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien, und Straßburg, die Spitzen eines großen Kugeldreiecks seyn.

Kügelgen, Gerhard von, Historien- und Portraitmaler, Mitgl. der Akademieen von St. Petersburg, Berlin und Dresden, und **Karl von Kügelgen**, Landschaftmaler, Mitgl. der Akademieen von St. Petersburg und Berlin, Zwillingsbrüder, sind im J. 1772, den 6ten Jan. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Eltern (der Vater war kurköllnscher Hofkammerrath) eine christlich fromme Erziehung. Beide zog schon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Malerei hin; dieß und ihre seltene Aehnlichkeit im Aeußern, in der sich die Eltern oft selbst irrten, erregte Aufsehn. Aber die Malerei

galt in jener Gegend nur als ein vornehmes Handwerk, und die berühmteren Meister dieser Kunst standen im Rufe eines etwas liederlichen Lebens. Kein Wunder also, daß der Vater der Zwillinge diese Kunst unter die losen zählte, welche dem Seelenheile seiner Söhne gar gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Lieblingsneigung entsagen, und in einem matten Schulunterrichte zu einer wissenschaftlichen Bildung sich vorbereiten. Zwei Jahre, nachdem sie, 14 Jahre alt, in das Jesuiter-Gymnasium zu Bonn gebracht worden waren, starb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling Gerhard, von seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er sich der Kunst ganz widmen konnte. Ohne Unterricht, versuchte er sich mit Liebe, im Figurenzeichnen und Malen. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der sehr geachtete Historienmaler Januarius Zick in Coblenz übernahm gegen ein jährliches Lehrgeld seinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Karl, daß er unmöglich etwas Anderes als sein Bruder treiben könne. Da er schon in der frühesten Jugend Häuser und Bäume mit Lust gezeichnet hatte, wie sein Bruder Gesichtsbildungen, so ward er in Frankfurt am Main dem berühmten Landschaftmaler Schütz übergeben. Nach einer Uebung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder seines Meisters so treu und charakteristisch, daß man sie für Originale ansehen konnte; allein die etwas eigen gesinnte Mad. Zick glaubte, dieß schade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Lustreise nach Mainz den Historien- und Portraitmaler Eesel aus Würzburg kennen. Dieser freundlich gesinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeldlich. Aber nach einem halben Jahre schrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joseph auf der Universität Bonn erhalten werden müsse, so falle es ihr schwer, die Zwillinge in dem kostspieligen Studium der Malerkunst zu unterstützen; sie möchten daher selbst auf Mittel zum Fortkommen denken. Beide beschlossen, an den Kurfürsten von Kölln, Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, sich zu wenden. Gerhard malte zu diesem Endzwecke sein eigenes Bild in halber Figur mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, von der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Karl malte die Gegend von Würzburg und die Stadt. Der Kammerpräsident Spiegel von Diesenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes und ihrer guten Aufführung, als Vorsteher des Gymnasiums in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Kurfürsten. Dieser Fürst, ein jovialer Mann, unterhielt sich lange scherzhaft mit den Zwillingen, und ließ ihnen noch denselben Abend die Zusicherung ertheilen, daß sie eine Reisepension von 200 Ducaten jährlich, drei Jahre lang in Rom beziehen sollten. — Den 4. Mai 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutschland größtentheils zu Fuße. Die reiche Schönheit der Natur in den Umgebungen Roms fesselte bald den Landschaftmaler so, daß ihm das Copiren nach andern Meistern nicht zweckmäßig schien. Den Historienmaler aber zogen die Idealgestalten der Antiken und das wundersam Rührende in Raphaels Gemälden so an, daß er ausschließlich nur dieses und jene nachzubilden bemüht war. Indem sich also keiner von den beiden Brüdern auf die Autorität eines Meisters, oder einer Schule und Akademie stützte, war ihr kunst-

lerisches Streben frei, und in jedem entfaltete sich das Eigenthümliche seines Genius. So ist in den landschaftlichen Darstellungen des jüngern Bruders die üppige, oft sogar etwas überreiche italienische Natur, wie in den historischen Bildern des ältern, jener nach dem Antiken strebende Schönheitssinn mit gemüthvollen Affecten nicht zu verkennen. Der französische Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern; und es konnte den Brüdern kein Geld überschickt werden. Gerhard reiste daher den 14. Febr. 1795 mit einem jungen Liefländer, der sein Freund war, von Rom zu Fuß nach München, um durch Portraitmalen sich Unterstützung zu verschaffen. Hier fand er bei seiner Ankunft Briefe von seinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdessen die Bekanntschaft des Lord Bristol gemacht, welcher mehrere Bilder von den Zwillingen gekauft und andere bestellt habe; auch war die Pension nebst andern Geldern angekommen. Doch Gerhard wollte bis zur Rückkehr seines Bruders aus Italien die Gallerie in München zu seinem Studiren benutzen. Hier sah er eines Morgens einen kleinen schwarz gekleideten Mann, der mit großer Verwunderung ihn betrachtete. Es war Lord Bristol, der nicht wenig staunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelassen hatte, hier auf einmal wieder vor sich zu sehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anspricht, so verschaffte diese Ueberraschung dem ältern Zwilling sogleich die volle Zuneigung des kunstliebenden brittischen Sonderlings. Er kaufte mehrere seiner Bilder, wollte ihm Aufträge über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängerung der Reisepension von 100 Duc. jährlich auf unbestimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künstler diesen Antrag seinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutschland gewandert war, und der sich damals in Lausanne aufhielt. Allein derselbe kam ihm mit dem dringenden Wunsche entgegen, er solle mit ihm nach Riga reisen, wo er als Kind in seiner Eltern Hause alles Liebe erfahren werde. Dieser Plan lag dem jungen Liefländer so sehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit seinem Freunde, oder nie seiner Eltern Haus wieder betreten. Der junge Künstler stand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn zu sich sein Bruder und Italien, hier ein Freund und ein unbekanntes Land. Aber dieser Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld wie ein Bruder getheilt, und da er die lange beschwerliche Reise mit der vollen Summe bequem im Wagen hätte machen können, war er dem Freunde zu Liebe mit ihm den ganzen Weg zu Fuße gegangen. Der Künstler entschloß sich, erst den Freund in seine Heimath zu begleiten, und dann sein Schicksal von der Zukunft zu erwarten. Da er während seines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturportraits gemalt hatte, so fehlte es ihm nicht an Mitteln zu der weiten Reise. Im September 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die liebreichste Aufnahme fand. Unterdessen hatte sein Bruder Karl in Rom die Aufträge des Lords Bristol vollendet; da ihm aber die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten, so folgte auch er der Einladung Gerhards nach Riga, wo er ebenfalls bei den kunstsinnigen und edelfühlenden Bewohnern dieser Stadt eine liebevolle Aufnahme und viel Beschäftigung fand. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren wollten die Zwillinge, vor der Rückkehr in ihr vom Revolutionskriege noch immer schwer bedrücktes Vaterland, auch St. Petersburg besuchen. Die Kälte von 32 Grad, welche sie bei ihrer Ankunft in dieser Stadt im December 1799 sehr unfreundlich empfing, ließ die

Brüder nicht das Erfreuliche hoffen, welches alles sie dort beglücken sollte. Den Portraitmaler beschäftigten ehrenvolle und belohnende Aufträge vom dasigen Kaiserhofe, und der Landschaftmaler wurde vom Kaiser Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt. Nach wenig Jahren sahen sie sich in der Lage, um die Hand von zwei Schwestern anzuhalten, welche sie auf der Reise nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da diese aus adeligem Geschlechte waren, so hielt man es für anständig, daß auch die zwei Brüder den Adel ihrer Familie wieder herstellten, dem gemäß sie von ihrem erworbenen Vermögen nun leben konnten. Als hierauf Karl von Kügelgen im J. 1803 eine Reise nach der Krim machte, um in der Ansicht der dasigen schönen Natur seiner Kunst zu leben, besuchte Gerhard von K. die noch lebende Mutter in Coblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den aus aller Welt zusammengeraubten Kunstschätzen in dem pariser Museum zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr von Paris starb seine Mutter. Betrübt durch diesen Verlust verließ der Künstler sein ihm durch das französische Leben fremd gewordenes Vaterland nicht ohne Wehmuth, und wählte zu seinem Aufenthalte Deutschlands Florenz, das kunstreiche Dresden. Hier lebt er mit seiner trefflichen Gattin und liebenswürdigen Familie seit dem Mai 1795. Die daselbst jedem Gebildeten offen stehenden Kunstsammlungen gaben und geben ihm noch stets neue Veranlassung zur fernern Entwickelung seines Kunststrebens, von welchem er dem Publikum sowol in den öffentlichen Ausstellungen der Akademie, als in Privatausstellungen, willkommene und erfreuende Beweise gibt. Zuweilen führt ihn die Kunst nach Weimar oder Ballenstädt. Seine Wohnung aber ist Dresden. Der Landschaftmaler lebt noch in Rußland und hat seinen Aufenthalt an der Wolga in den Umgebungen einer freundlich milden Natur gewählt. Die Werke des Historien- und Portraitmalers Gerhards v. K. wollen wir nach den Orten, wo sie entstanden sind, anführen. In Bonn ist des Künstlers Gerhard eigenes Bild in Lebensgröße, halbe Figur, im Saale der dasigen Lesegesellschaft als Andenken aufgestellt. Im Rom entstanden desselben erste historische Bilder in den J. 1793 und 1794: David, als Hirte, die Harfe spielend, und als Gegenstück eine Cäcilie, die Orgel spielend, beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Jenes erhielt der Kurfürst von Kölln, Maximilian Franz von Oesterreich; dieses Lord Bristol; ein Doppelportrait aber, die Zwillinge in halber Lebensgröße, auf Holz, ist im Besitze der Mad. Holthof in Coblenz. In München: ein sterbender Adonis, ein Drittel Lebensgröße, auf Holz, für Lord Bristol. In Riga: eine Pharaobank in halben Figuren von ein Viertel Lebensgröße, meistens Portraits mit des Künstlers eigenem Bilde, im Besitze des Herrn Thomas Zuckerbecker. In St. Petersburg: mehrere Brustbilder der Kaiserin Maria in Trauerflor, nach Kaiser Pauls Tode; die ganze kaiserl. Familie auf einem Bilde, in halber Lebensgröße; auch mehrere Brustbilder der Großfürstinnen, in dem Lustschlosse der Kaiserin in Paulowsky; das Bild des Kaisers Alexander, als Stifters der Universität zu Dorpat, ganze Figur, in Lebensgröße, im Universitätsgebäude zu Dorpat. In Dresden: Apollo, der den sterbenden Hyacinth in seinen Armen hält, Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahr 1808. Diana und Endymion, als Gegenstück, gemalt im J. 1814, beide (echt antike und künstlerisch schöne Darstellungen des Todes und des Schlafes) sind im Besitze des Künstlers; Michael, der den Satan bekämpft, Figuren, halbe Lebensgröße; Ga-

nymed vom Adler in den Olymp getragen, ein Viertel Lebensgröße und drei kleine Bilder, ein Christuskopf und zwei Pharisäer, sind im Besitze des Etatsraths von Slobin in Wolsky, und gemalt im Jahr 1808. David vor Saul die Harfe spielend, und Belisar mit dem Knaben, als Gegenstück, Figuren halbe Lebensgr., gemalt 1807; der verwundete Adonis, die Figur etwa 8 Zoll lang, aufs fleißigste ausgeführt, im J. 1806; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel, 5 Zoll hoch, ebenfalls sehr ausgeführt; Agnes Sorel und Karl VII. auf Pergament, in Wasserfarbe von derselben Größe, im J. 1807; Christus, Moses und Muhamed, Brustbilder in Lebensgröße, nebst einer Sibylle und einem Johannes, Brustbilder in colossaler Größe, gemalt im J. 1808 u. folg.; zwei kleine Madonnenbilder mit dem Jesuskinde, 5 Zoll hoch, in Oel, nebst zwei Christusköpfen, Copien von der Dresdner Gallerie, nach Caracci und Guido, befinden sich sämmtlich im Cabinet des Hrn. von Klein in Riga. Eine Wiederholung von Saul und David, nebst einem Moseskopf, sind im Besitze des Kunsthändlers Hrn. Ritter in Dresden, v. J. 1808. Eine andere Darstellung von Christus, Moses und Muhamed, drei Bilder des J. 1809, besitzt Hr. D. Wolkmann in Leipz. Ein Christus, halbe Figur in Lebensgröße, als Jüngling, hinter ihm vier Pharisäer, gemalt im J. 1810, besitzt Herr Klein in Ronneburg. Eine Nemesis, halbe Fig. und Jason, ganze Figur, Cabinetsbilder, fleißig ausgeführt, sind in Halle. Maria und Gabriel, der verkündigte Jesus dämmert als Kind durch eine Wolke im Hintergrunde, Figuren in halber Lebensgröße, befinden sich im Wohnzimmer des Königs von Preußen in Berlin. Eine Andromeda am Felsen, ein Cabinetsstück, ist ebenfalls in Berlin. Ein Cyklus von einzelnen allegorisch-symbolischen Figuren, in ein Viertel Lebensgröße, welche die verschiedenen Gemüthsbewegungen in Schmerz und Freude darstellen, verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kenners. Diese schönen Reihen der Kunst und der Lebensphilosophie führen an die Begeisterung, als schaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Bösen, als die ersten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie sie über das aus der Büchse über die Welt sich stürzende Unglück erschrickt; dann die vom Geliebten verlassene klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene duldende Philoktet; hierauf der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst in Fesseln den Göttern trotzt, und die in stiller Wehmuth duldende, an den Felsen geschmiedete Andromeda. Diese acht schönen sinnvollen Bilder, von den J. 1808 — 10, besitzt Hr. v. Bethmann in Frankfurt. Vier andre, welche in diesen Cyclus gehören, sind in des Künstlers Werkstätte; eine Nemesis als ausgleichende Vergelterin; Penelope und Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; ferner Ulysses auf der Insel der Circe, nach Ithaka sich sehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in stiller Pracht des himmlischen Liebesreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. In zwölf andern Gemälden gedenkt der Künstler die freudigern Gemüthszustände aus dem menschlichen Leben in Bildern nach der Mythen- und Fabelwelt darzustellen. Ein Christuskind auf der Weltkugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1811, ist im Besitze des Herzogs von Anhalt Bernburg; eine ähnliche Darstellung in kleinern Verhältnissen, v. J. 1814, ist in München beim Hrn. Baron v. Freyberg. Zwei historische Gemälde, ein Drittel Lebensgröße: die Heimsuchung, Maria bei Elisabeth, und Besuch der Elisabeth bei Maria und Joseph, mit den Kindern Jesus und Johannes,

fanden kürzlich in Dresden allgemeinen Beifall. Diese eben so schön componirten als kunstreich und gefällig ausgeführten Bilder von den J. 1813 und 1814 befinden sich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg zu Ballenstädt. Eine Madonna als Brustbild, ist im Besitze des Erbprinzen von Sachsen-Weimar. Eine (vortreffliche) Copie von der Madonna von Raphael (der sogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1807 und 1808; Moses auf dem Horeb vor dem brennenden Busche, Figuren halbe Lebensgr., vom J. 1811. Ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der reinsten und innigsten Begeisterung, ebenfalls Brustbilder. Eine Madonna und als Gegenstück der Engel Gabriel, Brustbilder. Eine Psyche, ein kleines sehr ausgeführtes Bild, mit einer blühenden Sensitiva, sind größtentheils in Dresden gemalt. Diese Werke, so wie zwei kleine, ebenfalls sehr ausgeführte Madonnenbilder, mit dem Christuskinde, ein Amor in einem Rosenstrauche, der mit gespanntem Bogen zielt; eine Copie in der Größe des Kupferstichs von Dorigné nach Raphaels Transfiguration im Pariser Museum, vom J. 1804, ein überaus zart ausgeführtes inhaltreiches Bild, und fünf Portraits von Göthe, Wieland, Schiller, Herder, Böttiger, u. a., die eben so schön als geistvoll Gemüth und Seele athmen, befinden sich noch im Besitze des Künstlers, so wie ein bedeutungsvolles, und in allen, auch den kleinsten Beiwerken, deutlich sich aussprechendes, allegorisches Bild, der Sieg des guten Princips über das Böse, in der Scene des Engels Michael, als Genius der verbündeten Mächte charakterisirt, und Satan als Napoleon auf den ersten Blick zu erkennen ist. Ueber diesen prophetischen Tyrannensturz, der schon im März 1814 gemalt worden war, findet man eine geistvolle Beurtheilung in den deutschen Blättern, so wie dieses berühmten Künstlers größere Werke überhaupt in dem Morgenblatte und in dem Weimarschen Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, seit den J. 1806 bis 1814, ausführlich angezeigt und gewürdigt worden sind. Ideale Formen, sinnvolle dichterische Composition, der weichste und innigste Ausdruck des innersten Lebens, künstlerische Darstellung, und ein schönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es ist schwer, die besten darunter zu nennen. Seine Magdalena und sein Johannes möchten wohl jedem Nachbildner unerreichbar seyn. — Die Werke des Landschaftmalers Karl von Kügelgen, welche er in Italien gemalt hat, befanden sich größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lords Bristol. Auch befinden sich Gemälde von ihm und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga; so wie in St. Petersburg in der Bildersammlung der Eremitage, in den Pallästen der Grafen Tolstoy, Golowkin und Narischkin, auch in der Düval'schen Gemäldesammlung, und vorzüglich in der Slowin'schen Sammlung in Wolskoy. Ein großer, noch nicht geendigter Atlas von Zeichnungen und Bildern, welche Gegenden der Krim darstellen, ist noch im Besitze dieses ausgezeichneten Künstlers, von dem wir in einer künftigen Ausgabe ein genaues Verzeichniß der einzelnen Werke desselben geben zu können hoffen dürfen. Cü

Kuh (Ephraim Moses) wurde 1731 zu Breslau von jüdischen Eltern geboren und zeigte schon frühzeitig ein ungemein starkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geistes und immer rege Wißbegierde. In der Folge bestimmte ihn sein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdische Gelehrsamkeit und das theologische Studium des Mosaismus. Doch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters

keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim jeden wissenschaftlichen Zweig des Judenthums mit seltener Begierde erlernte; so war doch niemand im Stande, ihm für die scholastische Dogmatik, für die sophistischen Hypothesen, für die erkünstelten Subtilitäten, kurz, für den langen Wust der jüdischen Theologie Geschmack beizubringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieser Sprachen gewann der junge Kuh am Ende Geschmack an der Lectüre und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poesie. Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Berlin, wo er für eine bedeutende Besoldung als erster Commis in die Handlung seines Onkels trat. Hier war es, wo er sich durch seine Talente die Bekanntschaft und Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessings und anderer berlinischer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang jetzt auch sein poetisches Talent sich in ihm zu entwickeln begann. Da er, außer seinem bedeutenden Gehalte, ein ansehnliches Vermögen besaß, so hätte er, allem Ansehn nach, zu Berlin in angenehmern Verhältnissen leben müssen: aber eine zu weit getriebene Gutherzigkeit, die nicht allein dem Nothleidenden mit Hülfe beisprang, sondern auch die Beute des listigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatten in wenigen Jahren sowohl sein Vermögen als seinen übrigen Erwerb, fast gänzlich erschöpft. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß sich die Familie seiner annehmen und ihm ein Capital zu seinem Unterhalte aussetzen mußte. Eine Folge dieser unangenehmen Ereignisse, die er tief und schmerzlich fühlte, war eine gewisse Schwermuth, die nach und nach in wirklichen Wahnsinn ausartete, von der er nur durch die rastlose Thätigkeit eines geschickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwischenräumen, welche ihm in dieser Periode des Wahnsinns übrig blieben, war es gerade, wo seine besten Gedichte ihre Entstehung erhielten. Nach seiner Wiederherstellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und sogar der Sprache beraubt, worauf er endlich am 5. April 1790 mit Tode abging. So endete Kuh ein der Wissenschaft und Philosophie gewidmetes Leben unter Umständen, die beweisen, daß auch oft den würdigsten Menschen durch eine Kette sonderbarer Zufälle ein Schicksal zubereitet werden kann, welches sonst wohl nur dem verwegensten Bösewichte zu Theil werden dürfte. Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. 2 Thle. Zürch 1792.

Kuhblattern, eine bei den Kühen vorkommende Krankheit, bei welcher sie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterscheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, schwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derselben, die blauen Kuhblattern, kommen zuweilen bei frischmelkenden Kühen, besonders im Holsteinischen, in England epizootisch vor, und sind durch ihre Eigenschaft, sich bei den Menschen durch örtliche Ansteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Ansteckung der Menschenblattern zu sichern, besonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation, Impfen, Jenner. H.

Kuhlichan (Tahmasp) auch Schah Nadir genannt, geboren im J. 1687, einer der größten und ausgezeichnetsten Männer, aber auch der abscheulichsten Monarchen, welche die Geschichte alter und neuerer Zeiten aufzuweisen hat. Er hieß eigentlich Nadir und war anfänglich

persischer Feldherr, verließ aber bald den Militärdienst und wurde Anführer einer mörderischen und gefährlichen Räuberbande. Der König von Persien, Tahmasp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn nach und nach wegen seiner großen militärischen Talente zum obersten Feldherrn aller persischen Truppen. Bald aber empfand der König die Folgen dieses unvorsichtigen Schritts. Denn Nadir, der sich nun auf Befehl des Königs selbst Tahmasp Kuli (Sclav des Tahmasp) mit dem Zusatze des Titels Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, hatte das ganze Heer für sich eingenommen, entthronte seinen Wohlthäter, als dieser ohne ihn mit den Türken Frieden geschlossen hatte, bemächtigte sich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als dessen Vormund, der Regentschaft und ward sogar im J. 1735, nach einer blutigen, aber glücklich wider die Türken gewonnenen Hauptschlacht, und nachdem sein Mündel gestorben war, zum Könige von Persien erwählt. Seit dieser Zeit ward er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall siegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, ließ einen Haufen Ueberwundener hinrichten und ihre Länder in Einöden verwandeln. Ja er wüthete selbst gegen seine eigenen Unterthanen mit der empörendsten Grausamkeit. Seine Soldaten waren durch die vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und waren ihm daher so ergeben, daß es niemand wagen durfte, dem blutdürstigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichkeit, der er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu stoßen, wurden auch schon bei ihrer Entstehung zu Schanden gemacht. Sein größter, aber auch zugleich abscheulichster Feldzug war derjenige, welchen er im J. 1739 gegen den Großmogul von Hindostan unternahm. Shah Nadir wußte sich theils durch seine überall siegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Besitz aller Länder desselben zu verschaffen, plünderte und brandschatzte, ließ die Hauptstadt Delhi einäschern und über zweihunderttausend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Bosheit beging, sich selbst für eine von Gott gesandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geschlagen, die seinen Lasterthaten ein heilsames Ziel setzen sollte: im J. 1747 wurde nämlich die Welt von diesem Wütherich befreit. Es ward nämlich eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein Neffe und noch ein anderer Statthalter standen. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in seinem Leben Gnade ertheilt habe, auch keine zu empfangen werth sey. Und so hauchte Schah Nadir unter den Streichen der Mörder seine boshafte Seele aus.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches entweder Weibern verliehen ist, oder auf Weiber forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Weiber forterbt, giebt es nicht; denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadligen Vater, von der Mutter herstammt.

Kunst. I. Im weitesten Sinne. Alle Kunst ist etwas Practisches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig = sinnlicher Wesen in der Sinnenwelt Beruhendes; denn sie ist (subjectiv) die Geschicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig=sinnlicher Wesen, gewisse, nach freien Zwecken bestimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das

ganze Gebiet der äußern Wirkungen und selbstständigen Erzeugnisse dieser freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Aeußerungen sind aber und mithin diese Wirksamkeit selbst, um so vollkommener, je mehr durch sie etwas für sich bestehendes, ein selbstständiges, zu jenen Zwecken in allen seinen Theilen übereinstimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir in so fern Werk der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunstwerk nennen, unterschieden von Kunststück, welches seinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung ist, und in der Regel nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenschein und Täuschung gegründet (Blendwerk), an den Tag zu legen. Durch jene Bestimmung ist nun die Kunst von der Natur und ihren Erzeugnissen (Naturproducten) unterschieden, die wir nur uneigentlich, und durch gewisse auffallende Aehnlichkeiten an den äußern Erscheinungen geleitet, Künstlerin und künstlich nennen (s. den Art. Kunsttriebe): denn die Natur wirkt, ob sie gleich wie die Kunst hervorbringt, nach nothwendigen Gesetzen bewußtlos ihre Erscheinungen. Von der andern Seite wird die Kunst durch Natur begründet, und durch sie allein möglich gemacht. Sie setzt einen Stoff voraus, den sie gestaltet, und der sich auf die Erscheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Mensch kann nämlich, wie schöpferisch auch seine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erschaffen. Seine Schöpfung bezieht sich also auf Formgebung; die höchste ist eine originelle Combination. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geschichte; und dieser Stoff muß eben so wohl der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Mensch für die Auffassung, Wahrnehmung und Bearbeitung desselben empfänglich gedacht werden. In Hinsicht auf dessen Kunstfähigkeit insbesondere ist die Kunst schon dadurch von der Natur abhängig, daß der Mensch zugleich naturfester ist, und die Natur in ihm die höchste uns bekannte Stuffe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelst letzterer faßt er die Natur auf, lernt ihre Gesetze kennen, und auf dieselbe gesetzmäßig zur Erreichung seiner Zwecke einwirken. Die Gesetze, nach welchen er Werke der Kunst hervorbringt, sind daher zugleich Naturgesetze, oder in seiner Anschauung der Natur gegründet; aber er verfolgt sie mit Bewußtseyn und Willkür. Von der Wissenschaft aber ist die Kunst hauptsächlich dadurch verschieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zusammenhanges der Dinge ist, und als höchste Wissenschaft (Wissenschaft schlechthin, oder Philosophie) die nothwendigen Gesetze des Denkens und Seyns aufsucht, und über die Erscheinung hinausgehend, den Grund der Erscheinungen und ihren Zusammenhang zu erforschen strebt. Die Wissenschaft also beruht auf dem Wissen, oder besteht in dessen Ausbildung, und ist mithin auf die theoretische Thätigkeit des Geistes gegründet. Die Kunst hat es zu thun mit etwas, das weder selbst ein Wissen ist, noch blos oder unmittelbar durch das Wissen um einen Gegenstand (ohne Fertigkeit und Kraftübung) hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtseyn und ohne Anwendung des Verstandes hervorzubringen möglich ist. Darum war es falsch, wenn man sonst einige schöne Künste, z. B. die Poesie, weil sie die geistigste ist, und sich, wie die Wissenschaft, zu ihrem Darstellungsmittel der Sprache bedient, schöne Wissenschaften nannte. Dadurch aber sind Wissenschaft und Kunst wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wur-

de, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wissenschaft im weitesten Sinne) bei aller Kunstübung voraussetzt, daß ferner auch die Wissenschaft, als Product und Resultat der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewisse Fertigkeit oder Geschicklichkeit (Kunst im weitern Sinne), den Zusammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen erfodert, daß endlich auch die Wissenschaft, in so fern sie sich in selbstständigen, und von dem Innern, worin sie erzeugt worden, absondernden Werken darzustellen und mitzutheilen strebt, in diesen Darstellungen Kunst ist, wenn gleich diese Kunstform nicht die Form der schönen Kunst ist, der sie sich jedoch in verschiedenen Darstellungen mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunst äußert sich vorzüglich als die vom Geist ausgehende Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas selbstständiges hervorzubringen, oder für andere darzustellen. Wiederum wird auch die Kunst durch Wissenschaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die *Kunstphilosophie* und alle Theorie der Künste. Wir sprechen dieß Verhältniß in der Kürze also aus: Die Kunst ist, ihrem Wesen nach, *Darstellung*, sie will etwas Inneres zur Erscheinung bringen, und nicht das Wissen ist bei ihr die Hauptsache, sondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wissenschaft weilt im Kreise des Allgemeinen, der Gesetze und des Zusammenhangs der Dinge, bei ihr ist die Darstellung nicht die Hauptsache, sondern das Bewußtwerden geistiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das Wesen der Kunst genauer betrachten, so müssen wir auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menschen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs, und Umbildung vorhandener Formen, Veränderungen in der Erscheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu seinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, ist die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinschaftlichen Zwecken, nicht immer übereinstimmen. In wiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in sich fühlt, theils die Natur nach ihren Gesetzen erkannt, und mithin auf sie gesetzlich zu wirken, sie zu bilden und behandeln, gelernt hat, in so fern sucht er auch den selbstthätig vorgesetzten oder ihm gegebenen Zweck, und die vorhandenen Mittel, ihn zu erreichen, vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in sich die Vorstellung von etwas Aeußerem, das als Mittel, die Foderung des Gedankens oder seiner innern Welt überhaupt, mit den äußern und vorhandenen Erscheinungen zu verbinden, eintreten soll: er *erfindet* und *dichtet*. Herrschaft des Geistes über die Natur ist somit aller Kunst Wesen und Kennzeichen, und aller Kunstbestrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachsenden geistigen Bedürfniß des Menschen die Natur und seine Umgebung zu seinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. *Künste*. *Freie Künste*. Durch ihre nächsten Zwecke, und das nächste Bedürfniß, worauf sich die Werke der Kunst gründen, so wie durch die herrschenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirksam sind, und die Art, wie sie dabei in Wirksamkeit gesetzt werden, unterscheidet man *Gebiete* oder oder Klassen der Kunst oder *Künste*. Jene Zwecke sind nämlich, in Beziehung auf die Idee der Humanität, *niedere* oder *relative*; sie finden nur in Beziehung auf die höchsten statt, und sind ihnen in Beziehung auf die Bestimmung des Menschen untergeordnet (solche sind z. B. Vergnügen, Nutzen), und somit sind auch die Bedürfnisse

niedere oder höhere; **äußere**, welche sich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder **innere**, aus dem Gemüthe selbst hervorgehende. Einige setzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere mehr die geistigen Kräfte, und zwar einseitig (z. B. den Sinn, den Verstand ec.), oder allseitig in Bewegung. Endlich die Wirksamkeit dieser Kräfte ist mehr mechanisch und mit Anstrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung ihren eigenen Genuß findet, und sich selbst zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach sind die Künste **gebundene** (mechanische), oder **freie Künste**. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künste (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten nannte, welche zu dem Unterrichte des Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sclaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechanische Arbeiten verstand. Man nahm dabei den Ausdruck **Kunst** nicht so streng, und rechnete daher auch Wissenschaften hinzu. Gewöhnlich redet man von **sieben** freien Künsten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, nach dem bekannten alten Memorialverse:

Gram loquitur, **Dia** verba docet, **Rhe** verba ministrat,
Mus canit, **Ar** numerat, **Ge** ponderat, **As** colit astra.

Diese Gegenstände machten den allgemeinen Lehrcursus in der Erziehung der Alten aus. In spätern Zeiten wurden freie Künste auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengesetzt. Die freien Künste in unserem Sinne nun, selbst die, welche auf edleren Bedürfnissen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem sie Verstand oder Willen hinleiten wollen, und zu dessen Erreichung also sie nur Mittel sind, weshalb sie auch nicht rein für sich selbst gefallen (sie können daher **relative** Künste genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. selbst die Redekunst); oder sie sind solche, deren Werke nur die Erscheinungen des begeisterten Gemüths darstellen, und als solche Darstellungen durch sich selbst gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunsch zum Grunde, die Momente innerer Anschauungsfülle, die Ideale der Phantasie, so wie die Momente der vollkommensten, idealsten Wirklichkeit gleichsam für Ewigkeit festzuhalten, und in selbstständigen, in sich abgeschlossenen, der Anschauung durch sich selbst würdigen Formen auszuprägen. Diese Künste werden wir daher **absolute** Künste, oder vorzugsweise **Künste**, und ihre Werke **Kunstwerke** nennen. Denn die Darstellung, welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier auf das höchste gebracht, zu etwas Absolutem erhoben, indem in der Darstellung selbst das Ideale auf eigenthümliche Weise und in allen ihren Theilen zur vollkommensten Anschauung gebracht wird, oder zur Erscheinung kommen soll. Dieses geschieht dadurch, daß die Idee sich mit der dargestellten Form unzertrennlich verbindet, so daß diese gleichsam um ihrer selbst willen da ist. Nun aber besteht die Schönheit, welche nebst der Wahrheit und Güte zu den höchsten Ideen der Menschheit gehört, in der Uebereinstimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als dessen vollendete Form es erscheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erscheinung. Die absoluten Künste sind also keine andere, als die sogenannten schönen Künste; und darum werden diese eben vorzugsweise **Künste**, ihr Inbegriff **Kunst** schlechthin, so wie ihre Werke **Kunstwerke** genannt. Denn in ihnen herrscht die Schönheit, die durch

sich selbst gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in sich selbst trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, nicht einzeln und für sich, sondern nur in ihrer Gesammtheit, und auf ihren höchsten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen, immer mehr sich mit dem Gefälligen und durch seine Form Bedeutsamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerstande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menschen in demselben immer leichter, freier und geistiger wird. III. Schöne Kunst, oder Kunst vorzugsweise; Kunstwerk; dessen Erfordernisse; Künstler. Die Kunst, von welcher wir hier sprechen, ist also die freie Darstellung des Schönen in selbstständigen, anschaulichen Werken, und das Kunstwerk eine einzelne Darstellung, ein Werk dieser Art. Man hat oft die Kunst Nachahmung der Natur genannt; allein sofern wir unter Natur, wie dieser Ausdruck am gewöhnlichsten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erscheinungen und Veränderungen der Natur verstehen, so steht die Kunst, als Eigenthum des freien Wesens, höher als diese, und die Schönheit ist dem Kunstwerke, das nach Ideen erzeugt wird, wesentlich und nothwendig, d. h. sie gehört zu seinem Begriff, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunstwerke die Rede seyn; den einzelnen Naturerscheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entstehen, ist hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Mensch, als höheres Naturwesen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerscheinung weit übertreffen. Die Kunst kann daher auch in diesem Sinne nicht Nachahmerin der Natur seyn. Aber in einem höheren Sinne ist die Natur, oder die Welt, selbst die höchste lebendige Schönheit; indem sie als allumfassende Mannichfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen in Wechselwirkung mit dem Geiste, oder indem sich der Geist in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenste Ganze bildet, in welchem die höchste Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchste Ruhe und Bewegung sich verbinden, und alle streitenden Gegensätze vereinen. In diesem Geiste gedacht, ferner als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung stehen bleibende, bildende Kraft, als rastlose Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Gestalten, schwebt sie als Vorbild über dem menschlichen Kunstwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußern Erscheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allseitig berührt zu werden, welche an ein besonderes System fein gebildeter Organe geknüpft ist, und indem sich im Menschen die Elemente der ganzen uns sichtbaren Welt so innig vereinen, daß die beseelte Menschengestalt uns selbst als das vollkommenste Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erscheint, spiegelt sich im Geiste gleichsam die Natur; und wie der Mensch sich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, so ist auch das anschauliche Werk, was in diesem Geiste empfangen wird, Nachschöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeschlossen und selbstständig wie sie, und die mannichfaltigen Gestalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn sie in geistiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Mensch den Sinn und die Idee der Naturerscheinungen, und die Veränderungen der Natur selbst auf demjenigen Puncte aufzufassen, wo sie am meisten der Idee sich nähern. Und in diesem Sinne kann man von

Nachahmung der Natur, nicht ihrer einzelnen sinnlichen Erscheinungen, reden, da ohnehin nicht diese allein, sondern auch das innere Leben der Menschheit, und dessen Einwirkung auf die äußere Umgebung, sofern es sich der Einbildungskraft anschaulich vorstellbar, als abgeschlossenes Bild in mannichfaltigen Charakteren und Gruppen, Thaten und Schicksalen der Menschen, überschauen läßt, mithin als Geschichte zu einem Gegenstande der Kunst erhoben wird. Die freie Darstellung des Schönen, wie wir die Kunst nannten, ist aber zugleich Darstellung des Lebens; denn das Schöne ist etwas Lebendiges, und darstellen läßt sich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunstwerk soll aber vollendete Darstellung seyn, mithin das vollendete Leben, oder die Erscheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, d. i. eines solchen, in dem die höchsten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantasie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte stehen, und das von einem höheren Geiste, dem Geiste der Welt, gleichsam bewegt wird, mithin zugleich die Idee des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Gestalten und Aeußerungen in einem organischen Bilde zur äußern Anschauung bringen. Das Kunstwerk ist also gleichsam das Zeichen, durch welches dieses innere Leben festgehalten werden soll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben selbst (dadurch steht es auch in gewisser Hinsicht hinter der Naturerscheinung zurück), sondern nur der Schein, oder die vollkommenste Erscheinung desselben, (wodurch es sich über die Naturerscheinung erhebt). Aber der Künstler muß dasselbe in sich tragen, und es darzustellen wissen als den eigentlichen Gegenstand des Kunstwerks: so wird er auch das Schöne darstellen. Ferner ist das Kunstwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit Idee; die nähere Bestimmung ist also: 1) die Schönheit ist das Gesetz des Kunstwerks, die Beziehung auf dieselbe dem Kunstwerke wesentlich; aber 2) das Kunstwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, schließt nicht die höchste Schönheit ein (sie ist unendliche Aufgabe aller Kunstwerke, und wird nur durch die ganze Kunst, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunstwerke aller Zeiten und Völker fortschreitend realisirt), sondern es stellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenstande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Gestalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunstwerke, wie die Naturerscheinungen, nach der Verschiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichsam des männlich Schönen; (s. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernstes und Scherzes) an, deren das innere Leben und seine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig ist (s. d. Art. Schönheit). In ersterer Beziehung, oder in so fern die Schönheit Gesetz und Aufgabe der Kunst ist, muß jedes Kunstwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (diese Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewisse darzustellende Gegenstände auch charakteristisch genannt) und beides in inniger Durchdringung (mithin harmonisch überhaupt, zergliedert in seinen einzelnen Theilen, und abgeschlossen wie eine eigene Welt, oder organisch), in Beziehung auf den Künstler und seine innere Anschauung, welche als rein menschliche Anschauung zur äußern Erscheinung gebracht werden soll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menschlichen Anschauung nicht bestehende Subjectivität des Darstellenden verrathend, sondern gegenständlich und selbst-

ständig) **frei** und **originell** (aus dem Innern selbstthätig, ohne sichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung, oder bloßer Reflexion, sondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menschen entsprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darstellungsmittel auch **correct** (s. d. Art. **Correctheit**) seyn. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erscheinung, ist ja in sich selbst die höchste, vollkommenste Harmonie des Idealen und Individuellen in der Erscheinung, die Offenbarung des Göttlichen in sinnlich vollendeter Hülle; in welcher Ansicht die eben angegebenen Erfordernisse des Kunstwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Originalität, Correctheit u s. w. eingeschlossen sind, und das Gesetz der Kunst: Idee und Form, sollen in dem Kunstwerke unzertrennlich eins seyn, ausgesprochen ist. Was wir von dem Kunstwerke, der Idee der Kunst gemäß, fodern, dazu muß der Künstler die Fähigkeit in sich tragen. Das Leben soll er darstellen, was sich im Gleichgewichte des Geistigen und Sinnlichen als vollendet zeigt: die höchsten geistigen Lebensthätigkeiten also, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Wallung in anschaulichen Sinnbildern des Lebens fähig sind (Vernunft und Phantasie) müssen mit hoher Energie in unzertrennlicher Verbindung also wirksam seyn, daß das innere Leben, als rein menschliches, leicht seinen entsprechenden Ausdruck, die Idee ihre harmonisch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieser Wirksamkeit das innerste Gefühl sein Ideal belebe. Eine solche Beschaffenheit des Gemüths, deren herrschendes Organ, weil hier von Darstellung, als dem Wesentlichen der schönen Kunst, die Rede ist, die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantasie seyn muß; eine solche glückliche Harmonie der höchsten Kräfte des Gemüths, ist nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anstrengung, nicht durch Klarheit des Wissens erreichbar; jene Originalität des Kunstwerks setzt vielmehr eine eine Originalität des Künstlers, und zwar die Originalität der Schöpfungskraft, mit einem Worte die **Genialität** voraus, welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (s. **Genie**). Ja das wahre Kunstwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunstgenie auch vorzugsweise Genie genannt hat. In der Wirklichkeit giebt es aber unendliche Verschiedenheit der Genialität, und Grade der Künstlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunsttalente belegen, die sich bald auf das Innere, bald mehr auf das Aeußere beziehen, und dann technische Fertigkeiten genannt werden, die sich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterscheiden beim Bilden des Werks selbst wiederum den Entwurf von seiner Ausführung, und von der Darstellung im engsten Sinne (s. **Darstellung**). Wie nun dem Künstler, kraft der in ihm herrschenden idealen Phantasie, eine begeisterte Weltanschauung eigen ist, welche ihm die Dinge selbst von ihrer bedeutsamsten Seite zeigt, durch welche er den Naturgeist ergreift, den Sinn des Menschenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus seinem Innern hervorgehen läßt; so ist auch die Stimmung selbst, in welcher das vollendete Werk der Kunst entspringt, immer eine begeisterte — Begeisterung (s. d. Art. **Begeisterung**). In dieser Begeisterung offenbart sich uns die höhere ausgezeichnete, gleichsam von der Gottheit angeregte Natur des Künstlers dadurch, daß er mit einer fast instinctmäßigen Nothwendigkeit, bei welcher die Rücksichten auf das Aeußere, auf seine Persönlichkeit und alle einseitige Reflexion ganz verschwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Besonnenheit und ungetheilte Aufmerksamkeit auf das ihm vorschwebende

Ideal, etwas hervorbringt, was sich nach seiner inneren Bedeutung dem einzelnen Naturproducte keck entgegenstellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee ist, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieser seltenen Zusammenstimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtlosen Thätigkeit im Künstler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künstler das Gesetz lebendig übt, ohne an dasselbe zu denken, das Ideale darstellt, ohne sich der Idee abgesondert von der Gestalt bewußt zu seyn: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthselhafte des Genius. Nicht minder auch in dessen geheimen und tiefen Entwickelung, so wie in seiner schnellen Aeußerung. Die Genialität des Künstlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organisation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, welche die Organe sind, durch welche wir die vollendeten Formen der Erscheinungswelt auffassen und darstellen (Schönheitssinne), auf deren Gegenstände sich die Phantasie bezieht, und von welchen sie gleichsam die Elemente ihrer Darstellungen empfängt. Nächstdem bedarf der Künstler auch gewisser erworbener, wenn auch durch seine Natur ihm erleichterter technischer Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanschauung, und im Gebrauch besonderer Darstellungsmittel (denn jede Kunst hat als Darstellung ihre besondern technischen Grundlagen, und folgt den durch die Natur bestimmten Gesetzen, nach welchen ein besonderer Stoff bearbeitet wird) und dieses ist das eigentliche Erlernbare in der Kunst. Dieser erwerblichen Fertigkeiten und Kenntnisse bemächtigt sich der genielle Geist bei der Darstellung, und handhabt sie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Zwecke Vollendete auch äußerlich vor die Anschauung zu bringen. Der mechanische Künstler aber besitzt nur diese Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem innern Drange, der blos talentvolle schafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, setzt leicht und glücklich Gegebenes zusammen, bildet auch wohl originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes organisches Werk, von hoher Musterhaftigkeit und unsterblicher Dauer. IV. *Schöne Künste. Eintheilung derselben.* Die Kunst ist ihrem Wesen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darstellungen. In diesem unendlichen Gebiete unterscheiden wir Classen der Darstellungen, in welche wir die allgemeine künstlerische Thätigkeit unter gewissen Modificationen oder bestimmten Beschränkungen wirken sehen. Die Eintheilung dieser Classen ist verschieden, nach verschiedenem Zweck und Bedürfniß. Eine *ästhetische*, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Kunst in *schöne Künste*, welche von Verschiedenheit handeln soll, die sich auf die Schönheit der Kunstdarstellungen, oder das innere Wesen der Kunst selbst beziehen, muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen, deren sich der Mensch als vernünftig-sinnliches Wesen bedienen kann, die das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen, und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darstellen zur Erscheinung bringen: die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich also auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt, und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir nun eine innere und äußere Erscheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des *äußeren Sinnes* und Kunst des *inneren Sinnes*. Nun können die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art nur auf den Empfindungen der edleren Sinne (oder der Schönheitssinne, d. h. derjenigen, vermittelst deren wir selbstständige äußere Formen in ihrem Bestehen und in ihren Verhältnissen zu einander, mit einem Gefühle

der Luft wahrnehmen) gegründet seyn. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst. Jene stellt unter der Form des Sichtbaren, diese unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelst der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunst also, welche das Leben durch Gegenstände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorstellungen der Einbildungskraft, zunächst für die Einbildungskraft darstellt, oder die Kunst des inneren Sinnes, ist die Poesie (ποίησις Dichtkunst vorzugsweise). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft schöner Kunstwerke ist ihr eigenthümliches, und sie bezieht sich erst mittelst desselben auf die äußeren Sinne. Sie ist daher die mittelbarste und geistigste Kunst, bedarf daher aber auch für ihre Darstellungsmittel noch besonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für sich, das Wesen der Poesie, weshalb sie auch fälschlich zu den tönenden Künsten gerechnet worden ist. Dieses aber sind die drei Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei *), Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur) und Baukunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Declamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Uebergang macht; aus Declamation und Mimik entspringt die Schauspielkunst; die Tanzkunst aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunst. (Andere Eintheilungen der schönen Künste mag man in W. T. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste, Leipzig 1802, §. 15. u. f. f. nachsehen.) Wie nun die schönen Künste unter einander verschieden sind, so weichen auch die Erfordernisse des Künstlers, in Hinsicht auf diese verschiedenen Gebiete der Kunst, von einander ab, und es ist die Genialität (des bildenden Künstlers, oder des Tonkünstlers z. B.) durch das besondere Darstellungsmittel, die natürliche Anlage, welche der Gebrauch desselben voraussetzt, und die vorwaltende Beziehung desselben auf gewisse Thätigkeiten des Geistes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer modificirt. V. Kunstphilosophie, Theorie der schönen Künste. Die Wissenschaft von der schönen Kunst, und den besondern Gebieten derselben (schönen Künsten), kann man die Kunstwissenschaft nennen. Handelt sie von der schönen Kunst, und den Künsten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch sie verschieden dargestellt wird, so ist sie Kunstphilosophie, und macht einen Haupttheil der Aesthetik aus (s. d. Art. Aesthetik). Als Kunstphilosophie handelt sie von der schönen Kunst überhaupt (allgemeine Kunstphilosophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen schönen Künsten in der angegebenen Beziehung. Letzterer Theil der Kunstphilosophie wird auch die ästhetische Theorie der schönen Künste genannt, und macht die angewandte, oder besondere Aesthetik aus. Da aber jede Kunst, wie oben gesagt worden ist, ihre äußere Grundlage, oder ihr eigentlich Technisches hat, so giebt es auch eine technologische Theorie der schönen Künste, oder eine Technologie der einzelnen schönen Künste; diese ist empirischen Ursprungs, und giebt

*) Ihr analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung eines Kunstgartens, wird die Gartenkunst als schöne Kunst betrachtet.

Anleitung zur zweckmaßigen mechanischen Behandlung der jedesmaligen Kunstmittel. VI. Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Das Kunstwerk, welches aus einem reichen Inneren entsprungen ist, erfodert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht, und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieselben Kräfte also, wenn auch nicht in demselben Maaße, und mit derselben Productivität, welche zum geistigen Hervorbringen des Werks erfordert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genusse des Werks in Thätigkeit gesetzt. Gewöhnlich aber setzt man den Genuß des Kunstwerks bald in das durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Gefühl, so z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunst; bald in die Beurtheilung nach bestimmten Regeln, oder das Reflectiren über das Werk, wie der kalte Kunstrichter. Bei der wahren Auffassung aber verbindet sich beides, das Gefühl des Anschauenden löset sich in Urtheil auf, und ist dem ideenmäßigen Urtheil ganz entsprechend. Es ist daher einleuchtend, daß zur wahren Auffassung eines Werkes nicht blos der allgemeine Kunstsinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunst, Interesse für Kunstwerke und Leichtigkeit, sich in der Kunst zu orientiren), sondern die individuelle unbefangene Anschauung desselben vor allen Dingen, und zu seiner wahren Würdigung Kunstgeschmack, d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußten oder bewußtlos vorschwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunstschöne von dem Kunstwidrigen zu unterscheiden, und daher auch Kunstkenntniß, d. i. Kenntniß des Wesens der Kunst und der Künste, insbesondere auch des Technischen der Künste, so wie der Geschichte der Kunst erforderlich ist: denn nur mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird man einem Kunstwerke seinen wahren Platz in dem großen Gebiete der Kunst, in Beziehung auf die in demselben zu realisirende Idee der Kunst, anweisen können, welches der letzte Zweck der Kunstkritik ist. Die Kunstkritik (s. Kritik) setzt also in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangene Anschauungskraft; 2) Kunstsinn und Kunstgeschmack (dieser ist nach seinem Umfange in den Künsten, und in Beziehung auf die Werke verschiedener Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beschränkt, seinem Ursprunge nach natürlich oder ausgebildet, durch Uebung im Anschauen aber von dem Naturgeschmack, oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur, immer durch höhere Bildung verschieden; s. d. Art. Kunstbildung und Geschmack); 3) wissenschaftliche und geschichtliche Kenntniß der Kunst (Kunstphilosophie, Theorie der Künste, Technologie, Kunstgeschichte, wozu auch Archäologie der Kunst gehört): denn bei allem Urtheilen wendet man Gesetze auf die zu beurtheilenden Gegenstände an. Alles dieses sind daher auch nothwendige Eigenschaften des wahren Kunstrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenschaft des Kunstkenners noch nicht zum Kunstrichter macht, indem diese Kennerschaft bald mehr auf die Theorie des innern, bald mehr auf die Theorie des äußeren, oder das Geschichtliche der Kunst geht, und der Besitz dieser Grundsätze noch nicht die Fähigkeit sie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunstkenner, so wie dem feinen Geschmack, oft das warme und lebendige Interesse des Kunstsinnigen, oder des Kunstfreundes, welches das innere Leben des verwandten Kunstwerks aufschließt. T.

Kunstausstellung, s. d. Art. Ausstellung.

Kunstbildung heißt: 1) der natürlichen entgegengesetzt, die durch Erziehung, Umgang und andere Verhältnisse, vornemlich aber durch methodische Einwirkung erlangte, oder absichtlich erworbene Bildung, was man auch oft Cultur in einem engeren Sinne nennt. Zu dieser gehört auch 2) die auf der Kunst, vorzüglich auf jeder schönen Kunst beruhende Bildung. Sie mag nun auf Kunstausübung sich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunstgenuß und Kunstanschauung hervorgegangen, mithin mehr passiver Art seyn; in beiden Fällen ist sie, wenn sie gründlich ist, eine Bildung, welche gemäß der Idee der Kunst, die doppelte Anlage des Menschen, die sinnliche und geistige, in einen gewissen Einklang setzt, sie gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menschliche Bildung, welche von Sinnlichkeit eben so weit, als von dem einseitigen Gedankenleben entfernt ist, das uns der Welt entzieht, sondern das Ideale und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichsam versöhnt. Kunstbildung ist daher nicht Kunstschwärmerei, obgleich der genielle Künstler und der wahre Kunstfreund sich in das Werk ihrer Anschauung so verlieren, daß sie ihre äußere Persönlichkeit darüber ganz vergessen, und obgleich die ungetheilte Aufmerksamkeit und Energie, mit welcher der begeisterte Künstler und Kunstfreund schafft und anschaut, von dem für die hohe Bedeutung des Kunstwerks Unempfänglichen für planloses, willkührliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angesehen wird, und davon oft den äußeren Anschein hat. Kunstbildung äußert sich auch nicht durch Kunstgeschwätz, d. i. ein Raisonnement über Kunstwerke, von der Oberfläche derselben, oder ihrer Theorie abgeschöpft, denn selbst der Kritiker erkennt es an, daß das Wesen der Kunst und das Höchste der Kunstwerke unaussprechlich ist; sie setzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht jedem eigenthümlich sind (s. d. Art. Kunst V.). Weil ferner die Kunst Darstellung des Schönen ist; so gehört die Kunstbildung, im angegebenen Sinne, jeder ästhetischen Bildung (s. d. Art.), aber auch der Geschmack an dem Schönen in der Natur gehört zu dieser. Von letzterem unterscheidet sich die Kunstbildung aber dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgesetzte Erfordernisse, leicht von uns verstanden wird, der Kunst Verständniß aber eine gewisse Bildung, Uebung eines an sich gesunden Sinnes bis zur Fertigkeit, Lebensansichten und Reife des Urtheils immer erfordert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeschmack besitzt, noch nicht den Kunstgeschmack, noch weniger die Bildung, welche erst durch Kunst erworben wird, und es verhält sich der Naturgeschmack zur Kunstbildung, wie der gesunde oder gemeine Menschenverstand zu dem wissenschaftlich ausgebildeten Verstand des Philosophen und seiner tieferen Lebensansicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es kommt, daß es in der Kunst so viele Naturalisten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Uebung erworbene Kunstbildung in dem Kreise der Kunst producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik so sehr in leeres Geschwätz ausarte, so sind die vornehmsten Ursachen diese. Die Kunst hat eine sinnliche Seite, welche für jeden leicht zugänglich ist, der die unsichtbare Seite derselben nicht wahrnimmt. Diese gleichsam populäre Seite zieht seine Sinnlichkeit, und was damit in Verbindung steht, Lustsucht, Eitelkeit rc. vorzüglich an. Wem nun die Kunst nur etwas Sinnliches ist, der wird sich in dem Gebiete, was ihm mit Augen, Ohren zugänglich ist, ferner in den Darstellungen der Sprache, weil er sich letzterer von Jugend bedient, und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, eingerich-

tet einen verfeinerten Sinnenreitz hervorzubringen, oder in wechselnde dunkle Gefühle der Lust zu versetzen, leicht den Versuch, leicht ein Wort erlauben. Das Gefühl an sich fragt nicht nach Gründen; vor ihm gilt jedes Urtheil; die Forderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchstens durch das gesellige Leben modificirt) sind auszumessen. Aber die Tiefe der Kunst, die das Himmlische und Irdische verbindet, und das Individuelle zur bedeutsamen Hülle des Idealen erhebt, erfordert tiefere Bildung und tiefere Einsicht, und das Leben ist nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Künstler, s. Kunst.

Kunstwerk, s. d. A. Kunst.

Kunstfertigkeit, s. d. Art. Virtuosität.

Kunsttriebe. Kunst ist nur da möglich, wo Freiheit ist; sie steht der Natur entgegen, und diese kann nur in sofern Künstlerin genannt werden, als wir in ihren Producten Zweckmäßigkeit suchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geschöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt sind, gewisse Erscheinungen an, die wir den zweckmässigen Wirkungen, welche der Mensch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß sie den besondern Bedürfnissen des Thieres vollkommen entsprechen, Producte ihrer Wirksamkeit, welche, gleichsam als menschliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geschicklichkeit (Kunst) und Uebung erfordern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern ursprünglichen Bedürfnisses eines organischen Körpers Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Instinct, in sofern hier die Triebe, durch Empfindung bestimmt, mit willkührlicher Bewegung mächtiger sich äußern), man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Producte wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunsttriebe, und sie sind Handlungsweisen des Instinkts, oder ihres nothwendig bestimmten Begehrens. So schreiben wir z. B. dem Biber bei dem Bau seines Hauses einen Kunsttrieb zu, und nennen diesen Bau auch künstlich. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieser Art Statt zu finden scheint, offenbart sich die mechanische Nothwendigkeit des Instincts, durch welche sie sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieser Producte, an welchen die Wahl, und mithin die Willkühr keinen Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Thle., und d. Art. Trieb, Instinct, Thier. T.

Kunstwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jede Benennung, deren man sich bedient, um damit in den mechanischen Handarbeiten die verschiedenen Theile eines mechanischen Kunstwerks, oder Gewerbproducts, und in den Künsten und Wissenschaften die Begriffe der einzelnen Theile der systematischen Theorieen zu bezeichnen. Das Studium der Kunstwörter (Terminologie) ist von großer Wichtigkeit und um so unerlaßlicher, als durch den Mißbrauch eines Kunstworts, der gewöhnlich aus dem Mißverständnisse desselben hervorgeht, besonders im abstracten Wissen, nicht selten auch in den materiellen Wissenschaften und Künsten, große Irrthümer und Verwirrungen entstehen können, wobei denn die Zeit, welche zu fortgesetzten Entdeckungen in dem gegebenen wissenschaftlichen oder Kunstgebiete auf eine höchst nützliche Weise angewandt werden könnte, zur Beilegung und Vermittelung des Streits, der aus dem Mißverstehen dieses oder jenen Kunstworts entstanden ist, dienen muß. Die Kunstwörter selbst sind von der höchsten Nothwendigkeit, oder vielmehr ganz unentbehrlich, weil man, ohne deren Hülfe, zu einer ordentlichen Beschreibung des gegebenen Ge-

genstandes oder Begriffs, der jedesmal eine Verschwendung von mehr oder weniger Worten nach sich ziehen würde, seine Zuflucht nehmen müßte. So wie nun aber einerseits denjenigen, die eine Wissenschaft studiren, die Pflicht obliegt, sich mit dem eigentlichen Sinne der in derselben vorhandenen Kunstwörter so vollkommen als möglich bekannt zu machen; so ist es von der andern Seite auch die Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wissenschaft, die Terminologie derselben so bestimmt als möglich aufzustellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichst streng und abgeschlossen von einander zu trennen, also nichts Heterogenes in ein und dasselbe Kunstwort zu fassen, und zweitens den Begriff dieses Kunstworts in der höchsten Klarheit zu entwickeln und durchaus und in keinem Falle Ausnahmen in demselben zu gestatten. Nur dann, wann diese Regeln mit steter Umsichtigkeit beobachtet sind, kann es den Lesern möglich werden, das aufgestellte System von allen Seiten zu verstehen und gründlich zu durchschauen. Wir wiederholen, daß es von der größten Nothwendigkeit ist, die Begriffe, so viel wie möglich, zu vereinfachen und keine sich widerstrebende Eigenschaften unter ein Kunstwort zu subsumiren.

Pq.

Kunz von Kaufungen, dessen Geburtsjahr und frühere Jugendgeschichte völlig unbekannt sind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht wie von Vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben soll, so wird seiner doch erst bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert 1449 hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, statt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Lösegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienste und ward, als er in dem Kriege, den dieser gegen seinen Bruder führte, zum Entsatz von Gera abgeschickt worden, nebst dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den böhmischen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide sich um 4000 Goldgulden loskaufen mußten. Kunz foderte den Ersatz dieses Lösegeldes, aber der Kurfürst verweigerte ihn, weil Kunz nicht sein Lehnsmann sey, sondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein andrer Umstand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihn zu dem Entschluß einer höchst frevelhaften Rache zu treiben. Der Kurfürst hatte ihm nämlich zur einstweiligen Entschädigung bis zum Frieden, für seine verwüsteten Besitzungen in Thüringen, verschiedene Vitzthumsche, in Meißen gelegene Güter gegeben, und foderte sie jetzt nach geschlossenem Frieden zurück. Kunz machte auch aus diesem Grunde große Ansprüche an den Kurfürsten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte. Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, entwarf Kunz einen Plan, sich selbst Hülfe oder mindestens Rache zu verschaffen. Er beschloß, die beiden Söhne des Kurfürsten zu rauben, um im Besitz dieser kostbaren Unterpfänder dem Vater Gesetze vorzuschreiben. Nachdem er sich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Kurfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständniß angeknüpft hatte, erschien er, eine Reise des Kurfürsten nach Leipzig benutzend, von mehrern Rittern und Reisigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schlosse zu Altenburg, auf welchem sich außer der Kurfürstin und den beiden Prin-

zen nur wenige Personen befanden, indem die meisten bei einem Schmause in der Stadt waren. Durch Schwalbens Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenster Steigleitern befestigt, auf welchen Kunz nebst 9 seiner kühnsten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem sie die Gemächer der Kurfürstin und ihrer Frauen durch Anwürfe von außen verschlossen hatten, drangen sie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Kurfürstin schliefen. Kunz entführte den ältesten Prinzen Ernst, und trug Wilhelm von Mosen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieser aber hatte Zeit gefunden, sich zu verstecken, und statt seiner bemächtigte sich Mosen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in Einem Bette schlief. Man war schon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab sogleich den Prinzen Ernst seinen Gefährten, und holte selbst den Prinzen Albert. Unterdeß war im Schloße Lärm geworden, und die Kurfürstin, welche aus dem Fenster Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung und begleitete ihre Bitten mit den größten Versprechungen, ohne Gehör zu finden. Ihrer Verabredung gemäß trennten sich die Verschwornen, um auf verschiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzesten Wege der böhmischen Gränze zu, während Schönfels und Mosen mit dem Prinzen Ernst auf einem Umwege dahin zu gelangen suchten. Mit Schnelligkeit verbreitete sich jetzt die Nachricht von dem geschehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte seine Flucht. Er war durch die Rabensteiner Wälder und die Gegend des in der obern Grafschaft Hartenstein gelegenen Schatzensteins in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen. Kaum war er noch eine kleine Meile von seinem Ziele entfernt. Diese Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war schon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durst verschmachten müsse. Nachgiebig hielt Kunz, der bis auf seinen Knecht Schweinitz und noch einen andern seine übrigen Begleiter auf Kundschaft vorausgeschickt hatte, sein Roß an, und Alle stiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe seinen Mittagsschlaf in Gesellschaft seines Hundes hielt, erwachte von dem Geräusch. Er hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte sich mit seinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er sey. Während des Gesprächs verwickelte sich Kunz mit seinen Spornen im Gestrippe und fiel hin. Diesen Augenblick benutzte der Prinz, sich dem Köhler zu erkennen zu geben, welcher mit seinem Schürbaume die Knechte niederschlug, Kunz, der sich nicht so schnell aufraffen konnte, fest nahm, und mit Hülfe herbeigerufener Köhler sich sämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht selbst für Kunz gebeten, so würde der Köhler ihn unfehlbar todtgeschlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brod und Wasser gelabt, die Gefangnen aber dem Abt Liborius in Grünhain übergeben, der sie dem Vogt von Zwickau, Veit von Schönburg zusandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidts Anführung, von vielen Köhlern und Klosterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Kurfürstin übergeben, welche sogleich mit ihm und seinem Befreier zu ihrem Gemahl nach Chemnitz abreisete. In seiner Erzählung, die der Köhler dem Kurfürsten machte, sagte er unter andern: *daß er den Kunz mit seinem Schür-*

baum weidlich getrillt habe. Davon nahm der Kurfürst Gelegenheit, ihm den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohn begehre, war des bescheidenen Mannes Verlangen nichts mehr als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Kurfürst fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, das die Familie bis auf die neuesten Zeiten erhoben hat. — Mosen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernst über Callenberg bis in die Gegend von Hartenstein gekommen, und hatten sich hier in einer Höhle an der Mulde versteckt, wo sie so lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu ziehen. Aus dem Gespräche von Holzhauern, die sie behorchten, erfuhren sie Kunzens Schicksal. Muthlos beschlossen sie, für ihre Rettung zu sorgen. In dieser Absicht schrieben sie an den Amtshauptmann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenstein, und erboten sich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugesichert würde, im entgegengesetzten Fall drohten sie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Forderung. Dieß geschah am 11. July, und schon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernst seinen bekümmerten Eltern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzens Genossen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; sie hatten es jedoch versäumt, und so wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen summarischen Prozeß am 14. July daselbst mit dem Schwerdte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von diesem berühmten Ereignisse enthält Schreiters Geschichte des Prinzenraubes, worauf wir verweisen.

Kunzen (Johann Paul), Stammvater der berühmten Künstlerfamilie dieses Namens, Organist zu Lübeck, ward am 30. August 1696 zu Leipzig geboren. Vom 7. Jahre an sang er in der Kirche und versah bald darauf, als der Organist auf einige Zeit verreist war, den Dienst desselben zur vollkommenen Zufriedenheit der ganzen Gemeinde. Im 9. Jahre ward er in Freiberg als Solosänger in dem dortigen Chore aufgenommen. Als er sich daselbst sowohl in den Wissenschaften, wie in der Musik hinlänglich vorbereitet hatte, ging er im J. 1716, mit einem Gulden in der Tasche, auf die Universität zu Leipzig. Nachdem er sich hier durch seine Talente bemerkbar gemacht hatte, ward er nicht nur als erster Violinist für das dortige Concert angestellt, sondern er versah auch während einer langen Zeit die Organistenstelle an der St. Nicolaikirche, wodurch er in den umliegenden Gegenden ebenfalls bekannt wurde. Hierauf begab er sich nach Wittenberg, wo er 1719 ein öffentliches Concert errichtete, welches sehr besucht wurde, und wo er sich auch verheirathete. Nachdem er hier einige Jahre verlebt und während der Zeit mehrere Reisen in Deutschland gemacht hatte, war ihm der Staatsrath von Wichmannshausen, dessen Bekanntschaft er gemacht, dazu behülflich, ihm Freunde und Protection in Dresden zu verschaffen. Hier machte Kunzen mit allen vorzüglichen Musikern Bekanntschaft, nützte ihre Belehrungen, vervollkommnete seinen Geschmack und führte endlich, durch seine dortigen Freunde unterstützt, mehrere seiner Compositionen auf, die einen solchen Beifall erhielten, daß die Königin sich entschloß, ihn zu ihrem Capellmeister zu ernennen. Warum dieß unterblieb, ist nicht bekannt, nur so viel weiß man, daß Kunzen bald darauf Dresden verließ und sich 1723 nach Hamburg begab, wohin er als Componist an das dortige Operntheater berufen worden war. Hier setzte er im folgenden Jahre die Sinfonien, Chöre und Recitative, so wie auch einige Arien zu der Oper: Romulus und Remus. Im Jahre 1725 componirte er daselbst noch die

beiden Opern: Kritik des Theaters zu Hamburg, und Kadmus. Nachdem sein Engagement mit der dortigen Opern-Direction abgelaufen war, privatisirte er in Hamburg, gab Unterricht und componirte. Von seinen Werken erhielt besonders ein Passions-Oratorium allgemeinen Beifall. Sein Sohn, Carl Adolph, der unterdessen 8 Jahre alt geworden war, hatte bereits so erstaunenswürdige Fortschritte in der Musik gemacht, daß der Vater sich im J. 1728 entschloß, mit demselben eine Reise nach England und Holland zu unternehmen. Er kehrte darauf im folgenden Jahre nach Hamburg zurück, von wo er als Organist nach Lübeck berufen wurde, welche Stelle er Ostern 1733 mit einem Oratorium antrat, das für 3 Chöre componirt war. Er wird übrigens unter die geschicktesten Organisten seiner Zeit gezählt. Die Nachrichten, die wir von ihm haben, gehen nur bis zum J. 1740, und wir kennen seit dieser Zeit weder die Ereignisse seines Lebens, noch das Jahr, in welchem er gestorben ist. — Kunzen (Carl Adolph, oder nach Andern, Johann Adolph), Sohn des vorigen, von dem bereits die Rede gewesen ist, Musikdirector zu Lübeck, ward am 22. Sept. 1720 zu Wittenberg geboren. Die außerordentlichen Talente, welche er schon als Knabe von 8 Jahren in der Musik, besonders im Clavierspielen zeigte, wurden der Gegenstand einer so allgemeinen Bewunderung zu Hamburg, daß sich der Vater, wie wir bereits oben gesehen haben, entschloß, mit demselben eine Reise nach Holland und England zu machen. Sie reisten am 11. Aug. 1728 von Hamburg ab und wurden zu Aurich, wo sich damals der dänische Hof aufhielt, dem Könige von Dänemark vorgestellt, der sie mit Gunstbezeugungen überhäufte. Von dort reisten sie durch Holland, wo sich der junge Carl Adolph überall hören ließ und die Bewunderung aller Kenner und Liebhaber erregte. Am 4. Oct. desselben Jahrs trafen sie zu London ein, wo der junge Kunzen nicht weniger Bewunderung erregte als in Holland, ja sogar von dem gelehrten Magnus Blase in einem Gedichte besungen wurde. Nach einem eben so ehrenvollen als belohnenden Aufenthalte von 6 Monaten zu London, kehrte Vater und Sohn am 7. Mai 1729 nach Hamburg zurück. Dieß sind die letzten Nachrichten, die wir von den Jugendumständen des Carl Adolph Kunzen, so wie von den Fortschritten desselben in der Musik besitzen. Erst im Jahre 1750 finden wir ihn als Capellmeister zu Schwerin wieder, von wo er 1757 als Organist an die Stelle seines Vaters nach Lübeck berufen wurde. Er ward damals für den geschicktesten Clavierspieler seiner Zeit gehalten. Im Jahre 1771 rührte ihn der Schlag, wodurch er des Gebrauchs seiner Hände beraubt wurde. Außer mehrern Instrumentalcompositionen für verschiedene Instrumente zeichnet sich unter seinen größern Singemusiken eine Passionsmusik: die göttliche Berufung des Glaubens Abrahams, zu ihrem Vortheile aus. Auch enthält das musikalische Werk, welches Cramer im J. 1787 unter dem Titel: Flora, herausgab, mehrere Compositionen von Carl Adolph Kunzen. — Kunzen (Friedrich Ludewig Emil), Sohn des vorigen, anfangs privatisirender Musicus zu Hamburg, seit 1795 königl. dänischer Capellmeister zu Copenhagen, ward 1763 zu Lübeck geboren, und studirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verstorbenen Cramer und mit Schulz zusammenlebte. Schon damals zeichnete er sich durch fertiges Clavierspielen, schnelles Notenlesen, brillantes und geschmackvolles Phantasiren und durch seine gründlichen Einsichten in die Composition aus, welche letztere er sich durch eignen Fleiß erworben hatte, so, daß jedermann bereitwillig war, sein großes Genie zu bewundern. In Copenhagen, wohin er von Kiel gegan-

gen war und wo 1787 Schulz mit ihm zusammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erste Accompagnistenstelle, um welche er sich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er blieb dessenungeachtet da, weil ein angenehmer Cirkel von Freunden, unter welchen sich auch Schulz befand, ihn an Copenhagen fesselte. Er nutzte dort seine Zeit, immer größere Vollkommenheit in der Composition zu erhalten, studirte fleißig Partituren und componirte verschiedene Gelegenheitsmusiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunst und Fleiß hörbar war, als man in solchen Musiken gewöhnlich zu suchen und zu finden pflegt. Sein erster theatralischer Versuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggesen, die 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und vom Februar bis zum Julius desselben Jahrs mit großem und immer gleichem Beifalle aufgenommen wurde. In dieser Oper, in welcher das Pathetische und Lyrische mit dem Hoch- und Niedrig-Komischen abwechselt, legte Kunzen schon einen Beweis ab von seinem richtigen Urtheile und Gefühle, von seiner Kenntniß des Theater-Effects und von seiner fruchtbaren Erfindung. Ein solcher Versuch ließ den künftigen Meister ahnen. Da ihm aber in Copenhagen die Aussichten zu einer bestimmten Ansetzung benommen waren, und das Unterrichtgeben ihm sehr lästig ward, so entschloß er sich, sein Glück anderswo zu suchen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichardt ihn mit offenen Armen aufnahm und alles Mögliche that, ihm den dortigen Aufenthalt angenehm und nutzbar zu machen. Seine Begierde zu arbeiten war Ursache, daß er ein Singstück von einem dortigen Schauspieler in Musik setzte, welches aber, wahrscheinlich wegen des geringhaltigen Werths des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher fand er Gelegenheit, mit einem Gehalte von 900 Gulden bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angestellt zu werden. In dieser Stelle hatte er Gelegenheit, sich auf das genaueste mit dem Geiste der Mozartschen Werke bekannt zu machen. Diesem Vorbilde hatte er so viel zu verdanken, und er arbeitete demselben mit so glücklichem Erfolge nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag, sein Winzerfest auf das dortige Theater brachte, das Prager Publicum diese Arbeit mit dem lautesten Beifalle aufnahm, ungeachtet dasselbe dergestalt durch die Mozartschen Werke war verwöhnt worden, daß in langer Zeit keine fremde Musik daselbst hatte aufkommen können. Um diese Zeit geschah es, daß Schulz in Copenhagen wegen Kränklichkeit um seinen Abschied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim stellte, einen Nachfolger zu ernennen, so schlug dieser Kunzen vor, der auch an seine Stelle zum Capellmeister ernannt wurde und diesem Posten seit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publicums mit Ehren vorsteht. Seine Werke für den Gesang sind folgende: Holger Danske (Oberon); die Weinlese, für Prag 1793 geschrieben; das Geheimniß (dänisch), 1796; Lieder mit Begleitung des Claviers, Zürich 1794; Hymne auf die Harmonie, für das Clavier, Zürich 1794; die Auferstehung, ein Oratorium (dänisch); ein anderes Oratorium (dänisch); Dragedukken, dänische Oper, 1797; Jokeyen, desgl., 1797; Erik Ejegad, eine große dänische Oper, 1798; ein Hallelujah (dänisch); die Stimme der Natur (dänisch), Oper, 1799; Ossians Harfe, große deutsche Oper, 1799; Hymne auf Gott; Trauercantate auf Capellmeister Schulzens Tod, 1800; Cantate zur Feier des neuen Jahrhunderts für die dänische Hofkirche, 1801; die Heimkunft, eine Oper (dänisch), 1802; der Eroberer und

der Friedensfürst, eine Cantate (dänisch). Für Instrumente: Ouvertüre nach dem Thema der Ouvertüre zur Zauberflöte, Leipzig Kühnel; VI. Claviersonaten, Berlin 1792; Phantasie nebst Variationen über: „ohne Lieb' und ohne Wein"; II. Clavierconcerte.

Kupfer (in der Sprache der Alchymisten Nerus) gehört zwar zu den unedlen, d. h. nicht feuerbeständigen Metallen, ist aber dessen ungeachtet von großem Nutzen. Es ist härter und elastischer, als das Silber, klingt auch stärker, ist aber weniger geschmeidig. Dem Eisen steht es an Härte, Elasticität und Zähigkeit nach. Es läßt sich, so fein wie ein Haar, zu Drath ziehen und beinahe zu eben so dünnen Blättchen schlagen, wie das Silber. Nach Muschenbroek trägt ein Kupferdrath von ein Zehntel Zoll Durchmesser ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Festigkeit, oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade von Hitze und ist im Flusse mit einer grünlichen Flamme bedeckt, bei vermehrter Hitze verwandelt es sich in Gas. Soda und Pottasche lösen bei gehöriger Temperatur das Kupfer auf. Mit dem Golde verbunden, liefert es den Semilor; mit dem Zinne das sogenannte Glockengut (Glockenspeise); mit dem Zink das Messing und den Tombach; mit dem Nickel den chinesischen Packfong und mit Arsenik diejenige Masse, die zu Telescopspiegeln u. dergl. angewendet wird. In den Kupfergebirgen findet man das Kupfer theils gediegen, theils vererzt, theils kalkförmig. Gediegen ist es roth, grau oder schwärzlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eisen und andern Substanzen vermischt. Dann und wann werden auch große feste Massen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meistentheils aber zeigt es sich entweder gekörnt, oder auch krystallisirt. Nordamerika liefert ohnstreitig das meiste gediegene Kupfer; die Kupferinsel in der Nähe von Kamtschatka erhielt den Namen von der Menge gediegener Kupferkörner, die man an ihrem Gestade fand. Vererzt wird das Kupfer unter mancherlei Gestalt gefunden. Sibirien hat sehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren feines Kupfer nur dem japanischen nachsteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Tyrol, Bayern, Schwaben, Franken, Böhmen, Schlesien, das Mannsfeldische und der Harz sind mehr oder weniger reichlich damit versehen.

Kupferstecherkunst ist die Kunst, durch Striche und Puncte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupfer darzustellen, welche Darstellungen dann vermittelst des Drucks vervielfältigt werden. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Maler, wie ein Uebersetzer zu seinem Autor; so wie es aber unmöglich ist, eine gute Uebersetzung von einem geistvollen Produkt zu liefern, ohne selbst Geist zu haben und die Kunst der Composition in ihren feinsten Theilen zu verstehen; so wird auch von einem guten Kupferstecher erfordert, daß er in die Geheimnisse der Zeichenkunst eingeweiht sey, damit er nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seines Gemähldes, sondern in dem eigenthümlichen Geiste seines Originals Darstellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenstände frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derselben wiedergegeben und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat als Puncte und Striche, so wird man gewiß keinen Augenblick anstehen, dem Talent eines guten Kupferstechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Es ist zu gleicher Zeit sonderbar und zu bedauern, daß die Griechen gar nicht auf den

Kupferstich fielen, da sie doch die Kunst in Edelsteine zu schneiden kannten, auch sogar Siegel hatten, die sie in Wachs abdrückten; wir würden dadurch mehrere Meisterstücke der Malerei von den größten Künstlern des Alterthums aufbewahrt erhalten haben. Diese Kunst wurde in Europa erst in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts erfunden; die Chineser sollen dieselbe schon lange vorher gekannt haben. Unter den europäischen Völkern streiten die Deutschen, die Italiener und die Holländer um diese Erfindung; jedoch scheint bis jetzt die Sache für die Deutschen entschieden zu seyn. Der erste namhafte Kupferstecher ist ein Deutscher, Martin Schön (gestorben ums Jahr 1486); man hat noch viele Blätter von ihm. Aber es giebt noch eine Menge anderer Kupferstiche, welche zwar ohne Jahrszahl und Namen, aber doch älter als Schöns Blätter zu seyn scheinen. Die Kupferstecherkunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden, und die ersten Abdrücke sind wahrscheinlich von Arbeiten der Goldschmiede und Silberstecher gemacht worden. Von eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Methoden oder Manieren der Kupferstecherkunst sind erst nachher erfunden worden. Ich werde die vorzüglichsten dieser Manieren anführen, und zwar in der Ordnung, wie sie nach und nach aufgekommen sind, wobei ich jedoch bemerken muß, daß man oft mehrere dieser Manieren mit einander zu verbinden pflegt. — I. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel, oder die Kupferstecherkunst im engeren Sinne des Worts. Man zeichnet die Umrisse und Formen seines Stoffs mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und schneidet nachher vermittelst des Grab-Stichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Diese Manier ist der größten Nettigkeit und Präcision fähig, auch ist sie die schwerste unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin sehr unangenehm ausfällt, so ist auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derselben nicht für alle Dinge in der Natur passend. Bause, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. a. sind vorzügliche Meister in derselben. II. Das Aetzen oder Radiren. Diese Manier kam nach der eben beschriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem sogenannten Radirgrunde, welcher in einem gewissen Firniß besteht, und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt; dieser Grund wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgerissen, auch wohl etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselben vertieft und so die Figuren in Kupfer darstellt. Außer dem Talent der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewasser (welches Diderot sehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künstlers nennt) wohl umzugehen erfordert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier ist die bequemste Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung macht sie zwar weniger Effect als andere Manieren, ist aber doch für alles, wo es auf treffende Darstellung des Süjets, auf richtige Zeichnung der Formen und auf Ausdruck der Charaktere ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders kann in Landschaft überhaupt, und in

allen ihren Haupt-Bestandtheilen zu einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne sich eigentlich mit der Kupferstecherkunst zu beschäftigen, haben mehrere große Maler Werke von sich radirt; und diese Arbeiten werden vorzüglich hochgeschätzt. Stephan della Bella, Callot, die Carrache, Daniel Chodowiecki, le Clerk, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Aetzkunst hält, welches jedoch nicht so ausgemacht ist, als daß er diese Kunst sehr vervollkommnet hat), Genser, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Rosa u. a. sind diejenigen Künstler, deren radirte Arbeiten am höchsten geschätzt werden. III. Die Punctirmanier, mit dem Hammer, oder Punsen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferstecherkunst von den Goldschmieden ausging, so ist zwar der Hammer der Goldschmiede gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im sechszehnten Jahrhunderte auf, wo man mit einem Spitzhammer seine Puncte in die Platte schlug, und so die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabstichel nachhalf. Im engeren Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punctirte Manier diejenige Vervollkommnung derselben, an welcher Bartolozzi in England wo nicht den ersten, doch den vorzüglichsten Antheil hat. Sie ist eine Zusammensetzung von Puncten und Schraffirungen, in welcher aber die Puncte der herrschende Theil und gewöhnlich in dem Fleischigen und den Gründen angebracht sind. Man kann sich dazu des Scheidewassers bedienen oder nicht. Die Manier ist, wie der Grabstichel, mühsam und langwierig, giebt weniger Bestimmtheit als dieser, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a. und unter den Deutschen Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. a. in dieser Manier gearbeitet. Uebrigens sind in derselben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrscheinlich ist die eben erwähnte punctirte Manier, die sich vorzugsweise in den Händen der englischen Künstler befindet, aus der sogenannten Crayon-Manier entstanden, welche auch zur Punctirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen gearbeitet wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhund. von Francois erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist vorzüglich geschickt, angehenden Künstlern Muster zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferstichen zeichnet, gewöhnt sich an eine harte und steife Manier. IV. Die schwarze Kunst (Schabemanier) von den Engländern, wiewohl nicht ganz richtig, auch Mezzotinto genannt; eine Manier, deren Erfindung ungefähr in das Jahr 1643 fällt, und dem berühmten pfälzischen Prinzen Ruppert, der in England lebte, zugeschrieben wird, die aber erst in unsern Tagen in England ihre wahre Vollkommenheit erlangt hat, und daher auch die englische Manier genannt zu werden pflegt. Die schwarze Kunst ist von der Manier mit dem Grabstichel und der Radirnadel gänzlich verschieden. Die Kupferplatte wird bei der schwarzen Kunst so bearbeitet, daß sie ganz rauch und kraus wird, so daß sie abgedruckt einen durchaus schwarzen Abdruck geben würde. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung gemacht, und derselbe nach Verhältniß des Lichts, das man über sein Blatt verbreiten will, nach und nach hinweggeschabt. Anstatt daß man also in jenen beiden genannten Manieren von dem Lichte zum Schatten übergeht, indem man seiner Platte nach und nach Farbe und Wirkung giebt, geht

man in der schwarzen Kunst im Gegentheil von den Schatten zu den Lichtern über. Bei der schwarzen Kunst findet eine sehr feine und geschwinde Behandlung Statt; die Weichheit, die sie in die Arbeit bringt, ist für viele Gegenstände zweckmäßig, für andre hingegen weniger gut; und das dominirende Schwarz (daher der Name dieser Manier) macht sie für alles, was für auffallenden Effect des Lichts gearbeitet ist, sehr brauchbar. Wo aber Schönheit und Bestimmtheit der Umrisse und Klarheit der Farbengebung das vorzüglichste Verdienst ausmachen, da wird sie das nicht leisten, was man wünschen kann. Die berühmtesten Meister in der schwarzen Kunst sind englische Künstler, vorzüglich Burke, Collyer, Dixon, die beiden Green, Jones, Polland, Watson u. a. V. Die Tuschmanier (Aquatinta) ahmt getuschte Handrisse in Kupfer nach. Diese Manier scheint in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Verschiedenen zugleich auf verschiedne Art erfunden worden zu seyn. Le Prince vervollkommnete sie ums J. 1770, und sie erhielt seinen Namen. Er bediente sich weder des Grabstichels noch der Radirnadel, sondern bloß einer Beitze, die er vermittelst des Pinsels auf die Kupferplatte trug, und deren Geheimniß er seiner Nichte hinterließ. Durch den Engländer Paul Sandby wurde diese Manier noch weiter gebracht; und sie erhielt den Namen gewaschene Manier (Aquatinta). Diese Manier ist ganz dazu gemacht, Zeichnungen mit dem Pinsel in Tusch, Bistre, Sepia u. dgl. recht glücklich nachzuahmen, besonders wo der Effect eigentlich durch Hauptmassen, und folglich mit wenigen Tönen, hervorgebracht werden soll. Neben Sandby, welcher in dieser Manier unerreichbar ist, haben sich der Maler Barry, der Kupferstecher Jukes, die Geschwister Green u. a. mit gutem Erfolg darin versucht. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewohl nicht zum Vortheil der ächten Kunst, in England so sehr Mode geworden sind, so muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im vorigen Jahrhunderte, besonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond versucht; seit 12 bis 15 Jahren aber hat man vorzüglich in England sich mit bunten Abdrücken beschäftigt, unter denen die mit einer Platte die besten, aber auch die theuersten sind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole) ist ein sphärisches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gewölben zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Oeffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen überbaut wird, welches man eine Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, sind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheum, die jetzige Santa Maria Rotonda zu Rom übrig ist. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. s. w., oder auch mit Gemälden verziert, und sind dazu bestimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Ansehen zu geben, welches sie durch hohe Thürme schwerlich erlangen dürften.

Küraß (franz. cuirasse, von cuir (Leder) und dies wieder aus dem Lateinischen von corium) ist ein Panzer von Eisenblech, welches den schweren Cavalleristen vorn zum Schutz gegen Musketenkugeln gegeben wird. Da die ältesten Küraße von Leder waren; so erhielten sie daher ihren Namen. Kürassier (cuirassier) sind eine Gattung Rei-

ter, die mit einem Brustpanzer (Küraß) und einer Sturmhaube bewaffnet und vom schwedischen Könige Gustav Adolph eingeführt worden sind. Dieser verwandelte nämlich zuerst die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Reiter in bloße Brustharnische und Sturmhauben.

Kurbel, im Allgemeinen, eine krumm oder nach einem Winkel gebogene Handhabe, welche dazu dient, etwas damit herumzudrehen, z. B. an der Kaffeemühle. **Kurbel** (**Gorbel** an der Buchdruckerpresse) ist die eiserne Stange mit der Kurbel, welche durch die Walze läuft, vermittelst deren Wendung das Laufbrett mit dem sogenannten **Karren** (den tiefen viereckigen Kasten mit der fest verkeilten Form oder gesetzten Schrift) rück- und vorwärts geschoben wird.

Kurilische Inseln, im 18ten Jahrhunderte nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich in geringer Entfernung von einander, von Kamtschatka bis an Japan und die chinesische Küste. Sie heißen, von Kamtschatka aus gegen Süden betrachtet, **Schoumtschu**, **Poromuschyr**, **Schirinoki**, **Makan Kur Assy**, **Onekotan**, **Ar Amakutan**, **Syasskutan**, **Jegarma**, **Tschirinkutan**, **Mussyr**, **Rakkoke**, **Mutowa**, **Rassagu**, **Uschischir**, **Ketoi**, **Schimuschir**, **Tscherpoi**, **Urup**, **Jetorpu**, **Kunasir**, **Tschikota** und **Matsmai**, die südlichste und größte, welche nur etwas über vier deutsche Meilen von Japan entfernt ist. Diese Inseln sind, was ihre Zahl, Benennung, Größe und Beschaffenheit anlangt, bei weitem noch nicht alle bekannt. Obige zwei und zwanzig haben Namen, und die großen sind alle, die kleinen hingegen gar nicht bewohnt. Die nördlichen haben Lerchenbäume und Fichten; die südlichen spanisches Rohr, Bambus und Weinstöcke. Die Bewohner derselben, welche ebenfalls **Kurilen** genannt werden (unter denen man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küste von Asien und des südlichen Kamtschatkas versteht), sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtschadalen, von denen viele, bei der Eroberung des Landes durch die Russen, sich nach den kurilischen Inseln flüchteten. Einige der Inseln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die südlichen Kurilen stehen unter japanischer Herrschaft; viele davon aber sind ganz unabhängig; die nördlichen hingegen sind nur gewissermaßen dem russischen Reiche unterworfen, und geben, meistens nur wann sie erst dazu gezwungen worden, Geisseln, Meerottern, Füchse und anderes Pelzwerk.

Kurzsichtig, nennt man denjenigen, welcher besser in die Nähe als in die Ferne hin sieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenstand deutlich sehen soll, so gehört dazu, daß die von jedem Punct desselben kommenden, und im Auge sich brechenden Lichtstrahlen (s. d. Art. **Auge**) genau auf der Netzhaut des Auges wieder in einen Punct sich sammeln, und daselbst das deutliche Bild des Gegenstandes darstellen. Bei solchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut ist, die Feuchtigkeiten des Auges selbst vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, die Linse sehr convex ist, werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen, so daß sie sich schneller einander nähern, und der Vereinigungspunct derselben **vor** die Netzhaut fällt, wodurch sie nun auf diese Lichtstrahlen erst dann kommen, indem sie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, so daß also von dem Gegenstand kein deutliches, sondern ein verworrenes Bild auf der Netzhaut entsteht. Dieß geschieht von entfernten Gegenständen um so mehr, weil die einzelnen Lichtstrahlen eines auf das Auge fallenden Strahlenkegels schon um so näher zusammenfallen, (con-

vergiren) je entfernter der Punct, oder die Spitze des Kegels ist, von dem sie herkommen, also auch deswegen ihr Vereinigungspunct im Auge um so entfernter vor der Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtstrahlen ein um so deutlicheres Bild auf der Netzhaut darstellen können. Ganz nahe befindliche Gegenstände hingegen bilden aus entgegengesetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich gesehen. Einem kurzsichtigen Auge kommt man also dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenstand, welchen man deutlich sehen will, dem Auge so nahe rückt, als es seiner Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, angemessen ist. Diese Entfernung, welche bei dem gesunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzsichtigen Auge oft auf sechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dies nicht, so muß man dem Auge ein hohlgeschliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtstrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um so viel von einander entfernt, als es das Auge zu sehr bricht. Wird dieß Verhältniß richtig getroffen, so sieht das kurzsichtige Auge alsdann eben so in die Ferne, als ein gesundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge passend ist, und man oft unter einer großen Menge suchen muß, um eins zu finden, mit dem man deutlich sehen kann. Ein Kurzsichtiger heißt auch Myops, von dem griechischen Worte Mys die Maus und ops das Gesicht. Uneigentlich nennt man auch denjenigen kurzsichtig, welcher nicht im Stande ist, mit den Augen des Geistes einen weiten Gesichtskreis zu umfassen, auf einen höhern Standpunct gestellt, den Zusammenhang ganzer Begebenheiten zu übersehen, sondern welcher nur einen beschränkten Zirkel von ihm nahe liegenden Umständen und Begebenheiten beurtheilen kann. Wie soll man aber diejenige nennen, welche bei völliger Gesundheit der Augen aus Modesucht mit der Brille auf der Nase allenthalben herumspazieren, ohne das, was doch sogar so nahe liegt, zu sehen, daß nämlich die Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geschmack für schön gehalten werden kann. H.

Kutschen unterscheiden sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren: in der Bibel werden deren bereits zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von einem hohen Alter zu seyn. Denn schon zu Mosis Zeiten gab es bedeckte Lastwagen, und die Scythen hatten, nach Justinus, mit Leder bedeckte Wagen, um sich vor der Sonne und der übeln Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen Kanathron nannten. Eben so ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern schafte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß, dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden: dieser wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold gemacht, weswegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Mauleseln gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt, aber hängende Wagen oder Kutschen noch nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel wie bedecken heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs seyn. Andere leiten das

Wort von Gutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Carl V. soll sich bereits während des Podagra's eines solchen fahrenden Ruhebetts bedient und in demselben sogar geschlafen haben. Die Erfindung der Kutschen in Ungarn wird auf das Jahr 1457 gesetzt; doch soll bereits Isabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten; so nannte man sie aus diesem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung: man nannte sie carosses, und versah die Oeffnungen derselben mit ledernen Vorhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karosse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Maitresse Franz I., Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängende Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560 — 1574) suchte der erste Parlementspräsident, der sich vergebens bei dem Könige für die Abschaffung der Kutschen verwandt hatte, den Gebrauch derselben durch sein eignes Beispiel einzuschränken, indem er, wenn er auf's Land reiste, seine Gemahlin und Tochter in einem schlechten, mit Stroh angefüllten Wagen fahren ließ und auf einem Maulthiere nebenbei ritt. Unter Heinrich III. (1574 — 1589) ward die vierte Kutsche und zwar von einer Privatperson gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauses gewesen. Heinrich IV., der bekanntlich 1610 in einer Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur eine Karosse, deren sie sich gemeinschaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschuldigt, daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Noch zu seiner Zeit pflegte Nicole von Aubespine, eine Dame vom höchsten Range in Paris, wenn sie Besuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marschall Franz von Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich. Ludwig XIV. (1642) hielt seinen Einzug in einem hängenden Wagen, und 1658 waren schon 320 Kutschen in Paris, deren Zahl nun immer höher stieg. In Deutschland bedienten sich die Kaiser und Fürsten bereits im 15ten Jahrhunderte der Kutschen: so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoisin beschlagene Kutschen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war. In Spanien soll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die erste Kutsche gesehen haben. In England flüchtete bereits 1350 die Mutter König Richards II. in einem Fuhrwerke, welche man Wirlicotes nannte, aber erst 1580 unter der Elisabeth kamen die eigentlichen Kutschen aus Deutschland nach England und waren daselbst 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren sie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts etwas sehr gewöhnliches. Die Miethskutschen (fiacres) sollen 1650 zu Paris von Nicolaus Sauvage erfunden seyn, welcher in der Straße St. Antoine in einem Hause wohnte, an welchem der heilige Fiakre, König von Schottland, aus dem 7ten Jahrhunderte, als Schild gemalt war. Daher erhielten diese Kutschen

sowohl, wie ihre Führer, den Namen fiacres, und der heilige Fiakre ward zugleich der Schutzpatron derselben.

Kutusow von Golenitschef-Smolenskoi (Fürst), russischer Feldmarschall, Ritter des St. Andreas- und andrer Orden, machte mit Auszeichnung den Türkenkrieg unter Potemkin und Suwarow mit und ward bei der Einnahme von Otschakow auf die sonderbarste Art verwundet: eine Flintenkugel ging ihm nämlich von einem Schlafe bis zum andern durch den Kopf, ohne ihn gefährlich zu verletzen. Unter Paul I. ward er zum Generalgouverneur von Litthauen ernannt und residirte als solcher lange in Willna. Im J. 1805 erhielt er, schon damals ein Greis, vom Kaiser Alexander das Commando des ersten russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte sein Corps gegen den Inn und traf daselbst nach der unvorhergesehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich und hielt den ganzen Andrang der französischen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Nov. das glückliche bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier bestehen. Der deutsche Kaiser schickte ihm zur Belohnung seines Benehmens bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Marie-Theresienordens. Nachdem er sich hierauf mit den andern russischen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiser Alexander die alliirte Armee bei Austerlitz, wo er verwundet wurde und zugleich seinen Schwiegersohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiser Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dieß geschehen und Kutusow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, ein siebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die russische Armee in dem russisch-französischen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Mosaisk (von den Russen die Schlacht bei Borodino genannt), welche hartnäckig und mörderisch mit abwechselndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerstandskraft der Russen erschöpft war, das Zeichen zum Rückzuge und marschirte auf Moskau zu, damit ihm dahin der Feind folgen möchte. Kaum hatte er diese Stadt erreicht, als auch sein Gegner bereits vor den Thoren derselben erschien. Kutusow verließ seine genommene Stellung und richtete, während Napoleon meinte, er werde sich nach Asien wenden, seinen Marsch nach Süden, wo er sich bei Tula und Kaluga in der Flanke der französischen Armee von neuem aufstellte. Unterdeß nöthigte der Brand von Moskau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, diesen zum Rückzuge. Vorher wollte er aber noch versuchen, welche Vortheile ihm eine betrügerische Verschlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte: aber Kutusow begegnete jeder von Napoleon angewandten List mit wahrhaft scharfsinniger Würdigung der obwaltenden Verhältnisse und gewann dadurch den unschätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Russen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutusow's rechter Flügel die französische Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derselben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutusow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzosen auf Smolensk desto gefahrloser bewerkstelligt werden könnte; allein Kutusow leistete einen Widerstand, der die Absichten des französischen Kaisers ver-

eitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoe anlangen konnte, diese Gegend bereits durch einen Flankenmarsch gewonnen, wo er mit Ungeduld seinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieser angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutusow schlug an dem einen Tage die Armee des Fürsten von Eckmühl, am folgenden die Arrieregarde des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maaß, und unter dieser mehrere französische Adler, waren der Lohn von Kutusow's Anstrengungen. Er stellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieser Siege erhielt er von dem Kaiser Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schicksal den fliehenden Feind an den Ufern der Beresina erwartete; so folgte er nur langsam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Willna anlangte, wo er seinen Kaiser empfieng. Dieser Feldzug hatte Kutusow's körperliche Kräfte erschöpft; für die Fortsetzung desselben war er nicht gestimmt: denn ihm, dem mehr als siebenzigjährigen Greise, schien es ein allzu kühner Gedanke, den Feind in dem Wohnsitze seiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch die merkwürdige russische Proclamation, in welcher die Sache Europa's und der allgemeinen Menschheit mit so eindringlicher Beredsamkeit geführt war, erlassen hatte, starb er zu Bunzlau am 28ten April 1813 und ward als der Held betrauert, der durch seinen Sieg bei Smolensk den entscheidendsten Einfluß auf den Ausgang des französisch=russischen Feldzugs, und auf die segensreiche Befreiung des ganzen Europa, gehabt hatte.

Kuxe (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhüttte) eingetheilt wird) soll aus der slavonischen Sprache abstammen, wo Kukus ein Theil, und Kutsen theilen heißt. Andere leiten diesen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheissen und die Eintheilung der Zechen zuerst aufgebracht haben soll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, oder ein Zweiunddreißigtheil, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundert acht und zwanzig Kuxe aus. Eine Erbkuxe (Erb= oder Ackertheil) ist eine solche, welche demjenigen, auf dessen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen besteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet ist, das nöthige Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häusern, Schmelz= und Kohlenhütten, unentgeldlich zu liefern. Eine Kuxe wird, wenn das Ganze in Gesellschaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt ist, in diesem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Besitzers gerechnet.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) erregte zu seiner Zeit durch seine unerschöpfliche Laune viel Aufmerksamkeit, und hat sich durch seine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch stets in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberstrohwalde geboren, diente von seinem 17ten Jahre an unter der brandenburgischen Armee als Gemeiner, avancirte erst nach zehn Jahren zu dem Posten eines Unterofficiers und Fähndrichs, und wurde schon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt; allein eine verunglückte Posse zog ihm Arrest in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Kurfürstin von Brandenburg losgelassen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Sachsen zu fliehen und Kriegsdienste zu nehmen. Seine frohe und satyrische Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Augusts II. be-

liebt: er stieg in kurzem bis zum Posten eines Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beständig bei demselben sein; endlich erhielt er auf seine Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten zu Königstein, die er auch bis an seinen Tod, 1733 verwaltete. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, und behauptete dessen ungeachtet seine Würde, da er weniger sich, als Andere, zum Gegenstand des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so war dieß theils Fehler seines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am sichersten seinen Zweck, sich gegen den Muthwillen Anderer zu schützen; und Niemand fühlte seine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel stolz waren. Noch in den neuesten Zeiten hat man diesen Mann einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt und zwei verschiedene Lebensbeschreibungen desselben geliefert, deren eine 1796 zu Freistadt, die andere, von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erschienen ist.

L.

L hat, wenn es sich in lateinischen Inscriptionen befindet, verschiedene Bedeutungen. Steht es allein; so heißt es legio, lustrum; L. A. heißt libenti animo; L. C., locus concessus; L. D., larum divinorum; L. D. D. C., locus datus decreto Curionum; L. E. L. M. D. S., libens et lubens merito de suis; L. H. L. D., locus hic liber datus; L. L. P. E., libertis libertabus posteris eorum; L. P., locus publicus; L. S. M. C., locum sibi monumento coepit; Leg., legatus; L. L., libentissime. Auf den Münzen bedeutet L., Lucius; LAT., latinus; LEG., legatus, LEG. PROPR., legatus propraetorius; LEG. II., legio secunda, LEP., Lepidus; LENT. CUR. X. F., Lentulus curavit deniarum faciendum; LIBERO P., Libero patri; LIC., Licinius; LUD. SAEC. F., ludosaeculares fecit.

Laar (Laer, Peter von), mit dem Zunamen Bamboche (Marionetten-Gesicht), ein Maler geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, starb zu Harlem im J. 1675. Den Zunamen, Marionetten-Gesicht, erhielt er theils seiner sonderbaren Gesichtsbildung wegen, theils auch vielleicht, weil er der Erfinder der Gattung von Figuren ist, welche man Marionetten genannt hat. Schon in seiner frühesten Jugend war er stets damit beschäftigt, alle Gegenstände, die ihm zu Gesichte kamen, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leistete ihm dabei so vortreffliche Dienste, daß er im Stande war, Gegenstände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, gesehen hatte, mit der größten Aehnlichkeit wieder darzustellen. Uebrigens war er auch einer der größten Musiker seiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvenardes vor den seinigen den Vorzug gab, wurde die Ursache seines Todes. Er hat sich nur in kleinen Gegenständen, als in Jahrmärkten, Kinderspielen, Jagden, Landschaften und dergleichen versucht. Aber dennoch herrscht in seinen Gemälden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geist und Annehmlichkeit. Das pariser Museum besaß mehrere seiner Arbeiten.

Labé (und nicht Labbé, wie man gewöhnlich zu schreiben pflegt, Louise), bekannt unter dem Namen der schönen Seilerin (la belle

Cordière), wurde 1526 (1527) zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine sehr sorgfältige Erziehung geben: sie lernte Musik, mehrere Sprachen, und erhielt, was nicht gewöhnlich war, sogar Unterricht im Reiten und andern militärischen Uebungen. So kam es, daß sie sich für den Soldatenstand bestimmte und schon im 16ten Jahre (1543) mit der übrigen französischen Armee der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobsprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller ertheilten, rühmen sie besonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegerischen Thaten. Aber schon der erste Feldzug, den Louise Labé mitmachte, fiel nicht glücklich aus: die Franzosen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leistete Louise auf den Militärdienst Verzicht, um sich ganz dem Studium der Wissenschaften, der Poesie und nicht minder den Liebeshändeln zu widmen. Sie heirathete einen gewissen Ennemond-Perrin, einen sehr reichen Seiler, und nun konnte sie ihrer Neigung zur Literatur Genüge leisten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband sie eine nicht mittelmäßige Kenntniß der griechischen, lateinischen, spanischen und italienischen Sprache. Ihr Haus ward zum Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und schönen Geister, und sie selbst erregte und verdiente auch in gewisser Rücksicht die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, welche sie unter die Musen zählten: aber auch den Neid der Frauen zu Lyon zog sie sich zu, welche ihr ihre Liebeshändel zum Vorwurfe machten, um sich auf diese Weise dafür an ihr zu rächen, daß sie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte. Einige ihrer Gedichte beweisen, daß sie weder für das Lob ihrer Schmeichler, noch für die Spöttereien ihrer Nebenbuhlerin gleichgültig war. Sie war eine Freundin Clementias von Bourges, die gleichfalls durch ihre Gedichte nicht minder berühmt ist, wie durch ihre Liebeshändel: aber beide Frauen wurden die tödtlichsten Feindinnen. Clementia hatte nämlich Louisen die Geheimnisse ihres Herzens anvertraut und Louise machte ihr darauf ihren Liebhaber ungetreu. Sie starb im März 1566. Gleichzeitige Schriftsteller haben verschiedene Meinungen über die Tugend der schönen Seilerin geäußert: einige haben ihre Keuschheit gerühmt, andere ihr Ausschweifungen vorgeworfen. Sie scheint überhaupt die Leontium oder Ninon ihrer Zeit gewesen zu seyn. Verdier sagt von ihr, sie habe Fürsten, Grafen, Edelleuten und andern Personen von Verdienst den Zutritt in ihrem Hause gestattet, und sie mit geistreicher Unterhaltung, mit Vocal- und Instrumentalmusik, mit Lesung lateinischer, spanischer und italienischer Bücher, mit auserlesenen Gerichten und dergleichen bewirthet; setzt aber auch mit der Offenheit und Derbheit, die sein Jahrhundert charakterisiren, hinzu, sie habe sich denjenigen, die im Stande gewesen wären, zu zahlen, hingegeben, doch aber nicht jedermann, und besonders keinen gemeinen und schlechten Leuten, so viel Geld ihr auch diese versprochen haben möchten, wobei sie den Gelehrten dem größten Fürsten vorgezogen und oft dem liebenswürdigen und verdienten Manne umsonst zugestanden, was sie dem reichen Dummkopfe für große Summen verweigert habe. Uebrigens sagen mehrere ihrer Poesien, und besonders das achtzehnte Sonnett gegen ihre Keuschheit aus. Sie scheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu seyn: anfangs treue und leidenschaftliche Geliebte, hernach gefallsüchtige Coquette, ward sie endlich im weitesten Umfange des Worts zur Buhlerin. Hierbei gereicht es ihr zur Entschuldigung, daß sie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als eine Ehrensache betrachtet wurde und wo sie selbst von einem Schwarme liebenswürdiger Wüstlinge um-

geben war. Hätte sie so vielen Anlockungen zur Liebe widerstehen können, so wäre sie eine wahre Heldin gewesen. Ihre Großherzigkeit, ihr Geschmack für die Wissenschaften, so wie ihre mannigfaltigen und für ihre Zeit sehr ungewöhnlichen Talente, verwischen jedoch in den Augen der meisten ihrer Zeitgenossen jene Flecken ihrer Lebensweise gänzlich. Die großen und zahlreichen Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller gegeben haben, so wie die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war und welche noch jetzt ihren Namen führt, alles dieß zeugt von der hohen Achtung, in welcher sie zu ihrer Zeit stand. In einer Geschichte von Lyon wird gar gesagt, es scheine, als sei sie von Gott dazu bestimmt gewesen, wie ein Wunder unter den Sterblichen angestaunt zu werden. Dichter haben auch ihre Schönheit ausnehmend gerühmt, prosaische Schriftsteller hingegen behauptet, sie sey weniger schön, als liebenswürdig gewesen. Alle stimmen jedoch darin überein, daß die Annehmlichkeit ihres Umganges, ihr Geist, ihr Wissen, ihre Talente, die Verse, welche sie dichtete und unter Begleitung der Laute sang, daß alles dieses ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderstehlichen Banden an sie gefesselt habe. Ihre Werke sind folgende: Epistel an Clementia von Bourges, welche mit vielem Geiste geschrieben; der Kampf der Liebe und der Thorheit, in Prosa, worin Reiz und Erfindung herrscht; drei Elegieen; vier und zwanzig Sonnette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahre 1555.

Labedoyre (Karl Angelique Hugo de) Obrist des siebenten Linieninfanterieregiments, merkwürdig als das erste Opfer der Strafgerechtigkeit, welche die französische Regierung gegen diejenigen ausübte, die im J. 18-5 zu Napoleons Unternehmen mitgewirkt hatten. Als der Usurpator am 7ten März gegen Grenoble heran zog, ging Labedoyre mit seinem Regimente ihm entgegen, und schloß sich zwischen Vizille und Grenoble, an die Truppe des Usurpators an. Umsonst war sein General ihm nachgeeilt, um ihn durch Bitten und Flehen zur Umkehr zu bewegen. Bald nach der Rückkunft der Bourbons wurde er eingezogen. Es gelang ihm zwar dem Verhafte zu entspringen; aber am 3ten August fiel er in der Pariser Vorstadt Poissoniere der Polizey abermals in die Hände. Am 14ten wurde er vor die zweite Section des Pariser Kriegsgerichts gestellt, und daselbst des Hochverraths, des Aufruhrs und Falschwerberey angeklagt. Als ein junger, schöner Mann von 29 Jahren, der in den Kriegen Napoleons immer mit Auszeichnung gedient hatte, überdieß als Haupt einer liebenswürdigen Familie, fand er sehr viele Theilnahme bey dem Publicum. Die Anzahl der Zuschauer war deßhalb bei dem Kriegsgerichte ausserordentlich groß. Man bemerkte unter denselben auch viele Fremde von Rang, namentlich den Kronprinzen von Preußen und den Prinzen von Oranien. Der Angeklagte führte seine Vertheidigung selbst, nachdem sein Sachwalter erklärt hatte, daß er ihn für vollkommen fähig dazu halte. Indeß konnte er nichts weiter zu seiner Rechtfertigung vorbringen, als: er habe geglaubt, nach der Lage der damaligen Umstände, und nach der Stimmung seines Vaterlandes so handeln zu müssen, und seine Absichten seyen die reinsten gewesen. Nachdem die Richter die Sache erwogen hatten, sprach der Präsident das Urtheil aus: daß er, des Hochverraths und der Rebellion überwiesen, zur Todesstrafe, nach vorhergegangener Degradirung als Obrist und Mitglied der Ehrenlegion, und zur Bezahlung der Proceßkosten verdammt sey. Doch wurde ihm eine

Zeit von 24 Stunden gelassen, um die Revision zu ergreifen. Dieß Rechtsmittel führte aber nicht zu dem bezielten Erfolge. Auch war es umsonst, daß sich die Gemahlin des Verurtheilten dem Könige zu Füssen warf, und um Gnade flehte. „Wenn, sprach der Monarch, Herr von Labedoyre mich allein beleidigt hätte, würde er begnadigt werden; aber ganz Frankreich verlangt die Bestrafung des Mannes, der alle Geisseln des Kriegs über es gebracht hat. Nie ist es mir schmerzhafter gewesen, in der Nothwendigkeit zu seyn, eine Bitte abzuschlagen." Auch die Mutter des Obersten suchte in tiefer Trauer bis zum Könige zu gelangen; aber sie wurde nicht vorgelassen. Die Vollziehung des Todesurtheils hatte am 19ten statt. Labedoyre wurde Abends um 6 Uhr, in einer Kutsche, in der sein Beichtvater bey ihm saß, begleitet von zahlreichen Gensdarmerieabtheilungen und mehrern Compagnien Veteranen, aus dem Abteygefängnisse auf die Ebene von Grenelle gebracht, wo eine große Menge Menschen versammelt war. Nachdem er das Gesicht gegen die Mauer gerichtet, und knieend, ein langes Gebet verrichtet, und den Segen des Priesters empfangen hatte, stand er auf, und stellte sich den Veteranen gegen über, die auf ihn feuern sollten. Er ließ sich nicht nur nicht die Augen verbinden, sondern bestand auch darauf, selbst „Feuer!" commandiren zu dürfen. Die ersten Schüsse streckten ihn todt darnieder. Sein Leichnam wurde auf den Kirchhof Vaugirard gebracht, und daselbst beerdigt.

Labrador (**Estotiland**, Terra de Labrador, **Neubritannien**, **das Land der Eskimos**) eine große Halbinsel des nördlichen America, ist gegen Norden durch die Hudsonsbay und Hudsonsmeerenge von den Ländern unter dem Nordpole abgesondert und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und gegen Westen durch noch unbekannte Länder begrenzt. Es gehört den Engländern und wird gegen Süden von den Eskimos (s. d. Art.), einer wilden Nation bewohnt. Die Luft daselbst ist überaus kalt, und das Land wegen seiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küsten bekannt. Es giebt hier einige Factoreien englischer Kaufleute von der Hudsonsbay-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London ist. Pelz- und Seethiere sind nebst dem bekannten Labradorsteine die einzigen Gegenstände des hiesigen Handels. In den neuern Zeiten haben sich auch Missionen von evangelischen Brüdern hier niedergelassen. Schon im Jahre 1500 ward diese Halbinsel von dem Portugiesen, **Caspar Cortereal**, entdeckt. 1796 sind die meisten dortigen Etablissements vom französischen Admiral Richery zerstört worden, welcher darauf eine ähnliche Unternehmung auf Neufundland ausführte.

Labyrinth war bei den Alten ein Gebäude, welches eine solche Menge Gänge und Zimmer enthielt, daß man sich darin verirren konnte. Es sind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: **das ägyptische Labyrinth**, unter allen das berühmteste, befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Feium heißt. Nach einigen soll es von den zwölf Fürsten (650 v. Chr.), nach andern von Psammitichus, nach andern von Ismandes, der daselbst auch begraben liege, erbaut worden seyn. Es ist allem Vermuthen nach nichts anders, als ein Grabmahl gewesen. Das Gebäude war eins der schönsten der alten Welt, und soll unter einem gemeinschaftlichen Dache zwölf, nach andern sieben und zwanzig verschiedene große Säle, oder Palläste, sechs gegen Süden und sechs gegen Norden, enthalten haben. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und ringsherum mit Säulen

umgeben, die Wege aber, welche zu den Pallästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium, und sämmtliche Palläste enthielten drei tausend Zimmer, von denen sich die eine Hälfte über, und die andere unter der Erde befand. In letztern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Crocodile aufbewahrt worden seyn, die obern Zimmer aber an Kunst und Pracht alle andere menschliche Werke übertroffen haben. Jetzt sollen in diesem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugangbar seyn, Schutt und Finsterniß aber den Eingang in alle übrige verbieten. Das kretensische Labyrinth ist fast noch weniger bekannt, als das vorhergehende. Alte Schriftsteller meinten, es sey von Dädalus nach einem verjüngten Maaßstabe des ägyptischen, auf Befehl des Minos, der hier den Minotaurus einsperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dieß Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit seiner Zerstörung. Der innere Bau, so wie überhaupt die Bestimmung des Gebäudes selbst, ist uns, wie gesagt, völlig unbekannt. Das Labyrinth zu Clusium war vom Könige Porsenna, wahrscheinlich zu seinem eignen Grabmahle, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein und hatte fünfzig Fuß in der Höhe, und dreißig an jeder Seite in der Breite. Auf jeder Ecke stand eine Pyramide, und eine in der Mitte: jede derselben war hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und siebenzig breit. Noch ist hier im Allgemeinen anzumerken, daß es durchaus nicht der Zweck der Alten war, die Labyrinthe des Verirrens wegen zu erbauen, sondern daß dieß nur eine zufällige Eigenschaft derselben ausmachte.

Lacedämon, nach einer alten Mythe ein Sohn Jupiters und der Nymphe Taygete, heirathete die Sparta, des Königs der Leleger, Eurotas, Tochter, ward sein Nachfolger in der Regierung und gab dem Lande seinen Namen Lacedämon, so wie der von ihm erbauten Stadt den Namen seiner Gemahlin Sparta. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung muß aber dieser Lacedämon wenigstens 150 Jahre später als Eurotas gelebt haben. Uebrigens schließt man aus der ihm beigelegten Abkunft von Jupiter und der Nymphe Taygete, daß er, wie alle Hellenen, ein Abkömmling Deukalions, und eines von den Häuptern der achäischen Colonie gewesen sey, welche Archander und Architeles, die Enkel des Xuthus, nach ihrer Vertreibung aus Phthiotis, nach Lakonien führten, woselbst es Lacedämon geglückt habe, wo nicht die Eingebornen vollkommen zu unterwerfen, sie doch aber zu bereden, die Colonie unter sich aufzunehmen, und sich mit ihr unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lacedämonier zu vereinigen. Unter Lacedämons Nachfolgern ist vorzüglich Tyndarus (Tyndareus) merkwürdig, in dessen Söhnen, Castor und Pollux, das männliche Geschlecht Lacedämons ausstarb, und der Thron an die weibliche Linie desselben kam, indem Helena durch ihre Verheirathung an den Menelaus, zwischen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrscht hatten, diesen zum Könige von Lacedämon machte. Menelaus hinterließ nach seinem Tode nur zwei uneheliche Söhne, Nicostratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnons Sohn, Orestes, welcher Menelaus Tochter, Hermione, geheirathet hatte, zum Könige, und dieser vereinigte Argos und Mycene mit seinem neuen Reiche. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Tisamenus, wurde Lacedämon im J. der Welt 2881 von den Herakliden erobert, welche daselbst eine Dyarchie, d. h. eine Regierung von zwei Königen, er-

richteten. Da nämlich über die Erstgeburt der beiden Zwillingssöhne des Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, weder die Mutter, noch das delphische Orakel entscheiden wollten; so bekamen beide die Provinz Lakonien, welches eigentlich eine Provinz von Lacedämon war, nachher aber auch für dieses selbst genommen wurde, gemeinschaftlich, wobei man bestimmte, daß auch ihre Nachkommen vereint herrschen sollten. Einstweilen standen sie unter der Vormundschaft ihres mütterlichen Oheims Theras. Indessen hatten die Lacedämonier wenig Ursache, sich über die Ankunft dieser Fremdlinge zu freuen, deren wilde Tapferkeit unter sieben Regenten aus den beiden Häusern, in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren das ganze Land verwüstete, und sich am Ende selbst aufrieb. Die sieben Regenten unter den Euristheniden (Agiden) hießen: Euristhenes, Agis, Echestratus, Labotas, Dorysfus, Agesilaus und Archelaus; die der Prokliden (Eurypontiden) waren: Prokles, Sous, Eurypon, Prytanis, Eunomus, Polydektes und Charilaus. Diese Könige lebten nun nicht allein mit ihren Nachbaren, besonders mit den Argivern, in steten Kriegen, sondern behandelten sich auch unter sich selbst feindselig. Schon Eurysthenes und Prokles waren nie einig mit einander, und diese Zwietracht trug sich auch auf ihre Nachkommen über. Die Folge davon war, daß die königliche Gewalt geschwächt, und die des Volks immer größer wurde. Aus einer beschränkten Monarchie, oder vielmehr Dyarchie, ward in kurzem eine verworrene Ochlokratie. Jetzt ward, zum Heile von Lacedämon, Lykurgus geboren. Er war der jüngste Sohn des Königs Eunomus; sein älterer Bruder Polydectes folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ also das Reich seinem Bruder Lycurgus. Bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydectes schwanger sey. Jetzt legte Lykurgus freiwillig die Regierung nieder, und erklärte sich zum Vormunde des künftigen Thronerben. Da ihn die Königin wissen ließ, daß sie, wenn er sie zu heirathen verspräche, ihr Kind ohne Anstand tödten würde; so schmeichelte ihr Lycurg mit der Erfüllung ihres Wunsches. Auf diese Weise bekam er den Knaben, den die Königin bald darauf gebar, in seine Gewalt, und zeigte ihn dem spartanischen Volke, welches sich sowol über die Geburt desselben, als über die edle Handlung des Lycurg ausnehmend freute, weswegen der Knabe von diesem Charilaus (die Freude des Volks) benannt wurde. Nichts destoweniger hatte sich Lycurg durch diese Großmuth, so wie durch die bereits von ihm gemachten weisen Einrichtungen, die Feindschaft einiger Neider zugezogen, mit denen sich die Königin, aus Rache über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, gegen Lycurg verband, indem sie Besorgnisse darüber äußerte, das Leben des jungen Prinzen einem Manne anzuvertrauen, dem an dem Tode desselben am meisten gelegen seyn dürfte. Kaum hatte dieß Lycurg erfahren, als er den Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen, und die vormundschaftliche Regierung freiwillig niederzulegen. Er begab sich nach Kreta, um sich daselbst mit den Gesetzen des weisen Minos bekannt zu machen. Nachdem er sich von dort in die jonischen Colonien, an den Küsten Kleinasiens, begeben hatte, wo er, wie man erzählt, die homerischen Gedichte fand; und dann noch nach dem Berichte einiger Schriftsteller, Aegypten und Indien durchreist war, kehrte er nach Lacedämon zurück, welches von großen Unruhen zerrüttet wurde. Da nämlich die beiden Könige, Archelaus und Charilaus, weder bei dem Volke noch bei den Großen in Achtung standen, und auch keine Gesetze vorhanden waren, die die allgemeine Ruhe hätten aufrecht erhalten können; so nahmen die Bedrückungen der Großen

und der Uebermuth des Volks immer mehr überhand. Lycurg, welcher der einzige Mann war, zu welchem jetzt alle Parteien Zutrauen hatten, gründete, selbst unter dem Beistande der Götter, deren Orakel er hatte befragen lassen, eine neue Staatsverfassung in Lacedämon, und ward besonders durch seine Gesetzgebung der Wiederhersteller und Wohlthäter seines Vaterlandes. Nachdem nun Lacedämon durch den Lycurg zu neuen Kräften gekommen war, und neue Energie erhalten hatte; ergoß es diese bald in neue Kämpfe gegen ihre Nachbarn. Vorzüglich aber bewies sich die erhöhte innere Kraft Sparta's in den beiden langwierigen Kriegen mit den Messeniern, die sich endlich mit der gänzlichen Eroberung des Landes und der Unterjochung dieses tapfern Volks endigten. Endlich erlangte Sparta unter seinem Könige Leonidas, durch dessen Kampf bei Thermopylä, den höchsten Ruhm und die Hochachtung aller griechischen Völker so sehr, daß selbst Athen es sich gefallen ließ, den Spartanern den Oberbefehl über alle verbündete griechische Völker, sowol zu Lande als zu Wasser, zuzugestehen. In der That stellten auch die Spartaner in dem persischen Kriege eine sehr ansehnliche Landmacht auf, welche in Vereinigung mit Athen und den übrigen griechischen Bundesgenossen, unter Anführung des Pausanias, der statt des jungen Plistarch, des Leonidas Sohn, die obervormundschaftliche Regierung führte, die berühmte Schlacht bei Platäa gewann. Mit gleichem Glücke focht auch die griechische Flotte, unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des atheniensischen Feldherrn Xantippus, gegen die Perser, und schlug diese bei Mykale in einem Treffen zu Lande, dem die Vernichtung ihrer ganzen Flotte folgte. Sparta's politische Macht hatte jetzt nicht nur einen hohen Grad von Zuwachs erhalten; sondern es begann auch, sich im gesellschaftlichen Leben zu cultiviren, und Kunstfleiß und Kunstgeschicklichkeit auszuüben. Zu gleicher Zeit ward aber auch die Gewalt der Könige sehr eingeschränkt, wogegen die Ephoren die ihrige immer weiter auszudehnen begannen. Nachdem nun aber der gemeinschaftliche Feind, Persien, besiegt war; fingen die griechischen Staaten, die einmal an Krieg gewöhnt worden waren, an, sich unter einander anzufeinden. Besonders erwachte Sparta's Eifersucht gegen Athen, und ging am Ende so weit, daß die Lacedämonier es wagten, unter dem Vorwande, die Perser sollten bei einem etwaigen neuen Kriege keinen festen und haltbaren Ort in Griechenland besitzen, Athen von der Aufbauung ihrer Mauern und der Befestigung des Piräus abhalten zu wollen. Themistokles, der die wahren Beweggründe dieser Anmaßung wol kannte, täuschte Sparta durch eine List, welche jedoch den Unwillen und die Eifersucht dieses Staats gegen Athen noch immer mehr reizte. Hierzu kam noch, daß Pausanias Uebermuth und tyrannisches Betragen gegen die Bundesgenossen, das Mistrauen aller griechischen Staaten gegen Sparta auf den höchsten Grad brachte. Die meisten Bundesgenossen fielen daher ab von Sparta, und unterwarfen sich dem Oberbefehle der Athenienser. Sparta betrug sich hierbei mit einer Mäßigkeit, die nun wieder die Athenienser zu einem Uebermuthe reizte, der seinerseits nun auch die Verbündeten von Athen abwendig machte, und sie wiederum den Spartanern zuführte. Diese rüsteten sich jetzt insgeheim; Athen hingegen hob das Bündniß mit Sparta öffentlich und förmlich auf, und fing endlich die Feindseligkeiten zuerst an. Nun begann der peloponnesische Krieg, dessen Ausgang Sparta auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erhob, und Athen gänzlich demüthigte. Bald aber wurde durch die Eifersucht zwischen Lysander und dem spartanischen Könige Pausanias

die Revolution, welche Athen von den dreißig Tyrannen befreiete, glücklich zu Stande gebracht. Hierauf standen die Spartaner dem jüngeren Cyrus nachdrücklich gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon bei. Dem unglücklichen Ausgange dieser Empörung folgte ein neuer Krieg zwischen Sparta und Artaxerxes, welchen ersteres unter seinen Feldherrn Derkyllidas und Agesilaus mit einem Glücke führte, wodurch der persische Thron bis in seine Grundfeste erschüttert wurde. Aber was die Tapferkeit der Perser nicht vermochte, das bewirkte ihre Politik. Durch ungeheure Bestechungen hetzten sie Athen, Theben, Korinth und einige peloponnesische Völker gegen Sparta auf, und erregten auf diese Weise einen Krieg gegen letzteres, der es nöthigte, den großen Agesilaus nach Hause zu rufen. Dieser siegte auf seinem Rückmarsche bei Koronäa über die Böotier; der atheniensische Feldherr Konon hingegen schlug die spartanische Flotte, unter ihrem Anführer Pisander, bei Cnidos, und eroberte funfzig Galeeren. Dieser unter dem Namen des korinthischen oder böotischen bekannte Krieg dauerte acht Jahre, in welchem Sparta weniger glücklich war, Athen hingegen durch die Siege seines Admirals Konon und dessen glückliche Unternehmungen an den spartanischen Küsten, und gegen einige Inseln im ägäischen Meere, neuen Ruhm und einen bedeutenden Zuwachs seiner Macht erwarb. Sparta sandte nun den klugen Antalcidas an den König von Persien, um Frieden zu erhalten, und ihn von dem Bunde mit Athen abwendig zu machen. Da Athen selbst durch sein übermüthiges Betragen die Perser gegen sich aufgebracht hatte; so erreichte Antalcidas seinen Zweck, und schloß im J. 388 v. Chr. Geb. den berühmten, nach ihm benannten Frieden, der für Persien freilich sehr vortheilhaft war, aber doch Sparta von seinen Feinden befreiete. Die unlautern und ehrgeizigen Absichten Sparta's bei Abschließung dieses Friedens zeigten sich bald: es fuhr fort, seine Bundesgenossen zu unterdrücken, und überall Zwietracht zu erregen, um nachher die richterliche Entscheidung sich anmaßen zu können. Außer mehreren von demselben verübten Gewaltthätigkeiten, fiel es ohne Ursache die Stadt und Festung Theben an, bemächtigte sich derselben und führte daselbst eine aristokratische Regierung ein. Da Theben sich durch eine Revolution wieder frei machte; so kam es zu dem berühmten thebanischen Kriege, an dem auch Athen Theil nahm, und zwar anfangs gegen, nachher aber für Sparta. Dieß wurde durch diesen Krieg dergestalt geschwächt, daß es von da an aufhörte, eine bedeutende Rolle in Griechenland zu spielen. Da jetzt kein Staat mehr in Griechenland Macht genug besaß, um sich an die Spitze der übrigen stellen zu können; so gelang es dem macedonischen Könige Philipp um so eher, sich zum Oberherrn von ganz Griechenland aufwerfen zu können. Nachdem nun bereits fast ganz Griechenland diese Oberherrschaft des macedonischen Königs anerkannt hatte, wagte es noch Agis, König von Sparta, der ein geschworner Feind der Macedonier war, sich diesen zu widersetzen. Sein muthiger Sinn ward jedoch nicht vom Glücke begünstigt; er verlor sein Leben in einer Schlacht gegen Antipater, hinterließ jedoch den Ruhm eines der tapfersten und tugendhaftesten spartanischen Fürsten. Archidamus IV. wurde von Demetrius Poliorcetes bekriegt, und Sparta nur mit Mühe gerettet. Gleich darauf ereigneten sich neue gefährliche Unruhen. Kleonymus, ein Neffe des Königs Areus, faßte verderbliche Anschläge gegen sein Vaterland, und rief den Pyrrhus herbei. Der Anschlag mislang, theils durch die Langsamkeit desselben, theils durch die Tapferkeit der Spartaner. Sittenverderbniß und Luxus nahmen jedoch immer mehr bei diesem über-

band. Mehrere auf einander folgende Könige machten Versuche, die lycurgische Verfassung in ihrer Reinheit wieder herzustellen, besonders aber die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. Kleomenes setzte diesen Plan zwar durch; aber weder die Umstände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten diese Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt sehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien, sein Reich verlassen und nach Aegypten fliehen, wo er seinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganzer Jahre lang ohne Oberhaupt, wurde darauf von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrscht, von denen der letzte die abscheulichsten Gräuel beging. Durch die Römer und den achäischen Bund wurde die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder emporgehoben hatte, ganz vernichtet. Sparta mußte zum achäischen Bunde übertreten, und kam endlich, nach Besiegung desselben, unter die Herrschaft der Römer. — Lacedämon (Sparta), die Hauptstadt Lakoniens und des spartanischen Staats, lag am Westufer des Flusses Eurotas, und ward im ersten Jahre der neun und siebenzigsten Olympiade durch ein Erdbeben außerordentlich verwüstet. Der Umfang der Stadt betrug 48 Stadien, oder eine und eine Viertel Meile. Sie war nicht regelmäßig an einander gebaut, sondern sie bestand eigentlich aus mehreren einzelnen Bezirken, die noch in der hundert und zwanzigsten Olympiade durch keine gemeinschaftliche Mauer eingeschlossen waren. Von den vielen Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die uns Pausanias nennt, bemerken wir folgende: der Marktplatz enthielt die sämmtlichen Versammlungshäuser der angesehensten Obrigkeiten, und seine schönste Zierde machte der berühmte Säulengang (Persike) aus, welcher von der den Persern abgenommenen Beute erbaut worden, und mit den Bildsäulen der angesehensten Perser, aus weißem Marmor, geschmückt war; der Chor, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildsäulen Apollos, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten; die Baroneta, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Eurysthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deswegen so hieß, weil es das Volk von der Witwe Polydors für eine Rinderheerde eingehandelt hatte; die Leschen, oder öffentliche Versammlungshäuser, in welchen sich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, deren es zwei gab, von welchen die Lesche der Krotanen in der Nähe der Gräber der Agiden war, und die Lesche Pöcile; der Tempel der Minerva Poliuchos (Calciöcas), welcher auf der Akropolis, oder dem hervorragendsten Theile Sparta's lag, u. a. m. — Die Lacedämonier (Spartaner) zeichneten sich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfassung, von denen wir hier kürzlich einige Hauptmomente anführen wollen, vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die Staatsverfassung anbetraf; so waren die Könige daselbst nichts weniger als unabhängig, und regierten nur mit und durch den Willen des Volks, indem sie keiner andern Vorrechte genossen, als die ersten Rathgeber in den Volksversammlungen, die Schiedsrichter bei entstandenen Streitigkeiten und die Führer des Heeres zu seyn; auch keine andere Belohnungen empfiengen, als ein ansehnliches Landeigenthum und einen vorzüglichen Antheil von der Beute, und endlich den obersten Sitz in Zusammenkünften und bei Mahlzeiten einnahmen. Die Spartaner (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Herakliden sich der Landschaft Lakonien bemächtigten) beschäftigten sich nur mit

dem Kriege und mit der Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt sich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widersetzt hatte, und welcher dafür von diesen das Joch der Sclaverei auferlegt worden war) den Lacedämoniern, oder Periöken (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schiffahrt, die Waffen- und Eisenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Besieger des Landes, an Sitten und Cultur vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten; so blühete dagegen unter letztern das ganze Gebiet des Gewerbfleißes, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakonischen Wollenfabriken, Purpur, Gewehrfabriken u. s. w. die Rede ist. Sie, die Lacedämonier, machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, späterhin gleichsam ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem viel zahlreicher, als die Spartaner, mit denen sie sich nach und nach jedoch vermischten. Beide standen gewissermaßen in einem Bunde, und machten zusammen einen Freistaat aus, der eigne Nationalversammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beschickten. Die Beiträge zum Kriege, sowohl an Geld, als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unterjochern, den Spartanern (Doriern) zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eifersüchtig auf die Spartaner, und im thebanischen Kriege zogen sogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück, und ließen sie zu dem Epaminondas stoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten spartanischen Verfassung antrifft; so schließt man daraus, daß jene von diesen, als ihren Oberherren, vieles angenommen haben müssen. In Betreff des Charakters müssen wir besonders von den Spartanern rühmen, daß sie schon von den ältesten Zeiten an eine seltene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigten, welche in der Folge viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Durch kein Unglück, durch keine Niederlagen konnten sie muthlos gemacht werden; vielmehr gingen sie auf das einmal vorgesetzte Ziel mit unbesiegbarer Festigkeit los, bis sie dasselbe erreicht hatten. Mit Unwillen bemerkt man aber auch ihre Treulosigkeit und verrätherische Hinterlist. Diese bewiesen sie in den messenischen Kriegen, wo sie nicht allein den arkadischen König Aristokrates durch Bestechung zur schändlichsten Verrätherei an den Messeniern verleiteten, sondern auch offenbar mit dem delphischen Orakel einverstanden waren, und sich desselben bedienten, um den Messeniern zu schaden. Von den Sitten und Gebräuchen derselben wollen wir nur kürzlich Folgendes melden. Das Alter, in welchem die Spartaner ihre Ehebündnisse schlossen, war durch die lycurgischen Gesetze bei den Männern auf das dreißigste, und bei den Weibern auf das zwanzigste Jahr bestimmt. Wenn eine Spartanerin schwanger war, mußten, nach eben diesen Gesetzen, in dem Zimmer derselben Gemälde von den schönsten Jünglingen aufgehangen werden, damit dadurch ein glücklicher Eindruck auf die Leibesfrucht gemacht werde. Die Spartanerinnen gebaren wahrscheinlich ohne Hülfe einer Hebamme, dahingegen in Athen das Geschäft der Geburtshülfe anfangs von den Aerzten, nachher von besonders dazu eingesetzten Hebammen ausgeübt wurde. Die Spartanerinnen gebaren, wie man sagt, über einem Schilde, und das Kind, wenn es ein Knabe war, wurde in einen Schild gelegt und ihm die Worte zugerufen: ä tan, ä epi tan (entweder mit diesem, oder auf diesem). Wenn die andern Griechen das neugeborene Kind mit Wasser abwuschen, und es nachher (was auch die Sparta-

ner zuweilen thaten) mit Oel einrieben; so badeten diese hingegen ihre Kinder in Wein, um hierdurch gleich anfangs die Stärke ihrer Leibesbeschaffenheit zu prüfen. Sie glaubten nämlich, ein Weinbad ziehe schwächlichen Kindern gichtische Verzuckungen, ja selbst den Tod zu, verleihe den Starken hingegen eine dauerhafte Gesundheit. Wurde das Kind nun für gesund und stark befunden; so nahm es der Staat unter die Zahl seiner Bürger auf. Im entgegengesetzten Falle wurde dasselbe dem Tode überliefert, und in eine am Berge Taygetus befindliche Kluft geworfen. Bei allen übrigen griechischen Staaten war die Aussetzung der Kinder Mode, in Athen durfte sogar, nach Solons Gesetzen, der Vater das Kind bis zum fünften Tage tödten; bei den Spartanern hingegen war die Aussetzung verboten. Schon in den ältesten Zeiten fand, wie aus dem Homer erhellt, auch in Sparta der Gebrauch der Ammen Statt, damit den Weibern die reizende Form des Busens erhalten werden möchte. Die Ammen wurden nachher als Theile der Familie angesehen und als solche geachtet. Die Kinder der Spartaner wurden zu einer harten und freien Lebensart gewöhnt: ungewickelt wurden sie, damit sie den freien Gebrauch der Glieder behalten sollten, in den Schild gelegt. Schnürbrüste, von denen man bei andern griechischen Völkern eine Spur findet, kannten die Spartaner durchaus nicht. Doch findet man bei ihnen eine Art des Wiegens, welches vermöge eines Rüttelns mit dem Schilde geschah; doch steckten sie nicht, wie die übrigen Griechen, dem schreienden Kinde einen in Honig getränkten Schwamm in den Mund. Man gab ihnen eine Klapper, oder auch einen Ball in die Hand, damit sie sich stets mit etwas beschäftigen mußten. Um sie zur Ertragung des Hungers zu gewöhnen, bekamen sie nur immer sehr leichte und wenige Speise; hungerten sie zu heftig, so konnten sie etwas Speise stehlen; nur mußten sie sich nicht dabei ertappen lassen, sonst wurden sie für ihre Unvorsichtigkeit sehr empfindlich bestraft. Alle zehn Tage mußten sie sich von den Ephoren besichtigen lassen, und wer alsdann zu fett befunden wurde, der erhielt ebenfalls eine Züchtigung. Wein ward überhaupt in ganz Griechenland nur den Mädchen versagt; den Knaben hingegen ward er schon von der frühesten Kindheit an gegeben. In Sparta wurden den Knaben die Haare abgeschoren; und erst mit dem Eintritte in das männliche Alter durften sie dieselben wachsen lassen. Sie liefen die meiste Zeit nackend, und waren gewöhnlich schmutzig, weil sie sich nicht wuschen und salbten, wie die übrigen Griechen. Sie setzten eine Ehre darein, wenn ihre Körper mit blauen Flecken, Striemen und Narben bedeckt waren. Nur bei üblem Wetter trugen sie einen Oberrock, und erst mit dem zwölften Jahre bekamen sie jährlich ein neues Oberkleid. Schuhe trugen sie auch bei der strengsten Kälte nicht. Ihre Lagerstätte mußten sie sich vom Schilfe aus dem Flusse Eurotas selbst bereiten. Unter ihren Jugendspielen zeichnete sich besonders eins aus, welches Epostrakismos hieß, und darin bestand, daß die Knaben Scherben oder kleine flache Steine ins Wasser warfen, und die Sprünge derselben zählten. Dieses Spiel ist auch noch unter unsern Kindern im Gebrauche. Auch unser heutiges Blindekuhspiel kannten sie, und nannten es Münda. Die Kindheit der Spartaner dauerte bis ins siebente Jahr, und so lange blieben sie in dem Gynäceum unter der Aufsicht der Weiber. Von dieser Zeit an bis ins achtzehnte Jahr hießen sie Knaben (Protäres), von da an ins dreißigste Ephäboi (Jünglinge), und vom dreißigsten Jahre an traten sie in den Stand der Männer und genossen der vollen Rechte eines Bürgers. Wenn die Kinder in Sparta

das siebente Jahr erreicht hatten; so wurden sie der väterlichen Sorgfalt entzogen, und der öffentlichen anvertraut. Hier wurden sie sämmtlich nach einem gewissen Plane erzogen, und erhielten durchaus ohne Unterschied des Standes und Vermögens eine und ebendieselbe Erziehung. Wer seinen Sohn der öffentlichen Erziehung nicht anvertrauen wollte, wurde seines Bürgerrechts für verlustig erklärt. Der wichtigste Gegenstand der physischen Erziehung während des Knaben- und Jüngliggsalters war die Ausbildung des Körpers (Gymnastik), welche durch Laufen, Springen, Jagen, Werfen des Discus, Ringen, den Faustkampf und das Pancratium, eine aus dem Ringen und Faustkampfe zusammengesetzte Uebung, bewirkt wurde. Diese Uebungen geschahen in besondern Gebäuden, welche Gymnasien hießen, und zwar nackend. Außer der Gymnastik gehörte auch noch zur physischen Bildung die Tactik und Orchestik. Jene begriff den Unterricht in allen zum Kriege nöthigen körperlichen Fertigkeiten, letztere den Unterricht in der Tanzkunst. In diesem Unterrichte war gewissermaßen die jährliche Geißelung am Feste der Diana Orthia (Diamastigosis), welche darin bestand, daß die Knaben vor dem Altar dieser Göttin, in Gegenwart einer großen Menge von Zuschauern, gegeißelt wurden. Die Absicht dieses Gebrauchs war unstreitig, daß die Knaben sich dadurch gegen körperlichen Schmerz abhärten sollten. Diese Geißelung war so heftig, daß nicht nur der Altar mit Blut bespritzt wurde, sondern daß auch manche dabei ihr Leben einbüßten. Die dabeistehende Priesterin hielt ein kleines, sehr leichtes hölzernes Dianenbild in den Händen. Bemerkte sie nun, daß dieser oder jener Knabe geschont wurde, so rief sie, daß sie das Bild vor Schwere nicht mehr tragen könne, worauf alsdann sogleich die Schläge verdoppelt wurden. Die Eltern, welche daneben standen, riefen ihren Söhnen unaufhörlich Muth zu; ja, diese stritten selbst um den Vorzug, wer die Prüfung mit der größten Standhaftigkeit ertragen könnte. Wer nur die geringste Klage ausstieß, verlor den Sieg und ward beschimpft; wer aber mit ruhiger Stirn den Quaalen trotzte, wurde gekrönt und erhielt die Lobpreisungen der ganzen Stadt. Wer unter den Streichen sein Leben aushauchte, erhielt zum ewigen Andenken des erlangten Ruhms eine Statüe. Nach einigen soll dieser Gebrauch schon vom Lykurg, nach andern aber erst von der Zeit der Schlacht bei Platäa herrühren. Um nun auch die Jugend zur List, zur Wachsamkeit und Behendigkeit zu gewöhnen, gestattete man ihr gewissermaßen das Stehlen, d. h. man erlaubte denen, die hungrig waren, Lebensmittel von geringem Werthe zu stehlen. Ließen sie sich dabei ertappen; so wurden sie entweder gegeißelt, oder man ließ sie hungern, oder man bestrafte sie auch dadurch, daß sie selbst um einen Altar herumtanzen und Spottlieder gegen sich selbst absingen mußten. Die Furcht vor der Schande, bei einem solchen leichten Diebstahle entdeckt zu werden, bewirkte oft die außerordentlichsten Handlungen. So erzählt man von einem Knaben, der einen jungen Fuchs gestohlen und diesen unter sein Unterkleid verborgen hatte, daß ihm von demselben der Leib und selbst die Eingeweide zerbissen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz sich hätte bewegen lassen, den Fuchs hervorzuziehen und seinen Diebstahl bekannt zu machen. Uebrigens wurde das Schwimmen für eine unerläßliche Eigenschaft eines Spartaners angesehen; daher pflegte man von einem ganz unbrauchbaren Menschen zu sagen: „Er kann nicht einmal schwimmen." Einen sehr großen Einfluß auf die moralische Bildung der Jugend schrieben die Griechen der Musik zu. Sie war ein wesentlicher Theil der Erziehung, und

swegen bekam auch alles, was sich auf die moralische Bildung be-
g, den Namen Musik. Man konnte in allen Wissenschaften uner-
hren seyn, ohne daß es jemanden zur Schande gereichte; aber die
Musik nicht zu verstehen, war schimpflich. Auch die Malerei sah man
s ein Hülfsmittel bei der Erziehung an; und um die Zeiten Philipps
on Macedonien kam es auf, daß alle freigeborenen Kinder in ganz
Griechenland sich dieser Kunst befleißigen mußten. Besonders aber war
e Bescheidenheit ein Gegenstand des Unterrichts bei den Spartanern.
uf der Straße mußten die Knaben die Hände in den Mantel stecken,
nd mit langsamen Schritten und niedergeschlagenen Augen einherge-
en; im Reden sich aber der äußersten Kürze befleißigen. Die Spar-
ner waren übrigens unter allen Griechen die einzigen, welche die Wis-
nschaften geflissentlich verachteten und ganz aus der Erziehung der
ugend hinwegließen. Ihre ganze Wissenschaft war, den Befehlen ih-
r Vorgesetzten zu gehorchen, alle mögliche Beschwerden zu ertragen
nd im Kriege zu siegen und zu sterben. Was nun endlich die politi-
he Erziehung bei den Spartanern, so wie überhaupt bei allen Grie-
en, betraf; so suchte man die Jugend sehr sorgfältig mit den Gesetzen
res Vaterlandes bekannt zu machen. Da nun daselbst keine geschrie-
ne Gesetze vorhanden waren; so wurden sie der Jugend mündlich ge-
hrt. Auch die Ehrbegierde ward bei ihnen vorzugsweise als eine der
othwendigsten Leidenschaften im Menschen, durch die zweckmäßigsten
Mittel zu bewirken, und die stärkste Empfindlichkeit gegen Ehre und
Schande in dem jungen Zöglinge zu erwecken gesucht. Die Erziehung
er Mädchen in Sparta wich von der atheniensischen gänzlich ab. Statt,
ie in Athen, zu Hause zu bleiben, Wolle zu spinnen, und sich des
Weins und zu starker Nahrung zu enthalten, lehrte man die Mädchen
n Sparta tanzen, singen, mit einander ringen, auf der Rennbahn lau-
en, den Discus werfen u. s. w. Dies geschah öffentlich und halb
nackend. Die Spartanerinnen machten überhaupt in ihren gymnasti-
chen Uebungen fast eben so große Fortschritte, wie die Jünglinge. Die
Ursache, warum Lykurg das weibliche Geschlecht fast eben so, wie das
männliche, zu erziehen befahl, war unstreitig die, daß dadurch für die
künftige Nachkommenschaft desto besser gesorgt werde.

Lacepede, Ex-Senator, Großkanzler der Ehrenlegion und Graf,
ward zu Agen am 26. Dec. 1756 geboren. Dieser berühmte Naturfor-
scher, ein Zögling Büffon's und Daubenton's, war vor der Revolu-
tion Aufseher des königlichen Cabinets in dem botanischen Garten zu
Paris, und Mitglied mehrerer Academieen. Bei dem Ausbruche der
Unruhen ward er Mitglied des Departements von Paris, und 1791
dessen Deputirter bei der Gesetzgebung, wo er nach einander zum Se-
cretär und dann zum Präsidenten erwählt wurde. Nachdem er in das
National-Institut getreten war, nahm er am 20. Jan. 1796 im Na-
men der Deputation dieses Corps das Wort, als sie im Rathe der
Fünfhundert dem Hasse des Königthums den Eid ablegte. Im J. 1799
berief ihn Bonaparte in den Erhaltungssenat. Er hielt darin die Ge-
dächtnißreden auf Daubenton und Dolomieu, und wurde 1801 Präsi-
dent desselben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte zum Großkanz-
ler der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Paris und im
Februar das rothe Band. Als der Usurpator im März 1815 wieder
kam, ernannte er ihn zum Großmeister der Universität. Der zweyte
Sturz desselben hatte aber für seine äussern Verhältnisse keine nachthei-
lige Folgen, wie er denn 1816 bei der Reformation des Instituts wie-
der als Mitglied der Akademie der Wissenschaften erschien. Man ge-

sicht Lacepede gründliche Kenntnisse und die Kunst zu, die trockensten Gegenstände seiner Wissenschaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuschmücken. Sein wichtigstes Werk ist seine Ausgabe des Büffon, den er mit der histoire des quadrupèdes oripares et serpents fortgesetzt hat.

Lachen (Anthropologie und Aesthetik) wird im eigentlichen Verstande nur dem Menschen zugeschrieben, weswegen auch einige alte Philosophen die Fähigkeit zum Lachen als ein unterscheidendes Merkmal des Menschen von den Thieren ansahen, und den Menschen durch ein mit der Fähigkeit zum Lachen begabtes Geschöpf definirten. In so fern es nun auch unstreitig wahr ist, daß der Mensch vorzugsweise vor den Thieren zu beurtheilen vermag, was komisch, also folglich lächerlich ist, in so fern hatten die alten Philosophen mit jener Erklärung nicht ganz unrecht. Im uneigentlichen Verstande gebrauchen es die Dichter von der leblosen Natur, und lassen Blumen, Wiesen und Fluren lachen. Unter dem eigentlichen Lachen verstehen wir diejenige körperliche Handlung, die sich durch eine stoßweise, gleichsam convulsivische Ausathmung der Luft, mehrentheils mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Gesichtszügen verbunden, zu erkennen gibt, und wodurch eine zwar sittsame, aber doch nicht unangenehme fröhliche Gemüthsbewegung angedeutet wird. Steigt das Lachen bis zum Affect; so ist es, mit Kant zu reden, eine convulsivische Fröhlichkeit. Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Lachen in der Vorstellungskraft seine Begründung hat. Es geht demselben jederzeit ein Urtheil von etwas Ungereimten, Widersprechenden, überhaupt von etwas absolut Zweckwidrigen vorher. Und eben dieß Zweckwidrige ist es, was als das wahre Komische Lachen erregt. Ein Beispiel soll unsere Behauptung näher erläutern. Man nehme an, ein junges, schönes, gebildetes Mädchen wird von einem jungen, schönen, gebildeten Jünglinge geliebt, und dieser sucht auf einem vernünftigen, d. h. durch passende Mittel zum Zwecke führenden Wege, die Gegenliebe des Mädchens zu erwerben. Dieß ist etwas sehr Ernstes, und durchaus nichts, was dem Character des Lächerlichen anheim fallen könnte. Wird jedoch dieses Mädchen der Gegenstand der Bewerbung eines alten, häßlichen, lächerlichen Greises, dessen Gemüths-Neigungen mit denen des Mädchens im absolutesten Widerspruche stehen; so erscheint uns das Bestreben dieses Mannes komisch oder lächerlich. Was ist also das Ernste und was ist das Lächerliche? Ernst sind diejenigen Handlungen, welche auf eine zweckmäßige, nicht widersprechende, und auf dem rechten Wege zum vorgesetzten Ziele führende Art vollbracht werden. Lächerlich oder komisch ist hingegen dasjenige, was auf die entgegengesetzte Art gethan wird, d. h. wo gerade die widersprechendsten und widersinnigsten Mittel angewandt werden, um zum Endzwecke zu gelangen. (S. Schauspieler-Studien von Sievers, p. 34.) Daher scheint es auch gänzlich ungegründet zu seyn, wenn behauptet wird, daß das Lachen, welches durch Zweckwidrigkeit an ehrwürdigen Dingen oder Personen hervorgebracht wird, unmoralisch sey, und daß wohldenkende Menschen, wenn sie Zeugen davon seyn müssen, ein Mißvergnügen dabei empfinden, wodurch das Lächerliche überwogen, oder gar verdrängt wird. Doch wollen wir nicht in Abrede seyn, daß bei ehrfurchterweckenden Gegenständen, wenn sich in ihnen eine Zweckwidrigkeit ereignet, das Lachen allerdings durch die Achtung, welche wir vor denselben haben, unterdrückt werden könne. Bei dieser Gelegenheit führt Lossius zwei Fälle an, durch welche das Unerlaubte des Lachens dargethan werden soll: beide sind von Voltaire.

eser stellte einstmals einem Fremden, der ihn besuchen wollte, seinen cretär, der Adam hieß, mit folgenden Worten vor: Voilà Mr. lam; mais ce n'est pas le premier homme du monde (Das ist Herr 'am, aber nicht der erste Mann [Mensch] auf der Welt). Ein an- es Mal rief er, als ihn ein Deutscher besuchte, seinem Bedienten zu:)portez à boire: c'est un Allemand (bring was zu trinken her: es ein Deutscher da). Daß aber das Zweckwidrige, Ungereimte und iderſprechende nicht immer unschädlich und unnachtheilig seyn müsse, n ein erlaubtes Lachen zu erregen, das haben wir in dem Art. Ko- i sch (s. diesen) mit zwei Beispielen zu beweisen gesucht. Besonders nnen solche Gegenstände, bei denen der Nachtheil nicht geradezu beab- htigt gewesen ist, sondern nur vom Zufall herbeigeführt wird, unbe-)adet der Moralität, belacht werden. Ein Beispiel mag dieß bewei- n. Einst gratulirte man in einer Gesellschaft einem jungen Geistli- en, der zum ersten Male Beichte gehört hatte. Dieser dankte; setzte)er hinzu, es zeugt von keiner guten Vorbedeutung für ihn, daß gerade ine erste Beichttochter eine Ehebrecherin gewesen sey. Hierbei nannte : jedoch, wie sich von selbst versteht, den Namen derselben nicht. Nicht inge darauf trat eine Dame in das Zimmer, und freute sich sehr, den)eistlichen hier zu finden. Man fragte sie, ob sie den Herrn kenne. Ei freilich, antwortete sie, ich bin ja sein erstes Beichtkind gewesen.")ier konnte sich niemand des Lachens enthalten. Uebrigens wird aber ie Wahrnehmung der unschädlichen, unschuldigen Ungereimtheit ur- löߣlich vom Lachen begleitet. Geschehen und lachen scheint ein Mo- nent zu seyn, und je stärker man dasselbe oft verbeißen will, desto ge- valtsamer und unwiderstehlicher bricht dasselbe nachmals hervor. Wir deuten dieß blos deßwegen an, um darauf aufmerksam zu machen, welch' eine große und bisher noch unerklärbare Gewalt die Einbildungs- kraft auf den Körper haben muß. Das Ja und Nein zu gleicher Zeit scheint eigentlich, wenn wir plötzlich davon überrascht werden, das Charak- teristische des Lächerlichen zu seyn. Wir werden veranlaßt, dasjenige Ur- theil, welches wir kurz zuvor gefaßt haben, schnell wieder zu ändern. Die Wahrheit zu sagen, belachen wir eigentlich eine solche Erscheinung wie unsern eignen Gemüthszustand, oder wie unsere eigene innere Si- tuation, und der Contrast, welcher durch die schnelle Abwechselung ent- gegengesetzter Situationen in uns entsteht, bewirkt eigentlich das Lachen. Da wir aber die Ursache hiervon in einem Objecte außer uns finden; so sehen wir das Object selbst als lächerlich an. Man hat sich die kör- perlichen Veränderungen und Bewegungen, wodurch das Lachen physisch bewirkt wird, folgendermaßen erklärt. Das fünfte Nervenpaar erstreckt sich durch das ganze Angesicht des Menschen, und hängt in so fern, als es zwei oder drei Aeste oder Zweige in das Zwergfell sendet, mit diesem zusammen. Durch eine angenehme Bewegung, die die Einbil- dungskraft hervorbringt, wird durch die Zusammenkunft der Nerven das Zwergfell zugleich mit dem Herzen in die Höhe gehoben, und gleich- sam zu wiederholtem Aufhüpfen gereizt. Diese Bewegung theilt sich in sofern auch der Lunge mit, als dadurch das Blut aus dem Herzen häufiger nach der Lunge getrieben wird. Daher das stoßweise, convul- sivische, wiederholte Ausathmen der Lunge, daher, wegen des Zusammen- hanges der Nerven des Diaphrageas mit den Gesichtsnerven, die Ueber- einstimmung des Mundes, der Stimme, des Angesichts und der Gebär- den, mit dem Lachen der Brust. Auf diese Weise hat man auch das sogenannte sardonische Lachen, oder das Lachen wider Willen, erklärt, welches oft in den größten Schmerzen unaufhaltbar ist. Von der Art

war das Lachen jenes Prälaten, der, wie man sagt, an einem unheilbaren Halsgeschwüre litt, und auch daran hätte sterben müssen, wenn nicht sein Affe die Insul desselben aufgesetzt und sich darin im Spiegel beschaut hätte, worüber der Prälat so heftig lachen mußte, daß sein Geschwür von der Erschütterung aufplatzte. Es giebt Menschen, die über alles lachen, und Menschen, die nur wenig und selten lachen, und wiederum andere, welche heute viel und morgen wenig, oder gar über nichts lachen. Dieser Unterschied läßt sich, wie wir glauben, folgendermaßen erklären. Die Dinge, worüber wir lachen, oder eigentlicher, die Situationen der Seele, welche das Lachen veranlassen, haben allemal, nach unserem Urtheile, etwas Komisch-Ungereimtes, Widersprechendes, oder scheinbar Unmögliches zum Grunde, und der seltsame Zustand unseres Gemüths entsteht aus der Ungewißheit unseres Urtheils, nach welchem zwei widersprechende Dinge gleich wahr erscheinen. Mangel an Einsicht des Verstandes, verbunden mit lebhafter Einbildungskraft und einem reizbaren Nervensysteme, können daher bei einigen Personen die Ursache werden, über jede Kleinigkeit zu lachen. Sie können sich das Räthselhafte auch in dem geringsten komischen Gegenstande nicht erklären, und begnügen sich damit, wenn sie nur durch fröhliche Abwechselungen ihrer Gemüths-Situationen angenehm unterhalten werden. Größere Einsicht des Verstandes hingegen, mit einem gebildetern Geschmack verbunden, würdigt höchstens das unerwartet Komische, das complicirte Ungereimte mit gemäßigter Fröhlichkeit zu belachen. Ist die Seele durch unangenehme Ereignisse nicht zur Empfänglichkeit des Fröhlichen gestimmt; so erregt das Lächerliche, wie natürlich, statt des Lachens, Ekel und Verdruß. Außer dem eigentlichen Komischen, welches wir bereits oben erklärt haben, ist nun noch das sogenannte Witzige eine Ursache des Lachens. Wenn das Komische das völlig Zweckwidrige in der Handlung ist; so scheint die Natur des Witzigen in dem Zweckwidrigen, welches in einem bloßen Urtheile liegt, begründet zu seyn. Obenerwähntes Bonmot Voltaire's bei der Vorstellung seines Secretärs Adam enthält nichts Komisches, sondern etwas Witziges, weil eben das Zweckwidrige nicht in einer Handlung, sondern in einem Urtheile liegt. Man erwartet nämlich nicht, daß Voltaire bei seinem Secretär, der zufällig Adam heißt, an den ersten Menschen Adam denken, und beide, so zweckwidrig wie möglich, in eine Vergleichung mit einander bringen werde. Hier also enthält nicht die Handlung, sondern das Urtheil das, was wir lächerlich finden. Das komische Lächerliche liegt auch in demjenigen Zweckwidrigen, welches durch Mißdeutung, oder Mißverstehen der Worte hervorgebracht wird. Im Sebaldus Nothanker von Nicolai will ein Herrnhuter einen rohen Menschen bekehren, und bittet ihn sehr beweglich, er möchte sich doch zum Lamme wenden. „Ach, antwortet dieser, ich komme so eben aus dem Lamme, da ist sauer Bier." Diejenige Art des Lachens, welche aus dem eigentlichen physischen Kitzel entsteht, hat weder Urtheil noch Vorstellung zum Grunde. Es ist ein bloßer körperlich erzwungener, convulsivischer Reiz, mit dem der Verstand in gar keiner Berührung steht. Der Kitzel selbst ist eine schmerzhaft angenehme Empfindung (dolorifera voluptas), und das Lachen ein unwillkührliches Lachen. Uebrigens rechnet Kant das Lachen unter die Affecte, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert. Das gutmüthige Lachen soll, nach ihm, durch die heilsame Bewegung des Zwergfells das Gefühl der Lebenskraft stärken. Er hält das Lachen für eine Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche, wie er meint, dadurch besser befördert wird, als

oft durch dazu angewandte Heilmittel. S. Burlesk und Komisch.

Lächerlich. Diesen Ausdruck hat man in der Aesthetik bald in weiterem, bald in engerem Sinne genommen. In weiterem Sinne begriff man darunter die ganze Gattung des Schönen, deren Wirkung sich als ein leichtes, frohes Spiel der Lebens- und Gemüthskräfte äußert, in jener Stimmung, die das Lachen hervorbringt und begünstigt. In engerem Sinne verstand man unter Lächerlich nur eine solche Beschaffenheit, die durch irgend ein anhaftendes Fehlerhaftes das Lachen des Spottes und die Verspottung selbst reizt, kurz jeden spottfähigen und spottverdienenden Gegenstand. Ich würde ein eigenes Buch schreiben müssen, wenn ich zeigen wollte, zu welchen Verirrungen und Verwirrungen nur allein diese doppelte Bedeutung veranlaßt hat, und begnüge mich daher zu bemerken, daß man dadurch verhindert wurde, die Grenzstreitigkeiten zwischen dem Komischen und Satyrischen beizulegen, und den reinen Gegensatz des Komischen und Tragischen zu finden. Weit richtiger sahen die, welche unter Belachenswerthem, Belachlichem und dem Lächerlichen unterschieden, und dieses, als eine Art, jenem, als der Gattung, unterordneten. Aber auch der Ausdruck *belachenswerth* dürfte noch nicht der angemessenste seyn, weil dieses wenigstens in unserer Sprache von dem *Verlachenswerthen* nicht gänzlich unterschieden ist, und weil die Verwandtschaft mit dem Schönen, auf die es am Ende doch ankommt, nicht sogleich einleuchtet. Genauere Untersuchung zeigt uns, daß wir von dem *reizenden Schönen* auszugehen haben, welches unmittelbar angenehme Empfindungen und jene Art des Frohseyns bewirkt, die sich durch den Ausdruck des Lächelns im Gesichte ankündigt. Das Lächeln ist unstreitig die feinste Art, mit welcher das erfreuliche Gefühl sich im Gesichte malt. Dieses wird nur von einem solchen ästhetischen Gefühle bewirkt, das mit dem Gefühle für das Idealschöne äußerst nahe verwandt ist. *Seelenvolles Leben* und alles, was ein solches ausdrückt, ist die Ursache des Lächelns. Die Natürlichkeit an den Personen einer idyllischen Unschuldswelt, Naivetät, Schalkhaftigkeit, Munterkeit, süße Neckerei, unschuldiger Muthwille, frohe Laune, artiger Scherz, munterer, nicht beleidigender Witz, feiner, unschädlicher Spott, Ironie; alle diese Eigenschaften, über die eine Art Liebreiz ausgegossen ist, d. h. die uns fast nöthigen, sie liebzugewinnen, bewirken ein Lächeln, da sie alle unsere Gemüthskräfte in das lieblichste Spiel setzen. Aber freilich bewirken sie es nicht bei allen, sondern nur wo Empfänglichkeit für sie vorhanden ist. Nur gebildete, zartere Seelen sind dieses Genusses fähig. Der nur weiß zu lächeln, der die Grazien kennt, die Göttinnen der sittlichen Anmuth. Je unschuldiger, reiner und zarter eine Seele ist, um so mehr wird dieser Geschmack bei ihr herrschen. Die Stimmung der Seele bei solchen Gefühlen ist *Heiterkeit*, welche nur aus einem Wohlgefallen an unschuldigen Vorstellungen, die die Einbildungskraft verschönerte, entspringt, und jenes anmuthige Lächeln ist in so fern ein Verdienst, als es auf ein gebildetes Herz schließen läßt, worin sich Reinheit und Wohlwollen vereinigen. Personen dieser Art bemächtigen sich daher leicht unseres Zutrauens und unserer Freundschaft, denn sie sind *liebenswürdig*. Frauen mit diesem Ausdruck der Seele im Gesichte nennt man *Holdselige*, *Huldinnen*. Anmuthig, holdselig, liebenswürdig ist nur die Unschuld. Von dem Lächeln der Grazie kommen wir zu dem Lachen der Fröhlichkeit und dem Gelächter, welches Geschmack an dem Lächerlichen voraussetzt. Fröhliche Menschen suchen gern alles

auf, was Lachen erregen kann, das Lächerliche. Der Gegenstand der angenehmen Empfindung, die das Lächerliche bewirkt, ist allezeit etwas Widersinniges, Zweck- und Verhältnißwidriges, welches wir an einer Person bemerken, und als eine Wirkung ihrer Freiheit betrachten. Ursprünglich findet sich also das Lächerliche nur am Menschen, aber auch bei diesem lacht man nicht über Eigenthümlichkeiten, welche er durch die Natur bekam, wenn man sie nicht durch eine Täuschung als frei erworben denkt. Bleibende Charakterzüge, Angewohnheiten, erworbene Gesichtsmienen, Arten des Tragens des Körpers, erscheinen uns nur lächerlich, wiefern sie mittelbar durch die Freiheit da sind. Das Lächerliche wird demnach, als Product der Freiheit, demjenigen, an dem es sich findet, zugerechnet. Schon hieraus ergiebt sich unter Menschen von dieser Art ästhetischer Gefühle, und denen der vorigen Arten, ein bedeutender Unterschied. Wenn jenen Stille und Ruhe zusagt, wenn sie die Einsamkeit lieben und suchen, weil sie theils nur sich zum Gesellschafter brauchen, theils auch Befriedigung bei der Natur finden; so ist Gesellschaft hergegen das ausschließliche Element von diesen, denn nur hier können sie lachen und Lachen erregen, weil hier nur die Sphäre des Lächerlichen ist. Davon wird man aber bald unterscheiden ein Lächerliches in der Gesinnung und in der Handlung. Wiefern sich das Lächerliche in Handlungen zeigt, oder in den Gesinnungen sinnlich ausdrückt, also in Handlung übergeht, heißt es komisch, welches (mehr moralisch als ästhetisch richtig) in das Edel- und Niedrig-Komische eingetheilt wird. Das Possirliche, Drollige, Schnackische, Schnurrige, der Schwank, das Burleske und Groteske, sind Arten des Komischen. Die Darstellung des Lächerlichen fällt mithin ganz allein in das Gebiet des Komikers, welches man sich nur nicht auf die Komödie, das Lustspiel, eingeschränkt denken darf; denn die dramatische Art der Darstellung des Komischen ist ja nicht die einzige. Daß sich das Komische auch episch darstellen lasse, bezeugen die komischen Epopöen, Erzählungen, Novellen und Romane; daß es sich didactisch darstellen lasse, die Sinngedichte, Episteln, und eine gewisse Art der Satyren, z. B. von Horaz und Rabener, die aber keine Satyren sind; daß es sich lyrisch darstellen lasse, die Parodieen, Travestirungen u. a., vor allen aber die humoristischen Werke. Der Spielarten will ich gar nicht gedenken. Der Unterschied liegt nur darin, daß in der einen Form mehr das Lächerliche der Gesinnung, in der andern der Handlung, in der dritten des Gefühls sich ausdrücken läßt. Danach sind denn auch die Wirkungen verschieden. Bei gewissen Arten des Komischen interessirt uns der Witz, der sich in den Handlungen des Thoren zeigt, bei andern ein gewisser Anstrich von Naivetät. Eine reiche Quelle des Lächerlichen eröffnet der Contrast, auf welchem z. B. alle Wirkung des Sinngedichts, das ich vom Epigramme unterscheide, und jeder ironischen Darstellung beruht. Ja man kann in gewisser Hinsicht sogar behaupten, daß alles Lächerliche auf einem Contrast beruhe, denn das Gefühl des Lächerlichen entspringt aus dem unerwarteten Contraste der Ungereimtheit gegen die Vernunft und Wahrheit, eines Mißverhältnisses zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck. In den Fällen, wo es durch die Naivetät der Gesinnung bewirkt wird, und durch den Contrast zwischen der Darstellung und ihrem Urheber einen neuen Reiz erhält, entsteht das eigne Gefühl eines mit Rührung gemischten Lächerlichen und Komischen. Durch den idealisirenden Humor entsteht sogar ein wahrer tragikomischer Pathos, wenn die Verkehrtheit der Welt, wie sie ist, komisch in der Idealität sich spiegelt. In diesem komischen Con-

traste erscheint, wie Bouterweck sehr richtig bemerkt, die menschliche Natur so klein, daß sich das Lachen in ein inniges Mitleid und zugleich in eine schmerzliche Weltverachtung auflöset, deren tragikomische Kraft bis zum Schauderhaften ausgeführt ist im Charakter des Jean-Paulschen Schoppe. Uebrigens ist vielleicht die Bemerkung nicht ganz überflüssig, daß überall nur das Dargestellte lächerlich erscheinen, nicht aber die Darstellung selbst lächerlich seyn soll. Deshalb spricht man auch zwar wohl von einem komischen Gedichte, nicht aber von einem lächerlichen, außer zum tadelnden Vorwurf. Daraus geht nun aber von selbst hervor, daß alles, was die Darstellung des Lächerlichen betrifft, unter Komisch abgehandelt werden muß. dd.

Lächesis, s. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) ist das Maaß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird. Es beträgt ungefähr viertehalb meißnische Ellen (etwa 7 bis 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 80 Zoll.

Lackington, Buchhändler zu London, Besitzer eines unermeßlichen Vermögens und Eigenthümer einer der schönsten Buchläden, die es vielleicht in Europa giebt, war in seiner Jugend Schuhmachergesell, und verwandte seinen geringen Erwerb fast ausschließlich auf den Ankauf von Büchern. Diese Eigenheit ward am Ende zur Leidenschaft bei ihm, welche weder von seiner Dürftigkeit, noch von seiner Verheiratung getilgt werden konnte. Endlich verließ er sein Handwerk und eröffnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alte Bücher verkaufte. Da er sich stets mit einem kleinen Gewinne behalf und sich noch außerdem den Ruf eines rechtschaffenen und einsichtsvollen Mannes zu erwerben wußte; so ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und 1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu lassen. So wuchs sein Vermögen von Jahr zu Jahr, und gegenwärtig ist er der reichste Buchhändler in Europa. Unter der Kupfermünze, welche dann und wann, bei einem Mangel derselben, mit Erlaubniß der englischen Regierung, von Privatpersonen geschlagen wird, zeichnet sich die seinige dadurch aus, daß sie, außer seinem Bildnisse auf der einen Seite, auf der andern eine Fama darstellt, mit der Unterschrift: the cheapest bookseller in the world (der wohlfeilste Buchhändler in der Welt).

Laclos (Pierre-Ambroise-François Chauderlos de), 1741 zu Amiens geboren, Artillerieofficier und Privatsecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einem an sich schon unsittlichen Jahrhunderte als ein Wunder von Unsittlichkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er sich durch seinen Roman, les liaisons dangereuses (die gefährlichen Verbindungen), welcher zuerst 1782 zu Paris in vier Duodezbänden erschien, bekannt gemacht. Dieß Gemälde der neuern Galanterie, welches jungen Leuten und sittlichen Gemüthern auf immer hätte verborgen bleiben sollen, macht, man muß es gestehen, unserm Jahrhunderte keine Ehre. Wenn wir nun gleich den Verfasser dieses Gemäldes tadeln müssen; so gestehen wir nichts destoweniger, daß das Gemälde selbst oft mit Lebhaftigkeit und Wahrheit geschrieben ist. Laclos, einer der Vertrauten des Herzogs von Orleans, trug viel dazu bei, diesen nicht sowohl zum Bösen zu verleiten, als vielmehr ihn zum Anführer einer Partei zu machen. Laclos war wenigstens eines der thätigsten Mitglieder der orleanischen Partei, und, wie man meint, der Urheber der fable des brigands, vermittelst welcher man in weniger als 24 Stunden ganz Frankreich unter die Waffen brachte. Bei den Aussagen, welche im

Châtelet über die Ereignisse des 5. und 6. Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meisten beschuldigte. Diesen Aussagen zufolge sollte er, vor seiner Verbindung mit dem Herzog von Orleans, es versucht haben, bei Monsieur (dem ältesten Bruder des Königs) Zutritt zu erhalten, da ihm aber dieses mißlungen, ein Vertrauter des Herzogs von Orleans geworden, in Weibertracht gehüllt, an die Spitze desjenigen Theils des Volks, welches das Schloß von Versailles gestürmt habe, getreten, und bei dieser Gelegenheit, braun gekleidet, unter den Gruppen von Weibern, die von Paris kamen, gesehen worden seyn. Als die Folgen dieses Tages den Herzog von Orleans zwangen, sich nach London zu begeben, begleitete ihn Laclos dahin, führte von dorther mit den Anhängern desselben den nöthigen Briefwechsel und gab dem Latouche die Mittel an die Hand, den Nachforschungen, welche das Châtelet in Betreff jener Ereignisse angestellt hatte, Einhalt zu thun, oder ihnen doch wenigstens auszuweichen. Im J. 1791 glänzte er im Jacobinerclubb, wo er alles Mögliche anwandte, um gegen Ludwig XVI., nachdem dieser zu Varennes arretirt worden war, zu wirken, so wie er auch der Urheber desjenigen Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette seine Truppen marschiren ließ. Nachdem er im folgenden Jahre zum Obristen der Artillerie ernannt und Lucknern zum Rathe an die Seite gesetzt worden war, sah er sich in den Fall des Herzogs von Orleans, der 1793 arretirt wurde, verwickelt und ins Gefängniß geworfen. Indessen gelang es ihm, wie man sagt, durch eine klug angewandte Geschmeidigkeit sein Leben zu fristen und er entwarf aus seinem Gefängnisse die meisten Reden, welche Robespierre in dieser Zeit öffentlich hielt. Nach dem Sturze dieses Tyrannen erhielt er seine Freiheit wieder und wußte seine Laster und seine Schande in eine gewisse Dunkelheit zu verbergen. In der Folge trat er wieder in Dienst und ward unter der Consularregierung zum Generalinspector der Artillerie bei der Armee zu Neapel ernannt. Er starb am 5. Sept. 1803 zu Tarent und hinterließ einige Werke über die Kriegskunst. Laclos besaß übrigens große Liebenswürdigkeit im Umgange und hatte um so mehr einen Weiberverführer schildern können, als er selbst sowohl an Sitten, wie an Charakter, einem solchen vollkommen ähnlich war. Seine Gesichtsbildung verrieth vielen Geist, den er auch wirklich besaß, ob er ihn gleich zur Schilderung der Laster und Schändlichkeiten einer gewissen Classe Menschen angewandt hat, die nur Haß und Verachtung verdienen.

Lacrimä Christi (auf deutsch **Christi Thränen**) auch **Thränenwein** genannt, der vorzüglichste unter den italienischen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächst am Fuße des Vesuv bei Neapel. Der Name dieses Weins kömmt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Gestalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehrern griechischen Inseln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactanz (Lucius Cäcilius Firmianus Lactantius), einer der berühmtesten Lehrer der lateinischen Kirche. Sein Vaterland ist ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nicomedien als Rhetor d. h. als Lehrer der Beredsamkeit, bis er Constantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an seinen Hof rief und ihm die Unterweisung seines ältesten Sohnes Crispus auftrug. Er starb um das J. 325. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch eine lichtvolle und angenehme Darstellung aus, und er ist wegen seiner reinen und beredten Schreibart häufig der christliche Cicero genannt worden. Besonders berühmt sind seine VII Bücher in-

stitutionum divinarum. In der Ausgabe seiner Werke von le Brün (2 Thle. 1748, 4.) befindet sich die Lebensbeschreibung des Lactanz. N.

Lady (sprich Lädi) ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemalin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derselben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu: indessen nennt man auch diese aus Höflichkeit Lady.

Laertes, einziger Sohn des Akrisius und der Chalkomethusa, wohnte der kalydonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher er, außer mehrern Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, sich aber bei seinem Anblicke dergestalt wieder vergnügte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Ithacenser Theil nehmen konnte.

Lafare (Charles-Auguste, Marquis de), auf dem Schlosse Valgorge im Vivarrois 1644 geboren, ward Gardecapitain bei Monsieur (dem ältesten Bruder des Königs) und nachher bei seinem Sohne, dem nachmaligen Regent des Königreichs. Letzterer liebte ihn besonders seiner heitern Laune und der Annehmlichkeit seines Charakters wegen. Lafare's poetisches Talent entwickelte sich, nach Voltaire, erst in seinem 60sten Jahre, und zwar für die Frau von Caylus, auf welche er seine ersten Verse machte. Seine Poesieen verrathen eine gewiße angenehme Ungezwungenheit, eine liebenswürdige Nachlässigkeit; doch ist der Styl derselben oft incorrect und ohne Bestimmtheit. Ueberhaupt scheint er mehr vom Amor und vom Bacchus, als vom Apollo selbst begeistert worden zu seyn. Die Früchte seiner Muse sind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poesieen des Abbé von Chaulieu, seines Freundes, angehangen. Diesem hatte Lafare unstreitig seinen Geschmack für jene leichte Dichtungsart, so wie für eine gewisse epicuräische Nachlässigkeit, welche sich in den meisten seiner Gedichte offenbart, zu verdanken. Diese beiden Männer waren übrigens ganz für einander gemacht: sie theilten dieselben Neigungen, denselben Hang zum Vergnügen, dieselbe Denkungsart und dasselbe Genie mit einander. Es herrschte in ihren Tugenden sowohl, wie in ihren Fehlern, eine vollkommene Uebereinstimmung. Als der Marquis de Lafare 1712 gestorben war, schrieb der Abbé von Chaulieu an die Frau von Bouillon: „Lafare ist nicht mehr: durch den Tod dieses zärtlichsten und treuesten Freundes hat der Schmerz meines Lebens den höchsten Grad erreicht. Während 40 Jahren hat der Verstand eine Vereinigung versucht und gebilligt, welche einem unbewußten, zufälligen Hange ihre Entstehung zu verdanken hatte." Außer den Poesieen hat man noch Memoiren und Betrachtungen über die vornehmsten Ereignisse, welche sich unter der Regierung Ludwigs XIV. zugetragen haben. Letztere sind mit viel Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geschrieben; doch scheint beides ein wenig zu weit darin getrieben zu seyn. Denn Lafare, der in seinem persönlichen Umgange die Nachsicht selbst war, hat dennoch in jenen Betrachtungen fast nichts weiter als eine Spottschrift geliefert. Mit dem Hofe unzufrieden, verlebte er seine Zeit in Umgebungen, die sich ein Verdienst daraus machten, alle Schritte desselben zu tadeln. Und eben diese Umgebungen machten aus einem liebenswürdigen einen oft sehr ungerechten Geschichtsschreiber. In diesem Werke handelt der Verfasser nur etwa auf zwölf Seiten von der Fronde, aber diese zwölf Seiten wiegen ein ganzes Buch über denselben Gegenstand auf, weil sie

mit eindringendem Geiste geschrieben sind. Es ist nur ein Ueberblick, aber der Ueberblick eines Adlers. Noch hat man von ihm den Text zu der Oper, Panthée, welche der Herzog von Orleans zum Theile in Musik setzte.

Laffete (franz. l'affûte) heißt in der Artillerie ein hölzernes Gestell von zwei großen Wänden (Laffetenwände), auf welchem die Kanone liegt. Im Deutschen sagt man: Stückwagen, auch Stückgestell.

Lafontaine (Aug.) ist den 6. Febr. 1756 in Braunschweig geboren. Sein Vater war ein Maler und braver Künstler. August war in Braunschweig und Schöningen auf Schulen und studirte in Helmstädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrer und wurde 1786 in Halle beim General von Thadden Erzieher seiner Kinder. Im J. 1789 wurde er Feldprediger. 1792 gieng er als solcher mit der preuß. Armee nach der Champagne. Nach diesem Feldzuge oder baseler Frieden kehrte er nach Halle zurück und privatisirte dort seit dieser Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen schenkte ihm eine Anwartschaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg, von welcher er aber bis jetzt keine Früchte bezogen hat. Das Urtheil über diesen fruchtbaren und beliebten Romanschriftsteller ist jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung seiner Liebesgeschichte ist es diesem Schriftsteller weder um Aufstellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und diesen Zweck erreicht er fast immer. Seine Phantasie ist nicht glühend, aber lebhaft, seine Darstellungsart beweiset viel Geschick und Gewandtheit, Plan und Ausführung sind sehr flüchtig, aber meistens gut, der Styl ist diesem allen angemessen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfassers schließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu schildern; auch ist er hierin weit glücklicher, als im Darstellen der edeln Menschennatur, darum gelingen ihm große Charaktere so wenig. Seine Menschen sind ein Mittelschlag, und die Liebe quält sie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entziehen und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindseligkeit geschildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, paarende Herzen und tiefe Seufzer sind daher Hauptingredienzen seiner Romane. Die Tugend bleibt zwar trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens durch Zufall am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in seinen bürgerlichen und Familiengemälden eine große Familienähnlichkeit herrscht, welche in den neuesten seiner Schriften fast zur Einförmigkeit geworden ist, ist anerkannt, so daß wer einige seiner Romane, besonders die ältern (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming u. a.) welche an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätere weit übertreffen, gelesen hat, und nicht blos Leser ist, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publicum schon nicht mehr so groß als ehemals ist; wozu wohl auch der Umstand beiträgt, daß viele seiner aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommene Charactere nun zu altern anfangen, weil sie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Ueberspanntheit der Em-

pfindung zur Ehre unserer Zeit und unserer Nation, dem kräftigern Thatentriebe weicht. Uebrigens scheint Lafontaine's Individualität mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man findet an dem launigen und jovialunterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Um so mehr ist seine Biederkeit geachtet, und von allen, die ihn kennen, anerkannt.

Lagerkunst, s. Krieg und Castrameation.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küste am adriatischen Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig selbst ist auf sechzig solcher Inseln erbauet worden. Die Seen selbst, welche vorzugsweise Lagunen heißen, schwellen bei einem hohen Stande des Mondes außerordentlich an, werden aber auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Laien werden in der catholischen Kirche die Weltlichen, im Gegensatze gegen die Cleriker oder Geistlichen genannt. Unter den Protestanten, wo die Geistlichen nicht durch eine so scharfgezogene Grenze, wie bei den Catholiken, von den Weltlichen geschieden sind, braucht man dieses Wort nicht leicht in seiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie oft so viel als einen Ungelehrten. Daher kömmt es, daß man sich dieses Worts noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeichnen; denn Laie in einer Wissenschaft oder Kunst seyn, heißt so viel, als einer Wissenschaft oder Kunst unkundig seyn.

Lairesse (Gérard de), Maler und Kupferstecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und starb 1711 zu Amsterdam. Musik und Dichtkunst machten abwechselnd seine Erholung, die Malerei hingegen seine eigentliche Beschäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und schon im fünfzehnten Jahre war der junge Lairesse im Stande, sich vom Portraitmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber mit Leichtigkeit wieder durch. Die Liebe machte das Glück, aber auch die Qualen seiner Jugend, denn einstens wäre er bald von einer Geliebten, die er verlassen hatte, umgebracht worden. Da er im Jahre 1690 blind geworden war, dictirte er einem andern sein Werk über die Maler in die Feder, welches von Jansen (Paris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Französische übersetzt worden ist. Den poetischen Theil der Malerei verstand Lairesse vollkommen; seine Gedanken sind reizend, erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete sich besonders in großen, zusammengesetzten Gemälden aus. In den Werken seiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geschöpft, durch welche sich die niederländische Schule so sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenstände, und durch die Würde im Ausdrucke. Jedoch ist er weit davon entfernt, die Simplicität der Griechen und den erhabenen Ernst der römischen Schule zu erreichen. Wenn man aber bedenkt, daß er nie in Italien gewesen ist, und daß er keine andern Hülfsmittel zum Studium seiner Kunst hatte, als einige Gemälde von Poussin, und die Kupferstiche von den Werken dieses Meisters, so wie von denen des Pietro Testa; so ist man gezwungen, die Ueberlegenheit seines Genies anzuerkennen. Glücklich in seinen Erfindungen, wußte er sie stets mit sorg-

fältigem, markigem und leichtem Pinsel auszuführen. Alle Theile seiner Kunst waren ihm gleich sehr geläufig, und daher wurde er mit Recht der Poussin seiner Nation genannt. Man macht ihm jedoch den Vorwurf, zu kurze und zu wenig graziöse Figuren gemacht zu haben. Er hat viele geätzte Kupferstiche hinterlassen, von welchen viele nachgestochen worden sind. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice, welches 1781 der berüchtigte Tronchin zu Delices nahe bei Genf besaß. Viele seiner übrigen Gemälde befinden sich im Museum zu Paris. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. Von den letztern waren Ernst und Johann Lairesse gute Viehmaler, und Jacob Lairesse ein guter Blumenmaler. Letzterer hat in flamännischer Sprache ein Werk über die practische Malerei geschrieben. Gérard Lairesse hatte Poussin zu seinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenstände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken und eben so wenig in der Kenntniß des Antiken. Er arbeitete zu schnell, davon zeugt sein Apollo und die neun Musen, welches er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geschichte bewandert, und beobachtete das Costum und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit ist angenehm und seine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu seyn, empfiehlt sich durch eine gewisse Nettigkeit. In der Bildergallerie zu Dresden befindet sich von ihm: Der Parnaß oder Apollo und die neun Musen, ein Sujet, welches er oft gemalt hat; und im Museum zu Paris: Eine Himmelfahrt der Mutter Maria; Antiochus und Stratonice; Achilles zu Scyros; der Tod des Germanicus; Hercules am Scheidewege. Bei der Gemäldeausstellung zu Paris im J. 1807 war ein allerliebstes Stück von ihm: Ein Fest zu Ehren des Bacchus.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, wurde zu Hyccara in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als Nicias, der athenienfische Feldherr, ihr Vaterland verwüstete. Corinth war der erste Schauplatz, auf welchem sie ihr Talent zur Galanterie entwickelte: hier huldigten Fürsten, Redner und Philosophen ihren Reizen. Demosthenes machte eigends ihrentwegen eine Reise nach Corinth, kehrte jedoch, da ihm Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunstbezeigungen abgefordert hatte, ungeschehener Dinge nach Hause zurück, indem er sagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen." Da sie sich überhaupt nur zu einem sehr hohen Preise den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab: so konnten auch nur wenig Leute auf dieselben Anspruch machen. Dieß gab Anlaß zu dem lateinischen Sprichworte: Non licet omnibus adire Corinthum (nicht jedermann ist es erlaubt nach Corinth zu gehen). Doch hatten die Reize dieser Buhlerin durchaus keine Gewalt über den Philosophen Xenokrates. Da er nicht zu ihr kommen wollte: so ging sie zu ihm; aber die Philosophie trug über die Buhlerei den Sieg davon. Ueberhaupt fühlte Lais eine besondere Vorliebe für die Philosophie; auch der cynische und eckelerregende Diogenes gefiel ihr und erhielt alles von ihr, was er wollte. Aristippus hingegen, obgleich weit liebenswürdiger wie Diogenes, der noch dazu einen großen Theil seines Vermögens mit ihr verzehrt hatte, gefiel ihr weniger, wie jener. Als er ihr mehrere Werke zugeeignet hatte, und man ihn deshalb aufzog, sagte er: „Wahrscheinlich lieben die Fische und der Wein mich auch nicht, und doch genieße ich beide mit großem Wohlgefallen.

Ich besitze Lais, aber sie besitzt mich nicht." Sie spottete oft über die Schwäche derjenigen Leute, die sich weise nannten, und pflegte zu sagen: „Ich begreife nicht recht wohl, was man unter der Enthaltsamkeit der Philosophen versteht; wenigstens sehe ich sie eben so häufig vor meiner Thür, als die übrigen Athenienser." Als der Bildhauer Myron einstens schlecht von ihr aufgenommen worden war, glaubte er, seine weißen Haare seyen Schuld daran. Er färbte sie sich also schwarz; sie empfing ihn aber um nichts freundlicher, und sagte zu ihm: „Dummkopf! du verlangst etwas von mir, was ich gestern deinem Vater verweigert habe." Nachdem sie einen großen Theil der jungen Leute zu Corinth verführt hatte, begab sie sich nach Thessalien zu einem jungen Manne, in den sie sich verliebt hatte. Hier soll sie im J. 340 vor der christlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eifersucht über ihre Schönheit, in dem Tempel der Venus ermordet worden seyn. Man errichtete ihr öffentliche Denkmäler, und setzte folgende Schrift auf ihr Grab, welches sich an den Ufern des Peneus befand: „Griechenland, glorreich und unüberwindlich, ward ein Sclav der himmlischen Schönheit der Lais, welche von der Liebe erzeugt, und von Corinth genährt wurde. Sie ruht in den reizenden Gefilden Thessaliens." Gleichfalls wurde ihr zu Corinth in der Vorstadt, welche Kramion hieß, ein Cenotaphium errichtet, von welchem uns Pausanias in seiner Beschreibung von Corinth meldet, daß man auf demselben eine Löwin, welche einen Widder in ihren Klauen hielt, abgebildet gesehen hätte. — Lais, nach dem Pausanias, eine Tochter des Damasander, war eine eben so berüchtigte Buhlerin, wie die vorhergehende.

Lâlage, eine römische Schöne, welche Horaz in der 22sten Ode des ersten Buchs besingt.

Lalande (Joseph-Jerôme Le François), Mitglied der Akademie der Wissenschaften, des Längenbüreaus, Professor der Astronomie im Collegium von Frankreich, Mitglied der Ehrenlegion, und Mitglied aller gelehrten Akademien, ward am 11. July 1732 zu Bourg in Bresse von rechtlichen Eltern geboren. Von seinem Vater für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, kam Lalande nach Paris, um sich dieser Wissenschaft zu widmen. Während er jedoch dieselbe mit Eifer studirte, bekam er beim Anblicke des Observatoriums eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Astronomie, welche hernach zur Leidenschaft für sein ganzes Leben wurde. Er studirte nun diese Wissenschaften unter dem berühmten Astronomen Le Monnier und nützte bei seinem ihm angebohrnen Talente den Unterricht desselben mit solchem Erfolge, daß er kurz nachher zum Abgesandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daselbst die Parallaxe des Mondes zu bestimmen, während La Caille, in Vereinigung mit denselben in einer ähnlichen Absicht nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reiste. Friedrich der Große konnte beim Anblicke eines so jungen Astronomen, der kaum neunzehn Jahr alt war, seine Verwunderung nicht verbergen. Als sich jedoch Lalande der Wahl der pariser Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe gestattet, sondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf, so wie es sich die ausgezeichnetsten Familien daselbst angelegen seyn ließen, ihm mit Auszeichnung und Artigkeit entgegenzukommen. Zu Paris öffnete ihm die Art und Weise, wie er seine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, die Thüren der Akademie der Wissenschaften. Von diesem Augenblicke an bis zur Aufhebung derselben erschien kein Band dieser Akademie, in welchem nicht irgend ein wichtiger Aufsatz von ihm enthalten gewesen

wäre: doch beschränkte sich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten der Akademie nahm, nicht blos auf astronomische Gegenstände. Ihm haben die Franzosen die Uebersetzung der Halley'schen Tabellen, so wie die Geschichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Bestimmung dieses merkwürdigen Planeten lieferte er Clairault die tiefsten und scharfsinnigsten Berechnungen. Nachdem er 1760 mit der Untersuchung der Zeit beauftragt worden war, änderte er den Plan und die Einrichtung dieses nützlichen Werks durchaus um und ging dadurch seinen Nachfolgern mit einem guten Beispiele voran. 1764 gab er seinen astronomischen Tractat heraus, ein berühmtes Werk, das hernach für classisch gehalten und in drei Quartbänden gedruckt worden ist. Er war der Verfasser aller astronomischen Artikel für die Encyklopädie, welche zu Yverdün erschien; und arbeitete diese jedoch hernach für die methodische Encyklopädie noch einmal gänzlich um. Zu seinen schriftlichen Unterweisungen fügte er während 46 Jahren noch den mündlichen Unterricht hinzu: denn schon seit 1761 war er seinem ersten Lehrer, Le Monnier, in der astronomischen Professur am Collegium von Frankreich gefolgt, wo er seinen öffentlichen Vorlesungen einen ganz neuen Reiz zu geben wußte. Sein Hörsaal ward eine Art von Pflanzschule, aus welcher eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern einheimischer und ausländischer Observatorien angestellt wurden. Noch haben wir unter der Zahl seiner Werke, die von Lalande's fruchtbarem Genie zeugen, dessen Reise nach Italien in den Jahren 1765 und 1766 (8 Duodezbände) nicht genannt, welches Werk, obgleich er die Reise selbst gleichsam im Laufe machte, die schätzbarsten Nachrichten enthält, welche auf einer Reise nach Italien zu Rathe gezogen werden können. So müssen wir auch noch sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. (über die schiffbaren Canäle und besonders über den Canal von Languedoc) erwähnen. Es enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der ganzen Erde unternommen, vollendet oder auch blos entworfen sind. Ein solches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und ist späterhin den Ingenieurs von dem größten Nutzen gewesen. Seine Bibliographie astronomique, 1 Vol. in 4to, ist ein unendlich ausführliches Verzeichniß aller über die Astronomie erschienenen Werke. Da er Mitglied aller bekannten Akademien war; so machte er gleichsam das gemeinschaftliche Band aus, durch welches sie zusammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Auch machte er sich ein Verdienst daraus, seinen wirklich allgemein verbreiteten Ruf zum Wohle der Wissenschaften, so wie zum Nutzen der Gelehrten zu verwenden. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn beseelte, mit der bewundernswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen wahren Fanatismus ausartete. Jede schonende Rücksicht schien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu seyn. Er äußerte also, ohne irgend eine Art von Rückhalt, seine Gedanken, seine Meinungen, überhaupt alles, was er für wahr und recht hielt. Daher begreift man, wie er, während seiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, besonders, da er glaubte, sich wohl dann und wann des Uebergewichts, welches ihm seine Verdienste gäben, bedienen zu können. Wenn dieß gewissermaßen ein Unrecht von seiner Seite war; so besaß er wenigstens Billigkeit genug, es auf jede Weise wieder gut zu machen. Durch seine Arbeiten, seine Schriften, sein Beispiel, seine Schüler, seinen Einfluß und seinen Brief-

wechsel schon bei seinem Leben der Astronomie nützlich, ist er es noch nach seinem Tode durch eine Medaille, die einem Vermächtnisse von ihm zu Folge, jährlich dem Verfasser der besten astronomischen Abhandlung oder der merkwürdigsten Beobachtung zuerkannt wird. Ein so rastloses und ruhmvolles Streben schien dazu geeignet zu seyn, ihm ein unveränderliches Glück zuzusichern: und in der That war er lange Zeit im Besitz des glänzendsten Rufs. Mit ein wenig mehr Nachsichtigkeit würde er diesen Ruf ungestört und bis ans Ende seines Lebens genossen haben. Aber seine unkluge Freimüthigkeit, die Unerschrockenheit, mit welcher er selbst in den stürmischsten Zeiten seine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, mit welcher er gegen solche Systeme, deren Mangel an wissenschaftlicher Kunde höchstens hätte sein Mitleid erregen sollen, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, selbst da, wo es ihm gestattet war, seine Meinung zu verschweigen, oder vielmehr gar keine zu haben, ohne Unterlaß seine Gesinnungen zu offenbaren, alles dieses reizte eine Menge von Unzufriedenen gegen ihn auf, die ihn verfolgten und denen es sogar gelang, ihm seine wirklichen Verdienste streitig zu machen. So glaubte man, seine langen und dauernden Verdienste vergessen zu müssen, um sich nur an sein vorübergehendes oder ganz unbedeutendes Vergehen zu halten. Uebrigens war sein Charakter ein sonderbares Gemisch von großen, empfehlungswürdigen Eigenschaften, und von oft lächerlichen Sonderbarkeiten. Unter letztern zeichnete sich sein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Aber ungeachtet dieser Sonderbarkeiten, war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll. Nach den Begebenheiten des 10. Aug. 1792 gestattete einer seiner Zöglinge, welchem Lalande die Schlüssel und die Oberaufsicht über das Observatorium des Quatre-Nations anvertraut hatte, einem Flüchtlinge einen Zufluchtsort auf demselben, und versah ihn daselbst mit den nöthigsten Lebensmitteln. Als nun dieser Zögling durch einen Aufruf der Nation zum Marschiren gezwungen worden war, brachte Lalande selbst jenem Flüchtlinge regelmäßig täglich sein Essen; dieß konnte er, so gut wie sein Zögling, nur mit Gefahr seines eignen Lebens thun. Lalande war überhaupt religiöser, als er es selbst zu seyn glaubte: denn stets hat er sich als einen gütigen, ehrliebenden, rechtschaffenen, muthigen und für alles Nützliche rastlos thätigen Mann gezeigt, welcher voll Liebe und Eifer für das ganze Menschengeschlecht beseelt war. Den großen, wohlthätigen Weltschöpfer nachahmen, heißt das nicht, der unendlichen Güte und der höchsten Weisheit, welche die Welt regiert, seine Huldigung bezeigen? Indem er aus seinem Vermögen arme Kinder, die zum ersten Male zum heiligen Abendmahle gehen sollten, kleidete, und zu allen Gaben, welche die Religion gebietet, willig und gern beitrug, bewies er dadurch nicht, daß jener Atheismus nicht in seinem Herzen wohnte? Er starb am 4. April 1807. Außer den Werken, die bereits im Laufe dieses Artikels von ihm angeführt sind, hat er noch herausgegeben: Exposition des calculs astronomiques. Paris. 1762. in 8vo (Darstellung der astronomischen Berechnungen); Etrennes historiques à l'usage de la province de Bresse. Paris. 1756. in 8vo (Historisches Weihnachtsgeschenk zum Gebrauche der Provinz Bresse); Dissertation sur la cause de l'élévation des liqueurs dans les tubes capillaires. Paris. 1770. in 8vo (Abhandlung über die Ursache warum ꝛc.); L'esprit de justice assure la gloire et la durée des empires. Marseille. 1757 (Der Geist der Gerechtigkeit sichert den Ruhm und die Dauer der Reiche). Die Abhandlung erhielt den Preis der Akademie zu Marseille; Discours sur la douceur,

Bourg en Bresse. 1780 Abhandlung über die Sanftmuth); Abrégé d'astronomie (Abriß der Astronomie.) Dieses Werk ist in Holland und nachher zu Paris nachgedruckt, einmal ins Deutsche und zweimal ins Italienische übersetzt worden; Réflexions sur les comètes, qui peuvent approcher de la terre. 1775 (Betrachtungen über die Cometen, die sich der Erde nähern können); Ephémérides des mouvemens célestes, depuis 1775 jusqu'en 1800. 4 Vol. in 4to (Ephemeriden des Himmelsbewegungen seit 1775 bis 1800); Traité des flux et reflux de la mer, avec des supplémens d'astronomie (Abhandlung über die Ebbe und Fluth des Meers mit einem astronomischen Anhange), welches Werk den vierten Theil seiner Astronomie und nebst den Leçons de la Caille zugleich eine neue Ausgabe nebst Anmerkungen ausmacht; Astronomie des dames 1786 in 12. (Astronomie für Damen). Lalande hat auch die Histoire des mathématiques de Montucla, welche dieser bei seinem Tode nur bis zum Anfange des dritten Bandes gebracht hatte, beendigt. Außerdem ist er der Verfasser einer Menge literarischer und wissenschaftlicher Abhandlungen, welche in verschiedenen Journalen und in der Encyklopädie abgedruckt sind.

Lälius (C.), war der Sohn des C. Lälius, welchen letztern man nicht weiter kennt, ob er gleich vielleicht der Stammvater des berühmten plebejischen Geschlechts gleiches Namens (der Laelia gens) ist. Der Sohn, C. Lälius, ein vertrauter Freund des Scipio Africanus, commandirte im zweiten punischen Kriege die römische Flotte in Spanien. Er half seinem Freunde Neukarthago erobern, indem er mit seiner Flotte den Hafen sperrte, während Scipio die Stadt von der Landseite angriff. Nach der Eroberung der Stadt wurde Lälius als Commandant derselben angesetzt. Hierauf erhielt er den Befehl, mit seiner Flotte in Africa zu landen, woselbst er große Verwüstungen anrichtete, sich doch aber, aus Furcht, von der karthaginensischen Flotte abgeschnitten zu werden, nach einem kurzen Aufenthalte nach Sicilien begeben mußte, wohin er jedoch eine unermeßliche Beute mitbrachte. Bald nachher aber landete er abermals, in Verbindung mit Scipio, in Africa, um daselbst im Innern von Karthago den Krieg zu führen. Mit Masinissa vereinigt, bekriegte er Syphax, Karthagos Bundesgenossen, eroberte dessen Land, und machte ihn, nach einer siegreichen Schlacht, zum Kriegsgefangenen. Nach diesen glorreichen Thaten ward Lälius zuerst Aedilis Curulis, darauf Prätor und zuletzt im J. der Stadt Rom 563 Consul mit L. Cornelius Scipio Asiaticus. — Lälius (C.) ein Sohn, oder nach andern, ein Enkel des vorigen, stand mit dem Consul Scipio Aemilianus, der den letzten Krieg gegen Karthago mit so vielem Glücke führte, in eben so freundschaftlichen Verhältnissen, wie sein Vater mit dem Scipio Africanus. Er soll mit seinem Freunde Scipio Aemilianus Theil an der Ausarbeitung der Lustspiele gehabt haben, die unter Terenz Namen bekannt sind. Als Unterbefehlshaber ging er mit seinem großen Freunde nach Africa, wo er sich zu seinem Ruhme auszeichnete. Nachdem Karthago zerstört worden war, schickte ihn der Senat mit einer Flotte gegen Viriathus in Lusitanien, welchen er besiegte. Zuletzt wurde er nebst Q. Servilius Cäpio zum Consul ernannt. Uebrigens ist dieser der nämliche, dessen Namen Cicero seiner Abhandlung de amicitia vorgesetzt hat, um dadurch der Freundschaft desselben mit Scipio ein Denkmal zu stiften.

Lally (Thomas-Arthur, Graf von), General-Lieutenant und Großkreuz des St. Ludwigordens, war ein irrländischer Edelmann,

dessen Vorfahren Jacob II., als dieser in Frankreich einen Zufluchtsort suchte, gefolgt waren. Lally zeichnete sich schon frühzeitig durch Muth und Unerschrockenheit aus; besonders geschah dieß in der Schlacht von Fontenoi, unter dem Auge Ludwigs XV., welcher ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannte. Im folgenden Jahre (1746) entwarf Lally einen Plan, auf den englischen Küsten zu landen, und würde, wenn der Prinz Eduard bei Culloden nicht geschlagen worden wäre, unter dem Marschall von Richelieu einen Theil der Landungsarmee commandirt haben. Als im J. 1755 das englische Cabinet den Krieg auf dem festen Lande erregt hatte, hielt man ihn für fähig, die französischen Besitzungen in Ostindien theils zu beschützen, theils wieder zu erobern, weswegen er im December 1756 zum Gouverneur derselben ernannt wurde. Seine dasige Verwaltung zog ihm den berüchtigten Proceß zu, der zu seiner Zeit ganz Europa beschäftigt hat. Wir halten es daher für unsere Pflicht, uns ausführlicher über denselben zu verbreiten. Lally schiffte sich zu l'Orient am 2. Mai 1757 ein, und kam am 28. April 1758 zu Pondichery an. Frankreich hatte damals in Ostindien eine größere Land- und Seemacht, als England; und dessen dortige Lage war sehr vortheilhaft. Hatten die Engländer gleich den Franzosen Mahe und Chandernagor weggenommen, so hatten diese dafür jene von der Küste von Orixa vertrieben, auf welcher Frankreich Provinzen besaß, die theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer Reichthümer, Frankreich sehr wichtig waren. An demselben Tage, wo Lally zu Pondichery sich ausschiffte, begab er sich auf den Marsch, um Goudelor zu belagern, welches sich auch nebst dem Fort St. David nach einem kurzen Widerstande ergab. Aber nun unternahm er, ganz gegen seine Instruction, einen Feldzug gegen den König von Tanjaour, der jedoch den glänzenden Unternehmungen, mit welchen er in Ostindien begonnen hatte, durchaus nicht entsprach. Nachdem er nach Pondichery zurückgekehrt war, belagerte er Madras, zu welchem Endzwecke der Rath, im Einverständnisse mit ihm, große Summen zusammenhäufte, um jenem Plane mit Nachdruck begegnen zu können. Aber während der Zubereitungen dazu ward die französische Armee von Orixa, deren vortrefflichen Anführer, den berühmten Büssy, Lally unglücklicherweise abgerufen hatte, gänzlich in die Flucht geschlagen, und zwar von einem, sowohl an Mannschaft als an Geschütz, weit schwächern englischen Corps. Damit noch nicht zufrieden, übergab der neue General der dortigen französischen Armee, Lallys Freund, kurz nachher auch die wichtige Festung Masulipatnam, und nun verschwand die französische Macht im Norden von Indien wie ein eitler, trügerischer Glanz. Indessen war Lally dennoch im December 1758 vor Madras angelangt, hatte sich der schwarzen Stadt, die völlig offen war, bemächtigt, und vor dem Fort St. Georg die Laufgräben eröffnen lassen. Aber der Angriff auf dasselbe, der schlecht geleitet wurde, mislang; die französische Armee, im Rücken unaufhörlich beunruhigt, litt, durch ein abermaliges Versehen Lallys, selbst an dem Unentbehrlichsten Noth; die Belagerung ward nach 40tägiger Eröffnung der Laufgräben aufgehoben, und das französische Belagerungscorps war gezwungen, sich schimpflich zurückzuziehen. Nun fingen auch die Soldaten, die seit 10 Monaten keine Löhnung bekommen hatten, Meutereien an; nach vielen vergeblichen Bemühungen, den Aufruhr zu stillen, sah sich der Rath von Pondichery gezwungen, sein Silberzeug in die Münze zu schicken, so wie Lally, seine Casse zu leeren, um die Soldaten zu befriedigen. Nun kehrte alles zur Ruhe zurück, und ein Jahr verfloß, ohne daß sich zu Lande etwas von Bedeutung ereignete. Zur

See ward jedoch die französische Escadre nach lebhaften Gefechten gezwungen, sich nach Isle de France zu begeben, von wo sie nicht wieder zurückkehrte. Ihre Abwesenheit, mit dem Rückzuge des Belagerungscorps vor Madras verbunden, hatte die Engländer ihrerseits in den Stand gesetzt, angriffsweise zu verfahren. Sie belagerten daher Vandavachy, schlugen am 22. Jan. 1760 unter den Mauern dieser Festung Lallys Armee aufs Haupt, und machten Büssy zum Kriegsgefangenen. Nach dieser unglücklichen Schlacht folgte ein Unglück auf das andere; Lally ließ sich sogar das Fort Valdaour nehmen, weil er, wie er sagte, unzufrieden mit dem Hofe wäre. Er zog sich nach Pondichery zurück und seine Armee folgte ihm dahin. Nun entstand daselbst eine Hungersnoth, dessen Unglück noch durch das Mißverständniß vermehrt wurde, welches zwischen dem dortigen Rathe und Lally fast vom ersten Augenblicke seiner dortigen Ankunft an geherrscht, und oft sehr lebhafte Scenen veranlaßt hatte. Ueberhaupt konnte Lally seine Instructionen nicht vollkommener verletzen, als er es bis dahin gethan hatte. Pondichery ging verloren, und der Mangel an Proviant, der daselbst herrschte, war die vornehmste Ursach davon; Lally hatte diesen Zweig der Verwaltung mit der äußersten Nachlässigkeit betrieben. So ließ er sich eine Zufuhr Lebensmittel wegnehmen, weil er nicht für Mittel und Wege gesorgt hatte, sie in die Stadt zu schaffen. Er weigerte sich sogar, von gewissen Vorschlägen, die man ihm zur Herbeischaffung von Proviant gethan hatte, Gebrauch zu machen. Ja, endlich wollte er sogar nicht einmal, daß die Colonie von Pondichery den Trost einer ehrenvollen Capitulation haben sollte; denn er ergab sich am 15. Jan. 1761 den Engländern auf Discretion, und diese zerstörten von Grund aus eine Stadt, deren Wohlstand und Glanz noch kurz zuvor jedermann in Erstaunen gesetzt hatte. Der Rath von Pondichery, so wie alle französische Gefangene, und unter ihnen auch Lally, wurden nach Europa zurückgeführt. Alle hatten ihre gegenseitigen Beschwerden vor sich hergehen lassen; klagte Lally seinerseits über alle übrigen, so klagten die übrigen wieder über ihn. Der Kriegsminister, welcher die wahre Ursache von dem Verluste Pondicherys erfahren wollte, ließ Lally arretiren, ihm den Proceß machen, und beschloß, dem Gange des Rechts freien Lauf zu lassen. Dieß geschah mit eben so viel Genauigkeit, als Unparteilichkeit, wie Lally in seinen aus der Bastille geschriebenen Briefen selbst gesteht. Am 6. Mai 1766 wurde die Sentenz gesprochen, und Lally, da er überführt sey, das Interesse seines Königs, des Staats und der indischen Compagnie verrathen, und gegen die Unterthanen des Königs sowohl, wie Fremde seine Macht misbraucht zu haben, des Todes schuldig erklärt und seine Güter confiscirt. Das Urtheil wurde vollzogen, und Lally endigte im 68sten Jahre sein Leben auf dem Schaffotte. Ob nun gleich einige vorzügliche Rechtsgelehrte der Meinung waren, Lally habe die Todesstrafe nicht verdient; so schien doch, im Ganzen genommen, das über denselben gesprochene Urtheil auf den Grundsätzen des Rechts zu beruhen. Nichts destoweniger suchten einige Jahre nachher mehrere Schriftsteller, unter andern Voltaire, über die Rechtmäßigkeit jenes Urtheils ein nachtheiliges Licht zu verbreiten, und brachten es endlich dahin, daß der Staatsrath dasselbe am 25. Mai 1778 cassirte, und es dem Parlemente von Rouen von neuem zur Durchsicht übersandte. Da jedoch bei dieser Gelegenheit Lallys Sohn, Lally-Tolendal, den Herrn von Leyrit, damaligen Gouverneur von Pondichery, in seinen darüber abgefaßten Memoiren heftig angegriffen hatte: so erhob sich dagegen der Neveu desselben, Herr von Epremesnil, und wurde auch

von dem dortigen Parlemente als Gegenpartei angenommen. Da jedoch der Herr von Lally-Tolendal die Aussagen dieses neuen Gegners fürchten zu müssen glaubte: so appellirte er von neuem an das Parlement von Dijon, welches jedoch den Ausspruch des Parlements zu Paris bestätigte, und das Andenken Lallys verurtheilte (condamna la mémoire de Lally). Lally-Tolendal behauptete, das Parlement von Dijon habe aus Dummheit denjenigen Mord gut geheißen, den das Parlement von Paris aus Grausamkeit begangen habe, und wendete sein Möglichstes an, jenes Urtheil des Parlements von Paris noch einmal cassiren zu lassen: aber vergebens. Und in der That, wie war es auch möglich, nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren und zum dritten Male einen Proceß zu revidiren, bei welchem es auf nichts Geringeres, als auf das Leben von achtzehen Personen, die sich fast alle nicht mehr unter den Lebendigen befanden, angekommen war, und dieß alles eines Mannes wegen, der in Indien verabscheut, und in Europa während zweier so langer Zwischenräume von zwei Ober-Gerichtshöfen zum Tode verurtheilt worden war? Uebrigens scheint Lally keine von den Eigenschaften besessen zu haben, die zu einem obersten Heerführer erforderlich sind, obgleich sein Todesurtheil nicht einmal auf Militärverbrechen begründet war, mit denen sich das Parlement, da schon genug Civilbeschwerden gegen ihn vorhanden waren, nicht einmal beschäftigen zu müssen glaubte. Man hat gesagt (und besonders ist dieß Voltaires Meinung), wenn Lally mit den Engländern einverstanden gewesen wäre, so hätte er sich nicht wieder nach Frankreich begeben. Aber diesem Einwurfe fehlt es gänzlich an innerer Haltbarkeit. Ist es nicht eine gewöhnliche Erscheinung, daß ein Verbrecher, der eine mächtige Protection hat, jeden Beweis auszeichnen zu können glaubt? Als Lally nach Europa zurückkehrte, war die Pompadour, die ihm das Commando in Indien verschafft hatte, noch am Leben. Er durfte auf die Discretion Englands mit Sicherheit rechnen, und glaubte der Unterstützung seiner Gönnerin gesichert zu seyn. Ueberdieß konnte er, nach Beendigung seines Processes, in Frankreich mit Ehre leben; sein Aufenthalt in England würde ihn jedoch, selbst wenn keine offenbare Beweise gegen ihn vorhanden gewesen wären, mit Schande gebrandmarkt haben. Auch wurde er wirklich erst nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem vorher die sorgfältigsten Nachforschungen über seine Vergehungen angestellt worden waren und erst, nachdem ihn die Pompadour seinem Schicksale überlassen hatte, ins Gefängniß geworfen. Um den letzten Zug zu Lallys Charakter zu entwerfen, wollen wir nur anführen, daß in Ostindien noch nach zwanzig Jahren Eltern, die mit ihren Kindern unzufrieden waren, auszurufen pflegten, nachdem sie alle übrigen Ermahnungen erschöpft hatten: „Ungeheuer! du willst also durchaus ein Lally werden!" Voltaires bekanntes Urtheil über Lally, daß jedermann, außer dem Henker, hätte seine Hand an ihn legen sollen, zeichnet sich, wie viele Urtheile dieses großen Mannes, durch eine seltene und absolute Nichtsbedeutendheit aus.

Lamballe (Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von), stammte aus Savoyen, welches schon aus frühern Zeiten durch Familienbande mit dem französischen Königshause vereinigt war. Der Prinz von Carignan, der am Hofe zu Turin mit dem Herzog von Orleans in Frankreich gleichen Rang hatte, war mit einer hessischen Prinzessin vermählt. Marie Therese, die vierte Tochter dieser Ehe, ward am 8ten Septemb. 1749 zu Turin geboren. Schon von ihrer frühesten Kindheit an gab sie Beweise, daß sie einstens zu den Reizendsten und Gebildetsten

ihres Geschlechts gehören würde. Mit Zustimmung Ludwigs XV. mußte sich der Prinz von Lamballe um sie bewerben, und sie ward ihm in ihrem achtzehnten Jahre durch Procuration angetraut. Einige Zeit genossen beide des ehelichen Glücks in gegenseitiger Zufriedenheit; bald aber fiel der Prinz in die Bande des Herzogs von Orleans zurück, mit welchen dieser ihn schon früher umstrickt gehalten hatte. Orleans nämlich wollte den Prinzen verderben, um mit dessen Schwester das unermeßliche Vermögen des Herzogs von Panthievre, dessen Sohn der Prinz von Lamballe war, zu erheirathen. Es gelang ihm nur zu gut: der Prinz, von ihm zu den empörendsten Ausschweifungen verleitet, starb im zwanzigsten Jahre in der Blüthe seines Lebens. Nun ward die Prinzessin zu einem Plane ausersehen, der dem Hofe seine Tugend und der Nation ihr Glück zurückgeben sollte: sie sollte, da die Königin und auch die Pompadour unter der Zeit gestorben waren, Ludwig XV. heirathen. Hierbei ist schwer zu bestimmen, in wiefern die Prinzessin in der Blüthe ihrer Jahre den Plan, die Gemahlin eines sechzigjährigen entnervten Königs zu werden, begünstigt oder verworfen haben mag: nur das weiß man, daß sie es standhaft und fortdauernd unter ihrer Würde fand, durch irgend eine Art von Buhlerkünsten den sinnlichen König zu fesseln und jenen Plan begünstigen zu suchen. Wenn sie auf ihn wirkte, so geschah dieß durch den natürlichen Zauber ihrer Schönheit und durch die Grazie ihres Umganges, der unzertrennbar von ihr war. Um diese Zeit brachte der Herzog von Orleans, eben der, welcher den Prinzen von Lamballe zu Grunde gerichtet hatte, seinen Wunsch, sich mit der Schwester desselben zu vermählen, vor den König. Der König verweigerte anfangs seine Einwilligung, weil er, so regellos auch seine eigenen Sitten waren, es dennoch nicht zugeben wollte, daß eine junge, tugendhafte und reizende Prinzessin einem Wüstlinge, der schon damals seine Laster zur Schau trug, geopfert würde. Orleans ließ aber nicht nach, und der König willigte endlich unter der Bedingung ein, daß die Wahl der Prinzessin ganz frei bleiben solle. Der Herzog von Panthievre, so ein rechtschaffener und vernünftiger Mann er auch war, fand sich dennoch von der Idee geschmeichelt, daß seine Tochter mit dem ersten Prinzen von Geblüte vermählt werden sollte, und die Tochter selbst hatte schon längst an dem gewandten Orleans ein großes Wohlgefallen gefunden. Die Vermählung ward also beschlossen und mit großem Pompe vollzogen. Unterdessen hatte Choiseul, der von dem Einflusse einer jungen, reizenden und klugen Königin auf den alten, entnervten Ludwig XV. den Untergang seiner eignen Macht befürchten zu müssen glaubte, alle seine Künste angewandt, um die Prinzessin Lamballe von dem Könige zu entfernen. Dieß war ihm auch so wohl gerathen, daß nach einiger Zeit die berüchtigte Mademoiselle Lange, nachmalige Gräfin du Barry als erklärte Maitresse an den Hof kam. Unterdessen war auch der Dauphin, nachmaliger Ludwig XVI. mit Marie Antoinette von Oesterreich vermählt worden, welche letztere an der Prinzessin von Lamballe ein großes Behagen fand, und sie besonders von dem Augenblicke an auszeichnete, wo sie selbst den Thron bestieg. Hätte die Prinzessin nur die geringste Anlage zu Hofkabalen und Intriguen gehabt und nicht durchaus alle Einmischung in Geschäfte verschmäht; so hätte sie eine große Rolle spielen können. Aber sie wandte ihren Einfluß nie zu etwas Anderm an, als Fürsprecherin unglücklicher Menschen zu werden. Die Königin, der ihre Oberhofmeisterin, die Herzogin von Noailles, immer lästiger wurde, wußte es endlich dahin zu bringen, die Stelle einer Oberaufseherin (Surintendante de la maison de la Reine) wiederher-

zustellen, wozu die Prinzessin Lamballe ernannt ward. Kurz darauf leistete sie dem Könige einen wesentlichen Dienst. Es waren nämlich in der Normandie Unruhen ausgebrochen, die gefährliche Folgen befürchten ließen. Der Herzog von Panthievre erhielt daher den Auftrag, sich dorthin zu begeben und jene Unruhen beizulegen zu suchen. Dabei machte es dieser zur Bedingung, seine Schwiegertochter zur Begleiterin zu haben, damit diese, während er auf die Männer wirke, durch ihre unwiderstehliche Sanftmuth und Güte die Frauen stimmen könne. Beide waren über Erwartung glücklich in ihrem Unternehmen, und erwarben sich dadurch die höchste Zufriedenheit des Königs. Nach der Zurückkunft war die Prinzessin noch unzertrennlicher von der Königin, wie zuvor. Der Zeitpunct rückte jetzt immer näher, wo Frankreich jene in ihrer Art fast einzige Katastrophe, die Revolution erfahren sollte. Es ist hier nicht der Ort, die nähern oder entferntern Veranlassungen, welche sie nach und nach herbeiführten, zu entwickeln. Die Prinzessin, von der Natur mit einem seltenen Scharfblicke versehen, ahnete das Ungewitter, welches sich über dem ganzen königlichen Hause zusammenzog; sie hatte besonders die boshaften Anschläge des Herzogs von Orleans ausgespäht und warnte die Königin vor ihm, wie vor ihrem geschworensten Feinde. Dieser ließ durch seinen Anhang, an dessen Spitze sehr talentvolle, obwohl verbrecherische Menschen, wie z. B. ein Mirabeau, ein Laclos, standen, die entehrendsten Pasquille gegen die Königin verbreiten: diese mußte dabei die schreckliche Erfahrung machen, daß sie, wie auch die Zeiten der Revolution gezeigt haben, noch mehr, als der König selbst, von der Nation gehaßt wurde. Trotz der drohenden Gefahren verließ jedoch die Prinzessin die unglückliche Königin nicht. Die Freunde des Königs dachten jetzt ernstlicher als je darauf, ihn und seine ganze Familie der Tyrannei zu entreißen, in welcher diese gehalten wurde. Der Plan zu der Flucht wurde verabredet, scheiterte aber, wie bekannt, und das Schicksal des Königs verschlimmerte sich noch unendlich mehr. Da nun auch die Prinzessin Lamballe dem Volke verdächtig geworden war und man sie beschuldigte, sie stehe mit der dü Barry, die sich nach Ludwigs XV. Tode nach England begeben hatte, in Briefwechsel, sie habe ihren Leuten befohlen, weiße Cocarden zu tragen; so wirkten am Ende die eindringenden Bitten ihrer Freunde und Bekannten, und die Prinzessin reiste unter dem Vorwande, ihre Gesundheit erfodere den Gebrauch der Bäder zu Bath, im August 1791 nach England, wo sie mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Da in dieser Zeit das Schicksal des Königs eine günstigere Wendung zu nehmen schien, indem er selbst theils die Constitution annahm, theils auch eine Partei der Bessern in der Nation sich für ihn erklärte; so schien das allgemeine Zutrauen zurückkehren zu wollen. Die Prinzessin verließ daher England, kehrte nach Paris zurück und bezog die Tuilerieen, um der königlichen Familie desto näher zu seyn. Da die Freunde der Constitution die einzigen waren, auf deren Beistand der König noch rechnen konnte; so mußte die Prinzessin die Frauen derselben zum Thee laden, bei welchem dann die Königin und die Prinzessin Elisabeth sich ebenfalls einfanden. Doch auch dieß entging den Feinden des Königs nicht. Man streute das Gerücht aus, es bilde sich eine österreichische Partei, und bei der Prinzessin Lamballe würden die Zusammenkünfte gehalten. Besonders wandte Orleans alle mögliche Kunstgriffe an, um diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Anfangs verachtete die Prinzessin diese Verläumdungen; da sie aber immer zunahmen, so hörte alle Gesellschaft bei ihr auf, und sie ging mit niemanden um, als mit der königlichen Familie. Leider

war diese Vorsicht zu spät. Auf die schrecklichen Scenen, wo man bewaffnet in das Innere des Schlosses eindrang, dem Könige die Freiheitsmütze aufsetzte und die Königin bis in ihr Gemach verfolgte, folgte endlich der schreckliche Volksaufruhr, und der König, der das Schloß bedroht sah, statt noch immer sein Ansehn als König zu gebrauchen und jenem Aufruhr Gewalt und Entschlossenheit entgegen zu stellen, machte sein Testament und schickte sich mit einer unköniglichen Gelassenheit zum Tode an. Noch hätte sich die Prinzessin retten können: aber nichts war im Stande, sie von der Königin zu trennen. Sie begleitete diese und den König, welche beide in dem Saale der gesetzgebenden Versammlung Schutz und Sicherheit für sich und ihre Familie suchten. Bis zum Abend blieben sie hier in der peinlichsten Lage und für die Nacht wurde ihnen ein Zimmer bei den Feuillans angewiesen, worin einige Matratzen ausgebreitet waren. Am 13. Jul. 1792 ward dieser angstvolle Aufenthalt mit dem Tempel verwechselt. Orleans, welcher der Prinzessin eine jährliche Summe von achtzigtausend Thaler auszuzahlen hatte und der ganz richtig voraussah, daß der Herzog von Panthievre bei seinem bevorstehenden Tode derselben eine noch bedeutendere Pension aussetzen würde, haßte seine Schwägerin fast noch mehr, als die königliche Familie. Er ließ daher durch seine Creaturen alle Mittel und Wege anwenden, die Prinzessin verdächtig zu machen, was ihm auch in so fern vortrefflich gelang, als sie kurz darauf vor einen Ausschuß der gesetzgebenden Versammlung geführt und daselbst über ihre vermeinten Verbrechen verhört wurde. In Folge dieses Verhörs ward sie förmlich arretirt und in die Force geführt. Hier sollte sie nebst den andern Schlachtopfern hingerichtet werden, als der Herzog von Panthievre, der von der Gefahr, in welcher seine Schwiegertochter schwebte, gehört hatte, den berüchtigten Manüel mit 40,000 Thalern bestach, der für diese Summe das Leben der Prinzessin zu retten versprach. Orleans, der von dem geheimen Einverständnisse des Herzogs mit Manüel gehört hatte, setzte alle Maschinen in Bewegung, um die Prinzessin dem Beile der Henker zu überliefern. Manüel gab mit sichtbarem Widerstreben nach, weil er selbst fürchten mußte, verrathen zu werden. Die Prinzessin ward nun am 3. Sept. vor die Commission geführt, welche sich unten in dem Gefängnisse versammelt hatte. Sie ward gewaltsam beim Arme durch den kleinen Hof, in welchem jedoch noch keine Spur von Hinrichtung zu sehen war, in den großen Hof geschleppt. Als sie hier den Boden mit Blut bedeckt sah, sank sie ohnmächtig in die Kniee, und zwei ihrer Henker unterstützten sie. Man führte sie an den Ort, wo die Blutmenschen mit aufgestreiften blutigen Armen und mit Waffen in der Hand, eben Volksgericht hielten. Nach einigen unbedeutenden Fragen, die sie beantworten mußte, befahl man ihr, Freiheit, Gleichheit, und Haß dem Könige, der Königin und dem Königthum zu schwören. Sie willigte ein, Freiheit und Gleichheit, verweigerte aber den Haß gegen die königliche Familie zu schwören. Augenblicklich that der Richter den Ausspruch: „Madame kann abtreten!“ Diese Redensart hieß in den damaligen Blutgerichten so viel, als: „sie soll hingerichtet werden.“ Im Abgehen giebt ihr der Richter gleichwohl, vielleicht um sie zu retten, den Rath, „es lebe die Nation!“ zu rufen. Aber bei dem ersten Schritte aus der Gefängnißthür erblickt sie die Zuckungen einiger Sterbenden, die man eben ermordet hat, und tritt in ihr Blut. Unwillkührlich ruft sie aus: Ah! quelle horreur! (Ach, welch ein Grauel!) Dieß war das Signal, durch welches der Pöbel gegen sie aufgebracht wurde. „Ich bin verloren!“ Dieß waren ihre letzten Worte. Die Hen-

ker schleppen sie fort: einer verwundet sie über den Augen; sie blutet. Nun erhält sie einen Schlag mit einem Knotenstock über den Kopf; zwanzig Ungeheuer werfen sich über sie und enden mit Pikenstichen ihr Leben. Man schleppt den Leichnam auf einen Haufen anderer Getödteter in die St. Antoine Straße. Hier werden ihr die Kleider abgestreift, die Brüste abgeschnitten, das Herz aus dem Leibe gerissen; der vom Rumpfe getrennte Kopf wird nebst dem Herzen zu einem Weinhändler getragen, in den Laden gesetzt, und jener gezwungen, den Mördern Wein zu geben und selbst mit ihnen zu trinken. Darauf wird das Haupt auf eine Pike gepflanzt und durch die Straßen getragen, und der zerstümmelte Leichnam an einem Seile nachgeschleppt. Es wurden von den Freunden des Panthievreschen Hauses allerlei Versuche gemacht, die Ueberreste der Prinzessin zu retten, aber vergebens. Endlich bemächtigte sich ein Fleischer des Herzens, zerhackte es und bot es feil. Da sich keine Käufer dazu fanden, warf er die Stücke den Hunden vor. Endlich warf man Haupt und Körper auf einen Haufen Ermordeter, der im Gerichtshofe des Chatelet lag und nachher auf Karren nach dem Steinbruche von Mont-Rouge abgeführt ward. Da liegt nun die Asche einer Prinzessin, welche zu den Schönsten, Liebenswürdigsten und Edelsten ihres Geschlechts gehörte.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18ten Jahrhunderts. Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menschen, welche sich aus niederm Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeschwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater Lucas ein Schneider war. Bis ins 12te Jahr wurde er auf Kosten des Magistrats unterrichtet; da ihm aber zu seinem weitern Studiren die nöthige Unterstützung fehlte, so bestimmte ihn sein Vater zum Schneiderhandwerke. Um jedoch dabei seine Wißbegierde zu befriedigen, studirte er des Nachts, wobei er seine jungen Geschwister mit dem Fuße wiegen mußte. Um sich das dazu nöthige Licht erkaufen zu können, verfertigte er auch kleine Handzeichnungen und verkaufte sie. Mathematische Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Sein Eifer für die Wissenschaften bewog bald biedere Menschen, ihn darin zu unterstützen und unentgeltlich unterrichten zu lassen. Kenntniß der Mathematik, der Philosophie und morgenländischen Sprachen und eine zierliche Handschrift erwarb er sich nun in seiner Vaterstadt. Die letztere verschafte ihm eine Copistenstelle und im 15ten Jahr ward er Buchhalter im Eisenwerk des Herrn de la Lampe. Hier lernte er Französisch. 17 Jahre alt kam er als Secretär zu Iselin in Basel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechanischen Geschäfte dieses Amtes befriedigten seinen denkenden Geist zu wenig. Daher empfahl ihn Iselin dem Präsidenten von Salis als Hofmeister, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterstützt, sich in allen Wissenschaften vervollkommnete. Hier zeigte sich besonders sein mathematisches Genie, welches nun seine gelehrten Schriften und Erfindungen entwickelte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich 1759 nach Augsburg, wo er sein Werk über die Photometrie (Messung der Stärke des Lichts und der Farben) drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Bayern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er sich nicht in Mün-

chen aufhalten wollte. Er begab sich nach Erlangen. In dieser Zeit gab er seine cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe seines Geistes beurkunden. 1763 machte er eine Reise nach Veltelin und Cläven und wurde Mitglied einer Gesellschaft zur Berichtigung der Grenzen zwischen Mailand und der Republik. Im December desselben Jahres ging er nach Leipzig, und, nachdem er hier sein neues Organon herausgegeben hatte, im Februar 1764 nach Berlin. Hier lernte ihn Friedrich II. kennen, welcher ihn mit einem ansehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften machte. Lambert starb auch daselbst den 25. Sept. 1777, und der König ließ sich bei seinem Tode gar deutlich merken, wie sehr er den Verlust eines Mannes bedaure, welcher von früh 5 Uhr bis um Mitternacht unermüdet gewesen sey. Lambert war ein Mann von aufrichtigem, redlichem Herzen, frei von allem ungeraden Wesen, so wie von allen falschen Wegen fern, in einem hohen Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend, und von einer unstörbaren Ruhe des Gemüths und des Gewissens. Es ist fürwahr ein eben so schöner als seltener Genuß, mit diesen Eigenschaften das ausgezeichnetste Genie seiner Zeit verbunden zu sehen. Denn, hatte er auch in einigen Wissenschaften nur mittelmäßige Kenntnisse, so war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphysik damals der größte Analytiker, und unterstützte seine Talente mit einem bewundernswürdigen Fleiße. M. L.

Lamoignon = Malesherbes (Chrétien = Guillaume) ward am 16. Dec. 1721 zu Paris geboren, wo sein Vater, Guillaume de Lamoignon, Kanzler von Frankreich war. Nach vollendeten Studien, die von einer sehr sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause unterstützt waren, widmete er sich der practischen Rechtswissenschaft, ward darauf Substitut des General = Procurators, dann Parlementsrath und endlich im Jahr 1750 erster Präsident bei der ersten Steuerkammer (à la cour des aides). In den fünf und zwanzig Jahren, während welcher er diese letzte Stelle bekleidete, widersetzte er sich mit Muth sowohl dem Uebermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours (Reden) und Remontrances (Erinnerungen), welche er während dieses langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, sind, als Meisterstücke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In diesen Werken verbreitete er sich auch über den Mißbrauch der sogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog sich Lamoignon auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen wurde. Nachdem er im J. 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofes, von neuem für einige Zeit an die Spitze der Obersteuer = Kammer getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben seyn wollte, im J. 1775 zum Minister des Innern erwählt. Nachdem er diese Stelle zum Wohl seines Vaterlandes etwa ein Jahr bekleidet hatte, nahm er bei der Entlassung Türgots aus dem Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen, und begab sich wiederum auf seine Landgüter, wo er jedoch bald den Entschluß faßte, auf Reisen zu gehen, und diesen Entschluß auch sogleich in Ausübung brachte. Nachdem er auf diese Weise unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Hollands durchreist war, und allenthalben über Künste und Industrie die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution, welche er mit Selbstgefallen betrachtete, nach

Frankreich zurück. Bald aber änderte er seine Meinung, als er die Art und Weise sah, wie diese Revolution von den damaligen Machthabern Frankreichs gehandhabt wurde. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Lamoignon von selbst, der Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auch zur Zufriedenheit aller Parteien entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte: er ward, nebst seiner Tochter und Enkelin, ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 24. April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit und Kato's Standhaftigkeit verließen ihn auch im Tode nicht. Lamoignon ward im J. 1750 zum Mitglied der Akademie, und 1759 der schönen Künste und Inschriften (des belles lettres et inscriptions) ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut organisirten Staate gestatten dürfen: die größten Anhänger der Preßfreiheit, Rousseau und Voltaire, geben ihm dieß ehrenvolle Zeugniß. Die meisten seiner schriftstellerischen Werke sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Außer diesen hat man noch von ihm: Deux mémoires sur l'état civil des protestans, 1735 und 1787; und Pensées et Maximes, Paris, l'an 10, in 12. Uebrigens zeichnete sich das ganze Leben Lamoignon's durch reine Menschenliebe und ungemeines Wohlthun vor allen andern aus.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigte Theilnehmerin an der weltkundigen Halsbandgeschichte, gab sich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher sie durch einen Bastard von Heinrich II. abstammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo sie durch jenen Proceß die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, hatte sie, trotz ihrer vorgegebenen Abkunft, in Elend und Verachtung gelebt, ob sie gleich in alle Künste der Sittenlosigkeit und der Intrigue eingeweiht, kein Mittel unversucht gelassen, sich Ansehn und Reichthum zu verschaffen. Von dieser Seite einem großen Theile des Adels zu Versailles und Paris bekannt, setzte sie alle, die von ihren Glücksumständen unterrichtet waren, in Erstaunen, als sie plötzlich im J. 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuren Reichthum schließen ließ. Kaum hatte man jedoch Zeit gehabt, diese auffallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuschreiben, als ein leises Gemurmel von einer Intrigue ruchbar wurde, die ganz Europa mit Erstaunen erfüllte. Da über diese Begebenheit noch immer der Schleier des Geheimnisses verbreitet ist, der auch, da alle Theilnehmer an derselben todt sind, wohl niemals gelüftet werden dürfte; so wollen wir uns begnügen, den Hergang der Sache, so wie er durch die öffentlichen Verhandlungen zur Kunde des Publicums gekommen ist, aufzuzählen, ohne selbst über die eine noch über die andere Partei irgend ein eigenes Urtheil zu fällen. Der Fürst Ludwig von Rohan, Cardinal, Bischoff von Straßburg, Groß-Almosenier und eine der vornehmsten Personen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofs verfallen, ohne innere Großherzigkeit zu besitzen, diese Ungnade ertragen zu können. Die Gräfin de la Mothe, von dem Bestreben des Cardinals, um jeden Preis wieder in Gunst zu kommen, unterrichtet, hatte dem Cardinal vorgespiegelt, sie wisse, daß die Königin, bei der sie bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewissen kostbaren Halsschmuck, der ihr zu Kauf angeboten, zu besitzen wünsche, ohne, daß sie jedoch für den Augenblick im Stande sey, die Kaufsum-

me aus ihren eignen Mitteln zu bestreiten; und darauf dem Cardinal zu verstehen gegeben, es biete sich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in seinem Namen kaufen und der Königin abschlägliche Zahlung gestatten würde, die beste Gelegenheit dar, die Gunst derselben wieder zu erlangen. Der Cardinal war in diese Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälschlich unterschriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung bemerkte, zu dessen Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal desto vollkommener zu täuschen, eine ihrer Creaturen die Königin vorstellen, sie im August 1784 dem Cardinal im Garten von Versailles erscheinen, und eine Rose zu dessen Füßen werfen lassen. Der Termin, an welchem der Cardinal das Halsband zu bezahlen versprochen, war erschienen, und er, der einer so großen Summe nicht Meister gewesen, hatte den Juwelierern offenbart, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, immer noch keine Bezahlung hatten erhalten können, waren sie unmittelbar an den König gegangen und hatten somit Veranlassung zur Entdeckung des gespielten Betrugs gegeben. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller seiner Würden entsetzt, und die Gräfin de Lamothe, die überwiesen worden, das Halsband unterge-schlagen und verkauft zu haben, zu Brandmark, Staubbesen und ewigem Gefängnisse verurtheilt. Aus diesem entkam sie nach einigen Jahren, worauf sie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daselbst das Halsband verkauft hatte, eine Schandschrift gegen den Hof von Versailles, besonders gegen die Königin, erscheinen ließ. Dieß die actenmäßige Geschichte des berüchtigten Halsbandes, deren Ruchbarwerdung als die wichtigste Ursache zur Herabwürdigung der königlichen Familie und aller daraus erfolgten Ereignisse betrachtet worden ist. Man hielt dafür, der König habe die ganze Begebenheit unterdrücken und den dabei interessirten Personen auf die eine oder die andere Weise ein ewiges Stillschweigen auferlegen müssen. Pq.

Lampen sind wahrscheinlich von den Aegyptiern erfunden worden; schon an dem Feste, welches von uralten Zeiten her zu Sais in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Moses Zeiten waren sie schon bekannt. Die Aegyptier waren auch die ersten, welche brennende Lampen als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele in die Gräber zu den Leichnamen setzten. Dieß soll der Ursprung der sogenannten ewigen Lampen seyn, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Callimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings soll der Prinz von San Severo, welcher 1771 gestorben ist, die Kunst, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, sondern vielmehr Jahrtausende, ohne zu verlöschen, brennen sollten, ist billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptiern kamen die Lampen zu den Griechen, welche sie der Minerva, als der Göttin der Wissenschaften, widmeten, weil sich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten sie Lichter. Die Studirlampen sind bekannt. Die vortheilhafteste Lampe erfand Argand zu Genf und machte sie 1783 bekannt (s. Argandische Lampe). Die Entdeckung, daß sich die brennbare Luft durch den electrischen Funken entzünden lasse, leitete Fürstenberger in Basel auf die Erfindung einer

lectrischen Lampe, durch welche man leicht und sicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Diese Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhauß und Pikel bedeutend verbessert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Professor Stegmann in Cassel erfanden um 1780 electrische Lampen.

Landau, eine wichtige Festung und ehemalige Reichsstadt in einer schönen Aue am Flusse Queich, in der baierschen Rheinprovinz; hat eine den Lutheranern und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, einen Canal, vermittelst dessen alle Bedürfniße der Stadt zu Wasser herbeigeschaft werden können. Im J. 1800 hatte die Stadt, mit Ausschluß des Militärs, 5123 Einwohner. Im spanischen Successionskriege ward sie 1702 durch die kaiserliche und Reichsarmee den Franzosen, und von diesen wiederum 1703 den Deutschen, jedoch 1704 abermals von den Kaiserlichen und Alliirten den Franzosen abgenommen, worauf sie wiederum eine Reichsstadt wurde. Nachdem im J. 1713 die Franzosen sie abermals erobert hatten, ward sie ihnen 1714 im badenschen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlassen. Der Pariser Friede von 1814 bestätigte sie nicht nur in ihrem Besitze, sondern that auch noch eine kleine Strecke Landes hinzu, um Landau mit dem Elsaß zusammenzuhängen. In der Pariser Convention vom 20. Nov. 1815 aber ward bestimmt, daß mit dem linken Ufer der Lauter auch dieser Platz wieder an Deutschland fallen soll. Bei der unter den verbündeten Souverainen verabredeten Vertheilung der eroberten Länder kam der südliche Theil des linken Rheinufers in den Besitz von Oesterreich, welche Macht denselben durch den Münchner Vertrag vom 14ten Apr. 1816 an Baiern abtrat, mit der Bestimmung, daß Landau eine Bundesfestung, in Gemäßheit der Stipulation vom 3. Nov. 1815 bleiben sollte.

Landbau, auch Ackerbau, Feldbau und Feldwirthschaft genannt, beschäftigt sich mit der vortheilhaften Erbauung und Gewinnung der sogenannten Feldfrüchte auf den eigentlich sogenannten Aeckern oder Feldern im Großen. Zu den Feldfrüchten, die man auch Feldpflanzen nennt, gehören ausschließlich alle Getreidearten, alle Handels- oder Manufacturpflanzen, welche theils als Materialien zu und in Manufacturen gebraucht werden, theils auch sogleich als Waaren in den Handel kommen, und einige Arten von Kohl, Knollen- und Wurzelgewächsen, z. B. Kartoffeln, Kohlrüben, Runkelrüben, Möhren 2c. Der Landbau ist so alt, als das Menschengeschlecht, ob wir schon einen bestimmten Erfinder nicht angeben können. X.

Landbaukunst oder landwirthschaftliche Baukunst ist diejenige Wissenschaft, welche zunächst von der vortheilhaftesten und bequemsten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude handelt, welche der Landwirth sowohl im Kleinen als im Großen zu den verschiedenen Zweigen der Bewirthschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat. Diese Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirthschaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen folgende dazu: Wohnungen für Menschen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen 2c., Brauhäuser, Branntweinbrennereihäuser, Backhäuser und Backöfen, Waschhäuser, Schlachthäuser, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuser, Essigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude; nebst noch mehrern andern nützlichen Bequemlichkeitsanstalten, z. B. Miststätten, Viehschwemmen, Brunnen 2c. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die landwirthschaftlichen Gebäude überhaupt genommen, entweder zu einem

Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei oder zu der Hoferbthe eines ansehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß zu einem mehr nöthig sind als zu dem andern, und daß sie bei dem einem größer als bei dem andern seyn müssen. Alle Haushaltungsgebäude aber müssen Festigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenschaften besitzen, welchen noch, soweit es den Kostenaufwand nicht zu stark vermehrt, Schönheit, Ebenmaaß, gute und geschmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müssen sie beständig der Größe des Landguts angemessen seyn, damit es auch bei der ergiebigsten Erndte nicht an Raum fehle. X.

Landeshoheit. Das Wort Landeshoheit, in den neuesten Zeiten allgemein mit Souveränität gleichbedeutend, wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. In der vormaligen deutschen Reichsverfassung war Landes- oder Territorialhoheit, der Reichshoheit oder Reichssouveränität entgegengesetzt und es ward darunter der Inbegriff sämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle innerhalb der Gränzen eines besondern Territoriums befindliche Personen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsstaatsgewalt, geübt wurden, verstanden. Es konnte also hier von einer Souveränität, wenn man auch nur darunter vollkommene Unabhängigkeit in allem, was die innere Organisation und Verwaltung betrifft, verstehen will, keine Rede seyn. Dagegen ward durch die Aufhebung des deutschen Reichs und seiner Verfassung, der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränität, in dem eben angegebenen Sinne gleichbedeutend. Ueberhaupt aber wird das Wort Landeshoheit gleichbedeutend mit Souveränität gebraucht und bezeichnet daher entweder im Allgemeinen die höchste Staatsgewalt, oder im Besondern die oben angeführte innere sowohl als auch die äußere Souveränität, die vollkommene rechtliche Unabhängigkeit im Verhältnisse zu andern Staaten. Auch selbst nach der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung erhielten die dem Rheinbunde beigetretenen Staaten nur die erstere, wenigstens sollten sie dieselbe erhalten, denn factisch ward sie nicht selten verletzt; die letztere aber, oder die äußere Souveränität, besaßen sie nicht einmal rechtlich, viel weniger factisch. — Die Landeshoheit kann Einem, sie kann aber auch Mehrern zustehen; eine getheilte Landeshoheit aber giebt es streng genommen nicht; sie ist ihrem Wesen nach nur eine. An den Mißbrauch, der während der Dauer der französischen Präpotenz mit dem Worte Souveränität getrieben wurde, brauchen wir kaum zu erinnern. Während man aller Orten die Hoheitsrechte verbündeter und nicht verbündeter Fürsten aufs schamloseste bei jeder Gelegenheit verletzte, sprach man nichts destoweniger fortdauernd von ihrer Souveränität, die am Ende sich nur darauf beschränkte, daß man im Innern der verbündeten Staaten alle Hindernisse aus dem Wege räumte, die vielleicht den Fürsten noch einen Vorwand hätten gewähren können, sich nicht in allen Stücken unbedingt in den despotischen Willen des Universalmonarchen zu fügen. Cz.

Landfriede. Uralt ist bei den Deutschen die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun, und sie schreibt sich wahrscheinlich aus Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt, der sie diese Abthuung übertragen können, nicht bestand. Aber auch als die Kriege unter ihnen selbst und mit den Römern, endlich die Züge der Völkerwanderung die deutschen Völker in eine Art von Staatsverbindungen nöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie wurden, wollten sie von jener trotzigen Sitte nicht lassen

nd achteten das Anflehen richterlicher Hülfe für den Mann entwürdi-
iend. Die fränkischen Könige, wohl einsehend, daß diese Gewohnheit
icht auszurotten sey, suchten sie lieber zu mildern und verpönten we-
igstens die Gewaltthätigkeit gegen den, der sich (ebenfalls nach alter
eutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld,
Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derselben Sitte schreiben sich die
Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geschahen, um nach
em Ausgang, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle
u entscheiden. Auch diese mußten die Könige beibehalten, als dem
Geiste deutscher Nation zu wesentlich. (S. davon den Art. Ordali-
n.) — Die Priesterschaft, ebenfalls an der gänzlichen Abschaffung der
Privatfehden, wie sehr sie ihr heidnischer Greuel dünkten, verzweifelnd,
uchte sie durch die wohlthätige Macht des Christenthums wenigstens zu
mildern. Sie stellte es als sündhaft dar, an den Tagen der Woche,
ie der Tod und die Auferstehung des Erlösers heiligt, unchristliche
Gewalt zu üben. Zuerst, so viel wir wissen, in Südfrankreich und Bur-
und, nach dem Jahre 1030, gelang es durch Vorgebung einer göttlichen
Inspiration, die einem Bischoff geschehen, dieser heiligen Schau allgemei-
en Eingang zu verschaffen, und über ganz Europa verbreitete sich bald diese
Beschränkung der Fehden, um so willkommener, als sie einen gütlichen Ver-
leich zwischen Gewissen und Leidenschaft darbot und die Zügellosigkeit des
inen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen schien. Wer
om Donnerstag Abend bis zum Montag früh Gewaltthätigkeiten übte,
el als ein Gottloser in Bann. Diese wöchentliche Waffenruhe nannte
an den Gottesfrieden (Treuga Dei, Trêve de Dieu) auch hin
nd wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienstag, Mittwoch und
Donnerstag blieben zur Ausübung des, den germanischen Völkern so
erthen, Rechts der Privatkriege frei. Erst durch Lehre und Gewohn-
eit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfriede auf den Con-
ilien zu Narbonne (1054) Troyes (1093) Clermont (1095) Rouen
1096) Nordhausen (1105) Rheims (1136) St. Johann v. Lateran
1139 u. 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen
estätigt und eingeschärft. Später ward er hin und wieder auch auf
en Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um sie immer mehr zu
eschneiden, zu gewissen heiligen Zeiten von mehrern Wochen ganz ver-
oten oder vielmehr verdammt, z. B. vom ersten Adventssonntag bis
um Feste der Erscheinung Christi, vom Aschermittwoch bis zum Mon-
ag nach Trinitatis, überdieß an den Quatembern, Marien- und Apo-
steltagen 2c. Es wurden auch gewisse Oerter, als Kirchen, Klöster,
Spitäler, Gottesäcker 2c. und gewisse Menschen, als: die Geistlichen,
ie Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrlose, besonders aber,
uf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kir-
chengesetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu un-
ernehmen wagte, wenigstens zum großen Theil der geistlichen Macht,
weil sie klüglich nicht mehr versuchte, als zu erhalten möglich war,
und die störrigen Zeitgenossen bei ihrer einzigen weichen Seite, der Re-
igiosität, angriff; wiewol man sich nicht vorstellen darf, daß jene ge-
eiligten Schranken nie von der Leidenschaftlichkeit überschritten worden.
Vielmehr klagen über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien,
iele klösterliche Chronisten. Aber sie blieben doch immer nur allgemein
erabscheute Ausnahmen. Mehr als sie trieb wol die Unzulänglichkeit
es Gottesfriedens an sich die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Ge-
etze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem
ogenannten Faustrecht, in das sie ausartete, Schranken zu setzen.

Denn die Gewalt, einmal im Fall der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit seiner Faust vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs; denn keine Straße war sicher vor den anwohnenden und herumschweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Gesetze gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. Des Letzten Energie wußte seinen Gesetzen einen für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfassung, ihrer Folge, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen wieder unsicherer als je. Die hohenstaufischen Kaiser, zu Unterdrückung der Selbsthülfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, und es gelang ihnen durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187 den, den man aus gerechter Ursache befehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon zu benachrichtigen. Dieß nannte man absagen, widersagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Absagen geschah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Ursachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind seyn, und, so ihr drob Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euern verwahrt haben." — Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang, der es ritterlich und edel schien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgesagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dieß war Alles, was damals die deutschen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; selbst was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während der König Krieg hatte, alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügellosen Deutschen nicht durchgesetzt werden, höchstens vermochte man die Fehder von kaiserlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden) so wie von fremden Häusern (Hausfrieden). — Eine mittelbare drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürsten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberischen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese an sich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reisenden stand, sich geleiten zu lassen, eine schwere Last wurde. Ja selbst ohne sich die Mühe des Geleites zu geben, heischten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reisenden, eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die sie ihnen bloß darum drohten, weil sie an diesem Orte in ihrer Macht stand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Gesetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigstens nicht allgemeinen Befolgung des ersten — verbot er zugleich aufs strengste jene Erpressungen. Aehnliche Verbote zur nothwendigen Einschärfung dieser zu leicht vergessenen Verfügungen, erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs

:rhinderte diese Kaiser, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den ürmischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Ver:ssenheit. Da mußten die Unterthanen selbst darauf bedacht seyn, diem Uebel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraume zuerst urch den Handel zu blühendem Wohlstand und achtunggebietender Nacht sich erhoben, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten elegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte, nd viele benachbarte, mit den 3 Erzbischöffen und einigen Fürsten in en **rheinischen Bund** zusammen. Sie vereinigten sich, zu Worms, llen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpresingen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstreben, en Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten, und es gelang)nen, die benachbarten Herren und Edeln zur Abschaffung ihrer unbeugten Rheinzölle, ja sogar viele zum Beitritt zu diesem Friedensbunde i zwingen. König Wilhelm bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Ver:n, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erst Hülfe bei ihm nd seinen Richtern zu suchen und nur wenn diese verweigert würde, der unwirksam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes }ewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortreflich und bei jener ;chwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit eeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis ahin unerhörten Frieden bewirkte, aber die Uneinigkeit aller Reichsände im Zwischenreich schwächte auch seine Wirksamkeit, und die :ehden der Factionen gaben der Habsucht und Erbitterung der Einzelen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge nd Markgrafen die Landeshoheit auszuüben schon damals anfingen, nd mit Nachdruck herrschten, gelang es ihnen auch so ziemlich, die läuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Bayern, Meißen, :hüringen, Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachsen und m Rhein, wo mit der kaiserlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, ieg die Unordnung und Unsicherheit aufs Aeusserste, so daß viele hunerte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des leichs Wiederhersteller, suchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. um **ewigen** Aufgeben des Rechts der Waffen die Deutschen zu brinen, daran war nicht zu denken; es gelang aber Rudolfen, auf dem leichstage zu Würzburg, 1287, einen **Landfrieden auf drei ahre** von den Ständen genehmigen und im Reiche verkünden zu lasn. Diesen verlängerte er 1291 zu Speier auf sechs Jahre, aber mit inem Tode war er vergessen. Sein Nachfolger Adolf befestigte ihn 293 zu Kölln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürn:rg ein ausführliches und strenges Gesetz gegen die Friedbrecher, welies unter dem Namen der **erneuerten Satzung König Alrechts** bekannt ist. Ludwig der Bayer beschwor bei seiner Thronbe:igung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 uf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederılungen dieser Gesetze beweisen nur ihre schlechte Befolgung, wiewol an von Carl IV. rühmt, daß es ihm so ziemlich gelungen sey, seinem 1 J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Georsam zu verschaffen. — Diese Gesetze machten also neue Verbindunn zu Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, wie sie auch nun häu} bald mit kaiserlicher Bestätigung, bald ohne sie geschlossen wurden, ineswegs überflüßig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo lles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bündnisse nannte an, nach ihrem Zweck und Gast, selbst **Landfrieden**. Die Bun-

desglieder verhießen einander dessen Aufrechterhaltung, Beistand gegen jeden Gewaltthäter, und gestanden sich, um sich in jedem Falle Zufluchtsörter zu sichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch die Waffen zu schlichten war, so mußten sie ihn in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedensziele r) ausfechten. Albrecht I. bestätigte 1307 zu Speier einen solchen Landfrieden der schwäbischen Grafen und Städte, auf zwei Jahr, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden sollte. Die rheinischen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichste handhabte; denn welchen Ritter und Edeln ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, der ward in der nächsten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieser Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte, auch Fürsten, in einzelnen Gegenden, dergleichen Bündnisse von weniger Theilhabern. So bestanden im Elsaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Bayern, Franken, Schwaben, der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westphalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall setzten diese Verabredungen die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Dieser kleinern Verbindungen Mitglieder hielten noch fester zusammen als die der größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). — Das Hauptübel, die hauptsächliche Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliches Ausmachen ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (Austräge) entscheiden zu lassen. Dieß geschah namentlich in einem neuen Bunde, den die schwäbischen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Bayers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Carls IV. Landfriede von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahr. — Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja sie arteten selbst, besonders gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, auf das Verderblichste aus. Zu Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenossen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecherischen Zügen beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten, die ein so sehr verschiednes Interesse hatten, bestanden, lösten sich bald in zwei Parteien auf, die sich nun um desto erbitterter bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürsten, wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern u. a. m., die hier zu erzählen nicht der Ort ist. So wenig läßt sich ein Staat durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, das Verderbniß selbst zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo die kraftlose Regierung die vollziehende Gewalt in die

Hände des Volks legen muß, da ist der Staat in seinen ersten Grundlagen ermorscht, und jene traurige Auskunft muß seine Auflösung beschleunigen. — Gegen Gerhard, Bischoff von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäbischen Städte 1376 den sogenannten großen Bund, und führten offnen und heftigen Krieg gegen sie. Carl IV. setzte kurz vor seinem Tode (1378) zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien den Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein, Landvogt in Schwaben, und den Ulrich Besserer, des Raths zu Ulm, zu Schiedsrichtern, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht sowol zu Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trutz gegen ihre Feinde; doch verhießen sie sich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürsten und Herren, eifersüchtig und argwöhnisch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, besonders da auch landsäßige Städte, oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, schlossen ihrerseits ebenfalls Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame, unter dem Namen Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch wohl mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des schwäbischen Bundes auf ein und drei Viertel Jahr; aber diese unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. — König Wenzel, der die Fürsten fürchtete, soll es selbst gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen sie bildeten. Es schlossen, gegen die Friedenstörenden Edeln und zu Erhaltung ihrer Freiheit und Rechte, sieben der vornehmsten Städte am Rhein im J. 1381 einen solchen Bund, der sich bald mit dem schwäbischen vereinigte, so daß die städtische Conföderation in Jahresfrist auf ein und vierzig Städte anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihr fast alle Städte in Bayern, Franken, Schwaben und am Rhein bei. Der Bund war eigentlich stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; es wurden anfangs gewisse Fürsten namentlich ausgenommen, aber bald diese Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten sich, auf kaiserl. Befehl, im J. 1384, viele Fürsten auf vier Jahr mit diesem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, fast alle, so daß durch die Allgemeinheit des Bündnisses der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel wohl eigentlich alles für die öffentliche Sicherheit, was er, nach der zügellosen Ungebundenheit damaliger Zeit, thun konnte. Bei allem dem sahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürsten, erneuerten jene oft und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieser, so daß der Saame der Zwietracht unerstickt blieb. Ueberdieß erlaubten sich nicht nur die Fürsten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die schlecht stimmten mit den friedlichen Absichten, welche die Städte vorgaben, wohinter sie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habsucht, als den Fürsten zur Last fiel, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten besonders seinen Schutz gegen Jedermann, der sie kränken würde, versprach. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold

von Oesterreich leistete. So brachen im J. 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus. Der Krieg ward mit abwechselndem Glück geführt. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an, und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Unbeständige selbst seine Völker zum Fürstenheere stoßen. Die Städte wurden durch Uebermacht und die Unerschwinglichkeit der Kriegskosten gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahr errichtet, wodurch alle städtische, und, sofern die Städte nicht ferner widerspenstig seyn würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben, todt und ab erklärt wurden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte sich nicht gleich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg, in demselben Jahr, seine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Bayern, Franken und Elsaß, oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. So half man sich wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung, zu deren Einführung es hier an Lust, dort an Kraft fehlte, ersetzen zu können. Nach Ablauf des Egerschen Friedens, nach Erholung der erschöpften Kräfte kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht wieder in so lichte Flammen ausschlug. Oft versuchten die Städte im 15. Jahrhundert, sich von neuem zu verbünden, aber die Fürsten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürsten Bündnisse zu Erhaltung des Landfriedens geschlossen, wie auch von den Fürsten allein. Im Anfange dieses Jahrhunderts verbanden sich die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgen Schild genannt, und da K. Siegmund im J. 1422 Bündnisse für den Landfrieden zu schließen vergünstigte und aufmunterte, gewann dieser Bund mehr Ausdehnung und Festigkeit, so daß er in der ältesten, 1431 zum Hussitenkriege gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinheit (gleichsam als Surrogat des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ist. 1431 ward er, weil zu zahlreich, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberschwaben, Niederschwaben und im Hegau. Andrerseits verbot Kaiser Siegmund alle Bündnisse, „ohne des Reichs Wissen, Gunst, Urlaub und Willen." Ueberhaupt aber waren die Stände in diesem Jahrhundert doch geneigter zum Frieden, und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit, durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten, und dann von den Türken, erschien. Es errichtete Kaiser Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkriegs. 1433 ward zu Basel von neuem über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erste, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen. Er führte in selbigem (1438) zuerst gesetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein und theilte das Reich in 4 Kreise, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorsetzte. Aber dieser ewige Landfriede ward bald übertreten und vergessen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur zum Türkenkriege Lust zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahr, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahr geschah, wel-

her letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zu Verbesserung der Verfassung, nicht durchdringen. Vielmehr vermochte er jene Landfrieden selbst nur in Form von freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte, mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward echt- und rechtlos erklärt. Bei jedem solchem auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowohl zu Entscheidung von Streitigkeiten, als zu Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Beisitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindungen einzelner Stände des Landfriedens wegen, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mundmann, (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen, außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte Landfriede auf Zeit errichtet, nämlich auf zehn Jahre, eine bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewiesen, dagegen alle Befehdungen scharf verboten. Um diesem Frieden besonders in Schwaben, das, ohne Herzog, und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der meisten Fehden Schauplatz war, Sicherung zu verschaffen (aber auch zugleich, um gegen die Herzöge von Bayern und gegen die Schweizer sich nachdrückliche Hülfe zu schaffen), veranlaßte nun Friedrich selbst, auf Anrathen Bertholds, Kurfürsten von Mainz, die, hundert Jahr lang verhinderte Wiederherstellung des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die schwäbischen Städte mit der Gesellschaft von St. Georgen Schild auf acht Jahr in eine Verbindniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhundert überhaupt die Gesellschaft von St. Georgen Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, worin der schwäbische Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz, des Bischoffs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach), und Baden, so wie der Löwengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundsatz darin war die Festsetzung von Austrägen. Die St. Georgenschilds-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgesetzt war, am Kocher, am Nekar, an der Donau, im Hegau und am Bodensee; der

ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei **gemeine Hauptleute**, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Diese waren die Austrägalobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erst nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einsehen, so wie die in diesem Jahrhundert immer mehr gediehene Civilisation sie die Aufopferung des barbarischen Rechts der Selbsthülfe gering achten und fest verbürgte bürgerliche Ordnung vermissen gelehrt, so daß diese nun fast allgemeiner Wunsch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger faustsiolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich **Maximilian I.** auf dem **Reichstage zu Worms** im J. 1495 das Gesetz zu Stande zu bringen, das schlechthin der **Reichslandfriede** genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als seiner Energie zuzuschreiben ist; denn sonst wäre es wohl manchem Vorgänger eher als ihm gelungen. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und in Italien am Herzen lag, sie zu Stande zu bringen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen dem stets bedürftigen Kaiser verweigerten. Es wurde also aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zu Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der solche sehr geschwind vollendete, so daß, nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedener königlicher und ständischer Erinnerungen, das Gesetz am 25ten Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7. August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung.“ Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfriedens Behauptung, so wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen, in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüßig zu machen, ward ein stehendes Gericht, aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet, das **Reichskammergericht** zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz die **Reichskammergerichtsordnung**, Verfassung und Verfahren desselben fest bestimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieses, hat das ebenfalls damals errichtete **Reichsregiment** gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut wurde; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung, zerschlug es sich nach wenig Jahrzehenden. — Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres theuern Faust- und Kolbenrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Gesetze Fried-

ichs III. mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbi-
chen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 3 Jahr verlängert, dann 1500
uf 12 Jahr, 1511 auf 10 Jahr, endlich 1522 auf 11 Jahr. Im
Jahr 1523 zerstörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Ver-
acht des Friedbruchs, (da man die Thäter gewisser verübter Gewalt-
reiche nicht kannte) eidlich ablehnen nicht konnten oder nicht wollten.
ms Jahr 1530 löste der Bund sich auf, trotz der Bemühungen des
Kaisers, ihn zu erneuern, da inzwischen der schmalkaldische Bund ent-
anden war, und die protestantischen Fürsten, jenen als eine Stütze
er erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, über-
ieß aber der Geist des Instituts ausgeartet war, und der Bund den
Privatabsichten der Häupter dienen mußte, so daß die schweren Kosten,
on denen nur die Fürsten den Nutzen zogen, den Städten den Bund
erleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammer-
ericht bis auf die Auflösung des deutschen Reichs im Unglücksjahr
806 bestanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, ein, ist die Vereinigung mehrerer aus Aeckern, Wie-
n, Gärten, Weideplätzen, bisweilen ich Holzungen, Teichen rc. be-
ehenden Grundstücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und
er Viehzucht. Je mehr nun Theile zusammenkommen, desto größer
ird auch das Ganze, daher der kleinste Theil davon ein Gegenstand
er Sorgfalt des Landwirths seyn muß. In landwirthschaftlicher Rück-
cht sind die Landgüter sehr ungleich und verschieden. Man theilt sie
aher in vollständige und unvollständige, je nachdem alle landwirth-
haftlichen Erfordernisse dabei anzutreffen sind, oder mehrere derselben
mangeln. Eben so ungleich sind dieselben in rechtlicher Hinsicht. In
Beziehung auf das Eigenthum befinden sie sich entweder in einem un-
eschränkten oder beschränkten, in einem privativen oder Gesammtei-
enthume; sie stehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Lan-
esherrn, oder einer einzelnen Person, Familie, oder aber einer mora-
schen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeine. In Rücksicht
uf die Befreiungen und gewöhnliche Beschwerden sind sie entweder freie
der pflichtige; und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen
nd Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd rc. ver-
hen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache sehr von
nander verschiedene Gattungen von Landgütern, unter welchen sich die
llodial-, Lehn-, Stamm- und Fideicommißgüter; die Domainen-,
ammer-, Pfarr- und Kirchengüter; die Frei- und Rittergüter, die
emeindegüter, und die steuer-, zins- und dienstpflichtigen verschiedent-
h benannten Bauergüter besonders auszeichnen. Auf eigenen Landgü-
rn ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im
chtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber kön-
n nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Ge-
ze erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschafts-
achtcontract einzugehen. X.

Landcharten sind Versinnlichungen der Erdoberfläche durch die
ichnende Kunst. Sie sind entweder Planiglobien, d. i. auf eine
ene Fläche gezeichnete Erdkörper, welche man auch Weltcharten, Map-
emonde, nennt, oder sie stellen nur einen Theil der Erde dar, und
war die Universalcharten eine Halbkugel, die Particular-
arten einen Haupttheil der Erde. Die Generalcharten stellen
nze Staaten, die Specialcharten einzelne Provinzen, die topo-
raphischen Charten einzelne Bezirke derselben dar. Orographi-

sche Charten stellen blos die Gebirge und deren Züge, hydrographische die Gewässer dar. Außerdem hat man Producten-, Kunst-, zoologische, anthropologische, Kriegs-, Post- und Reise-, Seecharten u. a. Um geographische Gegenstände auf Flächen zur Anschauung aufzutragen, muß man diese Flächen nach eigenen Theorien dazu vorbereiten. Man zeichnet zu diesem Behufe darauf Netze und Roste, d. i. die einander durchkreuzenden Bestimmungslinien der Längen- und Breitengrade und der kleineren Gradtheile, wozu ein gedoppelter 12—14,000 theiliger Maasstab und logarithmische Rechnungen erfodert werden. Ist dieß geschehen, so werden die Gegenstände nach Maasgabe der gefundenen Länge und Breite in die Netze und Roste eingetragen. So sind denn alle geographischen Charten prospectivische Zeichnungen eines Theils der Erde, mit den dazu gehörigen Meridianen und Parallelkreisen. Man hat zu ihrer Entwerfung mehrere Arten von Projectionen. Bei Special- oder topographischen Charten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der also eine unmerkliche Krümmung hat, nimmt man diesen Theil als eine ebene Fläche an. Bei großen Stücken der Erde, bei denen die Krümmung merklich ist, und welche folglich nach den Gesetzen der Perspective auf einer Fläche entworfen werden müssen, können gar viele Stellungen der perspectivischen Tafel möglich seyn. Weil es aber unmöglich ist, die Stellen einer Kugelfläche alle in umgeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen; so hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Aehnlichkeit beibehält. Man stellt sich vor, das Auge befinde sich in irgend einem Puncte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perspectivische Tafel sey die Ebene eines größten Kreises, in deren Mittelpunkt die Gesichtsaxe fällt. Diese Art ist die stereographische Projection des Kugelschnittes. Hierbei lassen sich nun folgende Fälle gedenken. Die perspectivische Tafel ist nämlich entweder der Aequator, und das Auge hat im Pole seine Stelle, oder die perspectivische Tafel ist irgend ein Meridian, und das Auge befindet sich in der Peripherie des Aequators, oder endlich die perspectivische Tafel ist ein jeder anderer größter Kreis, und das Auge erhält seine Stelle in dem Pole der zu diesem Kreise gehörigen Axe. Nach diesen Fällen entstehen 1) die Polar-, 2) die äquatorische und 3) die stereographische Horizontal-Projection. Nimmt man aber das Auge von der Kugel unendlich weit an, so entsteht die orthographische Projection. Man sieht, die Kunst, genaue Landcharten zu entwerfen, erfodert mannichfaltige mathematische Kenntnisse und Fertigkeiten bei großen Summen geographischer Kunde, und wird hieraus selbst den Schluß leicht auf die Unvollkommenheit der ersten Versuche in dieser Kunst machen. Die Geschichte der Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erste geht von dem Anfange der ersten Versuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte nach Chr. zu der Geographie des Claud. Ptolomäus Charten lieferte. Hier sind unter den früheren Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmtesten. Die zweite Periode erstreckt sich von Agathodämon bis auf den Nürnberger Martin Behaim und den Veroneser Hieron. Fracastor im 16. Jahrhundert nach Chr., welche in neuerer Zeit auch die ersten Erdkugeln verfertigten. Im achten und den folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürstlichen Bibliotheken metallene Planigloben und Landcharten. Karl der Große besaß eine solche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11. Jahrhundert einen silbernen 100 Mark schweren Globus. Die

dritte Periode geht von Behaim bis auf unsere Zeit. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltcharte mit Darstellung der sogenannten neuen Welt. Gemma Frisius lieferte die erste Weltcharte mit den Entdeckungen in Ost- und West-Indien. Alle bisher gestochenen Charten machen eine Sammlung von ungefähr 23,000 Stücken, unter denen aber kaum 4,500 Originale sich befinden. Joh. Matthias Hase, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutschen zuerst an, die Landcharten nach mathematischen und geographischen Gründen zu verbessern. Welche Verdienste sich Homann erworben, hat ein eigener Artikel gezeigt. Noch immer besteht die homannische Officin, und mit ihr wetteifern das geographische Institut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. a. In Haubers Versuche einer umständlichen Historie der Landcharten (Ulm 1724), mit den Zusätzen in dessen Discours von dem gegenwärtigen Zustande der Geographie (Ulm 1727), Hübners Museum geograph., Kästners Geschichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Thl. I. Bd. I. S. 71.) wird man ausführlichere Belehrung finden. Angaben auch nur der vorzüglichen Charten für jeden Staat wird man um so weniger hier erwarten, da fast jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieses Bedürfniß befriedigt. Chartensammler, die ihr Cabinet gern ordnen, oder ein neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geogr. Instit. zu Weimar systematischem Sortiments-Catalog von Landcharten, der sich nicht blos auf eignen Verlag beschränkt. dd.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Gesetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeinerer Gültigkeit und größerer Gleichförmigkeit, als jene Particularrechte, war, so entstand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher ist auch der Ausdruck: *Landerben*, d. i. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengesetzt. Die deutschen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten sich in zwei Hauptzweige, das *fränkische* Recht im südlichen, und das *sächsische* Recht im nördlichen Deutschland. (S. auch den Art. *Reichsvicariat*). Von beiden wurden im dreizehnten Jahrhundert durch Privatleute Sammlungen veranstaltet. Die sächsischen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel: *Sächsisches Landrecht*, zwischen den Jahren 1215 und 1218, der sächsische Edelmann *Eike von Repgow* zusammen, und dieses Werk bildet den ersten Theil seines *Sachsenspiegels*, dessen zweiter Theil das sächsische Lehnrecht ist, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutschlands, Preußens, Polens rc. als Gesetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repgows verfertigte zwischen den Jahren 1268 und 1282 den *Schwabenspiegel*, dessen erster Theil das *schwäbische Landrecht* ist. Außer diesen beiden berühmtesten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürsten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zusammengetragen, namentlich schon im dreizehnten Jahrhundert das *österreichische* und älteste *friesische* oder *rustinger* Landrecht, in dem vierzehnten ein anderes *altfriesisches* Landrecht, das *emsiger* Landrecht vom Jahre 1312, die *obstalboomschen* Gesetze von 1323, das *femarische* Landrecht von 1326, und das *bayerische* von 1346; im funfzehnten das *nordfriesische* von 1426, und das *ditmarsische* von 1447. In neueren Zeiten hat Friedrich II. seinem neuen Gesetzbuche den Namen *preußisches Landrecht* gegeben. H. L.

Landschaft kann man eigentlich nicht jede An- oder Aussicht

im Freien der Natur nennen, sondern nur dann bezeichnet man Theile der Natur mit dem Namen der Landschaften, wenn sich 1) alles Mannichfaltige der Anschauung, ohne irgend einen bewußten Einfluß unserer Dichtungskraft, zu einem harmonischen Totalbilde vereinigt, welches sich als solches jedem Betrachter darbeut, und wenn 2) alles Mannichfaltige der Anschauung zusammenwirkt, um in dem Gemüthe des Anschauenden eine gewisse Stimmung zum Gedankenspiel, zu Bestrebungen und Gefühlen hervorzubringen. Zunächst ist es also ein ästhetischer Charakter, welcher eine Gegend zur Landschaft macht, wodurch dann analoge Gefühle in der Seele des Betrachters erweckt werden, und diese eine dem Charakter der Landschaft angemessene Stimmung erhält. Die Stoffe, woraus diese Naturschönheiten bestehen, sind: Berge, Seen, Flüsse, vom Grün entblößte Stellen des Erdbodens, Wald, Felsen, Wasserfälle, Thäler, Wiesen. Bei den Bergen kommt ihr Standort, ihr Umriß, die Gegenstände, die seine Oberfläche zieren, seine Tinten, seine Beleuchtung und Schatten in Betrachtung. Der schönste Standort ist unstreitig die Ferne, weil nur im Hintergrunde ihre verjüngte Unermeßlichkeit vom Auge gefaßt werden kann, ihre ungeheuern Züge das Ungestaltete verlieren, und ein faßliches, wohl gar sanftes Ansehn erhalten. Indeß soll er nicht blos dienen, eine weite Aussicht zu schließen, sondern kann unter gewissen Modificationen schicklich in dem Mittelgrunde, ja zum Theil selbst in dem Vorgrunde eine Stelle einnehmen. Ein großer Theil der Charakteristik der Berge hängt von ihren Umrissen ab. Bald thürmen sie sich piramidenförmig, bald in abgerissenen Zacken auf, wie die Alpen, bald zeigen sie einen Sattelrücken, bald einen runden, ununterbrochen anschwellenden, bald einen sanft abändernden Umriß, bald steigen sie in klumpichten Formen auf, bald laufen sie parallel neben einander hin, und erscheinen so freier oder schwerfälliger, rauher oder sanfter, kühner oder gemächlicher, wozu ihre Bloßheit oder Bekleidung mit Gehölz, Rasen, Haide, Moos von mannichfaltigen Farben, nicht wenig beiträgt. Des Berges Schönheit erwächst größtentheils aus seinen Tinten, deren man zwar von allen Farben sieht, doch sind die herrschendsten die gelbe und Purpurfarbe, worein sich das zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindliche Blau der Luft sanft verschmilzt. Von der Jahreszeit, der Tageszeit, der trocknen oder feuchten Luft, hängt die Mannichfaltigkeit dieser Tinten ab. Licht und Schatten über das Ganze, und die Theile gehörig vertheilt, vollenden den Eindruck. Bei den Seen hat man Rücksicht zu nehmen auf ihre Begränzung, Inseln, die sich darin bilden, und die verschiedenen Erscheinungen auf ihrer Oberfläche, die zum Theil von Himmel und der Luft abhängen. Macht nun der Berg den Hintergrund, der See mit seinen Beiwerken den Mittelgrund, so fehlt jetzt nur der Vorgrund noch, und diesen bilden die noch weiter angegebenen Stoffe. Mag nun die Aussicht in eine weite Ferne, oder in eine einsame geschlossene Gegend gehen, so wirkt, wenn das Einzelne zum Ganzen sich vereinigt, der Anblick einer solchen erhabenen oder anmuthigen, ernsten oder heitern, ruhigen oder bewegten Naturscene ästhetisch auf das Gemüth. Seitdem die der christlichen Zeit eigene Sentimentalität den Menschen näher mit der Natur befreundete, fing darum auch die schöne Kunst an, durch solche Naturbetrachtung ihr Gebiet zu erweitern, und es entstand die **Landschaftsmalerei**. Wie diese sich ausgebildet hatte, nannte man wohl auch das Landschaftsgemälde eine Landschaft. Solch eine Landschaft ist entweder treu der Wirklichkeit nachgebildet, **Prospectma-**

erei, oder dichterisch erfunden, Darstellung idealer Natur-
cenen. Welches von beiden sie sey, so ist sie in jedem Fall an die
Bedingungen gebunden, ohne welche sie der Wahrheit und des Effects
rmangeln würde, und dahin gehören denn zunächst Beobachtung der
Perspective und aller der Eigenschaften, welche an den Gegenständen
er Gesichtssinn unter mannichfaltigen Modificationen wahrnimmt. Zu
iesen muß man die Abstufung der Nähe und Ferne, nicht blos in
nathematischer Proportion, sondern auch in malerischer Wirkung rech-
en, also die gegenseitigen Verhältnisse des Vorder-, Mittel- und Hin-
rgrundes. Der herrschende Charakter der Ferne ist Weichheit, der
es Vorgrundes hergegen besteht in Kraft und Reichthum. Kraft ent-
eht aus dem starken Contraste der Farbengebung, des Schattens und
es Lichts, Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Partieen und der
armen Tinten. In gewissem Grade findet Reichthum auch in der
erne statt, doch nie mit Kraft vereinigt; denn obgleich in der Ferne
ie Lichter stark und die Partieen mannichfaltig seyn können, so wer-
en doch die Schatten und Tinten immer gedämpft und sanft seyn.
So stark aber auch dieser Contrast im Vorgrunde ist, so muß er doch
en herrschenden Massen des Lichts und Schattens und der Farbenge-
ung allezeit untergeordnet seyn, denn diese bringen Harmonie ins Gan-
, deren Wirkung Masse und Ruhe, das Gegentheil Zerstreuung und
Verwirrung ist. Auf solche Weise ist das Technische oder Practische
es Landschaftgemäldes, das Pittoreske oder Malerische, bedingt. Dieß
ann aber auf einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht seyn, ohne
aß die Landschaft dadurch im eigentlichen Sinne ästhetisch geworden
äre. Soll es dieses werden, so muß es so erfunden, angeordnet und
usgeführt seyn, daß durch Darstellung idealer Naturscenen eine ästheti-
he Stimmung bewirkt wird. Um diesen Zweck zu erreichen, muß die
argestellte Naturscene einen bestimmten ästhetischen Charakter haben,
nd in irgend einer das Gemüth ansprechenden Situation erscheinen.
ie Werke der Landschaftmalerei lassen sich verschiedentlich classificiren,
nachdem man dabei entweder auf den Charakter der landschaftlichen
Natur in verschiedenen Gegenden und Ländern, und auf die Situation,
welcher die Natur in dem dargestellten Moment erscheint, oder auf
ie Art des Eindrucks und der Stimmung, die sie bewirken, Rück-
cht nimmt. In dem ersten Falle classificirt man sie nach ihrem na-
ürlichen, im zweiten nach ihrem ästhetischen, im dritten nach
rem poetischen Charakter. Nach der ersten Abtheilungsart unter-
heidet man die Landschaften nördlicher und südlicher Länder, der fla-
en und Gebirgs-Gegenden, der freien und gesperrten Aussicht, der
higen und bewegten Situationen u. s. w. Der ästhetische Charakter
stimmt die verschiedenen Arten des Styls in der Landschaftsmalerei.
er Styl einer Landschaft ist in der Composition der landschaftlichen
Scene selbst enthalten, und hängt von der dem Ganzen zum Grunde
egenden Idee, von der Wahl, Vertheilung und Verbindung des Ein-
lnen, und von der Zusammenstimmung des Ganzen ab. Das Man-
chfaltige der Formen und Massen wird durch die Composition, das
Mannichfaltige der Farben und Töne durch den Hauptton des Colo-
ts zur Einheit verbunden. Beide finden ihren höheren, gemeinschaft-
chen Vereinigungspunct in der dem Werke zum Grunde liegenden
dee, und aus ihrer Vereinigung geht die Harmonie des Ganzen, oder
e ästhetische Einheit der Landschaft hervor, die auch im Gesammt-
sdruck als Eindruck aufgefaßt wird, und deren ästhetischer Charakter
h durch die Stimmung ankündigt, welche der Gesammteindruck be-

wirkt. Der ästhetische Charakter der Landschaftmalerei ist so vieler Modificationen fähig, als verschiedener Art die ästhetische Stimmung ist, in die eine landschaftliche Naturscene versetzen kann. Alle aber lassen sich auf die beiden Hauptmodificationen des schönen und des großen Styls zurückführen; jener ist immer mit Reiz und Anmuth verbunden, dieser zeigt die Natur bald in stiller, ruhiger Größe, bald in furchtbarer Erhabenheit. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dem ästhetischen Character der Landschaft, der natürliche zum Grunde liegen muß, denn auch hier ist das Wahre und Charakteristische die Grundlage des Schönen. Zum natürlichen Charakter einer Landschaft gehört auch die Situation, oder der Zustand, in welchem sich die Natur in dem gewählten Momente der Darstellung zeigt. Sie ist entweder ruhig oder bewegt, aber immer von einem gewissen über die ganze Scene verbreiteten Effect begleitet, der sie näher characterisirt. Die besondern Effecte in einer Landschaft, welche keine Situation, sondern blos eine auffallende Naturerscheinung anzeigen, machen eine besondere Classe landschaftlicher Darstellungen aus: die Effektstücke, z. B. Sonnen-Auf- oder Untergang, Nacht, Sturm, Gewitter, Brand, Mondscheinscene u. s. w. Nicht immer aber erscheint die Natur in bestimmten Zuständen, und nicht immer will sie der Künstler darin zeigen. Oft ist blos die Darstellung einer interessanten Idee, eines charakteristischen Bildes aus der Natur, das ihn selbstgerührt und begeistert hat, seine Absicht. Die Natur ist unerschöpflich an Motiven aller Art, aber sie fodert, daß ihr eine dichterische Phantasie begegne: ein geübter Kunstsinn, der sie lebendig auffasse; ein Geist, der den rohen Stoff zu einer idealen Schöpfung ausbilde. Merkwürdig ist es, daß sich schon früh die Kunst der Landschaftmalerei in zwei Schulen theilte. Die ältere, mit Tizian an der Spitze, in dessen Fußtapfen Girolamo Muziano, Ann. Caracci, Nic. u. Casp. Poussin, Viola, Franc. Grimaldi und Salvator Rosa traten, bildete den großen Styl, und richtete ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Composition, als die Ausführung, mehr auf das Ganze, als das Einzelne, mehr auf das Große, Ernste, Bedeutende. Die andere Schule, von dem Niederländer Paul Brill in Italien gebildet, und welcher Breughel, Agostino Tassi, Claude Gelée, Swanevelt, Both u. a. angehören, richtete ihr Studium besonders auf das Mannichfaltige der einzelnen Gegenstände in ihren Formen und Farben, auf wahre Localtöne, auf Wirkungen des Lichts und der Luft in den verschiedenen Tageszeiten, auf Haltung, Harmonie und sorgfältige Ausführung, strebte mehr nach Schönheit, Anmuth und Reiz, als nach Bedeutsamkeit und Größe. Unter den neueren Künstlern wandelten auf eigenen Wegen Hackert, Dietrich, Mechau, Reinhart, Boguet, Heß, Friedrich. Was nun aber auf allen diesen Wegen die Kunst von der Natur gewonnen hatte, das suchte eine andere Kunst der Natur zurückzugeben, die Gartenkunst nämlich. Unter mehreren brittischen Garten-Aesthetikern hat sich vornehmlich der Domherr und Prediger Wilh. Gilpin durch mehrere Schriften über malerische Naturschönheit hierum ein bedeutendes Verdienst erworben, indem er sowohl das Pittoreske, als das Aesthetische der Landschaftmalerei auf die wirkliche Landschaft übertrug, sey es, um die vorhandene Natur durch Anwendung der Kunst zu verschönern, oder bei Kunstanlagen eine ideale Schöpfung darzustellen, welche Natur scheine. Das Höchste der Gartenkunst konnte gewiß nur auf diesem Wege erreicht werden, denn so erhielt man nicht blos Schönheit im

Einzelnen, sondern Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie der Theile, Zusammenstimmung zum Ganzen, mochte dieses nun für den bleibenden Gesichtspunkt des Anschauenden, oder für auf einander folgende Gesichtspuncte des wandelnden Betrachters dargestellt seyn. Was die Natur angedeutet hatte, vollendete die Kunst, denn jede Kunstlandschaft ist nur dann wahrhaft was sie seyn soll, wenn sie durch ästhetischen Charakter eine ästhetische Stimmung hervorbringt. Der Gartenkünstler hat sich demnach bei der Anlegung seines Planes dahin zu bestreben, alle Theile seines Ganzen so zu ordnen, daß er nicht blos viele wohlgefällige malerische Aspecten gebe, sondern daß alle Theile in ihrer Aufeinanderfolge sich in seiner Phantasie so aneinander reihen, daß dadurch, wenn auch nicht ein Totalbild, doch ein Gesammteindruck hervorgebracht werde, welcher das Gemüth in eine harmonische Stimmung versetzt. Hat der Landschaftmaler bei seiner Darstellung eine größere, freiere Wahl und, wenigstens in den meisten Fällen, den Vorzug der Gesammtansicht vor dem Gartenkünstler voraus, so wird dieser jenen wiederum durch das seine Darstellung durchwehende und durchdringende Leben, den stillen aber mächtig wirkenden Beistand der Natur, übertreffen. Der Gartenkünstler bewirkt, daß die Natur selbst uns als von schöpferischer Phantasie beseelt begegne, daß sie, indem er ihre Motiven verständlicher ausspricht, in die Wirklichkeit eine ideale Schöpfung gesetzt zu haben scheine. Daß dieß des Gartenkünstlers Triumph sey, springt in die Augen; nur als Schüler des Landschaftmalers aber konnte er diesen Triumph vereinigen. dd.

Landschulen sind zu unterscheiden von Landesschulen. Unter diesen versteht man Unterrichtsanstalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürstenschulen in Sachsen, Ilefeld im Hannöverschen, ehedem Kloster Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landschulen dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie sind späteren Ursprungs, als die Stadt- und Klosterschulen; denn da die Bildung überall von den höheren Ständen zu den niederen herabsteigt, konnte nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht werden, als es besondere Lehrer für diese Volksclasse gab. In der vorchristlichen Zeit wuchs sie daher ohne andern als zufälligen Unterricht auf, und erst das Christenthum hat durch die Anordnung eines bestimmten Lehrstandes für dieses Bedürfniß gesorgt. Denn seit die Dorfschaften eigene Pfarren erhielten, fingen diese an, sich mit der Belehrung der Jugend in ihren Parochieen zu beschäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Parochen die Unterweisung des Landvolks im Lesen, Schreiben, Latein und Kirchengesang zur Pflicht. Aber schon in den Jahrhunderten, wo der Klerus den priesterlichen Charakter annahm, und sich aus Trägheit und Unwissenheit seinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarren, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer schlafferen Aufsicht der Bischöffe und Grundherren, kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem ersten Abendmahlsgenusse das Glaubensbekenntniß nothdürftig hersagen konnte, und sie wäre ganz verlassen gewesen, wenn sich nicht hier und da lehrhafte Mönche ihrer angenommen hätten. Erst seit dem 15ten Jahrhundert zeigen sich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeister für die Jugend der niedern Volksclasse auf eine gewisse Zeit anzustellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden ist. Die Gründung bestehender

Dorfschulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunst durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Muttersprache gemeinnützig zu werden anfieng. Nun erst konnten A b c-bücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur mündlichen, der Willkühr des Lehrers überlassenen Unterricht, einen angemessenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieser Volksunterricht immer noch sehr dürftig, und konnte wegen Mangel an tauglichen Lehrern bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts keine merkliche Fortschritte zum Bessern machen, denn von Speners und Franke's Einfluß ging, wo er eindrang, auf das, aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten bestehende Landschullehrerpersonale kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit über. Eben darum wurde auch durch die Landschulordnungen mehrerer protestantischen Regierungen im nördlichen Deutschland wenig gebessert. Höchst verdienstlich war dagegen das Beispiel des edeln Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Mark durch Anstellung geschickter Lehrer, und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden, zu wahren Bildungsanstalten für seine Unterthanen umschuf. Um dieselbe Zeit fieng ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbesserung des Landschulwesens sich zu regen an. Der Dechant von Schulenstein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Katholischen in Böhmen und Schlesien (vergl. d. Art. Normalschulen). Besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer, die sogenannten Seminarien, entstanden in mehreren Staaten Deutschlands, so wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortschritte der Pädagogik konnten nun die Früchte durch besser gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Reform der Landschulen immer mehr ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen in Zeitschriften und auf ständischen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an der alten Maxime des Despotismus, den Landmann in seiner Roheit zu lassen, noch am längsten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz übersehen hatten, mußten endlich liberalere Gesinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutschland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für diese wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden ist dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cuvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Revision des öffentlichen Unterrichts in den 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen, selbst den holländischen und niederdeutschen Dorfschulen die Ehre des Vorzugs vor den französischen zugestehen. Denn diese letzteren, die sogenannten Primärschulen in Frankreich, sind während der Revolution und durch die Secularisation aller kirchlichen Fonds, an den meisten Orten eingegangen, und die kaiserliche Universität, von der sie abhängig gemacht wurden, hat sie bei weitem nicht an allen Orten wiederherstellen können, so daß es noch jetzt eine Menge nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeistern, die die Eltern auf eine Zeit lang dingen, preisgegeben wird. Freilich blieb auch in Deutschland noch mancher zweckmäßige Vorschlag in Ansehung der Dorfschulen aus Mangel an Fonds und gutem Willen unausgeführt, und mancher hindernde Uebelstand beim Alten. Die den Grundherren zu leistenden Frohn- oder Hofdienste der Eltern sind, wo sie noch bestehen, eine Ursache häufiger Schulversäumnisse ihrer Kin-

der, die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anstrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten, denn Industrieschulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten versucht. Ueberdieß sind die Schulmeister immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs gestört, und selbst diejenigen, welche wirklich das Bessere kennen und anwenden wollen, müssen sich oft in ihrem Streben durch eigensinnige Vorgesetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert sehen. Nirgend indeß sind Verbesserungen schwerer und langsamer ins Werk zu setzen, als in dem weiten und erst seit einigen Jahrzehnden urbar gewordenen Gebiete des Landschulwesens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien schon viel zur Bildung geschickter Lehrer geleistet wird, muß man sich mit dem, was die Regierungen zur Reform der Schulen selbst, und zur Verbesserung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, zufriedenstellen, und von den bevorstehenden Jahren des Friedens hoffen, daß eine so wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförder erfinden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den dem Landmanne nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten, müssen dabei nach den bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwisserei gemachten Erfahrungen natürlich mehr in Betracht kommen, als eine die Zeit zerstückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenstände, und am wenigsten darf, wie noch häufig bei öffentlich veranstalteten Landschulverbesserungen zu geschehen pflegt, auf glänzenden Aussenschein und Bewunderung hingearbeitet werden.

Landsdown (Lord), Sohn des Grafen Shelburne, ward noch sehr jung Lieutenant unter der königlichen Garde, und machte unter dem Herzoge von Braunschweig, als Freiwilliger, den siebenjährigen Krieg mit. Im J. 1763 ward er General-Major, 1772 General-Lieutenant und 1783 zum General ernannt. Von Jugend auf mit dem großen Chatam innig verbunden, machte er die politischen Grundsätze desselben zu den seinigen. Am 16ten April 1762 ward er zum ersten Lord der Schatzkammer und zum geheimen Rath, und am 30. Jul. 1766 an die Stelle des Herzogs von Richmont zum Staatssecretair erwählt. Nun spielte er, in Vereinigung mit Lord Chatam, welcher Kanzler war, unter dem Namen Lord Shelburne, eine wichtige Rolle im Ministerium, welche jedoch nur eine kurze Zeit dauerte; Lord Chatam nahm zuerst, und dann auch, durch sein Beispiel gereizt, Lord Shelburne seinen Abschied. Von diesem Augenblicke an bis zum Jahr 1782 widersetzte er sich den Maßregeln der Regierung, ohne sich jedoch von den einmal angenommenen Grundsätzen zu entfernen. Besonders erhob er sich gegen den Krieg mit Amerika, widersetzte sich dem immer wachsenden Einflusse des Königs, und stellte, um die Nationalschuld zu vermindern, den Grundsatz auf, die öffentlichen Ausgaben müssen einer strengen Untersuchung unterworfen, zwecklose Aemter eingezogen und ein regelmäßigeres politisch-ökonomisches System aufgestellt werden. Nach dem Sturze des Lords North ward Lord Shelburne 1782 Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, schloß, als solcher, mit Frankreich Friede, und erkannte die Unabhängigkeit Englands an, ward aber schon nach neun Monaten von Pitt, der, kaum 24 Jahr alt, bereits Großschatzmeister und Kanzler der Schatzkammer war, aus dem Ministerium entfernt. Nun begab sich Shelburne auf seine Güter, von wo ihn jedoch die Folgen der französischen Revolution wieder auf den öffentlichen

Schauplatz zögen. Hier zeichnete er sich unter der Opposition aus, und machte im Januar 1793 den Vorschlag, einen Gesandten nach Frankreich zu senden, der sich zu Gunsten Ludwigs XVI. verwenden sollte, und aus den 10,000 französischer Ausgewanderter, welche sich gleichfalls in England befanden, eine Colonie zu Canada zu bilden. Er stimmte stets gegen den Krieg mit Frankreich, widersetzte sich, dem zu Folge, im Juni 1794 den Subsidien, welche man Preußen bewilligt hatte, und trug gar im April 1798 auf Entlassung der Minister an. Hierauf erklärte er sich wiederholt für den Frieden und gegen die Vereinigung mit England, und starb im August 1805 im 71sten Jahre seines Alters. Noch bis an seinen Tod zeigte er die nämliche Lebhaftigkeit und den nämlichen Scharfsinn, welche ihn in seinen jüngern Jahren so bemerkungswerth gemacht hatten. Er liebte und schätzte die Künste; davon zeugte sein Pallast, der einer der geschmackvollsten und kostbarsten in ganz England ist. Eine Sammlung Gemälde von den ersten Meistern, ein Mobiliare, 100,000 Pf. Sterling an Werth, eine Bibliothek aus 10,000 Bänden der kostbarsten Werke, unter welchen sich eine vollständige Sammlung aller in Frankreich und England über die französische Revolution erschienenen Schriften befindet, machen jenen Pallast zu einem Gegenstande der öffentlichen Wißbegierde. Als einziger Erbe von dem ungeheuern Vermögen seines Großvaters zeigte er sich stets als den großmüthigen Beschützer der Gelehrten und Künstler.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt in Niederbayern mit 6000 Einwohnern, wird durch die Iser, die in zwei Armen vorbeifließt, zu einer Insel gemacht. Auf dem nächstgelegenen Berge ist das unbewohnte, ehemals feste Schloß Trausnitz befindlich, welches 124 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte bestimmt ist, wo auch Herzog Friedrich von Oesterreich gefangen gesessen hat. In der Stadt selbst ist ein herzoglicher Pallast, der neue Bau genannt, eine Landesregierung und das Landschaftshaus. Der Kirchthurm bei dem Collegiatstifte St. Martini ist einer der höchsten in ganz Deutschland von 456 Fuß, und hat 603 Stufen. Im J. 1802 wurde die Verlegung der Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut bewerkstelliget, am 4ten Juni die feierliche Einweihung derselben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Universität beigelegt. Es befinden sich ungefähr 600 Studenten auf derselben. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöster in Landshut, acht an der Zahl, sind zum Theil zum Besten der Universität aufgehoben worden. — Landshut, ein Schloß nebst Vogtei im Canton Bern. — Landshut, Stadt am Bober im schlesischen Fürstenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häusern. — Landshut (Lancut), Stadt in Gallicien, im Samborer Kreise an der ungarischen Grenze.

Landstände und deren Eintheilung in zwei, hernach in drei Curien, waren die natürlichen Resultate des ältesten Nationalzustandes der germanischen Völker, besonders aber derer, die das nördliche Deutschland vom Rheine bis zur Elbe und Oder bewohnten, und die sämmtlich als Zweige des alten Stammes der Landsassen, welche zu Tacitus Zeiten, unter der Benennung Cherusker, Bructerer, Angrivarier u. s. f., in der Geschichte ihre Rollen spielen, zu betrachten sind. Des ehemaligen monarchischen Frankreichs Etats-généraux und Schwedens Reichsstände in vier Curien sind Abarten jenes echt-deutschen Instituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entsprungen. Um historisch zu begreifen, wie solche Stände, welche in keinem Lande bis auf unsere Zeiten als wahre Volksrepräsentanten zu betrachten sind, entstanden, ihre Rechte

erweiterten, wesentlichen Antheil an der Landesregierung errangen, und in neuern Zeiten größtentheils durch die landesherrliche Souverainetät wieder unterdrückt wurden, bedarf es hier nur einiger Grundzüge der alten Steuer- und Repräsentationsverfassung der deutschen Staaten. Tiefere Einsicht in das Wesen der alten Landstände kann hier nicht gegeben werden. Unsere ältesten Vorfahren und Ahnherren waren freie Männer und geborne Soldaten. Die Gesammtmasse der Nation bildete ein ungeheures, sich selbst ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verfügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung und Verpflegung des im Felde stehenden Theils, das Erforderliche lieferte. Dies ist die erste, rohe, blos dem Zeit- und Kriegsbedürfnisse angepaßte Steuerverfassung aller süd- und norddeutschen Völkerschaften. Sie bestand früher unter den Schwaben (Sueven) als unter den Sassen, weil jene früher als diese mit auswärtigen Ländern, besonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Sassen brachten anfänglich ihren Fürsten zur Führung des Krieges nur freiwillige Gaben, die meistens in Naturalien bestanden; allein solche erbetene Gaben (Baten, Banden) verlangten in der Folge auch die Geleitsführer, welche mit ihren Gesellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten; der erste Keim stehender Heere und deren Besoldung von der Nation! Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Lasten beschwert, wovon die älteste einfache Verfassung nichts wußte, als noch jeder Wehr im Heerbanne zur Vertheidigung seines Heeres auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirthschaft zu Hause fortsetzten. In dieser Zeit war die Nationalrepräsentation durchaus persönlich; denn jeder freie Mann erschien in der Versammlung stimmfähig, und der Edelinge, selbst der Fürsten Stimme, galt nicht mehr, als die der Gemeinfreien. Im Namen des unsichtbaren Gottes leitete vielmehr der Priester, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wiehern der heiligen Rosse, Loose u. s. f.) das Ganze nach den Absichten der Großen, mit denen er einverstanden war. Die zweite Hauptepoche der deutschen Steuerverfassung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutschland unters fränkische Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten sich nun jährlich dreimal dem Edelvoigte zur Musterung stellen, und dabei ihm ein gewisses Maaß Proviantkorn, den Batepfennig oder ein Huhn u. s. f. liefern. Dieß waren die ersten ordentlichen und stehenden Steuern, die dem Volke aufgebürdet wurden. Bald folgten die Charitativen oder Auxiliengelder für den König; die Heersteuern und Hostendienste von allen fränklichen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehn konnten; die Heerbannsbrüche derer, welche sich dem Aufgebote nicht stellten; die Sendgelder für den königlichen Sendgrafen und für die Bischöffe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenvisitation im Lande herumreiseten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königlichen Zölle, welche Steuern auf allen Landeigenthümern ohne Unterschied des Standes lagen, und wobei der Adel gar nicht, die Geistlichkeit nur in sofern verschont blieb, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königs-Pfennigs, des Grafenschatzes und des Zehnten verbunden; auch hatte obenein der königliche Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Krieges in seinem ganzen Gau auf zwei Drittheile des im Felde stehenden Getreides Beschlag zu legen, und solches als Magazinkorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerwesen, als der Heerbann einschlief und der Dienst-Lehnsmannschaft weichen mußte. Nun galt der Grundsatz: wer

und Consumtionssteuern wurden, die zum Behufe bleibender Staatsbedürfnisse erhoben werden mußten. Im Laufe der Zeiten nach dem 15ten Jahrhunderte entwickelte sich hieraus mehr und mehr die ständische Verfassung, und sie erhielt völlige Consistenz, sobald der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zusammenberufenen Prälaten, Rittern und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche sein außerordentliches Bedürfniß erheischte, und dann die Stände begierig für die Befriedigung desselben Sorge zu tragen. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem Adel und der Geistlichkeit in heftige Reibung gerieth. Denn Adel und Geistlichkeit mochten immer lieber Steuern bewilligen, als Städteabgeordnete, weil das Verwilligte nicht unmittelbar von des Adels und der Prälaten Gütern kam, da hingegen der städtische Deputirte von seinem eigenen Gute unmittelbar zahlen, auch obenein seinen Committenten (dem Rathe und den Gilden) für seine Bewilligung verantwortlich seyn mußte. Es lag ferner in der Natur der Sache, daß der Adel, welcher ausschließlich den Fürsten umgab, diesen gewöhnlich anreizte, den Trotz der Städte zu brechen, in das städtische Recht und die Verfassung, sobald nur Gelegenheit dazu vorhanden war, Gewaltgriffe zu versuchen, und den bespöttelten Bürgerstolz zu demüthigen. Die höhere Geistlichkeit, welche ihre Pfründen vom Regenten erhalten hatte, stimmte des lieben Friedens willen meistens in jene Zuhetzungen mit ein. Es war endlich eine nothwendige Folge dieser Einrichtung, daß der Fürst seine Stände am unumschränktesten beherrschte, der ihrer Geldbewilligungen am wenigsten bedurfte; daß hingegen die Stände ihre Ansprüche und Rechte unter solchen Regierungen am meisten erweiterten, welche durch Schuldennoth, durch außerordentliche Ausgaben für den Krieg oder für den Glanz des Hofs u. s. f. gezwungen waren, die Stände häufig um Bewilligung neuer Steuern anzugehen. Adel und Geistlichkeit waren unter solchen Umständen fast immer auf Kosten des dritten Standes einig. Ihre Bewilligungen geschahen nur unter dem Titel freiwillig übernommener Zuschüsse, oder gar unter dem Namen von Geschenken, wobei stets reservirt ward, daß daraus für den Landesherrn kein Recht, und für sie keine Pflicht in ähnlichen Fällen erwachsen solle. Unter solchen Umständen kam denn auch, da man die Städte nicht geradezu indigniren durfte, keine Einrichtung früher zur Reife, als die des ständischen Ausschusses, welcher die Eintreibung der bewilligten Gelder und deren Verwendung zur Abtragung der Schulden besorgen, einen Schatzeinnehmer und Schatzschreiber wählen und die Controlle führen mußte. Dieser ständische Ausschuß erhielt fast in allen deutschen Ländern gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts Einfluß auf die Gesetzgebung. Er hatte bei der Erbfolge im Fürstenhause eine entscheidende Stimme, und wachte über die Landesgesetze. Durch ihn wurden die Landesbeschwerden an den Fürsten gebracht, und selbst bei Vermählungen fürstlicher Söhne und Töchter verlangte er zu Rathe gezogen zu werden. Er behauptete sogar das Recht zu besitzen, sich in das Schul-, Kirchen- und Erziehungswesen des Landes zu mischen, über Krieg und Frieden mit zu entscheiden, oder wenigstens bei Vermehrung und Verwendung der Kriegesmacht zu Rathe gezogen zu werden. Endlich foderte er die Befugniß, sich, sobald es des Landes Nothdurft erheische, selbst ohne Einwilligung des Fürsten versammeln zu dürfen. Eine Folge davon war, daß die meisten deutschen Fürsten, ehe sie Macht genug hatten, ihren Ständen offenbar die Spitze zu bieten, sich gegen deren Einmischung in Regierungsangelegenheiten dadurch zu sichern suchten, daß sie die Re-

gierungsbehörden, von deren Wirksamkeit die Behauptung der Landeshoheit abhing, vollkommen organisirten, und dadurch ein Gegengewicht jener Anmaßungen bewirkten. Auf diesem Wege haben die Geheimeraths-, Cammer-, Kriegs- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Spielraum gewann, in sofern gewann auch der bis jetzt leibeigene Bauer an Freiheit, Wohlstand und froherem Lebensgenusse. Denn die fürstlichen Räthe waren klug genug, ihren Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer der Plackereien und der gesetzlosen Willkühr der Gutsherren entzogen werde, um so mehr könne er auch zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen beitragen, und eben dadurch dem Landesherrn ein mächtiges Uebergewicht gegen die beiden ersten Stände verschaffen. Wo der Landesherr dieß begriffen hatte, und durch fortdauernde Geldnoth nicht von den Ständen abhängig blieb, wurde überall das Schicksal des Bauernstandes erleichtert und die Leibeigenschaft allmählig abgeschaft. Wo das Gegentheil Statt fand, oder wo die Stände (besonders der Adel) dominirten, da gelangte der Bauer zu keinem festen Eigenthume, nicht einmal zur persönlichen Freiheit. Man vergleiche nur Mecklenburg mit Braunschweig, oder Chursachsen mit den benachbarten preußischen Provinzen u. s. f., so wird dieser Behauptung Wahrheit durch unleugbare Thatsachen genugsam erhärtet seyn! Das Aufstreben der deutschen Fürsten zur vollendeten Souverainetät, wobei jedoch wegen der Reichsgerichte keine völlig gesetzlose Willkühr Statt finden konnte, hat nirgend der Verbesserung des Zustandes der Bürger und Bauern so viele Hindernisse in den Weg gelegt, als die selbstsüchtige Politik der beiden ersten Stände. Nirgend ist (man denke nur an den letzten und vorletzten Landtag in Sachsen!) eine gerechte und gleichförmige Besteurung aller Volksclassen länger aufgehalten worden, als wo die privilegirten Stände, sey es wegen der Noth oder wegen der Gutmüthigkeit des Landesherrn, die Gewalt behielten, darüber eine entscheidende Stimme abzugeben. Nirgend haben verbesserte Schul- und Erziehungsanstalten fürs Volk größere Hindernisse gefunden, als wo die Stände bei dergleichen Entwürfen mit einreden durften. Man denke nur an die ärgerlichen Streithändel im Herzogthume Braunschweig bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer zweckmäßigen Liturgie und eines allgemeinen Schulcollegiums! Der Esprit du corps (man darf dieß nicht durch Gemeingeist übersetzen) hat aller Orten unsere Landstände geleitet, und so lag es auch in dem Gange der Entstehung und Ausbildung dieses altdeutschen Instituts. Von der Wiedereinsetzung der Landstände nach alter Form darf also kein unbefangener Forscher vaterländischer Geschichte Heilung der tiefen Wunden, welche ein verruchter Feind uns schlug, erwarten. Sie waren nie wahre Repräsentanten der Nation, und konnten es auch in ihrer Zusammensetzung nicht seyn. Sie waren, sobald der Fürst und seine Räthe nur Energie, Gewandheit und Klugheit genug besaßen, nicht einmal kräftige Bollwerke willkührlicher Gewalt. Sie mußten mit der Zeit (wäre Deutschland auch nicht in Frankreichs Fesseln gerathen) eben so gut ein bloßer Popanz werden, als die westphälischen Reichsstände es geworden waren. Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandssinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräsentation ist uns nöthig, wenn Deutschland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlstande aus dem siebenjährigen Schlafe der Knechtschaft erstehen soll. Das Volk, nicht der Adel, hat den Staat gerettet, die Fesseln zerbrochen, der Fürsten Macht und Ehre

kräftig wieder hergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die adliche Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Solche Stände thun uns nicht noth, solcher bedarf der Fürst nicht. Möge also nicht von uns mit Recht gesagt werden: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht kommen ist in die Welt, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht u. s. f." Z. Z.

Landstraßen (Heerstraßen) mußten sowohl wegen des Handels, als auch wegen des Krieges und der mit beiden so nothwendig verbundenen Reisen, sehr frühzeitig angelegt werden. So soll schon Semiramis durch ihr ganzes weitläufiges Reich Straßen gebaut haben. Auch bei den Chinesen sind die Straßen sehr alt; denn man erzählt, daß bereits der Kaiser Chao-hao, der in den fabelhaften Zeiten lebte, die Wege habe eben machen lassen, um die Berge zu übersteigen. Bei den Griechen war Hermes (Mercur) der Schutzgott der Landstraßen, weswegen man auch dessen Säulen (Hermä), welche außer dem Kopf keine weitern Gliedmaßen enthielten, auf die Kreuzwege setzte. Außer Hermes standen auch noch Diana und Apollo den Wegen vor. Die ersten wirklich gepflasterten Straßen schreibt man den Karthaginensern zu; die Römer folgten ihnen nach, und der erste Weg, welchen sie anlegten, war der sogenannte Königliche, welcher von Rom nach Capua führte, und von Appius Claudius, 188 nach Erb. R. angelegt wurde. Nachher wurden die Aedilen mit der Aufsicht über die Straßen beauftragt, welche 459 nach Erb. R. den Weg vom Marstempel, der außer der Stadt lag, bis zu dem Orte Bovillä, und vom capeninischen Thore bis wieder zum Marstempel pflastern ließen. Im J. 512 nach Erb. R. ließ Cajus Aurelius Cotta und nachher Flaminius die nach ihnen benannten Wege anlegen. Während des letzten africanischen Krieges baueten die Römer einen gepflasterten Weg, der durch Spanien und Gallien bis zu den Alpen führte. So fuhren die Römer fort, durch die ihnen unterworfenen Länder immer mehr öffentliche Straßen anzulegen. Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte ahmten zuerst die Franzosen die alten Heerstraßen der Römer nach, woraus die heutigen Chausseen entstanden. Carl der Große war der erste, der wieder an den Straßen arbeiten, die alten Wege verbessern und neue anlegen ließ. Um das J. 1200—66 fing man darauf auch in Deutschland an, Landstraßen zu pflastern. In Schweden legte der König Birger Jarl, der von 1250—1266 regierte, zuerst Heerstraßen an. S. Chausseen.

Landtage bestanden in den Reichsprovinzen in einer allgemeinen Versammlung der Landesfürsten und der Stände, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathschlagen. Sie waren entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landstände, oder Ausschußtage, wenn nur die Vornehmsten der Ritterschaft und der Kreis- oder ausschreibenden Städte, zusammenberufen wurden. Die Beschlüsse, welche auf den Landtagen gefaßt wurden, hießen Landtagsabschiede oder Recesse, und hatten die Kraft einer Landesconstitution. — Landtage in Polen wurden in jeder Woywodschaft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denselben nicht allein die Landboten erwählt, sondern auch berathschlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden solle, und somit die Landboten mit nöthiger Instruction versehen. — Landtage in Sachsen sind eine allgemeine Versammlung der Landstände von Ritterschaft und Städten, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausschreiben läßt. Die Stände theilen sich im Allgemeinen in zwei Klassen: die erste faßt die Prälaten (wozu

die Universitäten gehören), Grafen, Freiherren und den übrigen Adel, die zweite, die Städte in sich. Die erste Klasse theilt sich wieder in zwei Collegia, zu deren erstern die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterschaft, welche stets einen Erbmarschall aus der Löserschen Familie, und hiernächst ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt sich in den engern und weitern Ausschuß und in die allgemeine Ritterschaft. Der Abgang des engern Ausschusses wird aus dem weitern, und der Abgang des letztern aus der allgemeinen Ritterschaft ersetzt. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; sie theilen sich ebenfalls in den engern und weitern Ausschuß und in die gemeinen Städte. Die Stände haben ein Votum consultativum, und müssen erscheinen, wann und wohin sie der Landesfürst bescheidet, von dessen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern soll, abhängt. Der Länderverlust, den das Königreich Sachsen neuerlich erlitten, muß nothwendig in dem Organismus der Landesrepräsentation wesentliche Veränderungen zur Folge haben.

Landwehr und Landsturm sind eine uralte Einrichtung und haben Jahrhunderte hindurch bei dem deutschen Volke bestanden, bis, da nach und nach die eigentlichen stehenden Heere eingeführt worden sind, die meisten Regierungen geglaubt haben, es bedürfe der Landwehr nicht mehr, und die Völker seyen durch die Heere sicher genug vor dem Einbruche auswärtiger Feinde. Je mehr die Geschichte der letzten fünf und zwanzig Jahre die Nichtigkeit dieses Glaubens bewiesen hat, je weniger kann unser Vorhaben, in einigen Zügen die Einrichtung und den wahren Zweck der Landwehr anschaulich zu machen, gleichgültig oder wohl gar entbehrlich scheinen. Landwehr und Landsturm bestehen in einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche alle wehrhafte Männer, die nicht durch Aemter oder wirkliche körperliche Gebrechen am Dienste gehindert werden, vom zwanzigsten bis zum fünf und sechzigsten Jahre versammeln muß. Die Landwehr besteht aus den jüngern Männern vom zwanzigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre, welche eigentlich soldatisch geübt und bewaffnet werden. Sie sind bestimmt, nicht bloß den eigenen Boden zu vertheidigen, sondern auch allenthalben sich hinzubegeben, wo der Schutz des Vaterlandes ihre Gegenwart heischen dürfte. Der Landsturm wird, außer der Landwehr, aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Standes und des Alters gewählt, welche noch nicht ihr sechzigstes Jahr erreicht haben, und ist bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Heerd zu beschützen. Wo immer der Feind ein- oder andringt, da sammelt sich der Landsturm, stellt sich ihm entgegen, umringt ihn, schneidet ihn ab, überfällt seine Recruten und Zufuhren, erschlägt seine Couriere, Boten, Kundschafter und Späher, mit einem Worte, thut ihm allen Schaden und Abbruch, der ihm möglicher Weise zugefügt werden kann. Da die Männer des Landsturms Kenntniß der Wege und Stege und jeglicher Schlupfwinkel des Landes haben, so müssen sie dem Feinde ein furchtbares Heer seyn, weit furchtbarer, als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben erscheinen und allenthalben wieder verschwinden können. Aber nur, wann der Feind da ist, steht der Landsturm auf; ist die Gefahr vorüber, so kehrt jeder, nach Gefallen, zu seinem gewohnten Geschäfte zurück. Im Kampfe selbst bedient der Landsturm sich aller Waffen, womit er seine Verfolger auszurotten vermag: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen u. s. w; auch ist ihm jeder Betrug, jede Hinterlist gegen seinen Bedrücker erlaubt. Aber um der Landwehr sowohl, wie dem Landsturm, seine volle Kraft, seine eigentliche Wirksam-

eit zu geben, muß jeder einzelne deutsche Mann an seinem Theile arbeiten, was er vermag. Besonders soll der Adel voranstehen und vorangehen, um sich mit Ehre, Stolz und Seelenhoheit dem Vaterlande zu opfern und fürs Vaterland zu sterben, damit die Kleinen dem Beispiele der Großen folgen, und im Nothfalle jeder Einzelne sein Leben für die Freiheit Aller wage. Die Beamten, groß und klein, müssen bedenken, daß sie nur darum an ihrem Platze stehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt sey, und daß sie lieber tausendmal umkommen sollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen. Die Gelehrten, die Priester und Lehrer des Volks und der Jugend sollen nicht vergessen, daß sie, nächst den Herrschern, das höchste Amt verwalten, und daß auch sie, wenn nicht stets durch die That, doch mit dem Worte den Feind zu vernichten streben müssen. Wird so in Kraft und Einsicht von Landwehr und Landsturm für Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gestritten; so ist kein Heer auf der Welt (oder es müßten solcher feindlichen Schaaren mehrere Millionen auf einmal ins Land dringen, welches doch nicht möglich ist) im Stande, das Land zu unterjochen, sondern es muß entweder eines schmählichen Todes sterben, oder sein erbärmliches Heil in einer noch erbärmlichern Flucht suchen. Die Anstalt der Landwehr würde seit der im J. 1812 entstandenen Reaction gegen Napoleons Weltherrschaft in den meisten europäischen Staaten realisirt, aber nirgends erreichte sie einen so hohen Grad von Ausbildung, und nirgends ward durch sie so kräftig gewirkt, als in der preußischen Monarchie. Die allenthalben gefühlte Nothwendigkeit, die stehenden Heere zur Erleichterung der Länder zu vermindern, und die durch die gemachten Erfahrungen hervorgebrachte Ueberzeugung, welche Stärke und Sicherheit eine Nation durch eine wohlorganisirte Landwehr erlange, hat die meisten Regierungen vermocht, dieß Institut auch im Frieden aufrecht zu erhalten, und für seine fortgesetzte Ausbildung zu sorgen. Sehr zweckmäßig sind die in dieser Hinsicht von der preußischen Regierung getroffenen Verfügungen und Einrichtungen. Die Mannschaft der Landwehr ist zwar überall ihren Gewerben und dem bürgerlichen Leben wieder gegeben, aber sie bleibt in ihre Regimenter und Bataillons geordnet, setzt ihre Waffenübungen fort, und ist stets bereit zum wirklichen Dienste. Da ihr ganzes Officiercorps im Frieden nicht besoldet werden kann, so ist dasselbe, die Zeit der jährlichen Uebungen ausgenommen, beurlaubt, jedoch dergestalt, daß ein besoldeter Stab, ungefähr in derselben Art, wie bei den englischen Militzregimentern gebildet wird. Der Stab eines Bataillons des ersten Aufgebots in Friedenszeiten besteht aus einem Commandeur, einem Adjutanten, der auch Rechnungsführer ist, einem Bataillonschirurg, einem Bataillonsschreiber und einem Büchsenschmid. Für ein Bataillon des zweiten Aufgebots besteht der Stab nur aus einem Commandeur und einem Adjutanten. Außerdem werden noch besoldet und bleiben im Dienste ein Feldwaibel, ein Capitain d'Armes und zwei Gefreite. Die Auswahl zu Offiziers muß immer auf die achtungswerthesten Landwehrpflichtigen des Kreises fallen, und dieß als eine Ehrensache der gebildeten Klasse angesehen werden. Die Auswahl der Regiments- oder Bataillons-Commandeurs behält sich der König selbst bevor. „Auf diese Art, bemerkt eine dießfallsige Bekanntmachung, ist mit möglichster Schonung der bürgerlichen Verhältnisse, mit der dem preußischen Staate eigenen heilsamen Ersparniß in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, und zugleich mit Liberalität und Humanität für die Aufrechthaltung eines Nationalmilitärs gesorgt worden, welches sich in der Zeit der

Gefahr, dem Aufrufe des geliebten Monarchen gemäß, mit dem regsten Vaterlandssinn bildete, und in der Zeit der Sicherheit und Selbstständigkeit des Staats stets gerüstet, bewaffnet und kriegsgeübt bleibt, um den Frieden zu sichern, ihn aber auch auf den ersten Wink, gegen jeden Feind, der ihn verletzen möchte, zu behaupten."

Landwirthschaft (die), auch schlechtweg Oekonomie genannt, ist theils ein Gewerbe, theils eine Wissenschaft. Bei der Landwirthschaft als Gewerbe, wendet der Landwirth zur Erreichung seines Zweckes alle Anstalten und Bemühungen dergestalt an, daß er durch den geringsten Aufwand von Zeit, Raum, Kosten und Arbeit die nützlichsten Pflanzen und Thiere in ihrer größten Güte und Vollkommenheit hervorbringen, seine Erzeugnisse bis zum Verbrauche gut aufbewahren, und nach Abzug der Hervorbringungskosten unter allen Orts- und Zeitverhältnissen den höchsten reinen Ertrag daraus gewinnen kann. Allein die Landwirthschaft als Wissenschaft lehrt die besten, gewissesten, auf Erfahrung und Vernunft gegründeten Regeln in einer logischen Ordnung, wie jene erwähnten Anstalten und Bemühungen des Landwirths eingerichtet werden müssen, damit der Zweck der Landwirthschaft auf die geschwindeste, leichteste, vollkommenste und angenehmste Art erlangt werden möge. Nach diesen Beziehungen beschäftigt sich die Landwirthschaft in der weitläufigsten Bedeutung mit Wiesen-, Feld-, Garten- und Waldbau, mit der Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei, Brauerei, Brennerei ꝛc. und mit der Landhaushaltungskunst. In Rücksicht auf die Erlernung derselben theilt man sie in die theoretische, d. h. wissenschaftliche, oder nach dem von einigen Neuern angenommenen Sprachgebrauche, rationelle, und in die practisch-empirische ein. Da die Ausübung der Landwirthschaft nicht nach Willkühr geschehen darf, so ist nach und nach auch ein Landwirthschaftsrecht entstanden. Dieses besteht, allgemein genommen, in dem Inbegriffe der Rechte und Verbindlichkeiten oder Rechtswahrheiten, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf die Landwirthschaftsführung haben. Die Gegenstände sind daher von großem Umfange, und sofern dasselbe die verschiedenen Arten und Rechte der Landgüter, die Verhältnisse der Gutsherren und der Bauern, die besondern Rechte und Privilegien derselben, die Gerichts- und Polizeiverfassung auf den Dörfern, die mit der Landwirthschaft in engerer Verbindung stehenden Contracte ꝛc. betrifft, greift das Oekonomierecht in verschiedene Haupt- und Nebentheile der Rechtswissenschaften, namentlich in das römische und deutsche Privatrecht, in das Dorf- und Bauernrecht, in das Cameral- und Polizeirecht ein. X.

Länge (geographische) bezeichnet denjenigen Bogen des Aequators, welcher zwischen einem angenommenen Anfangspuncte desselben und dem Mittagskreise des Orts enthalten ist. Dieser Bogen wird durch Grade, Minuten und Secunden des Aequators ausgedrückt, welche von dem genommenen Anfangspuncte desselben immer weiter gegen Morgen zu gerechnet werden; daher die Länge eines Orts gegen 365 Grade betragen kann. Ein solcher Anfangspunct, von welchem man nämlich beginnt, die Entfernung der Oerter unter einander von Osten nach Westen, oder umgekehrt, zu berechnen, ist gleichgültig, und kann von jedem beliebigen Orte genommen werden. Gewöhnlich wird er aber so bestimmt, daß, von ihm an gerechnet, die pariser Sternwarte gerade 20 Grad entfernt ist, das heißt, so daß die pariser Sternwarte gerade 20 Grad Länge beträgt. Der Kreis nun, welcher vermittelst des Mittagskreises durch jenen angenommenen Punct von Norden zum Aequator

zogen wird, heißt, weil man von ihm zu zählen anfängt, der erste
Mittagskreis oder der Meridian, (s. d. Art.). Die Länge oder
e Bestimmung, wie weit ein Ort von dem andern von Osten nach
Westen entfernt ist, ist neben der Breite oder der Bestimmung, wie weit
r Ort vom Aequator absteht, zur Auffindung der wahren Lage eines
rts auf der Erde unumgänglich nothwendig und auf sie gründet sich
e Erdbeschreibung und die Verzeichnung der Landkarten. Ob nun
leich die größten Astronomen zu allen Zeiten und in allen cultivirten
ändern der Erde von jeher unabläßig bemüht gewesen sind, die Me-
hoden zu vervollkommnen, nach welchen die Längen zu finden sind; so
at es damit immer noch seine unübersteiglichen Schwierigkeiten gehabt.
Die Aufgabe ist nämlich folgende. Da die Sonne durch ihre schein-
are tägliche Bewegung von Osten nach Westen einen Kreis um die
Erde beschreibt und hierbei also die Oerter, welche nach Morgen lie-
en, ... r berührt, als die Oerter, welche nach Abend liegen; so giebt
er Unterschied der Zeit, um welche der Mittag eines Orts (das
eißt der Augenblick, in welchem die Sonne dem Scheitelpuncte am
ächsten steht) früher einfällt, als an einem andern Orte, der wei-
r nach Abend liegt, den Unterschied der Entfernung des einen Orts von
em andern an. Wenn man z. B. weiß, daß an dem einen Orte die
Sonne den höchsten Standpunct am Himmel eine Stunde früher er-
icht, als an dem andern; so kann man danach berechnen, wie weit
on Osten bis nach Westen dieser Ort von dem andern entfernt liegt.
Diese Stunde wird dann in Grade getheilt, wobei man 1 Min. für 15
immt. Nun besteht aber die Schwierigkeit darin, auszuforschen, um
ie viel der eine Ort früher Mittag hat, als der andere, oder, mit an-
ern Worten, die gleichzeitigen Augenblicke an zwei verschiedenen Orten
er Erde zu entdecken. Diese Streitigkeit ist bis jetzt durchaus noch
icht nach Wunsch gehoben worden. Für das feste Land hilft man sich
i nicht zu weiten Entfernungen durch Signale mit Bomben, Raketen,
ulverentzündungen u. dgl.; allein bei großen Entfernungen, und be-
nders auf dem Meere, fallen diese Hülfsmittel weg. Hier bleibt nichts
brig, als Zeichen oder Erscheinungen am Himmel aufzusuchen, welche
i einem und demselben Augenblicke an verschiedenen und sehr von ein-
nder entfernten Orten der Erde gesehen werden. Hierzu sind vorzüg-
ch der Anfang und das Ende der Mondsfinsternisse, die Ein- und Aus-
itte der Mondsflecken in und aus dem Erdschatten, und die Ein- und
ustritte der Jupiters-Monde in den Schatten ihres Hauptplaneten
rauchbar. Diese Himmelsbegebenheiten geben an zwei verschiedenen
rten der Erde, nach dem Augenblicke des Mittags betrachtet und mit
nander verglichen, den Unterschied der Zeit, in welcher es an den bei-
n Orten Mittag ist. Aber auch Sonnenfinsternisse, Bedeckungen der
ixsterne von Planeten und die Durchgänge der Venus und des Mer-
ur durch die Sonnenscheibe, dienen hierzu. Denn wenn auch diese Him-
elsbegebenheiten an jedem Orte nicht zu einer und eben derselben Zeit
chtbar sind, so können sie doch durch Berechnung leicht auf diejenige Zeit
urückgeführt werden, in welcher man sie vom Mittelpuncte der Erde in
er Zeit eines jeden Orts beobachtet haben würde. Nichts desto weni-
er sind alle diese Mittel, die Längen der Oerter zu finden, selbst auf
em festen Lande noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Da nun
ber die Schifffahrt unglaublich gewinnen würde, wenn man ein siche-
es Mittel kennte, die Meereslänge sicher und ohne große Schwierigkeit
u bestimmen: so haben alle schifffahrttreibende Nationen auf die Ent-
eckung eines solchen Mittels ansehnliche Preise gesetzt. Man hat dazu

die Magnetnadel und deren Abweichung in Vorschlag gebracht. Allein, alle andere Schwierigkeiten abgerechnet, steht der Anwendung derselben die große Ungewißheit entgegen, in welcher sich noch jetzt die Theorie dieses Phänomens befindet. Einen größern Nutzen gewähren die Längenuhren oder Zeitmesser (Chronometer), deren man sich nun jetzt zu jenem Endzwecke bedient. Ist z. B. eine solche Uhr in London nach der Sonne gestellt, und vergleicht man dann die Zeit der Uhr mit derjenigen, welche es auf dem Meere ist; so wird der Unterschied der Zeit, in welcher jene Himmelserscheinungen sich auf dem Meere ereignen, in Vergleichung mit der Zeit, in welcher sie zu London eintreffen, und welche letztere man natürlich schon vorher kennt, die Länge des Orts angeben. Soll nun aber das Mittel, durch Uhren die Meereslänge zu erfahren, einigermaßen Genüge leisten; so begreift man leicht, daß die Uhren selbst zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht werden müssen, als es bisher der Fall gewesen ist. In unsern Zeiten sind nun auch wirklich mehrere Künstler ungemein weit in Bearbeitung derselben gekommen. Insbesondere hat Thomas Mudge eine dergleichen verfertigt, welche nach einer Ueberfahrt von vier Wochen die Länge von St. John bis auf 6 Secunden und nach einer stürmischen Rückreise bis auf 9 Secunden angab. Außerdem aber, daß nicht ein jedes Schiff eine solche Uhr besitzt; so können auch bei den besten Instrumenten dieser Art so vielerlei Unfälle eintreten, und unvermerkt so viele Fehler einschleichen, daß man dadurch zu sehr groben Irrthümern verleitet werden kann. Aus diesem Grunde bleiben die Himmelsbewegungen immer noch die unentbehrlichsten Hülfsmittel zur Bestimmung der Meereslängen. Da nun aber die Verfinsterungen und Bedeckungen u. s. w. so selten und so schwer zu beobachten sind; so hat man die Distanzen des Monds von der Sonne oder von andern bekannten Fixsternen zur Bestimmung der Länge vorgeschlagen. Diese können nämlich in den meisten Nächten gemessen werden. Nur wird dazu erfordert, daß man mit dem Mondeslaufe vollkommen bekannt ist. Die mühsamen und schwierigen Berechnungen, welche dabei vorfallen, können nach den bekannten vortrefflichen Mondstafeln von Tobias Mayer, Shepher und Margett auch selbst von ungelehrten Seefahrern sehr leicht bewerkstelligt werden.

Lannes, Herzog von Montebello, französischer Reichsmarschall, Großkreuz und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion, ward zu Lectoure im Departement du Gers im südlichen Frankreich geboren. Für die Wissenschaft erzogen, wollte er sich den juristischen Studien widmen, als der ausbrechende Revolutionskrieg die Söhne des Vaterlandes zur Vertheidigung aufrief. Vom Sergeant-Major stieg er hier sogleich bis zum Brigadechef. Ungeachtet seiner bewiesenen Tapferkeit ward er nach einiger Zeit entlassen, eilte aber kurz darauf als Freiwilliger nach Italien, wo er, der schon einiger Renommee genoß, dem Obergeneral Bonaparte vorgestellt wurde, der ihn bald würdigen lernte. Als Brigadechef bei dem General Bonel angestellt, zeichnete sich Lannes in der Schlacht von Millesimo so vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef eines Regiments ernannt wurde. Nach mehrern Beweisen seiner Tapferkeit trug er auch in der Schlacht bei Lodi vieles zum Siege bei. Nachdem er darauf in Vereinigung mit mehrern Generalen Pavia, welches einen Aufstand erregt, mit Sturm eingenommen hatte, ward er zum Brigadegeneral ernannt. Mit 600 Grenadieren nahm er, bei der Belagerung von Mantua, die Vorstadt St. Georg ein und bemächtigte sich mit dem Bayonnette des daneben gelegenen Brückenkopfs. In der Folge marschirte er mit seiner Brigade nach Rom, wo er, nach geschlos-

enem Frieden, vom Papste mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Divisionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetsten Dienste leistete, und besonders die Redoute vor Abukir erstürmte, wodurch diese Stadt in die Gewalt der Franzosen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet war, mußte r, bei seiner Rückkehr nach Paris im Herbst 1799, noch auf Krücken jehen. Am 9. und 10. Nov., als an den merkwürdigen Tagen des Sturzes der Directoren, commandirte er anfangs in den Tuillerien und nachher vor dem Saale des Raths der Alten. Im nächsten Frühjahre vard er zum Befehlshaber und Inspector der Garde der Consuln ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oesterreich führte, errang Lannes schnelle Vortheile; besonders zeichnete er sich in der Schlacht von Marengo aus, wofür ihm von der Regierung ein Ehrensäbel mit einer Inschrift gegeben wurde. Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 als Gesandter nach Lissabon geschickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Oesterreich und Rußland auf den Kriegsschauplatz zurück, nachdem er bereits in Lissabon zum Marschall des Reichs, Großkreuz und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion ernannt worden war. In der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. 1805 erhielt er den Oberbefehl über den linken Flügel und alle seine Angriffe waren siegreich. Der französisch-preußische Krieg eröffnete dem Marschall Lannes im Herbst 1806 ein neues Feld rühmlicher Thätigkeit. Er war es, der in Vereinigung mit Augereau am 10. Oct. bei Saalfeld durch Vernichtung des linken preußischen Flügels unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den ersten Grund zu dem Mißglücke der preußischen Waffen legte. In der Schlacht bei Jena am 14. Oct. befand er sich mit seinem Corps im Centrum des französischen Heers, und hier war es, wo der schnell begonnene Kampf auch zu einem schnellen Siege führte. Er ließ darauf am 25. Oct. Spandau capituliren, lieferte ein hitziges Treffen bei Pultusk gegen die Russen und commandirte in der Schlacht bei Friedland das Centrum der Armee. Als Herzog von Montebello, zu welchem er bald hierauf erhoben ward, eroberte er das sich mit Verzweiflung vertheidigende Saragossa durch unterirdische Minen am 21. Febr. 1809. Von Spanien aus folgte er dem Kaiser Napoleon nach Deutschland, stürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Eßlingen das Ziel seines thatenreichen Lebens, wo ihm eine Kanonenkugel ein Bein fortriß. Er ward nur 37 Jahr alt und hatte zu vierzehn verschiedenen Malen bedeutende Verwundungen erhalten, an deren letztern und gefährlichsten er sein Leben verlor.

Laokoon, ein Priester Neptuns zu Troja, war nach dem Abzuge der Griechen so eben damit beschäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als auf einmal von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geschwommen kamen und sich gegen den Opferaltar hinwälzten. Die erschrockenen Zuschauer fliehen, Laokoon und seine Söhne werden ihr Opfer. Zuerst werden die letztern von ihnen umschlungen und sie versetzen dem jüngsten tödtliche Bisse; dann ergreifen sie auch den Vater, der seinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umschlingen mehreremale seinen Körper und strecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor. Er bemüht sich die Schlangen von sich abzureißen, und stößt vor Schmerz das schrecklichste Geschrei aus. Nun entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo sie sich zu den Füßen der Göttin lagern, und sich unter ihrem Schilde verstecken. Das

ganze Volk fühlt jetzt nicht Mitleiden, sondern Abscheu gegen den Unglücklichen, weil Laokoon früher ihr Heiligthum, das hölzerne Bild entehrt und es mit einem Speere durchbohrt habe. Dieß die Geschichte des Laokoon, wie sie uns von Virgil erzählt wird. Andere Schriftsteller erzählen sie auf eine von dieser verschiedene Weise, obgleich in der Hauptsache übereinstimmend. Sie hat zu einem Werke der bildenden Kunst Veranlassung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthum übrig ist. Dies ist die berühmte Gruppe des Laokoon, welche im Jahre 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen wurde, der sie darauf im Belvedere aufstellen ließ, wo er, nach zurückgelegter französischer Wanderung, noch zu sehen ist. Dieß Werk ist vollkommen gut erhalten worden, obgleich ihm der rechte Arm fehlte, welcher von einem geschickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den berühmtesten Urtheilen, welche über dies Kunstwerk gefällt worden sind, wollen wir hier nur dasjenige zusammenstellen, was von Heyne und in den göthischen Propyläen darüber gesagt worden ist. Die Gruppe des Laocoon erfüllt, nach der Meinung dieser Schriftsteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunstwerke fordert: richtige Kenntniß des menschlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth, Schönheit u. s. w. Alle dazu gehörigen Figuren sind nackend vorgestellt. Der Zustand der Figuren ist folgender: Laokoon selbst hat die eine Schlange mit beiden Händen angefaßt, mit dem ausgestreckten rechten Arme den untern und mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hälfte einsetzt. Der Kopf dieser Schlange an der Gruppe, wie sie jetzt vorhanden, ist restaurirt und zwar nicht ganz glücklich, indem die Stelle des eigentlichen Bisses nicht recht angegeben ist; aber es haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, so, daß uns über die Absicht des alten Künstlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm ist augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt vielmehr jetzt noch und zwar an dem empfindlichsten Theile des Körpers, wo schon der geringste Kitzel eine ähnliche Bewegung hervorbringt, wie wir sie hier sehen. Der Körper entweicht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdruck des Schmerzes, sieht man bei ihm auch das thätige Bestreben, sich von dem furchtbaren Feinde loszumachen und sich und seine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt sie. In den ringenden Armen und den von der Schlange noch umwundenen Füßen zeigt sich der Ueberrest der vorhergehenden Situation, wo die Schlange sich um den Unglücklichen wand und er sie mit den Händen faßte, und so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich sind auch, außer dem körperlichen Schmerze, die geistigen Leiden des Mannes auf der höchsten Stufe vorgestellt. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung sind nicht weniger kennbar, als der körperliche Schmerz ausgedrückt. Von den Söhnen ist der jüngste an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen;

mit der linken Hand drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe. Sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen; keineswegs aber beißt sie, wie man sonst geglaubt hat. Er strebt ohnmächtig und ist geängstigt, aber noch nicht verletzt. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten, gegen den Vater ausgestreckten Arm und der hintere Theil der andern sein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erschrickt aber über die augenblickliche Verwundung seines Vaters und schreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzustreifen sucht. Die Wirkungen der Schlange sind stufenweise angegeben: die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben so ist die Macht der drei Menschen sehr weise: Laokoon ist ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Einen rüstigen Jüngling an seine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden mit ihm leidenden Knaben sind auch dem Maße nach gegen den Vater klein gehalten, um diesen, als Hauptgegenstand der Gruppe, desto mehr auszuzeichnen. Der älteste, am wenigsten verstrickte Sohn ist zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und so erhält das Werk dadurch die vollkommenste Vollendung. Es ist nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenstand an sich selbst einer der glücklichsten für die bildende Kunst ist, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen und Gewalten, sondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zusammengefaßten, auf einen Punkt vereinten, sondern einen vertheilten Widerstand fordern und die vermöge ihres Baues fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zustand der Lähmung zu versetzen. Eben durch dieses Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Aber so wie nun der Gegenstand an sich selbst sehr gewählt ist, so konnte der Moment der ganzen Gruppe ebenfalls nicht glücklicher seyn. Dieser ist gesteigert: der eine Körper wird durch Umwindung wehrlos gemacht; der andere ist zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt Hoffnung zur Flucht übrig. Im ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn. In Rücksicht des gewählten Moments ist auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunst sich merklich vor dem Auge bewegen soll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andere Lage haben muß. Dieses Erforderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will, so stelle man sich in gehöriger Entfernung mit verschlossenen Augen vor das Werk, öffne sie und schließe sie sogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man sie des Nachts bei Fackelschein betrachtet. Aber auch die mechanischen Vollkommenheiten dieses Werks setzen den Kenner in Erstaunen; die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften, fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung, welches alles nur ein

Künstler von Profession einzusehen im Stande ist. Alle Figuren sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, ein Ideal der schönen Natur, ohne daß jedoch dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen ganz unterdrückt sind. Verfertigt wurde dieses Werk, wie man nach dem Plinius annimmt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Agesander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrscheinlich die Söhne des Erstern gewesen sind. Ueber das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, ist bisher noch ein Zweifel gewesen: Moussei setzt sie in die acht und achtzigste Olympiade, oder in die ersten Jahre des peloponesischen Krieges; Winkelmann in das Zeitalter Lysipps und Alexanders, und Lessing macht es wahrscheinlich, daß jene drei Künstler unter den ersten Kaisern gelebt haben. Aber man muß billig sogar zweifeln, ob die Statüe, von der Plinius mit so enthusiastischem Lobe spricht, eine und eben dieselbe mit derjenigen sey, welche wir jetzt besitzen. Plinius sagt von der seinigen, daß sie aus einem einzigen Stücke gearbeitet gewesen; die unsrige hingegen ist, nach der Bemerkung verständiger Beobachter, aus mehrern Blöcken zusammengesetzt, obgleich die Fugen sehr künstlich versteckt sind. Man kann dieß freilich auch so erklären, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar nichts gelitten hatte, so künstlich versteckt und verkleidet seyn konnten, daß auch der geübteste Beobachter glauben mußte, sie sey aus einem einzigen Steine verfertigt gewesen. Sind doch selbst jetzt noch die Fugen nur dem geübten Auge sichtbar. Ein anderer, weit wichtigerer Grund gegen die Meinung, daß Plinius Laokoon und der unsrige ein und dasselbe Werk sey, ist jedoch, daß man, verschiedenen Nachrichten zufolge, Bruchstücke von einem andern Laokoon gefunden hat, der ebenfalls in Rom gewesen seyn muß. Da aber diese Bruchstücke jetzt gänzlich verschwunden sind, so läßt sich daraus weder für noch gegen jene Meinung etwas herleiten. Man hat vom Laokoon verschiedene Copieen neuerer Künstler, unter andern eine von Bacio Bandinelli um 1525, die zu Florenz in der mediceischen Gallerie aufgestellt ist; ferner eine andere von Bronze gegossen nach einem Modell von Jacopo Tatti oder Sansuvino, der ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte. Diese Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon selbst steht auf einem ungefähr mannshohen Piedestal. Diese Aufstellung scheint zu niedrig zu seyn, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrscheinlich hatte dieses Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung.

Laon, eine Stadt im französischen Departement de l'Aisne, auf einer steilen Höhe gelegen, mit 1625 Feuerstellen und 6091 Einwohnern, welche wichtige Manufacturen in Hüten, Strümpfen, Leder, Leinwand und Baumwollenwaaren betreiben. Sie ist in unsern Tagen besonders durch das Treffen merkwürdig geworden, welches in ihrer Nähe Napoleon dem Feldmarschall Blücher am 9. März 1814 geliefert hat. Nach dem Treffen bei Bar sür Aube (s. d. Art.) am 27. Febr. ergriffen die Verbündeten, nachdem sie zuvor bis Chaumont zurück gewichen waren, die Offensive wieder. Auch Blücher, nachdem er seine vereinzelten Corps in Chalons vereinigt hatte, fieng an wieder vorzurücken. Sein ganzes Heer war aber kaum 45,000 Mann stark; dagegen zogen die Corps von Bülow, Winzingerode und Woronzow aus den Niederlanden hervor, um sich mit ihm zu vereinigen, wodurch sich seine Macht verdoppelte. Napoleon, der die Schwäche der schlesischen Armee kannte, beschloß erst sie aufzureiben, und dann seine Hauptmacht gegen Schwar-

enberg zu lenken. Aber Blücher wußte ihm durch geschickte Bewegungen auszuweichen, ging über die Marne, und brachte am 3. März die Vereinigung mit Bülow und Winzingerode, in Soissons, glücklich zu Stande. Deßungeachtet setzte Napoleon seine offensive Operation fort, nahm Rheims durch Ueberfall, und ging bei Berry au Bac über den Fluß. Es erfolgte am 7ten ein heftiges Treffen bei Craonne, wo die Corps von Winzingerode und Sacken, die von den andern nicht unterstützt werden konnten, einen schweren Kampf mit der ganzen feindlichen Armee, standhaft und tapfer, aber nicht ohne bedeutenden Verlust, erstanden. Blücher concentrirte nun seine ganze Macht hinter Laon, wo er entschlossen war, die Schlacht anzunehmen. Bülow besetzte die Stadt und die Bergebene; die Corps von Langeron, Sacken und Winzingerode bildeten den rechten, die von York und von Kleist den linken Flügel. Der Feind war am 8. Abends von Soissons vorgerückt, den andern Morgen drängte seine Infanterie, während eines starken Nebels, die Posten der Verbündeten zurück, und nahm die Dörfer Semilly und Ardon. Als aber um 11 Uhr der Nebel gefallen war, ließ der Feldmarschall die Corps von Winzingerode in die Offensive übergehen; die Dörfer wurden wieder genommen, und der Feind bis Laslicourt zurück geworfen. Unterdessen hatte der Feind seine Hauptmacht gegen den linken Flügel gerichtet, und rückte mit derselben auf der Straße von Rheims vor. Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht erhalten hatte, sandte er die Corps von Sacken und Langeron zur Verstärkung des linken Flügels ab, und gab dem General York Befehl, nach Ankunft derselben mit Kraft über den Feind herzufallen. Mittlerweile war dieser General schon ins Gefecht gekommen, das besonders in der Umgebung des Dorfes Athis mit Heftigkeit fortgesetzt wurde. Schon fieng es an dunkel zu werden, als die Verstärkung heran zog. Sogleich setzten die Befehlshaber des linken Flügels alle ihre Colonnen zum Angriffe in Bewegung. Ihre Anordnungen wurden mit Kühnheit und Präcision ausgeführt. Unaufhaltsam drangen die Bataillone, durch das Schlagen aller Tamboure und die Signale der Hörner in der Dunkelheit zusammen gehalten, vor, und fielen, ohne auf das ihnen entgegen wirkende Kartätschenfeuer zu achten, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonette, stürmend über den Feind her. Zu gleicher Zeit warf sich der General Ziethen, den Säbel in der Hand, auf die feindliche Cavallerie. Die Zuversicht und das Ungestüm der Stürmenden, das Unerwartete des Angriffs und die Schrecken, die einen nächtlichen Ueberfall begleiten, brachten die Franzosen in Verwirrung. Ihre Linien wurden über den Haufen geworfen, ihr Geschütz genommen und ihre Stellung erobert. Bald war ihre Niederlage allgemein, und alles überließ sich der Flucht. Bis um 1 Uhr in der Nacht verfolgten die Sieger die erkämpften Vortheile und drangen bis Maison-rouge vor. 46 Kanonen, über 50 Munitionswagen, und mehrere tausend Gefangene waren die Trophäen dieses Tages, und man hatte sie mit einem verhältnißmäßig geringen Verlust erkämpft. Das größte Verdienst unter den Heerführern hatte sich der Prinz Wilhelm von Preußen und der General Ziethen erworben; jener durch den kühnen, siegreichen Angriff auf die Infanterie, womit er das Treffen eröffnete, dieser aber durch das meisterhafte Cavalleriemanöuvre, durch das er die feindliche Niederlage vollendete. Während am folgenden Tage der linke Flügel fortfuhr seine Vortheile zu verfolgen, rückte der Feind, um den Geschlagenen Luft zu machen, gegen die Corps der Generale Winzingerode und Bülow an, beschäftigte durch Kanonen- und Tirailleurfeuer die Fronte derselben den

ganzen Tag, und machte sogar noch einen Angriff auf die Stadt Laon. Da er aber alle seine Anstrengungen an dem Widerstande der Verbündeten scheitern sah, trat er in der Nacht seinen Rückzug an, und Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach Soissons. Sein Plan, Blüchers Armee zu überwältigen, war nun, zu seinem großen Nachtheile, gänzlich vereitelt; die Verbindungen zwischen Blüchern und der großen Armee waren aufs Neue gesichert; man konnte nun die entscheidenden Bewegungen beginnen, die nachher den gänzlichen Untergang des Feindes zur Folge hatten.

Laperouse s. Perouse.

Lapidarschrift ist eine solche, welche gewöhnlich auf steinernen Denkmählern gebraucht wird. Da nun diese Schrift, wegen der Beschränktheit des Raumes, immer sehr kurz und beschränkt seyn muß; so ist darum auch der sogenannte Lapidarstyl als ein Muster von bündiger Schreibart betrachtet worden.

Lapis Lazuli (Lasurstein) wird gewöhnlich zu dem Kieselgeschlechte gerechnet. Sein Name ist persisch und bedeutet deutsch blau. Er ist von schöner himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemischten Eisentheilen herrührt; ist durchsichtig; auf dem Bruche matt und fast erdig, und mit Puncten von Schwefelkies versehen. Er ist stets ungeformt und enthält Kieselerde (von dieser am meisten), Thonerde, kohlensaure und schwefelsaure Kalkerde oder Gyps, Wasser und Eisenkalk. Er bricht im südlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Persien und Natolien. Wahrscheinlich ist er der Sapphir der Alten, auf dessen Beschreibung er, aber nicht unser Sapphir, paßt. Er wird zu dem sogenannten Ultramarin, der bekannten kostbaren Malerfarbe, gebraucht, welche die theuerste unter allen ist: denn die Unze wird mit vier Thalern bezahlt. Doch gebraucht man statt deren jetzt die feinste Schmalte, welche fast deren Stelle vertritt. Es giebt auch einen unechten Lasurstein (armenischer Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keinen Funken von sich giebt und sich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht, und ziemlich häufig in Armenien gefunden.

Laplace, einer der berühmtesten und um ihre Wissenschaft sehr verdienten jetzt lebenden Astronomen, und gegenwärtig (1814) ein Greis von beinah 80 Jahren, war zu Beaumont geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärschule die Mathematik. Später begab er sich nach Paris und widmete seine Thätigkeit der Astronomie, die von ihm bedeutend erweitert wurde. So wandte er das Gesetz Newtons, nach welchem die Weltkörper auf einander wirken, und durch dieses Wirken gegenseitig gewisse Störungen in ihren Bahnen veranlassen, auf die Astronomie an, und gab die Formel, nach welcher diese Störungen zu berechnen sind. Aber auch der Senat nahm seine Thätigkeit in Anspruch. Von den Consuln zum Minister des Innern ernannt, ward er bald in diesem Posten von Lucian Bonaparte abgelöst. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungssenat, ward 1803 zum Vicepräsidenten und im Sept. zum Kanzler desselben erwählt, außerdem noch in den Grafenstand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beschenkt. Von seinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerstreut sind, ist vielleicht die wichtigste sein Mécanique céleste.

Lappland (Sameland), eine große Landschaft in Europa, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Finnland, gegen Osten an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen. Sie

wird eingetheilt 1) in das norwegische Lappland (Finnmarken), 2) in das russische Finnland und 3) in das schwedische Lappland. Das erstere Lappland wird zu dem norwegischen Stifte Drontheim gerechnet. Das russische Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamoreskoy-Leporie eingetheilt. Das schwedische Lappland ist größer, als die andern beiden zusammengenommen und wird in sieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angermannslans- (Aseln-) Lappmark, c) Umeolappmark, d) Piteolappmark, e) Luleo-Lappmark, f) Torneo-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Das ganze schwedische Lappland hat keine Städte, sondern nur 31 Dorfschaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In diesen Dörfern befinden sich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Man findet im Lande Eisen, Blei, Kupfer, Krystall, Magnete, Quecksilber, Zinnober und andere Mineralien. Es hat viele Felsen und Berge, ist überaus kalt und hat schöne Zobel, Hermeline, Marder und anderes kostbares Pelzwerk. Die Einwohner sind finnischer Abkunft, und theilen sich in Gebirg- und Seelappen. Jene, die von ihren Rennthieren leben, sind reicher; diese hingegen genießen meistens nichts als Fische. Sie sind verzagt, von mittler Größe und mehrentheils bräunlich. Ihre Kleidung ist grobes Tuch und Pelzwerk; ihr größter Reichthum besteht in Rennthieren. Ob man gleich Kirchen und Schulen errichtet und verschiedene Bücher in lappländischer Sprache hat drucken lassen; so bleiben die Einwohner doch noch hin und wieder der Abgötterei zugethan. Im Sommer sind die Tage so lang, daß auch in der Nacht die Sonne nicht untergeht, im Winter hingegen sehr kurz. Dann werden die Nächte aber theils vom Schnee, vom Monde und von den Sternen, theils von dem sogenannten Nordlichte so sehr erleuchtet, daß man ohne Licht sehen kann.

Laren (Lares), Kinder der Lara (Larunda) und des Mercur, waren die Hausgötter der Römer. Eigentlich verstanden diese wohl unter Laren dasselbe, was die Griechen Heroen nannten, das heißt, vergötterte Menschen, die Manen verstorbener frommer Freunde und Verwandten. Man kann die Laren überhaupt mit zu den Genien rechnen. Außer ihrer besondern Bestimmung als Hausgötter, standen sie auch den Straßen, Wegen, Feldern, ja wohl ganzen Städten u. s. w. vor. Man hatte daher Lares viales, compitales, publici, domestici, praestites, familiares, militares, marini, rustici u. a. m. Sie waren erblich, so, daß jede Familie die ihrigen stets behielt. Man bildete sie in Knabengestalt von Wachs, mit einem Hundesfelle umhangen, ab, und stellte sie so um den Heerd des Hauses her, weswegen sie auch genii focorum und dii laterini (weil die Heerde von Ziegeln gemauert waren) hießen. Mit den Penaten wurden sie häufig verwechselt, waren aber dadurch von diesen verschieden, daß die Laren menschlichen, die Penaten hingegen göttlichen Ursprungs waren, und daß letztere bloß in dem innersten Theile des Hauses verehrt wurden, die Laren aber auch, wie schon oben angemerkt worden, auf öffentlicher Straße u. s. w. aufgestellt waren. Die Laren, welche oft, zum Beweise ihrer schützenden Macht, einen Hund neben sich hatten, wurden sehr sorgfältig von den Römern verehrt. Täglich goß man etwas Wein vor ihnen aus, zündete Weihrauch an und verbrannte einiges Getraide vor ihnen. Auch von den Speisen setzte man ihnen in einer hölzernen Schüssel (patella) etwas auf den Heerd und verbrannte es. Am ersten Mai steckte man vor ihnen grüne frische Blumenkränze auf; auch hing man ihnen zu Ehren in dem, ihnen heiligen Camin einen größern Kranz auf. An Festtagen,

auch bei Hochzeitfesten u. s. w. zierte man sie noch außerdem mit Kränzen von Blumen und opferte ihnen mehr Weihrauch wie gewöhnlich. Man brachte ihnen auch die Erstlinge der Früchte, dann und wann ein Schwein, Lamm oder Kalb, und zu gewissen Zeiten auch Honig, Kuchen und Weintrauben dar. Kam der Hausvater von einer Reise zurück, so begrüßte er zuerst die Laren und opferte ihnen. Wer ein neues Haus bezog, nahm sie mit und brachte ihnen alsdann ein Opfer. Ihre öffentlichen Feste hießen Compitalia. Außer den verschiedenen Arten Laren, welche wir bereits oben angeführt haben, gab es noch Lares hostilii, welchen man opferte, weil man glaubte, daß sie die Feinde abzuhalten vermöchten; Lares grundules, welchen man opferte, weil sie die Fruchtbarkeit der Schweine befördern sollten. Als nämlich die Hirten dem Romulus und Remus die Herrschaft ihres kleinen Staats übergeben hatten, warf eine Sau dreißig Junge auf einmal. Zum Andenken dieses Wunders widmeten sie diesen Laren einen Tempel; endlich waren auch noch Lares querquetulani vorhanden, die vielleicht den Eichenwäldern vorstanden. Nach einigen sollen dieß Nymphen gewesen seyn, welche die Schutzgöttinnen eines Eichwaldes waren, der sich in alten Zeiten bei der Porta querquetuliana in Rom befand.

Largo (in der Musik) bedeutet die langsamste Bewegung des Tempo's. Ein Stück, welches dieses Zeitmaaß zur Ueberschrift hat, muß von kurzer Dauer seyn, weil es nicht wohl möglich ist, den äußersten Grad von Aufmerksamkeit, welcher zu dessen Anhörung erfordert wird, auf eine längere Zeit auszuhalten.

Larive, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward zu Decize geboren, und verrieth schon in seiner frühesten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Denn kaum neun Jahr alt, entwich er seinen Eltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erlangung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine so große Leidenschaft für schauspielkünstlerische Vorstellungen, daß sich seine Eltern genöthigt sahen, ihm den Besuch des Theaters zu verbieten. Durch diesen Zwang ward jene Leidenschaft in ihm nur noch immer heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Pension, welche er jedoch, kaum sechszehn Jahr alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ und dieser nach Honfleur folgte. Hier hatte er sich während fünfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht, als seine Eltern den Aufenthaltsort des Sohns in Erfahrung brachten, und ihn zur Bestrafung nach Domingo einschiffen ließen. Bei der Ueberfahrt dahin sowohl, als während seines vorigen Aufenthalts zu Honfleur, war es, nach Larive's eigner Angabe, wo er an den so verschiedenartigen Menschen, welche ihm zu Gesichte kamen, und an der Aeußerung der Leidenschaften, welche diese ihm zeigten, Menschendarstellung zu studiren begann. So gab ihm, wie er ebenfalls selbst berichtet, der heftige Zorn, in welchen er bei einer gewissen Veranlassung auf dem Schiffe gerieth, das wahre Schema für die Darstellung des zornigen Achilles in der Iphigenie, und er behauptet, daß er diese Scene, ohne jene Veranlassung, die Aeußerung des Zorns an sich selbst zu studiren, bei weitem nicht mit der nämlichen Natur und Wahrheit gespielt haben würde. Folgende Anecdote, welche er in seiner Lebensbeschreibung von sich selbst erzählt, möge beweisen, welche Wirkungen die bloße Stimme und der jedesmalige Charakter, welcher in ihr verborgen zu liegen scheint, her-

vorzubringen im Stande ist. Eine seiner vorzüglichsten Rollen war bekanntlich Orosman in Voltaire's Zaire. Als er nach der Vorstellung dieser Tragödie einst zu einer Kaufmannsfrau in ein Gewölbe trat, um etwas zu kaufen, gerieth diese Frau bei dem Klange seiner Stimme in die heftigste Wallung. Diese erreichte nach und nach einen so heftigen Grad, daß Larive, der nicht wußte, was er aus der Frau machen sollte, so eben ihr Gewölbe verlassen wollte, als diese ihn beschwor, sich zu nennen, weil seine Stimme einen entsetzlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, und sie sich doch nicht erinnern könne, ihn jemals gesehen zu haben. Larive hatte sich, fast wider seinen Willen, kaum genannt, als ihn die Frau mit heftiger Empfindung in ihre Arme schloß und ausrief: „So sind Sie es also, Unglücklicher, der Zairen umgebracht hat!" Die Art und Weise, wie es Lariven endlich gelang, seinen Wunsch, Schauspieler zu werden, in Erfüllung gehen zu sehen, wird von ihm selbst folgender Gestalt erzählt. Nach seiner Zurückkunft von St. Domingo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich dem berühmten Lekain vorzustellen, und diesem sein Verlangen, Schauspieler zu werden, zu erkennen zu geben. Lekain, wahrscheinlich nur in der Absicht, sobald als möglich des jungen Menschen wieder los zu werden, hörte eine Rolle von ihm declamiren, und gab ihm dann den zweideutigen Rath, nur so fortzufahren, und es werde dann sicher ein großer Schauspieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieser Erklärung geschmeichelt, den ersten Held der tragischen französischen Bühne, ohne daß dieser sich eben weiter für ihn zu interessiren schien, und ging stehendes Fußes zur Demoiselle Montansier, die wahrscheinlich eine bessere Meinung von seinen Talenten bekam: denn sie engagirte ihn sogleich mit einem jährlichen Gehalte von 1600 Livres bei ihrer Gesellschaft. Da diese in dem Augenblicke in Tours spielte, so begab sich Larive zu Fuße dahin. Er gefiel bei seinem ersten Auftreten, und sah sich nach zweijähriger Uebung im Stande, auch auf dem Theater der Hauptstadt auftreten zu können. Hier leitete ihn die berühmte Clairon, und Larive trat daselbst im J. 1770 in der Rolle des Zamor auf. Ob nun gleich sein Debüt daselbst nichts weniger als unglücklich ausgefallen war; so kehrte er dennoch nach einigen Monaten in die Provinz zurück, um daselbst mehr Gelegenheit zur vollendeten Ausbildung seines Talents zu bekommen. Lekain war während der Zeit auf Reisen gewesen, und hatte Larive also nicht zu Paris gesehen. Nachdem nun dieser nach und nach einen bedeutenden Ruf erhalten hatte, rief ihn Lekain selbst nach Paris, ohne im geringsten zu ahnen, daß Larive jener junge Americaner (denn für einen solchen hatte sich dieser, ohne sich weiter zu nennen, damals ausgegeben) sey, der ihm vor mehreren Jahren eine Rolle vordeclamirt habe. Dießmal ward Larive vom pariser Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen und bei der französischen Bühne als Stellvertreter Lekain's angesetzt. Nun konnte Larive der Begierde nicht länger widerstehen, sich diesem zu erkennen zu geben. Er lud ihn zum Mittagsessen ein und brachte das Gespräch auf jenen jungen Americaner. „Ei, sagte Lekain, dessen erinnere ich mich noch recht wohl. Dem Narren sah man es an, daß er, wo nicht aus einer andern Welt, doch wenigstens aus einem andern Welttheile kam. Denn stellen Sie sich vor: er hatte nichts geringeres im Sinne, als in größter Geschwindigkeit mein Stellvertreter zu werden." (Diesen Ausdruck hatte Larive gebraucht). Man denke sich die Bestürzung, in welche Lekain gerieth, als nun Larive, ihm zutrinkend, folgendes sagte: „Und doch hat er sein Wort gehalten: dieser Narr von Americaner bin ich." Mit der Aufzeichnung

eines andern Zusammentreffens beider großer Schauspieler, welches nicht minder interessant ist, wollen wir diesen Aufsatz schließen. Larive spielte so eben mit enthusiastischem Beifalle zu Lyon, als auch, wider Vermuthen, Lekain daselbst erschien und sogleich seine Vorstellungen begann. Anfangs machte man Larive den Antrag, für diese Zeit neben Lekain, also in zweiten Rollen, zu spielen. Nach einiger Weigerung nahm Larive den Vorschlag an; Lekain war aber nicht dazu zu bewegen, die angekündigte Vorstellung, Adelheid von Guesclin, noch einige Tage auszusetzen: Larive mußte also in der Nacht, die der Vorstellung vorangging, die Rolle des Nemours studiren. Die Vorstellung begann, und die gegenseitige Eifersucht brachte eine solche bewunderungswürdige Nacheiferung und eine solche hinreißende lebendige Wahrheit in die Darstellung beider Schauspieler, daß das entzückte Publikum vor Wonne erbebte und, unter Erbietung des doppelten Logegeldes, eine Wiederholung der Vorstellung verlangte, zu welcher aber Lekain auf keine Weise zu bewegen war. Noch in unsern Tagen erinnert man sich zu Lyon des Aufsehens, welches diese merkwürdige Vorstellung damals gemacht hat.

Laroche (Marie Sophie) ward am 6. Dec. 1730 zu Kaufbeuren geboren, wo ihr Vater, der Arzt Gutermann, damals lebte, sich nachher aber als erster Stadtphysicus nach Augsburg begab. Im achtzehnten Jahre mit dem sächsischen Leibarzt Bianconi verlobt, der viel für ihre Bildung gethan hatte, brach sie mit ihm, weil er sie nur als Katholikin heirathen wollte, und vermählte sich mit dem kurtrierschen Kanzler und Staatsrath von Laroche, von welchem sie jedoch, nach einer unglücklichen Ehe von einigen Jahren, wiederum geschieden wurde. Seitdem lebte sie auf Reisen, oder zu Speyer, Offenbach, Frankfurt am Main und Schönebeck im Magdeburgischen. Die 1771 von Wieland, den sie bereits vor ihrer Verheirathung mit Laroche geliebt hatte, herausgegebene Geschichte des Fräuleins von Sternheim, eröffnete ihr die schriftstellerische Laufbahn, welche sie mit Melusinens Sommerabende beschloß; eine würdige Laufbahn, auf welcher sie, mehrere Romane ungerechnet, durch die Briefe an Rosalie und an Lina, so wie durch ihre moralischen Erzählungen und andere Schriften, vorzüglich ihrem Geschlechte sehr nützlich geworden ist. Wieland blieb ihr steter Freund und Rathgeber bei allen Vorfällen ihres nicht ganz glücklichen Lebens. Sie starb am 18. Febr. 1807 zu Offenbach am Main im sieben und siebenzigsten Jahre.

Larva (in der Archäologie) bedeutete ursprünglich einen Geist, ein Gespenst, besonders ein schädliches; dann aber auch das Skelet eines Todten, oder eine Abbildung davon, dergleichen man, nach Art der Aegyptier, bei Gastmählern ins Zimmer zu bringen pflegte, um die Gäste an das Leben und an den frohen Genuß desselben zu erinnern. Endlich bedeutete Larva auch eine Maske oder Larve. Diese Masken wurden bei Prozessionen, Einweihungen in die Orgien des Bachus und besonders auf dem Theater gebraucht. Auf dem letzteren entstanden sie, indem die Schauspieler das mit Weinhefen bemalte Gesicht der Possenreißer, welche das Ernte- und Weinfest verherrlichten, künstlich durch eine eben so gemalte Maske nachzuahmen suchten.

Larve (in der Naturgeschichte) ist der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Insecten in der ersten Lebensperiode, also gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen. (S. Insect.)

Lascy (Feldmarschall Graf), 1724 aus einem der edeln Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerst als Hauptmann und Volontär in dem Eu-

ssionskriege der Marie Theresie, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, it welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerk- mkeit auf sich, so daß selbst Friedrich der Große einmal in der Folge nen Generalen schrieb, sie könnten sich ruhig verhalten, während Lascy Wien sey, sollten aber um desto aufmerksamer bei seiner Rückkehr seyn, eil er sicher einen neuen Angriffsplan ausgeschmiedet hätte. Seinen un- meinen Kriegskenntnissen hatte es Lascy zu verdanken, daß er schon im un und dreißigsten Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher urde ihm die Ehre zu Theil, den Plan entworfen zu haben, durch ssen Ausführung Friedrich II. bei Hochkirch in seinem Lager überfal- n und geschlagen wurde und 100 Kanonen verlor. Nach dem sieben- hrigen Kriege ward er, damit man den möglichst größten Gewinn von nen Talenten ziehen möchte, zum Präsidenten des Hofkriegsraths er- nnt, und als solcher brachte er in diesen Zweig der öffentlichen Kriegs- rwaltung eine Einheit, eine Lebendigkeit und Thätigkeit, von welchen an bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veran- ssende Ursache, daß, obgleich nicht schon nach dem siebenjährigen Krie- , doch wenigstens nach dem teschner Frieden zu Pleß, bei Nachod an r schlesischen Gränze, eine Festung angelegt wurde, und diese Festung urde Josephstadt genannt. Im Innern derselben ließ Kaiser Joseph scy's Bildniß mit der passenden Inschrift: De tutissimae arcis fun- ndae consilio et loco, und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths Wien, mit der Inschrift: Qui belli aeque ac pacis artibus peritus, s vincere, his patriam invictam reddere docuit. Suo amico posuit, fstellen. Im J. 1788 stellte sich der Feldmarschall Lascy zum letz- mmale an die Spitze der österreichischen Armeen, und zwar nicht als efehlshaber, sondern nur als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung abac's war eine Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Operation gen diese Festung. Dieser große Krieger überlebte seinen Kaiser zwölf hre, und starb am 30ten Nov. 1801 in seinem sieben und siebenzig- n Jahre.

Last, als Kornmaß im Norden, enthält 60 Scheffel. Es bedeu- auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend; ichfalls ein anderes Schiffsmaaß, nach welchem die Holländer rech- , und wo eine Last 2 Tonnen beträgt. Uebrigens ist die Last, in treff ihres Gewichts, sehr verschieden, und wird beinahe an jedem ßen Handelsorte anders berechnet.

Laster (in der Moral) ist eine Fertigkeit, dem erkannten morali- en Gesetze willkührlich entgegen zu handeln. Der Mensch wird zwar ht lasterhaft geboren: da er aber auf der einen Seite ein Sinnen- sen ist, so hat er in der ersten Zeit seines Daseyns, wo seine Ver- nft noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, einen Hang, seine sinn- en Neigungen und Begierden ohne Unterschied zu befriedigen. Sei- Triebe sind hier sein einziges Gesetz. Sobald ihm aber in der Fol- die Vernunft das Sittengesetz ankündigt, und unbedingt von ihm dert, alle seine Neigungen diesem Gesetze zu unterwerfen; so entsteht schen den Forderungen des Gesetzes und dem Hange der sinnlichen igungen ein Kampf, ohne weitere Untersuchung, ob die Befriedigung letztern sittlicher Weise geschehen könne, oder nicht. Ist nun der mpf so stark, daß der Mensch alle Anforderungen des Gesetzes von zurückweiset, und dieses gegen die Neigung nichts ausrichten kann, dern dadurch vielmehr dasselbe hintangesetzt und der Neigung die erhand zugestanden wird; so kehrt der Mensch die moralische Ord- ng um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung diese Handlungs-

weise bei ihm zu einer solchen Fertigkeit wird, daß er sich in allen vorkommenden Fällen darnach bestimmt; so wird man ihn im eigentlichen Verstande lasterhaft nennen können. Dasjenige im Menschen, was ihm die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn dazu reizt, und im Gegentheile die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erschwert, heißt natürliche Anlage zum Laster. So wie es etwas Angeborenes in der Tugend giebt, so giebt es auch etwas Angeborenes im Laster. Es thut dasselbe dadurch dem Laster Vorschub, daß es die sinnlichen Reize und natürlichen Neigungen befriedigt, welche, ohne das Sittengesetz um Rath zu fragen, befriedigt seyn wollen. Diese Anlagen können von tausend zufälligen Ursachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menschen gestanden haben, und können daher, als solche, und in sofern der Mensch durch seine Willkühr zu deren Entstehung nichts beigetragen hat, demselben auch nicht zugerechnet werden. Aber da das moralische Gesetz unbedingt gebietet, daß alle Neigungen von dem obersten Grundsatze aller Sittlichkeit abhängig gemacht, und die Reize der Sinnlichkeit und der Neigung nicht anders, als auf eine moralische Weise befriedigt, oder, wenn dieses nicht möglich seyn dürfte, gänzlich abgewiesen werden sollen; so muß es auch in der Gewalt des Menschen stehen, selbst mit vielen Anlagen zum Laster, dennoch tugendhaft zu seyn. Diese Anlagen zum Laster liegen sowohl in den natürlichen Erkenntniß- und Begehrungskräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperamente desselben, in seiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberfluß der Säfte u. s. w. Außer diesen natürlichen Neigungen zum Laster giebt es noch viele andere äußere Veranlassungen zu demselben. Dahin gehören Erziehung, Beispiele, Umgang, Modeton und gegebene Aergernisse. Allen diesen entgegen zu arbeiten, ist der Zweck der Sittenlehre. Ohne uns hier weiter in eine Vergleichung der Sittlichkeit und Tugend der Vorzeit und Gegenwart einzulassen, glauben wir dreist behaupten zu können, daß unter den sogenannten policirten Völkern die Tugend stets im umgekehrten Verhältnisse mit deren Verfeinerung gestanden habe. Je eindringender es nämlich den Menschen gelehrt wird, nur immer nach Glückseligkeit zu streben, je sicherer ihm diese von den Religionslehrern wo nicht hier, doch wenigstens in jener Welt verheißen wird, je weniger dabei natürlich von dem einzig wahren und einzig statthaften Sittengesetze: Entbehre, die Rede ist, je mehr muß, bei diesem unmäßigen Streben nach Glückseligkeit, Selbstsucht und Neid erregt, also folglich das Laster, welches eben darin besteht, daß es nur immer genießen will, befördert werden. Dieses Streben nach Glückseligkeit muß überhaupt zur Uebervortheilung des Nächsten führen: denn wo jedermann nach Glück strebt und nie entbehren, sondern nur stets genießen will, da müssen nothwendige Collisionen entstehen, die mehr oder weniger zur widerrechtlichen Benutzung der Mittel, um zum Zwecke zu gelangen, führen werden. Mit der erhöhten Verfeinerung der Sitten also, die im Allgemeinen stets zu moralischer und physischer Verderbtheit geführt hat und ihrer Natur nach auch führen muß, wird das Laster stets über die Tugend den Sieg davon tragen. Auch wird es ewig in der Schwäche der menschlichen Natur begründet seyn, daß die Menge des Lasters stets größer ist, als die Menge der Tugend. Gesetzt auch, die Tugend gelangte endlich dazu, allgemein und ohne alle Einschränkung auf der Erde verbreitet zu werden, würde sie dann nicht, eben weil ihr der Gegensatz, und mit ihm jedes Streben nach innerer Consequenz und Haltbarkeit fehlte, bald wieder in ihr Nichts aufgelöst werden und zum Laster herabsinken? Nur durch Wirkung und Gegenwir-

ng kann sowohl die physische als die moralische Natur bestehen, und
rum muß auch das Laster zum Schöpfer der Tugend werden, so wie
: Nacht den Tag, und dieser wiederum jene erzeugt. Es ist und
ibt deshalb eine unstatthafte Forderung der Religions- und Tugend-
rer, die Tugend allgemein machen zu wollen. Alles, was ihnen er-
ubt ist zu thun, und was zugleich vom höchsten Zwecke zeigen wür-
, ist, die Tugend nicht in der Quantität (denn diese wird stets die-
be bleiben), sondern vielmehr in der Qualität zu befördern zu suchen,
d dabei den einzig wahrhaft sittlichen Grundsatz, dessen wir schon
en erwähnt haben: entbehre, zur Norm zu machen. Dadurch
rmag die Tugend, in sich selbst stets heiliger zu werden und gegen das
ster mit Erfolg ankämpfen zu können. Pq.

Lasurstein, s. Lapis Lazuli.

Lateiner (Latini), das bekannte uralte Volk, welches die Land-
aft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermischung der
originer mit arcadisch-pelasgischen und trojanischen Abkömmlingen
standen. Woher der Name Lateiner kömmt, ist ungewiß; daß er
n Könige Latinus herstammen soll, ist nicht wahrscheinlich. Als die
esten Könige der Lateiner werden die fabelhaften Personen Janus,
aturnus, Picus und Faunus angegeben, welche auch zugleich den
ng der Götter bei ihnen hatten. Ursprünglich waren diese Namen
lleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgischer Gottheiten,
lche mit den Pelasgiern zu den Aboriginern gekommen waren. Un-
Faunus soll Hercules und Evander angekommen seyn, und letzterer
Aboriginer die Buchstabenschrift, Musik und andere nützliche Ein-
ntungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in
Regierung gefolgt seyn. Etwa sechzig Jahre danach lebte der Kö-
Latinus, zu welchem Aeneas kam, nachdem er Troja verlassen hat-
und ihm in der Regierung folgte. Vom Ascanius, dem Sohne
Aeneas, wurde die Stadt Alba Longa erbaut und zum Sitze der
inischen Könige gemacht. Von da an bietet die Geschichte Latiums,
dem alle Könige den Beinamen Sylvius führten, nichts als Dun-
eit dar, bis auf den Zeitpunct, wo Romulus und Remus einen
en Staat gründeten. Eifersucht entzündete nun zwischen den beiden
chwisterten Staaten, dem lateinischen und römischen, einen Krieg,
sich mit der Unterjochung der Lateiner und mit der Zerstörung ih-
Hauptstadt sehr glücklich für Rom endigte. Rom ward endlich die
ptstadt von ganz Latium, als der König Servius die Lateiner
ch ein festes Bündniß mit Rom vereinigte. Von diesem Zeitpuncte kann
i den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen: denn ohne die
ferkeit und Freundschaft der Lateiner würde Rom wahrscheinlich nie zu
Gipfel seiner nachmaligen Weltherrschaft emporgestiegen seyn. Tar-
inius Superbus suchte dieses Bündniß der Römer mit den La-
ern noch enger zu knüpfen, reizte sie aber, nach seiner Vertreibung,
Aufstand gegen Rom. Dieser erste Krieg der Römer mit den La-
ern seit dem geschlossenen Bündnisse ward durch die Tapferkeit sei-
Dictatoren siegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bünd-
unter beiden Völkern wieder erneuert. Im J. Roms 414 entstand
ch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwischen den Römern
Lateinern: letztere fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern
und diese riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entstand eine Zwie-
t zwischen Rom und Latium, in welcher letzteres endlich sogar for-
, Rom sollte den einen Consul und die Hälfte des Senats aus den
inern erwählen. Dieses an sich sehr billige Begehren ward von den

römischen Stolze mit Muth und Entschlossenheit verworfen. In dem nun entstandenen Kriege gegen den tapfersten und furchtbarsten Feind, konnten die Römer nur mit der äußersten Anstrengung den Sieg erfechten: Latium kam nun unter gänzliche, unmittelbare Bothmäßigkeit der Römer. Späterhin, als die Römer beinahe schon die Herrschaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch ihre Theilnahme an dem Bundesgenossenkriege (im J. Roms 663) einen nochmaligen Versuch, ihre Freiheit wiederzuerlangen, welches ihnen wenigstens in so fern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlorenen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. — Die lateinische Sprache ist in Betreff ihres Ursprungs sehr dunkel: der Mangel an schriftlichen Nachrichten, so wie überhaupt auch der Umstand, daß die früheren Bewohner Roms nicht im Stande waren, über die Abstammung ihrer Sprache philosophische Untersuchungen anzustellen, machen jenen Ursprung durchaus ungewiß. So viel scheint gewiß zu seyn, daß schon in den ältesten Zeiten eine allgemeine, nur durch Dialecte verschiedene Sprache in Italien geherrscht hat, von der die lateinische Sprache gerade ein solcher Dialect gewesen seyn mag, welcher von der dort ebenfalls herrschenden griechischen Sprache, welche die eingewanderten griechischen Colonieen eingeführt hatten, Regeln und Gesetze annahm. Auch bei ihrer nachmaligen Ausdehnung über ganz Italien und über die eroberten Provinzen, blieb die lateinische Sprache immer noch vielen Veränderungen unterworfen, weil es ihr sowohl an gelehrten Sprachforschern, wie an vaterländischen Schriftstellern fehlte. Größere Ausbildung und Festigkeit, überhaupt eine gänzliche Veränderung, erhielt sie, als die Römer mit den Griechen bekannt wurden. Daher verstand man schon zu den Zeiten des Cicero und Quinctilian die alten heiligen Gesänge der Salier nicht mehr. Spuren von der alten lateinischen Sprache findet man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln; in den Fragmenten der ältesten Dichter und selbst in den Komödien des Plautus. Vom zweiten punischen Kriege bis auf den Tod des Augustus rechnet man das goldene; von da bis auf den Tod Trajans das silberne; bis auf die Zerstörung Roms durch die Gothen das eherne, und bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte das eiserne Zeitalter der lateinischen Sprache.

Lateran heißt ein Platz in Rom von der altrömischen lateranischen Familie, welcher er mit seinen Gebänden bis auf die Zeiten Neros gehörte. Dieser Kaiser ließ den letzten Besitzer Plautius Lateranus hinrichten und eignete sich seine Güter zu, wodurch der lateranische Pallast ein kaiserliches Eigenthum und von Constantin d. Gr. den Päpsten geschenkt wurde, denen er lange Zeit zur Wohnung diente. Die von Constantin an diesem Pallaste erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran ist die bischöffliche des Papstes und die Hauptkirche in Rom, daher die Inschrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11. Kirchenversammlungen, die in ihr gehalten worden sind, die seltnen Reliquien, die sie aufbewahrt und ihr prächtiger Bau machen sie vor andern merkwürdig. An ihrem Portal sieht man den Balcon, von wo der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Beim Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen, denn in diesem Altare befindet sich ein alter hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. In dieser Kirche sah man auch sonst die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben und nach der Sage zur Erforschung des Geschlechts

neuerwählten Päpste gebraucht worden seyn sollen, aber wahrschein- in den Bädern des Caracalla, wo man sie vorfand, zu ganz an- m Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte pst feierlich durch die Cavalcate (eine Procession zu Pferde) von die- Kirche Besitz. Auf dem Lateranplatze steht übrigens noch in einer ıpelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus n Hause des Pilatus herrühren soll und auf der die Gläubigen ieend hinaufrutschen, umschließt, und die vom Kaiser Constantin er- ute Kapelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von 8 porphyrnen iulen getragen wird, welche für die schönsten in Rom gelten. E.

Laterne, s. Kuppel.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnsitz : Lateiner. Die Grenzen desselben, welche sehr verschieden gewesen zu n scheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausge- ›nt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Cirilli). ›er nach Strabo sollen in diesem Zwischenraume, außer den Latei- rn, ıoch die Rutuler, Volsker, Herniker und Aequer gewohnt ha- ı. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms rfte also höchstens zehn Meilen im Durchschnitte groß und die wirk- hen Grenzen desselben westwärts die Tiber, nördlich der Anio, öst-) der Berg Algidus und südlich die, hundert sechzig Stadien von ›m belegene Stadt Ardea gewesen seyn. In der Folge erstreckte h Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und stgrenzen aber blieben die nämlichen. In den ältesten Zeiten traf ın an der Küste, wenn man von der Tiber ausging, einen star- ı Lorbeerwald an, der sich bis an die Stadt Laurentum er- eckte. Nicht nur diese hatte davon den Namen, sondern auch die nze Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Lau- ntes. Dieser Wald soll noch zu den Zeiten des Kaisers Commo- s gestanden haben. Zwischen der Tiber und der Stadt Lauren- m hatte Aeneas sein Lager aufgeschlagen, welches den Namen roja führte. Oestlich von demselben, vier und zwanzig Stadien von r Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den inen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch wei- : östlich, eine halbe geographische Meile vom Meere, auf die Stadt ıvinium. Jenseits der Quelle des Numicus und der Juturna befand h der Berg, auf welchem dreißig Jahre nach der Erbauung von La- nium, die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derselben, gen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb im äußersten, nord- lichsten Winkel Latiums, die Stadt Präneste; am nördlichen Ende sselben aber die Stadt Tibur, und zwischen diesen beiden Städten ıd Rom, Gabii und Tusculum. Alle diese Städte waren Colonieen n Alba Longa. Die erste Colonie der Römer unter Ancus Martius ar Ostia, unterhalb Rom. Die Flüsse Latiums waren: die Tiber, r Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amasenus und Almo. Der fens floß durch die pontinischen Sümpfe. Diese waren schon von n ältesten Zeiten her berühmt und breiteten sich zwischen den Flüs- n Ufens und Nymphäus in einem ungeheuren Umfange aus. Außer esen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der ıcus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren ei- ntlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg nd der Algidus. Latium führt jetzt den Namen Patrimonium Petri.

Latôna (Letho), eine Tochter des Zeus und der Phöbe, oder des aturnus, oder auch des Polus, gebar vom Jupiter den Apollo und

die Diana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno auf das heftigste verfolgt: denn auf ihren Befehl mußte der schreckliche Drache Python ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, ihr keinen Ruheplatz, welchen die Sonne beschiene, zur Niederkunft gewähren. Lange irrte sie unstät und flüchtig auf der Erde herum, bis endlich die Götter sich ihrer erbarmten und Neptun die Insel Delos aus dem Meere hervorgehen ließ, wo Latona, ohne daß dadurch der Eidschwur der Erde verletzt wurde, niederkommen konnte. Auch soll sich Latona vorher schon in eine Wachtel verwandelt haben, um desto besser verborgen bleiben zu können. Nachher suchte der Riese Tityus sie gewaltsam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach einigen soll dieser Riese schon vor ihrer Schwangerschaft vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen worden seyn. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die sie auf ihrer Flucht aus Delos, von wo sie von der Juno wieder verjagt worden war, nicht aus einem See wollten trinken lassen, auf ihre Bitte in Frösche. Da sich Niobe, aus Stolz auf ihre vielen Kinder, über sie erheben wollte; so erschossen Apollo und Diana die Söhne und Töchter derselben. Sie wird als eine sanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geschildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelassenen Pfeile und Köcher nach. In dem Göttergefechte in dem Kriege zwischen den Griechen und Trojanern, stand sie gegen Mercur, der sie aber unangefochten nach dem Olymp zurückkehren ließ. Als Mutter des Apollo und der Diana wird sie von einigen zu den höhern Gottheiten gezählt. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein besonderes Fest gefeiert, welches Ekdysia hieß. Bisweilen nimmt man sie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechischen Worte lanthanein (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles von) ward zu Paris gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts geboren und von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt. Obgleich in der Folge Canonicus zu Rheims und Parlementsrath zu Paris, wußte er dennoch mit dem Ernste dieser Würden eine gewisse fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen und eine nicht geringe Anlage zur leichten Poesie zu vereinigen. Durch die Leichtigkeit, mit welcher er seine oft sehr gelungenen Lieder und Tischgesänge auf der Stelle zu verfertigen wußte, wurde er als der gesuchteste Gast jedes Festes betrachtet, und somit stand er während dreißig Jahre in dem Rufe, der glücklichste Liederdichter zu seyn. Ob er gleich von Natur keine Anlage zur Satyre hatte; so glaubte er dergleichen doch in einigen Vaudevilles anbringen zu müssen, welche ihm aber, wie man sagt, besonders von Seiten des Grafen Clermont-Tonnere, fühlbare Unannehmlichkeiten zuzogen. Ja, eines Tages trug es sich sogar zu, daß jemand, der von ihm beleidigt war, sich in der Person irrte und einem andern Canonicus von Rheims, der Lattaignant glich, diejenige Belohnung zuertheilte, welche diesem zugedacht war. Lattaignant nannte nun jenen Canonicus fortan einen Einnehmer. Nachdem er übrigens alle Freuden des Lebens genossen hatte, glaubte er, bei herannahendem Alter, sich der Frömmigkeit widmen zu müssen und begab sich deshalb in ein Mönchskloster, wo er am

. Jan. 1779 starb. Der Zufall wollte, daß die Bekehrung Lattaignts von dem Abbé Gauthier, der auch Voltaire's Beichtvater war, s Werk gerichtet wurde. Seine Gedichte erschienen in vier Duozbänden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinrlassenen Werke gefolgt sind. Mit Ausnahme von etwa zwan- seiner Lieder, können wir die übrigen dichterischen Versuche des bbé von Lattaignant nicht anders als unbedeutend, schwach und kraftß nennen. Im J. 1810 ist ein Choix des poésies de l'Abbé de Lattaignant (Auswahl der Gedichte des Abbé von Lattaignant) einem Octodezbändchen erschienen. Lattaignant hat übrigens, wie kannt, zu der Person gleiches Namens Anlaß gegeben, welche in dem anzösischen Vaudeville, Fanchon la vielleuse (Fanchon das Leiermäden), vorkommt. Auch dem deutschen Publicum ist dieser Charakter is Kotzebue's Uebersetzung jenes Vaudevilles bekannt.

Latüde (H. Mazers von) wurde im J. 1724 zu Montagnac in inguedoc geboren und im 20sten Jahre seines Alters unter Ludwig XV. die Bastille gesperrt, weil er, wie man sagte, der Pompadour von nem, angeblich gegen ihr Leben angestifteten Complotte, welches aber cht vorhanden war, eine falsche Anzeige gemacht hatte. Er gedachte imlich durch diesen erdichteten Eifer die Protection der königlichen Maitresse zu erhalten und zeigte ihr an, sie werde eine mit dem feinn Gifte angefüllte Schachtel empfangen: doch enthielt diese Schachl, die er selbst zubereitet hatte, nichts als ein wenig Asche. Ein lanes Gefängniß ward darauf die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male ichte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, n nur noch enger einzukerkern. So ward er theils in der Bastille, heils zu Vincennes und im Bicêtre 35 Jahre gefangen gehalten. Als endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er ine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer interessanten Zügen, och den Beweis liefern, daß von 20 Personen, die unter Ludwig XV. die Bastille geworfen wurden, stets 19 diese Strafe verdient hatten nd nur durch Verwendung ihrer wichtigen Familien dem Galgen oder er Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden diese Denkürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe egen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben. Nachem die Nationalversammlung dem Latüde 1790 eine Pension bewilgt hatte, diese aber nachher eingezogen worden war, wurden die Eren Amelot's und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, dem atüde einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meieien, die ihm bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Die Strickleitern und übrigen Geräthschaften, deren er sich, wie er igte, mit unglaublicher Geduld und Geschicklichkeit bei seinen Entweichungen bedient hatte, sind lange Zeit dem Publicum zur Ansicht argeboten worden. Ein Schiffsjunge, der angeklagt war, ein englicher Spion zu seyn, und ebenfalls in der Bastille saß, hatte jene Geäthschaften verfertigt. Latüde starb zu Paris im December 1804 in inem Alter von 80 Jahren.

Lauchstädt, ein Städtchen im vormaligen Stifte Merseburg, on ungefähr 130 Häusern und mehr als 700 Einwohnern, mit einem Schloß und Amte, ist wegen des berühmten Bades daselbst im Somer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Personen und Lustgesellschafen, welche letztere sich dort besonders Sonntags aus allen nahgelegeen größern und kleinern Orten zu versammeln pflegen. Eine Viertelunde davon liegt das ansehnliche Dorf Kleinlauchstädt.

Laudon s. London.

Lauenburg, Herzogthum im niedersächsischen Kreise, an der Elbe, zwischen dem mecklenburgischen, lüneburgischen und holsteinischen Gebiete, hatte ehemals seine eigenen Herzöge aus dem Hause Ascanien; diese sind aber 1689 mit dem Herzoge Julius Franz ausgestorben. Von dortan wurde es vom Kurhause Braunschweig als ein Stück der Länder Heinrichs des Löwen, und zu Folge eines zwischen den Herzögen von Braunschweig und Lauenburg 1369 geschlossenen Vertrags, besessen, nachdem Kursachsen seine Befugnisse auf dieses Herzogthum, die sich auf eine Anwartschaft von 1507 und auf eine Erbverbrüderung von 1671 gründete, im J. 1697 mit Vorbehalt der Mitbelehnschaft, demselben überlassen hatte. Das Land hat 27 Quadratmeilen und ungefähr 50,000 Einwohner. Diese treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Obst- und Flachsbau, Bienenzucht und führen beträchtliches Holz aus. Ueberdieß gibt die starke Passage nach Hamburg beträchtlichen Verdienst durch Fuhrwerk. Es hat seine eigene Regierung, Hofgericht und Consistorium, und besteht aus 3 Städten, 1 Flecken, 133 Dörfern und 27 Rittergütern. Nach der Besitznahme des Herzogthums Lauenburg ließ der Kaiser Napoleon dasselbe auch da noch für eigene Rechnung verwalten, als er schon die übrigen braunschweigischen Staaten 1806 und 1810 mit dem Königreiche Westphalen vereinigt hatte. Am Ende des J. 1810 fügte er es zu seinem Departement der Elbmündungen hinzu. Nach Vertreibung Napoleons vom französischen Throne fiel Lauenburg seinem vorigen rechtmäßigen Herrn, dem Kurhause Braunschweig, wieder anheim. Allein vermöge des 4. Art. des in Wien am 29. Mai 1815 zwischen Preussen und Großbrittanien abgeschlossenen Vertrags überließ die letztere Macht das Land, mit Ausnahme des kleinen auf dem linken Elbeufer liegenden Theils, an die erstere. Durch den Wiener Vertrag vom 4. Juni 1815 aber trat Preussen dasselbe an Dänemark ab, von welcher Abtretung jedoch das zwischen der Elbe und Mecklenburg liegende Amt Neuhaus, so wie die an dies Amt gränzenden und davon eingeschlossenen Lauenburgischen Dörfer ausgenommen blieben. Lauenburg, die Hauptstadt, liegt auf einem Berge an der Elbe, und hat ungleichen Bau und ungleiche Strassen, 460 Häuser und 3,300 Einwohner. Es werden hier viele auf der Elbe ankommende Güter auf der Stecknitz nach Lübeck geschafft, welches einen beträchtlichen Zoll von beinahe 50,000 Rthlr. einbringt.

Laufgraben (approches, tranchées) sind Graben, welche schief und durch allerlei Umwege gegen eine belagerte Festung geführt werden, und zwar so, daß die aufgeworfene Erde nach der Festung zu stets eine Art Wall bildet, damit sich in denselben die Belagerer der Festung ohne Gefahr nähern können. Um diese Laufgraben, welche gewöhnlich 4 — 7 Fuß tief und 11 — 12 Fuß breit sind, zu zernichten, machen die Belagerten oft Gegenlaufgraben (contre-approches). Im Allgemeinen werden unter Laufgraben alle Arten von Werken verstanden, welche die Belagerer vor einer Festung aufwerfen, um diese in ihre Gewalt zu bekommen. Die Laufgraben eröffnen (ouvrir les tranchées) bedeutet demnach so viel, als solche Werke anzulegen beginnen. Der Marschall de Vauban (geb. 1635, gest. 1707) war der Erfinder derselben.

Laugensalze, s. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, sagt Garve (Sammlung einiger Abhandlungen, Leipz. 1802, B. 2. S. 29 ff.), ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, welches wahrscheinlich von luna herkommt, und auf

olche Gemüthsstimmungen hinweiset, die entweder so wandelbar als er Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst icht zu erklären weiß. Daraus ergiebt sich die, wie ich glaube, älteste und allgemeinste Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es ine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Disposition es Gemüths in seinem denkenden sowohl, als in seinem empfindenden Theile bedeutet. Denn sie ist zwei andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solchen, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Ursachen, noch aus den Absichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich physischen Einflüssen zugeschrieben: der Deutsche dem Mond; andere europäische Nationen dem Laufe oder der Beschaffenheit der Säfte; letztere haben sie daher humores genannt. Das französische humeur und das englische humour waren daher ursprünglich bei weitem nicht so sehr in ihrer Bedeutung unterschieden, als sie es jetzt, besonders im ästhetischen Sinne sind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem in die Blutmasse sich mischenden unbekannten Stoffe abhingen. In so fern waren also beide Wörter mit dem deutschen Worte Laune auch gleichlautend, und noch jetzt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig seyn. To be in good or bad humour ist im Englischen eine eben so geläufige Redensart. Die humori der Italiener sagen etwas Aehnliches, und selbst humorista ist ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Worte humeur und humour, absolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten. Humeur für sich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in diesem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sicher auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht, setzt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von der französischen humeur unterscheidet sich die deutsche Laune darin, daß sie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet (l'humeur, sagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und sonderbar ist es, daß die Franzosen für die gute Laune keinen eignen Ausdruck haben), sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, oder den unwillkührlichen (unbewußten), regellosen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Denn wer sich von den Gefühlen beherrschen läßt, ändert letztere leicht. Carus sagt daher: im allgemeinsten Sinne würde Laune überhaupt das unwillkührliche Spiel der noch unbestimmten Triebe seyn, sofern man sich ihm

überläßt: dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen, aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt; und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbare Uebergänge erscheint. Natürlich aber ist die Laune noch im Kinde, so lange die Periode des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann so weit gehen, daß man sich oft über sich selbst ärgert, und doch der Laune folgt, dieß trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterscheidet aber im Deutschen die gute Laune von der üblen nicht nur durch den Beisatz, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von denen gebraucht, bei welchen diese Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen, urtheilt anders über sie, milder oder schärfer, heiterer oder düsterer. Der Uebelgelaunte deutet alle Gegenstände übel, und wird dadurch sich selbst und andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und beträgt sich auch gegen den unschuldigsten Gegenstand gerade so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders in so fern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heißt gut gelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; daher redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört in so fern mit zu dem komischen Talent. Sie ist ferner zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkührlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig seyn muß, um ein freies und harmonisches Product der Kunst aufzustellen, aber keineswegs hinreichend, ein solches Product hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenständen, durch Witz, den Schein der Lächerlichkeit geben, aber selbst die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, ist noch nicht zur komischen Production hinreichend. Der bloß witzigen Laune ist es nur um Einfälle zu thun, daher sind ihre Producte momentan. Die komische Production verlangt Phantasie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune ist daher auch noch nicht der Humor (humour) im ästhetischen Sinne, oder die humoristische Laune der Engländer. Der Humor, in dieser strengsten Bedeutung, ist von jener, besonders wo sie sich als Persiflage, oder feine satyrische Laune zeigt, nicht bloß dadurch verschieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden ist, und

sthin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abstößt und kältet, sondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er it Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu m Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß r Ernst oft dazwischen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberind behält; vor allem aber, daß der Humor mit Phantasie verschmoln weniger beschränkt nicht auf einzelne Gegenstände, sondern immer if das Ganze gerichtet ist, lebendig individualisirt u. s. w. Das Beitere hierüber, siehe in dem Artikel Humor, und in Jean Paul Richters, dieses wahren deutschen Humoristen, Vorschule des Aestik (VI Programmen), wo dieser Unterschied, obwohl nicht völlig ar, ausgeführt und mit Beispielen belegt wird. Daß aber in letzterm r ästhetische Humor, oder der darstellende, individualisirende gemeint erde, liegt am Tage. Die antiken Darstellungen, welche durchaus ehr nach Objectivität hinstrebten, besitzen ihn nicht. In der euern Zeit aber ist die Laune in den komischen Darstellungen, wie is Lyrische überhaupt, vorherrschend, daher vielleicht Jean Paul is Humoristische das Romantisch-Komische nennt. Von dem Lauigen und Launischen unterscheiden wir endlich noch den Lauenhaften, oder den, welcher der Laune im ersten Sinne, d. i. dem iunenwechsel unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, itt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüng geleitet zu werden, unstät wie die Meereswoge, der wandelbaren stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem illig gesunden, oder völlig vernünftigen Zustande, grenzt mehr er weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche rbei; daher ist die Laune mit dem Komischen verwandt und zeigt sich t in demselben, so daß man sie sogar als Unterart des Lächerchen betrachtet hat. Der launische und der launenhafte harakter können nämlich von einer sehr lächerlichen Seite betrachtet erden; die (gute) Laune und der Launige aber ist belustigend oder acht lächerlich und gehört zur Darstellung des Lächerlichen. T.

Laura, die berühmte Geliebte des großen Petrarcha, von der an lange nichts Bestimmtes wußte, und sich mit Mährchen trug, er welche aber der Herr von Sade in seinen Mémoires pour la vie e Fr. Petrarque aus Familiennachrichten bestimmtere Kunde gegeben it. Sie stammte aus einem vornehmen provenzalischen Geschlechte, nd war Tochter eines Syndikus, Audibert von Noves. Geboren ward e zu Avignon um 1307, und vermählt 1325 mit Hugo von Sade. m 6. April 1327 erblickte sie in der Kirche zur heil. Clara bei einem Morgengebete ein schöner 23jähriger Jüngling, der eben von der Unisität Bologna zurückgekommen war. Dieß war der nachmals so beihmte Petrarcha. Erblicken die Herrliche und sie mit der höchsten Beisterung lieben, war eins bei ihm. Da sie schon vermählt war, konnsie die Seinige nicht werden; wohl aber durfte er sie, nach dem Gei jener Zeit, laut feiern als die Geliebte seines Herzens. Seine Liebe ar entzückte Begeisterung und platonische Schwärmerei. Madonna aura mag auch seiner Feier werth gewesen seyn; denn, obgleich die lüthe ihrer Schönheit bald durch Krankheiten und Entbindungen ihn Schimmer verloren hatte, so blieb doch ihre Anmuth, so stieg doch re Geistes- und Herzensbildung. Petrarcha's Schriften sind voll von m Lobe dieser geistreichen und liebenswürdigen Frau; mit entzücktem be preiset er ihre himmlisch lieblichen Augen, ihren sanften Blick, ren Mund voll Perlen und Rosen, ihr Engelslächeln, ihre süße Rede,

ihre blonden Locken, ihre schönen Thränen und zarten Seufzer, ihre unbeschreibliche Anmuth, ihre majestätische Haltung, ihr fast übermenschliches Wesen. Eine sinnige Miene war verbunden mit einer heitern Seele, großer Verstand mit reinem Herzen, Frucht des Alters mit Blüthe der Jugend; und bei allen ihren Vorzügen war sie bescheiden, nicht irdisch, sondern himmlisch gesinnt. Darum glaubte er bei ihrem Anschauen Göttliches zu sehn. Sie war ihm ein Ideal der Schönheit sowohl als der Tugend. Darum wandelte ihm ihre Nähe, die er nicht oft genoß, die Erde in ein Paradies; darum veredelte seine Liebe sein Herz zu seinem Ideale. Sie benahm sich äußerst fein gegen ihn. Liebreich, wollte sie den guten Schwärmer, der sie feierte, nicht niederschlagen; aber auch ihrer Tugend nichts vergeben. Seine Flamme wußte sie zu mäßigen durch ihre Blicke und durch schüchterne Zurückhaltung; seine Schwermuth aber wieder durch einen freundlichen Blick zu verscheuchen. Am 6. April 1348 ward sie von der Pest hingerafft. (Ihr Grabmal hat die französische Revolution zerstört.) Petrarcha war fast untröstlich über das Hinscheiden der Göttlichen, und wie er sie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, so auch 20 Jahre nach ihrem Tode, da er sie wieder auf neue Weise besang. Unter seinen vielen Sonetten und Canzonen auf Laura sind manche vortrefflich, so wie auch das, was sich in seinem trionfo del morte (wo wir, so wie in seinen lateinischen Briefen, Aufschlüsse über ihr Verhältniß zu ihm erhalten) auf sie bezieht. Seine süßen wohllautsvollen Lieder auf Laura sind immer schön für jeden, der Sinn hat für zarte Liebe. Laura hat darum zufällig großes Verdienst um die Bildung der italienischen Sprache und Poesie, denn ohne sie hätte Petrarcha nur lateinisch gedichtet.

Lausanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, im Canton Watland (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genfersee, hat seit 1536 ein Gymnasium, welches 1806 zu einem akademischen Institute mit 14 Professoren und einem Rector erhoben ist, und zählt 1300 Häuser und wenigstens über 8000 Einwohner. Die ehemaligen hiesigen Gold- und Silberarbeiter so wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch besitzt die Stadt einigen Handel mit eigenen Weinen. Ihren vorzüglichsten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, welche wegen der schönen Lage, so wie in der Absicht, sich in der französischen Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Sie stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischoff, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lausanne, sondern zu Freyburg auf.

Lausitz heißt das vor Alters slavische, jetzt deutsche Land, welches im Osten an Schlesien, im Süden an Böhmen, im Westen an Meißen und den sächsischen Kurkreis und im Norden an die Mark Brandenburg grenzt. Es zerfällt in die Oberlausitz, oder den südlichen, und die Niederlausitz, oder den nördlichen Theil, obwohl der wendische Name Lausitz, ein Marschland bedeutend, bis ins 15. Jahrhundert nur der Niederlausitz, auf die er auch allein paßt, eigen war. Die Oberlausitz hatte vor alten Zeiten keinen besondern Namen, späterhin hieß sie die sechs Lande und Städte. So werden auch beide Theile Markgrafthümer genannt, obgleich nur die Niederlausitz eines ist. Nach Süden an die Sudeten sich anlehnend, und von da durch

fruchtbare Felder gegen die Niederungen der Niederlausitz ablaufend, bietet die Oberlausitz eine anziehende Abwechselung ebener und bergiger Gegenden, und allenthalben den Anblick des durch Wohlstand belohnten sorgfältigen Anbaues. Getreide ist das hauptsächlichste Product der Ebene, der dagegen Holz mangelt, welches in dem Gebirge und in den nordwestlichen Gegenden in Ueberfluß ist. In letztern wird aber auch viel Heidekorn gebauet. Die Niederlausitz, ein waldiges, von vielen Flüssen und kleinen Seen bewässertes Land, worin morastiger Boden mit vorherrschendem Sande wechselt, ist dem Ackerbau weniger günstig; da hingegen die Obstcultur hier ausgezeichnet ist, und freiwillige Erzeugnisse der Natur, als Holz, Wild, Fische, sich im Ueberfluß finden. Die Spree, die auf den Sudeten entspringt, und in gerader Richtung nach Norden der Mark Brandenburg zuströmmt, kann als der Hauptfluß beider Lausitzen betrachtet werden, und der Hauptwald der Niederlausitz heißt von ihr der Spreewald. Die Neiße und der Queiß, so wie der der Lausitz nur wenig angehörige Bober gehören zum Flußgebiete der Oder, welche die Niederlausitz am äußersten Nordosten so streift, daß nur ein lausitzer Dorf (Schiolo) auf ihrem rechten Ufer liegt, welches, mit dem dasigen bedeutenden Oderzoll, zwar im hubertsburger Frieden an Preußen abgetreten wurde, aber nie übergeben worden ist. Die Bevölkerung beider Lausitzen beträgt eine halbe Million Menschen. Die sorbischen Wenden, die im 7ten Jahrhundert von diesen Landen Besitz genommen, machen noch die Mehrzahl der Landbewohner aus. Eine besondere Tracht ist ihnen eigen, und sie haben den alten Nationalhaß gegen die Deutschen noch bewahrt. Dagegen wohnen in den Städten fast lauter Deutsche. Die wendische Sprache ist in der Ober- und Niederlausitz, bis zur Mühsamkeit des gegenseitigen Verstehens, verschieden. Die Lausitzer sind ein Volk von großer Betriebsamkeit in vielen Zweigen des Fabrikfleißes, besonders aber ist die Tuchfabrikation, deren Hauptsitz Görlitz, und die Leinweberei merkwürdig. Letztere erstrekt sich über alle Sorten Leinwand und Tafelzeuge von den gröbsten bis zu den feinsten, und beschäftigt allein viele große Dörfer, die von solcher Ausdehnung nur hier gefunden werden. Beide Manufacturzweige begründen einen Großhandel von der größten Wichtigkeit nach England, Spanien und America. Die Verfassung beider Lausitzen war bisher von einander sehr verschieden, die Achtung der ständischen Gerechtsame jedoch in beiden groß, wiewohl größer in der Oberlausitz. Die Stände beider Markgrafthümer theilten sich in Land und Städte, und die Landstände wieder in Herren, oder Standesherren, Prälaten und Ritterschaft. Die Erstern waren in der Oberlausitz die 4 Herrschaften Hoyerswerda, Königsbrück, Mußkau und Seidenberg, die Prälaten des Domcapitels zu Budißin, die Klöster Marienstern, Marienthal und zu Lauban (sämmtlich katholisch). Die Ritterschaft hatte das Recht, Bürgerliche vom Ankaufe von oberlausitzischen Rittergütern auszuschließen. Die Städte, die den zweiten Stand ausmachten, waren in der Oberlausitz folgende sechs: Budißin (Bautzen), die das Directorium führt, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau, und hießen die Sechsstädte. Sie hatten im Mittelalter einen Bund gegen die Herren und die Ritterschaft, ihre Feinde, und hatten die unmittelbare Abhängigkeit vom Landesherrn behauptet, dahingegen die übrigen Städte den Herren und Prälaten gehören. Ohne Zuziehung dieser Stände konnte in der Oberlausitz keine Steuer auferlegt werden. Man nannte dort die Steuern, freiwillige und gutherzige Bewilligungen, und sie wurden von den Ständen selbst erhoben. Die Oberlausitz

war in zwei Kreise getheilt, den Budißinschen und Görlitzischen, zu deren jedem drei der Sechsstädte, zwei Herrschaften und eben so viel Prälaten gehörten. Die Stelle des Landvoigts oder landesherrlichen Statthalters wurde ehedem gewöhnlich von Prinzen aus dem kurfürstl. Hause bekleidet, ist aber seit Kurfürst Friedrich Christian unbesetzt geblieben. Er hatte die Aufsicht über alle Justiz-, Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten des ganzen Markgrafthums, so wie der Landeshauptmann über alle Finanzsachen. Dem Landvoigt und dem Landeshauptmann waren in jedem der beiden Kreise ein Amtshauptmann und zwei Landesälteste untergeordnet. Der Amtshauptmann des budißinischen Kreises versah aber die vacante Stelle des Landvoigts, hieß deswegen Oberamtsverwalter, und hatte dazu wieder einen Stellvertreter in dem ersten Landesältesten des bautzner Kreises. Die Landesältesten wurden von den Ständen ihres Kreises, der Oberamtsverwalter, der Landeshauptmann und der Amtshauptmann von Görlitz vom Landesherrn, jedoch aus sechs Candidaten, welche die Landstände (beim Amtshauptmann nur die des görlitzer Kreises) ihm vorschlugen, gewählt. Diese höchsten Beamten bildeten nebst zehn Deputirten der Sechsstädte, in ein Collegium vereinigt, zugleich das höchste Gericht des Landes, Oberamt genannt. Der Kanzlei dieses Gerichts war ein Oberamtskanzler vorgesetzt. Auch die ersten Instanzen für Unterthanen, die nicht unter Patrimonialgerichten standen, oder die Aemter der beiden Kreise wurden von den Ständen besetzt, die solchergestalt (was in keinem deutschen Lande je der Fall gewesen ist, oder bis auf die neuesten Zeiten geblieben seyn würde) die richterliche Gewalt im Staate ausübten; doch setzte der Landesherr in jedem Kreise ein Hofgericht, welches mit dem Amte in der Gerichtsbarkeit concurrirte. In den Sechsstädten wurde die Gerichtsbarkeit erster Instanz von den Stadträthen ausgeübt, und sie standen unmittelbar unter dem Oberamte. Die Landeshauptmannschaft oder oberste Finanzstelle bestand aus dem Landeshauptmann, dem Controlleur desselben (Gegenhändler), nebst einigen Subalternen. Auf den oberlausitzer Landtagen hatten die Landstände zusammen Eine Stimme, und die Städte zusammen die andere. Der Landesherr berief die Landtage durch das Oberamt, welche (ständische) Behörde jedoch auch das seltene Recht hatte, die Stände ohne landesherrliche Verordnung zu versammeln. Zu den Landtagsbeschlüssen war nur dann, wenn das landesherrliche Interesse ins Spiel kam, die landesherrliche Bestätigung erfoderlich. Fast dieselbe merkwürdige freie Verfassung hatte ehedem die Niederlausitz, bis Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg, dem, nach dem Testamente Johann Georgs I., die Niederlausitz mit zugefallen war, dort das ständische Regiment abschafte, eine Oberamtsregierung und ein Consistorium einsetzte, und nur die Landeshauptmannschaft bestehen ließ. Doch hatten die Stände nicht nur das Recht, einige Oberamtsregierungsräthe zu ernennen, sondern auch so freie Steuerverfassung, als in der Oberlausitz, erhalten. Auf den Landtagen hatte auch hier das Land Eine und das städtische Collegium eine Stimme. Unter den Ständen der Niederlausitz waren zwei Prälaten, der katholische Abt von Neuenzelle und der Johannitermeister zu Sonnenburg wegen Friedland und Schenkendorf, und 12 Standesherren. Der landtagsfähigen Städte waren nur vier: Luckau, Lübben, Guben und Calau. Die Landtage wurden in der Niederlausitz durch die Oberamtsregierung berufen; doch nie ohne landesherrlichen Befehl; so wie auch die Landtagsbeschlüsse ohne Unterschied erst durch landesherrliche Bestätigung Kraft erhielten. In Hinsicht auf den Besitz von Rittergütern galt in der Niederlausitz das Indigenat, doch waren Oberlausitzer nicht

davon ausgeschlossen. Die Oberlausitz war zu Heinrichs I. Zeiten von den Milzinnerslaven bewohnt, die schon zu sehr frühen Zeiten den Herzogen von Böhmen unterworfen worden sind. Durch Heirathen kam die Oberlausitz auf eine Zeitlang an Brandenburg, indem Mechtilde, Tochter Conrads II., Markgrafen von der Niederlausitz, und Elisabeth der Wittwe König Sobieslavs II. von Böhmen, im J. 1205 dem Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg Camenz und Ruhland, die sie von ihrer Mutter, als deren von Sobieslav ausgesetztes Witthum, ererbt, zubrachte; so wie Beatrix, Tochter Königs Wenzel I., 1231 dem Markgrafen Otto III. den Rest des Landes, außer Zittau. Nach dem Tode Kurfürst Waldemars von Brandenburg und dem damit eingetretenen Abgange des askanischen Mannsstammes (1319) machte Herzog Heinrich von Jauer, aus dem Rechte seiner Gemahlin, Mechtilde von Brandenburg, Ansprüche auf die Oberlausitz; aber die Stände kehrten zu Böhmen zurück, und unterwarfen sich freiwillig dem König Johann, der nach Heinrichs Entsagung die kaiserliche Belehnung erhielt. In dieser freiwilligen Unterwerfung liegt der erste Grund der großen Freiheiten, deren, wie wir gesehen, die oberlausitzischen Stände genoßen. Um dieselbe Zeit, wo in ganz Deutschland der städtische Geist die Jahrhunderte lang gereifte Kraft am lebhaftesten zu fühlen und am stärksten zu äußern begann, im J. 1337 schlossen auch die sechs Städte einen Bund, der Uebermacht des Adels die Wage zu halten, was ihnen so glücklich gelang, daß sie bis auf unsre Zeiten das Landesregiment zur Hälfte in Händen hatten. Carl IV. verleibte 1355 die Oberlausitz durch eine förmliche Urkunde dem Königreiche Böhmen ein, zertheilte sie aber selbst, indem er das Land Görlitz seinem dritten Sohne Johann gab, der Herzog von Görlitz hieß, nach dessen Tode (1395) jedoch dieser Landestheil an Böhmen zurückfiel. Im olmützer Frieden (20. July 1479) trat König Wladislav V. von Böhmen die Lausitz nebst Schlesien und Mähren an Matthias Corvinus von Ungarn auf Lebenszeit ab; seit dessen Tode aber ist sie unzertrennlich bei Böhmen geblieben, und mit ihm 1526 an Oesterreich gefallen, unter dessen Kaiser Rudolf II. im J. 1562 den Ständen einen Freiheits- und Gnadenbrief ausstellte, der noch jetzt, unter dem Namen der Obergerichtsgnade, die Hauptbasis ihrer Vorrechte ist. In der Niederlausitz stiftete zuerst Otto I., nach Bezwingung der lausitzer Slaven, eine Markgrafschaft unter dem Namen der östlichen Mark, auch die Mark Lausitz genannt. Der erste bekannte Markgraf, Gero, führte viele Kriege mit den Wenden, und vererbte die markgräfliche Würde auf sein Haus, das 1075 mit Otto ausstarb. Diesem folgte Dedo aus dem wettinischen Hause der nachherigen Markgrafen von Meissen, und diesem der Herzog Wratislav von Böhmen, welcher sie aber gegen Dedo's Sohn, Heinrich den Aeltern von Meissen, nicht behaupten konnte. Dem Sohne des letztern, Heinrich dem Jüngern, entrieß die Niederlausitz 1123 Graf Wieprecht von Greitzsch. Ihn verdrängte wiederum Albrecht von Ballenstädt, mußte sie aber Wieprechts Sohn, Heinrich, 1131 wieder überlassen, nach dessen unbeerbtem Tode (1136) Kaiser Lothar II. den Markgraf Conrad den Großen von Meissen damit belehnte. Dieß Land blieb nun mit Meissen verbunden, bis Friedrich mit der gebissenen Wange es in dem Vergleich zu Tangermünde (1312) an Brandenburg abtreten mußte, wodurch Waldemar von Brandenburg beide Lausitzen auf kurze Zeit vereinigte. Nach Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg (1319) nahm der askanische Kurfürst Rudolf der III. von Sachsen Brandenburg und Lausitz in Anspruch, und suchte sich in Besitz der letztern zu setzen;

mußte aber bald dem neuen Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, Sohn Kaisers Ludwigs des Bayern, weichen. Dessen Brüder, Ludwig der Römer und Otto verpfändeten die Niederlausitz 1361 an die Markgrafen von Meissen, Friedrich den Strengen, Balthasar und Wilhelm. Kaiser Carl IV. kaufte 1364 dem brandenburgischen Hause alle seine Rechte auf die Niederlausitz ab, lösete sie von den Markgrafen ein, und gab sie dem Herzog Bolko von Jauer und Schweidnitz zu Lehn (1368). Als aber dieser schon nach zwei Jahren unbeerbt starb, vereinigte Carl sie mit Böhmen. Seitdem hat sie stets das Schicksal Böhmens, und namentlich der Oberlausitz getheilt, indem sie 1479 mit an Ungarn, und 1526 an Oesterreich gekommen. Als im Anfange des 30jährigen Krieges die Lausitzen und Schlesien sich gegen Ferdinand II. und seinen Religionszwang empört, und der protestantische Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen die Gefälligkeit gehabt hatte, diese Länder mit gewaffneter Hand zum Gehorsam des Kaisers zurückzubringen, (1621) verpfändete ihm dieser die Lausitzen für sechs Millionen Gulden, als so hoch die Kosten dieses Zuges berechnet worden. (1623) Als derselbe Kurfürst, indeß des Kaisers Feind und Gustav Adolfs Bundesgenosse geworden, 1635 von den Schweden und der Sache seiner Religion wieder abfiel, und mit Oesterreich den prager Frieden schloß, erwarb er von Ferdinand die Lausitzen für sein Haus erb- und eigenthümlich als ein böhmisches Lehn, so daß Oesterreich sich nur eine Schutzgerechtigkeit über die katholischen Stifter vorbehielt. Von der ernestinischen Linie ward nur den (nun ausgestorbenen) Herzogen von Sachsen-Altenburg, nach deren Abgang aber den Nachkommen der Tochter Johann Georgs ein Erbfolgerecht zugesichert; doch sollten beide Markgrafthümer stets ungetrennt bleiben. Die Nachkommen der Tochter Johann Georgs sind das großherzogl. heßische und das herzogl. oldenburgische Haus. Nach dem posener Frieden wurde der von Preußen abgetretene, mitten in der Niederlausitz liegende, cottbusser Kreis damit vereiniget, in Finanzsachen jedoch unmittelbar dem Finanz-Collegium zu Dresden unterworfen. Diese Eroberung ging aber durch den siegreichen Feldzug von 1813 wieder verlohren; und auch mit dem frühern Besitzthum hatten tief eingreifende Veränderungen statt. Der König von Sachsen mußte seine beharrliche Anhänglichkeit an Napoleon durch große Länderabtretungen büßen, und die Wiener Verhandlungen gaben ihm darüber Gesetze, deren Annahme er sich nicht entziehen konnte. Die Lage der beiden Lausitzen, welche ein Vorland vor dem Innern der Monarchie bilden, und Schlesien mit der Elbe in Zusammenhang bringen, ließ erwarten, daß Preußen bei seinen Erwerbungsplanen vorzüglich auf sie sein Augenmerk richten werde. So geschah es denn auch, daß nicht nur die ganze Niederlausitz, mit 143,921 Seelen, sondern auch der größere nördliche Theil der Oberlausitz, mit 151,586 Seelen, mit der preußischen Monarchie vereinigt wurde. Blos der südliche Theil der letztern, mit den Städten Zittau, Löbau, Bautzen und Camenz, und einer Bevölkerung von ungefähr 200,000 Einwohnern blieb bei dem Königreiche Sachsen. H. L.

Laute hat ihren italienischen Namen (il liuto), so wie ihren französischen (le luth), wahrscheinlich vom deutschen erhalten, und ist aus der alten Lyra (s. d. Art.) entstanden. Bei den Lateinern heißt sie Chelys oder Testudo. Dieß Instrument hat einen gewölbten Bauch (Corpus) von sehr dünnen Spänen zusammengesetzt, einen Resonanzboden (Dach) von tannenem Holze, einen Stiel von ansehnlicher Länge, welcher Griff heißt, und an dessen Ende der Hals befindlich ist, woran

die Töne durch Bände gezeichnet sind, und oben einen krumm herunergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen, und mit der rechten Hand angeschlagen werden) durch Wirbel befestiget sind. Gemeiniglich hat dieß Instrument zwölf bis dreizehn Chore (Doppelsaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man spielen will, gestimmt werden müssen. Die Noten, nach welchen man dieses Instrument spielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, sondern auf sechs Linien geschrieben zu werden. Man hatte ehemals folgende verschiedene Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Chorist-(Alt-) Laute, die Tenor-Laute, die Baß-Laute und die Großoctavbaß-Laute. Wahrscheinlich ist die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieses Instrument theils gestimmt, theils gespielt wird und die unaufhörliche Verstimmung desselben, der Grund, warum die Laute kein gangbares Instrument mehr ist. Um einen Begriff von der Verstimmung derselben zu geben, kann die Antwort eines berühmten Lautenspielers dienen. Als dieser einstens gefragt ward, wie lange er die Laute gespielt habe: so gab er gerade den vierten Theil der Zeit an, während welcher er dieses Instrument wirklich ausgeübt hatte. Man bezeigte ihm seine Verwunderung darüber, und nun sagte er, die übrige Zeit habe er gestimmt. Uebrigens ist der Bezug der Laute auch so kostbar, daß Matthisson von ihr behauptet, es koste zu Paris einerlei Geld, ein Pferd oder eine Laute zu halten.

Lauterbrunnen, ein schweizerisches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutschen Theile des Cantons Bern, ist wegen des schönen Wasserfalles, der Staubbach, berühmt, welcher sich von einer Höhe von 925 Fuß herabstürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, ist von tausend Fuß hohen, senkrechten Felsen begrenzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeschlossen. Von einer dieser Felsenwände stürzt sich der Staubbach herunter, und zerstäubt schon (daher der Name), nachdem er 300 Fuß gefallen ist. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist daselbst noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswissenschaft) besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle solches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (s. diesen Art.) sogleich bei, auf den Fall, wo etwa der Richter jene Bitte nicht gestatten würde. Nach sächsischen Rechten muß jedoch eine solche Läuterung innerhalb zehn Tagen geschehen, d. h. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden ist außer der ersten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelassen.

Lava, s. Vulcan.

Lavalette (Maria Chamans Graf von) Generalpostdirector in Paris, hat durch sein Betragen in der Epoche von 1815, durch den ihm darüber gemachten Proceß und durch seine unerwartete Rettung aus dem Verhafte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossenschaft erregt. Er war im J. 1769 geboren worden. 1789 fing er das Studium des Rechts an, das er aber nach dem Ausbruche der Revolution wieder aufgab. Um den Verfolgungen zu entgehen, die er sich durch seine royalistische Denkart zugezogen, betrat er die militärische Laufbahn, auf der er bei seiner Erziehung, seinen Talenten und seinem Diensteifer schnelle Fortschritte machte. Er wurde Officier im Generalstabe Custine's, und 1795 Adjutant des Generals Baraguay-d'Hilliers, der für

seine Beförderung thätig sorgte, und ihm noch sterbend einen sehr schmeichelhaften Beweis seiner Achtung gab, indem er ihn zum Vormund seiner Kinder einsetzte. Am Tage nach der Schlacht von Arcole nahm ihn Bonaparte unter seine Adjutanten auf; im folgenden Jahre (1797) wohnte er, als Secretair, den Friedensunterhandlungen zu Leoben bei; im nämlichen Jahre, zur Zeit des Kampfs des gesetzgebenden Körpers gegen das Directorium, wurde er von Bonaparte nach Paris geschickt, um die Lage der Dinge einzusehen. Er schloß sich dann an die Expedition von Egypten an, nachdem er sich zuvor mit einer Nichte der ersten Gemahlin Bonaparte's vermählt hatte. Nach der Rückkehr aus den egyptischen und syrischen Feldzügen wurde er nach Deutschland gesandt, um mit den sächsischen, hessischen und andern Höfen zu unterhandeln, welche Unterhandlungen aber durch den Sieg von Hohenlinden unnöthig geworden. In der Folge trat er von der militärischen Laufbahn ab, und wurde nach und nach von Napoleon zum Administrator der Amortisationskasse, zum Generalpostdirector und zum Staatsrath erhoben. Deßgleichen ward er Großofficier der Ehrenlegion und Commandeur des Reunionsordens. Nach der Wiederherstellung der Bourbons 1814 verlor er die wichtige und einträgliche Stelle eines Generalpostdirectors. Hierdurch disgustirt, durch seine bisherige Laufbahn Napoleon persönlich anhänglich und durch seine Gemahlin in Verwandtschaft mit ihm stehend, war die Wiederkunft des Usurpators für ihn eine erwünschte Erscheinung, und es mochte ihm schwer seyn, voreilige Schritte zu vermeiden. Als er Napoleons Unternehmen gelingen sah, begab er sich am 20. März Morgens, also noch vor der Ankunft desselben in Paris, in Begleitung des Generals Sebastiani, auf die Post, und erklärte dem Director Ferrand, daß seine Functionen ein Ende haben, und er im Namen des Kaisers sein Amt wieder antrete. Er stellte sich dann dem Generalsecretär und den Generalverwaltern als Generalpostdirector dar. Hierauf unterzeichnete er drei Befehle, durch deren ersten er die Versendung aller Journale und folglich auch des Amtsblatts, in welchem die königl. Proclamation enthalten war, durch den zweiten das Abschiken der Briefschaften der Minister und des Seinepräfekten verboten, und durch den dritten den von Ferrand aufgehobenen Postenlauf nach Lyon wieder hergestellt hat. Deßgleichen erließ er den nämlichen Tag ein Umlaufschreiben an alle Postdirectoren, worin er ihnen sagte: der Kaiser werde in 3 Stunden, vielleicht noch früher, in Paris seyn, die Stadt sey voll Enthusiasmus für ihn, und es werde keinen Bürgerkrieg geben. Ueberdieß schikte er dem Usurpator, durch einen Eilboten, ein Schreiben nach Fontainebleau, nach dessen Lesung derselbe ausgerufen: „Das ist gut! Man erwartet mich in Paris." Solche Aeußerungen der Anhänglichkeit an Napoleon konnten, bei dem Mißlingen seines Unternehmens, nicht ungestraft bleiben. Bald nach der Rückkehr des Königs wurde Lavalette arretirt, und der Proceß gegen ihn eingeleitet. Am 20. Nov. erschien er vor den Schranken des Assisenhofs zu Paris, welcher ihn am folgenden Tage zum Tode verdammte. Das Cassationsgericht, auf das er sich berufen hatte, bestätigte dieß Erkenntniß. Der 21. Dec. war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Den Tag zuvor kam die Gemahlin des Verurtheilten in das Gefängniß der Conciergerie, um mit ihm zu Mittag zu speisen. Sie hatte ihre zwölfjährige Tochter und eine Magd bei sich. Um 7 Uhr Abends kamen die zwei letztern an das Gitterthor, um fort zu gehn. Sie schienen die Frau v. Lavalette unter den Armen zu führen, welche in ihren Pelz eingehüllt war, einen großen Hut auf dem Kopfe hatte,

und ein Saktuch vor die Augen hielt. Alle Angestellten im Gefängniße waren gegenwärtig. Die Thüren wurden geöffnet und die besagten Personen traten hinaus. Drei Minuten später begab sich der Thurmhüter in die Kammer. Er fand die Frau von Lavalette allein; ihr Gemahl war verschwunden. Von der äußersten Bestürzung ergriffen, rief er aus: „Was haben Sie gethan? Ich bin verloren!" Er wollte forteilen; aber Madame Lavalette hielt ihn, damit der Entflohene Zeit gewinne, sich zu entfernen. Als er sich von ihr losgemacht hatte, schikte er alle seine Leute auf die Strassen aus. Sie ereilten auch auf dem Pont neuf die Sänfte, in welcher die Frau von Lavalette angekommen war; aber sie fanden sie leer. Kaum war diese Entweichung den Ministern und der Policey gemeldet, als allenthalben die sorgfältigsten Nachsuchungen angestellt wurden. Alle Thore wurden gesperrt. Der Minister der allgemeinen Policey und der Policeypräfect kamen selbst in die Conciergerie. Sämmtliche Angestellte wurden verhört, der Thurmhüter und ein Beschliesser verhaftet. Auf allen Strassen des Königreichs gingen Staffetten aus, mit der Personalbeschreibung des Entflohenen. Erst am folgenden Tage frühe um 8 Uhr durften wieder Wagen zu den Thoren hinaus gehen. Alle Einwohner der Hauptstadt erhielten Befehl, eine Declaration von den Individuen zu machen, die, ohne mit regelmäßigen Scheinen versehen zu seyn, bei ihnen wohnten. Aber so thätig und zwekmäßig die Policey auch wirkte, so kam sie doch auf keine Spur des Entwichenen. Die Frau von Lavalette blieb indessen im Verhafte in der Conciergerie, während das ganze Publicum die Klugheit und den aufopfernden Muth bewunderte und pries, womit sie ihre eheliche Liebe und Treue bewährt hatte. Auch die Regierung ließ ihr Gerechtigkeit wiederfahren, indem sie sie am Ende des Januars, gegen eine von dem Gesetze geforderte Bürgschaft auf freyen Fuß stellte. Lavalette selbst war, nach seiner Entweichung aus dem Gefängnisse, noch über 14 Tage im Verborgenen in Paris geblieben. Da er sich aber nur jenseits der französischen Gränze für sicher halten konnte, so mußte er auf Mittel sinnen, um unentdekt das Ausland zu erreichen. Zu diesem Ende wandte er sich, im Vertrauen auf den brittischen Edelmuth, an einen in der Georgenstrasse wohnenden englischen Edelmann Michael Bruce, der wegen des Antheils, den er an dem Unglük des Marschalls Ney genommen hatte, bekannt war, und bat ihn um seine Hülfe. Bruce eröffnete die Sache seinem gleichfalls zu Paris wohnenden Landsmann Robert Thomas Wilson, englischem General-Major ausser Dienst, und verabredete mit ihm einen Plan, dessen Ausführung der leztere übernahm. Während eine englische Uniform für den Grafen Lavalette verfertigt wurde, ließ sich Wilson von dem brittischen Gesandten in Paris Pässe für den General Wallis und den Obrist Losneka geben. Am 7. Jan. Abends 10 Uhr fand sich der Entwichene bei dem in der Helderstrasse wohnenden englischen Capitän John Elias Hutchinson ein, der gleichfalls in das Geheimniß eingeweiht war. Auch Wilson, Bruce und ein anderer englischer Officier kamen dahin. Den andern Morgen um halb 8 Uhr, holte Wilson den Grafen mit einem Cabriolet ab. Hutchinson und ein Bedienter zu Pferde folgten ihnen zur Barriere hinaus nach. So fuhren sie bis Compiegne, wo Elliser mit dem Reisewagen nachkam, in den sich dann Wilson und der Graf wohl bewaffnet setzten. Von Paris bis Compiegne hatten mehrere Gensdarmes, mit Lavalettes Signalement in den Händen, um sie herum gestreift. Unterwegs wurden sie auf allen Stationen ausgefragt; aber der Obrist Losneka blieb im-

mer hinterwärts sitzen, was um so nöthiger war, da den Generalpostdirector alle Postmeister und alle Postknechte kannten. In Cambray und in Valenciennes wurden die Reisenden einige Stunden aufgehalten. Doch halfen ihnen der englische Wagen und der englische General überall durch, bis sie endlich glüklich zu Mons ankamen. Am 1. Abends war Wilson schon wieder in Paris. Er hatte der Rükweg über Maubeuge und Soissons genommen. Welchen Weg aber Lavalette von Mons aus eingeschlagen, so wie der nachherige Aufenthalt, in den er sich gerettet, ist bis jetzt nicht sicher bekannt geworden. Kaum war Wilson wieder zurückgekommen, als er, auf Befehl des Polizeyministers, der durch aufgefangene Briefe hinter sein Geheimniß gekommen war, mit Bruce und Hutchinson verhaftet, und in die Policeypräfectur und dann in das Gefängniß Laforce gesetzt wurde. Ihr Proceß ward dem Assisenhofe des Seinedepartements in Paris zugewiesen, der die Verhandlungen am 22. April 1816 eröffnete, und am 25. das Erkenntniß aussprach: daß die besagten 3 Engländer zur Einsperrung auf drei Monate lang verurtheilt seyn sollten: der Thurmhüter Eberle wurde, als der Nachläßigkeit schuldig, zu zweijähriger Einsperrung verdammt. Die Frau von Lavalette war zuvor schon (15. März) durch den königl. Obergerichtshof von aller Anklage frei gesprochen worden.

Lavater (Johann Kaspar) ragt unter den Männern, die in der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er wurde den 15ten Nov. 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verstande und starken Leidenschaften, hielt das ohnehin mehr zarte als kräftige Naturell des jungen Joh. Kaspar durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtsamer Knabe, der blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien, mit denen es immer auf geheime Wirkungen ins Große hinauslief, und im einsamen Spiel mit allerlei Wachspüppchen, die er sich selbst gestaltete, Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und schon als Schüler der untern Gymnasialclassen fingen seine Erfahrungen von der Erhörung seiner bestimmtesten Bittgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. *) Merklicher gedieh die Entwickelung seines Geistes in den höhern Classen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigne Flüchtigkeit und Eile von einer Sache zur andern, ließ es zu einem tieferen Eindringen in philologische Studien freilich nicht kommen, seine Kenntniß des classischen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorstechend aber war seine Neigung und Fertigkeit, sich der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Stan-

*) Er hatte z. B. eine lateinische Probearbeit, von der sein Classenrang abhing, dem Lehrer schon übergeben, als er sich erinnerte, darin einmal **relata** statt **revelata** geschrieben zu haben. Er bat daher Gott inbrünstig, diesen Schnitzer, eh' ihn der Lehrer bemerkte, noch mit schwarzer Dinte zu corrigiren. Und wirklich fand er nach Rückgabe der sonst fehlerfreien Arbeit das **ve** mit schwarzer Dinte hinzugesetzt, was nach seinem damaligen kindischen Glauben niemand anders als Gott gethan haben konnte, aber im Grunde nur eine Nachhülfe des Lehrers war, der Doctor Lavaters Sohn partheilisch begünstigen wollte.

-es gemäß über alles, was er empfand und dachte, auszudrucken und redselig mitzutheilen. Er nährte und übte sie in den ernsten Freundschaftsbündnissen, die er um diese Zeit mit mehreren edlen Jünglingen aus den berühmten zürichschen Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menschen beobachten, in sich gehen, über seinen und anderer Seelenzustand wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen Freunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindungen geschützten Beamten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen niemand gewagt hatte, klagte er in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordenen Maler, 1762 erst anonym, und dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu diesem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Uebervortheilten wurden vermöge eines Beschlusses der Regierung von Grebeln entschädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Gesellschaft dieses Füßli reisete Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses von ihm vor andern geachteten Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien sehr genußreich, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf sein feuriger treibendes Wesen übergehen; so verdankte er diesem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieser Reise überhaupt eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Dieß zeigte sich bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, wo er nun seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen theilte. Klopstocks und Bodmers Musen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß und gleich die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, in der es sein ganzes Leben hindurch fortgearbeitet hat. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen Schweizerlieder, die 1767, und die Aussichten in die Ewigkeit, die 1768 zuerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die hingerissen von dem Zauber seiner phantasiereichen Darstellung ihm nachsahen, daß er in den Aussichten sich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufschlüsse über das Jenseits schuldig blieb, die sein zuversichtlicher Ton zu versprechen schien. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1766 war er mit der bescheidenen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Waisenhauskirche zu Zürich eintrat, in Anspruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu seyn, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung seiner Predigten, die voll Geist, Leben und Glaubenszuversicht durch eine starke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauschendsten Beifall fanden, die anziehende Kraft seines Umganges, in dem er Menschen aus allen Ständen zu genügen und sich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die sittliche Reinheit und Einfachheit seines Lebenswandels, durch den er sein Christenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei practisch bewährte, und die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen

suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und zum Liebling seiner Gemeinde machte; gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald ein großes Publikum, sein Sittenbüchlein für Dienstboten füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnichten Simplicität und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und vielversprechendsten seiner Unternehmungen, wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens: wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatte ihn in Stand gesetzt, sich von Personen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dieß Bild in seinem alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, war es kein Wunder, daß er sich nach und nach von einer nothwendigeren Uebereinstimmung des äußeren Menschen mit dem inneren überzeugte, als die behutsame Menschenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, seinen Schluß von dem ersten Anblicke einer Person oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenrisses, auf ihre geistige und moralische Individualität, bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden. Ueberall gewohnt vom Einzelnen schnell aufs Allgemeine zu folgern, und jede Erscheinung, so gut es sich thun ließ, zu generalisiren, kam er daher auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie noch ist, nur ein Aggregat bescheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben und in Regeln zu bringen. Seit 1770 hing Lavater an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die seine ausgebreitete, alles was damals berühmt war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehende Correspondenz erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisthümer seiner psychologischen Analyse des Menschengesichts. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein selbsterfundenes Christusprofil liefern. Denn mit der christlichen Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zusammen. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise ins emser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthe's Leben *) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutschlands befreundete Lavater sich auf der emser Reise näher, und nicht anders, als man großen Virtuosen zu thun pflegt, wurde er schon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, wie we-

*) Vergl. Göthe, aus meinem Leben, 3ter Bd.

g deutsche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutschland,
s die Frucht seiner physiognomischen Studien, ein Prachtwerk in 4
uartbänden, unter dem bescheidenen Titel: Physiognomische
ragmente, 1775 und die folgenden Jahre ans Licht kam. Eine
Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künst-
rn, denen er dadurch Brot und Aufmunterung verschaffte, nett gesto-
ener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdi-
r Personen, empfahl dieses Werk, und wie eine Sprache der Götter
nponirte der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und
thusiastischen Exclamationen hinrollenden Styles, in dem Lavater die
ilder commentirte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte.
ine französische Uebersetzung wurde bald nöthig, und was in jener für
heime Wissenschaften noch sehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, ge-
hmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die
chts geringeres, als ein Stein der Weisen für das gesellige Leben zu
erden versprach. Denn wenn sie Probe hielt, konnten nun die Einge-
eihten das Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, ohne große
Mühe in seinen Zügen lesen. Besonders erregte sie die Aufmerksamkeit
r Großen, denen freilich ein Arcanum zur Enträthselung der Charak-
re ihrer Gesellschafter und Subalternen am willkommensten seyn mußte.
Spuren des Genies, Scharfsinn, Combinationsgabe und tiefe Blicke
s menschliche Herz sind, wie überhaupt allem, was Lavater schrieb,
uch seiner Physiognomik nicht abzusprechen, nur konnte bei kälterer
rüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs derselben dem ruhigen
orscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch jedermann
ch dazu verstanden hätte, die Schönheit in denselben Linien des Pro-
ls zu finden, an die sie Lavater band (wie denn aus seinen künstleri-
hen Studien über die Schönheitslinie, die den camperschen jedoch an
ründlichkeit nachstehen, die Zeichnenkunst wirklich einigen Vortheil
og); so wurde doch die voreilige Erhebung der Hypothese, daß äußere
Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern sey, zur phy-
ognomischen Regel, durch eine so große Menge lügenstrafender Aus-
ahmen verdächtig, und, wo man ihr dennoch gläubig nachging, Anlaß
i so vielen theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil
ber angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der lavatersche Em-
fehlungsbrief zu lesen war, und mißgebildete Unschuldige, denen er
hlte, daß Lichtenberg *) und andere Gegner der Physiognomik, sie
eicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr das Befugniß zu der
hönen Firma: „zur Beförderung der Menschenkenntniß
nd Menschenliebe," unter der sie aufgetreten war, absprechen
onnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literarischen Fehde trug
r hannöverische Leibarzt Zimmermann, der treueste Bewunderer Lava-
rs, der sich mit mehr Eifer und Zuversicht, als Geschick zum Ritter
iner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbe-
ingene Theil des Publicums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfin-
r hier etwas Menschliches begegnet, und das Princip seiner Physio-
nomik nur in seinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er seine Re-
eln von den Gesichtszügen einzelner Menschen, die ihm lieb oder wider-
ärtig waren, abzog, zu suchen sey. Lavater selbst scheint später von
m starken Glauben daran zurückgekommen zu seyn, und, während er
e Heilkunde des inneren Menschen immer eifriger betrieb, seine Stu-
ien über die Züge des äußeren in eine unschuldige Kunstliebhaberei ver-

*) Im göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1778.

wandelt zu haben. Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasieen über die biblischen Lehren mehr als aus diesen Lehren selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophisches Raisonnement mit Aberglauben wunderlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine physische Verwandtschaft war, von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des h. Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Exegese der h. Schrift erlaubt, und auf Voraussetzungen hin, die sein von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verständniß biblischer Aussprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dieß zeigte sich am auffallendsten in seinen größern Epopöen *Jesus Messias* und *Pontius Pilatus* (1781 bis 1786), worin er sich am getreusten ausspricht, und in den *Erzählungen eines christlichen Dichters*, 1795, die insgesammt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatisirt, deutlich beweisen, daß er als Theolog zu sehr Dichter, und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte, wie geduldig und unverdrossen er auch bei seinen Bemühungen, andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltsames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen, oder seinen Glauben annehmen mußten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der natürlich fehlschlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagstücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Repliken hatten Derbheiten auch von seiner Seite zur Folge, und mancher ihm sonst gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische und seine Meinungen jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender sein Geist, Ansehn und Anspruch war, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, die die Religion anzugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, strich er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den gaßnerschen Teufelsbeschwörungen Kenntniß nahm, und ihnen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehr mit einigen katholischen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination *) für den Katholicismus, den Lavater doch nur von

*) Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuiterordens.

seinen löblichen Seiten anerkannte, ohne sich durch die Zumuthungen katholischer Eiferer, wie Sulzer in Constanz, die ihn zu gewinnen hofften, zu der mindesten Annäherung bewegen zu lassen; und als er gar von der meßmerschen Entdeckung des Magnetismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen, und Erklärungen der Wunderkuren Jesu erwartete, mußte er über seinen ernstlichen Antheil an dieser Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn jetzt gewiß verschonen würde. Denn die Beschaffenheit der Zeit, in die sein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit sich, daß man bei einem Manne wie Lavater Lob und Tadel übertrieb. Sein theosophischer und poetischer Dogmatismus war im grellsten Contraste mit der Skepsis, der sich die Theologie damals 1770 bis 1790 mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, und die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- und Freiheitsgeistes jener Zeit ergriffen, sich doch auch wieder manche neue Gestaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während eine große Schaar unkritischer und wohlgesinnter Laien, die nur ihr Gefühl beschwichtigt wissen wollten, grade in seinem humanen, das menschliche Herz so vertraulich ansprechenden Christenthume die willkommenste Schutzwehr gegen den überhand nehmenden Unglauben fand. Mit einem fast unbedingten Vertrauen überließen sich auch außer seiner Gemeine gefühlvolle Halbgelehrte, trostbedürftige Weltleute und zartsinnige Frauen, die ihn eigentlich am besten verstanden, seiner geistlichen Leitung, ein lebhafter Briefwechsel in Gewissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands, und seine Reisen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten, um das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen, denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen Höfen, die ihn günstig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer besonders wohl. Kein protestantischer Geistlicher des 18ten Jahrhunderts hat mehr Verehrung genossen, als Lavatern auf seiner Reise nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche, und 1778 Diaconus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie sich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch sein Einrücken in das Pfarramt bei seiner Kirche zeigte, auch nicht zu seinem Nachtheile eben ausgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondere Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen, Obrigkeit und Bürgerschaft beeiferten sich, ihn mit Beweisen von Achtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort gesagt und nicht gesagt haben sollte. In der That hatte auch seine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht jemand widerstand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe. Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit seiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verläugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens gab seiner persönlichen Darstellung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkührlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltene Faßlichkeit und Popularität im Gespräch, eine geistige Hoheit

und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte, und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, die Originalität und Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf seine Umgebungen wirkte, Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn überdieß bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen ascetischen Schriften waltete neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigsten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, mit der er es ins Publicum gehen ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden seyn, wenn er nicht zu viele Particularitäten seines eignen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstande und der Verläumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienender Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Offenherzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, die die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Auslassung von ihm unter die Leute, und die Aufmerksamkeit des Publicums erstreckte sich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des lavaterschen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klätschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Seine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit verleitete ihn bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorf 1793 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der Reise nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem satyrischen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser spätern Periode sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten gelehrten Bildung, wie sonst, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesieen entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Ungleichheiten, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszusaugen beliebte, wollte neben der Präcision neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen; dem Kindersinne seines Glaubens war die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Räthe, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieser Art wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins Publicum

en ließ, hörten auf, interessant zu seyn. Die Welt war nun mit ei-
n allgemeineren Interesse beschäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Re-
ution, die alles entzündete, anfangs mit republicanischer Freude, aber
der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu, der, je
hr ihm durch neue Unthaten und Gräuel Stoff zuwuchs, sein ganzes
esen in eine steigende Thätigkeit setzte und die Seelengröße entwickelte,
er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz in hohem Grade
vies. Er gehörte damals zu den wenigen Weisen und Edeln, die den
isgang ahneten und sich im Gedränge streitender Factionen frei und
dellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und un-
dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthusiasmus
r Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung
i, und mit der Klugheit, Geistesgegenwart und Genialität, deren nur
oße Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Momenten die rech-
n Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu
lfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht schon un-
r den stäfner Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche
m, und seine unerschrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung
atte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache
ürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele stand, das Leben gerettet ward.
loch unter dem Drucke der französischen Tyrannei hatte er 1798 für
lle seine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in seinem *Worte
ines freien Schweizers an die große Nation*, mit Unter-
hrift seines Namens, wegen Frankreichs schändlichen Benehmens gegen
ie Schweiz zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine vornehme Ant-
ort, aber sonst nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Er hörte daher
icht auf, mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlandes
ür Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkühr der Machthaber
ffentlich zu rügen, und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn
iner verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin,
ährend einer schmerzhaften Krankheit im Mai 1799 nach Basel de-
ortirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher geschehen war.
Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgend bündiger und
erber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er nach
inigen Monaten wieder entlassen, durch die französischen Vorposten glück-
ich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in seiner Amtsthätigkeit
nit demselben patriotischen Eifer fort, bis sie endlich auf die schreck-
ichste Weise gehemmt wurde. Da am 26. Sept. 1799 Massena Zürich
vieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beschäftigt war, her-
umschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen, schoß ein
ranzösischer Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr
litt er, mit wenigen Tagen eines leidlicheren Befindens, die er den
Amtsgeschäften widmete, an diesen Wunden, und schrieb auf dem Kran-
kenlager seine *Deportationsgeschichte*, eine nachdrückliche Vor-
stellung an die revolutionäre Regierung; *Saulus und Paulus*,
eine christliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den
merkwürdigen an Stollberg, über dessen Religionsveränderung, und die
Ode *„Zürich am Ende des 18ten Jahrhunderts“* die zu
den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört, und seine frü-
heren Poesieen weit hinter sich läßt. Die ebenfalls sehr herzliche Ode
„Zürich am Anfange des 19ten Jahrhunderts“ war sein
Schwanengesang. Gegen Ende des Jahres 1800 wurden seine Schmer-
zen an den immer noch offen stehenden Wunden immer empfindlicher,
keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, sein Rücken war ganz

wund und gekrümmt, aber die härtesten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die jedermann zur Bewunderung hinriß, und selbst seine Gegner überzeugen mußte, wie sehr es ihm mit seinem Christenthume Ernst gewesen. So starb er den 2. Januar 1801 im 60sten Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergeßlich. Frühere und devotere Jahrhunderte, als das, in dessen Morgenröthe seine Sonne unterging, hätten ihn heilig gesprochen, denn in ihm vereinigten sich, selbst den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenschaften, die die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter practischer Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Christ zu seyn, war seine Wissenschaft und sein Ruhm, und daß er so ernstlich nach dieser Virtuosität strebte, hätte ihm Niemand verargen sollen. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in seinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt lassen, und seine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein sittlicher Character war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, und er vergab gern, anstatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundzüge seiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wohl etwas zu günstig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und stärker glaubte, tiefer fühlte und inniger umfaßte, als Lavater. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, oft von zu starken Phantasieen und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerschaft, die sein Christenthum gebildet hat, noch Ueberreste giebt, so haben sie nicht Ursache darum an ihrem Meister irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menschlich fehlen konnte. E.

Lawinen (von dem schweiz. Louwin, Lauwin, Lauwan, Löuwin, Löwin, Lauin, Löbin, Löbinenstrich, Lauwer, Schneelauwin, französ. Levanze, Valanze), bedeuten in der Schweizersprache eine große Menge Schnee, welche von den hohen Bergen in die nahegelegenen Thäler herabrollen und dort oft die größten Verwüstungen anrichten. Es giebt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man Windlawinen (Staublowelen, Staublöbeln), weil sie vom Winde erregt werden, welcher den frisch gefallenen Schnee mit sich fortreißt und in die Tiefe stürzt. Die zweite Art heißt Schneelawinen (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil sie aus nichts als Schnee bestehen. Diese sind zwar, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfahren, in sofern die gefährlichsten von allen, sonst aber, weil sie am luftigsten unter allen sind und man sich aus ihnen am leichtesten wieder emporarbeiten kann, auch nicht so sehr zu fürchten. Man hat Beispiele, daß Leute 24 Stunden unter einer solchen Lawine gesteckt haben, ohne zu ersticken. Diese Lawinen werden nicht vom Winde fortgerissen, sondern stürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsen rc. mit sich fort. Sie fallen besonders um Frühlingszeit, wann die angehende Wärme den Schnee fester und trockner macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als

es donnerte. Die dritte Art heißt Erdlawinen, die dann entthen, wann das Erdreich von lang anhaltender und tief eindringenr Nässe dergestalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen äusern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe stürzt und oft unheuern Schaden anrichtet.

Laviren (franz. louvoyer) bedeutet in der Schiffahrt so viel, s zur rechten oder linken Hand mit dem Schiffe immer hin und her hren. Dieß thut man oft bei widrigem Winde, oder weil man mit leiß nicht vorwärts fahren, doch aber auch nicht zurückkommen will.

Lavoisier (Antoine-Laurent), einer der größten Chemiker unr den Neuern, nach und nach Generalpächter, Pulver- und Schwelverwalter, und Nationalschatz-Commissarius, wurde am 26. August 43 zu Paris geboren und überreichte schon in einem Alter von 23 ahren der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die be Weise, die Straßen zu beleuchten, für welche Arbeit er eine goldene edaille empfing. Zwei Jahre darauf ward er Mitglied und einer der rühmtesten Mitarbeiter eben dieser Akademie. Lavoisier studirte mit ichem Erfolge mehrere Zweige der Physik und der Naturgeschichte, s ein Umstand, der Epoche in der Geschichte der Wissenschaften macht, n gänzlich und ausschließlich für die Chemie bestimmte. Die Entdekng des elastischen Fluidums, welche man den Bemühungen Black's, wendish's, Macbride's und Priestley's zu verdanken hatte, hatte ein ues Licht über die sämmtlichen Naturerscheinungen verbreitet. Der nge Lavoisier fühlte, durch eine Art von unbewußtem Triebe, der s Genie charakterisirt, wie weit ihn die glänzende Laufbahn, welche n diese Wissenschaft eröffnete, zu führen im Stande wäre. Er wierholte daher jene Experimente und veränderte sie auf tausendfältige eise. Er arbeitete mit ganz neu von ihm erfundenen Instrumenten, nach seiner Angabe mit einer bis dahin nie gekannten Vollkommenit verfertigt wurden. Anfangs bestätigte er die erhaltenen Resultate übrigen Chemiker; bald aber dehnte er sie weiter aus, entdeckte den neue und bewirkte durch die Anwendung derselben auf die Wissenaft selbst eine vollkommene Umwälzung derselben. Ein der Akademie ide des Jahrs 1772 übergebener Aufsatz, beweiset unwidersprechlich, ß er schon damals die wahre Ursache gefunden hatte, warum die etalle, wenn man sie dem Feuer aussetzt, ein größeres Gewicht erlten. Diese richtige Entdeckung, die der ganzen neuern Chemie zur asis dient, warf jene allgemeine und unsichere Theorie des Phlogistons nzlich über den Haufen. Seit der Zeit boten 40, in der Akademie hrend 20 Jahren von ihm vorgelesene Denkschriften, die er hernach einen Band zusammendrucken ließ, das Ganze einer Lehre dar, wel alle chemischen Erscheinungen in sich faßt. Lavoisier schuf von nun eine ganz neue Wissenschaft: er veränderte in der Chemie sowohl die t, zu experimentiren, als die Art, zu räsonniren, mit einem Worte, brachte ein System in diese Wissenschaft, wie sie es bis dahin gänz entbehrt hatte, und setzte dasselbe mit einer solchen Klarheit und stimmtheit, und mit einer so bestimmten, nie wandelnden Hindeung auf einen einzigen Gesichtspunct auseinander, daß man wohl sah, erfinde aus seinem eignen, ihm angebornen Genie. Dieß System rd nun von ganz Frankreich angenommen. Im J. 1789 stellte er e sämmtlichen neuen Entdeckungen unter einen einzigen Gesichtspunct und gab dieselben unter dem bescheidenen Titel: Traité élémentai- de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie) in den Druck, ein ohl der Form als dem materiellen Inhalte nach gänzlich umgeschaf-

fenes Werk, welches stets zum Modelle ähnlicher Werke wird dienen können. Aber Lavoisier zeichnete sich nicht allein in der Chemie von einer so hervorragenden Seite aus, sondern er bewies auch in den Geschäftsführungen seiner bedeutenden Stellen eine so lebhafte Thätigkeit, einen so geübten Scharfblick, daß er auch hierin die allgemeine Bewunderung erregte. So hat er mehrere Werke über die politische Staatsverwaltung geschrieben, denen eine seltene Erschöpfung des Gegenstandes beigemessen wird. Aber weder das hervorragende Genie, noch die mitleidigen Gefühle, mit denen Lavoisier das Unglück jedes Hülfsbedürftigen zu erleichtern bereit war, konnten diesen vor dem wüthenden Verfolgungsgeiste des Nationalconvents in Sicherheit stellen. Als vormaliger Generalpächter erschien er, durch eine Anklagungs-Acte vor das Revolutions-Tribunal gerufen, mit seinen vormaligen Mitbrüdern und ward zum Tode verurtheilt. Er bat um 14 Tage Aufschub, damit er noch zuvor einige wichtige Experimente beenden könnte; aber man antwortete ihm, die Republik bedürfe keiner Gelehrten, und Lavoisier betrat am 6. April 1794, im 51. Jahre seines Alters mit Heiterkeit das Blutgerüst. Er hat folgende Werke herausgegeben: Opuscules chimiques et physiques (Kleine chemische und physische Werke), 1772, zwei Octavbände; Nouvelles Recherches sur l'existence d'un fluide élastique (Neue Nachforschungen über das Daseyn eines elastischen Fluidums), 1775, welches Werk seinem Verfasser den größten Ruhm verschaft hat; Rapport des commissaires chargés de l'examen du magnétisme animal (Bericht der mit der Untersuchung des thierischen Magnetismus beauftragten Commission); Méthode de nomenclature chimique (Neue Methode einer chemischen Nomenclatur); Traité élémentaire de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie), 1789, zwei Octavbände; Instruction sur les nitrières et sur la fabrication du salpêtre (Anweisung zu Salpeterfabriken), 1777; De la reproduction et de la consommation comparées à la population (Ueber die Producte und deren Aufzehrung, in Vergleichung gebracht mit der Bevölkerung), welches Werk eine vortreffliche Abhandlung über Staats-Arithmetik ist; Sur la richesse territoriale de la France (Ueber den Grundreichthum Frankreichs). Mit diesem weitläuftigen Werke, von dem er bereits 1791 einen Auszug geliefert hatte, war er eben beschäftigt, als er zum Schafott geführt wurde.

Law (Johann), am 16. April 1671 zu Edinburg geboren, gab sich, obgleich sein Vater ein Messerschmid, oder, nach andern, ein Goldschmid gewesen war, für einen Edelmann aus. Er war groß, wohl gebaut, besaß eine angenehme, sogar edle Gesichtsbildung, einen durchdringenden Verstand und sehr feine, gebildete Sitten. Arithmetik, Algebra und Geographie waren die Studien, denen er sich besonders in seiner Jugend widmete. Schon von früher Jugend an aufmerksam auf seine Person und gesucht in seinem Anzuge, zeichnete er sich in allen Spielen aus, welche körperliche Geschicklichkeit und geistiges Nachdenken erfordern. So ward er als einer der besten Ballspieler Schottlands gerühmt, obgleich dieses Spiel damals besonders in seinem Lande sehr gewöhnlich war. Nachdem er die Tochter eines Lords verführt und den Bruder derselben getödtet hatte, ward er verurtheilt, gehangen zu werden. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Holland und von dort nach Italien, kehrte jedoch gegen 1700 nach England zurück und legte dem Parlamente einen Plan vor, wie dem Geldmangel Schottlands und dem bevorstehenden Banqueroute der dortigen Bank abgeholfen werden könnte. Da jedoch weder dieser Plan, noch ein an-

erer, in welchem er eine neue Art Papiergeld vorschlug, vom Parla-
mente angenommen worden war, verließ Law abermals sein Vaterland
nd begab sich nach Brüssel, von wo er nach Venedig und dann nach
ienua ging. Allenthalben, wo er sich verweilte, machte das Spiel den
orzüglichsten Gegenstand seiner Speculationen aus, und bald war es
m geglückt, eine Summe von 110000 Pf. St. gewonnen zu haben.
lachdem er nun auch dem Könige von Sardinien, Victor Amadeus,
e obenerwähnten Finanzpläne, obgleich vergebens, vorgeschlagen hatte,
ing er nach Frankreich, wo 1709 oder 1710 der dortige General-Con-
oleur (so hieß damals der Finanzminister) seinem Finanzsystem eine
rößere Aufmerksamkeit schenkte. Dieß geschah zu einer Zeit, als ein
nglücklicher Krieg ganz Frankreich ruinirt und jedes öffentliche Zu-
auen vernichtet hatte, und so fand Law endlich unter der Vormund-
haft des Herzogs von Orleans den günstigen Zeitpunct, welcher seinem
ysteme den gewünschten Eingang in Frankreich verschaffte. Hier war
ne öffentliche Schuldenlast von zwei Milliarden (zwei Millionen Mil-
onen) zu tilgen, und überdem hatte es Law mit einem Prinzen und
nem Volke zu thun, das in jede Neuheit verliebt war. Zuerst errich-
te er 1716 in seinem eignen Namen eine öffentliche Bank, die jedoch
ald die allgemeine Casse aller Einnahmen des Königreichs wurde. Mit
r ward bald darauf eine Handlungsgesellschaft nach dem Missisipi
reinigt, von welcher man sich die größten Vortheile versprach. Das
ublicum, von dem Reize des Gewinnes gelockt, bezeigte eine wahre
Suth, die Actien dieser Gesellschaft und dieser Bank zu kaufen. Das
eld, welches vorher mißtrauisch in Kasten verschlossen worden war,
m reichlich in Umlauf. Nachdem die Bank selbst noch ungemein er-
citert worden war, fingen endlich die Actien derselben an, im Jahre
719, den ganzen Werth alles im Königreiche sich befindenden Geldes
n das achtzigfache zu übersteigen. Während dieß vorging, war Law
20 zum Finanzminister erhoben, vom Protestanten zum Katholiken,
m Abentheurer zum Herrn der schönsten Besitzungen und vom Ban-
ier zum Staatsminister geworden. Um das baare Geld gegen die
ctien herabzusetzen, hatte man die Mark Silber und Gold anfangs
einem ungeheuern Preise ausgemünzt, setzte sie aber nach und nach
r herunter, daß das Publicum, welches einen noch größern Verlust
n baaren Gelde befürchtete, dieses mit der größten Begierde zur Bank
achte und gegen Papiergeld auswechselte. Nachdem nun aber die
ank, trotz dieser betrügerischen Speculationen, nicht immer im Stan-
war, seine Billets zu zahlen, suchte sich Law anfangs damit zu ret-
, daß er ein Gesetz ergehen ließ, vermöge welches es jedermann bei
trafe der Confiscation untersagt war, mehr wie 500 Livres baares
eld in seinem Hause zu haben. Da diese Maßregel dennoch zu nichts
holfen hatte, wurden die Actien auf die Hälfte ihres wahren Werths
runtergesetzt. Nun wurden der Nation auf einmal die Augen geöff-
t: man sah den allgemeinen Ruin erklärt voraus und das Murren
ard allgemein. Die Regierung ließ, durch die allgemeine Stimme in
rcht und Ungewißheit, Beschlüsse über Beschlüsse ergehen, hob das
erbot, baares Geld bei sich zu haben, wieder auf, erlaubte derglei-
en aus dem Auslande einzuführen, und konnte dennoch dem allgemei-
n Mißtrauen und der gränzenlosen Verwirrung nicht vorbeugen.
as Volk, welches kein baares Geld hatte, stürzte wie wüthend zur
ank, um seine Billets einzulösen. Das Drängen der Menge war
gewaltsam, daß mehrere Menschen ihr Leben dabei verloren. End-
 sah sich Law, mit dem öffentlichen Fluche belastet, in die Noth-

wendigkeit versetzt, zu entfliehen, um sein Leben vor der Wuth des Volks in Sicherheit zu bringen. Nachdem er Deutschland, Holland, England und Dänemark durchstreift hatte, begab er sich nach Venedig, wo er, noch immer mit chimärischen Hirngespinsten und ungeheuern Grübeleien beschäftigt, im Jahre 1729 starb. Obgleich seine Reichthümer in Frankreich unermeßlich gewesen waren; so verspielte er dennoch in der Folge sein ganzes Vermögen und starb fast in Dürftigkeit.

Lazarus ist der Name theils eines aus der h. Geschichte bekannten Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, dessen Gedächtniß den 20. Febr. darum von der römischen Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaisers Theophilus zu Constantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. N.

Lazaristen oder Väter des h. Lazarus waren eine Congregation regulärer Geistlichen, welche im 17ten Jahrhunderte in Frankreich entstand. N.

Lazur s. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet sich bisher die merkwürdige Menschenclasse, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt ist. Man rechnete die Zahl dieser Menschen unter der alten Regierung auf etwa 40000 Individuen, sämmtlich ohne Stand, ohne Beschäftigung, ohne Haus und Heimath und ohne bestimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch, in äußerster Dürftigkeit, Tag und Nacht sein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt eines Menschen so sehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit seiner Bewohner, das heiße Clima und der daher entstehende Hang zur Trägheit haben dieser sonderbaren Menschenclasse ihre Entstehung gegeben, die allerdings in einer gewissen Verbindung unter einander stand, und dennoch, was gewiß äußerst auffallend erscheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart sind die Lazzaroni äußerst mäßig, so wie im höchsten Grade genügsam in ihrem Anzuge; das Clima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen; nur die höchste Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich ist, finden sie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner. Allein nichts konnte sie ehmals bewegen, durch angestrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügsame Lebensart erforderte. Dabei waren sie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die sie so leicht zur Insolenz hätte verleiten können, höchst gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels, was freilich auch wohl das einzige Mittel war, damit der Staat überhaupt die Existenz einer solchen Corporation dulden konnte. Allein zu Neapel fand sich von jeher diese Menschenclasse; dort allein findet sich Alles, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte sich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den letztern Zeiten hat auch bei diesen Naturmenschen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen ist Geschmack für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden. Nach neuern Berichten fangen sie an, sich allmählig an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen festen Wohnort zu erhalten und sich an Sonn- und Festtagen in seidenen und sammetnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch hat in den neuesten Zeiten die französische Polizei, welche Neapel

halten, nicht wenig zur Verminderung dieser Menschenclasse beige-
agen. C. Z.

Lazzi (ital. lazzo, lazzi), bedeutet bei den Italienern meisten-
eils das stumme Spiel, mit welchem die komischen Personen, wäh-
nd sie selbst nichts zu reden haben, die ernsthaften Scenen auszufül-
n pflegen, wodurch freilich nicht selten die Aufmerksamkeit auf den
ang des Stücks unterbrochen wird. Besonders erlauben sich die ita-
enischen Komiker diese Lazzi während der Bravour-Arie, die derglei-
ien, da das Publikum bei diesen nur zu hören braucht, auch recht
ohl gestatten. Die Benennung kommt nicht, wie einige glauben, von
icerare (zerreissen), sondern von lazzo (herbe, scharf, beissend) her,
eil durch die Lazzi die Scene gleichsam erst schmackhaft gemacht
ird. Pq.

Leander, s. Hero.

Leben (das), offenbart sich uns durch Daseyn und Thätigkeit,
s setzt also einen Körper und das Vermögen desselben, aus eignem An-
riebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur be-
:hrt uns von ihrem **Daseyn**; aber dann erst, wenn wir Bewegung
n ihr sehen, oder solche Zeichen wahrnehmen, daß wir auf das Ver-
nögen der Bewegung, innerlich oder äußerlich schließen können, halten
vir sie für **belebt**. Es giebt aber verschiedene Stufen des Lebens.
Von der Pflanze sagen wir auch: sie lebt; hier beschränkt sich die Be-
vegung bloß auf das Innere der Pflanzen, so viel zur Erhaltung, Er-
iährung und zum Durchlaufen ihrer Perioden des Wachsthums nöthig
st; dieß ist das bloß vegetative Leben. Es ist im Thier auch vorhan-
den, dieses ist aber auch mit einem höhern begabt; das thierische Leben
bedingt freiwillige Bewegung seiner äußern Theile und Ortsveränderung
außer sich. Je höher der Grad des Lebens, desto vollkommnerer Orga-
nisation bedarf es. Das Leben des Polypen, z. B. entfernt sich kaum
von dem Pflanzenleben, er hat die einfachste Organisation, dagegen das
Leben der vollkommenen Thiere eine weit mannichfaltigere und zusam-
mengesetztere Organisation erfordert. Aus den Erscheinungen des Le-
bens können wir wohl einen Begriff desselben abziehen, allein in das
Innere desselben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens
selbst kann nur **er**griffen, nicht **be**griffen werden. Jedes individuelle
Leben ist nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchsten Lebens,
eine endliche Abstufung und Darstellung desselben nach unzählig mannichfa-
chen Graden. **Lebenskraft** ist die den Erscheinungen des organischen
Lebens zum Grunde liegende innere Ursache desselben. Ob es ein feiner
materieller Stoff, ein subtiles flüssiges Wesen, oder ob sie bloß das Product
der Organisation und dessen Mechanismus ist, darüber sind die Mei-
nungen verschieden. Indessen ist gewiß, daß, wo wir Leben bemerken,
eine bestimmte Organisation vorhanden ist, welche durch ein inneres Agens
in Bewegung und Thätigkeit gesetzt wird, daß ferner das Leben ver-
nichtet ist, sobald die Organisation zur Ausübung ihrer Verrichtungen
untauglich ist, oder das innere Agens fehlt. Dieses Agens nun mögen
wir mit Hufeland Lebenskraft, oder mit andern Lebensgeist, oder Lebens-
stoff, oder mit v. Helmont Archäus, mit Stahl die Seele, mit Brown
die Erregbarkeit, mit Mesmer das allgemeine magnetische Fluidum,
oder mit andern noch anders nennen, so können wir doch nur die Aeuß-
erungen desselben, die Bedingung ihrer Aeußerungen und die Gesetze
derselben kennen lernen. Das eigentliche Agens des Lebens, als inner-
sten Lebensreiz genommen, welcher die mannichfachen Bewegungen des
feinsten Organismus erregt und erhält, nennen wir eigentlich das Le-

benspricip. Dieses muß das feinste und durchdringendste Fluidum der Natur seyn, das wir nur mit dem Aether, der electrischen, magnetischen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewissen Theilen des Organismus scheint sie besondere Verwandtschaft zu haben, besonders im thierischen Körper zu den Nerven, von denen sie zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Sie kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundenen Zustande erscheinen. Das Lebensprincip giebt der thierischen Faser die Eigenschaft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht sie zum Theil den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der unorganischen Natur, daher in einem belebten Körper kein bloß mechanischer und chemischer Proceß existirt. Das Lebensprincip kann durch gewisse ihm entgegengesetzte Einwirkungen geschwächt, durch andere verstärkt werden. Unter die feindlichen Einflüsse gehört besonders die Kälte, gehören starke Erschütterungen, manche Gifte u. s. w.; unter die günstigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemessenen Grade), das Licht, die Luft, besonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derselben. Dieses Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile desselben, jedes nach seinem besondern Bau und seiner Einrichtung, daher dann das harmonische zu einem Zwecke hingerichtete Streben derselben, ihre Functionen auszuüben.

Lebensmittel sind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In diesem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichsten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbesondere aber versteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menschen, als Speise und Getränk in den Magen gebracht werden, um daselbst derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (siehe den Art. Magen), und einen Stoff zur Organisation und Erhaltung des Lebens abgeben. Das Weitere hierüber siehe bei dem Artikel Nahrungsmittel. — Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menschen seinem natürlichen Ziele am nächsten bringen. Das Leben des Menschen ist das vollkommenste, bildet sich deswegen auch die vollkommenste Organisation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine sehr lange Dauer (absolute Lebensdauer) haben, die man nach Vergleichung mit seinem Wachsthum und seiner Ausbildung über hundert Jahre schätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer seines Lebens hängt aber von der Summe des ihm ursprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beschaffenheit seiner Organisation, von der durch die Lebensthätigkeit selbst bewirkten Aufzehrung (Consumtion) des Lebensprincips ab. Ferner giebt es viele feindliche Einflüsse auf den menschlichen Körper, welche seinem Leben und seiner Gesundheit Gefahr drohen, z. B. ungünstige Witterung, ansteckende Krankheitsstoffe, Leidenschaften u. s. w., welche seine natürliche Lebensdauer abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer so manche Gefahren drohen, und die mögliche (absolute) Lebensdauer doch so hoch steigen kann; da ferner durch Beobachtung gewisser Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Ersatz desselben durch manche Mittel befördert werden kann; so läßt sich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, in sofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (absoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfordert einen vollkommenen guten Bau des Körpers und seiner einzelnen Theile, ge-

sunde Lungen, gute Verdauung, regelmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welches durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsstimmung sich äußert. Die besondern Regeln der Lebensverlängerung gehören in die Gesundheitserhaltungskunde. (S. Gesundheit.)

Lebensversicherung. Die Zeit, wie lange wahrscheinlich ein Mensch noch zu leben hat, muß nach dem natürlichen Ziele, und nach den Resultaten, welche Erfahrung geben, berechnet werden. Man sollte freilich denken, daß, wenn man z. B. 90 Jahre als das natürliche Lebensziel annimmt, die Versicherung der Lebensjahre auch hiernach könne bestimmt werden, und also ein neugebohrnes Kind diese vollen 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren noch 80 Jahre u. s. f. wahrscheinlich zu leben habe. Allein die mancherlei Gefahren, welche dem kindlichen Alter drohen, die Krankheiten, welche viele Menschen in der Blüthe der Jahre wegraffen, die Beschwerlichkeiten und Veranlassungen zu Beschädigungen und Krankheiten von den mancherlei Beschäftigungen der Menschen, die Verschiedenheiten des Geschlechts, der Schade, den Luxus und Verweichlichung unter dem Menschengeschlecht anrichten, machen andere Berechnungen nothwendig. Die Erfahrung lehrt, daß von 100 Menschen etwa einer das 90ste Jahr erreicht, die Hälfte stirbt weg, ehe sie das 17te Jahr erreicht haben. Die größte Sterblichkeit herrscht unter den Kindern bis nach dem ersten Jahre, denn in dieser Zeit sterben von 100 Kindern 26; in dem zweiten Jahre von den übrigen 74 wieder 4; in dem dritten Jahre von den übrigen 70 wieder 8; im vierten Jahre 3; im fünften Jahre 1, im sechsten Jahre abermals 1, im siebenten Jahre 1, im achten Jahre 1, im neunten Jahre 1, im zehnten Jahre ist beinah die Hälfte schon gestorben, denn von 100 Kindern sind noch 54 übrig. Davon sterben wieder 3 bis zum funfzehnten Jahre; nur 44 kommen bis zum dreißigsten Jahre, nur 38 bis zum vierzigsten, nur 31 bis zum fünfzigsten, nur 22 bis zum sechzigsten, nur 13 bis zum siebzigsten, nur 7 bis 8 bis zum achtzigsten. Da nun bei Leibrenteninstituten, Wittwencassen u. dgl. eine muthmaßliche Annahme, wie lange eine Person noch leben wird, nothwendig ist, so hat man, auf obige Erfahrungen gestützt, folgende Berechnung entworfen: Ein Kind von 1 Jahre wird wahrscheinlich noch leben 41 Jahre 9 Monate; ein Kind von 3 Jahren noch 45 Jahre 7 Monate; eins von 5 Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von 10 Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Person von 15 Jahren wird wahrscheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate leben; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Person von 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren noch 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; von 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren beinah noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von 90 Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal das siebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu hoffen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vierten Theil seines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die Hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, wenn sie gewisse Jahre überstanden haben, leben alsdann gewöhnlich länger als Mannspersonen.

Leber ist bei dem Menschen das größte und schwerste aller Eingeweide, wo sie den größten und obersten Theil der Bauchhöhle einnimmt. Je jünger der Mensch, desto größer; aber je gesunder, desto kleiner ist seine Leber, und umgekehrt. Drüber liegt der genau auf sie passende Zwergmuskel, durch dessen Sehne das Herz von ihr geschieden ist. Darunter befindet sich rechts das Ende des rechten Stücks vom Grimmdarme; links das Ende des Queerstücks desselben; gegen die Mitte hin, da, wo ihr die Gallenblase anhängt, der Anfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebst dem Ende des Magens und des Pankreas, oder der Bauchspeicheldrüse; hinten die mit der rechten Niere zusammengehefteten Nebennieren. Ihr Gewicht beträgt in einem gesunden Menschen 2 bis 5 Pfund, und ihre Bestimmung ist, nach völlig entschiedener Untersuchung, durchaus keine andere, als die Galle aus dem Blute abzusondern.

Leberreime sind zweizeilige deutsche Sinngedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: die Leber ist vom Hecht und nicht von einem — hier wird ein Thier genannt, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime, welche von Schävius erfunden und ehemals bei öffentlichen Gastereien, sobald der Hecht aufgetragen war, besonders in Sachsen sehr beliebt gewesen sind, werden jetzt nicht mehr beachtet.

Lech (Leg, in Schmelzhütten) ist dasjenige, was sich oben als schwarzes Kupfer angesetzt hat und noch Metall enthält.

Leda, nach einigen des Thastius, eines Königs von Aetolien, oder nach andern des Glaucus und der Laophonte oder Leukippe Tochter, heirathete den spartanischen König Tyndareus, mit welchem sie die Timandra, Clytämnestra und Philinon (Phililonon) zeugte. Jupiter liebte sie und verwandelte sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, oder nach andern in eine Gans, in welcher Gestalt man ihn auch auf einem herkulanischen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr und Tyndareus in der folgenden Nacht den Castor. Nach andern Schriftstellern verwandelte sie Jupiter erst in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan; woher es kam, daß Leda ein Ei gebahr, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Noch nach andern verwandelte sich Jupiter bloß in einen Schwan, ließ sich dann von der Venus in der Gestalt eines Adlers verfolgen und nahm seine Zuflucht in Leda's Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher sie in diesem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genusse ihrer Reize. Wieder andere meinen, die Nemesis sey es gewesen, welche Jupiter auf die angezeigte Weise überlistet und darauf das Ei, welches diese geboren, durch den Mercur der Leda habe überbringen lassen, welche letztere es sorgfältig aufgehoben, bis endlich die Helena daraus hervorgekommen sey. Endlich soll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Tyndareus, aus jenem Pollux und Helena, und aus diesem Castor und Clytämnestra entstanden seyn. Unter diesen verschiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Castor und Pollux mit der Leda zeugte. Diese werden nach Tyndareus, dem Gemahle der Leda, Tyndariden, und nach Jupiter, ihrem wahren Vater, Dioscuren genannt. Kein Gegenstand der alten Mythologie ist von den Künstlern mit so vieler Vorliebe behandelt worden, als Leda mit dem Schwane: man zählt 58 besondere Vorstellungen von demselben. Es scheint, als habe diese Mythe den Künstlern, die sich die Darstellung der physischen Liebe zum Vorwurf ihres Werks gemacht hatten, zur besondern Verhüllung,

und zugleich auch zur Andeutung ihrer Idee gedient und sey deshalb so
ft und unter so verschiedenen Gestalten von ihnen bearbeitet worden.
Ein Schwan im Schoße eines Mädchens beleidigte das jungfräuliche
Auge bei weitem nicht so sehr, als ein Mann an eben der Stelle; die
Keuschheit selbst konnte sich noch immer mit der Unkunde schützen, die
Bedeutung des Bildes nicht zu verstehen, während jedoch der lüsterne
Sinn des Mädchens das höchste Wohlgefallen an der Darstellung des-
elben fand. Aber auch die Ausführung selbst gewährte dem Künstler
ine große Mannichfaltigkeit, welche daher dem Genie desselben sehr
villkommen seyn mußte. Bald konnte sich nämlich Leda ernstlich gegen
die Zudringlichkeiten des Schwans vertheidigen, bald nur scheinbaren
Widerstand thun, bald konnte der Schwan die Leda durch die Luft tra-
gen, bald bloß daneben stehend oder schmeichelnd, bald im Augenblicke
der ungestümen Annäherung, bald im Triumphe selbst abgebildet seyn.
Da der Schwan auch zu den edlern Thieren gehörte, so konnte eben
deswegen diese Verwandlung Jupiters so oft zum Gegenstande der Dar-
stellung gewählt werden. Andere Verwandlungen Jupiters in Stiere,
Pferde, Schlangen u. s. w. bei den Begattungen mit sterblichen Mäd-
chen, wären kein edler Gegenstand der Kunst gewesen, und wurden da-
her von den Künstlern verworfen. Bei vielen Künstlern waren es ge-
wiß diese Gründe, welche dazu beitrugen, die Vorstellungen so sehr zu
vervielfältigen. Aber daß es nicht die einzigen Ursachen waren, sieht
man daraus, daß gerade viele dieser Leda-Gemmen die schlüpfrigsten
Darstellungen enthalten, welche man sehen kann. Da nämlich Alles
dem Mißbrauche unterworfen ist, so artete nun auch die allegorische
Darstellung dieser Mythe in eine gemeine physische Andeutung derselben
aus. In der That wurden in den Gynecäen (Frauenzimmergemächern)
der asiatischen, lesbischen und jonischen Weiber sehr häufig Gänse und
Schwäne von diesen zum physischen Genusse gemißbraucht, so wie denn
auch noch jetzt die italienischen Damen sich dieses Mittels zur Befrie-
digung ihrer Leidenschaft nicht selten bedienen sollen. Es ist uns voll-
kommen begreiflich, daß jene bloß formelle und allegorische Darstellung
des sinnlichen Genusses, so wie ihn die griechischen Künstler durch Ab-
bildung des Schwans im Schooße der Leda darzustellen suchten, nach
und nach zur gröbern Versinnlichung jenes Begriffes Veranlassung ge-
geben und endlich in die rein materielle Darstellung des sinnlichen Ge-
nusses ausgeartet sey. Pq.

Leder, s. Gerberei.

Lee (**Lei, das**) bedeutet in der Schiffersprache das Schiff oder
Land, oder irgend einen Gegenstand, welcher unter dem Winde liegt,
d. h. welcher vom Winde abgewandt ist. So sagt man: das feindliche
Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von
Bornholm.

Leeds, die bekannte Hauptstadt des Tuchdistricts in der West-
Riding von Yorkshire, liegt am Flusse Aire und steht durch die inlän-
dische Schifffahrt in der vortheilhaftesten Verbindung mit den vornehm-
sten Plätzen und Häfen von Großbrittannien. Erst in neuern Zeiten hat
sie sich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit gebildet. Die
Bevölkerung, welche noch stets zugenommen hat, betrug 1801 über
53,000 Einwohner. Die Stadt ist für den District der große Markt für das
breite feine Tuch (Broad - cloth), welches die Weber theils weiß, theils
schon in der Wolle gefärbt, und zwar in großen Vorräthen dahin brin-
gen. Für beide Art Tücher giebt es dort große Hallen: die Weißetuch-
halle (White cloth Hall) ist ein großes, viereckiges, in fünf Straßen

abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die Gefärbtetuch-Halle (mixed cloth Hall) ist noch größer und hat 1770 Stände. Die Markttage für letztere sind Dienstags und Sonnabends und für erstere Dienstags. Der Markt wird zu einer bestimmten Stunde eingeläutet, dauert fünfviertel Stunden und muß bei Strafe pünktlich geschlossen werden.

Leere (leerer Raum) drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem sich kein Körper befindet. Es ist darüber gestritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar sind sie allerdings, nur schwerlich in der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerstreute leere Räume. Unter ersteren verstand man schon im Alterthume eine bloß für sich bestehende, von aller Materie leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daseyn vor der Körperwelt vorhanden gewesen sey. Dagegen läßt sich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, die sich ausdehnen, nicht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo sich ihre Dunstkreise begrenzen, wol noch etwas Körperliches vorhanden sey? Wäre dieß nicht, so hätte ein solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, daß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt dieser Meinung schon von selbst. Zerstreuete leere Räume sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in sich schließen. Hier also gäbe es, dem Scheine nach, wenigstens einen zerstreueten leeren Raum. Von diesen beiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man vermittelst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist aber nur ein scheinbar leerer Raum; denn es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben verborgen seyn könne. Ein solcher luftleerer Raum ist z. B. die Toricellische Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Legat (aus dem Lateinischen), ist ein Vermächtniß, und besonders ein Nebenvermächtniß, welches der Haupterbe, dem Testamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias causas ist ein Vermächtniß zu milden Stiftungen, d. h. zu Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmuckes; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. s. w.; legatum supellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, ein Legatär, einer, dem ein Legat vermacht ist. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten a latere. Legaten a latere heißen außerordentliche Gesandte, welche der Papst in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenstaats abschickt. Sie stehen höher im Range als die Nuntien und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung solcher Legaten hat wegen Beschränkung der päpstlichen Macht in neuern Zeiten nur selten Statt gefunden. E.

Legato, s. Bepuncten.

Legende (Legenda), der Titel eines Buchs, welches die täglichen ectionen enthielt, die beim Gottesdienste in der alten römisch-katholichen Kirche vorgelesen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich ie Lebensbeschreibungen und Geschichten von den wunderbaren Schickalen der Heiligen und Märtyrer, und ganze Sammlungen derselben egenden genannt, weil man aus diesen ebenfalls in den Metten und n den Speisesälen der Klöster Capitel vorlas, und sie zur Unterstützung es römisch-katholischen Glaubens zu lesen ernstlich anempfahl. Auch ie römischen Breviarien enthalten viele Geschichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derselben gelesen werden sollen. In dem Mittelalter war eine Sammlung solcher Heiligengeschichten, inter dem Namen Legenda Sanctorum oder historia Lombardica beannt. Vorzüglich berühmt war die sogenannte **goldne Legende** aurea legenda), deren Verf. Jacobus de Voragine († als Erzbichoff zu Genua 1298) ist. Aber auch diejenigen Heiligengeschichten, velche bloß Ueberlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeschichten oft allen Glauben überstiegen, und nur als fromme Erdichtungen angesehen werden konnten, so wurde der Name der Legene von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdicheten Erzählung, die den Glauben stark in Anspruch nimmt, gegeben. Valerius Augustinus, Bischoff von Verona (blühte im 16. Jahrh.) rzählt (in seinem Buche de rhetorica Christiana) eine Ursache der ahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet woren, sey die in mehrern Klöstern herrschende Gewohnheit gewesen, die Religiosen in lateinischen Umschreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei sie die Freiheit hatten, die Tyrannen und verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrscheinichste Weise sprechen und handeln zu lassen. So entstanden Ausschmückungen der Geschichte, von welchen man die gelungensten aufbevahrte, die nachher in Klöstern wieder aufgefunden und mit den wahen Geschichten vermischt worden sind. Ob nun gleich unter der Masse der Legenden viele gehaltlose, abgeschmackte Sagen und leere Fictionen, aus kindischem Wunderglauben erzeugt, oder für denselben berechnet, u finden sind, so giebt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetischer und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter sich mit der Bearbeitung dieser oft nur rohen Stoffe beschäftigt haben, ja man nennt daher jede (auch frei erfundene) poetische Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (sie möge versificirt seyn oder nicht), eine Legende. Wir besitzen deren einige von Göthe, A. W. Schlegel u. a. Einige haben dieselbe auch scherzhaft und komisch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterforderniß der ernsten Legende ist das Wunderbare, welches aber religiöser Art seyn, oder sich auf einen Gegenstand der kirchlichen Tradition beziehen muß, ohne ins Kindische zu verfallen. Sie ist daher ein Product der christlichen Zeit, und wie die kirchliche Sage von der Mythe verschieden. Eigenthümlich ist ihr der schlichte, einfältige Ton, den die stille und sanftere Begeisterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und womit Pretiosität und poetische Ueberladung unverträglich ist. Eben darum aber ist sie in unsern Zeiten so schwer und selten. **Herder** hat sich um die Bearbeitung der Legende sehr verdient gemacht (s. seine Abhandlung über die Legenden in seinen zerstreuten Blättern Th. 6., und Adrastea St. 3, S. 189 u. ff.) **Kosegarten** hat eine Sammlung derselben, deren Werth sehr gemischt ist (2 Bde. 1804), herausgegeben. Ein neuer

Versuch der Bearbeitung derselben ist der kürzlich von de la Motte Fouqué, und Amalia von Imhof erschienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. Endlich wird auch die Schrift, besonders die Umschrift auf Münzen, oder auf den Rand, auf welchem sich, um das Beschneiden zu verhindern, öfters eine Umschrift befindet, in der Numismatik die Legende genannt. S. Münze. T.

Legio war eine Abtheilung der römischen Armee, welche zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Anzahl Mannschaft enthielt. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit bestand eine Legion aus 4200 Mann, und so steigerte sie sich am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sclaven dazu. Auch durfte keiner, außer in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt seyn. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, so daß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man stets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil sie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wiederum in 10 Decurien. Bei jeder Legion befanden sich 6 Kriegstribunen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul commandirten. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. die claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Herr aus 25 Legionen.

Legiren (im Münzwesen) heißt edles Metall mit unedlem versetzen (beschicken). Die mehrsten Metalle lassen sich unter einander zusammenschmelzen; einige aber gar nicht. Bei der Versetzung dringen die Bestandtheile derselben oft wechselseitig in ihre Zwischenräume ein und werden dichter, als sie nach Verhältniß der eigenthümlichen Gewichte der Metalle, woraus sie bestehen, seyn sollten; andere werden dagegen lockerer und daher specifisch leichter, als man nach der Mittelzahl der Dichtigkeit der versetzten Metalle vermuthen sollte. Verschiedene Metalle vereinigen sich unter einander schon und hängen zusammen, wenn auch nur das eine davon in Fluß gebracht wird. Beispiele hiervon liefern das Vergolden, Versilbern, Verzinnen und Verzinken.

Lehnswesen. Ein Lehn ist ein Besitzthum, wovon Jemand (der Vasall) den Besitz und das Benutzungsrecht, auch ein beschränktes Recht der Verfügung und Veräußerung unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beistandes mit Rath und That) eingeräumt ist, welche Treue auch gegenseitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehnherrn) ist. Lehn unterscheidet sich von anderm Eigenthum (Allode) besonders durch die Beschränkung, ohne Einwilligung des Lehnherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewisse Leistungen, die der Vasall gewöhnlich ihretwegen übernehmen muß (Lehndienste), und durch eine besondere Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne, wird eine Herleitung derselben von ihren Ursprüngen am besten klar machen. Die Liebe unserer Vorfahren zum Krieg war so groß und unersätlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete,

is sein Volk mit einem andern in Feindschaft gerieth. Privatfehden nußten im Frieden die Stelle des Krieges ersetzen, und fehlten auch iese, so zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang uf Abentheuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung anrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer gerade m Kriege begriffenen Nationen, die er deshalb begierig aufsuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf solchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wohl auch Waffen, versehen, hr Gefolge ausmachten. Dieses Gefolge, welches schon Cäsar und Tacitus kennen, war durch festere Bande, als die vorübergehende Kriegsust, oder den wenig beständigen Vortheil an seinen Häuptling gekettet; vie denn überhaupt der alte Deutsche keine Verbindung anders, als ür ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug schloß der Mann aus dem Volke sich den vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb er, wenn jener (was unerhört war) die Treue nicht gegen hn verletzte, sein ganzes Leben gewidmet, und stets, auf Entbietung, u neuen Zügen und Abentheuern bereit; auch wenn das ganze Volk der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige unüberwindliche Schaar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns sah jeder als ein ihm vertrautes Heiligenhum an, und derjenige aus dem Gefolge, der dessen Tod oder Gefangenschaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beschimpft gewesen seyn. Der Heerbannsherzog selbst, stets einer der begütertsten Hofbesitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schaar solcher Gefährten um ich. Außer Waffen, Rossen und Lebensmitteln erhielten diese Gefährten oder Gesellen, daher das spätere, barbarisch-lateinische Wort Vasallus) einen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den seinigen vorausgenommen (woher der Ausdruck: Vornehmen, zu leiten seyn dürfte). Bei den folgenlosen Zügen inzelner Abentheurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo sichs hun ließ, in die römischen Provinzen, bestand diese Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Kostbarkeiten, Sclaven; als aber die Massen der Nordländer sich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben sie davon gewisse Grundstücke an ihre Getreuen, um auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zu ziehen. Diese Güter hießen beneficia oder Lehne, weil sie den Besitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenhümer zurückzufallen, der denn einen andern aus seinem Gefolge damit esoldete. So ist jene altdeutsche Sitte der wahre Ursprung des Lehnswesens, wie auch allein aus ihr jener rein germanische, den alten Völkern völlig fremde Begriff der Dienstlehne hervorgegangen, der so unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unserer heutigen Staaten gehabt, und die Existenz von Monarchieen im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perser und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältnisse, Freiheit oder Zwingherrschaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, sich einen Herrn u geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß jeder herrschen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, sich von ihm wollte beherrschen lassen; eine sittliche Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenste Egoismus

war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerster Geist, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensansicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutschen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbst für hohe Zwecke, als das höchste dem Menschen Erreichbare galt, schufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorsams, die durch die christliche Religion bei ihnen befestiget und noch mehr geheiliget wurde. Wir kehren nach dieser Abschweifung (wenn es eine ist) zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, dessen Dienste der Vater gelebt, auch seinen Arm zu widmen, so ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn seines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrer Jahrhunderte, wurde dieser Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Gesetz verboten, erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutschland 1025, für Italien 1037 (oder schon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne sind der Natur der Sache nach spätere Anomalieen), oder bei Geistlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Gesetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen, eintraten, in jenen rohen, nur nach außen starken, eine feste Bürgschaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten, mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maaßregel scheinen, sich an einen Mächtigen anzuschließen, um seines Schutzes sich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Bischöfe einerseits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andererseits, bedrückten und plackten so lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis diese das Loos der abhängigen Lehnleute mit neidischen Augen ansahen, und sich in den Schutz (Mund) des Bedrückers selbst oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächtigen sicher leben zu können. Ein solcher Schützling hieß ein **Mundmann** oder **Höriger**. Sehr viele, besonders die Armen, die ihr Land selbst bauen mußten, und es also ungern verließen, thaten dieß auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Absicht, von der Heerbannspflichtigkeit loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen letztere für die Bischöffe, den Heerbann zu sammeln und zu befehligen oblag, bedienten sich, statt dieser ungeübtern, oft in langem Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun **Lehnsmannschaft** genannt, und ließen sich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erscheinen, abkaufen. Die Kaiser und Könige kümmerten sich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebotene Mannschaft hielt, ja sie zogen die Lehnsmannschaft, außen jenen Vortheilen, auch darum den Heerbannstruppen vor, weil diese bloß zur Landwehre, jene zu weniger beschränktem, oft zu unbedingtem Dienste verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmilitz trat an seine Stelle. Einer andern nicht geringen Klasse von Menschen, worunter besonders die Reichen (später der niedere Adel genannt) gehörten, die Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, vom Kriegszuge sich loszumachen, vielmehr waren immer noch, nach der Väter Sitte, Kriegsabentheuer ihre liebste Beschäftigung, ihr höchster Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch sie nicht entbehren, und andererseits beleidigte es ihren Stolz, unter dem

lchergestalt immer mehr gesunkenen und nicht viel höher, als jetzt ein andsturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach er Ehre, in die Lehnsmannschaften der Großen aufgenommen zu wer-en, und trugen deshalb dem nächstwohnenden Herzoge, Grafen oder Bi-chof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten sie auch dasselbe aus An-acht, lieber einem Stifte oder Gotteshause. Auf diese Weise ist in Deutschland (die nordöstlichen, ehedem slavischen, eroberten und an Vasallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heuti-en Lehne entstanden. Sie wurden dadurch, wie andere Lehnleute, bei Verlust des Lehns pflichtig, dem Lehnherrn in allen seinen Fehden zu olgen, außer, wenn sie wegen verschiedener Lehne mehrere Lehnherren atten, gegen diese, und gegen Kaiser und Reich, die aber erst später usdrücklich ausgenommen wurden, weil sich dieser Vorbehalt bei einer Dienstpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von selbst zu erstehen schien. Zugleich mußten sie den Gebrauch ihrer Burgen und Besten als offene Häuser (das Oeffnungsrecht) in Zeiten der Krie-esnoth dem Lehnherrn einräumen. In eben demselben Verhältnisse stan-en schon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsstatthalterschaf-en, und die Bischöffe, die für ihre geistlichen Aemter ebenfalls durch Lehne besoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben dasselbe tra-en nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entstand er niedere Adel) auch kleinere freie Güterbesitzer, ja selbst reichere riegslustige Bauern, die den ehrenvollen Lehndienst der friedlichen aber erachteten Schutzhörigkeit vorzogen, und deshalb entweder einem Edeln hr Gut zu Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Ober-errn, mit einem Theile seines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehn-eute, varasseurs). Die Belehnung geschah bei den großen Statthal-erlehnen schon seit den sächsischen Kaisern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geistlichen Lehnen in den ältesten Zeiten durch Ring und Stab, seit dem Wormser Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit es Kaisers auf das Weltliche beschränkte, mit einem Zepter (Zepter-ehn). Eine besondere Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Besitzer zu Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vasall hieß bei Reichsvesten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So ward die Lehnsmannschaft, gleich der päpst-lichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein System von concentrischen Kreisen, die jeder unter dem Einfluße des nächsten, alle um einen Mit-elpunct, den König, als Oberlehnsherrn, sich bewegten. Neben den Kriegsvasallen entstand und bildete sich auch noch eine andere Classe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den ältesten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöffe, gewisse Hausbeamte, die anfangs wirklich Dienste lei-steten, später mehr zum Glanze des Hofes dienten. Die vier Aemter des Marschalls, des Kämmerers, der Schenken und des Truchsesses sind die ältesten, wie die vornehmsten, aber keinesweges die einzigen, vielmehr waren die Aemter so mannichfaltig, als die im Hofdienst denkbaren Verrichtungen. Diese Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldar-muth, und nach dem altdeutschen Begriffe, der nur den Grundeigen-thümer als einen Staatsbürger, und nur den Besitzer großer Lände-reien als einen Vornehmen ansah, mit nichts füglicher besoldet werden als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), der ebenfalls auf dieselbe Weise, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas später, zumeist un-

ter Friedrich I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen diese Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, sich um sie zu bewerben. Sie wurden die Ersten in der solchergestalt sich neu bildenden Classe der Dienstleute oder Ministerialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienstleute, besonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohn der Bewirthschaftung eines Grundstücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für seine Dienste wenigstens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Ministerialen, zu bequem, die Geschäfte ihrer Aemter selbst zu verrichten, fingen bald, mit Vergünstigung ihrer Herren, an, dieselben andern zu übertragen, die sie für die Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So sehen wir noch in den neuesten Zeiten neben den vier Reichserzämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter, und dieselbe doppelte Dienstmannschaft an dem bischöfflich bambergischen Hofe, von welchem die Kurfürsten dieselben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienste verdient wurden, sondern nur, zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewissen Leistungen von geringer Beschwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behuf dieser Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewissen Gelegenheiten ꝛc. Unter den Geschenken sowohl als den Handlungen findet man, nach dem Humor der Lehnsherren, bisweilen sehr sonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunststück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen ꝛc. Die Versagung der Lehnsdienste oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns bestraft. Hierüber, so wie über andere Lehnstreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-Verafterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem Gericht (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vasallen, die dem Angeklagten ebenbürtig seyn mußten, besetzte. Das Erscheinen bei einem solchen Gericht, auf Erfodern des Lehnsherrn, und die Uebernahme einer Beisitzerstelle bei demselben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Interesse ins Spiel kam, führte an seiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorsitz im Reichslehngericht. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute als hauptsächliches im damaligen Leben, und als Quelle der heiligsten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Kosten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen sich ausbreitete, desto mehr trat das Verhältniß dieser in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergessenheit. Bald, und schon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanenpflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannschaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzérain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vasall war, der schien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte sich um seine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landesherren, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängigkeit zu verharren. Doch auch von diesen huldigten die Meisten später auch dem Geiste der Zeit und wurden königliche Vasallen (wie die Herren von Braunschweig und Hessen und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiser

wandten alles an, sie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., entrüstet, als jener stolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vasall war, vor ihm aufzustehen sich weigerte, ihn mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des Kaisers, ein durch Aussterben eines Vasallenhauses eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, sondern weiter (jedoch dieß ganz nach seiner Willkühr) zu verleihen, und so die Fortdauer des Lehnswesens zu sichern, von dem die des Staates abzuhängen schien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiser Tyrannei und Befreiung der Fürsten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die nothwendige Verbindung der Aemter, der Statthalterschaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ sie bald mit diesen verwechseln, und die Leistung, die das Lehn verdienen sollte, für das Lehn selbst ansehen, so daß man nicht mehr mit den Gütern als Lohn der Aemter, sondern mit diesen selbst, gleichsam als einem durch sein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Capitale belohnt wurde. Die Herzöge, Bischöffe, Vögte und Burggrafen befestigten, wohl eben so sehr aus Unwissenheit, als aus Eigennutz, diese Verwechselung, und machten bald keinen Unterschied zwischen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung sie ihnen gegeben worden, sondern übten in diesen, die ja größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren, dieselbe grundherrliche Gewalt wie dort, und sahen Abreißungen von diesen als eben so schreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo die herzogliche Gewalt früh wegfiel, wie in Franken, Schwaben und Westphalen, gingen die Grafen und Aebte denselben Gang, dahingegen sie in Bayern, Meissen, Thüringen, Oesterreich und Brandenburg, mit gänzlicher Vergessenheit ihrer Reichsstatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabsanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnswesen, dem einzigen Organismus der europäischen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwischen dem alten Adel (den Fürsten) und den Freien innenstehende niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, seine Entstehung, und unter den Vasallen selbst bildete sich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Ranges. Die Classen derselben nannte man **Heerschilde**. Den ersten Heerschild bildete der **König** allein; den zweiten die **Pfaffenfürsten**, Bischöffe und unmittelbaren Aebte, den dritten die **Laienfürsten**, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachstehend, weil sie alle Vasallen der Hochstifter waren), den vierten diejenigen **Freiherren** oder großen Güterbesitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Besitzungen oder Rechte, des Kaisers Vasallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, **Semperfreien**, die in eben dem Verhältniß zu dem Fürsten waren; den sechsten deren **Lehnsleute** und die **Dienstmannen** der Fürsten; und den siebenten die Besitzer unendlicher Lehne. Dieser Eintheilung analog ist die italienische in Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die englische in Lords, Esquires und Copyholders, die spanische in Grandes (ricoos ombres), Escuderos, Hidalgos, die französische in Pairs, Barons, Ecuyers und Vavasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutsch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterwesen an (s. d. Art.). Neben diesen Ständen bildete sich, als keinem von ihnen zugehörig, erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand aus. Den Städten,

auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrschen des Grundeigenthums gegründete Geist des Lehnswesens nothwendig fremd; daher erblicken wir sie fast immer den Edeln verhaßt und gehässig, fast immer in offenbarer Feindschaft und Fehde mit ihnen. Die Grundsätze des Lehnrechts wurden von lombardischen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und festgestellt. Die Sammlung von Lehnsgesetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum, dem römischen Gesetzbuch anhingen, ist ein Codex des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutschland, Dänemark, Preußen, Polen rc. erhielt sich, im Gegensatz desselben, das alte deutsche Lehnrecht, dessen hauptsächliche Abweichung vom lombardischen war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als solcher nicht anerkennt, und alles Lehnsfolgerecht nicht, wie dieses auf die Abstammung vom ersten Erwerber des Lehns gründete, sondern allein durch die Gemeinschaft und den Mitbesitz des Lehns bedingte, so daß Theilungen das Successionsrecht aufhoben. An der Stelle dieser Gemeinschaft hat man seit dem 13ten Jahrhunderte in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem blos der Form nach bei der ersten Belehnung erlangten, und sodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnschaft, gesammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war, in Zeiten des Freiheitsgeistes und der Unbiegsamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, die Lehnsverfassung, um die Zügel der im Volke zerstreuten Masse von Kräften, zum Erstarken nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menschliche Einrichtung den Keim der Ausartung in sich trägt, so litt auch die Reinheit und Wirksamkeit der Lehnsverhältnisse, und mit ihr die auf sie gebauete Staatsverfassung nur zu bald unter einem Geiste des Ungehorsams und der Empörung, der desto allgemeiner ward, je mehr die Fürsten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfassung nicht sie vom Könige, sondern dieser von ihnen abhängig sey. Denn diese Verfassung gab dem Lehnsherrn keine andere Sicherheit ihres Gehorsams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor allem Macht gehörte, während der König in den meisten Staaten seine Macht entweder durch eigene Belehnungen oder die Anmaßungen der Fürsten unter diese vertheilt sah. So gelang es den Kronvasallen in Deutschland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige fast alle Gewalt, bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Aussterben der großen Baronengeschlechter, zu einer neuen von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vasallengewalt, ein Gleichgewicht derselben, in einer der Vollkommenheit nahen Staatsverfassung, hervorgehen sahen. Als in der neuen Zeit (die eben so gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und die Lehnsmiliz nun eben so völlig von den stehenden Heeren verdrängt wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwohl das Gerippe dieses abgestorbenen Körpers, die in ihrem Werth nur durch die Lehndienste bedingte Lehnsverfassung, stehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um ehrwürdig seyn zu können. Die Lehndienste würden nicht mehr gefodert werden, weil sie unbrauchbar wären; gleichwohl werden sie mit Geld (Ritter-

pferden) abgekauft. Es darf auch Niemand wunder nehmen oder erzürnen, daß man an die Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht so manches wohlerworbene Recht, so manches, wenn gleich nun zwecklose, doch ohne despotische Willkühr nicht zu zerschneidende Verhältniß daran geknüpft? Die Reste des Lehnswesens sind mehr unbequem als schädlich; ihre Abschaffung konnten Franzosen und ihre Jünger an Orten ihrer Zwingherrschaft leicht verfügen; (denn was ist leichter als einem Rechte entsagen, das man nie gehabt?) jetzt würde sie, in eben diesen jetzt neu lustrirten Ländern, von Seiten der wieder eingesetzten Fürsten nur eine edle Entsagung eines Theils ihrer geachtetsten Regierungsrechte seyn, in andern Staaten aber, wo die Lehnsverhältnisse unter den Unterthanen noch bestehen, gewiß mit größerer Vorsicht, und, wo möglich, stets auf dem Wege billiger und zwangloser Loskaufung vorgenommen werden müssen, damit nicht, wie so oft, um den Ideen einiger Speculanten über allgemeines Recht zu genügen, die Gerechtigkeit selbst mit Füßen getreten werde. H. L.

Lehrbegriff, der, ist die entweder einer kirchlichen Gesellschaft, oder auch einem einzelnen Lehrer eigenthümliche Ansicht von den Wahrheiten des christlichen Glaubens. So giebt es einen evangelischen, einen katholischen, einen socinianischen Lehrbegriff; so redet man von einem Lehrbegriffe des Origenes, des Athanasius, des Augustin. Die philosophischen Schulen, oder einzelnen Philosophen eigenthümlichsten Ansichten pflegt man nicht Lehrbegriffe, sondern Systeme zu nennen. U.

Lehrgedicht, so nennt man insbesondere eine größere und ausgeführtere Dichtung didactischer Art. Aber es ist überhaupt noch streitig, in wiefern eine didactische oder Lehrpoesie als besondere Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf diesem bestimmten Zwecke sein Wesen beruhen: so kann damit die reine und freie Begeisterung und der absolute Zweck der Poesie nicht bestehen, ja das Werk muß zu einem Producte der Reflexion werden, das höchstens mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber in dieser Tendenz das Wesen des didactischen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd sagen: so ist mehr oder weniger jedes Gedicht didactisch zu nennen, und es kann somit keine besondere didactische Dichtungsart geben, die mit Recht diesen Namen führte. Will man doch einzelne Gedichte mit einigem Rechte didactisch nennen: so würden dieses diejenigen seyn, bei welchen entweder überhaupt eine Tendenz zu lehren hie und da hervortritt; sie können übrigens epische (wie viele Romane) oder dramatische Form haben (wie z. B. Lessings Nathan) oder solche, die weder einen epischen noch dramatischen Stoff zum Grunde liegen haben, sondern gewisse Wahrheiten in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt in Allegorieen, Visionen rc. darstellen, mithin ihrem Wesen nach durchaus lyrisch seyn. Hieher gehören viele lyrische Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a., obgleich sie die Ueberschrift: didactisches Gedicht, nicht tragen, und alle bessere s. g. Lehrgedichte; hieher würde selbst Dante's großes, allegorisches Gedicht gehören. Im ersten Falle würde die Benennung einen Tadel in sich schließen. Die Gedichte letzterer Art sind die ältesten der Poesie, wie die Gnomen beweisen; das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel schon den Verfall der Poesie eines Volks, oder das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetische und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu kön-

nen. Das Eitle dieses Bestrebens zeigen die vorzüglichsten didactischen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich sogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lucrez poet. Darstellung des epikurischen Systems in dem Gedichte de rerum natura, und die am meisten durch poetische Einzelnheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den spätern Dichtern fast immer zum Muster gedient hat; Ovid's Kunst zu lieben, geht jedoch ins scherzhafte über, und Horaz sogenannte ars poetica; die englischen eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Derwin; die französischen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille, und die deutschen eines Dusch, Lichtwer, Tiedge u. a. Ueberhaupt aber giebt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht aus der der Poesie so verderblichen Maxime, eben an einem solchen könne sich erst die Kunst am meisten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactischen Poesie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beschreibenden oder malenden Gedichte (s. d. Art. Malerei), die poetische Epistel, welche Form dem didactischen jedoch nicht nothwendig ist, die (sogenannte äsopische) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewisse Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlassen das lebendige und geistvolle Urtheil J. P. Fr. Richters in seiner zweiten Ausgabe der Vorschule der Aesthetik hinzuzufügen, welches mit unserer Ansicht sehr übereinstimmend ist: das Lehrgedicht, sagt dieser, gehört in die lyrische Gattung. Es läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunct der Empfindung fallen, in diesem leuchten und brennen sie, und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrsätze zu seinem korinthischen Erz einschmilzt. Reflexionen werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zu Einheit der Empfindung gereicht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieses wäre ja eine Philosophie z. B. wie die platonische, ein Lehrgedicht. Aus dieser Absicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde auch ganz natürlich folgen, daß jedes didactische Gedicht von größerm Umfang nothwendig ermüdend werden müsse. Weder, sagt A. Schreiber, hält das Gefühl eine so ausdauernde Spannung aus, noch die Phantasie eine so ununterbrochene Bilderjagd. Dieß ist es, was Tiedge's Urania durchaus entgegensteht. Ganz flach aber ist es, wenn Aesthetiker das didactische, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich so bestimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingesehen werden kann, wie nach diesen negativen Bestimmungen ein Gedicht entstehe: z. B. das Lehrgedicht solle nicht unterrichten, nicht systematischen Zuschnitt haben, sondern eine glückliche Auswahl poetischer Gedanken enthalten, einen Gegenstand behandeln, der der poetischen Form fähig sey, oder, wie man sich wohl ausdruckt, „einen Lehrgegenstand in der didactisch-poetischen Form herüberziehen: letzteres setzt die Möglichkeit einer didactischen Poesie schon voraus. Auch die Bestimmung, „die didactische Poesie sey nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstelle," welches ungefähr dasselbe heißt, ist zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactische Gedicht noch nicht zu einer von der epischen, dramatischen und lyrischen verschiedenen Dichtungsart.

T.

Lehrsatz (theorema) ist ein solcher Satz, der aus gewissen vorausgeschickten Grundsätzen beweiset, daß Etwas wahr oder falsch, möglich oder unmöglich sey. Der pythagoräische Lehrsatz (theorema Pythagoricum, auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrsatz, in welchem bewiesen wird, daß in einem rechtwinkligen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuse, so groß sey, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten zusammen genommen.

Lehrstyl (didactischer Styl), die durch den Zweck der Belehrung bestimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengesetzt dem poetischen und dem rhetorischen Styl. Im allgemeinen Sinne aber versteht man darunter den Styl jeder prosaischen Mittheilung, die auf irgend eine Weise über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken soll, die Einsicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern, und im engsten Sinne den Styl des wissenschaftlichen, besonders akroamatischen Unterrichts. Die nothwendigsten Erfordernisse des Lehrstyls überhaupt sind Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, weil hier zunächst auf den Verstand gewirkt werden soll, sparsamerer Gebrauch der Bilder zur Veranschaulichung gewisser Wahrheiten; der höhere didactische Styl insbesondere wird sich durch größere Ruhe und Würde, durch die strengste Bündigkeit und Präcision von dem ersteren unterscheiden, welcher mehr subjectiv ist, und auf leichte allgemeinere Auffassung Rücksicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didactische Styl genannt werden könnte. Der didactische Styl ist übrigens auch nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenstände, nach dem eigenthümlichen Geist und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wissenschaften verschieden, auch wird derselbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder schriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich bestimmt. Es giebt Fälle, wo er in den rednerischen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede, der Predigt, ja man könnte den rednerischen Styl selbst als eine höhere Gattung des didactischen betrachten, indem er sich von der wissenschaftlichen didactischen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterscheidet. Endlich ist auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einseitig oder wechselseitig ist, akroamatisch (didactisch im eigentlichen Sinne), oder dialogisch (Unterredungsstyl), wie beim katechetischen Vortrage. Letzterer nähert sich mehr dem leichtern Conversationsstyl; ersterer ist bündiger und ausführlicher, und kann sich freier der Kunstausdrücke (termini technici) einer Wissenschaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedanterieen; doch kann der akroamatische Vortrag auch in Briefform statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzusammenhang herrscht. Der akroamatische Styl kann ferner wiederum entweder aphoristisch (fragmentarisch) seyn, d. i. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zusammenhängenderen Vortrage bestehen. Einige nennen auch den Styl der didactischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poesie und Prosa steht, den didactischen Styl (der Poesie), und dieser ist in so fern auch satyrisch, änigmatisch, parabolisch ꝛc.; doch kann dieses auch der prosaisch-didactische Vortrag seyn, der sich bei freierer Mittheilung dem prosaischen nähert.

Leibeigenschaft, die, auch Leibeigenthum genannt, begreift in sich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Diensten, Zinsen und andern Obliegenheiten an seinen Gutsherrn, welche auf der Person des

Leibeigenen entweder ohne alle Rücksicht auf den Besitz eines Gutes oder in Beziehung auf die Bauernländerei, die er in eigenem Namen inne hat, dergestalt haftet, daß derselbe ohne freien Willen des Leibherrn sich davon nicht losmachen kann, sondern vielmehr diese Verbindlichkeiten überdieß auch noch mit den aus diesem Verhältnisse von Seiten des Leibherrn erworbenen Rechten auf seine Nachkommenschaft forterbt. Der leibeigene Bauer muß also nicht nur wegen des Besitzes seines Gutes gewisse Lasten tragen, sondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge eines auf seiner Person haftenden Eigenthumsrechtes gewisse Obliegenheiten erfüllen. Dieses letzte Verhältniß unterscheidet ihn ganz wesentlich von dem erbunterthänigen Bauer und von dem hörigen Bauer (Suls) womit man den leibeigenen Bauer eben so häufig verwechselt hat, als wie mit den römischen Sclaven und den indischen Negersclaven. Seine wahren Nebenbenennungen sind Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; unrichtig aber nennt man sie Erbunterthanen, unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeigenen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutsche ursprünglich eben so frei war, wie jede andere Nation, so konnte er auch nicht Leibeigen seyn. Die Leibeigenschaft unter den Deutschen, wie unter andern Nationen, entstand daher entweder aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sclaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte. Nach diesem Entstehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats; sondern das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben die Leibeigenen in manchen Staaten erst spät und in den neuesten Zeiten erhalten. Daher ist die Leibeigenschaft in den Ländern und Provinzen, wo sie noch widersinniger Weise statt hat, sehr verschieden, bald gelinder bald härter, so daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeigenen bis zum Krüppel peinigen und ungestraft sogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenschaft hängt der Leibeigene in Ansehung seiner Person und Haabe von der Willkühr des Leibherrn ab; er darf weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen; seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen, als worin sie geboren worden sind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdieß der Bedemund, Frauenzins, Hemdschilling, Busengeld, Busenhuhn, entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden; der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkühr des Leibherrn abhängen, er muß die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste leisten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenschaft noch in ihrer ganzen Strenge herrscht, auf den Todesfall nicht über seinen Nachlaß etwas anordnen, sondern alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr aus dem Nachlasse des Leibeigenen das Mortuarium d. i. Hauptrecht, Baulebung, Sterbefall ꝛc. Heut zu Tage sind die gewöhnlichsten Entstehungsarten der Leibeigenschaft folgende: Heurath eines oder einer Leibeigenen; durch die Geburt von einer Leibeigenen; durch freiwillige ausdrückliche Ergebung oder durch stillschweigende, wenn man sich Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht; durch Strafe wegen Verbrechen und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Das Ende erreicht die Leibeigenschaft durch allgemeine Landesauf-

ebungs-Gesetze, welche seit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt
urden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Kreuzzug mit-
achte, für frei erklärte; durch ausdrückliche oder stillschweigende Frei-
assung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Ex-
sse des Leibherrn in solchen Staaten, wo der Leibeigene als Mitglied
es Staats angesehen wird; und endlich auch durch Verjährung
on 30 Jahren. Da nun übrigens die Leibeigenschaft weder mit den
nveränderlichen Grundsätzen des Naturrechts sich vereinigen läßt, noch
em Begriffe von einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit angemessen,
ielmehr dem Staatswohl nachtheilig ist; so sollten alle Staatsregierun-
en nach vorher getroffenen zweckmäßigen Anstalten dieselbe gänzlich auf-
eben. X.

Leibgeding (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium,
dualre) ist nach deutschen Rechten das einer adeligen Wittwe zustehende
echt, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehngütern die vierfachen
insen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witt-
e ein Grundstück zum Leibgedinge angewiesen, wovon sie den Nieß-
auch hat.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat je die Natur in
nen einzigen Menschen viele und große Talente vereiniget, so war es
diesen gelehrten, berühmten, merkwürdigen Mann, welcher sowohl
egen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Ver-
andes, und Größe des Genies, als wegen des rastlosen Eifers, wo-
it er die Aufnahme der Wissenschaft und die Verbreitung einer ver-
nftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofs
s Fürsten war, der ihn besaß und um ihn beneidet wurde, sondern
ch noch der Stolz der Nation ist, aus welcher er hervorgieng. Sach-
, das Vaterland so vieler gelehrter und berühmter Männer, nennt
ch ihn den seinigen. Er war geboren den 4. Juli 1646 zu Leipzig,
sein Vater ein Professor der Philosophie war, den er aber schon
6ten Jahre verlor. Schon als Kind zeigte er ausserordentliche Fä-
keiten, welche er durch anhaltenden Fleiß, unterstützt von der väter-
en, vorzüglich an Classikern reichen Bibliothek, deren er sich nach
fallen bedienen konnte, vortrefflich entwickelte. Sich selbst überlas-
, las er hier, nach seinem eigenen Geständnisse, jedes Buch, wie es
i vorkam, und wenn er es auch nicht verstand, so wurde er durch
Neuheit der Sachen zum Nachdenken gereizt. Bis ins 15te Jahr
uchte er die Nicolaischule zu Leipzig, und dann im J. 1661 wohnte
akademischen Vorlesungen daselbst bei, unter welchen ihn vorzüglich
mathematischen anzogen. Im folgenden Jahre begab sich Leibnitz
h Jena, wo er hauptsächlich den damals sehr berühmten Mathema-
r Erhard Weigel, (dessen Andenken überdieß auch sein kunstreiches
us in Jena noch erhält), fleißig hörte und von ihm viel lernte.
ch seiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus der Philoso-
: und Magister wurde, studirte er die griechischen Philosophen mit
hem Eifer, daß er sich oft ganze Tage in einen nahen Wald ver-
8, ohne etwas zu genießen. 1666 disputirte er, wie man es nennt,
loco, d. i. um in der Folge eine philosophische Professur zu erhal-
, über eine mathematische Abhandlung (de complexionibus), aus
her sein Genie und tiefdenkender Geist zuerst hervorleuchtete. In
selben Jahre meldete er sich auch zum Doctorat. Als er aber des-
die gewöhnlichen Besuche machte und zum Decan der Juristenfa-
ät kam, war dieser nicht zu Hause; dafür aber ward er von der
u Decanin mit ebenderselben Amtsmiene empfangen und ihm er-

klärt, daß er zum Doctor zu jung und unfähig sey. (Vielleicht hatte Hr. Leibnitz d.e Hand nicht geküßt, oder die Herren Weiber hatten, wie heut zu Tage, vorher in der Theegesellschaft berathschlagt, ob er zum Doctor fähig sey oder nicht). Mit diesem lächerlichen Repulse ging er nach Altdorf und wurde mit vielen Ehren Doctor. Weil ihn nun alles neue interessirte, so zog ihn der Ruf von einer alchymistischen Gesellschaft nach Nürnberg. Ein mit alchymistischen Ausdrücken, die er selbst nicht verstand, angefüllter Aufsatz erwarb ihm den Eintritt in dieselbe, ja es wurde ihm sogar das Protocoll zu führen übertragen. Die Gesellschaft glaubte von ihm in der Kunst zu lernen, er lernte aber von ihr. Unterdessen wurde er hier mit dem Baron von Bonieburg, Minister des Kurfürsten von Mainz, bekannt, und als dieser die außerordentlichen Kenntnisse des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, bewirkte er, daß L. als kurfürstl. Rath nach Mainz gerufen und zum Beisitzer der Justizkanzlei ernannt wurde. Glück und Freundschaft eröffneten ihm nun erst die Wege des Ruhms. Herr von Bonieburg sandte ihn nebst seinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald vieler Männer von Verdienst und Ruhm, als la Hire, Cassini, Huygens, Malebranche und mehrerer Belehrung, Freundschaft und Bewunderung zu Theil wurde. Vortheilhafte Anerbieten wieß die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod sowohl den Herrn von Bonieburg, als auch den Kurfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieser Fall diente dazu Leibnitzens Ruhm weiter zu begründen. Er reisete nach England, wo er mit Wallis, mit Boyle, mit Oldenburg in Verbindung und sogar mit Newton, dessen Namen der ganze gebildete Erdkreis mit Verehrung nennt, in Briefwechsel kam. Nach vier Jahren kehrte L. mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntnissen und Beobachtungen in sein Vaterland zurück, wohin er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg als Hofrath berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek sein Hauptgeschäft war. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematische, mechanische und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wissenschaft, die nur dem tiefen, dem denkenden Geiste ihre Geheimnisse eröffnet, zeigte sich sein Scharfsinn und sein Talent zur Erfindung. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, in welchem das, was bisher unmöglich schien, möglich und leicht gemacht wurde. Es war die Erfindung der Differenzialrechnung. Schon war Newton früher auf diese gekommen, hatte sie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvorkam und sie im October 1684 durch den Druck bekannt machte. Auch die Verbesserung der Wagen und Kutschen, der Maschinen in den Erzgruben, der Wettergläser, insbesondere aber eine Rechenmaschine (s. d. Art.) beschäftigte seinen Geist außer seinen Arbeiten im Gebiete der Metaphysik, in welcher er die dunkelsten Lehren aufzuhellen sich bemühte. Vorzüglich suchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe?" eine Frage, welche die Weisen aller Zeitalter beschäftigt hat. Bayle hatte mit hinreißender Beredsamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweisen versucht; Leibnitz setzte daher ihm seine Gründe entgegen in seinem bekannten Werke: die Theodicee, welches nach Fontenelle's Urtheile allein hinreicht: „sich von dem Genie seines großen Verfassers eine Idee zu machen." Welche Gegenwart des Geistes L. auch in bürgerlichen Verhältnißen besaß, kann

olgende Anecdote schon zum Beweise dienen. Der Herzog von Braunschweig hatte ihm aufgetragen, die Geschichte seines Hauses zu schreiben. Um sich die dazu gehörigen Documente zu verschaffen, that er 1687 ine Reise nach Wien und von da nach Italien, weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Este mit dem Hause Braunschweig einerlei Ursprung gehabt haben. Von Venedig nach Mesola im Ferrarischen schiffte er ganz allein. Es erhob sich ein heftiger Sturm, so daß das Schiff in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz sey der Grund des Ungewitters, weil er ein Ketzer sey, auf den die Gottheit zürne. Er besprach sich mit seinen Gefährten, und sie sämmtlich beschlossen, ihn ins Wasser zu werfen. L. aber, welcher ihre Sprache verstand, zog in dieser Gefahr einen Rosenkranz, den er bei sich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein pater noster nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte L. diese Reise vollendet und kam nach Hannover zurück. War schon vorher sein Einfluß auf wissenschaftliche und politische Angelegenheiten von Bedeutung gewesen, so war er es von nun an noch vielmehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet und er selbst zum Präsidenten ernannt wurde. Dasselbe suchte er auch in Dresden zu bewirken, allein der Krieg, welcher Sachsen damals drückte, hinderte es. Fruchtbarer war seine Unterredung mit dem Czaar zu Torgau 1711 über die Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubeln Pension, und bald darauf wurde er mit 2000 Gulden Gehalt von Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand sich bis 1614 in Wien, und bemühte sich um eine neue Akademie der Wissenschaften daselbst, bis nach dem Tode der Königin Anna von England der Kurfürst von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdessen entspann sich ein heftiger Streit zwischen den Verehrern Leibnitzens und Newtons. Letztere wollten L. die Erfindung der Differenzialrechnung absprechen und beschuldigten ihn, er habe sich Newtons Erfindung schlauer Weise angemaßt. Es war nicht schwer ihn von solchem Verdachte zu reinigen und die Akademie zu Göttingen hat später diese Streitfrage einer Untersuchung unterworfen und die Sache dahin entschieden, daß beide Männer bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft, auf diese Erfindung gekommen seyn können. Mit vielen Gelehrten hatte L. Streitigkeiten anderer Art, hauptsächlich metaphysische Gegenstände betreffend. Einer seiner wichtigsten Pläne für die Wissenschaft und Cultur des ganzen Menschengeschlechts war die Erfindung einer allgemeinen Charakteristik und philosophischen Universalsprache, an welcher er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Es würde nicht allein die glänzendste, sondern auch die wohlthätigste Unternehmung der Menschheit seyn, *) wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber das Genie eines Leibnitz selbst erforderlich zu seyn scheint. Ihr großer Urheber hat nur eine gute Anzahl sehr interessanter Bruchstücke hinterlassen, welche nächstens der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt wird. Es endigte dieser große Gelehrte sein rastloses und berühmtes Leben den 14. Nov. 1716 im 70sten Jahr seines Alters. L. war ein Mann von großem,

*) Die Wichtigkeit dieses Plans scheint auch die Akademie der Wissenschaften in Coppenhagen erkannt zu haben, da sie im J. 1811 der besten Beschreibung dieser Idee und der Angabe ihrer Ausführung einen Preis aussetzte.

festem, aber hagerm Körperbau, bediente sich einer sehr einfachen Lebensart, aß stark und trank wenig. Er studirte meistens des Nachts und stand sehr früh auf; oft schlief er bloß in seinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden ist) ohne sich niederzulegen. Er las alles ohne Unterschied und excerpirte sich das Merkwürdigste auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in seinen Excerpierschrank legte, ohne sie wieder anzusehen; denn sein vortreffliches Gedächtniß bedurfte dessen nicht. Gleich stark war sein Verstand und seine Erfindungskraft. Er war sehr bescheiden, weder ruhmredig noch mißgünstig; nur des Jähzorns, des Geldgeizes und in mancher Hinsicht der Eitelkeit beschuldigt man ihn. Sein Hauswesen verabsäumte er gänzlich. Er war nie verheirathet, denn er gab den Grundsatz vor, man müsse sich erst 40 Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue! Im 40sten Jahre aber, da sich L. besonnen hatte, schlug ihm die Frau, welche er eheligen wollte, den Antrag ab, weil sie sich besann. Sein Geist war immer stark und heiter. So wie er sich mit jeder Wissenschaft beschäftigte, so stand er auch mit allerlei Leuten vom Handwerker an bis zum Monarchen in Verbindung. Die meiste Zeit wendete er auf Briefschreiben. Seine Schriften sind anfangs zerstreut erschienen, dann aber gesammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein sehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der königl. Bibliothek zu Hannover; seine Rechenmaschine, die er aber auch nicht vollendet hat, befindet sich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht, der Leibnitz's Büste beschirmt, und nur die Worte: Ossa Leibnitii . . . . bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch bei der spätesten Nachwelt die deutsche Nation ihren Stolz nennen wird.

Leibrenten (Rentes viagères, Vitalitium, Annuities upon lives) sind lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothstande unter der Bedingung darleihet, daß derselbe ihm für seine Person davon höhere, nach dem Verhältnisse des Alters steigende Zinsen, als im Staate sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt, und dafür nach dem Ableben des Geldreichen das Capital selbst ererbt. Die Absicht von Seiten des Geldreichen ist, sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als er bei jedem andern Gewerbe durch Fleiß erwerben könnte. Bei Errichtung des Leibrentenvertrages, wie viel Einer von seinem Capitale Interessen bekommen soll, muß bei dem Darleiher Rücksicht genommen werden auf das Alter, den Leibes- und Gesundheitszustand, weil der jüngere und gesunde geringere Zinsen erhält als der alte, gebrechliche und kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten ist, als des erstern. Ueberhaupt aber ist bei Festsetzung der Interessen von dem dargeliehenen Capitale der Grundsatz: daß von dreißig Menschen jährlich nur einer stirbt: nicht aus dem Auge zu lassen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf bestimmte einzelne Personen wird nur so lange bezahlt als jede einzelne Person lebt; dann hört die Zinsenzahlung auf und das Capital fällt dem Borger anheim, soweit er es nicht schon durch die höhern Zinsen zurückgezahlt hat. Als aber der Staatscredit immer mehr sank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, so erfand der Italiener Lorenzo Tonti

ine andere Art von Leibrenten, nach ihm **Tontinen** genannt, und ührte sie unter Ludwig XIV. zuerst 1653 in Frankreich ein. Bei die:r Art Leibrenten wird das Capital von einer ganzen Gesellschaft in er Regel gegen landübliche Zinsen dargeliehen, welche unter die Mitlieder der Gesellschaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem llter nach Verhältniß ihres Alters, also ungleich bezahlt werden. Diese Auszahlung der Zinsen wird so lange fortgesetzt, als Einer von er Gesellschaft lebt, indem die Zinsen des Verstorbenen immer auf die ebenden Mitglieder der Gesellschaft forterben, bis endlich der Einzig ibrigbleibende von den Mitgliedern der Gesellschaft die ganzen Zinsen es Capitals bis an seinen Tod genießt. Mit diesem erst erspart der Borger die Zinsen und gewinnt das Capital selbst. Bei Errichtung ines **Tontinenvertrags** macht man in Ansehung der Mitglieder iner darleihenden Gesellschaft wegen der Zinsbezahlung gewöhnlich **neun Classen**, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent Zinsen; 2) von 5 bis 10 Jahren 3 1/2 pCt.; 3) von 10 bis 15 Jahren pCt; 4) von 15 bis 20 Jahren 4 1/2 pCt.; 5) von 20 bis 25 Jahen 5 pCt.; 6) von 25 bis 30 Jahren 5 1/2 pCt.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 pCt.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6 1/2 pCt. und endlich 9) on 50 bis 70, 80, 90 Jahren 7 pCt. Zinsen. Auf diese Art bestreitt man das ganze dargeliehene Capital nur mit 5 pro Cent; und es inden sich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenen macht oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt ber hat man nach und nach **vier** Arten von **Leibrenten** erfunden:) die **ordentlichen Leibrenten**, b) die **einfachen Tontinen**,) die aus **Leibrenten**, und **Tontinen zusammengesetzten Tontinen**, und endlich d) eine ganz **besondere Art von Leibrenten**, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich o viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einsatz oder Einkauf beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrütung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, ie man nicht aus den Leibrentenanstalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt sie an, daß sie der Bevölkerung schaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man sagt, sie verleiten viele ausende dem Staate ihre Nachkommenschaft für 7, 8, 10 pro Cent verkaufen; sie stören das Glück einzelner Familien und entziehen nen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes ermögen auf Leibrenten hingeben, um statt 500 künftig 1500 jährlich Zinsen einzunehmen zu haben 2c. Alle diese Beschuldigungen aber gel n eigentlich nur in Paris entstandenen Mißbräuchen der Leibrenten; elmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches nzelne Personen und Familien sich vor der relativen Armuth sichern, anche aber auch sich in eine solche Lage setzen können, daß sie ihren wohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Ausmmens Ueberschuß für ihre ganze Lebenszeit sich zu verschaffen im tande sind. Für den Staat selbst hat die Leibrentenanstalt überhaupt ch den großen Nutzen, sie befördert den Geldumlauf, hilft dringenn Bedürfnissen schleunigst ab, und erspart zum Theil die Bezahlung r Zinsen und allemal die Zurückzahlung des ganzen Capitals. X.

Leicht (in der Physik) ist ein relativer Begriff, welcher das, Vergleichung mit einem andern Körper geringere Gewicht eines rpers bezeichnet. Absolut leicht würde ein Körper seyn, dessen chwere gleich Null wäre: einen solchen gibt es aber nicht, wenn man ht etwa den Licht- und Wärmestoff für einen solchen halten will.

Ob wir gleich in diesem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; so folgt daraus aber immer noch nicht, daß er auch keine Schwere habe. Zu den leichtesten, materiellen Körpern gehören die verschiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüsse aus riechenden Substanzen u. s. w.

Leidenschaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) ist von Kant vom Affecte unterschieden worden. Er erklärt die Leidenschaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, sie, die Neigung, in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch diese Definition scheint Leidenschaft von Affect nicht unterschieden zu seyn. Denn auch bei Affecten und mehr noch bei diesen, als bei den Leidenschaften, wird die Vernunft verhindert, diese Affecten, in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Da die Leidenschaften den Affecten untergeordnet zu seyn scheinen; so möchten wir erstere lieber durch starke Begierden erklären, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, sondern derselben noch häufig eine Wahl übrig lassen, ob sie gleich gewöhnlich über dieselbe den Sieg davon tragen. Die Leidenschaften reißen den Menschen nicht außer sich, wie die Affecten. Im affectvollen Zustande ist keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgerissen; aber die Leidenschaft, bei welcher der Mensch immer noch bei kaltem Blute und Herr seiner Vernunft seyn kann, läßt dieser noch immer eine Wahl übrig. Die Leidenschaft scheint, als mit dem Menschen geboren und erzogen, in den Charakter desselben gleichsam verschmolzen, also eine alte, der Herrschaft des Verstandes längst unterworfene, Angewöhnung zu seyn. Der Affect hingegen ist eine momentane Aufwallung des Temperaments, die ungezügelt ihrem Zwecke entgegenstrebt und über welche der Verstand, da, wo sie sich einmal zu äußern pflegen, in den allermeisten Fällen gar keine Herrschaft auszuüben im Stande ist. Die Leidenschaft scheint, wie schon gesagt, dem Charakter, der Affect aber blos dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenschaften auf Moralität; so müssen wir allerdings behaupten, daß diese, wo noch, wenigstens theilweise, von der Vernunft die Rede ist, bei weitem nicht so schädlich sind, als die Affecten, welche stets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, bei welchem die Jagd zur Leidenschaft geworden ist, unter mehrern gleichzeitigen Vergnügungen dieser den Ausschlag geben kann, ohne jedoch dadurch auch nur im geringsten seinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei ist also sicher an keine Schädlichkeit dieser Leidenschaft zu denken, die, wenn übrigens alles gleich ist, sehr erlaubt seyn kann. Nur in so fern könnte man sagen, daß die Leidenschaft der Freiheit Abbruch thue, als sie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu bestechen sucht. Dieß thun aber mehr oder weniger alle Begierden. Da sich aber die Vernunft zu Gunsten der Neigung nicht bestechen läßt; so ist es nur ein geheimer Betrug, den sich das Subject selbst spielt, indem dasselbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenschaft begehrte Object sich nicht mit ihren Grundsätzen vereinigen lassen sollte, in den Schatten stellt, damit sie vor den Scheingründen der Leidenschaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenschaften, vermöge ihrer Natur, alle sinnlichen Ursprungs sind, und ein bloßes reines Vernunftwesen gar keine Leidenschaften haben kann; so scheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in sinnliche oder vernünftige Leidenschaften grundlos ist. Man folgert

nämlich so: da alle Leidenschaften, ob sie gleich sinnlich sind, unter Aufsicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können; so erhält eine solche durch Vernunft modificirte Leidenschaft ein vernunftähnliches Ansehn, bleibt doch aber sinnlichen Ursprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenschaften in sinnliche und vernünftige allerdings gelten lassen, wenn man sie folgendergestalt erklärte: sinnliche Leidenschaften sind solche, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht; vernünftige Leidenschaften hingegen heißen solche, die sich auf den Genuß des Verstandes beziehen. Wo demnach der Körper genießt, da wäre eine sinnliche Leidenschaft, und wo der Verstand sich Befriedigung verschafft, eine vernünftige Leidenschaft vorhanden. Eine Leidenschaft, welcher der Mensch am öftersten folgt, die also die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrschende Leidenschaft. Eine solche ist entweder nur vergleichungsweise eine solche, weil sie in ihrer Wirksamkeit stärker ist, als andere, mit welchen man sie vergleicht, und in diesem Verstande kann der Mensch mehr als eine herrschende Leidenschaft haben; oder sie macht den schlechterdings höchsten Zweck des Menschen aus, so, daß alle andere ihr subordinirt sind und von ihr regiert werden. Dann ist diese Leidenschaft die schlechterdings herrschende, oder besser tyrannische Leidenschaft.

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder **Lombard** (Mons pietatis), ist eine öffentliche Anstalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber die bedürftigen Bürger gegen Pfand kleine und große Anleihen auf kurze Zeit für billige Zinsen erhält, und dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebenen Wucher unbeschnittener und beschnittener Juden preis gegeben seyn mögen. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich versteigert und der Ueberschuß nach Abzug der Zinsen und aller Kosten wird dem Eigenthümer zurückgegeben oder ein Jahr für ihn aufbewahrt; wenn er sich jedoch binnen dieser Zeit nicht zur Empfangnehmung meldet, so ist alsdann der Ueberschuß den Armenkassenanstalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, in welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten sind. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheines bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuser hat Dorotheus Ascianus d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meissen starb, in die Zeit des Papstes Pius II. oder Paulus II., der von 1464 bis 1471 regiert hat, am richtigsten gesetzt. Allein der Minorit oder Franziskaner Barnabas Interamnensis legte zuerst zu Perugia im Kirchenstaate das erste Leihhaus vor dem Jahre 1464 oder im letztern selbst an, ob dasselbe gleich erst 1467 vom Papst Paulus II. seine Bestätigung erhielt. Ein geschickter Jurist zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte diesen Einfall und war zu der Ausführung sehr behülflich. Noch im J. 1464 bestätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. bestätigte sowohl das von einem Minoriten Franciscus de Viterbo 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472 als auch 1479 das an seinem Geburtsorte Savona nach dem Muster von Perugia angelegte Leihhaus. So entstanden nach und nach fast in allen Städten Italiens während des 15ten und 16ten Jahrhunderts Leihhäuser. In Deutschland ward

unter Genehmigung des Kaisers **Maximilian I.** zu **Nürnberg** 1498 das erste Leihhaus unter dem Namen Wechselbank angelegt. In den **Niederlanden**, wohin die aus der Lombardei in Italien ausgewanderten reichen Kaufleute das Geschäft auf Pfänder zu leihen brachten, in **England** und **Frankreich** nannte man von diesen Longobarden die Leihhäuser zuerst **Lombarde**. Gegenwärtig ist diese heilsame Anstalt fast in allen großen volkreichen Städten in Europa aufgenommen worden.

X.

Lein (Flachs) ist der allgemeine Geschlechtsname für wenigstens 24 verschiedene Pflanzen, die sich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfschaaligen Saamenkapseln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Saamen enthalten, auszeichnen. Eine dieser 24 Gattungen, mit welcher wir es hier allein zu thun haben, ist **der gemeine Lein (Flachs**, Linum usitatissimum), deren eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Cultur des Flachses ist heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, wie im südlichen. Besonders wird der irrländische Flachs allem andern vorgezogen. Nächst diesem wird der flandrische für den besten gehalten. Wenn die Stengel anfangen eine gelbliche Farbe zu bekommen, und wenn die Knoten sich bräunlich färben, dann erndtet man den Flachs, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet sie in Bündel, stellt diese zum Abtrocknen auf, bringt sie dann nach Hause und streift die Knoten oder Saamenkapseln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Wasser gelegt (in die Röste gebracht), in welchem es sechs bis acht Tage liegen muß. Hier scheidet das Wasser die Flachsfasern, oder den äußern Bast, von dem holzartigen Stengel, mit welchem sie vermittelst einer klebrigen, gummiartigen Masse verbunden sind. Dieser bindende Stoff wird durch das Wasser aufgelöst. Je mehr die Röstung von der Sonne beschienen wird, desto besser geht sie von Statten. Die Röstung im Thau scheint Vorzüge vor der im Wasser zu haben. Nach der Röste wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel leicht zerbrochen und die Holzstückchen und übrigen Theile sich leicht von den Fasern absondern lassen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Fasern nicht zerrissen werden, heißt das **Braken**, und geschieht auf einem einfachen hölzernen Instrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge welches der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, allein vielleicht nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Diese Verfeinerung des Flachses besteht darin, daß man die in demselben noch vorhandenen hölzernen Theilchen durch einen Aufguß von siedender Aschenlauge, in welche Leinsaamen, venetianische Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochsalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachse zu sondern sucht. Das **Leinengarn** wird bekanntermaßen am meisten zu Hemden verbraucht. Die berühmten brabanter Kanten, Batist, Kammertuch u. s. w. werden ebenfalls aus dergleichen Garn verfertigt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann; so ergiebt sich daraus, daß diese Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Daß aus Leinen auch **Papier** verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der wichtigsten deutschen Handelsstädte und Universitäten, in Kursachsen, und zwar im leipziger Kreise, in einer schönen Ebene an der Pleiße gelegen. Bis zu Anfange des 16ten Jahr-

underts führte sie von den Sorben-Wenden, einer slavischen Nation, elche zuerst das Land zwischen der Elbe und Saale anbauten, den slaischen Namen Lipzk, welcher einen Lindenhain bezeichnet. Von dieem Haine scheinen noch jetzt die zwischen der Stadt und Vorstadt begenen schönen Linden-Alleen eine Spur anzudeuten. Im funfzehnten ahrhunderte wurde Leipzig, welches an sich keine günstige Lage zum andel hat, durch ein Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände ne Handelsstadt, nachdem es bereits seit 1387 eine Handelsniederlage ewesen war, und nahm in einer directen Verbindung mit Augsburg nd Nürnberg, an Venedigs unermeßlichen Geschäften Antheil. Der nere Handel, welcher gegenwärtig so hoch gestiegen ist, konnte jedoch amals nur sehr unbedeutend seyn. Gegenwärtig kann der jährliche Neßhandel von Leipzig, wo drei Messen gehalten werden, unter denen ie Oster- und Michaelismesse die wichtigsten sind, auf die rune Summe von 18 Millionen Thlr. angeschlagen werden. Ein Hauptveig des leipziger Handels ist der Buchhandel, der sich fast ganz hier oncentrirt. Zwar stehen die Manufacturen in Leipzig nicht im Verältniß mit der Größe des dasigen Handels, doch gibt es mehrere Fariken von Bedeutung daselbst. Man verfertigt hier Sammt, seidne nd halbseidne Waaren, Spielkarten, Tapeten, Leder, Tabak, Wachseinewand, Stickereien u. s. f. Die im J. 1409 von Friedrich dem Streitbaren, auf Veranlassung der Unruhen auf der Universität u Prag, gestiftete Akademie behauptet bis jetzt den Ruf einer der eren Akademieen in Deutschland. Die Zahl der Einwohner belief sich 789 auf 28,250; im Oct. 1795 betrug die Volksmenge 31,152, und ird jetzt auf 36,000 Menschen angegeben. Hierbei ist bemerkenswerth, aß Leipzig nicht nur unter den sächsischen Städten, sondern auch egen andre große Städte Europens die größte Mortalität hat. Eine auptursache hiervon ist ohne Zweifel die auf einem so kleinen Raum denn Leipzig ist nichts weniger als groß) zusammengedrängte Menhenzahl, die überdieß in den beiden Messen ungeheuer vermehrt wird; dieser Rücksicht wäre es vielleicht gut, nach und nach eine Art von eustadt anzulegen. Eine andere mit der ersten zum Theil zusamenhängende Ursache, die ungesunde Lage, ist seit mehreren Jahren durch e vortrefflichen englischen Anlagen sehr vermindert worden, welches, so ie mehrere Verschönerungen und Verbesserungen, Leipzig dem Bürgermeier G. R. R. Müller, welcher am 28. Febr. 1801 verstorben, verdankt, d wodurch die Luft ungemein verbessert worden ist. Uebrigens zeicht sich Leipzig vor vielen volkreichen Städten durch eine gewisse unvernnbare Wohlhabenheit aus, die sich über alle Stände verbreitet, wozu ßer der eignen Industrie der Einwohner, vorzüglich der Handel und e Messen beitragen. Nur den leipziger Armen würde der Verfas Hamburgs Armenanstalten wünschen, welche sich von den gewöhnhen Anstalten dieser Art dadurch unterscheiden, daß diese die Armen ar zu Tode füttern, jene hingegen unmittelbar auf die Vertilgung r Armuth und die Veredlung der Armen zu thätigen Menschen hinbeiten. Unter Leipzigs gemeinnützigen Anstalten zeichne ich hier blos Zeichnungs-, Malerei- und Architectur-Akademie, das Taubstumen-Institut, die Bürgerschule und die Sternwarte aus. Das schöne nklersche Gemählde-Cabinet ist jetzt einzeln verkauft. Unter den öffenthen Gebäuden und Anstalten können noch genannt werden: der schöne oncert- und Ball-Saal (beide mit Gemählden von Oesers Meisterhand iert) im Gewandhause; sowohl die ebendaselbst befindliche sehr schöne d reichlich ausgestattete Raths-, als im sogenannten Paulinum befind-

liche Universitäts-Bibliothek; ferner die vielen neuerlich so schön aufgeführten Gebäude, worunter das jetzige Universitäts-Gebäude einen sehr ausgezeichneten Platz behauptet; auch unter den Schulanstalten die so löbliche Freischule (seit 1792 gestiftet); dann das seit 1797 so zweckmäßig eingerichtete Lazareth oder Jakobsspital, mit welchem zugleich ein klinisches Institut verbunden ist; die durch sogenannte Reverberes vervollkommnete Beleuchtung der Stadt, nicht minder die vielfachen hier befindlichen Manufacturen und Fabriken, unter denen die schon von Alters her so berühmte breitkopfische, jetzt breitkopf-härtelsche Buch- und Musikhandlung durch die wichtigsten Schriftgießereien, durch Buch-, Noten-, Kupfer- und Steindruck, nicht minder durch eine neuerlich angelegte vorzügliche Instrumenten-Fabrik; ingleichen die rostische Kunstmanufactur, sich rühmlichst auszeichnen; endlich das physikalische Magazin des M. Tauber.

Leipzig (Schlacht bei). Um das anmuthige heitere Leipzig breitet sich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit sanften Abhängen eine weite Ebene aus, übersäet mit fröhlichen Dörfern und von der Luppe, Parthe, Elster und Pleisse in vielen Windungen durchflossen. Auf dieser Ebene ist zweimal Deutschlands Schicksal für lange Jahre hin, nämlich durch Gustav Adolphs herrlichen Sieg über Tilly am 7. Sept. 1631, und durch den noch herrlichern Sieg der erhabenen Helden unserer Zeit, über Napoleon Bonaparte und seine Raubgenossen, am 16., 18. und 19. Oct. 1813, entschieden worden. Unweit dieses denkwürdigen Schlachtfeldes bietet sich in den Ebenen und Umgebungen von Lützen ein anderes, fast eben so berühmtes Winfeld dar, wo Gustav Adolph mit seinem Tode den großen Sieg über den furchtbaren Wallenstein am 7. Nov. 1632 erkaufte; Russen und Preußen aber am 2. Mai 1813 dem letzten gewaltigen Unterdrücker deutscher Freiheit in ungleicher Schlacht siegreich die Spitze boten. Laßt uns diese großen Ereignisse unter einem Gesichtspuncte und in ein Bild zusammenfassen! Die dankbare Erinnerung unserer Nachkommen wird stets an jene großen Tage und auf diese ewig denkwürdigen Puncte des wieder befreieten deutschen Bodens geheftet bleiben! — — Am 1. Sept. 1631 war zu Werben der förmliche Abschluß des Bündnisses zwischen Gustav Adolph, der Schweden König, und Johann Georg, dem Kurfürsten von Sachsen, erfolgt. Bis zur äußersten Noth hatte letzterer, von treulosen Ministern und Generalen verführt, bei der Partei, welche damals Deutschlands Freiheit zu zernichten strebte, ausgehalten, und nur die Gewalt des Uebermuthes und frechen Trotzes ihn endlich bewogen, Hülfe und Schutz beim edlen Gustav Adolph zu suchen. Der Urenkel wartete sogar die schrecklich entscheidende Katastrophe ab, und darum waren für beide die Folgen der großen Schlachten in Leipzigs Ebenen auch sehr verschieden. Die Vergleichung dessen, was jetzt, mit dem was damals geschah, kann keinem nachdenkenden Leser dieser Blätter schwer werden. — Nach geschlossenem Bündniß ging Gustav Adolph mit seinem Heere am 3. Sept. bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit den von Torgau dort angelangten sächsischen Schaaren. Johann Georg, durch die Verwüstung seines Landes von Tilly's Banden tief erschüttert und empört, drang auf Entscheidung durch die Schlacht; der fromme tapfere Gustav gab nach und rückte mit dem vereinigten Heere über Delitsch am 6. Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Tilly entgegen. Diesem hatte Tags vorher sich Leipzig nebst der Pleissenburg ergeben, und das kaiserlich-ligistische Heer stand nun unweit der Stadt zwischen Eutritsch und Möckern im Lager dergestalt,

aß Pleisse und Elster im Rücken desselben flossen, drei halbe Monde ber zur Befestigung der herrschenden Höhen aufgeführt waren. Als Tilly erfuhr, das vereinigte schwedisch-sächsische Heer, unter des Königs igner Führung, sey gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, sich zu versammlen in einem noch nicht niedergebrannten Hause der halli- chen Vorstadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten wurde, sah man bemalt mit Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung. Alle, selbst den eisernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als sie dieß erfuhren, von unwillkührlichem Schauer ergriffen; denn es galt ihnen nach der Denkweise jener Zeiten, für ein unglückliches Vorzeichen. Doch drang der kühne Pappenheim mit seiner Meinung: man müsse eine Schlacht wagen, durch, und Tilly bestimmte die Gegend zwischen Breitenfeld und Seehausen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig zum Kampfplatze, wohin Pappenheim sofort mit 4000 Pferden gesandt wurde, die vortheilhaftesten Puncte vor dem heranziehenden Feinde zu besetzen. Zwischen den pappenheimischen Reitern und drei schwedischen Dragoner-Regimentern, die über den Lober-Bach gesetzt, um sich der vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, gedieh es sogleich zum scharfen Gefecht. Zuerst wurden durch Pappenheims über- legene Reiter-Schaaren die Schweden über den Bach zurückgetrieben, als aber drei schottische Regimenter die Schweden unterstützten, waren die Kaiserlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6. auf den 7. Sept. brachte das schwedische Heer unter freiem Himmel bei den Waffen gelagert zu. Der König schlummerte in seiner Kutsche; Horn, Banner und Teuffel saßen neben ihm, und er erzählte den Getreuen beim Erwachen einen deutungsvollen Traum, der Sieg verheiße. — Mit Tagesanbrach ließ Tilly sein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld hin; in zwei große Heersäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf Regimenter Kroaten und sechs Fahnen Kürassiere, jede 750 Pferde stark, vorauf. An diese schlossen sich 8000 Mann Fußvolk, in vier große Schlachthaufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und mit zwanzig Feldstücken versehen. Dann kam, fürs zweite Treffen be- stimmt, der Graf von Fürstenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleich- falls getheilt in vier große Schlachthaufen. Diesem folgte die Hinter- huth von acht Regimentern in drei Haufen, zusammen 9000 Mann bil- dend. Drei Reiter-Regimenter schlossen den Zug. Das Fußvolk über- haupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländischer Kampf- weise. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heers betrug an 40,000 Mann, worunter sich 13.000 Reiter befanden. Als Tilly auf dem ausersehenen Schlachtfelde ankam, stellte er sich am Fuße der Höhe, die südwestlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufsteigt. Das Dorf Seehausen lag hinter seinem rechten Flügel, der linke endigte un- weit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrschenden Höhen standen in zwei Batterien 40 schwere Feuerschlünde, an welche sich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landschaft war freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Gustav Adolphs Heer setzte mit Anbruch des Tages über den Lober-Bach, dessen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand ge- steckt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekonnt, den Uebergang, um die Vortheile seiner Stellung zu behalten, und ge- gen 10 Uhr Mittags brach also der König mit 35,000 Mann, wor- unter fast 15000 Sachsen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei

der Verbündeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden rechts, die Sachsen links sich also zwischen Podelwitz und Gryselwitz gestellt, daß beide gleichsam zwei verschiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landstraße getrennt waren. Der schwedische rechte Flügel bestand im ersten Treffen aus fünf starken Reiter-Geschwadern, unter welche vier Haufen Fußvolk gemischt waren, deren Hinterhuth und Rückhalt das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten sieben Reiter-Geschwader mit drei Abtheilungen Fußvolk. Hier befehligte der König selbst, unter ihm Banner, Wunsch, Todt und Steenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Geschwader mit Fußvolk untermischt das erste, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Gustav Horn. Im Mittelpuncte stand das Fußvolk in zwei Treffen; das erste bestand aus vier Schlachthaufen, jeder etwa 1200 Mann stark, geführt von Axel Oxenstiern, Erich Hand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldstücke aufgefahren. Im zweiten Treffen befanden sich unter Vitzthum und Hegburn drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamilton und Ramsey, mit zehn Fähnlein Dragoner bildeten die Nachhuth und schlossen das Ganze. An dem schwedischen linken Flügel standen die Sachsen unter Arnheim. Rechts waren 1000 Kürassiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern ständischer Reiter; im Mittelpuncte vier Fahnen Fußvolk, und auf dem linken sächsischen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachsen-Altenburg, die kurfürstl. Leibwache zu Pferde, und einige Geschwader ständischer Reiterei gestellt. Des Heeres Losungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiserl. Heere erscholl das Feldgeschrei: Jesus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Reginae den 7. Septbr., als zum Zeichen der Schlacht drei Kanonenschüsse vom kaiserl. Heer herüber donnerten, welchen Gruß die Schweden aus zwei halben Karthaunen beantworteten. Nun begann das heftigste Geschützfeuer und brüllte fort bis 2 Uhr; da zog sich Gustav links vorwärts, um den furchtbaren Wirkungen der großen kaiserl. Batterie zu entgehen, wobei noch obenein ein beschwerlicher Südwestwind den Schweden des Geschützes Dampf und den Staub der frisch gepflügten Felder ins Angesicht trieb. Doch kaum war das schwedische Fußvolk des rechten Flügels durch Podelwitz gegangen, als Pappenheim mit seinen schwer geharnischten Reitern einen wüthenden Angriff auf das zweite Treffen unternahm. Geworfen wurden die leichten schwedischen Reiter, und das schutzlos zurückgebliebene Fußvolk fiel unter dem Schwerdte der kaiserl. Kürassiere. Da flog Banner mit dem rheingräfl. Regiment und 900 Musketieren herbei; der wüthende Pappenheim ward geworfen, und nach fruchtlosen wiederholten Anstrengungen sah er sich selbst, aus mehrern Wunden blutend, zur Flucht gezwungen. Zugleich war das kaiserl. Infanterie-Regiment Holstein aus der Schlachtlinie gewichen, um Pappenheims Reiter zu unterstützen, aber Banner nahm es mit drei Geschwadern Finnländer in die Mitte, das Regiment ward niedergehauen und der Herzog von Holstein, tödtlich verwundet, gefangen. Unterdessen hatte Tilly seine Absicht hauptsächlich auf die ungeübten sächs. Schaaren gerichtet. Fürstenberg mußte sich daher vom rechten kaiserl. Flügel mit der ganzen, von sechs Geschwadern geharnischter Reiter unterstützten kroatischen Reiterei, auf das erste Treffen der Sachsen stürzen. Beim ersten Anfall schon flohen die ständischen Reiter, das Regiment Altenburg folgte und riß die kurfürstl. Leibwache mit sich fort. Nur das sächsische Fußvolk

unter Bindauf und Arnim leistete noch tapfern Widerstand. Als aber Tilly mit dem größten Theile seines Fußvolks von den Höhen herabkam, und die kaiserl. Reiterei zugleich auf die sächsischen Haufen einbrach, da gaben sie sich in wilde Flucht, warfen die Gewehre weg und eilten, den Kurfürsten mit fortreißend, auf der Straße nach Eilenburg davon. Die Kroaten jagten den Fliehenden nach, oder plünderten das Gepäck der Sachsen; im ganzen kaiserl. Heere war man des Sieges schon gewiß. — Gustav Horn, der die noch fechtenden sächsischen Regimenter aufgenommen hatte, kam jetzt in die gefährlichste Lage; denn Fürstenberg und Kronenberg mit den italienischen und den besten deutschen Reitern drohten auf ihn zu stürzen. Doch in dem entscheidenden Augenblicke kamen auch, vom Könige gesandt, Hegbum und Hall mit den schottischen Regimentern herbei. Isolani's Kroaten fielen sie an, aber plötzlich öffneten sich die Reihen der Schotten und ein mörderisches Kartätschen- und Musketenfeuer trieb die wilden Banden zurück. Gustav sandte nun Teuffel zur Unterstützung der bedrängten Schotten, und Teuffel stürzte, von einer Musketenkugel getroffen, todt zu Boden. Da sprengte der König zu Kollenbachs Haufen und rief eifrig: „Kollenbach brich ein! in Gottes Namen brich ein!" Kollenbach drang vor; auch er ward im ersten Feuer niedergestreckt. — Nun rasete hier der Kampf fort, während er heftiger noch zwischen Horn und Tilly selbst entbrannt war. Aber Horn hielt aus, und die schottischen Regimenter machten zum Erstaunen Tilly's, statt des damals gewöhnlichen Gliederfeuers, ein regelmäßiges Rottenfeuer. So ward Tilly aufgehalten, während Banner die fliehenden Pappenheimer auf der Straße nach Halle mit vier starken Geschwadern verfolgte. Noch hatte der größte Theil des schwedischen Fußvolks im Mittelpuncte der Schlachtordnung, wie auch die ihm gegenüber stehenden Wallonen, der Kern des kaiserl. Heeres, am Gefechte weiter keinen Antheil genommen, als daß sie sich gegenseitig aus dem schweren Geschütz beschossen. Sobald indessen der König von Pappenheims gänzlichem Rückzuge sichere Nachricht erhielt, eilte er mit der Reiterei des rechten Flügels, denen Todt mit zwei starken Haufen Fußvolk folgte, die vorliegende Anhöhe hinauf, griff die große kaiserl. Batterie an, eroberte die Feuerschlünde, und ließ solche sogleich auf die noch mit Horn im Gefechte begriffenen Massen richten. Dieß entschied den Sieg, und obwohl Tilly's Gegenwart die weichenden Haufen zu neuen Anstrengungen befeuerte, geriethen sie doch endlich in Unordnung und begannen den Rückzug nach Leipzig. Nur fünf Regimenter Wallonen schlossen sich, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, eng zusammen, und stellten sich am Rande eines hinter ihnen liegenden Busches, wo sie alle Angriffe der Schweden mit dem Muthe der Verzweiflung abschlugen. Reihenweise schmetterte das schwedische Geschütz sie nieder, aber keiner verlangte Quartier. Der verwundete Tilly vergoß Thränen in der Mitte dieser Tapfern, deren Leiber für ihn ein undurchdringliches Bollwerk wurden. Endlich, da alle Hoffnungen des glücklichen Erfolgs verschwunden und die Wallonen bis auf 600 Mann niedergeschmettert waren, führte Graf Kronenberg in ihrer Mitte den schwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entscheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Gustav Adolph nun die geschlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen sah, warf er sich demüthig nieder unter einem belaubten Baum, laut ausrufend die Blicke zum Himmel gewendet: ich danke dir Gott für deinen Sieg! — In allen Dörfern erscholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiserliche wurden noch von den ergrimmten sächsischen

Bauern erschlagen. Auch Pappenheim, der seine zersprengten Geschwader gesammlet und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend Alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiserlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in schwedische Gefangenschaft; 27 Feuerschlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebst dem ganzen Tillyschen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachsen 3000 Todte. Von kaiserl. hohen Offizieren waren todt: die Obersten Erwitte und de Grotta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holstein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aderkat und Danitz auf dem Wahlplatze. Die Sachsen betrauerten den tapfern Bindauf, den Dieskau und zwei Starschedel. Im kaiserl. Heer waren die drei obersten Führer: Tilly, Pappenheim und Fürstenberg verwundet. Tilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiser den besten Theil seiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges verloren. Die magdeburgsche Hochzeit war gerächt, des Protestantismus Fortdauer und Deutschlands Freiheit gesichert. Der Kriegsruhm des Besiegten ging auf den menschlichern, frommen Sieger über. Das war die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig vom 7. Sept. 1631. — — Noch herrlicher und folgenreicher wird dereinst, wenn auch der Jubel der Zeitgenossen verhallt ist, in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen die große Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig vom 16., 18. und 19. October des verhängnißvollen Jahres 1813. — Napoleon war endlich, immer enger und fester von klugen Gegnern in seinem Schlupfwinkel bei Dresden umgarnt, von dort aufgebrochen, den entscheidenden Schlag zu vollführen, der Deutschlands Ketten unauflöslich machen sollte. Die Meinung mochte seyn: mit Hast durch die alten Kriegskünste die Gegner einzeln zu packen, erst den tapfern Blücher und den vorsichtigen Carl Johann zu zermalmen, dann dem großen Heere unter Schwarzenberg Garaus zu machen. Im stolzen Wahne des Siegs gewiß, hatte Napoleon den Marschall St. Cyr mit fast 30.000 Mann und 40 Generalen in Dresden zurückgelassen, den frommen bethörten König der Sachsen nebst dessen Gemahlin und Tochter aber mit sich genommen, und so war er denn auf den Ufern der Elbe hin und her, jedoch vergeblich gefahren, weil jede einzelne Heersabtheilung sich seiner Uebermacht klüglich entzog, bis alle vereinigt dem furchtbar schnaubenden Raubthiere aufs Leben gehen könnten. Auf die Weise selbst berückt, indem er andere berücken wollte, traf er mit der Sachsen Könige am 14. Oct. zu Leipzig ein, wo schon die Heersabtheilungen unter Marmont, Victor, Arrighi und Poniatowski angekommen, auch Augereau mit der Nachhülfe über den Thüringer Wald eingetroffen war. Den Plan zur entscheidenden Schlacht dachte er sich etwa folgendermaßen: den scharf vortretenden Winkel der Elster-Niederungen, worin Leipzig liegt, wollte er festhalten und als Keil gebrauchen, der zwischen der Verbündeten Heersabtheilungen hineingeschoben werden sollte, Leipzig aber als Riegel dem einen Heere seiner Feinde vorschieben, bis er das andere geworfen hätte. Darum war am 15. Oct. das Hauptquartier, von 64 Schlachthaufen seiner Leibtrabanten umgeben, zu Reidnitz, eine halbe Stunde von Leipzig. Im Dorfe Lindenau stand die vierte Heersabtheilung unter Bertrand, und König Murat hatte mit dem zweiten, achten und fünften großen Heerhaufen seine Stellung dergestalt genommen, daß der rechte Flügel zu Dölitz, der linke zu Liebertwolkwitz stand. Der sechste Haufen behaup-

ete Lindenthal, und der siebente war im Marsche auf Eilenburg, um em sechsten die Seiten zu decken. Die Stellungen von Taucha und n der Partha, wie auch die Brücken von Wurzen und Eilenburg, blieen stark besetzt. — Den furchtbaren Massen entgegen stand am 15. Oct. der alte Held Blücher mit dem schlesischen Heere bei Skeuditz, berhalb Leipzig; Carl Johann war noch zurück bei Halle, jedoch in scharfem Anmarsch. Von der großen österreichischen Armee rückte Feldzeugmeister Giulay von Lützen gegen Lindenau vor, der Reiter-General Graf Meerveldt, und die österreichische Nachhülfe hatten den Auftrag on Pegau nach Connewitz vorzugehen, während die Heersabtheilungen, welche Wittgenstein, Kleist und Klenau befehligten, ihren linken Flügel in Gröbern und den rechten an Naunhof lehnten. Bennigsen war mit seinem Corps nur so weit zurück, daß er nach anderthalb Tagen n die Linie rücken konnte, so auch Colloredo; Tolstoy aber hatte Dresen eingeschlossen. Als Rückhalt standen in kleiner Entfernung hinter en benannten Heerhaufen die russischen Grenadiere, die russischen und reußischen Leibwächter und die russischen schweren Reiter, sämmtlich efehligt von Barclay de Tolly, unter welchem der Großfürst Constantin, wie auch die Generale Miloradowitsch und Rajewsky geboren. — Alle für Einen und Jeder für Alle! war des erbündeten Heeres Losung, und am 16. Morgens begann der Kampf mit furchtbarem Donner aus tausend Feuerschlünden. Napoleons Absicht war, zunächst die Schaaren unter Schwarzenberg zu vernichten, weil sie, Erfurt und Naumburg am nächsten stehend, ihm die gefährichsten schienen. Bald ward also Schwarzenberg im Mittelpuncte und auf dem rechten Flügel so heftig angegriffen, daß er, um nicht durchbrochen zu werden, die Nachhülfe unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf das rechte Ufer der Pleisse übersetzen und vor Gröbern aufmarschiren lassen mußte. Mit wüthendem Grimme ward nun gestritten um die Dörfer Dölitz, Wachau und Liebertwolkwitz. Angriff folgte auf Angriff, und Napoleon verstärkte seine Flügel-Enden so ungeheuer, daß es kaum möglich blieb, ihnen zu widerstehen. Doch hielten Wittgenstein, Klenau und Kleist, von Barclay unterstützt, den ungleichen Kampf, bis Graf Nostitz aus Gröbern hervorbrach, die Franzosen nach Markkleeberg zurückwarf und ihnen 8 Kanonen abnahm. So waren alle Anstrengungen der vorgetriebenen Massen unter Mortier, Macdonald, Lauriston und Sebastiani dort vergeblich, ja Sebastiani's ungeübte Reiter wurden von den ostpreußischen und brandenburgischen schweren Reitern jämmerlich zusammengehauen, und Klenau behauptete seine Stellung zwischen Großpöstna und Seifertshain. — Während jenes Gemetzels ward auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten wüthend gefochten. Napoleon warf hier eine gewaltige Masse von Kürassieren, von Fußvolk und Geschütz gegen Gossa, welches etwa eine halbe Stunde von Gröbern entlegen ist, und weil dort die Verbündeten nicht hinlänglich stark waren, drang die Masse durch und gewann 26 Feuerschlünde. Da ging es an ein Jauchzen der durch Leipzigs Gassen sprengenden Polizeireiter, die Sieg über Sieg schrieen. Mit allen Glocken wurde geläutet, und der König von Sachsen selbst zog zur Kirche, um Gott zu danken, daß der Franzose nun ferner der Herr, und der Deutsche der Knecht bleiben werde. Aber das Blatt wendete sich schnell; denn Alexander sandte seine Garde-Kosacken unter Orlow Denisow dem wilden Schwarme entgegen. Unterstützt durch die russischen Grenadiere und ein mörderisches Geschützfeuer trieben die braven Kosacken den durchgebrochenen Schwarm bis hinter Wachau zurück, und als der

Oberfeldherr Schwarzenberg ein allgemeines Vorrücken gegen die Berg-Ebenen von Wachau befahl, wurden am Abend die Franzosen wirklich hinter ihre erste Aufstellungslinie zurückgedrängt. Fürst Aloys Lichtenstein behauptete sich den ganzen Tag hindurch in seiner Stellung, und Giulay drang bis Lichtenau vor, wo er 2 Kanonen eroberte. Nur Meerveldt, obgleich er den Auftrag über die Pleisse vorzugehen mit ungeheurer Anstrengung erfüllt hatte, wurde gegen Abend, weil sein Pferd unter ihm gestürzt, gefangen. Also stand hier die Schlacht. Der Sieg hatte sich entscheidend für keinen Theil erklärt, aber offenbar waren am Abend die Verbündeten in großem Vortheil über Napoleons zurückgedrängte Schaaren. — Auf dem Schlachtfelde Gustav Adolphs bei Breitenfeld standen 3 französische Corps, nämlich das 4te, 6te und 7te unter Marmont; 3 schlesische Heerhaufen, die unter dem alten Helden Blücher von York, Langeron und Sacken befehligt wurden, rückten ihnen entgegen. Um 1 Uhr begann dort die Schlacht, und ward vollendet wie Blücher sie gedacht. Langeron trieb mit seinen Russen die Feinde aus Freirode und Radefeld, dann drang er siegend über den alten hochberühmten Schlachtplan bis Groß-Wetteritzsch vor. Unterdessen eilte York an der Elster vorwärts und warf die Feinde aus Lütschena, Stameln und Wahren, immer gegen Leipzig hin. Da schob aber Marmont sein Fußvolk in der waldigten Gegend um Eutritzsch und Möckern in große Massen zusammen, und donnerte aus 40 Feuerschlünden mörderisch gegen die andringenden Preußen. Die Schlacht wankte; denn gliederweise stürzten die Tapfern vor den französischen Feuerschlünden. Aber jetzt warf sich der brave Major Sohr mit den brandenburgischen Husaren und den reitenden freiwilligen Jägern auf das feindliche Geschütz; ja York selbst sprengte, hoch das Schwerdt schwingend mit dem Ausruf: es lebe der König! den Reitern voran auf die furchtbare Batterie. Sie wurde genommen in wenigen Augenblicken, und als die Bonapartischen Marine-Garden in geschlossenen Vierecken vorbrachen, um das Geschütz wieder zu erobern, rief York: „brandenburgische Husaren hauet ein!" Da stürzten diese mit verhängtem Zügel wie ein wilder Waldstrom auf die Unglücklichen; Napoleons Marine-Garde hatte aufgehört zu seyn. — Gegen Abend allenthalben geworfen, zog sich Marmont, nebst Arrighi und Dombrowsky hinter die Parthe bis in die Vorstädte von Leipzig eiligst zurück. 1 Adler, 2 Fahnen und 43 Kanonen nebst einigen tausend Gefangenen, hatten sie draußen gelassen. So schloß für heute das blutige Mordschauspiel. Einen bedeutenden Schritt zum Siege hatten die Verbündeten vorwärts gethan. Ihr Mittelpunct war in seiner vorgerückten Stellung unerschütterlich stehen geblieben, und Blücher hatte sogar den linken End- und Stützpunct des Napoleonschen großen Bogens nach Leipzig hineingedrückt, wodurch die fernere Haltbarkeit des Ganzen gewaltig gefährdet war. — Der 17te October verstrich den Verbündeten unter Anstalten zum Angriff, dem großen Zwingherrn unter Vorkehrungen zur Gegenwehr und zum Rückzuge. Ahnungen eines bösen Verhängnisses durchflogen sein Herz. Darum ließ er den gefangenen Meerveldt kommen und gestand: er sey bereit, Deutschland zu räumen, wenn man ihm keine entehrende Bedingungen vorschreibe. Auch entließ er den General mit einem Schreiben an seinen Kaiser, worauf aber die Verbündeten, ihres Sieges gewiß, nicht achteten. Sie betrieben vielmehr die Ankunft des schwedischen Kronprinzen und Bennigsens auf dem Schlachtfelde, Napoleon dagegen Regniers Rückkehr aus der Gegend von Wittenberg und die Sicherung der Straße nach Weissenfels. Bis auf einen Punct

ihten wie vertragsmäßig in weitem Bogen um Leipzig an diesem
Sonntage die Waffen. Hinter Eutritzsch, eine Viertelmeile von Leipzig,
eß sich jedoch eine Linie französischen Fußvolks und am rechten Flügel
esselben Arrighi mit seinen leichten Reitern sehen. Sofort ließ Lange-
n den Generallieutenant Wasiltschikof, mit Kosacken und 4 Reiter-
egimentern zwischen Eutritzsch und Schönfeld vorbrechen. Die war-
n stracks den Arrighi über den Haufen, nahmen ihm 5 Kanonen und
igten seine Reiter hinter dem Fußvolke weg zur Stadt hinein, an de-
n Thoren noch viele niedergehauen wurden. Das Fußvolk war stehen
blieben und feuerte nach allen Seiten, als die tapfern Russen densel-
n Strich bei ihm vorbei mit der Beute zurückkehrten. Daran kehrten
ch jedoch die Russen nicht, sondern machten sogar Miene, auch auf
as Fußvolk loszustürzen. Dieses wandte um und zog über die Par-
a, während gegen Abend Bennigsen zu Naunhof, eine Meile vom
chlachtfelde eintraf und sich dem rechten Flügel des schwarzenbergschen
eers anschloß; Carl Johann aber bei Taucha, fünf Viertelmeilen von
eipzig erschien, und mit seinen Schaaren in den leeren Raum zwischen
lücher und Bennigsen rückte. — Als der Morgen des ewig denk-
ürdigen 18ten Octobers grauete, hatte Napoleon zwar seine beiden
lügel zurückgenommen, aber den Elsterwinkel jenseits Leipzig hielt er
urch eine starke Vorhuth besetzt. Leipzig und dessen nächste Umgebun-
n waren also sein fester inhaltschwerer Mittelpunct. Der rechte Flü-
l erstreckte sich von da unter Ney's Oberbefehl, längs der Partha
gen Taucha hin; der linke vom connewitzer Kirchhofe über Probstheide
naus. Beide trafen senkrecht auf die Schenkel des Elsterwinkels.
ur scheint Napoleon bei dieser Anordnung nicht gewußt zu haben,
ß Bennigsen, Carl Johann und Colloredo beim verbündeten Heere
reits eingetroffen waren. Dieses hatte folgende Stellung: Carl Jo-
nn, dem das Langeronsche Corps jetzt mit untergeben ward, schloß
) rechts an Blüchers, links an Bennigsens Schaaren. Letzterer stand
Verbindung mit der Hauptarmee, deren rechter Flügel gegen Probst-
de, der linke aber gegen Connewitz ausgedehnt war. Schwarzenbergs
iger Plan war: des Feindes beide Flügel gegen einander zu werfen,
nn das Ganze in Leipzig, wohin alle Heerhaufen der Verbündeten
centrisch vordrangen, hinein zu werfen. Der Angriff erfolgte zwi-
en 9 und 10 Uhr Vormittags. In 3 Heerssäulen drangen Schwar-
bergs Schaaren vor. Die äußerste rechte unter Bennigsen und Kle-
u von Seifertsheim gegen Holzhausen; die zweite unter Wittgenstein
d Kleist mit den russischen und preußischen Garden zur Nachhülfe,
i Gossa gegen die Höhen von Wachau; die dritte unter Bianchi,
eissenwolf, Alons Lichtenstein und Nostitz auf der Bergebene zwischen
sen und Lößnig. — Nach einer heftigen Kanonade kam es bei
obstheide und Connewitz bald zu mörderischen Gefechten: hier mit
achim Murat, dort mit dem zum französischen Marschall gestern er-
nnten Poniatowsky. Um bei Probstheide obzusiegen, verstärkte Na-
eon die Schaaren Murats bis zur Furchtbarkeit; aber während dort
Tod in tausend gräßlichen Gestalten wüthete, war Macdonald schon
erflügelt und im harten Andrange genöthigt worden, sich hinter Stöt-
ß zurückzuziehen. Unterdessen erschien Carl Johann bei Paunsdorf,
) Blücher ging gleichzeitig über die Partha. Das war die Krisis.
ar that Napoleon alles, was in seinen Kräften stand, den einbrechen-
Strom abzudämmen, allein seine Macht reichte nicht zu; denn
on hatte Bennigsen von Nauenhof her zwischen die geöffneten Flügel
französischen Stellung sich eingedrängt, und nun vermochte es Ney

nicht mehr, sich gegen die vereinigten Angriffe von Bülow, Pahlen, Winzingerode und Langeron, an der Partha zu halten. Nur von Schönfeld an bis Leipzig hatte er noch den obern Theil der Partha, etwa eine Stunde Weges hin, in der Gewalt, seine Flanken waren schon offen. Da stellte er zu seiner Rechten bei Sellersdorf, Paunsdorf und Stünz die Sachsen und Würtemberger auf, daß sie ihm zur Schutzwehr dienen sollten; allein die Deutschen waren müde, für fremde Herrschaft sich morden zu lassen. Also gingen 2 würtembergische Reiter-Regimenter unter dem General Normann, und 2 sächsische mit 5 Füselier-Bataillonen und 4 Batterien unter dem General Rüssel, in gedrängter Schlachtordnung, die Reiter vorauf, zu den Verbündeten über. Nun wurden trotz Ney's gewaltiger Anstrengung, Paunsdorf und Schönfeld genommen durch Bülows Schaaren, denen die russischen Reiter unter Orourk, Manteuffel, Pahlen und Benkendorf zur Unterstützung dienten. — Entschieden war schon die Schlacht Nachmittags 3 Uhr; Napoleon kämpfte nur noch um den Rückzug. Er selbst wandte sich jetzt mit einem Theile seiner Garden nach Reidnitz und schickte über Mölkau seine ganze Reitergarde unter Nansouty mit vielem Geschütz dem vordringenden norddeutschen Heere in die linke Flanke und in den Rücken. Aber General Bubna, der vor Stötteritz stand, ließ schnell eine solche Frontveränderung machen, daß er den wüthenden Feind auf sich zog. Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, General Diedrichs und der Engländer Bogue, eilten mit sächsischen und russischen Kanonen, und mit dem unauslöschlichen Feuer der Congrevschen Raketen zu Hülfe. Da fuhren mit grausem Zischen, Heulen und Brausen die englischen Höllenbrände zwischen die französischen Vierecke; es platzten deren sieben auseinander und brennend wie Kerzen raseten die französischen Soldaten im Felde herum; was nicht verbrannte, fiel unter den Kugeln der Geschütze, oder unter den Lanzen und Säbeln der nachsetzenden Reiter. Auch Stünz und Sellershausen, Ney's letzte Zufluchtsörter, wurden von Bülows Schaaren erstürmt. Im Besitze von Schönfeld behauptete sich Langeron, durch Beihülfe der tapfern Schweden, die der brave Cardell mit einem Hagel von Kartätschen herbeiführte. Unterdessen war Blücher unaufhaltsam die Elster entlang bis gegen Leipzigs Vorstädte herangerückt und hatte, als er des Ausgangs der Schlacht gewiß geworden, den General York vom Schlachtfelde weg nach dem Zusammenflusse der Saale und Unstrut gesandt, um wo möglich noch Bertrand zu ereilen, welchen Napoleon schon Morgens fortgeschickt, damit seine Haufen für die Flucht des Heers im Rücken eine Straße wenigstens offen hielten. — Am Abend waren die Franzosen vollkommen auf Leipzig zurückgeworfen, nur in Zweinaundorf und bei der Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz zu behaupteten sie sich noch in der Nacht auf den 19ten October. Wüthend angegriffen stürzte aber am folgenden Morgen alles, was von Franzosen noch bei Zweinaundorf, Volkmarsdorf und bei der Mühle vor Connewitz den Zugang hatte wehren wollen, in wilder Verwirrung nach Leipzig hinein. Nun blieb Napoleon nichts übrig, als Leipzig zum Riegel gegen die Verbündeten zu machen, damit der Rückzug nicht in wilde Flucht ausarte. Daher ward den Marschällen Macdonald und Poniatowsky befohlen, die Vorstädte so lange zu vertheidigen, bis das französische Heer durch den nach Weissenfels führenden Engpaß gezogen sey. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußern Ranstädter Thore unterminirt, dem Leipziger Magistrat aber erlaubt, bei Fürst Schwarzenberg um Schonung für die Stadt zu bitten. Am 19ten um 9 Uhr Morgens kam Napoleon in die

Stadt, um Abschied zu nehmen vom Könige der Sachsen. Dieser Ab-
chied war nicht erfreulich; denn Napoleons letzter kaltsinniger Rath
ging dahin: der König müsse sich nun so gut zu helfen suchen, als er
önne. Darauf eilte der Unüberwindliche mit Murat davon und wollte
um Ranstädter Thor hinaus nach Lindenau, wo seine Garden auf ihn
varteten. Allein schon war das Thor durch den ungeheuren flüchtenden
Troß gesperrt; der Unüberwindliche mußte umkehren, und auf einem
angen Umwege durch Nebengäßchen seinen Ausweg suchen durch das
nnere Peters- und von da durch das äußere Ranstädter Thor. Kaum
hatte er die Brücke vor dem Zollhause über die Pleisse im Rücken, als
ie aufflog. Also in Sicherheit, blieb der Held bis Nachmittags 3 Uhr
n Lindenau, seine Getreuen in und bei Leipzig als Opfer seiner Ret-
ung zurücklassend, denn nur diese, nicht wie er nachmals lächerlich be-
hauptete, eines Corporals unvorsichtige Voreiligkeit, war der Brücken-
prengung Ursach und Zweck. — Unterdessen bereiteten sich die Ver-
ündeten zum Sturm von Leipzig. Auf einer Anhöhe, 500 Klafter von
der Stadt, hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preu-
ßen, als ein sächsischer Offizier anlangte, Leipzigs Uebergabe von Seiten
Friedrich Augusts anzubieten, wenn den französischen Truppen freier
Abzug bewilligt werde. Der Antrag wurde verworfen und der Sturm
begann auf allen Seiten. Da sprengten Macdonald, Poniatowsky und
Dumoustier, um der sonst unvermeidlichen Gefangenschaft zu entgehen,
auf raschen Pferden in die Elster; der erste entkam, die beiden andern
ertranken, und viele Hunderte, die ihnen nachgesprungen, hatten dasselbe
Schicksal, oder wurden von den schußfertigen Schützen, so wie sie auf-
tauchten, niedergeschossen. Im ersten Anlauf waren die Franzosen aus
den Vorstädten geworfen und Kanonenschläge öffneten die Thore der
Stadt. Blücher drang auf das Hallische-, Bennigsen auf das Peters-
und Carl Johann auf das Grimmaische- und Ranstädterthor ein.
Preußen waren die ersten, welche in der Nähe des Schönfelderschlages
durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergasse in die Stadt
rachen. Ins Grimmaischethor zog bald hernach, da die ostpreußische
Landwehr, von russischen Jägern und 6 schwedischen Bataillonen unter-
stützt, die französischen Kanonen erobert hatten, Carl Johann. Zu glei-
cher Zeit fast kamen Bennigsen durch das Peters- und Langeron durchs
Hallischethor. Was noch Widerstand leisten wollte, wurde niederge-
hauen und gestochen; aber die erlöseten Sachsen, Badner und Darm-
städter ließen lustig ihr Feldspiel erklingen und paradirten vor dem
schwedischen Erben, der zu dem Könige der Sachsen eilte, welcher mit
Weib und Kind aus einem unterirdischen Gewölbe hervorkam. Noch
war Carl Johann mit dem Troste dieser Unglücklichen beschäftigt, als
lauter Jubel auf den Gassen die Ankunft Alexanders und Frie-
drich Wilhelms mit ihren Helden verkündete. Auf dem Markte
umarmten sich Alexander, Friedrich und Carl Johann vor den Augen
des jubelnden Volks, Friedrich August aber wurde es versagt, mit den
Rettern Deutschlands jetzt zu reden. — So endete die Leipziger Schlacht.
Gefangen wurden 23 Generale, unter diesen die vornehmsten: Latour-
Maubourg, Vial, Rochambeau, Regnier, Lauriston, Prinz Emil von
Hessen, Prinz Adolph von Wittgenstein, Graf Friedrich von Hochberg,
Bertrand, Maudeville, Peri; Roeznikzy, Krosinsky und Malachowsky
die Polen. 7 waren getödtet, unter diesen hervorragend Poniatowsky
und Dumoustier. Von geringerm Volk wurden 30,000 im Felde und
23,000 in den Lazarethen gefangen. An Gewehren, die in Kisten gela-
den, erbeutete man 30,000; 100,000 fand man auf dem Schlachtfelde,

dazu 300 Geschütze, und später noch 100 die vergraben waren. Das Elend der Besiegten in und um Leipzig war grenzenlos. Um es mit einem Zuge zu schildern, ist hinlänglich der Aussage von Augenzeugen zu erwähnen: daß hungernde Franzosen auf dem Schlachtfelde die Knochen ihrer gefallenen Cameraden benagten. Also hatte Gott der Herr gerichtet! Gestürzt den Gewaltigen vom eisernen Throne und seine Gewalt gebrochen, womit er allen Völkern Europens die höchsten, heiligsten Güter: Ehre, Freiheit, Recht, Sprache, Tugend, Sitten und Vaterland hatte entreißen wollen. — Das war die Schlacht bei Leipzig am 16. 18. und 19. October vom Jahr 1813.

Gustav Adolph hatte vor der Veste Ingolstadt die Kunde vernommen, daß Wallenstein in Sachsen eingebrochen sey und dort alles mit Feuer und Schwerdt verwüste. Dem Beistande seines bedrängten Bundesgenossen opferte der edle Held jeden Vortheil, und brach unverzüglich aus Bayern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, dessen Abfall er fürchten mußte, so nicht bald der wilde Wallenstein gebändigt würde. In Erfurt nahm Gustav Abschied von seiner Gemahlin rührender als je vorher, denn ein schauerliches Vorgefühl sagte ihm, daß es der letzte sey. Der Marsch ging nun rasch fort bis Torgau; Sachsens Volk nahm den frommen König gleich einer rettenden Gottheit mit hohem Jubel auf. Als er nun während des Marsches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit seinen Haufen nach Halle abgesandt sey, faßte er den Entschluß, weder die sächsischen Hülfsvölker abzuwarten, noch Leipzig anzugreifen, sondern geraden Weges auf Wallenstein loszugehen. Sobald aber dieser des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenschüsse seinen Regimentern das Zeichen zusammenzurücken und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. 1632 ordnete Wallenstein sein Heer zur Schlacht zwischen Lützen und den Floßgraben, so daß der rechte Flügel sich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben sich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldseite aufgeworfen; dahinter standen 2 Linien Füseliere und 1 Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vordersten Linien wegschießen, dem Feinde also ein dreifaches Feuer entgegen sprühen sollten. Hinter der Straße war das Heer aufgestellt, vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in seiner Mitte. Auf einer Anhöhe nahe vor Lützen waren 14 Feuerschlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere gestellt, aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken sollte, deckte kein Geschütz. Auf diesem Flügel schloß Forgatsch, so wie auf dem rechten Isolani mit Kroaten die Schlachtlinie. So standen die Kaiserlichen 40,000 Mann stark; Gallas und Kronenberg befehligten den rechten, Holk den linken Flügel, Schafaotsch und Schaumburg die Mitte, Rhinach und Defurt aber die Reserve. Das Geschütz befehligte der Marchese de Grana; Wallenstein selbst übernahm die Leitung des Ganzen. — Tausend Schritte gegenüber war das schwedische Heer in Schlachtordnung aufmarschirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog sich die große Leipziger Straße hin, im Rücken krümmte sich der Floßgraben ums Heer. Auf den Flügeln hielt die Rei-

erei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwischen den Reiter-Geschwadern hatte Gustav wieder Abtheilungen von Fußvolk zu 200 bis 400 Mann gestellt; doch gewarnt durch die Leipziger Schlacht, diesen Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Feuerschlünden, davon waren 26 der schwersten in Batterien vor dem linken Flügel aufgestellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König selbst führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Knivhausen. Unter dem Könige und dem Herzog Bernhard befehligte Fürst Ernst von Anhalt auf den Flanken. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinsterte die ganze Gegend. Schon kämpften wie Nachtgeister einzelne Reiter-Geschwader in der Finsterniß, als das schwedische Heer, den frommen König in der Mitte, auf die Knie sank und mit feierlicher Andacht unter Pauken- und Trompetenschall Luthers hohes Lied: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. anstimmte. Dann ritt der König ernster als sonst durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erst um 10 Uhr verlor sich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene und die Heere standen schlagfertig einander im Gesicht. Eine halbe Sunde nachher gab Gustav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraße ein, aber ein mörderisches Musketen- und Geschützfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Das schwedische Fußvolk wich, aber Gustav sprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, stellte sich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo ist euer Muth? Vorwärts, vorwärts! Er schreitet voran, ein mörderischer Kampf beginnt aufs neue und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Mann ficht nun gegen Mann in wildem Handgemenge, da bricht Oberst Winkel mit dem blauen Regimente vor, setzt unter Siegesgeschrei über beide Graben und ihm folgt das schwedische Leibregiment im hastigen Lauf. Bald sind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiserl. Vierecke gerichtet. Das erste und zweite wird zersprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da stürmt Holk mit seinen Kürassieren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finnische Reiterei hatte nicht so schnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt stand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenstein selbst mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden wild vor sich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben diesem Augenblicke war es auch den schwedischen Schwadronen gelungen, über die Graben zu setzen; sie stürzen auf Wallensteins Reiter, werfen die vordersten auf die hintersten zurück, verbreiten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiserlichen Heers, erobern die Geschütze wieder und der Sieg scheint hier für die Schweden entschieden. — Doch weniger günstig standen die Sachen auf dem linken schwedischen Flügel, welcher von der großen kaiserl. Batterie auf dem Windmühlenberge so heftig beschossen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dieß ersehend, übergiebt Gustav die Führung seines rechten siegenden Flügels dem Feldmarschall Kniphausen und befiehlt ihm, rasch den weichenden Feind zu verfolgen; er selbst eilt an der Spitze des smaländischen Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der König verschwindet und schon hat Herzog Bernhard auf dem rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen

Regimentern seinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wilden Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entsteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Roß ohne seinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel ist mit Blut bedeckt, in den Halftern stecken noch die abgeschossenen Pistolen. Bernhard ahnet das entsetzliche Unglück und sendet stracks 100 Reiter aus, den König zu suchen, indessen verkündet er laut die Nachricht von dessen Gefangenschaft. Nun werden die Schweden wie wüthende Löwen, sie stürzen Alles vor sich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geschütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor sich her, während das zweite schwedische Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor sich her jagt, und Kniphausen dann mit den frischen Regimentern: Weimar, Bulacher und Goldstein, gleichfalls über die Graben zur Verfolgung der Flüchtigen setzt. — Der Sieg ist entschieden, aber siehe! da erscheint Pappenheim mit 8 frischen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim sprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, stürmt sie nieder und nimmt das zum zweitenmale eroberte Geschütz; dann treibt er die Zersprengten über den Graben und ist daran sie zu umzingeln, als Kniphausens zweites Treffen ihm entgegen kommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft seine Hüfte, geendet ist die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Rosses Zügel und führt den widerstrebenden Feldherrn im raschen Lauf aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Reiter nicht mehr vorwärts, sie gerathen in Unordnung und werden nur durch den dichten einfallenden Abendnebel vom gänzlichen Untergange gerettet. Piccolomini benutzt den glücklichen Zufall, ordnet sie noch einmal und haut auf die Blauen ein; diese erfahren das Schicksal der Gelben, aber ihr Widerstand ist fürchterlich. Piccolomini selbst erhält 6 Schüsse, sein Oberstlieutenant, sein Major und alle seine Rittmeister werden verwundet, die Reiter müssen zurück; denn eben als der Abend schon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen Angriff, dringt über den Graben, erobert zum drittenmale die Batterie und jagt die Kaiserlichen in wilder Flucht vor sich her. Wallenstein flucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reserve vorzurücken, aber dieser, bereits von Pappenheims Schicksal unterrichtet, zaudert, und nun wird die Verwirrung allgemein. Umsonst verschwendet der gewaltige Wallenstein Flüche, Drohungen und Versprechungen, er kann seine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angstgeschrei: der Pappenheim ist todt, die Schlacht verloren, die Schweden kommen über uns! rennen sie in wilder Hast davon. Nur Piccolomini's Muth, der jetzt das fünfte Pferd besteigt und mit einigen kümmerlich gesammelten Schwadronen gegen die Schweden noch einmal ansprengt, rettet Wallenstein und Gallas von der Gefangenschaft. Sie verlassen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, und um Mitternacht gelangt Wallenstein mit nur 80 Reitern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, sammelt die zerstreuten Regimenter und treibt am Morgen die Kroaten, welche kommen um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, sie kostete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Gustav Adolph und Pappenheim. Den erstern fanden Bernhards ausgesandte Kundschafter, unweit dem bekannten großen Stein an der Landstraße, unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlich-

keit zertreten. Dunkel und ungewiß sind die nähern Umstände seines Todes, doch wahrscheinlich ist's, daß schwarze Verrätherei und Rache seinem edlen Leben ein Ende machten. — Pappenheim starb bald nachher an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenstein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernhard aber noch vor des Jahres Ausgang ganz Sachsen von Feinden befreien konnte. Also endete die Schlacht bei Lützen am 6. November des Jahrs 1632. — — —

Ihr Gegenbild ist die vom 2. Mai des Jahrs 1813. Am Ende Aprils hatte die russisch=preußische Armee unter Wittgensteins Oberbefehl eine solche Stellung, daß Wittgenstein sich zu Dessau, York mit dem rechten Flügel bei Köthen und Blücher mit dem linken sich zu Pegau unterhalb Leipzig befand. Das Ganze betrug höchstens 85,000 Mann. Napoleon aber führte diesem Heere 120,000 Mann entgegen, wovon 70,000 über den Thüringer Wald, 30,000 aus Italien, und 20,000 aus der Gegend von Magdeburg unter Eugen Beauharnois gekommen waren. Napoleons Absicht war unstreitig: erst Meister der Saale zu werden, dann auf Leipzig und gegen die Elbe vorzudringen. Am 1. Mai befand sich daher sein Hauptquartier schon zu Weissenfels; Eugen hatte das seinige zu Merseburg; Marmont war zu Naumburg und Oudinot in Jena. Bei Naumburg und Weissenfels hatte man 6 Brücken über die Saale geschlagen und das ganze Heer zog sich nach der Ebene von Lützen, wohin in der Nacht auf den 2. Mai Napoleon sein Hauptquartier verlegte, während Eugen zu Markranstädt, Lauriston zu Kiebersdorf, Ney zu Kaya, Marmont zu Poserna und Oudinot auf dem Marsche von Naumburg her waren, Bertrand aber Stöffen besetzt hielt. — Unter diesen Umständen mußten die Verbündeten eine Schlacht wagen, oder Sachsen ohne Schwerdtstreich verlassen. Sie entschieden für die Schlacht, und das preußische Heer mit dem russischen vereinigt, brach in der Nacht von Zwenkau nach Pegau auf, wo beide über die Elster setzten. Miloradowitsch ging zu gleicher Zeit nach Zeitz, während die russischen Garden nebst den Kürassieren und Grenadieren sich als Reserve hinter der Armee befanden. Napoleon marschirte denn am 2. Mai in gerader Richtung auf Leipzig, willens die Verbündeten, welche er bei Altenburg vereinigt glaubte, von der Elbe abzuschneiden; auch focht bei Leipzig Lauriston schon gegen Kleist um den Besitz des Dorfes Lindenau und der dortigen Brücke. Aber während Napoleon ungeduldig den Ausgang dieses Gefechts abwartete, um dann sein strategisches Kunststück zu vollführen, sah er sich selbst plötzlich im Rücken angegriffen. — Bei den Dörfern Rahno, Groß= und Klein=Görschen geschah der Anfall auf Marmonts Corps, welches den Nachtrab bildete. In der ersten Linie standen Blüchers Schaaren; in der zweiten waren Wittgenstein und Winzingerode mit den russischen Garden und Grenadieren in Reserve. Der Russen und Preußen Reiterei blieb jedoch rückwärts zur letzten Nachhülfe vereinigt. Oberst Klüx stürmte nun auf Gr. Görschen und schmetterte aus 4 Batterien gegen die vor dem Dorfe aufgestellten französischen Bataillone den Tod. Diesen Angriff hielten sie standhaft aus; als aber die Preußen, das Bajonett vor, mit wildem Ungestüm auf sie eindrangen, nahmen sie Reißaus. Doch Ney führte neue dichte Schlachthaufen zur Unterstützung der Weichenden herbei, wildes Gemetzel begann und dabei wurden die Franzosen immer weiter aus den Dörfern Rahno und Klein=Görschen vertrieben. Der Kampf dauerte also mit gleicher Erbitterung mehrere Stunden auf diesen Puncten fort. Wo der Verbündeten Reiter einbrechen konnten, fielen

die Franzosen zu Hunderten, und auf einem Erdreich von etwa 1500 Schritten, welches von Dörfern, Wiesen und Gräben durchschnitten war, focht man mit allen Waffen in so großer Nähe gegen einander, daß der Verlust auf beiden Seiten entsetzlich wurde. — Ney hatte zwar durch überlegene Massen Klein-Görschen wieder genommen; allein, von den Reitern unterstützt, stürmte nun das preußische Fußvolk von neuem ein, drang durch Klein-Görschen und ging, von der Grenadier-Reserve verstärkt, rasch auf Kaya los. Da trat der Feind den tapfern Stürmern mit neuen vollen Schlachthaufen entgegen, aber auch diese wurden im wüthender Kampfe geworfen; nur Kaya, welches sie angezündet, konnte nicht besetzt werden. Also war es 6 Uhr Abends geworden. Den Feind durfte man nicht zu Athem kommen lassen, und doch war Blüchers ganzes Fußvolk nebst einem großen Theile der Reiterei schon ins Gefecht gezogen, während auf seinem rechten Flügel dem Franzosenherrscher noch 50,000 Mann frische Truppen zu Gebote standen. Darum mußte auch die zweite Linie unter York und Borg heran, während die russischen und preußischen Reserve-Geschwader in der Ebene sich so entwickelten, daß sie mit dem rechten an Blüchers linken Flügel reichten, ihr linker aber den Franzosen beim Dorfe Storrsiedel gegenüber stand. Um jedoch nicht alle Kräfte auf einmal ins Spiel zu bringen, hielt man die russischen Reserven noch auf den Anhöhen außer dem Feuer. — Furchtbarer ertönte auf der ganzen Linie des Geschützes verstärkter Donner, denn Napoleon, der den Besitz der fünf vor ihm liegenden Dörfer als entscheidend betrachtete, brachte 40,000 neue Kämpfer ins Gefecht, so daß ungeachtet York und Borg Blüchers Schaaren auf den eroberten Punkten mächtig unterstützten, diese doch nur mit äußerster Anstrengung erhalten werden konnten. Schon kamen, als der Tag sich neigte, die Franzosen in großen Massen links neben den Dörfern hervor, schon waren die Truppen der Verbündeten von der zweiten Linie (das Umgehen zu verhindern) sehr dünn ausgedehnt worden und schon hatte die erste Linie sich ganz verschossen, als Wittgenstein befahl, das russische Fußvolk unter Prinz Eugen von Würtemberg solle rasch dem gewaltigen Feinde in die Flanke fallen. Allein in eben dem Augenblicke, als dieses kühne Wagstück ausgeführt werden sollte, kam Eugen mit frischen Truppen von Merseburg her dem Prinzen entgegen. Der Kampf fand noch einmal Statt und in der Franzosen dichte Schlachthaufen, aus deren Mitte Feuer sprühte, vermochten der Verbündeten Geschwader nicht einzubrechen. Nun brach die Nacht ein und trennte die Fechtenden. — Die Verbündeten hatten über 1000 Gefangene gemacht und mehrere Kanonen genommen, auch Erdreich gewonnen. Des konnte sich zwar der Feind nicht rühmen, aber seine Ueberlegenheit an Mannszahl war doch groß genug, um folgenden Tages die Schlacht zu erneuern. Noch ein Versuch sollte inzwischen gemacht werden, am dunkeln Abend durch Reiterangriffe entscheidenden Vortheil zu gewinnen. Dazu wurden 9 Schwadronen, welche im achtstündigen Kanonenfeuer bereits auf zwei Drittel ihrer ursprünglichen Stärke geschmolzen, beordert. Allein es hinderte ein Hohlweg, den sie in vollem Jagen durchrennen mußten, die Kraft des Anfalls der tapfern Reiter auf die großen französ. Schlachtmassen, und so ward dann der Rückzug nach Dresden beschlossen. Viele tausend Todte deckten den Wahlplatz und die Franzosen selbst gaben ihren Verlust auf 10,000 Mann im Bombast ihres Siegesberichts an. Herrliche Männer verlor freilich das preußische Heer, den Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und den gelehrten, tapfern Scharnhorst. Ueber den Rückzug der Verbündeten am andern Morgen war vielleicht

iemand mehr erstaunt, als Napoleon selbst; doch benutzte er den glück-
chen Zufall und nannte sich den Sieger von Lützen, gleich als wolle
:, ein zweiter Gustav Adolph, zu Deutschlands Rettung erscheinen!
nter dem Gesichtspuncte der Ehre schrieben sich dagegen die Verbün-
eten, und das mit vollem Rechte, den Sieg zu, denn Napoleon hatte
re Kraft jetzt wie nie vorher kennen gelernt. Sie benannten die Schlacht
ach dem Dorfe Groß-Görschen.

Leisewitz (Johann Anton), ward am 9. Mai 1752 zu Hanno-
er geboren, studirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundschaft-
ichen Umgange daselbst mit Boie, Bürger, Hölty, Miller, Stollberg,
Voß u. a. Im J. 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftsse-
retär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angestellt, 1801 zum
eheimen Justizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil, und
805 zum Präsidenten des Obersanitäts-Collegiums angestellt. In al-
en diesen Aemtern erwarb er sich durch seine, mit der strengsten Recht-
chaffenheit verbundene, und durch die gründlichsten Einsichten geleitete,
eistvolle Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. In den letzten Jahren
eines Lebens beschäftigte ihn die Verbesserung des Armenwesens, wofür
hm der Segen der Nothleidenden und die Verehrung aller Redlichge-
innten zu Theil ward. Wie theuer Leisewitz seinen Mitbürgern war,
avon zeugte seine Leichenbestattung, welcher der größte Theil der Ein-
vohner Braunschweigs beiwohnte. Als Schriftsteller hat sich Leisewitz
urch ein einziges, aber meisterhaftes dramatisches Gedicht, Julius
on Tarent (Leipzig, 1776), einen Ruhm erworben, der vielleicht
erhältnißmäßig keinem einzigen der bisherigen Schauspieldichter zu Theil
eworden ist. Wer dieß Trauerspiel nach seinem wahren Werthe zu
vürdigen weiß, dem muß der Gedanke, daß Leisewitz, ohne eine beson-
ere Veranlassung, wahrscheinlich noch viele dergleichen verfertigt ha-
en würde, mit Schmerz erfüllen. Diese Veranlassung soll, wie man
ür erwiesen hält, folgende gewesen seyn. Der berühmte Schauspieldi-
ector Schröder zu Hamburg hatte bei seiner Uebernahme der dasigen
Theaterdirection einen Preis auf das beste Trauerspiel gesetzt, und einen
Brudermord zum Sujet desselben aufgegeben. Leisewitz bearbeitete sei-
ien Julius von Tarent, und Klinger seine Zwillinge. Letztere
chienen den Preisrichtern den Vorzug zu verdienen und erhielten also
en ausgesetzten Preis. Dieß kränkte Leisewitz dergestalt, daß er ein
Gelübde that, hinführo keine Zeile weiter für das Theater zu schreiben.
Dieß, wie man behauptet, die Ursache, warum er, trotz seines glorrei-
hen Beginnens, die dramatische Carriere nicht weiter verfolgt hat.
Der Ausspruch des großen Publicums berichtigte jedoch bald darauf
ie Meinung jener Preisrichter: die Zwillinge (obgleich an sich ein gleich-
alls sehr verdienstvolles Werk) erhielten eine kalte Aufnahme und ver-
chwanden nach einiger Zeit ganz von den deutschen Bühnen; dahinge-
en Julius von Tarent ein Lieblingsstück des Publicums geworden ist
nd immerfort mit dem größten Interesse gesehen werden wird. Wie
iele dramatische Talente mögen nicht schon bis auf den heutigen Tag
on dem Irrthume der Bühnenvorsteher unterdrückt worden seyn! Au-
ßer Julius von Tarent hat Leisewitz nichts herausgegeben; aber schon
rüher an einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges ge-
rbeitet, wovon jedoch das Manuscript, auf sein ausdrückliches Verlan-
en, noch vor seinem Tode vernichtet worden ist. Pq.

Leiter (elektrischer), s. Körper (elektrische), Elek-
ricität, Elektrisirmaschine und Elektrophor.

Lekain (Henri-Louis), ward am 14. April 1729, also in dem-

selben Jahre geboren, in welchem Baron starb. Bestimmt, dem Vater, der ein Goldschmidt war, in seinem Geschäfte zu folgen, erhielt er eine, diesem Zwecke angemessene, Erziehung. Der Besuch des Theaters brachte ihm frühzeitig eine außerordentliche Liebe für die Schauspielkunst bei, und dieser Liebe folgte bald der Trieb, selbst Schauspieler zu werden. Ehe es ihm jedoch möglich wurde, diesen Plan in Ausübung zu bringen, wollte er sich wenigstens auf Gesellschaftsbühnen diejenige Routine verschaffen, ohne welche kein Anfänger, selbst mit dem hervorragendsten Talente ausgestattet, auf einer wirklichen Bühne Glück machen kann. Bei einer dieser Privatvorstellungen gelang es dem jungen Lekain, vor den Augen eines Kenners ein so seltenes Genie zu entwickeln, daß dieser, wie von einem Wunder in Erstaunen gesetzt, Voltaire'n auf Lekain aufmerksam machte und von diesem, wie von einem Talente redete, das die französische Bühne zu verherrlichen im Stande wäre. Voltaire, der, wie alle wahrhafte Kenner, vor den Liebhabertheatern einen Widerwillen hatte, entschloß sich nur mit Mühe, eine jener Vorstellungen, in welchen Lekain spielte, zu besuchen. Aber, wie erstaunte er, als er durch sich selbst bestätigt fand, was ihm von dem Talente des jungen Mannes vorher gesagt war. Er ließ Lekain zu sich kommen, hörte ihn mehrere Scenen declamiren, war entzückt von ihm und nahm ihn endlich ganz zu sich ins Haus. Hier nun bildete Lekain auf einem eigends dazu erbauten Theater unter Voltaire's Augen ein Talent aus, welches einstens ganz Frankreich, ja, ganz Europa in Verwunderung setzen sollte. Kaum hatte Lekain 6 Monate diesen Unterricht genossen, als ihm im J. 1750, durch Voltaire's Vermittelung, die Erlaubniß zum Debüt auf dem französischen Theater ertheilt wurde. Dieses Debüt fiel nicht vortheilhaft für Lekain aus, besonders bei dem großen Haufen, der von dem Eigentlichen der Kunst keine Begriffe hat, und nur an der physischen Persönlichkeit Antheil nimmt, die allerdings bei Lekain nicht zu den schönsten gehörte. Nichts desto weniger interessirte er die Männer von Geist, Kenntnissen und Geschmack, deren Urtheil auch wiederum auf das Urtheil des Publicums wirkte, so, daß dies endlich Lekain Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Seine Debütrollen (in Frankreich diejenigen Vorstellungen eines Schauspielers, der noch nicht förmlich engagirt ist) dauerten fünf Vierteljahre. Sein Engagement erfolgte endlich nach einer Vorstellung des Oedip, in welchem er so sehr gefallen hatte, daß das Publicum, als er nach der Vorstellung herausgerufen wurde, und mit den Worten: Messieurs, on aura l'honneur, die folgende Vorstellung anzeigen wollte, ihn unterbrach und ihm zuschrie: Dites, nous aurons l'honneur. — Als Lekain Anstand nahm, den Willen des Publicums zu erfüllen, und abermals seine vorigen Worte wiederholen wollte, ward das Publicum noch ungestümer, und nun sagte er denn, wie er sich ausdrückte, aus bloßem Gehorsam gegen das Publikum: Nous aurons l'honneur etc. Und doch erfolgte seine förmliche Aufnahme, durch die Cabalen seiner Cameraden, erst ein ganzes Jahr nachher, erst dann, als er, der fast voll Verzweiflung sein Schicksal entschieden sehen wollte, den Entschluß faßte, vor dem Hofe zu spielen, und den König selbst über seine Aufnahme entscheiden zu lassen. Seine Feinde hohnlächelten, seine Freunde hielten es für ein gewagtes Unternehmen und riethen ihm ab; Lekain allein blieb standhaft. Der Tag der Vorstellung erschien; die Hofdamen brachen bei seinem Auftreten einstimmig in ein Gemurmel über seine Häßlichkeit aus. Lekain, durch das Gewagte der Unternehmung bis zu einer gewaltsamen, gleichsam krampfhaften Steigerung aller seiner Kräfte hinaufgeschroben, entzückte die Versammlung

dergestalt, daß der König, dessen Entscheidung nach der Vorstellung eingeholt wurde, erklärte, er engagire Lekain, denn dieser habe ihn, der nie weine, bis zu Thränen gerührt. Lekain wurde also am 24. Febr. 1752 zum wirklichen Mitgliede des französischen Theaters aufgenommen, und begann von dieser Zeit an ein so unausgesetztes Studium seiner Kunst, daß ihm seitdem der Ruf des tragischsten aller französischen Schauspieler zu Theil geworden ist. Aber außer dem Enthusiasmus, welchen er durch sein unermüdbares Streben nach möglichster Vollkommenheit auch auf seine Cameraden übertrug, und außer dem Eifer, den er auch bei den Trägsten durch sein kräftiges Beispiel erregte, war Lekain nicht minder die erste Ursach einer mechanischen Reform der französischen Bühne, deren Uebelstand von geistvollen Männern schon seit langer Zeit freilich gefühlt und gezeigt worden, aber deren Abstellung dennoch bis dahin noch Niemand gelungen war. Es war nämlich bis auf Lekain die französische Tragödie in der nämlichen Hofkleidung, welche unter Ludwig XIV. üblich gewesen, gespielt worden; so hatten August und Cäsar eine ungeheure Perücke getragen; Cornelia war in schönen weißen Handschuhen und in einem mächtig großen Reifrocke mit der Urne Pompejus des Großen erschienen; ja, Agamemnon hatte sogar, gleichsam eingehüllt in ein ordentliches Faß von Spitzen und in einem Hofkleide, seine Tochter zum Scheiterhaufen geführt; daneben auch vor den umstehenden Damen zierlich seinen Hut abgenommen. Alle diese Lächerlichkeiten schaffte Lekain, nicht ohne heftigen Widerstand zu erfahren, durch Einführung eines verständigen Costums, ab. Nicht minder war er die Veranlassung, daß die Bänke, welche bis dahin mitten auf der Bühne selbst, und zwar an den beiden Seiten derselben, gestanden, und von Leuten aus dem Publicum besetzt gewesen waren, wodurch sich aber, zum Nachtheil des Theater-Effects, die Schauspieler mit dem Publicum vermischt sahen, vom Theater verbannt wurden. Alle diese Reformen, in welchen ihn treulich die Clairon unterstützte, begannen mit Ostern 1759. Ungeachtet aller dieser glänzenden Verdienste, welche Lekain sich theils um die Schauspielkunst selbst, theils um die theatralische Mechanik erworben hatte, entging er dennoch in den letzten Jahren seines Lebens den bittersten Kritiken und Vorwürfen nicht, mit welchen man ihn überhäufte. So ward er beschuldigt nur deshalb so oft Krankheit und Schwäche vorzuschützen, um so wenig als möglich zu spielen, in den Provinzen aber oft zweimal täglich aufzutreten, um seinen Geiz zu befriedigen, und nur die Tragödien von Voltaire zu heben, alle andere Stücke hingegen zu unterdrücken. Wir wollen uns nicht unterfangen, diese Beschuldigungen zu widerlegen oder zu bekräftigen; nur scheint es uns, als ob Lekain wenigstens Veranlassung gegeben habe, ihn nicht immer günstig zu beurtheilen. Das Ende seines Lebens ist nicht minder merkwürdig, wie der ganze Verlauf desselben. Nachdem er in einer Ehe, die er aus Neigung mit einer Schauspielerin geschlossen hatte, nicht glücklich gewesen war, stand er so eben im Begriff, sich mit einer gewissen Madame Benoit zum zweiten Male zu verheirathen, als er, schon seit mehrern Tagen kränklich, auf Veranlassung eben dieser Dame, eine seiner Lieblingsrollen spielte, sich jedoch in derselben dergestalt erschöpfte, daß, nachdem er die Nacht darauf noch obenein in den Armen seiner Geliebten zugebracht hatte, diese doppelte Erschöpfung ihm ein hitziges Fieber zuzog, an welchem er nach einigen Tagen am 8. Febr. 1778 im 49sten Jahre seines Alters starb.

Lemberg (Reuschlemberg; Poln. Lwow), die Hauptstadt im Königreiche Gallizien, in dem davon benannten Kreise, am Flusse

Peltew, ist mit Bergen umgeben, groß und der Sitz des kaiserlichen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen katholischen und armenischen Erzbischoff und einen griechischen Bischoff, welche mit der römischen Kirche vereiniget sind; gleichfalls den obersten Landesrabbiner. Im J. 1790 hatte die Stadt 23,954 christliche und 12,128 jüdische Einwohner; 1808 hatte sich die Anzahl derselben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöstern sind noch 10 vorhanden. Ausser den niedern Lehranstalten befand sich hier auch ein Lyceum, das 1816 zu einer Universität erhoben wurde, doch ohne eine medicinische Facultät. Lemberg ist nach Brody zugleich die wichtigste Handelsstadt in Gallizien. Unter den dortigen Gewerbsanstalten zeichnet sich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Nankins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tischzeug liefert, eine Färberei von echtem türkischen Garn enthält und 429 Menschen ernährt.

Lemierre (Antoine-Marie), Mitglied der französischen Akademie, wurde im J. 1733 zu Paris geboren und starb zu Saint-Germain-en-Laye im July 1793. Nachdem mehrere seiner Gedichte, wie z. B.: Sur la Sincérité (über die Aufrichtigkeit); Sur l'empire de la mode (über die Herrschaft der Mode); Sur le commerce (über den Handel); Sur l'utilité des découvertes faites sous le regne de Louis XV (über die Nützlichkeit der Entdeckungen, welche während der Regierung Ludwigs XV. gemacht worden sind) den Preis der französischen und mehrerer Akademieen in den Provinzen erhalten hatten, verfertigte er folgende Trauerspiele, welche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden: Hypermnestre (1758), Térée (1761), Idoménée (1764), Artaxerce (1766), Guillaume Tell (1769 und von neuem auf die Bühne gebracht 1790), La veuve du Malabar (1770; dies Stück ist unter dem Titel Lanassa von Plümike für das deutsche Theater bearbeitet worden) und Barneveldt (1788). Obgleich diese Stücke im Allgemeinen wenigen Beifall erhielten: so erlebten Hypermnestre und la veuve du Malabar doch eine große Reihe von Vorstellungen. Letzteres Stück, welches bei seiner ersten Erscheinung 1770 beinahe durchgefallen wäre, ward, gänzlich vom Verfasser umgearbeitet, zehn Jahre später mit dem größten Beifall aufgenommen. In der That zeichnen sich diese beiden Stücke durch eine glückliche Versification, durch schöne Einzelnheiten und durch Scenen von der höchsten Wichtigkeit aus, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß der Plan fehlerhaft, die Charaktere ohne hinlängliches Interesse, der Inhalt ohne Wahl und ohne die gehörige Kunst behandelt sind. Um den Werth seiner Diction zu charakterisiren, brauchen wir nur anzuführen, daß die Clairon sich oft darüber zu beklagen pflegte, daß sie genöthigt wäre, Lemierre's Verse zu speien (qu'elle étoit obligée de cracher les vers de Lemierre). Die nämlichen Fehler befinden sich in seinem Gedichte de la peinture (über die Malerei), in welchem man jedoch einige Stellen, wie z. B. l'Invocation au Soleil (der Anruf an die Sonne) und sur la Chimie (über die Chemie), mit Lobe erwähnt, weil sie wirklich von einem poetischen Geiste eingegeben zu seyn scheinen. Andere Stellen in demselben sind dafür von desto schwächerer Wirkung. Auch sein, in sechzehn Gesängen abgefaßtes Gedicht: Des fastes et des usages de l'année (von den Festtagen und den Gebräuchen des Jahrs) hat dieselben Vorzüge und dieselben Mängel. In diesem zeichnet sich besonders die Beschreibung des Mondscheins aus. Uebrigens hat sich Lemierre als braver Sohn und als liebender Gatte bewiesen, so wie er durch seine sanfte und einfache Gemüthsart allen

Intriguen und Cabalen stets abgeneigt gewesen ist. Die einzige Schwäche, welche man ihm mit Recht vorwerfen könnte, war die Eigenliebe, mit welcher er selbst seine eigenen Werke beurtheilte. So pflegte er zu sagen, daß von ihm bis zu Voltaire nur ein Katzensprung (saut de coup) wäre. Als er eines Abends ins Theater trat, wo eine seiner Tragödien aufgeführt werden sollte, sagte er: „Es ist ja alles voll: nur kann ich nicht begreifen, wo die Menschen stecken.“ Von seinem bekannten Verse: Le trident de Neptune est le sceptre du monde (Der Dreizack Neptuns ist das Zepter, welches die Welt regiert), pflegte er zu sagen, er sey der Vers des ganzen Jahrhunderts.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemiehen, ward zwischen den Jahren 1510 — 20 zu Margadant in Graubünden geboren, studirte 1533 zu Ingolstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er nach seiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte sich frühzeitig durch einen lebendigen Kopf und durch nicht gemeine Sprachkenntnisse ausgezeichnet, und kam daher mit einer Menge höchst ehrenvoller Empfehlungsschreiben bei Melanchthon an, der ihn auch in kurzem sehr lieb gewann und ihm in seinem Hause die freundschaftlichste Aufnahme gestattete. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen ertheilte ihm die dortige Universität, wie oft zu geschehen pflegte, ungesucht und unentgeldlich die Magisterwürde. Auch war er so eng mit Melanchton verbunden, daß er diesem, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und auch mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Bei einem so lebhaften Geiste, wie Lemnius ihn hatte, konnte es nicht fehlen, daß dieser, durch einige jüngere Freunde verleitet, sich nach und nach einigen Ausschweifungen überließ, die seine älteren, kaltblütigen Beschützer ihm höher angerechnet zu haben scheinen, als eigentlich billig war. Daher wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Aber, was ihm den größten Schaden that, war seine, 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen. Es mochte ihm nicht geahnet haben, daß ein, seiner Meinung nach, so unschuldiges poetisches Spiel selbst solche Männer von Zorn entflammen und mit Rache beseelen würde, die sich bei weitem größere Invectiven gegen Fürsten und Herren auf Cathedern und Kanzeln erlaubten. Er setzte daher unbedenklich seinen Namen, den Druckort und Verleger auf das Werk und ließ dasselbe öffentlich verkaufen. Ein Exemplar fiel Luthern in die Hände und Lemnius war verloren. Abgerechnet nämlich, daß Lemnius in dem Werke mehrere Wittenberger persiflirt hatte, war der Cardinal-Erzbischoff Albrecht, dessen bitterer Feind Luther war, als ein Beschützer der Gelehrsamkeit gelobt worden. Dieß konnte ihm Luther nicht verzeihen. Lemnius war bereits, dieser Schrift wegen, im Allgemeinen bei der Universität verklagt, aber von Melanchthon, der gerade Rector war, mit einem väterlichen Verweise entlassen worden. Nun aber veranlaßte Luther, welcher mit diesem Ausgange des Prozesses nicht zufrieden war, neue Beschwerden von den Personen, die sich für angegriffen hielten. Er bewirkte, daß Lemnius Stubenarrest erhielt, alle noch vorhandenen Exemplare in Beschlag genommen und der Drucker ins Gefängniß gesetzt wurde, weil er ohne Consens gedruckt hatte. Ja, damit noch nicht zufrieden, wollte man sogar aufgefunden haben, daß Lemnius auch den Landesherrn angegriffen habe, und dieß sollte nämlich durch das Epigramm mit der Ueberschrift: In Midam, geschehen seyn. Jetzt sank allen seinen Freunden, die ihn vorhin in Schutz zu nehmen versprochen hatten, der Muth, und Jedermann rieth ihm, sich durch die Flucht zu retten. Lange widerstand er; end-

lich machte er sich auf den Weg, ward jedoch von Steckbriefen verfolgt, und fand also bei allen seinen Bekannten, auf deren Hülfe er sich verlassen hatte, nicht allein die unfreundlichste Aufnahme, sondern wäre sogar bald von dem Abte des Klosters zu Zinna, obgleich seine Epigramme mehrere Lobgedichte auf denselben enthielten, seinen Verfolgern ausgeliefert worden. Nun ward er nicht allein von Wittenberg förmlich verwiesen, und in dem desfalsigen Urtheile mit den gehässigsten, entehrendsten Farben geschildert; ja sogar für einen Mann ausgegeben, dignus, quem omnes boni oderint et execrentur; sondern Luther predigte sogar noch vor der Relegation in einem wahrhaft unheiligen Eifer gegen Lemnius, und nannte diesen „einen ehrlosen Buben," seine Epigramme „ein recht Erzschand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." Nun wandte sich Lemnius nach Basel in der Schweiz, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, sich darin die allergröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerar schrieb hiergegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (Elegias hodoiporikas), welche unter dessen seltenste Schriften gehört. Hierauf gab Lemnius seine Apologie heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltener ist jedoch eine, unter dem Namen Lutius Pisaeus Juvenalis erschienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Gräuel des wollüstigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte desselben der Wahrheit, oder wie viel dem Hasse des gereitzten Lemnius zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art von Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen, nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen *) Im J. 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden, als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehrere poetische Schriften, unter andern eine Uebersetzung der Odyssee heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete. Endlich ward er von einer Pest, welche in Chur wüthete, am 24. Nov. 1550 weggerafft. Pq.

Lemnos (jetzt **Stalimene**), eine bekannte Insel im Archipelagus (dem ägäischen Meere), auf welcher sich ehemals ein feuerspeiender Berg, Meschila, befand, den man für Vulkans Werkstätte hielt. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Insel gehörte auch die Terra Lemnia oder Siegelerde, welche schon seit den ältesten Zeiten für ein sicheres Gegengift gehalten, und als solches von den Priestern Vulkans unter einer feierlichen Prozession ausgegraben und jedes Stück davon

*) Da diese Monachopornomachia mit Kotzebue's Bahrt mit der eisernen Stirn nicht allein die äußere Veranlassung, sondern auch die innere Einrichtung, überhaupt den ganzen Geist gemein hat; ist da nicht zu vermuthen, daß Kotzebue die Idee zu seinem Pasquill der Monachopornomachie des Lemnius zu verdanken habe?

mit einem Siegel bezeichnet wurde, so wie es auch noch jetzt von den griechischen Priestern geschieht. Die erwähnte Heilkraft dieser Erde ist in neuern Zeiten sehr in Zweifel gezogen worden.

Lemures (Maniae Larvae) waren die Seelen der Verstorbenen, und zwar diejenigen, welche man für schädlich hielt. Sie erschienen in der Nacht, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der schwarzen gegeben wurde. Um sie aus dem Hause zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai's ein besonderes Fest, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) heißt. Die Ceremonien bei diesem Feste waren folgende: Um Mitternacht, wenn alles schlief, stand der Hausherr auf und ging barfuß, leise und stillschweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben so stillschweigend schlug, wehrte er die Schatten zurück. Am Brunnen wusch er sich die Hände, ging wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf solche, ohne sich umzusehen, neunmal über den Kopf hinter sich, indem er jedesmal dabei die Worte aussprach: Haec ego mitto; his Fabis me meosque redimo (dies sey für euch; mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen zurück). Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exite, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun sah er sich um, und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon von) wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Ihre Mutter wollte eine Betschwester aus ihr machen; von ihrem Vater hingegen erbte sie die Liebe zu den Vergnügungen, und diesem folgte sie daher mehr als ihrer Mutter. Beide aber verlor sie bereits im 15ten Jahre. Schon in so früher Jugend ihrem Schicksale überlassen, bildete sie sich durch sich selbst, und entwickelte ihren Geist durch das Studium der Werke Montaigne's und Charron's, denen sie schon vom 10ten Jahre an Geschmack abgewonnen hatte. Schon damals ward sie in Paris ihres Witzes und Scharfsinns wegen berühmt. Als sie einstens gefährlich krank war und viele ihrer Bekannten um sich versammelt sah, die sie beklagten, daß sie so früh sterben sollte; sagte sie: „Warum beklagt ihr mich? Hinterlasse ich denn in euch nicht auch Sterbende?“ Eifrig bemühete sie sich von nun an, ihren Geist auszubilden und ihre Talente zu vervollkommnen; sie war musikalisch, spielte das Clavier und mehrere andere Instrumente meisterhaft, sang mit Geschmack und tanzte mit großer Annehmlichkeit. Sie pflegte zu sagen, Schönheit ohne Grazie sey eine Fischangel ohne Lockspeise. Mit solchen Vollkommenheiten ausgestattet, war es ganz natürlich, daß sie weder an Liebhabern noch an Ehelustigen Mangel hatte. Doch widersetzte sich ihre Liebe zur Unabhängigkeit der ernsteren Verbindung; wahrscheinlich zog sie hiebei die Freiheit in der Liebe dem Zwange vor, den der Ehestand auferlegte. Um gänzlich ungebunden zu seyn, that sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von diesen mit Sparsamkeit und doch mit Anstand; ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich, und die Einkünfte eines Jahres lagen stets bereit, um damit ihre Freunde in unvorhergesehenen Fällen unterstützen zu können. Der Lebensplan, den sie sich entworfen hatte, war einzig; ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte sie jedoch denen, die ihr gefallen würden, sich hingeben und so lange angehören, als die Liebe zu ihnen dauern dürfte. Unbeständig in der Liebe, aber treu in der Freundschaft, gewissenhaft in

allem, was Redlichkeit betraf, von stets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig junge Leute zu bilden, aber auch, sie zu verführen, geistreich, ohne mit ihrem Geiste Parade zu machen, schön bis in das höchste Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte sie mit einer Würde, als wenn sie diese Tugend selbst wäre. Niemals nahm sie Geschenke zum Lohne ihrer Gunstbezeigungen an; in diesen schien sie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geistige zu beachten. So gab sich ihr Geschmack stets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rausche hin, ohne daß sie sich darum bekümmerte, ob der Gegenstand desselben ihrer werth sey, oder nicht. Sie dachte wie Epicur und handelte wie Lais. Nach und nach alle berühmten und ausgezeichneten Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit und durchaus keine Eitelkeit Antheil an ihren Liebesbezeigungen habe. Das erfuhr besonders La Châtre auf eine auffallende Weise. Er sollte zur Armee abreisen und war taub gegen alle Eidschwüre, die Ninon that, um ihn ihrer Treue zu versichern. Nun schrieb sie ihm ein Billet, in welchem sie ihr Ehrenwort gab, daß sie während seiner Abwesenheit nur ihn allein lieben wolle. Aber kaum hatte La Châtre den Rücken gewandt, als sie auch schon in den Armen eines neuen Geliebten lag, und ausrief: „Nun, das muß ich sagen, La Châtre hat doch ein herrliches Billet von mir in Händen!" Der Großprior von Vendôme, den sie nicht erhören wollte, machte, über ihre Weigerung erbittert, folgende Verse auf sie: Indigne de mes feux, indigne de mes larmes, je renonce sans peine à tes foibles appas: mon amour te prêtoit des charmes, ingrate que tu n'avois pas (die du meiner Thränen und meiner Liebe unwerth bist, ohne Mühe entsage ich deinen schwachen Reizen; meine Liebe lieh dir Annehmlichkeiten, die du nicht hattest.) Ninon antwortete darauf: Insensible à tes feux, insensible à tes larmes, je te vois renoncer à mes foibles appas; mais si l'amour prête des charmes, pourquoi n'en empruntois-tu pas (gefühllos gegen deine Liebe, gefühllos gegen deine Thränen, sehe ich dich meinen schwachen Reizen entsagen; aber wenn die Liebe Annehmlichkeiten leiht, warum borgtest du keine)? Ungeachtet des Rufs der Unbeständigkeit und Galanterie, den Ninon hatte, bemühten dennoch die liebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die Frauen von La Fayette, von La Sablière und von Maintenon anführen. Erstere verglich sie mit einem reichen, gesegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete sie, sie sey ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie sie sich auszudrücken pflegte, eine Betschwester aus ihr machen, und sich von ihr zu Versailles die Langeweile, welche die Vornehmheit und die Jahre machen, vertreiben lassen. Vergebens versuchten es ehrwürdige Beichtherren, sie in den Schooß der Kirche zurückzuführen: sie lachte nur darüber. Einstens sagte sie zu Fontenelle: „Sie wissen, welchen Handel ich hätte mit meinem Leibe treiben können; und doch könnte ich meine Seele jetzt noch vortheilhafter verkaufen." Ihr Haus war der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremont bei seinen Gedichten, Molière bei seinen Komödien, Fontenelle bei seinen Gesprächen und La Rochefoucault bei seinen Maximen zu Rathe. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, stattete sie der Ninon einen Besuch ab. Wenn sich gleich Ninons geistige Reize bis in das höchste Alter erhielten: so war ihre körperliche Schönheit jedoch sehr der Vergänglichkeit unterworfen. Denn Voltaire, der sie in ihrem Alter sah,

agt von ihr, sie sey ein altes runzliches Mütterchen, dürr und sogar, vie eine Mumie, mit Knochen, die von einer schwarzgelben Haut überogen gewesen. Sie selbst beklagte sich über die Verwüstungen, die die Schönheit von dem Alter erleiden muß und pflegte zu sagen, sie würde, venn man sie bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, die Runzeln dahin verfügt haben, wo Achilles verwundbar gewesen. Dagegen sagt Saint-Evremont von ihr, sie habe selbst in den spätsten Jahren keine von den abschreckenden Unannehmlichkeiten gezeigt, welche sonst gewöhnlich mit dem weiblichen Alter verbunden zu seyn pflegen. So soll sie alle ihre Zähne und das Feuer ihrer Augen behalten haben. Bei ihrem Tode, der am 17. Oct. 1706 erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie vorausgesagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden sollte. Rousseau, er sie jedoch nur vom Hörensagen kannte, entwirft ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt, wie er meint, an ihrer Rechtschaffenheit zweifeln zu müssen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt gewesen y. Würde Rousseau nicht anders von ihr geurtheilt haben, wenn m begegnet wäre, was sich zwischen ihr und Gourville ereignete? Dieser vertrauete einstens bei einer langen Reise der Ninon eine Summe on 10,000 Thalern an, und übergab zu gleicher Zeit eine ähnliche Summe einem seiner Freunde, der ein Geistlicher war. Dieser läugte bei Gourville's Rückkehr das Geld ab; Ninon hingegen gestand var, daß sie ihn nicht mehr liebe, gab ihm jedoch die 10,000 Thaler urück. Diese berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshänel; einer ihrer Söhne, mit Namen La Boissière, starb im J. 1732 Toulon als Marineminister und zeichnete sich dadurch aus, daß er n leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war, ohne eine Note zu kenn. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwijen einem Officier und einem Geistlichen über die Vaterschaft erhob. a die Sache zweifelhaft war, so ließ man das Loos entscheiden, und r Officier ward Vater zu dem Kinde. Ninon's zweiter Sohn starb nes sehr tragischen Todes. Er hatte sich in seine eigene Mutter verbt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung s Geheimnisses erstach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche reigniß hat Le Sage in seinem Gil-Blas benutzt und es mit einigen mischen Zügen ausgestattet. Man schlug der Königin vor, sie im loster der reuigen Jungfrauen (aux Filles-Repenties) aufnehmen zu ssen: sie wies die Bitte von der Hand, indem sie sagte, Ninon sey der das eine, noch das andere. Uebrigens gestand Ninon selbst, sie nicht glücklich, und pflegte öfter zu sagen, sie würde, wenn sie ih- Lebenslauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als h einer solcher Bestimmung hingegeben haben. Man hat Briefe n ihr, deren Aechtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine chrift, La coquette vengée (die gerächte Coquette). Die Briefe hielt an deshalb für untergeschoben, weil der Inhalt und die Darstellung denselben zu gesucht, zu kostbar und zu ernst erscheint; dahingegen inon's Art zu schreiben, selbst über Gegenstände der Moral, ungensteIt, leicht und selbst launig war. Zum Beweise können einige ih- Briefe dienen, welche in Saint-Evremont's Werken abgedruckt d. Ihr Leben ist zweimal beschrieben, einmal, 1751, in einem uodezbändchen von Bret, und dann vor jenen Briefen von Damours, lche 1764 in zwei Duodezbändchen erschienen sind.

Lenhard, D. Jos., Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Erdung, Empfehlung und Verbreitung eines sogenannten Gesundheits-

trankes für Schwangere. Er trat damit zuerst in seiner Schrift: Arzneien ohne Maske (Quedlinburg 1787) auf, und versprach allen Schwangern von dem Gebrauche desselben nichts weniger, als daß er sie nicht nur in ihrer Schwangerschaft gesund erhalten, sondern auch die Entbindung auf eine bewunderungswürdige Weise erleichtern, und sie in dem Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten sichern solle. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Posaunenton unerhörte Versprechungen thun? Manche Schwangere, besonders die in vorherigen Fällen diese Periode mit Beschwerden überstanden hatten, andere, welche, noch Neulinge, mit Angst dem entscheidenden Tage entgegen sahen, erwarteten mit froher Zuversicht Befreiung von allen Beschwerden, von allen Schmerzen. Vergebens stellten mehrere Aerzte das Unwürdige in der Arkanumshändlerei, zumal für einen Arzt dar, welcher selbst wissen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beschwerden geben kann, welche von so verschiedenen Ursachen herrühren, welche zum Theil unvermeidlich sind. Vergebens bewiesen sie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut gepriesen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte, daß aber diese Wirkungen, wo sie passend und heilsam wären, durch zweckmäßige Medicamente von den Aerzten, den Umständen viel angemessener, verordnet werden könnten, daß im Gegentheil diese Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde sehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Untersuchung des theuern Wundertranks derselbe bloß in einer Auflösung von Bittersalz und Glaubersalz mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, bestände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, seinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publicum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer priesen noch zur schuldigen Danksagung das Lob des Wundertrankes in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank genesen war, glaubte sich verpflichtet, dieser wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob die Vernunft allmählich ihre Rechte behauptete, oder was glaublicher ist, der Reiz der Neuheit sich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete doch der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertrank weniger gehört, als vorher. Der Erfinder selbst ist am 27. April 1811 gestorben.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen zu Rom, nach Andern in Toskana geboren. Von seinen Jugendjahren ist nichts Gewisses bekannt. Die Päpste Cölestinus I. und Sixtus III. bedienten sich seiner bei wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, selbst da schon, wie er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Papst im J. 440 gestorben war, ward Leo im Sept. desselben Jahrs von der Geistlichkeit Roms auf den heiligen Stuhl gesetzt, und ganz Rom billigte diese Wahl. Aber schon der Anfang seiner Regierung zeichnete sich durch eine unduldsame, ja selbst unpolitische Handlung aus: er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die sich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen, und überlieferte sie, wenn sie hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung. Derselben Waffen bediente er sich gegen die Secte der Pelagier, Priscillianisten und Eutychäer, deren Ueberreste er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiser Martian 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten gesandt hatte, welche daselbst den Vorsitz füh-

en mußten, verwüstete Attila das abendländische Kaiserthum und ging
uf Rom zu, um es in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kai-
er Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Gesandten an je-
en furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden
nit demselben zu unterhandeln. Leo redete mit solchem Adel, solcher
Sanftmuth und solcher Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß sein
vilder Charakter dadurch gezähmt und zur Güte umgestimmt wurde:
Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila
interlassen hatte, das führte Genserich aus: dieser überfiel Rom im
J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der schrecklichsten Plünde-
rung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, bestand darin, daß
kein Mord begangen, nichts in Brand gesteckt wurde, und daß die
drei vornehmsten Kirchen in Rom, welche von Constantin die kostbar-
ten Geschenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo ist übrigens
der erste Papst, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden
ist, welche in Briefen und Predigten bestehen. Einige Gelehrte schrei-
ben ihm noch folgende Werke zu: Von der Berufung der Heiden und
die Epistel an Demetriades. Leo's Werke zeichnen sich durch einen ge-
bildeten, ja oft selbst gesuchten Styl aus: der Periodenbau hat eine
gewisse abgemessene Rhythmik, die überrascht, ohne mißfällig zu wer-
den. Uebrigens wimmeln sie von nicht übel gewählten Beiwörtern und
sehr glücklichen Antithesen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's
Werken veranstaltet, eine zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine
andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Foliobän-
den und eine vierte zu Venedig in eben so viel Bänden. Der Pater
Maimburg hat das Leben dieses Papstes in einem Quartbande oder in
zwei Duodezbänden geschrieben.

Leo X. (Johann von Medici), Sohn des Lorenz von Medici und
der Clarissa des Ursins; wurde schon im vierzehnten Jahre von Inno-
cenz VIII. zum Cardinal und in der Folge von Julius II. zum Lega-
ten erwählt. In der Schlacht von Ravenna, welche die Franzosen im
J. 1512 gewannen, gerieth er in Gefangenschaft, wußte den Soldaten
jedoch mit solcher Hoheit und Beredsamkeit zuzureden, daß sie demü-
thig um Verzeihung baten, ihn gefangen genommen zu haben. Bei
dem Tode Julius II. wußte er sich der Launen der jungen und der
Leichtgläubigkeit der alten Cardinäle so geschickt zu bedienen, daß er
am 5. März 1513 zum Papst ernannt wurde. Am 10. April, an
demselben Tage, an welchem er ein Jahr zuvor zum Gefangenen ge-
macht worden war, hielt er, und zwar auf demselben Pferde, seinen
feierlichen Einzug in Rom. Dieser Papst hatte die glänzendste Erzie-
hung genossen: er hatte die geschicktesten Männer zu Lehrern gehabt.
Seine Familie, die gleichsam ein Zufluchtsort der schönen Künste war,
hatte den Rest der Gelehrsamkeit, welche von den türkischen Barbaren
aus Constantinopel verbannt wurde, in ihrem Schooße aufgenommen.
Ihr zu Ehren ward jenes Jahrhundert das Jahrhundert der Medici
genannt. In dieser Familie zeichnete sich aber Leo X. ganz insbeson-
dere aus: er vereinigte mit dem feinsten Geschmacke die ausgesuchteste
Pracht. Sein Einzug in Rom war mit einem wahrhaft wunderbaren
Glanze umgeben, und seine Krönung allein kostete 100,000 Thaler. Er
theilte seine Zeit unter Vergnügen, Literatur und öffentliche Geschäfte,
und lebte mit einem morgenländischen Luxus. Seine Tafel war kost-
bar, sowohl in der Wahl der Gerichte, als durch die Würze seiner
Unterhaltung. Aber mitten unter den Vergnügungen, welchen er sich
überließ, vergaß er das Interesse des päpstlichen Stuhls keineswegs.

Er legte die Streitigkeiten bei, welche Julius II. mit Ludwig XII. gehabt hatte und beendigte das lateranische Concilium. Seine Secretäre wählte er aus den gebildetsten, geistreichsten Köpfen Italiens, und der barbarische Kanzleistyl der damaligen Zeit mußte der einschmeichelnden und feurigen Beredsamkeit der Cardinäle Bembo und Sadolet Platz machen. Er ließ die Bibliotheken durchsuchen, entdeckte alte Manuscripte und veranstaltete correcte Ausgaben des Alterthums. Besonders schätzte er die Dichtkunst und machte selbst sehr gefällige Gedichte. Aller dieser Vorzüge unerachtet entspann sich dennoch eine Verschwörung gegen sein Leben. Die Cardinäle Petruci und Sauli, welche darüber erzürnt waren, daß er einem Neffen Julius des II. das Herzogthum Urbino entrissen hatte, bestachen einen Chirurgus, der dem Papste ein geheimes Geschwür zu verbinden pflegte. Zugleich sollte Leo's Tod das Signal zu einer Verschwörung in mehrern Städten des Kirchenstaats werden. Die Verschwörung ward entdeckt und sie kostete mehr als einem Schuldigen das Leben. Die beiden Cardinäle wurden auf die Folter gebracht und zum Tode verurtheilt. Petruci ward im Gefängniße gehangen; Sauli hingegen erkaufte sich das Leben durch seine Schätze. Leo, welcher wünschte, daß das Publicum den schimpflichen Tod eines Cardinals vergessen möchte, wählte dafür ein und dreißig neue. Seit einiger Zeit war er auf die Ausführung jener großen Projecte bedacht: er wollte alle Völker der Christenheit gegen die Türken, die unter Selim II. furchtbarer als je gewesen waren, bewaffnen und die Peterskirche, dieses herrlichste der neuen Denkmäler der ehemaligen Hauptstadt der Welt, deren Bau bereits von Julius II. angefangen war, beendigen. Zur Kostenbestreitung dieser beiden großen Pläne, ließ er 1518 in der ganzen Christenheit Ablaßbriefe ausschreiben. Nun erhob sich zwischen den Dominicanern und Augustinern ein heftiger Streit. Letztere waren bisher im Besitze des Vorrechts der Ablaßpredigten gewesen: da man ihnen aber dießmal die Dominicaner vorgezogen hatte; wiegelten sie (so erzählen nämlich die Katholiken) einen ihrer Mitmönche, Martin Luther auf, welcher sich nun gegen die Dominicaner auflehnte, die Reformation bewirkte und durch Rede und Schrift der römischen Kirche ganze Völkerschaften abwendig machte. Leo X. versuchte vergebens, den Ketzer durch Sanftmuth in den Schooß der Kirche zurückzuführen; dann sprach er durch zwei auf einander folgende Bullen am 15. Juni 1520 und am 5. Jan. 1521 den Bann über ihn aus. Nun brach fast in ganz Europa der Krieg aus. Da Franz I. und Carl V. zu gleicher Zeit die Allianz des Papstes suchten, so schwankte er in seinem Entschlusse und schloß am Ende fast zu gleicher Zeit mit beiden einen Tractat ab: 1520 mit Franz I., welcher Neapel abtreten, dagegen aber Gaeta behalten wollte, und 1521 mit Carl V., um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, Mailand an Franz Sforza zu geben, aber vorzüglich, um Ferrara, welches durchaus dem Hause Este genommen werden sollte, dem Kirchenstaate einzuverleiben. Man behauptet, das Unglück, welches Frankreich in diesem Kriege erlitten, habe ihm so viele Freude verursacht, daß er darüber von einem Fieber befallen, am 1. Dec. 1521 im vier und vierzigsten Jahre seines Alters starb. Er soll, wie man sagt, ohne Beichte und Absolution gestorben seyn, und sogar den Willen gehabt haben, so zu sterben. Man verfertigte daher folgende Grabschrift auf ihn: Sacra sub extrema si forte requiritis hora cur Leo non potuit sumere? Vendiderat (ihr fragt, warum Leo in seiner letzten Stunde die Sacramente nicht empfangen konnte? Er hatte sie verkauft). Einige Geschichtschreiber schrieben sei-

:en Tod einem geheimen Umstande zu und behaupteten, er sey vergif-
et worden. Leo hatte sich durchaus nicht über Frankreich zu beklagen:
m Gegentheile erhielt er von Franz I., was ihm kein einziger seiner
Vorgänger zugestanden hatte, die gänzliche Aufhebung der pragmati-
chen Sanction. Und dieß war die Folge einer Unterredung, welche
eide im J. 1515 zu Boulogne hatten, und in welcher Leo sich Fran-
ens so sehr zu bemeistern wußte, daß dieser alles that, was Leo woll-
e. Dieser nur zu sehr gerühmte Papst war ein liebenswürdiger Mann,
in Beschützer der Wissenschaften, aber ein sehr schlechtes Oberhaupt
er römischen Kirche, welcher er durch seine Prachtliebe, so wie durch
eine nichtigen Vergnügungen ausnehmend schadete. Jung und uner-
ahren, wie er war, vernachläßigte er das Interesse des heiligen Stuhls,
uf welchem nur ein leidenschaftsloser Greis, der in den Geschäften
nd in der Menschenkenntniß ergraut ist und kein anderes Vergnügen,
ls die Ausübung seiner Pflicht kennt, sitzen muß. So sittenlos ihn die
Protestanten zu schildern pflegen; so sehr wird er von katholischen Schrift-
tellern gerechtfertigt: allgemein aber wird angenommen, daß er bis zur
Besteigung des heil. Stuhls ein sehr enthaltsames Leben geführt habe.
Doch werfen ihm auch die Katholiken vor, er habe die schönen Gei-
ter seiner Zeit mehr geschätzt, als Theologen und Religionslehrer.
Besonders begünstigte er die Dichter, mit welchen er sich von seinen
Amtsgeschäften zu erholen, und seine päpstliche Würde nicht selten hint-
anzusetzen pflegte. Besonders lebte er mit dem Dichter Querno, den
r sehr liebte, auf einem freundschaftlichen Fuße. Jedes Gericht, was
dieser von der päpstlichen Tafel zu erhalten pflegte, war er genöthigt,
mit einem Distichon zu bezahlen. Von literarischen oder poetischen Ar-
beiten hat Leo nichts hinterlassen, als ein lateinisches Gedicht, welches
r während seines Cardinalats auf eine neuentdeckte Statüe der Cleo-
patra verfertigt hatte. Der Engländer Wilhelm Roscoe hat eine Ge-
schichte Leo's X. in vier Quartbänden (London 1805) geschrieben, wel-
che 1808 von Henry ins Französische übersetzt worden ist.

Leo (Leonardo), zuletzt Capellmeister am Conservatorio St. Onof-
rio und Privat-Componist bei der königlichen Capelle zu Neapel, wurde
1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er
unter Scarlatti studirt hat. Ihm, Pergolesi und einigen andern Com-
ponisten seiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitanische Schule über
ganz Europa verbreitet zu haben. Unter seinen Schülern zeichnen sich
insbesondere Piccini, Traetta und andere aus. Er übertraf alle seine
Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Composition bis zu
einem gleich vollendeten Grade in sich vereinigte, für einen der größ-
ten Meister gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Gleich
stark und wirksam in Instrumental-, wie in Vocal-Musik, gelang
ihm das Große und Schreckliche, wie er im entgegengesetzten Falle auch
das Sanfte und Zarte auszudrücken wußte. Seine Arie: Misero par-
goletto, im Demofoonte des Metastasio, wird, so lange Musik vor-
handen ist, für ein Muster von Gesang und Ausdruck gehalten wer-
den. Noch hat es kein Componist in künstlichen Accompagnements,
durch welche physische Gegenstände, wie z. B. das Rauschen des Was-
sers, oder einer andern solchen Naturerscheinung ausgedrückt werden
sollen, so weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, solche Gegenstände
zu malen, so wenig gegen den eigentlichen Zweck der Musik verstoßen,
wie Leo. Die Art des Gesangs, welche solche Begleitungen zuläßt,
wird Aria d'ostinazione genannt, dergleichen die berühmte Arie: Om-
bra diletta del caro sposo, das Aposto Zeno, ist. Der Zweck des Com-

ponisten hierbei war, Erstaunen und Bestürzung zugleich zu erregen. Dieß verstand Leo auf eine unnachahmliche Weise. Alle Werke dieses großen Componisten sind voll Stücke, die Bewunderung verdienen. Auch gelten sie sämmtlich für Meisterstücke, die von den italienischen Tonkünstlern mit Ehrfurcht und Erstaunen studirt werden. Ungeachtet Leo besonders für das Leidenschaftliche und Erhabene geschaffen war; so gelang ihm dennoch das Naive und Scherzhafte nicht minder vortrefflich. Unter diesen Arbeiten wird insbesondere seine komische Oper: Il Cioè (das heißt), genannt, welches eine höchst geniale Composition ist. Der Inhalt dieser Oper ist ein Mensch, der die Gewohnheit, zu jedem Worte „das heißt" hinzuzusetzen, und der in der Meinung, Alles recht deutlich zu machen, nichtsdestoweniger jedermann vollkommen unverständlich bleibt. Leo ist übrigens der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondo's bedient hat. Nach Piccini starb er 1743 im zwei und vierzigsten, und nach Burney 1742 im fünf und funfzigsten Jahre am Schlagflusse oder an einem ungeschickt behandelten Nackengeschwür. Seine vorzüglichsten Opern-Compositionen heißen: Sophonisba, 1718 (nach Burney seine erste Oper); Artaserse; Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte (worin, wie schon oben erwähnt, die Arie: Misero pargoletto, für ein Meisterstück gehalten wird); Cajo Gracco 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la Clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; la Contessa dell'amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena und la Morte d'Abele. Unter seinen Kirchenstücken zeichnen sich besonders aus: Ave Maria und ein Miserere. Letzteres ist zu Berlin und 1781 im Pantheon zu London von vierzig Sängern unter Ansani's Anführung, zur Bewunderung der Kenner aufgeführt worden. Dieses Miserere zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das innerste Herz ergreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und contrapunctualische Arbeit und zugleich auch durch Adel und Klarheit der Schreibart vor allen ähnlichen Arbeiten zu seinem ewigen Ruhme aus, und es wäre allerdings interessant, doch für unsern Raum nicht zweckmäßig, zwischen diesem und dem Mozartschen Miserere eine Parallele zu ziehen. Noch ist hier anzumerken, daß Leo eine große Aufmerksamkeit auf die Ausführung seiner Werke verwandte. So erzählt man, er habe mit den Proben seines großen Misereres, welches in der heiligen Messe aufgeführt werden sollte, schon Aschermittwoch angefangen und damit bis zum Tage der eigentlichen Aufführung täglich fortgefahren.

Leoben (**Leuben**), Stadt in Obersteiermark an der Murr, im Brucker Kreise, enthält 280 Häuser, besitzt einen wichtigen Eisenhandel und eine Salzlegstätte, und ist der Sitz eines von Joseph II. errichteten Bisthums. Am 18. April 1797 ward daselbst durch den französischen General Bonaparte und die österreichischen Feldherrn von Meerfeld und Bellegarde die bekannte Convention zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen. In der Nähe ist ein wichtiges Steinkohlenwerk am Münzenberge.

Leonidas, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Cleomenes und Cleombrutus, so wie Nachfolger des erstern, war einer der berühmtesten Könige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland einzudringen suchte, bekam Leonidas von die vereinten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopylä gegen die Perser zu vertheidigen. Ob er

leich sein Schicksal voraussehen mußte; so unterwarf er sich jedoch der
Ausführung dieses Auftrags und wählte sich dreihundert der tapfersten
und muthigsten Spartaner zu Gehülfen aus. Er verweigerte eine grös-
ere Anzahl, indem er sagte, dreihundert Spartaner wären genug, um
sich zu diesem Endzwecke dem Tode zu weihen: denn selbst eine größere
Armee werde verloren seyn, weil sicher keiner von ihnen, die Flucht
u ergreifen, feig genug wäre. Nachdem sie alle durch öffentliche Lei-
henspiele ihr Leichenbegängniß gefeiert und sich so dem Tode geweihet
hatten, beschleunigte Leonidas seinen Marsch nach Thermopylä, wo er
noch in kurzem von den meisten griechischen Staaten bis auf sieben tau-
end verstärkt wurde. Das übrige griechische Heer sollte dem Leonidas
olgen. Da man jedoch den Feind noch weit von Thermopylä entfernt
laubte: so ließen sich die Lacedämonier durch ein Fest, die übrigen
Griechen aber durch die Anstalten zu den olympischen Spielen abhal-
en. Nichts desto weniger sah Leonidas bald nach seiner Ankunft bei
Thermopylä das persische Heer die Ebene überdecken. Man berath-
chlagte, was zu thun sey, und die meisten Anführer riethen, sich nach
er Erdenge, welche die Spartaner bereits im Rücken hatten, zurück-
uziehen. Aber Leonidas verwarf diesen Entschluß, und man schickte
daher bloß Eilboten ab, um die Hülfe der verbundenen Städte zu be-
chleunigen. Nun erschien ein persischer Reiter, um Kundschaft von
dem Feinde einzuziehen. Vor der Mauer, welche Leonidas unten in
er Ebene hatte aufführen lassen, standen gerade jetzt als Vorposten
ie Spartaner, welche theils sich im Ringen übten, theils ihr Haar
ämmten und schmückten, ohne sich um den Reiter zu bekümmern.
Da dieser nur die dreihundert Spartaner sah, weil die Mauer ihm
en übrigen Theil der Armee verdeckte; so stattete er dem Xerxes auch
nur Bericht von dieser kleinen Anzahl ab, der, ganz erstaunt darüber,
noch einige Tage den Angriff aufschob, weil er hoffte, daß sich der
Feind schon von selbst ergeben würde. Am fünften Tage schrieb er dem
Leonidas: „Willst du dich unterwerfen; so gebe ich dir die Herr-
chaft über Griechenland.“ Leonidas antwortete: „Lieber sterbe ich für
mein Vaterland, als daß ich es unterjoche.“ Ein zweites Schreiben
es Königs enthielt nur die Worte: „Gieb mir deine Waffen!“ Leo-
nidas schrieb darunter: „Hole sie.“ Nun ließ Xerxes seine Truppen
vorrücken, die wüthend auf die Spartaner einstürzten. Diese, Mann
an Mann, dicht geschlossen und mit großen Schildern bedeckt, streck-
en gleichsam einen starrenden Wald langer Lanzen vor sich hin. Das
Gefecht wird mörderisch, da die Tapferkeit vielleicht an beiden Seiten
gleich groß war. Aber die Griechen hatten den Vortheil der Stellung
und der Waffen für sich. Die Lanzen der Perser waren zu kurz und
hre Schilder zu klein. Die Griechen siegten also und Xerxes fuhr
mehr als einmal von seinem Thronsessel auf, von dem er die Schlacht
mit ansah, weil er für sein ganzes Heer fürchtete. Am folgenden Tage
gelang es den Persern eben so wenig, durch den Paß zu dringen. Von
Unruhe und Schande gequält, würde Xerxes vielleicht sein Vorhaben
ganz aufgegeben haben, wenn nicht ein treuloser Einwohner der Ge-
gend, Namens Ephialtes, den Persern den Fußsteig über die Gebirge
entdeckt hätte. Sogleich schickte Xerxes das Corps der Unsterblichen
dahin ab, und Ephialtes diente zum Wegweiser. Die Phocier, welche
diesen Fußsteig besetzt hielten, flohen nach einem geringen Widerstande
und die Perser überstiegen glücklich die Gebirge und kamen so dem
ganzen griechischen Heere, welches Leonidas befehligte, in den Rücken.
Als Leonidas von diesem unglücklichen Ereignisse Nachricht erhalten

hatte, versammelten sich die Anführer der Griechen: einige wollten bleiben, andere Thermopylä verlassen. Leonidas war unter den erstern, indem er hinzufügte, wiewohl er und seine Spartaner nicht fliehen dürften, so würde er es den übrigen recht gern erlauben, sich zurückzuziehen und sich für bessere Zeiten aufzusparen. Alle verließen also den Paß, die Thespier und Thebaner ausgenommen, welche sich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun sann Leonidas auf nichts Geringers, als in Xerxes Lager einzudringen, diesen niederzustoßen und dann, wenn es Noth thäte, zu sterben. Mitten in der Nacht rückten nun die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem engen Passe in die Ebene, warfen die persischen Vorposten über den Haufen, drangen in das Lager, in das Gezelt des Königs, und würden diesen niedergestoßen haben, wenn er nicht bereits die Flucht genommen hätte. Nichts destoweniger erfüllten die Griechen alles mit Schrecken, Blut und Morden. Schon glaubten die Perser: das Corps der Unsterblichen sey vernichtet und die ganze griechische Armee in ihrem Lager, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Anzahl der Sieger zeigte. Nun wurden die Griechen angefallen, und Leonidas sank unter einem Hagel von Pfeilen todt zu Boden. Die Griechen zogen sich nun zurück und vertheidigten noch einige Zeit den Paß gegen die nachrückenden Perser. Einige Thebaner sollen sich diesen noch zuletzt ergeben haben; die Thespier hingegen theilten ganz das Schicksal der Spartaner: das heißt, sie fielen sämmtlich unter dem Mordgewehre der Perser. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Persern gemißhandelt: Xerxes ließ seinen Kopf auf eine Stange stecken und den Rumpf an den Galgen henken. Vierzig Jahre nachher wurden seine Gebeine nach Lacedämon gebracht und in ein nahes beim Theater aufgeführtes Grab versenkt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Namen der dreihundert Spartaner, welche mit ihm gefallen waren, auf einer Säule eingegraben. — **Leonidas**, ein anderer König der Spartaner, des Kleonymus Sohn, lebte zu der Zeit der ersten Nachfolger Alexanders und war Mitkönig des Agis, welchen letztern er zu verderben suchte, weil dieser in edlem, heroischen Gemüthe den Plan gefaßt hatte, Sparta's alte Verfassung und mit ihr den Heldenmuth der Spartaner wieder herzustellen. Er ward ein Opfer seines großherzigen Unternehmens und des neidischen Leonidas.

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre (offentliche Buhlerin), ist vorzüglich als Geliebte des Epicur bekannt geworden. Sie war, nach einigen, die rechtmäßige Gemahlin, nach andern, ebenfalls die Geliebte des Metrodorus; wieder andere behaupten gar, daß alles, was von ihr als Buhlerin erzählt werde, unwahr sey. Leontium zeichnete sich übrigens durch vorzügliche Geistestalente aus; ja, sie soll sogar eine Schrift gegen Theophrast verfertigt haben, von der man behauptete, daß sie mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und in einem schönen attischen Style abgefaßt gewesen sey.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und Marie Anna's von Spanien, am 9. Jun. 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutschen Kaiser erwählt. Bei seiner Thronbesteigung mußte er versprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Damals ward Deutschland von den Türken bedroht; sie hatten die kaiserlichen Truppen geschlagen und Mähren verwüstet, weil der Kaiser fortwährend den Fürsten von Siebenbürgen unterstützte, welcher letztere schon seit sechs Jahren aufgehört hatte, der ottomannischen Pforte den jährlichen Tribut von 200,000 fl. zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, unterstützt von

einem Corps von 6000 Mann auserlesener französischer Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, schlug die Türken 1665 bei St. Gotthard. Weit entfernt, einen so vollständigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger mit den Besiegten Friede zu machen, und Ragotzi, der Fürst von Siebenbürgen, blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiserlichen Minister ihre besondern Absichten: Oesterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn sollte gänzlich unterworfen werden, und der Ruhm, welchen sich in diesem Kriege die französischen Waffen erworben hatten, erregte den Neid Oesterreichs. Es ward also auf zwanzig Jahre ein Waffenstillstand geschlossen. Nun beschäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaisers ganze Sorgfalt: die Magnaten dieses Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, sondern strebten sogar danach, sich ganz frei von der österreichischen Oberherrschaft zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese Unternehmung kostete Serin, Frangipani, Nadasti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun stellte sich Tekeli an die Spitze der unzufriedenen Ungarn und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erwählt. Tekeli rief nun die Türken in das deutsche Reich; diese fielen mit einer Armee von 200,000 Mann über Oesterreich her, eroberten die Insel Schütt und belagerten Wien 1683. Eben, als sich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobiesky zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verschanzungen angegriffen und gänzlich geschlagen. Ein panischer Schrecken hatte sich des Großveziers Mustapha bemächtigt; er floh und überließ sein Lager dem Sieger. Nach dieser Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiserlichen eroberten alle von den Türken genommenen Städte wieder. Nun ließ Leopold die ungarischen Aufrührer, welche er für die Ursache der Leiden hielt, welche Deutschland bedroht hatten, mit Strenge bestrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüst errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen hinrichtete, deren Tod der Begründung des Friedens am nothwendigsten schien. Das Blutbad war schrecklich und dauerte eine lange Zeit: es endigte damit, daß die Magnaten Ungarns im Namen der Nation die Krone ihres Vaterlandes für erblich erklären mußten. Nun hatte Leopold andere Kriege zu führen. Er, der nur aus seinem Cabinette Krieg führte, hörte nicht auf, Ludwig XIV. zu bekriegen. Zuerst geschah dieß im J. 1671, gleich nach der Invasion Hollands, welches Leopold gegen Frankreich unterstützte; dann 1686 einige Jahre nach dem Frieden von Nymwegen, als er jenen berüchtigten augsburgischen Vertrag abschloß, der zum Zwecke hatte, Frankreich zu demüthigen und Jacob II. vom englischen Throne zu stoßen; endlich im J. 1701, als der Enkel Ludwigs XIV. die spanische Krone empfing. Es gelang Leopolden in allen diesen Kriegen, die Fürsten Deutschlands in sein Interesse zu ziehen und diese Kriege zu Reichskriegen erklären zu lassen. Jener erste Krieg fiel unglücklich für Leopold aus, und er ward genöthigt, sich 1678 im Frieden von Nymwegen Gesetze vorschreiben zu lassen. In diesem Kriege blieb das Innere Deutschlands ziemlich verschont; dagegen aber wurden die Grenzen desselben nach dem Rheine zu sehr verwüstet. Weniger ungünstig fiel der zweite Krieg für Leopold aus, welcher eine Folge jenes Vertrags von Augsburg war, und der dritte Krieg fiel noch glücklicher für Leopold aus: die berühmte Schlacht von Hochstädt entschied für den Sieg der deutschen Waffen. Leopold starb im folgenden Jahre am 5. Mai 1705, mitten unter den glücklichsten Ereignissen. Was Leopolden in allen diesen Kriegen zum Glücke ge-

reichte, war die Größe Ludwigs XIV., welche, da sie mit zu vielem Hochmuthe auftrat, die Eigenliebe aller Fürsten aufregte und sie gegen ihn erbitterte. Der deutsche Kaiser, der sich mäßiger und bescheidener benahm, wurde freilich weniger gefürchtet, aber auch mehr geliebt. Leopold, der in seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und also auf eine diesem entsprechende Weise erzogen worden war, hatte Frömmigkeit und Wissen, aber keine Kunst zu regieren gelernt. Dieß verstanden seine Minister besser, und Leopold sah nur durch deren Augen. Doch war er fast immer glücklich in der Wahl derselben. Begingen sie auch einige Fehler; so wußten sie diese durch ein weises Zögern wieder gut zu machen. Wenn daher Ludwig XIV. der August und Scipio Frankreichs genannt wurde; so konnte Leopold mit vollem Rechte der Fabius Cunctator Deutschlands genannt werden. Das ganze deutsche Reich war von ihm abhängig; er wählte einen Kurfürsten, bedrohte die Fürsten Deutschlands mit dem Reichsbanne, und machte, Kraft seiner Allmacht (wie er sich selbst ausdrückte), ohne Zustimmung und selbst gegen den Willen aller deutschen Stände, einen König. Und doch war nach dem Tode Ferdinands III. die kaiserliche Würde sehr geschmälert gewesen, denn der westphälische Friede machte dieselbe, so zu sagen, von den Launen der deutschen Stände abhängig. Leopold stellte sie jedoch in ihrem ganzen Glanze wieder her. Nichts desto weniger wankte die Krone zweimal auf seinem Haupte; das erstemal entriß Sobieski seine Hauptstadt den Händen der Türken, und zum zweitenmale verhinderten England und Holland, daß der Herzog von Bayern, der erbittert war, und die Mittel, sich zu rächen, in den Händen hatte, sich Wiens bemächtigte. England wußte er dieß wenig Dank; dagegen hing er von den Beschlüssen, die im Haag gefaßt wurden, fast eben so sclavisch ab, als der Reichstag zu Regensburg von dem Hofrathe zu Wien. Leopold liebte die Musik mit einer wahren Leidenschaft und componirte selbst sehr artig. Nachdem er schon in seiner Todesstunde die letzten Gebete gebetet hatte, ließ er noch einmal seine Musiker eintreten und verschied unter dem Klange der Instrumente. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joseph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joseph (1682 geboren), der aber schon in einem Alter von zwei Jahren starb; und Carl, Erzherzog von Oesterreich, der auch nachmals Kaiser wurde.

Leopold II., Großherzog von Toskana und zuletzt römischer Kaiser, ward am 5. Mai 1747 geboren und durch den Tod seines erhabenen, unglücklichen Bruders auf den Thron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er alle seine Staaten fand, ist bekannt. Hier konnte nicht sogleich die Rede von der hausväterlichen Güte und Weisheit seyn, mit welcher er ehemals Toscana wie eine zahlreiche Familie regiert hatte: es mußten erst Kriege beendigt, Aufruhr gestillt und empörte Gemüther besänftigt werden. Mitten unter den lustigen und glänzenden Ceremonieen von Huldigungen und Krönungen, schloß er mit einer, unter Fürsten ungewöhnlichen, Entsagung Frieden mit den östlichen Barbaren, den Türken, die Josephs Ehrgeiz gereizt hatte; versöhnte sich mit dem langen, man möchte sagen, natürlichen Gegner seines Hauses, dem preußischen Monarchen; versöhnte ihn nicht bloß, sondern schuf ihn sogar in seinen Freund um; besänftigte die Niederländer und nahm Verabredung mit den Großen, bei der gewaltsamen Erschütterung Frankreichs, Ordnung und Ruhe in allen europäischen Staaten zu erhalten. Vieles, was Josephs rascher Geist zu frühzeitig zerstört hatte, baute er wieder auf, nicht, wie sonst wohl geschieht, um

nur das Gegentheil zu thun, sondern, so mußte man es auslegen, um den Forderungen des Zeitgeistes mit kluger Mäßigung nachzugeben und ihn zu leiten. Aber mitten unter den Hoffnungen seiner, Gerechtigkeit, Ruhe und Glück von ihm erwartenden Völker, eben da die Augen aller Menschenfreunde auf ihn, als den erfahrensten und edelsten der Monarchen gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichsten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erscholl die Nachricht von Leopolds Tode. Der allgemeine Schrecken, den diese Trauerpost hervorbrachte, die ungeheuchelte Betrübniß, das beklommene Erstaunen, mit der alle überlegenden und an dem Wohle Deutschlands theilnehmenden Menschen sie hörten und weiter sagten, war die schönste Lobrede auf den großen Kaiser. Nicht bloß in denjenigen Ländern Deutschlands, die theils näher an die österreichischen Staaten gränzten, theils unmittelbarer mit dem Reiche und dem Oberhaupte desselben in Verbindung standen, sondern überall in unserm deutschen Vaterlande, und man kann fast sagen, im ganzen Europa, wirkte die Nachricht von Leopolds Tode wie ein Donnerschlag. So lange Leopold Großherzog von Toscana war, hat man alles von ihm gesagt, was nur je von den edelsten Regenten der Völker gerühmt worden ist. Es waren keine allgemeine Lobpreisungen: denn man brauchte nur die Handlungen dieses Regenten anzuführen, nur dasjenige nahmhaft zu machen, wovon jeder Monarch in seinen Staaten und jeder Reisende Zeuge seyn konnte, man brauchte nur sein tägliches Leben zu beschreiben, und die Welt, die es hörte, mußte ihn den edelsten, vortrefflichsten Regenten der Nationen, dem Titus, den Antoninen, Heinrich IV., beigesellen. Wenn man lieset, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit sprach und sie auch ausübte, wie seine Aufmerksamkeit sich auf sich und alle Theile der Staatsverwaltung erstreckte; so scheint es, als läse man einen Regentenspiegel, worin ein weiser Mann den Herrschern in einer Geschichte zeigen wollte, welche Pflichten ihnen obliegen und wie sie diese erfüllen können. Ein redlicher Diener des Staats verläßt einen zeitherigen Posten nicht eher, als bis er Rechenschaft von seiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte seine hohe Regentenwürde niemals anders als ein Amt angesehen und hatte dieses auch laut gesagt. Jetzt krönte er die schöne Reihe von fünf und zwanzig segensvollen Jahren mit dem preiswürdigsten Benehmen. Er, ein treuer Diener Gottes in dem großen und schweren Berufe, zu dem er bestimmt war, legte den Menschen, die von der Vorsehung seinem Zepter anvertraut waren, und allen Bewohnern der Erde, die ein Interesse daran haben konnten, genaue Rechenschaft ab von der Verwaltung seines zeitherigen Fürstenamts, und er, der oberste aller Monarchen, widerlegte durch seine königliche That die engherzige Klugheit derer, die aus der Verwaltung des Staats diesem Staate selbst ein Geheimniß machen und ihm das Recht absprechen, nach der Art der Verwaltung zu fragen. Wo zeither Menschenfreunde von dem wachsenden Lichte der bessern Erkenntniß und von weiser Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sprachen, da hatten sie Leopold genannt, den Menschenfreund auf dem Throne, der ein moralisch- und politischverdorbenes Volk durch weise Plane und ihre kluge Ausführung umschuf. Was für eine reine Freude erfüllte daher alle Menschenfreunde, als statt einer Million jetzt mehr als zwanzig Millionen Menschen der Vatersorge dieses Hirten der Völker anvertraut wurden. Nach seinem Tode haben sich große Dinge ereignet, wie sie zum Theile die Erde noch nicht gesehen, die Geschichte noch nicht verzeichnet hat. Oft fragt der Philosoph,

wie es wohl ergangen seyn würde, wenn Leopold während dieser ganzen Zeit gelebt hätte? Eine unnöthige, unzubeantwortende Frage, obgleich sehr natürlich. Sein edler Sohn Franz, Josephs Pflegling und Schüler, änderte wieder vieles, was Leopold in seiner zweijährigen Regierung angeordnet hatte, und die Völker, die den guten Willen Josephs so allgemein verkannt, so bitter gekränkt hatten, freuten sich nun, daß Franz nicht den Weg seines Vaters, sondern den seines Oheims einschlug. Was man erwartet hatte, allgemeine Liebe zu Leopold in seinen Staaten, lange, schwer zu beruhigende Klagen über seinen Tod, fand sich zum Erstaunen des Beobachters nicht; ja, man will behaupten, daß in seinen eigenen Ländern sein Tod nicht so sehr betrauert wurde, wie auswärts. Man führte vieles an, um zu beweisen, Klugheit allein, und nicht Menschenliebe, sey die vorzüglichste Eigenschaft des gerühmten Regenten gewesen, den man bis dahin als einen Weisen auf dem Throne, als einen unverstellten Freund der Menschen und der Tugend verehrt hatte. Leopold II. starb am 1. März 1792.

Leopold III., Fürst von Dessau, ein berühmter alter preußischer General, der noch jetzt im Andenken unter dem Namen des alten Dessauers der preußischen Armee lebt, wurde 1676 geboren, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend, in welcher man ihn dem Civilstande zu widmen gedachte, den unwiderstehlichsten Hang zum Militär. In seinem zwölften Jahre gab ihm Kaiser Leopold ein Regiment, und in seinem sechzehnten erhielt er das Regiment seines Vaters, welcher preußischer Generalfeldmarschall und Statthalter von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereiset war, that er 1696 seinen ersten Feldzug am Rhein. Im spanischen Successionskriege zeigte er sich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, so daß der Sieg bei Hochstädt (1704) ihm größtentheils zugeschrieben wird. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußischen Völker in Italien. Nachdem ihm späterhin das Commando der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarschall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf starb der König, dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm so zugethan war, daß er fast stets um denselben seyn mußte; auch war er durch seine Mutter (eine Schwester der ersten Königin von Preußen) nahe mit dem preußischen Hause verwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier Lorbeeren ein. Nach dem Tode dieses seines königlichen Freundes schenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er gab ihm, da er seinen ersten Feldzug gegen Schlesien unternahm, das Commando über die Armee, welche die brandenburgischen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten, Einfall von Hannover decken sollte, und 1742 das Commando in Schlesien. Bei dem neuen Einfall in Böhmen, 1744, stand Leopold mit einer Armee bei Magdeburg, welche er nachher nach Schlesien führte, wo er bei der Abwesenheit des Königs commandirte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schlesien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich (da der Friede dieses Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem König neue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig gegen Dresden vordrang, und den Sachsen am 15. Dec. die blutige Schlacht bei Kesselsdorf lieferte, worauf Dresden in preußische Hände fiel, und der Krieg einstweilen beendigt wurde. (Vergl. d. Art. Friedrich II.). Leopold begleitete darauf den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach seiner Residenz zurück, wo er, so oft er nicht zu Felde war, für sein Land,

besonders in Rücksicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, Sorge trug. Hier starb er 1747 am Schlagflusse. Mit seiner Gemahlin, Anna Föhsin, einer Bürgerstochter aus Dessau, hat er neun Kinder gezeugt und in vollkommen glücklicher Ehe gelebt. Die Sitten dieses Fürsten waren rauh, oft sogar pöbelhaft; aber sein Charakter war brav und populär, so wie er selbst, besonders bei der Armee, ausnehmend beliebt.

Lernäische Schlange (Lernaea Hydra) eine ungeheure Schlange, des Typhon und der Echidna Tochter, wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen und verwüstete die umherliegende Gegend. Sie hatte neun Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war. Herkules bekam vom Euristheus den Auftrag, sie zu tödten. Er verband sich also zu diesem Endzwecke mit dem Jolaus, und beide trafen die Schlange auf einem Hügel bei dem Brunnen der Amymone in ihrem Lager an. Herkules verjagte sie daraus mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen und fing an, ihr mit seiner Keule die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an die Stelle eines abgeschlagenen Kopfes immer zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hydra noch einen ungeheuren Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Diesen erschlug er und befahl darauf dem Jolaus, einen nahgelegenen Wald in Brand zu stecken. Dann fuhren sie mit den glühenden Bränden sogleich über die Stelle eines abgehauenen Kopfes her, wodurch die Wunde ausgebrannt und also verhindert wurde, daß kein neuer Kopf an dessen Stelle entstehen konnte. So schlug nun Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und ein großes Felsenstück darüber herwälzte. Nachdem dieß geschehen war, tauchte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach andern Nachrichten soll sich Herkules bei diesem Kampfe eines goldenen sichelförmigen Schwerdts bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen seyn. Ueber die Anzahl der Köpfe finden sich ebenfalls verschiedene Angaben: einige geben ihr sieben, andere acht, noch andere funfzig, ja hundert Köpfe. Noch wird eine andere Fabel erzählt. Herkules soll nämlich von den Bissen der Hydra mehrere unheilbare Wunden bekommen haben. Davon konnte er nicht anders befreit werden, als bis er sich auf Befehl des Orakels nach Asien begeben und daselbst ein Kraut aufgesucht hatte, welches der Hydra an Gestalt gleich kam. Dieses Kraut fand er endlich bei der Stadt Aka in Palästina. Da er sich nur mit demselben heilte; so erhielt die Stadt selbst den Namen Akä (von äkeomai, ich heile). Die ganze Fabel von der lernäischen Schlange wird von neuern Auslegern für ein bloßes Dichterbild erklärt, welches aus den epischen Gedichten über Herkules genommen sey. Es soll nämlich durch die Schlange die Natur des Peloponnesus in seinem damaligen uncultivirten Zustande, wo das Land voller Seen und Sümpfe und ungeheuer dichter Waldungen war, vorgestellt werden. Hier konnten sich natürlich viel wilde Thiere, Schlangen u. dgl. aufhalten, die den Bewohnern vielen Schaden zufügten. Die erste Cultur begann nun damit, die Sümpfe durch Canäle abzuleiten und die wilden Thiere auszurotten. Der Mann, der dieß unternahm, mußte Muth, Kraft und Standhaftigkeit haben, und wurde hernach als ein großer Mann, als ein Wohlthäter des Landes betrachtet.

Lesbos, jetzt Metelin oder Metalnie, von der ehemaligen Hauptstadt Mytilene, eine griechische Insel in dem nördlichen Winkel des ägäischen Meers (des Archipelagus), an der asiatischen Küste, ward,

der Sage nach, von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieser führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heirathete daselbst die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrschaft über die Hälfte der Insel, welcher er, nachdem sie vorher Isa und alsdann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte, den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1,100 Stadien, oder 41 französische Meilen und 1,450 Toisen. An Holz hatte die Insel besonders Buchen, Cypressen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derselben gebrochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verschiedene Edelsteine. Das vornehmste und einträglichste Erzeugniß der Insel war jedoch der Wein, den man in vielen Ländern allen andern griechischen Weinen vorzog. Noch jetzt wird das dortige Baumöl und die Feigen zu den besten im Archipel gerechnet. Es befanden sich neun, meist blühende Städte auf derselben, von denen die vornehmsten hießen: Mytilene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa. Noch in unsern Zeiten sind auf derselben 120 Dörfer gezählt worden. Ursprünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht allein auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos und darauf von den Persern sehr beunruhigt, deren Oberherrschaft sie endlich ganz anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mycale schüttelte sie das persische Joch ab und ward Athens Bundesgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Eine dieser Trennungen hatte die unglücklichsten Folgen für die Insel, und diese wurden durch die unbedeutendste Ursache veranlaßt. Ein vornehmer Bürger von Mytilene verbreitete nämlich, aus Erbitterung darüber, daß ihm mehrere reiche Einwohner ihre Töchter zur Ehe für seine Söhne versagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beschuldigte sie laut und öffentlich, daß sie ein Bündniß mit den Lacedämoniern schließen wollten und erregte durch dieses falsche Vorgeben eine solche Aufmerksamkeit in Athen, daß dieses eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mytilenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont. Die Insel selbst ward hierauf in dreitausend Theile zerstückelt, von denen dreihundert dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter atheniensische Bürger vertheilt und von diesen wiederum an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichtsdestoweniger erholten sich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausschweifenden Sitten sehr berüchtigt, so wie denn auch die ganze Insel als der Sitz des Vergnügens und der ausgelassensten Zügellosigkeit betrachtet wurde. Doch aber standen die Lesbier in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistescultur; auch hatten Poesie und Musik daselbst große Fortschritte gemacht. Besonders befand sich auf der Insel eine Schule der Musik, deren Ursprung auf folgende Weise erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerrissen und Haupt und Leier desselben in den Fluß Hebrus geworfen worden waren, ward beydes von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben.

Während dessen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Methymnier begruben das Haupt und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür ward ihnen von diesem Gotte das Talent zur Musik verliehen. So weit die Fabel. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglicher Tonkünstler hervor, welche alle Musiker Griechenlands übertrafen. Unter diesen zeichneten sich insbesondere Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, so wie unter den lyrischen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmsten genannt werden. Auch waren einer der sieben Weisen, der berühmte Pittacus, so wie späterhin die Philosophen Theophrast und Theophanes (der Busenfreund des großen Pompejus), und die Geschichtsschreiber Hellanicus, Myrtilus u. a. auf der Insel Lesbos geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Aristoteles hielten daselbst sogar Vorlesungen.

Lesen ist eine Kunst, zu der man, weil sie das Hauptmittel aller weiteren Bildung ist, nicht geschwind genug kommen kann. Daher ist man seit mehrern Jahrhunderten darauf bedacht gewesen, schnell und leicht zum Zweck führende *Lesemethoden* zu erfinden. Schon im 17ten Jahrhundert unterschieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Aussprache und Benennung der Consonanten und von den berühmten Pädagogen des 18ten Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Lesenlernens aus der Acht gelassen. Das ärgerliche Buchstabiren, das Basedow durch gebackene Buchstaben zu versüßen suchte, wurde durch diese Bemühungen allmählig beseitigt. An der von Plato bei der Freischule in Leipzig eingeführten *Lesemaschine* lernen die Kinder mit oder ohne Buchstabiren auf eine unterhaltende Weise Worte zusammen aussprechen. Diese mit Unrecht unter die Maschinen gerechnete einfache Vorrichtung besteht aus einer schrägstehenden mit hervorragenden Leisten als Zeilen versehenen Tafel, welche an der Wand befestigt auf einem schmalen Kasten ruht, der wie der Letternkasten des Setzers eben so viele Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchstaben gibt. Sie wird um so brauchbarer, je gewandter der Lehrer aus den im Kasten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchstaben die zur Zusammensetzung eines auszusprechenden Wortes gehörigen ohne Verzug zu finden, zwischen die Leisten nach einander einzuschieben und die Entstehung des Wortes dadurch anschaulich zu machen weiß. Auch lassen sich sonst noch manche nützliche orthographische und sogenannte Verstandesübungen daran anstellen. Dieses äußere Hülfsmittel des Leseunterrichts machte jedoch die zwischen 1801 bis 1803 erfundenen neuen Methoden nicht überflüssig. Ungefähr gleichzeitig traten in diesen Jahren der Professor *Olivier* von Dessau und der bayersche Schulrath *Stephani* mit ihren Lesemethoden auf, die in dem Grundsatze übereinstimmten, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe und daher dieser eigentlich zu lernen und dann erst der gewöhnliche Name des Buchstabens anzugeben sey. Olivier hat das Eigne, daß er den Consonanten, um sie hörbar zu machen, ein kurzes e, wie das hebräische Schwa, beifügen läßt: Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchstabe ohne Zusatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgesprochen und z. B. bei b kein e, bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. s. w. hörbar werde, daher seine Methode die *Laut-* oder *Lautirmethode* heißt. Sie ist unstreitig einfacher, als die oliviersche und daher viel häufiger, als diese in Volksschulen eingeführt worden. Durch

systematische Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterscheidet sich aber von beiden die auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Lesemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug und der ihm nachfolgende Zeller benennen die Buchstaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen z. B. b Lippenschlußzeichen, d Zahnlautzeichen und halten streng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Lesenlernen mit Bewußtseyn dessen, was es verrichtet, vorwärts thue und sich mit dem Mechanismus dieser Kunst zugleich die Tugenden der Stetigkeit, Ordnungsliebe und Genauigkeit im Denken und Handeln durch den Geist der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängstlichen Sorgfalt im Kleinen und daher für Lehrer und Lernende beschwerlichen und weitläuftigen Ausführung gemacht wird; so hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die stephanische Methode zwar schneller, die krugsche aber desto gewisser zum Ziele führt und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation gefälligen Vortrage bringt. Mag man indeß auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen, so wird es doch bei der praktischen Anwendung hauptsächlich auf das Geschick und den Sinn des Lehrers ankommen und zur Einführung in eine bestimmte Schule diejenige Methode allemal die angemessenste seyn, deren der vorhandene Lehrer am meisten mächtig ist. E.

Lesüeur (Jean-François), Ritter der Ehrenlegion und seit 1805 Capellmeister des vorigen Kaisers von Frankreich, ist 1766 geboren und stammt aus einer alten Familie der Grafschaft Ponthieu, aus welcher seit einer langen Reihe von Jahren viele berühmte Männer, die sich sowohl im Civil- und Militärdienst, als auch in der Kirche und den Wissenschaften ausgezeichnet haben, hervorgegangen sind. So war, unter andern, Eustache Lesüeur ein berühmter Maler unter Ludwig XIV. Jean-François Lesüeur begann zuerst seine musikalischen Studien zu Amiens, wo er auch, nach französischer Sitte seinen Cursus der alten Sprachen, so wie die Philosophie beendigte. Nachdem er hier seine gelehrte und musikalische Bildung vollendet hatte, bekleidete er nach und nach an verschiedenen Domkirchen Frankreichs die Stelle eines Capellmeisters, bis er endlich in gleicher Würde in Paris angesetzt wurde. Hier componirte er eine große Anzahl Oratorien, Messen und Motetten, deren ausnehmender Beifall in der Stadt, ein Concert Spirituel und in der Hofkirche des Königs, verbunden mit den günstigen Urtheilen Sacchini's, Piccini's, Philidor's und Grétry's, Lesüeur selbst schon seit dreißig Jahren zu dem Range der ersten Componisten Europa's erhoben haben. Sacchini sagte bereits im J. 1785 von Lesüeur, der damals noch sehr jung war: „Ich kenne in Italien nur zwei Componisten, die im Stande sind, sich ihm gleich zu stellen." Aber Lesüeur hat nicht allein viel für die Kirche gearbeitet; sondern auch die große Oper ist von ihm mit fünf Opern, welche die öffentliche Stimme für Werke der ersten Ordnung in dieser Gattung erkannt hat, bereichert worden. Davon zeugt auch der Brief, in welchem ihm Paisiello 1805 über die Sensation, welche seine Barden gemacht hatten, Glück wünscht. Uebrigens hat das Markige, welches seinem Style ganz insbesondere eigen ist, ihm die Gunst des vorigen Kaisers in dem Maaße zugezogen, daß dieser ihn nicht allein zum Nachfolger Paisiello's ernannt, sondern ihm auch eine goldene Tabacksdose hat überreichen lassen, welche die Aufschrift enthielt: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden." Auch als Verfasser mehrerer theoretischer

Werke über die Musik hat sich Lesüeur bekannt gemacht und im Jahr 1787 ein Exposé détaillé d'une musique, une, imitative et particulière à chaque solennité (ausführliche Darstellung der Musik, in welcher diese an und für sich selbst, dann als nachahmend und endlich als Gelegenheitsmusik betrachtet wird) in einem Octav-Bande herausgegeben. Unter mehreren vortheilhaften Urtheilen über dieß Werk zeichnet sich insbesondere dasjenige aus, welches der Graf von Lacepède 1787 über dasselbe gefällt hat. Auch die Bemerkungen über die Melopöe, Rhythmopöe und über den erhabenen Charakter der alten Musik (Notices sur la melopée, la rhythmopée et les grands caractères de la musique ancienne), welche Gail seiner Uebersetzung des Anacreon vorgedruckt hat, sind von Lesüeur. Auch hat dieser in einem Briefe, welcher 1802 an Guillard geschrieben und in sechs Abschnitte abgetheilt ist, vortreffliche Ideen über die Composition und besonders über die dramatische Musik entwickelt. Noch beschäftigt sich Lesüeur schon seit langer Zeit mit einem sehr ausführlichen Werke, welches den Titel führen wird: Traité général sur le caractère mélodique de la musique théatrale et imitative (Allgemeine Abhandlung über den melodischen Charakter der Theater- und nachahmenden Musik). Indem wir hier alle die verschiedenen Kirchenstücke, welche Lesüeur für die kaiserl. Hofkirche verfertigt hat, und welche sich auf einige zwanzig Werke belaufen, übergehen, genügt es uns, seine dramatischen Compositionen anzuführen und sie mit einigen kurzen Bemerkungen zu begleiten. La Caverne (die Räuberhöhle), Oper in drei Aufzügen, ward im J. 1793 im Theater Feydeau aufgeführt. Sie ward ausdrucksvoll, gelehrt und voll schöner Stellen befunden; nur wollte man eine zu große Fülle des Orchesters darin entdecken. Seit 1798 wird sie auch unter dem Titel: die Räuberhöle auf den deutschen Theatern gegeben. Paul et Virginie (Paul und Virginie), ernste Oper in drei Aufzügen, erschien im J. 1794 auf demselben Theater und erhielt einen noch ausgezeichnetern Beifall, als die vorige, welcher sich seitdem, da diese Oper fortwährend auf dem Repertoire der französischen Theater ist, stets erhalten hat. Unter den affectvollen Stücken darin zeichnet sich insbesondere die Hymne an die Sonne aus, welche hernach sehr oft in öffentlichen Concerten wiederholt worden ist. Telemach, lyrische Tragödie in fünf Aufzügen, ward 1796 auf demselben Theater gegeben und zeichnet sich durch malerische Gesänge, so wie durch einen gewissen phantastischen Schwung in der Behandlung aus. Les Bardes (die Barden), lyrische Tragödie in fünf Aufzügen, wurde 1804 in der Académie de musique (auf dem großen Operntheater) aufgeführt und erhielt den allgemeinsten Beifall. Diese Musik gab Veranlassung, daß man dem Componisten derselben vorzugsweise Genie für die Darstellung des Erhabenen, mit Einfachheit verbunden, zugestehen zu müssen glaubte. In diesem Werke hat es Lesüeur versucht, durch kraftvolle und ungewöhnliche Harmonieen den Eindruck zu vergegenwärtigen, den seine Zuhörer bei dem Lesen des Ossian empfunden hatten. Unter den genial erfundenen Stücken zeichnen sich besonders zwei Chöre aus, die von ganz entgegengesetztem Charakter sind und anfangs in zwei auf einander folgenden Scenen, eine nach der andern, dann aber in einer dritten zusammen gesungen werden und hier nur einen einzigen Chor ausmachen. La mort d'Adam (der Tod Adams), lyrische Tragödie in drei Aufzügen, ward 1809 auf dem großen Operntheater aufgeführt und erhielt seiner höchst einfachen, aber nichts desto

weniger kräftigen und höchst affectvollen Musik wegen, nicht mindern Beifall, als seine vorigen Werke. Anfangs war die Darstellung dieser Oper durch die Cabalen des damaligen Operndirectors Sarette hintertrieben worden. Der Streit, welcher hierüber zwischen diesem und Lesüeur entstand und der meistens durch öffentliche Druckschriften geführt wurde, nahm durch den Einfluß, welchen Sarette hatte, für Lesüeur einen so üblen Ausgang, daß dieser, nach mehrern erlittenen Herabwürdigungen, endlich gar seines Amts entsetzt wurde. Nachdem aber einer seiner Freunde in einer muthigen und beredten Druckschrift Lesüeur's Vertheidigung übernommen und Sarette's unrechtmäßiges Verfahren auseinandergesetzt hatte, wirkte dieß so viel, daß der damalige Kaiser sich der Sache persönlich annahm, Sarette seines Amts entließ und Lesüeur mit Ehren wieder in seine Stelle einsetzte. Hierauf wurden dann nicht allein sein Tod Adam's, sondern auch seine Barden, deren Aufführung ebenfalls bis dahin verzögert worden war, auf das Theater der großen Oper gebracht.

Lesüeur, (Eustachius), geboren zu Paris im J. 1617, erhielt den ersten Unterricht in der Zeichenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der französischen Malerschule. Er zeichnete sich bald durch mehrere Gemälde, die er in ächt italienischem Styl componirt hatte, aus, allein sein Ruhm wurde erst später auf die Folge von Gemälden, die er für die Carthäuser in Paris fertigte, seinem Hauptwerk, völlig begründet. In 22 Bildern schilderte er hierin die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, und endigte diese, im J. 1649 begonnene Arbeit, binnen 3 Jahren. Noch während dieser Beschäftigung im J. 1650, malte er für die Goldschmiedegilde die Predigt des Apostel Paulus zu Ephesus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geschenk gemacht, und späterhin alle Jahre am ersten Mai daselbst öffentlich ausgestellt wurde: im folgenden Jahre zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder für Paris. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören noch verschiedene mythologische Vorstellungen, die er im Hotel Lambert malte. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, welche man im sogenannten Cabinet der Liebe sieht, und die Musen nebst Apollo im Saal der Musen. Mitten in seiner Laufbahn, kurz nach Vollendung dieser Arbeit, raffte ihn der Tod im 38. Jahre seines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunst, zu anhaltendes Studium und zu angestrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künstlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Ursachen seines Todes. Ohne in das Lob einzustimmen, welches diesem Künstler von seinen Landsleuten ertheilt wird, indem sie ihn den französischen Raphael nennen, so ist doch unleugbar, daß Lesüeur ein Maler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdiensten gewesen ist. Seine Ideen sind edel und erhaben, seine Composition ist einfach, überlegt und wohl geordnet; die Zeichnung ist richtig, in gutem Geschmack, und beweiset sein fleißiges Studium der Antike und der größten italienischen Meister, besonders Raphaels; seine Gewänder sind künstlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck seiner Figuren ist voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen sind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und Freiheit des Pinsels, seine Farbengebung ist lieblich und einfach, nur fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher seinen Bildern eine gewisse Einförmigkeit, hie und da auch wohl eine zu

große Zierlichkeit zur Last gelegt werden kann. Daß Lesüeur eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, als man sie in seinen Werken findet, ist um so bewundernswürdiger, weil er nie sein Vaterland, ja kaum seine Vaterstadt verlassen, sich also nur nach den wenigen daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der italienischen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton studirt. Lesüeur ist wegen dieser seiner Bildung als der eigentliche Repräsentant der französischen Schule zu betrachten, denn Poussin, der noch über ihm steht, gehört doch mehr den Italienern, als den Franzosen an. Lesüeur war ein Mann von sanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eifersucht seines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunst den Ton angab und den Geschmack tyrannisirte, seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ. B — L.

Lessing (Joh. Gotthold Ephraim) geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz, wo sein Vater Prediger war, ist weniger in der deutschen Literatur, als in der Literaturgeschichte, mit größtem Ruhme zu nennen. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutsche Kunst und Wissenschaft in die entschiedenste Plattheit, ja Nullität versunken waren, mit gewaltiger Kraft und schneidender Schärfe des Geistes das Nichtige in seiner Nichtigkeit darstellte, und so, kann er bisweilen gleich selbst die Beschränktheit und Vorurtheilshaftigkeit der Zeit, worin er lebte, nicht verläugnen, der Erste unter den Deutschen, der universellen Geist der Forschung und Kritik aussprach, welcher in Wissenschaft und Kunst die Eigenthümlichkeit unsers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winkelmann und Klopstock leisteten, beschränkte sich zu sehr auf abgeschlossene Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hierzu nöthigen Vielseitigkeit, aufzuregen. Lessing aber selbst, jeder bewundernden Ungründlichkeit geschworener Feind, und gegen sich selbst schonungslos streng, würde unwillig das Geschrei einer nun fast verstummenden Menge vernehmen, welche ihn so gern zu einem der größten Dichter, vollendeten Kunstkenner, kurz lieber zu allem in allem machte. Wahr ist es, fast in allem ist er thätig gewesen, allein so wie er sich selbst nie für einen Dichter gehalten hat, so sind auch seine Trauer- und Lustspiele eigentlich nur Exempel, recht kalt und besonnen, ohne eigentlich schöpferische Dichterwärme, zu Belegen seiner Ansichten über Theater und dramatische Kunst ausgerechnet. Seine Philosophie ist im Ganzen nur Fragment geblieben. Die Resultate seiner Kunstbetrachtungen und Untersuchungen erscheinen bei der Geistestiefe, womit in jüngsten Zeiten der Deutsche dieses Feld allseitig durchgedrungen ist, oft unerheblich, unbegründet und zu sehr von dem Geist der damaligen Kunstphilosophie behaftet, welche weniger, ja nie sich damit befaßte, ein Kunstwerk zu verstehen, d. i. es erstlich selbst in allen Beziehungen seines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in sich aufzunehmen, und sodann mit historischem Geist ihm in dem Gesammtgebiete der Literatur und Kunst seinen Platz anzuweisen; sondern hauptsächlich darauf ausging, das Kunstgefühl, welches dem damaligen Zeitalter zu einem seltsamen Phänomen geworden war, sich zu zersetzen und zu enträthseln. Wäre dieses Beginnen auch gründlicher getrieben und mit mehr Glück ausgeführt worden, als es wirklich geschah, man sieht leicht, für eigentliche Kritik wurde dadurch wenig gewonnen. Jedoch trifft diese Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Lessing früher über Kunst und Poesie schrieb. In sofern hat er allerdings angefangen, sich auf den rechten Weg zu wenden, als er auf scharfe Sonderung der Ar-

ten und Classen drang, und bei verständigster Bewunderung der Alten, der Verkündiger der früheren ausländischen Literaturen, der englischen, spanischen und italienischen ward, zugleich aber das hohle Gespenst des französischen Geschmacks in seine Nichtigkeit zurückzuwerfen strebte. Man muß über den riesenmäßigen Geist des Mannes erstaunen, welcher bei zahlreichen poetischen Versuchen, kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art, auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einzugehen, und hier, indem er auf der einen Seite jene ekle Waare, jenes Gemisch von positiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in seiner Erbärmlichkeit darstellte, auf der andern aber in dem Nathan aller positiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muster der Polemik aufzustellen wußte. Nach allem dem braucht wohl nicht ausdrücklich erinnert zu werden, daß das Unternehmen, dem Leser eigentliche Resultate aus Lessings Schriften mitzutheilen, theils unersprießlich, theils überhaupt unthunlich seyn würde. Das eigentlich Bleibende und Große in Lessings Schriften, was aber nur durch Selbststudium kennen gelernt werden mag, ist der Styl, seine silberreine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, sondern gleichsam verdeckend mittheilt, auf diese Weise unwiderstehlich zum Selbstdenken reizend und auffordernd. Indem wir daher aufgeben, das Unbeschreibliche zu beschreiben, wenden wir uns zu Lessings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet, und zugleich werden wir seine Werke, oder doch die wichtigsten, nennen, wie er sie in chronologischer Folge geschrieben hat; verweisen jedoch zuvor noch auf das gute Werk: Lessings Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von demselben Verfasser ist ein sehr guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Kritiken, so wie auch, jedoch mehr in bloßer Hinsicht der factischen Umstände, der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, zu nennen: Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse von dessen Bruder K. G. Lessing, 2 Thle., Berlin, 1793. Noch eine Bemerkung über Lessings Biographie. Wenn uns das mannigfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten des Alterthums, oder sogenannten Mittelalters, unendlich anziehend ist, weil wir darin eine Ursache ihres auch in dem rein geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gesunden Wesens zu entdecken glauben, so ist Lessings Leben aus dem entgegengesetzten Gesichtspuncte interessant. Man sieht wie dem wissenschaftlichsten Geiste die bloße Wissenschaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und dessen mannichfaltige Abwechselungen unentbehrlich sind, und welchergestalt in einer Zeit die Künstler und Gelehrten, als etwas nicht in sie gehöriges, aus sich hinaus in das Gebiet reiner Ideen nöthiget, jenes unbefriedigte Bedürfniß werkthätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältnisse eines solchen, schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem ersten Unterricht in der Religion, welchen ihm sein Vater gab, ein Mann von dem strengsten lutherisch-christlichen Glauben, hatte er Privatunterricht bei einem gewissen Mylius, Bruder des nämlichen um Freigeisterei willen verschrieenen Mylius, mit welchem er später in Leipzig und Berlin, seinen Eltern zu nicht geringer Kränkung, in engere Verbindungen trat. Ein sonderbarer Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler finden.

lls er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die dasige Stadtschule besucht hatte, kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen, welche er, da er daselbst griechischer und lateinischer Sprache und Mathematik mit unbegränztem Eifer und glücklichstem Erfolge obgelegen atte, 1746 mit einer herkömmlichen Abschiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Universität Leipzig, und während er hier, außer Ernesti'n, keinen Professor einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, sich durch gymnastische Uebung jene Leichtigkeit und Sicherstelligkeit des Wesens und Benehmens zu verschaffen, welche dem Gelehrten oft so kläglicherweise fehlt. Seine Bemühungen hierin sollen nicht unglücklich gewesen seyn. Keiner Facultätswissenschaft zugethan, und sich schon den mannichfaltigsten literarischen Bestrebungen hingebend, schloß er bald mit dem nachherigen Kreissteuer-Einnehmer Weiße jene Freundschaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter dem Hofrath Kästner mit dem schon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel hielt, waren eine wissenschaftliche Zeitverkürzung. Hier machte er auch Bekanntschaft mit der Neuber, Directrice einer damals in Leipzig sich aufhaltenden Schauspielergesellschaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgischen Wochenschrift. In derselben sind namentlich von ihm die beiden dramatischen Stücke: Damon, oder die Freundschaft, und die alte Jungfer. Mit Weisse gemeinschaftlich übersetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits schon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die neuberische Bühne. Bald bestimmte ihn aber die Unzufriedenheit seiner streng gesinnten Eltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodstudium, dessen Umgang mit Schauspielern, einer damals mehr als jetzt verrufenen Menschenclasse, kurz sein ganzes Thun und Treiben als höchst strafbar, ja ruchlos erschien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieser Zeit sind in seinen Gedichten noch eine Menge sogenannter anacreontischer Lieder in einem Aufenthalte verfertigt, wo an Lieb' und Wein wenig zu erholen war. Von hier kehrte er wieder auf kurze Zeit zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, was Lessingen den Aufenthalt in Leipzig besonders angenehm und wünschenswerth machte, verloren, auch Mylius sich bereits früher nach Berlin begeben hatte, so stand er ebenfalls nicht an, sich dorthin zu begeben. Hier nahm er an einer Wochenschrift des Mylius Antheil, gab mit ihm die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, so wie eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Aufsehn machte auch der Briefwechsel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als dessen Secretär Richier Louvain ein Exemplar von Vie de Charles XII. Lessingen aus Freundschaft früher gegeben hatte, als nach des Autors Absicht dieß Werk öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Lessing ging endlich, dem Wunsche seiner Eltern zu genügen, nach Wittenberg zurück, und nahm hier, wo er mit seinem bereits erwähnten Bruder K. G. Lessing, dem nachherigen Conrector in Chemnitz, in eifrigster und fröhlichster Gemeinschaft studirte, die Magisterwürde an. In dieser Zeit übersetzte er das Werk des Spaniers Huarte von den Köpfen, schrieb eine Kritik der Messiade und war bemüht, eine Uebersetzung derselben in lateinischen Hexametern zu fertigen, um zu beweisen, die Sprache in derselben sey keinesweges so schwer, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch seine Verbesserungen und Zusätze zu dem 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erschienenen jöcherischen Gelehrten-Lexicon. 1753 vertauschte er

Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daselbst bleiben wollte, übernahm Lessing statt seiner den gelehrten Artikel in der vossischen Zeitung. 1753 — 54 erschien der 2te und 3te Theil seiner kleinen Schriften, so wie auch das erste und zweite Stück seiner theatralischen Bibliothek. 1754 machte er mit Nicolai und Moses Mendelssohn Bekanntschaft, begab sich jedoch auf einige Zeit gänzlich nach Potsdam, sein Trauerspiel Miß Sara Sampson dort in ungestörter Einsamkeit auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem dasigen jungen Kaufmann, Namens Winkler, bekannt, als dessen Gesellschafter er auf leidliche Bedingungen eine große Reise antrat, welche aber, da eben der siebenjährige Krieg ausbrach, weiter nicht als bis Holland fortgesetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihm zwar eine Streitigkeit mit Winkler, welcher sich geizigerweise der beim Antritt der Reise gegen Lessing übernommenen Verbindlichkeiten zu entbrechen suchte, so daß Lessing deren Erfüllung nicht eher, als nach einem ziemlich langwierigen Processe zu erlangen im Stande war, den Aufenthalt in Leipzig. Er ward jedoch schadlos gehalten durch die Bekanntschaft mit dem berühmten preußischen Major von Kleist, welchen damals Dienstverrichtungen in Leipzig festhielten, und dem Freiherrn von Brawe, einem zu früh verstorbenen, für die Geschichte des damaligen Theaters merkwürdigen Trauerspieldichter. 1757 fing er mit Nicolai und Moses Mendelssohn an, die Bibliothek der schönen Wissenschaften herauszugeben. Hier begann er seine Virginia, welche später unter dem Namen Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde. Unstreitig unter sämmtlichen dramatischen Stücken Lessings dasjenige, was am fleißigsten ausgearbeitet ist, und dabei das geistreichste, mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört. Als Kleist 1759 zur Armee abging, und Weiße den Vorsatz gefaßt hatte, nach Paris zu reisen, ging Lessing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelssohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Academie der Wissenschaften wurde. Nicht lange darauf, man weiß nicht genau durch welche Verbindungen, ward er Secretär bei dem General Tauenzien, welcher Gouverneur und Generalmünzdirector in Breslau war. Mußte auch bei Lessings großartigem Sinne die Absicht, auf dieser Stelle sich einiges Vermögen zu erwerben, so leicht sie jedem andern zu erreichen gewesen wäre, verunglücken, so war doch diese ungewohnte Veränderung seiner einförmigen, auf stetes Studiren beschränkten Lebensweise, ja selbst das Hazardspiel, dem er sich hier mit einer gewissen Heftigkeit, um der gewaltsamen Zerstreuung willen, zu der es zwingt, ergeben zu haben scheint, von dem vortheilhaftesten Einfluß auf seine Gesundheit. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, sein bekanntes militärisches Schauspiel, dem bald zahllose militärische Dramen der Nachahmer folgten. Hier entstand auch seine Schrift: Laokoon, oder über die Gränzen der Poesie und Malerei; so wie er auch während der letzten Jahre seines dasigen Aufenthalts schon theologische Untersuchungen anfing. 1765 verließ er Breslau gänzlich, und wandte sich wieder nach Berlin, von neuem einzig und allein den Wissenschaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer sitzendes Leben gewöhnt, wollte dieß ihm anfänglich weniger behagen, ja im Mismuth über seine Lage soll er einmal den Plan gemacht haben, sich an die Spitze einer reisenden Schauspielergesellschaft zu stellen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß er 1767 sich nach Hamburg begab, wohin ihn die dasigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen luden, obgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er seine Dramaturgie

schrieb, durch Uneinigkeit der Vorsteher und selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler sehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit dem ungründlichen, aber dabei unendlich ruhmsüchtigen Geheimenrath und Professor Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: über das Studium des Alterthums; und einer andern: über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den famösen Streit, welchen Lessing ganz vernichtend gegen Klotzen beendigte. Im höchsten Mismuth über seine Lage, beschloß endlich Lessing eine Reise nach Italien zu machen, und nur der eben so ehrenvolle, als vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlassung des Professors Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig, der dasige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit fast der einzige in Deutschland war, wo neben der französischen Literatur, Liebe und Beförderung für die deutsche zu finden war, verhinderte ihn an Ausführung dieses Vorsatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit seinem neuen Bestimmungsorte zu vertauschen. Er würde es schon früher gethan haben, hätte seine Verbindung mit Madame König, einer ungemein geistreichen und gebildeten Frau, für welche Lessing alles dasjenige empfand, was er, ohne die Liebe näher als aus Dichtern zu kennen, empfinden konnte, ihn nicht so lange zurückgehalten hätte. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er das Manuscript des Exsubstantiators Berengarius von Tours, worin dieser das Werk des Transsubstantiators Lanfrankus widerlegt. Hier gab er auch die Fragmente eines Ungenannten, theologischen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er seinen regen Geist, sein unvergleichliches Talent zur Virtuosität in der Polemik auf das herrlichste bewährte. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beschäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang kamen, ist auch sein Aufsatz über das Alter der Oelmalerei. Aussichten, die man ihm in Wien eröffnete, bestimmten ihn 1775 eine Reise dahin zu machen. Indeß fixirte er sich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunschweig, der eben über Wien nach Italien reisete, ihn in dieses Land der Kunst, was so lange das Ziel seiner Wünsche gewesen war, mitnahm. Vor der Abreise von Wien beehrte ihn die Kaiserin Maria Theresia mit einer sehr gnädigen Unterredung, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mayland mit. Den 25. April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte Decembers schon wieder mit dem Prinzen in München. Als er im Januar 1776 in Dresden war, wurde er dem damaligen Kurfürsten vorgestellt und von diesem sehr gnädig behandelt. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reise zu machen bestimmten, verloren sich als eitle Versprechungen, bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher bei mehreren einflußreichen Vornehmen ihm im Wege stand. Auch Wolfenbüttel sollte ihm noch unangenehme Stunden machen, da es bei seinen theologischen Streitigkeiten, besonders mit dem Hauptpastor Götze zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den schärfsten Censurzwang setzen wollte. Zu derselben Zeit starb seine Frau im Kindbette. Seiner theologischen Polemik setzte er mit dem Nathan die Krone auf. Er ist schon oben erwähnt worden, und ein Gebildeter ist nicht leicht mit dessen Inhalt unbekannt. Unter diesen Arbeiten aber litt er an immer wachsender Kränklichkeit, welche ihm bei den Verfolgungen und Chicanen, womit man wegen seiner theologischen Schriften gegen ihn verfuhr, nicht länger jovialischen Gleichmuth beizubehalten erlaubte. Nach einer

dauernden Gesundheitsschwäche, welche vom 3ten bis 15ten Februar 1781 zur wahren Krankheit wurde, die sich besonders durch Engbrüstigkeit äußerte, befiel ihn dieses Uebel, als er sich am 15ten des Abends, anscheinend in recht leidlichem Befinden, zu Bette legte, auf einmal mit solcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb. D. M.

Leß (Gottfried), zuletzt Consistorialrath und erster Hofprediger zu Hannover, wurde am 31. Jan. 1736 zu Conitz, einem westpreußischen Städtchen, geboren. Von seinem vierzehnten Jahre an besuchte er das Collegium Fridericianum zu Königsberg, und bezog darauf in seinem siebenzehnten die Universität zu Jena, von wo er im J. 1757 nach Halle ging, und dort unter Baumgarten seinem Geiste jene ausschließliche Tendenz zur Theologie gab, die ihn später während seines ganzen Lebens auszeichnete. Nach vollendeten Studien, und da sich für ihn in Halle keine Versorgung ausmitteln lassen wollte, begab er sich nach Danzig, wo er privatisirte und 1758 seine Abhandlung, die Ehre der Bekenntnißbücher der evangelisch-lutherischen Kirche herausgab. Im J. 1761 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie zu Danzig ernannt, in welchem Amte er in diesem und dem folgenden Jahre mehrere Programme schrieb. Bei der Reise, welche er hierauf mit Erlaubniß des akademischen Senats nach Holland und England antrat, machte er zu Hannover die persönliche Bekanntschaft Münchhausens, der ihn schon als verdienstvollen theologischen Schriftsteller kannte, und ihm deshalb eine außerordentliche Professur der Theologie und die Universitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei seiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 auch wirklich antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches seine Vorträge auf dem Katheder und auf der Kanzel auszeichnete, erregte Aufsehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Dieß war die Blüthenzeit Leßens, und zugleich auch das goldene Zeitalter der theologischen Facultät zu Göttingen. Seine Kanzelreden entfernten sich so weit vom gewöhnlichen Zuschnitt, waren in ein so geschmackvolles Gewand gehüllt, griffen so tief ins Leben und dessen Verhältnisse ein, und zeichneten sich eben so sehr durch frappante und überraschende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredsamkeit aus, daß ihnen niemand widerstehen konnte. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Kanzelvortrages verhindern, 1765, und sein Abriß der theologischen Moral, 1767, beurkunden einen Rigorismus, der selbst damals nicht ganz gebilligt wurde. Er verdammte nämlich in diesen Schriften die Schauspiele, verlangte, daß der Sonntag auch zu einem Ruhetage für die Thiere bestimmt seyn solle, hielt es folglich für Unrecht, sich derselben an diesem Tage zu seinem Vergnügen zu bedienen, und erklärte die Unterlassung des Tischgebets für thierisch. Aber um so ehrwürdiger war er, wenn er mit der ganzen Kraft der Wahrheit und mit einem heiligen Eifer von der Reinheit des Herzens und von der Heiligkeit des Lebens, von der Pflicht der Keuschheit, des Gebets, von dem Verbrechen des Selbstmordes und von ähnlichen Gegenständen sprach. Ein wichtiger Zug seines Charakters ist es, daß, da er nicht alle Sätze des kirchlichen Systems gegen die Deisten, welche er zu bekämpfen sich damals vorgenommen hatte, zu retten wußte, der streng gewissenhafte Mann beinahe auf dem Puncte stand, seine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was diese über ihn beschließen würde. Die Wahrheit, Göttlichkeit und

Wohlthätigkeit der christlichen Religion zu erweisen, und gegen die Naturalisten, jedoch nicht im intoleranten Geiste der alten Polemik, zu rechtfertigen, war und blieb nun das Hauptstudium seines Lebens in Vorträgen und Schriften. Diesem Streben verdankt man das zu seiner Zeit für classisch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, 1769, welches sehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfassendere Umarbeitung desselben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philosophischen Cursus der christlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlassung, welchen er den englischen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologische Professur, und im darauf folgenden die theologische Doctorwürde erhalten hatte, nöthigte ihn seine kränkliche Constitution 1774 eine Reise in die Schweiz und das südliche Frankreich zu machen, von welcher er auch an Leib und Seele gesunder wieder in Göttingen anlangte. Nun erschien 1779 seine christliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Versuch einer pragmatischen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der christlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu seinen dogmatischen Vorlesungen unter allen seinen Schriften die meiste Aufmerksamkeit erregte. Ob nun gleich dieses Werk nicht in allen Puncten die Erwartungen der Orthodoxen erfüllte, so triumphirten diese doch, daß er in Hauptlehren, und vorzüglich in der von Jesu, dem Erlöser, noch immer einer der Ihrigen war. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Uebersetzung der Briefe an die Corinther und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments, bei welcher ihm Michaelis Uebersetzung des alten Testaments zum Vorbilde gedient hatte, gelten sollte. Da Lessing um diese Zeit durch seine wolfenbüttelschen Fragmente die Grundpfeiler des Christenthums erschüttert, und auch die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte in Anspruch genommen hatte, so konnte der die Sache der historischen und ethischen Religion so warm vertheidigende Leß unmöglich dazu schweigen. Er setzte deshalb jenen Angriffen seine Auferstehungsgeschichte nach allen vier Evangelisten entgegen. Im J. 1779 gab er in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Collegen, dem Doctor Miller, das neue göttingische Gesangbuch heraus. Im J. 1784 wurde er erster Professor der Theologie mit dem Charakter eines Consistorialraths, sah sich aber, wegen zunehmender Kränklichkeit, zugleich genöthigt, die Universitätsprediger-Stelle niederzulegen und sich, je nachdem es seine Kräfte erlauben würden, nur dann und wann eine Predigt vorzubehalten. Noch im J. 1787 trat er beim Jubelfeste der Universität mit der ganzen feurigen Beredsamkeit seiner bessern Zeit als Kanzelredner auf. Aber er hatte das Schicksal alles dessen, was irdisch ist: es schien nämlich, als ob er nicht mehr gleichen Schritt mit dem schnellen Gange des Zeitalters zu halten im Stande sey. Aber auch die neue, durch philosophischen Geist sich auszeichnende Dogmatik und Moral, vermochten es nicht, den alten Ruhm und Glanz der theologischen Facultät zu Göttingen wiederherzustellen, der nun einmal durch zu langes Hegen und Pflegen einer gewissen Orthodoxie, in den Augen eines großen Theils des jüngeren Geschlechts verloren war. Leß, der sonst wohl in dem Rufe der Heterodoxie gestanden hatte, den späterhin bald die Orthodoxen, bald die Heterodoxen für den Ihrigen erklärt, oder den auch,

nach den Umständen, weder jene, noch diese für den Ihrigen anerkannt hatten; Leß sah sich allgemach in die Kathegorie der Orthodoxen versetzt. Nun fing man auch an, ihn in öffentlichen Blättern strenger und schärfer zu tadeln; Bahrdt sprach in seinem Ketzeralmanach mit Muthwillen von ihm; sein akademischer Beifall sank und sein Hörsaal stand endlich ganz leer. Was war also natürlicher, als daß Leß wünschte, sich zurückziehen zu können. Nichtsdestoweniger ernannte ihn der König 1792 an Koppens Stelle zum ersten Hofprediger in Hannover, welche Stelle Leß mit bescheidener Erwähnung dessen, was er fortan noch zu leisten im Stande seyn werde, annahm. Nach Schlegels Tode erhielt er auch die Generalsuperintendentur von Calenberg und die Stelle des ersten geistlichen Raths im Consistorium. Nun aber erlag endlich, unter den Beschwerden dieser neuen Aemter, denen er sich mit erneuerter Jugendkraft hinzugeben schien, sein geschwächter Körper, und er starb am 28. Aug. 1797.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, dessen Wasser die Kraft hatte, die Seelen der Verstorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittenen Ungemachs vergessen zu machen. Eigentlich mußten insbesondere nur diejenigen Seelen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt in neue Körper zurückkehren sollten, damit sie auch zugleich die im Elysium genossenen Freuden vergessen möchten.

Letten machten ursprünglich mit den Litthauern ein einziges Volk aus, und sind also eigentlich ein Stamm der Slaven, oder Finnen. Beide Völker redeten auch einerlei Sprache, und selbst die Namen derselben scheinen im Grunde einerlei zu seyn. Die Provinzen an der Ostsee, welche wir jetzt unter den Namen Liefland, Esthland, Curland, und Semgallen kennen, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und lebten übrigens nach eigener bürgerlicher Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht einmal den Versuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen anfingen. So geschah es, daß sie sich, besonders während der inneren Zerrüttung in Rußland, ganz von demselben abrissen, und späterhin erst dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große seine Rechte auf diese Provinzen wieder geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremische Kaufleute, die einen neuen Handelszweig nach Norden suchten, und auf ihrem Wege nach Wisby auf Gothland, vom Sturme an die Küste Lieflands verschlagen wurden, dieses Land zu besuchen anfingen. Achtzehn Jahre nachher ließ sich ein Augustinermönch, Namens **Meinhard**, nebst vielen andern Deutschen, in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Christenthume und machte sich zu ihrem Bischofe. Allein erst dem dritten Bischofe nach ihm, **Albrecht**, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daselbst einen sichern Grund für seine geistliche Herrschaft zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Bisthums dahin. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts bemächtigte sich der dänische König **Knud** VI. dieser Provinzen, welche aber von einem seiner Nachfolger, **Waldemar** III., für eine Summe Geldes dem deutschen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Bischofe Albrecht gestiftete Schwerdtbrüder-Orden vereinigt war, wieder abgetreten wurden, so daß also der deutsche Orden sich fortan im Besitze von Liefland, Curland, Semgallen und Esthland befand. Jedoch bewirkte endlich die Schwäche des Ordens, der sich außer Stande sah, den Bemühungen des Zaars Iwan II. Wasiljewitsch

welcher diese dem russischen Reiche entrissenen Provinzen wiedererobern wollte, Widerstand zu leisten, im J. 1561 eine völlige Auflösung des ganzen Staates. Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Liefland verband sich mit Polen, und Curland nebst Semgallen ward ein eigenes Herzogthum unter polnischer Hoheit, welches der letzte Heermeister des deutschen Ordens, Gotthard Kettler, von dieser Krone zum Lehen erhielt. Von dieser Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchen sich Schweden, Russen und Polen fast ein ganzes Jahrhundert stritten. Doch wäre es während dieses Zeitraums beinahe ein eigenes Königreich geworden. Aber zuletzt behielt Schweden die Oberhand, und in dem Frieden zu Oliva im J. 1660 vereinigte es diese Provinz mit Esthland. Beide Länder kamen endlich durch den nystädtischen Frieden 1772 an das russische Reich, und bilden jetzt die Statthalterschaft Riga und Reval. — Liefland gränzt gegen Osten an Ingermännland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Westen an die Ostsee und gegen Norden an den finnischen Meerbusen. Es ist fruchtbar an Gras und Getraide, und besteht aus zwei Landschaften, Esthland und Liefland (Esthen und Letten) wovon das erste am finnischen Meerbusen, letzteres aber gegen die curländischen und polnischen Gränzen liegt. Die Letten sind größtentheils Leibeigen; ihr ehemals hartes Schicksal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem sie von ihren adeligen Tyramen gehalten wurden, ist durch eine kaiserliche Verordnung vom J. 1804 sehr gemildert worden. Außer ihnen befinden sich noch viele Deutsche, Russen und Schweden im Lande. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienst. Im J. 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfassung: aus Liefland wurde die rigaische, und aus dem sonst damit vereinigten Esthland die revalische Statthalterschaft errichtet. Doch stellte Kaiser Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, jetzt aber in fünf Kreise eingetheilt: in den rigaischen, arensburgischen, dörptischen, wendischen und den pernauischen. Die Größe der Statthalterschaft wird auf 938 Quadratmeilen mit 530,000 Einwohnern angegeben.

Lettres de Cachet, s. Cachet.

Leuchtethurm, s. Pharus.

Leucippus, ein Philosoph der eleatischen Schule und Lehrer des Democrit. Von seinen Lebensumständen ist eben so wenig bekannt, als daß man seinen Geburtsort mit Bestimmtheit anzugeben vermöchte. Nach einigen war er aus Abdera, nach andern aus Elea, wieder nach andern von der Insel Melos gebürtig, und lebte 500 v. Chr. Geburt. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Substanz der Dinge und die Bewegung derselben betreffend, welcher damals die Philosophen beschäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder eines neuen philosophischen Systems, nämlich des sogenannten Atomen-Systems. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Substanz zurückführten. Da dieß nun freilich der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war; so hatten bereits mehrere der ältern Eleatiker einen Mittelweg einzuschlagen versucht, aber immer noch keinen mit ganz glücklichem Erfolge. Leucipp suchte sich nun folgendermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil, sagte er, wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in

einem und ebendemselben Raume vorhanden seyn kann, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, kein Körper irgendwo existiren könnte; ferner, weil jeder Körper in einen kleineren Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich seyn würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß die Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches alles doch ohne Raum unmöglich seyn würde. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Gränze zu denken; also erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; eben so erklärte er auch den Raum für ewig, weil seine Atomen ewig waren. In diesem Raume nun befinden sich eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen; so würden sie zuletzt in nichts hinschwinden. Diese Atomen nun bewegen sich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entstehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann; so können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahre Einheiten bilden, sondern bloße Aggregate, so daß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf bloße Berührung hinausläuft. Ihrem Wesen nach, als Realitäten, sind alle Atomen einander völlig gleich, dennoch von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten, und dadurch läßt sich auch vollkommen die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterschiden sich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, wie sie zusammengesetzt sind. Lage und Ordnung sind aber nur die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entstehen noch andere Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch, der Geschmack u. s. w. So viel man übrigens aus den wenigen auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte sich Leucipp die Entstehung der Welt durch die Bewegung der Atome folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atome rissen sich einige los, fielen auf und durch einander, und verursachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelst welcher sich eben so das Gleiche zu Gleichem gesellte, als sich das Entgegengesetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung der Körper, werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichsam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen, in dieser Haut befindlichen Körper, senken sich niederwärts und verdünnen durch ihr gegenseitiges Reiben die umschließende Haut. Die niederwärts gesenkten Körper machen die Erde aus; die Haut selbst entzündet sich zuletzt, und durch diese Entzündungen entstehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Gestalt; die übrigen Elemente, Wasser, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das feinste, leichteste und flüchtigste, machte er zur Weltseele, zum Princip des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren diese letztern Modificationen, nach Leucipp, nicht in der Natur der Atome, sondern blos in der Art ihrer Zusammensetzung begründet. Das Seelenwesen (die Feueratome) ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Le-

:n aufhört. Die Weltseele ist eben so wie alles übrige, blos ein Werk es blinden Zufalls. Denn eine verständige Schöpfung nach Zwecken, heint von Leucipp nicht anerkannt worden zu seyn; auch ist in seinem System nie die Rede von Göttern.

Leucothoe, Tochter des Archamus, Königs von Achämenia, nd der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Da aber die frühere Geliebte desselben, die Klythie, darüber in Zorn gerieth und dem Va- er der Leucothoe das Liebesverständniß seiner Tochter mit dem Apollo errieth; so ließ dieser sie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber erwandelte sie in eine Weihrauchsstaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schicksals, aus dem Grabe der- elben hervorsproßte.

Leuthen, ein niederschlesisches Dorf im Fürstenthume Breslau, egen die Neumark und die liegnitzischen Gränzen zu gelegen, ist wegen er Schlacht berühmt, in welcher Friedrich II. in der Nähe desselben, m 5. Dec. 1757, einen großen Sieg über die Oesterreicher erfocht, in Folge dessen er noch in demselben Jahre Breslau wiedereroberte und en Feind aus Schlesien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Physiker, wurde 1632 u Delft geboren und zeichnete sich insbesondere durch die Verfertigung einer Mikroskop- und Brillen-Gläser aus. Seine übrigen Entdeckun- en, von denen einige von anerkanntem Nutzen, andere hingegen wahr- aft chimärisch sind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern ehört sein System der Saamenwürmer, welches er, statt des Systems der Eier, zum Princip der Zeugung machen wollte. Diese Hypothese, welche anfangs den Reiz der Neuheit für sich hatte, ward ald vergessen. Leuwenhöcken fehlte es überhaupt sowohl am eigentlichen Studium, als besonders am tieferen Scharfsinn, welcher allein im Stande ist, Licht über die Wissenschaften zu verbreiten. Doch muß an es ihm Dank wissen, zur Entdeckung der Keime beigetra- en zu haben, welche, wie ein gewisser Philosoph behauptet hat, allein n Stande ist, den Atheismus zu widerlegen. Er starb im J. 1725. u Delft, in der alten Kirche, ist ihm ein prachtvolles Grabmahl mit iner hochtönenden Grabschrift errichtet worden. Er hat in holländi- cher Sprache verschiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: rcana naturae detecta, in 4 Quartbänden (Delft, 1695—1719), ns Lateinische übersetzt, und nachher (Leyden, 1722) wieder aufgelegt orden sind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande seine Briefe an die königliche Gesellschaft zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante, die (aus dem Ital. il levante, Franz. le levant, der Osten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen lle diejenigen Länder, welche um das mittelländische Meer, überhaupt ach dem Morgen zu, liegen. Im engeren Sinne, und besonders bei en Engländern, werden darunter nur die asiatischen, am Archipela- us belegenen Küsten, von Konstantinopel an bis hinunter nach Ale- andrien in Aegypten, verstanden. In dieser im engeren Sinne genom- enen Levante (türkisch Anadoly), welche ungefähr das alte Klein- sien in sich begreift, sind unter den Handelsstädten, außer den beiden enannten Städten, noch Smyrna, Scanderona (Alexan- rette) und Aleppo berühmt. Diese eigentliche Levante steht un- r türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Clima, viele Berge, aber uch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes sind: Getraide,

Reis, Tabak, Südfrüchte, Oliven, Baumwolle, Seide, Kämelhaare (von der angorischen Ziege) und mehrere Mineralien. Der sogenannte levantische Kaffe wächst nicht in der Levante, sondern in Arabien. Der wichtigste Platz für den dortigen Handel ist Smyrna (türkisch Ismir), eine große Stadt an einem Meerbusen des Archipelagus, mit wenigstens 100,000 Einwohnern, unter welchen sich viele Juden und Europäer (daselbst Franken genannt) befinden.

Lever, das, (franz. le lever, das Aufstehen) bedeutet die Aufwartung, welche regierenden Personen bei ihrem Aufstehen gemacht wird. In Frankreich hatte man ehemals das große und das kleine Lever (le grand et le petit lever). Bei ersterm wurden, außer dem eigentlichen dienstthuenden Kammerstaate, nur begünstigte Personen zugelassen; letzteres hingegen bestand aus dem ganzen Hofstaate. S. Coucher.

Lexicon (ein Wörterbuch). Unter den griechischen Wörterbüchern ist das Onomasticon, welches Julius Pollux 180 n. Chr. Geb. schrieb, eins der ältesten. Hesychius von Alexandrien, von dessen Zeit man nur sagen kann, daß er in dem Zeitraume von 201 bis 600 gelebt hat, schrieb zuerst unter den Christen ein griechisches Lexicon, welches er Glossarium nannte. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften gab Johann Crestonus (Crastonus; Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war), im J. 1483 das erste griechisch-lateinische Wörterbuch zu Vicenza heraus. Unter den Römern schrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerst ein lateinisches Wörterbuch; ein ähnliches gab Papias im eilften Jahrhunderte heraus. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erste lateinische Lexicon. Es wurde 1450 zu Mainz unter dem Titel Chatolicon gedruckt. Unter den Deutschen war Johann Reuchlin der erste, welcher ein lateinisches Lexicon schrieb. Das erste hebräische Wörterbuch schrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im neunten Jahrhunderte. Aehnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1505, und Johann Förster zu Basel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) schrieb im eilften Jahrhunderte das erste talmudische Wörterbuch. Das erste arabische Lexicon unter den Christen gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in spanischer Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erste syrische Lexicon schrieb Andreas Masius 1571 zu Antwerpen, das erste äthiopische und amharische Hiob Ludolf 1661 zu London, das erste americanisch-peruvianische Dominicus a. S. Thoma im sechszehnten Jahrhunderte, das erste japanische Johann Ferdinand, das erste deutsche der Erzbischoff zu Mainz Rabanus Maurus († 859), das erste deutsche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Cölln, und das erste hebräisch-griechisch-lateinische Sebastianus Münster 1530 zu Basel. Das älteste Gelehrten-Lexicon (welches aber verloren gegangen) schrieb Callimachus v. Chr. Geb.; jetzt ist das von Suidas aus dem eilften Jahrhunderte das älteste. — Lexicograph heißt derjenige, welcher ein Lexicon schreibt.

Leyden, eine große, volkreiche, schöne, und nach Amsterdam die größte Stadt in Süd-Holland, am alten Rheine, der aber nur wie ein Graben aussieht, hatte in 10,900 Häusern ehemals nahe an 48,000 Einwohner (nach andern gar 109,000), die aber im J. 1796 auf 30,955 heruntergesunken waren. Die dortige Universität, welche 1575 gestiftet

wurde, zeichnet sich durch den berühmten botanischen Garten, das anatomische Theater, das astronomische Observatorium und durch die kostbare Bibliothek mit ihren seltenen Manuscripten aus. Am 6. Nov. 1815 wurde sie aufs Neue eingeweiht, bei welcher Gelegenheit ihr auch der König das reiche, ehemalige Erbstatthalterische, nun wieder aus Paris zurückgekommene Naturalienkabinet zum Geschenk machte. Ausser mehreren vorzüglichen öffentlichen Gebäuden bemerken wir nur die vortrefflichen Gärten mit ihren Gewächsen. Die Stadt selbst war die vierte im Range derjenigen Städte, welche Deputirte zur Versammlung der Provinz Holland schickten. In der Nähe wird die beste holländische Butter, auch sehr viel Käse verfertigt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals auch die vielen hiesigen Buchdruckereien aus. Johann Bockolt, der Schneider, der sich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münster aufwarf, ist hier geboren worden. Im J. 1574 starben, während der spanischen Belagerung, an Hunger und Pest über 6000 Menschen; eine Belohnung für diese muthig überstandenen Drangsale war die Universität. Leyden ist der Hauptplatz für die Wollfabriken, und den daraus folgenden inländischen Wollhandel, welchem die geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gasse eine der schönsten Straßen in Europa ist) und die vielen breiten Canäle zu großer Bequemlichkeit dienen. Doch sind von den ehemals daselbst vorhandenen 100 Tuchfabriken nur noch 20 im Gange, und in der letzten Zeit haben auch diese so sehr abgenommen, daß man, statt 25,000, jetzt jährlich nur noch 2000 Stück Tuch verfertigt. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, durch dessen Explosion, welche man 6 1/2 Meile weit hörte, die zu beiden Seiten des Canals stehenden Häuser zusammenstürzten, und eine sehr große Menge Menschen ihr Leben verloren. Der Schaden ward auf anderthalb Millionen Gulden geschätzt.

Leydner Flaschen, s. Flaschen.

Leydner (Kleistisches) Vacuum ist eine belegte Flasche, aus welcher man bei elektrischen Versuchen die Luft ziehen, und damit Erscheinungen des elektrischen Lichts im luftleeren Raume darstellen kann.

Leyen (zur Leyen), Schloß und ehemalige Herrschaft im Kurtrierschen, nun aber zum preussischen Großherzogthum Niederrhein gehörig, an der Mosel, zwei Meilen von Coblenz, seit 1803 zum französischen Departement des Rheins und der Mosel gehörig, ist das Stammhaus des reichsgräflichen Geschlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg, und enthielt auf 8 Meilen 19,000 Unterthanen und 85,000 fl. Einkünfte. Da die Familie keine Kreisstimme gehabt, auch keine Kriegskosten getragen hatte: so ist ihr, nachdem der größte Theil ihrer Besitzungen in französischen Besitz gerathen, in Regensburg keine Entschädigung zugetheilt, und sie auf die Aufhebung des Sequesters verwiesen worden. Dagegen wurde der Graf Philipp Franz, durch Verwendung seines Oheims von mütterlicher Seite, des Fürsten Primas, i. J. 1806 Mitglied des Rheinischen Bundes, und erlangte als solches die fürstl. Würde, und die Souverainität über die kleine Grafschaft Geroldseck, welche sein Haus seit 1711 als Oesterreichisches Lehn inne gehabt, und die zwischen der Kinzig und dem Rhein, mitten im Badenschen Gebiete liegt. Zum Rheinischen Bunde stellte dieses Ländchen ein Contingent von 29 Mann. Bey dem i. J. 1813 erfolgten Umschwunge der Dinge in Deutschland wurde dem Fürsten die Selbstständigkeit nicht

bewilligt, sondern das Land occupirt, und vermöge des 52. Art. des Kongreßinstrumentes dem Hause Oesterreich zugetheilt. Vermuthlich wird dasselbe in Zukunft einen Bestandtheil des Großherzogthums Baden ausmachen.

Leyer (deutsche Leyer, lira tedesca, Bauern-Leyer, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kasten, der auf einer Seite dem untern Theile einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet sich eine Art Claviatur, welche aus 10 bis 12 Tangenten besteht, durch welche die zwei Saiten, welche innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatonischen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mit der rechten Hand vermittelst einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tangenten bewegen. Leyerorgel (Tragorgel) ist ein von der Leyer verschiedenes Instrument, ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel in Umtrieb gebracht wird. Auf dieser Walze befinden sich verschiedene messingene oder eiserne Stifte, die durch Berührung der innern Tangenten den Wind in die Pfeifen bringen.

L'Hombre (L'Hombrespiel) wurde nach Einigen im J. 1430 von den Spaniern erfunden, von denen es die Mauren kennen lernten. Man spielte es anfangs mit der Trappolier-Karte.

Libanon oder Antilibanon sind zwei parallellaufende Gebirge in Syrien, welche Palästina nördlich begrenzen. Berühmt sind die Cedern von Libanon, dessen Wälder den Phöniziern das Holz zum Schiffbau darboten. In diesen Gebirgen wohnt jetzt das Volk der Drusen.

Libatio war bei den Römern eine Art von Opfer, welche darin bestand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen, auf den Altar legte und etwas davon verbrannte: oder man goß auch etwas Wein auf den Altar. Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geschahen Libationen, indem man den Laren etwas Speise in das Feuer auf dem Heerde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tisch u. s. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei den Leichen geschah die Libation erst den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung und zwar besonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeiten zu beschließen. Bei den Opfern mußte der Priester den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten und eben dasselbe auch diejenigen thun lassen, welche das Opfer brachten. Diese Handlung hieß libare (delibare), welches daher etwas eben anrühren oder kosten, bedeutet.

Libau, eine kleine russische Handelsstadt und seichter Hafen an der Ostsee in Curland, hat meistens hölzerne Häuser, eine ansehnliche lutherische Stadtkirche, eine katholische Kirche, eine gute Schule und wohlhabende Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist bedeutend; man glaubt ihn jedoch durch Vertiefung des Hafens noch beträchtlicher zu machen.

Libell (libellus), eigentlich ehemals bei den Römern eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, besonders der gerichtliche Anschlag bei Auctionen, welcher öffentlich angeschlagen wurde; bedeutete dann auch jede Klagschrift, welche der Ankläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell sagen); ferner die Bittschreiben an die Kaiser und Sendschreiben derselben

n den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Jolk. Libellus delatorius bedeutete eine heimliche Denunciation, welhe durch heimliche Auflaurer gemacht wurde. Libellus famosus war in eigentliches Pasquill (Schmähschrift), worin die Ehre eines andern ngegriffen wurde. Unter August wurden die Urheber derselben verrannt; gleichergestalt sprach ihnen das Gesetz der zwölf Tafeln den Tod zu. War das Pasquill jedoch unbedeutend, so wurden die Verfasser geprügelt, auch wohl nur mit Ehrlosigkeit belegt.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, bei welchem nan sich den Begriff eines Lösers und Befreiers dachte. Ursprünglich var Liber ein alt-italienischer Gott der Zeugung und Verpflanzung, er seinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) atte. Er wurde mit der Libera und der Ceres gemeinschaftlich verehrt.

Licent (vom Lat. licere; erlauben) bedeutet also im Allgemeien die Bewilligung, welche der Regent den Unterthanen ertheilt, dieß der jenes zu thun. Für diese Bewilligung mußten die Unterthanen ine gewisse Steuer zahlen, und eine solche Steuer nennt man vorzugsveise Licent. So wird für die erlaubte Ein- und Durchfuhr fremder Waaren, z. B. in Sachsen für die erlaubte Einfuhr des Salzes und Eisens, ein Licent bezahlt. Im weitern Sinne nennt man aber auch ede Auflage auf einheimische Handelsartikel und Victualien Licent.

Licentiat ist auf Universitäten der Titel desjenigen, dem, nach iberstandenem Examen, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu weren, und welcher bis dahin, wo er diese Würde selbst erhält, alle Vorechte und Vorzüge eines Doctors selbst genießt.

Licht ist einigen Körpern in der Natur, z. B. der Sonne, den Fixsternen, brennenden und glühenden Körpern, leuchtenden Insekten ind Würmern, faulem Holze u. s. w. eigen; andere dagegen müssen rst erleuchtet werden, wenn sie leuchten sollen, und diese werden daher unkle Körper genannt. Das Licht ist ein wirklich vorhandenes, subtantielles Wesen, ein Stoff oder eine Materie. Das Gegentheil vom ichte, Finsterniß, darf aber nicht für eine wirkliche Substanz gehalten verden. Die Erfahrung lehrt, daß sich das Licht in geraden Linien ortsetzt, und daß diese Linien, die man Lichtstrahlen nennt, sich ach allen Seiten ausbreiten. Dieß heißt die Expansibilität Ausdehnbarkeit) des Lichts. Licht wird als imponderable (unwägare) Substanz, durchaus von keiner Schwerkraft verändert; daher reitet es sich bis ins Unendliche aus, und dieses wird die Contiuität (Beharrung) desselben genannt. Seine Geschwindigkeit übereigt alle Vorstellung, und kann eben deshalb physisch nicht wohl geessen werden. Daß aber das Licht doch wirklich Zeit gebrauche, um ch zu verbreiten, lehrt z. B. die Abirrung des Lichts. Den sichersten athematischen Beobachtungen nach durchläuft das Licht den Weg von er Sonne bis zur Erde in 8 Minuten 7 1/2 Secunde, also in jeder Secunde 40,000 geogr. Meilen. Die Geschwindigkeit des Lichts ist daer 10,310 Mal größer, als die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Erde um die Sonne bewegt; sie übertrifft die Geschwindigkeit des Schalls ast um 976,000, und die einer Kanonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal. Die Schwäche des Lichts nimmt in eben dem Grade u, in welchem die Fläche sich vergrößert, welche von den Strahlen rleuchtet wird. Geht man z. B. von einem Lichte so weit weg, daß nan nur eben noch eine Schrift lesen kann: so wird man vier Lichter nzünden müssen, um in einer doppelten Entfernung eben so lesen zu önnen. Fallen die Lichtstralen schief auf die Fläche, so vermindert sich

die Kraft derselben noch merklicher. So wird z. B. eine Ebene nur halb so stark von der Sonne erleuchtet, wenn sie den Strahlen unter einem Winkel von 30 Graden entgegengekehrt wird. Daher erwärmen auch die im Winter schräg auffallenden Sonnenstrahlen die Erde weniger, als im Sommer, wo sie gerade fallen. Das Licht wird ferner geschwächt, wenn es durch durchsichtige Körper, z. B. durch die Luft, durch Glasscheiben, durch Wasser geht. Ueber die Natur und das eigentliche Wesen des Lichts sind die Physiker noch sehr in Zweifel. Newton lehrte, daß das Licht als eine eigenthümliche Materie von den leuchtenden und erleuchteten Körpern ausgehe. Dieß ist das bekannte Emanationssystem, welches an Euler einen entschiedenen Gegner gefunden hat. Aber Euler selbst stützte sich dabei auf unsichere Gründe und unbündige Schlüsse. Er nimmt eine feine, elastische, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur der leuchtenden Körper darin bestehe, daß ihre Oberflächen sich in einer beständigen, schnell auf einander folgenden zitternden Bewegung befinden, wodurch der umgebende Aether eben so bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite (Vibrationssystem). Allein, wer sieht hier nicht das Willkührliche in dieser Erklärung? Wo findet sich der Beweis für das Daseyn eines solchen Aethers? Das Emanationssystem ist demnach durch Euler durchaus nicht entkräftet; vielmehr erklärt es diejenigen Erscheinungen, welche wir bisher an dem Lichte bemerkt haben, besser, als sonst irgend eine Theorie.

Lichtenau (Gräfin), stammte von geringen Eltern ab. Ihr Vater, ein gewisser Enke, war Trompeter bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente gewesen, und hatte in einem Winkelgäßchen der Hauptstadt, nach erhaltenem Abschiede, eine Wirthschaft etablirt, in welcher selbst für die verworfensten Freuden der Sinnlichkeit reichlich gesorgt wurde. Ihre Mutter, ein ganz gemeines Weib, speculirte dabei am meisten auf die Reize der beiden aufblühenden Töchter. Die ältere ward deswegen als Figurantin bei der großen italienischen Oper, aufs berliner Theater gebracht, zog bald die Augen vornehmer Wüstlinge auf sich, und richtete mit deren Unterstützung ein eigenes Hauswesen ein, welches durch die Besuche mancher Herren aus den ersten Ständen, beglückt und erhalten wurde. Die jüngere Schwester Wilhelmine, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, vertrat die Stelle einer Aufwärterin, und wurde von der ältern oft sehr grausam behandelt. Der damalige Kronprinz, welcher gleichfalls zu jenen Tempeln geheimer Freuden wallfahrtete und an der ältern Enke vielen Geschmack fand, sah einstens die grausame Behandlung des jungen interessanten Mädchens mit an, ward dadurch aufs äußerste indignirt, nahm die Gemißhandelte in Schutz und führte sie noch in derselben Nacht ihren Eltern wieder zu, denen er befahl: für die sorgfältige Erziehung der Kleinen die nöthigen Einrichtungen zu treffen und die Kosten derselben von ihm ohne Rückhalt zu fodern. Inzwischen würde Wilhelmine Enke wahrscheinlich ganz vergessen worden seyn, wenn die Flucht ihrer ältern Schwester mit einem russischen Grafen, nicht dem seiner Favorite nunmehr beraubten Prinzen, die jüngere Schwester nach Jahresfrist wieder lebendig in Erinnerung gebracht hätte. Er verlangte sie zu sehen, und erstaunte über die herrlich aufgeblühete Schönheit des Mädchens. Entzückt durch die Naivetät, Grazie und kunstlose Dankbarkeit des jetzt noch schuldlosen Geschöpfs, faßte er augenblicklich den Entschluß: diese aufblühende Rose nicht eher zu entblättern, als bis sie

ihm mehr als augenblicklichen Genuß gewähren könnte. Er nahm sie daher aus ihrem väterlichen Hause, brachte sie nach Potsdam in das Haus eines seiner Getreuen, ordnete ihr eine besondere Aufseherin, wie auch geschickte Lehrer zu, und kam selbst fast täglich, um sie zu unterrichten und ihrem Geiste eine feinere Ausbildung zu verschaffen. Physisch noch nicht entweihet, war Wilhelminens Phantasie jedoch schon früh vergiftet worden, und ihr feuriges, aufbrausendes Temperament hatte bei der früher erhaltenen knechtischen Erziehung nur dazu gedient, den Samen der Verstellung und Heuchelei schnell zu entwickeln. Ihre Liebe zu dem Prinzen war die erste auflodernde Glut mächtig gereizter Sinnlichkeit, und als sie die Freuden sinnlicher Liebe kennen gelernt, war sie im höchsten Grade eifersüchtig und wüthete wie eine Megäre, sobald sie nur einen Schatten erhaschte, der ihrer Eifersucht die mindeste Nahrung gab. Es entstanden daraus zwischen ihr und dem Prinzen häufige Zänkereien, die zu den pöbelhaftesten Resultaten führten, wobei jedoch des Prinzen Liebe unerkältet blieb. Um diese Zeit kehrte die ältere Schwester, mit dem Titel einer Gräfin geschmückt, von ihren Reisen zurück, und der große König hatte zugleich manches über die Verhältnisse seines Neffen erfahren, wodurch es zu einer Erklärung kam, die den Prinzen bewog, schleunige Anstalten zur einstweiligen Entfernung seiner Schönen zu treffen. Wilhelmine Enke reisete also mit ihrer gräflichen Schwester und einer zahlreichen Bedienung nach Paris ab, während der Prinz durch interimistische Liebeleien sich schadlos für ihre Entfernung zu halten suchte. In Paris ward sie nicht nur Vestris Schülerin, sondern auch unter Anleitung ihrer schon kunsterfahrenen Schwester, die vollkommenste französische Courtisanne. Hier übte sie sich in der Kunst zu cabaliren und Intriguen anzuspinnen, und hier entwarf sie in Gemäßheit ihres verwahrloseten Charakters, den festen Plan: das Herz ihres königlichen Gebieters nicht mit leichten Rosenbanden an sich zu fesseln, sondern es mit unumschränkt tyrannischer Gewalt zu beherrschen. Bei ihrer Rückkehr ward der Prinz durch ihre erworbenen Vollkommenheiten mehr als je vorher bezaubert, und jetzt schon wußte sie sich einen so entscheidenden Einfluß über ihn zu verschaffen, daß er sich oft für Menschen verwendete und sie dadurch in bedeutende Staats-Aemter brachte, die kein anderes Verdienst hatten, als ihm von seiner Favorite empfohlen zu seyn. Der große König durchschauete aber das geheime Spiel der Intrigue, und es erfolgte daher jene sehr ernsthafte Weisung an alle Collegien: nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewissen hohen Person bei Anstellungen Rücksicht zu nehmen! Um dieselbe Zeit fügte es der Zufall, daß die Enke, ohne ausweichen zu können, im Schloßgarten mit dem großen Monarchen zusammentraf. Ihr wurde eine derbe Weisung und zugleich der Befehl ertheilt: den ersten besten Mann zu nehmen, in welchem Falle für reichliche Aussteuer gesorgt werden solle. Die Wahl fiel endlich, nach langen Debatten, auf einen gewissen Ritz, den Sohn eines königlichen Gärtners in Potsdam, welcher den zärtlichen Verhältnissen der Gattin mit dem königlichen Liebhaber auf keine Weise hinderlich seyn mochte. Madame Ritz blieb also in ununterbrochener Gunst des Prinzen, und als dieser den Thron seines großen Oheims bestiegen hatte, wurde der Einfluß der Madame Ritz, deren Ehemann sogleich zu einer ansehnlichen Ehrenstelle befördert worden, fast allmächtig. Da inzwischen ihre eigenen Reize allmählig verblühet waren, hielt sie es für gerathen, wo nicht die Kupplerin, doch die Beförderin der neuen Liebschaften ihres königlichen Freundes zu werden. Es ist we-

nigstens factisch erwiesen, daß die Bedingungen, welche der Monarch seiner neuen edlern Geliebten, der Gräfin J .... bewilligte, so wie das für sie bereitete kostbare Kinder- und Wochengeräthe, mit Madame Ritz besprochen, auch letzteres von ihr selbst eingekauft wurde. Wie wenig sie durch jene neue Liebschaft an Einfluß verloren hatte, bewies schon der Umstand, daß der prächtige Bau ihres Schlosses zu Charlottenburg damals mit einem Luxus aufgeführt wurde, der in der preußischen Monarchie kaum seines gleichen fand. Das Trauerzimmer, worin ihr Sohn, der Graf von Brandenburg gestorben, ward mit besonderer Pracht verziert, und hier mußte auch, mit Hülfe theurgischer Gaukelei, der Geist des früh Verstorbenen dem königlichen Vater erscheinen, um ihn an das der Mutter geleistete Versprechen: sie unter keinen Umständen von sich zu entfernen, zu erinnern. Eine Gaukelei, die ihres Zwecks keinesweges verfehlte. Durch eben so nichtswürdige Mittel hatte sie bewirkt, daß ihrer Schwester in der neuen leipziger Straße ein prachtvolles Wohngebäude erbauet, dasselbe aufs prachtvollste möblirt, dazu ein Geschenk von mehrern 1000 Thalern gefügt war, auch ihren beiden Brüdern sehr einträgliche Stellen ertheilt wurden. Ja, ihre Gewalt war so begründet, daß selbst des Königs neue Geliebte (nach dem Tode der J ....) dieselbe nicht zu schwächen vermochte. Gräfin Julie mußte vielmehr den Platz räumen, so feurig sie der Monarch auch liebte. Man schreibt die entschiedene Theilnahme des Monarchen am französischen Revolutions-Kriege und besonders den unglücklichen Zug nach Champagne, hauptsächlich auf Rechnung der Intriguen von Madame Ritz. Mit wie vielem Rechte, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Daß aber ihr Einfluß auf die Zerrüttung der so trefflich vom großen Könige aufgezogenen und bis dahin im regelmäßigen Gange erhaltenen preußischen Staatsmaschine, der verderblichste war; daß eine Menge unnützer Creaturen durch ihre Protection befördert und bereichert wurden; daß der Ruin der preußischen Finanzen größtentheils ihr Werk gewesen, und daß selbst die sonst helle Urtheilskraft des gutmüthigen Monarchen, durch die bübischen Künste ihrer Helfershelfer bis zum thörichtsten Aberglauben benebelt wurde, um dem schändlichsten Intriguen-Spiele freie Bahn zu machen; wer mag diese Thatsachen in Abrede stellen? Während des Zugs nach Champagne, hielt sie einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa, mit dem Glanze einer Königin. Täglich wurden Staffetten abgesendet und erhalten, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Ritz auf den Gang der Ereignisse bedeutenden Einfluß hatte, wie sie denn wiederum hauptsächlich von französischen Emigranten, die ihr den Hof machten, geleitet wurde. Von ihrer nachmaligen pompösen Reise nach Carlsbad, Pisa, Rom und Wien, sind die scandalösesten Anekdoten in Umlauf. Während dieser Reise, ward ihre Ehescheidung von Hrn. Ritz gerichtlich vollzogen; der Kaiser erhob sie dann unter dem Namen von Lichtenau, in den Grafenstand, und in dieser Qualität wurde sie der Königin von Preußen vorgestellt. Sie spielte ihre glänzende Rolle bis zum Tode des Königs Friedrich Wilhelms II. fort, und behauptete sich bis zum letzten Momente in seiner Gunst. Unter der Regierung des gerechten Friedrich Wilhelms III. erschollen so viele Klagen und Beschuldigungen gegen die Lichtenau, daß eine Untersuchung derselben dringende Foderung der höchsten Gerechtigkeit wurde. Aber diese Gerechtigkeit war mit so vieler Humanität und kindlicher Schonung gegen das Andenken des verewigten Monarchen verbunden, daß die Lichtenau, obgleich sie anfänglich in Verwahrsam

auf eine schlesische Festung gebracht ward, des größten Theils ihrer Beute in Ruhe und gewohnter Pracht genießen durfte. Sie ist in mehreren Druckschriften der schmählichsten Verbrechen beschuldigt worden; aber sie hat auch ihre Vertheidiger gefunden, und sie selbst hat es gewagt, eine Vertheidigungsschrift in zwei Theilen, welcher viele Original-Briefe, die empfangen und geschrieben, als Rechtfertigungs-Documente beigefügt sind, in alle Welt ausgehen zu lassen. Diese muß man lesen! Ob sie aber genügen werde, der Lichtenau einen andern Platz, als neben ihren berüchtigten Mitschwestern, der Pompadour und Du Barry anzuweisen? möchte eher verneinet, als bejahet werden!

Lichtenberg (Georg Christoph), königl. großbritannischer Hofrath und Professor der Physik zu Göttingen, war am 1. Jul. 1742 zu Oberramstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, geboren, und das jüngste und zwar achtzehnte Kind aus derselben Ehe. Er erhielt schon frühzeitig durch den Unterricht seines Vaters einige Kenntnisse in den physikalischen Wissenschaften, und besuchte, nach dem Tode desselben, das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein achtes Jahr hatte er einen gesunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen der Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrad verrenkt hatte, und er bekam einen verwachsenen Körper. Schon in seiner Jugend hatte die Astrognosie einen besondern Reiz für ihn, dessen er sich noch im spätern Alter mit Vergnügen erinnerte, und als Schüler hielt er bereits einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästners Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von diesem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterstützte den fleißigen Jüngling in der Absicht, ihn dereinst als Professor dieser Wissenschaft in Giessen anzustellen, oder sich seiner beim Wasserbau am Rheine zu bedienen, wo ohne tiefere Kenntnisse der Mathematik und Physik Misgriffe nicht zu vermeiden sind. Die Rede in deutschen Versen, welche er bei seinem Abgange vom Gymnasium hielt, und welche von der wahren Philosophie und philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm schon damals einen ungemeinen Beifall und verschaffte ihm Gönner, die ihm seinen Weg von nun an sehr erleichterten. In einem Alter von 19 Jahren gieng er 1763 nach Göttingen, wo er sich dem Studium der gesammten Wissenschaften hingab, eine Methode, die er selbst späterhin tadelte, und mit einem Baue nach zu groß und zu weit angelegtem Plane verglich. Er fing nun an, sich den astronomischen Betrachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit solcher Aufmerksamkeit, daß er dessen Dauer auf sechs Secunden setzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben sollte. So beobachtete er ferner mit Kästner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Juni 1769, die Cometen von 1770 und 1771, so wie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingischen Societät der Wissenschaften überreichte. So verfertigte er auch in dieser Zeit Mondkarten, sehr sauber getuscht, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen, welche er hernach Kästner gab, der sie als ein schätzbares Denkmal von Lichtenbergs künstlerischer Hand wie ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn sein Vaterland zurück; er sollte Professor der Mathematik in Giessen werden. Aber man bot ihm eine außerordentliche Professur an, die Lichtenberg jener Anstellung vorzog und in seinem 27sten Jahre antrat. Im Mai

desselben Jahrs hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den englischen Astronomen, sondern auch dem Könige selbst, der ihn sehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als nunmehriger Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein deutsches Program an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels handelte. D'Alembert und Beguelin verwirrten den Fragpunct, indem sie hierauf antworten wollten; Lichtenberg zeigte jedoch in seiner Replik, welche Klarheit und Deutlichkeit in Behandlung solcher Gegenstände ihm beiwohne. Als der König außer Göttingen auch die astronomische Bestimmung mehrerer Oerter seiner deutschen Staaten unternommen sehen wollte, so maß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 73 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayers Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondkarte und ein Verzeichniß der Mondflecke hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend erwies, veranlaßte seine zweite Reise dahin, wo er am 23. Sept. 1774 ankam. Hatte sein erster dortiger Aufenthalt schon unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung sehr glücklich gewirkt, so war dieß noch viel mehr der Fall bei seinem zweiten. Nun vollkommen mit der Sprache vertraut, besuchte er, wo diese Nation allein recht lebendig kennen zu lernen ist, die Schauspiele mit Liebe und mit einem Nutzen, den nur wenige Ausländer aus denselben zu ziehen vermögen. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und über das englische Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarths lebenvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler sich nur immer selbst hätte wünschen können, und wie er ihn unter seinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hat. Indessen blieb auch dießmal die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk, wovon seine Bemerkungen über Horosbys Observatorium (Deutsch. Mus. Jan. 1776) und über das große Barometer von Coyn (Gött. gel. Anz. 1775. S. 97) einen Beweis geben. Uebrigens befand er sich dort viel mit Joh. Reinh. Forster zusammen, der eben von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt war, mit dessen trefflichem Sohne, Georg Forster, er damals schon die Freundschaft schloß, die hernach unter beiden vorhanden gewesen ist. Er ward auch dießmal von dem Könige sowohl, wie von der übrigen königlichen Familie, mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt, und kehrte 1775 von dort nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da sein Freund Erxleben gestorben war, über Experimental-Physik nach dem Handbuche desselben, welches er hernach noch viermal, als dritte bis sechste Ausgabe, auflegen ließ. Im J. 1788 erhielt er den Titel eines königl. großbritannischen Hofraths und darauf kurz vor den Unruhen einen sehr vortheilhaften Ruf nach Leyden, den er aber nicht annahm. Eine Schilderung dessen, was er von nun und in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens für sein Hauptfach dachte, schrieb und lehrte, dürfte als sehr interessant hier am rechten Orte stehen. Er hielt Vorlesungen über Experimental-Physik, welche in zwei Semester zerfiel, über angewandte Mathematik, nämlich Astronomie, mathematische Geographie, Theorie der Erde und Meteorologie. Daneben las er in andern Stunden bald über reine Mathematik, bald über

Algebra. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von ausnehmendem Werthe, und sein Apparat zu denselben, den er sich theils aus England, theils von sämmtlichen berühmten Mechanikern zu verschaffen wußte, wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon im J. 1789 kaufte die Universität diese treffliche Sammlung von Instrumenten für eine jährliche Leibrente von 200 Thalern, welche nachher bei Lichtenbergs so frühzeitigem Tode auf die Kinder desselben, bis zur Volljährigkeit des Jüngsten, übergetragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und festzuhalten lehrte, so daß sie auch nach seinem Namen benannt worden sind. Im J. 1780 schrieb er eine Fortsetzung seiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels, in welcher abermals einige der sinnreichsten Zweifel geprüft werden, welche d'Alembert gegen die mathematische Berechnung dieses Gegenstandes aufgestellt hatte. Uebrigens stattete er den göttingischen Almanach jährlich mit einer großen Anzahl sehr interessanter und unter populärer Form oft wirklich gelehrter und belehrender Gegenstände aus, so wie er es früher bereits mit den hannöverschen und göttingischen Magazinen gethan hatte. Eine besondere Schrift physikalischen Inhalts von ihm ist seine Vertheidigung des Hygrometers und der Delüc'schen Theorie des Regens, welche zwar erst 1800 nach seinem Tode erschien, aber bereits 1796 geschrieben war. Diese Delüc'sche Theorie war von einem jungen Manne angegriffen worden, und dadurch fand sich Lichtenberg bewogen, dieselbe zu vertheidigen. Als Lavater in den Jahren 1768 bis 1771 durch seine verschiedenen Schriften über die Physiognomik die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, so wurde Lichtenberg, wie so viele andere Gelehrte, über den Misbrauch unmuthig, zu welchem dieses kühne Gewißthun in einer so ungewissen Sache zu führen vermöchte, und schrieb 1773 eine Brochüre Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Diese Brochüre ist voll der witzigsten Satyren, und wird jetzt und immer mit Beifall gelesen werden, wenn sie auch ihr eigentliches Interesse nur in jener Zeit haben konnte. Mit dieser Satyre auf die Physiognomiker noch nicht zufrieden, stattete er das göttinger Taschenbuch mit einem sehr interessanten Aufsatze aus: Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß, worin er das Schwankende der Sache zu zeigen und die Möglichkeit einer wissenschaftl. Physiognomik zu läugnen sucht, derselben aber, als Aggregat von interessanten Bemerkungen, von besonnenen und scharfsinnigen Menschen mit Vorsicht und steter Beachtung anderer Merkzeichen, seinen Beifall gibt. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenbergs Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Jener ließ daher im Nov. des D. Merk. 1777 einen mit Z. unterzeichneten Nachruf erscheinen, worin Lichtenbergs Abhandlung ein angenehmes Geschwätz voll verworrener Gedanken genannt wird, und dann ohne Namen einen kleinen Aufsatz Moses Mendelssohns über Harmonie zwischen Schönheit und Tugend im D. Museum (März 1778) abdrucken, und begleitete denselben mit einer bit-

tern Vorrede, in welcher er, wie er bereits früher mit Obereit gethan hatte, Persönlichkeiten mit der Sache an sich selbst vermischte. Lichtenberg, der sich seines aufrichtigen Strebens nach Wahrheit bewußt war, wurde durch Zimmermanns Anfälle heftig erbittert. Er ließ daher einen Aufsatz in den hamburgischen Correspondenten (1778, Nro. 89.) einrücken, in welchem er thut, als rührten Zimmermanns Angriffe auf ihn von einem groben Nachdrucker her, wobei die Linie offenbar überschritten und von keiner Satyre mehr die Rede sey, jedoch hinzusetzt, daß er in einer Fortsetzung seines Aufsatzes: über Physiognomik ꝛc. jene Anfälle geziemend beantworten werde. Diese Fortsetzung ist jedoch nicht erschienen, vielleicht weil Lichtenberg behauptete, der Streit möchte dann zu weit geführt werden. Als Lavater 1768 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte, und zugleich seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von Lichtenberg aufgenommen, und beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Außer dem bisher Erwähnten ist nun nichts weiter über Physiognomik von Lichtenberg bei seinem Leben erschienen, als sein Fragment von Schwänzen, welches in Baldingers neuem Magazine für Aerzte abgedruckt worden ist. Als der Nachdrucker, Tobias Göbhard in Bamberg, einen Artikel des Buchhändlers Dieterich in Göttingen nachgedruckt, und noch dazu sich deshalb sehr unhöflich öffentlich vertheidigt hatte, erließ Lichtenberg zwei Episteln an denselben, in welchen er die Zunft der Nachdrucker, mit seinem gewöhnlichen Witze, in ihrer ganzen Blöße zur Verachtung des ganzen Publikums darstellte. Hierauf unternahm er mit Georg Forster, der jetzt Professor am Carolinum zu Cassel geworden war, die gemeinschaftliche Herausgabe des göttingischen Magazins der Wissenschaft und Literatur, von dem darauf drei vollständige Jahre (1780—1782) und vom vierten zwei Stücke herauskamen. Während dieser gerieth er mit Voß über dessen Orthographie und mit einem gewissen Superintendenten Ziehen in Zellerfeld über dessen Weissagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland in Streit, und ließ sich von seinem Freunde, dem Buchhändler Dieterich, bewegen, vom J. 1778 an die Herausgabe des göttingischen Taschenkalenders zu übernehmen, welcher sich dadurch den Beifall vor allen seinen Brüdern erwarb. Sein Sinn für Darstellung der Charaktere durch bildende Kunst hatte sich, wie wir bereits gesehen, schon früh offenbart; Beweise davon sind seine Bemerkungen über das englische Theater, über Physiognomik und seine Wahl der Monatskupfer zu den von ihm herausgegebenen Taschenbüchern. Was Wunder also, daß ihn der Charakter-Maler Hogarth unglaublich anzog. Er hatte schon längst dem jedesmaligen göttingischen Taschenbuche einige Blätter Hogarthischer verkleinerter Köpfe beigefügt, und sie mit einem sehr anziehenden Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, war so groß, daß man allgemein zu demselben auch einen vollständigen Nachstich der Hogarthischen Kupfer wählte, und so entstand die Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copieen derselben von Riepenhausen. Es sind davon fünf Lieferungen erschienen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. In den siebenziger Jahren des verflossenen Jahrh., in welchen die verunglückten Nachahmer Göthe's, Klopstocks und Shakespears auftraten, hatte er vor, dieser Nachahmungswuth sich entgegenzustellen, und dieß sollte in einem Buche geschehen, dem er den Titel: Parakletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann seyn könne, von dem auch späterhin einige Bruchstücke in seinen

vermischten Schriften (I. 65) und bald nachher auch in der Bittschrift der Wahnsinnigen abgedruckt wurden; das Ganze ist aber eben so wenig vollendet, als eine andere satyrische Schrift, mit der er schon früher beschäftiget war, das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius. Auch gehörte es einmal zu seinem Plane, ein satyrisches Gedicht zu liefern, das in lockerm Zusammenhange einen Spatziergang unter den Thorheiten des Zeitalters darstellen sollte, von dem er auch bereits die einzelnen Gegenstände entworfen hatte (II. XII.), Von dem Gedichte hat sich nie etwas gefunden. Eben so beschäftigte ihn die Idee, einen Roman zu schreiben, in welchem die Thorheiten und Mängel unsers Zeitalters den Gegenstand der Satyre ausmachen sollten. Auch von diesem Werke ist nichts Ausgearbeitetes vorgefunden worden. Verwandt mit dieser Idee zu einem Romane war sein Vorschlag zu einem Orbis Pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler. Er fing, unterstützt durch die von ihm so hoch gehaltene Talente Chodowieckis, an, diese Idee im göttingischen Magazine auszuführen. Vielleicht hat das Publicum durch keinen unausgeführten Plan Lichtenbergs so viel verloren, als durch diesen. Noch ein unschätzbares, wichtiges Werk hatte er vor, der Welt zu hinterlassen, nämlich die Geschichte seines Lebens. Auch von dieser ist von ihm nichts ausgearbeitet worden. In den letzten Jahren seines Lebens ward dieser große Mann, wahrscheinlich durch die immer mehr zunehmende Entstellung seines Körpers, im eigentlichen Verstande fast menschenscheu, so, daß er nicht nur oft jahrelang sein Zimmer nicht verließ, sondern auch niemanden, außer höchstens ein paar sehr vertraute Freunde, bei sich sehen wollte. Sehr merkwürdig ist eine Stelle aus einem seiner Briefe vom J. 1799, weil sie eine vollendete Prophezeihung der neuesten Zeit enthalten hat: „Die Franzosen haben bei ihren Unternehmungen nur Einen Gesichtspunct, in welchem sie alle zusammenlaufen, und dieses ist der Sturz von England. Zu dieser Absicht schlagen sie eine Burg von Republiken um dieses glückliche Land, nicht um es mit freien Staaten, sondern um es mit sich frei dünkenden, aber eigentlich von Frankreich abhängigen einzuschließen. Zu diesem Belagerungs-Cordon ist ihnen Hamburg und Bremen unentbehrlich, und auf dieses soll jetzt ihr Auge gerichtet seyn." Dieß war übrigens der letzte Brief, den Lichtenberg schrieb. Denn gleich am Tage nach dessen Absendung befiel ihn eine Brustentzündung mit Seitenstechen und Blutauswurf, welcher Zufall so heftig wurde, daß keine Mittel dagegen helfen wollten. Er starb an den Folgen derselben im 57sten Jahre seines Lebens am 24. Febr. 1799. Wir schließen mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Lichtenbergs Charakter als Mensch und als Schriftsteller. Er war ein ausgezeichneter, ein origineller Kopf, dem kein Gegenstand der Wissenschaft, diese in dem allgemeinsten Sinne genommen, fremd und ohne Interesse war. So wußte er sich eben so leicht in die Seele eines Atheisten, als eines Wundergläubigen zu versetzen; ja, eine gewisse Hinneigung zum Uebersinnlichen, von dem wir sehr viele Beweise in seinem Leben finden, und dem er besonders in seiner frühern Zeit gänzlich ergeben war, wich nur mit Mühe dem Skepticismus seines abstracten Verstandes, dem er offenbar erst durch die von Friedrich II. in Deutschland eingeführte kalte Vernünftelei gehuldigt zu haben scheint. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren daher auf eine seltsame Weise in Lichtenberg verschmolzen, und gaben eine überraschende Erscheinung. Das Höhere im Menschen, der Glaube an das Göttliche, der in keiner Seele ganz

zu vertilgen ist, rächte sich daher bei Lichtenberg dafür, daß er in der Stunde der Speculation gewaltsam von ihm war verdrängt worden. Daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen, worin alle tieffühlenden poetischen Menschen mit ihm einerlei Meinung haben, nur daß sie sich scheuen, dieß so zu sagen, oder nieder zu schreiben, wie er, und welche Hinneigung zum Uebersinnlichen überhaupt mit jener Sucht, alles erklären zu wollen, in dem absolutesten Widerspruch steht. So ist Lichtenberg, wie er sich in den merkwürdigen fragmentarischen Betrachtungen uns darstellt, ein Bild des Menschen im Allgemeinen, nämlich eine räthselhafte Zusammensetzung eines Gedanken und Gefühls; eben so skeptisch oder gläubig, wie dieses, je nachdem er mehr der Speculation offen ist, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dieß nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität, einer unserer wenigen Humoristen, und besaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem Witz, treffender Satyre und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen, und welches leichter besessen, als erklärt wird. In Folge dieser seiner so ganz besonders organisirten Individualität haßte er nichts mehr, als nachbetende Mechanik, er mochte sie finden, wo er wollte, und zog offen und unbedingt die Bildung des Geistes allem blos mechanischen Wissen vor. Wahrheit ging ihm daher über alles, und überall zeigt sich der Mann, der vor keiner neuen Ansicht erschrickt, weder über den Atheismus, noch über die französische Revolution, sondern der vielmehr mit Scharfsinn und Billigkeit das Wahre vom Truge zu unterscheiden sucht.

Lichtwehr (Lichtwer), Magnus Gottfried, ward 1719 zu Wurzen geboren, studirte die Rechte, ward Doctor derselben und starb zu Halberstadt als k. preußischer Hof-, Regierungs- und Consistorialrath am 6. Jul. 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne seinen Namen, vier Bücher äsopischer Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite neurevidirte Auflage erschien. Da in diesen Fabeln das Gute vom Schlechten zu sehr in den Hintergrund gestellt war, so übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, doch ebenfalls ohne sich zu nennen, und ohne Vorwissen Lichtwehr's, 1761 zu Leipzig eine Auswahl und Verbesserung derselben herauszugeben. Darüber entstand ein heftiger Streit zwischen Lichtwehr und seinen Verbesserern, an welchem auch Lessing, doch nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand sich nun bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbesserte Ausgabe seiner Fabeln erscheinen zu lassen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Ramlers Gebrauch machte, derselben aber eine Vorrede beifügte, in welcher er heftige Ausfälle auf Ramler that. Nun mischte sich Lessing in den Streit und nahm sich Ramlers gewissermaßen gegen Lichtwehr an. Nachdem Lichtwehr noch während seines Lebens 1775 eine vierte Ausgabe seiner Fabeln besorgt hatte, erschien endlich nach dessen Tode zu Berlin 1782 eine neue, aber unrevidirte Ausgabe derselben. Außer diesen Fabeln, welche dem Verfasser einen großen Ruf in Deutschland und im Auslande verschaften, hat Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didaktisches Gedicht, in fünf Büchern, Leipzig, 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen, aus dem Lateinischen übersetzt. Berl. 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen bei den Römern, hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil sie die Missethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe sie gegeisselt wurden. Romulus führte sie ein und entlehnte sie von den Etruskern,

ndem es in den zwölf tuscischen Städten Mode war, daß die vornehmen Magistratspersonen sich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenündeln bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf or sich her gehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeschafft, ber dennoch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher ließen sich auch ie Consuln, Dictatoren, Prätoren, Magistri equitum rc. (nur nicht ie Censoria) von Lictoren begleiten. Wenn also eine höhere Magistratsperson ausging; so gingen sie in einer Reihe, einer nach dem anern, vor derselben voraus. Der vorderste hieß Lictor primus, und erjenige, welcher zunächst vor der Magistratsperson herging, Lictor proimus (postremus). Derjenige Lictor, welcher die Befehle der Magistratsperson zu empfangen und zu vollziehen pflegte, war der vornehmste. Das Amt der Lictoren bestand in folgenden Verrichtungen: Sie mußen das zuströmende Volk zurückhalten und aus dem Wege schaffen Turbam submovere). Zu dem Ende sagten sie: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli; Si vobis videtur, discedite, Quirites, der andere dergleichen Redensarten. Kehrte die Magistratsperson wieer nach Hause, oder ging sie in ein anderes Haus; so schlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thüre. Ferner mußten die Lictoen darauf sehen, daß den Magistratspersonen die gehörige Ehrerietung erwiesen wurde. Dieses Geschäft hieß animadvertere. Die Ehrrbietung selbst bestand darin, daß derjenige, welcher der Magistratserson begegnete, vom Pferde steigen, das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. s. w. Das Geschäft der submotio und animadversio kam besonders dem Lictor primus zu. Endlich mußten sie die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Personen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber doch aus der niedrigsten Volksclasse genommen, gewöhnlich Freigelassene der Magistratspersonen, ei denen sie ihre Dienste verrichteten. Man muß sie auch von den ffentlichen Sclaven, welche zur Bedienung der obrigkeitlichen Personen ehalten wurden, unterscheiden. Uebrigens gingen vor dem Dictator ier und zwanzig, vor den Consuln, Decemvirs und Kriegstribunen nit consularischer Gewalt zwölf, vor dem Prätor sechs, eben so viel or dem Magister equitum und einer vor einer Vestalin.

Liebe. Dieselbe Kraft, welche Welten verknüpft und zusammenhält, ist es auch, durch welche der Mensch zu dem Verwandten seiner Gattung mit Freiheit hinstrebt. Schon die Alten sagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert;" aber sie fügten hinzu: „und durch den Haß" (Eros und Eris), weil sie sich nicht über den Gegensatz streitener Erfahrung zu dem Wesen aller Wesen erheben konnten, welches selbst die Liebe ist. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneiung zu dem Gleichartigen und Verwandten, ist Liebe nicht ohne Abeigung und Abstoßung des Fremdartigen und Entgegengesetzten (Haß m weitesten Sinne), und die wahre, feste Zuneigung, welche innig an hrem Gegenstande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden ist, icht ohne Haß dessen, was mit ihm streitet und ihm durchaus widerpricht, denkbar; woher auch das Sprichwort: nur wer recht hassen ann, kann auch recht lieben, kam. Dann aber muß das Geliebte auch twas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles seyn; denn nur dessen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Abscheu erfüllen. Daß vir aber nur dem Menschen diese innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menschen ein freier inneer Drang an das freie Individuum knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Instincte des Augenblicks und dem Gesetze der Natur olgt, wenn es mit den Verwandten seiner Gattung sich flüchtig verbindet.

Obwohl nun die Liebe des sinnlichen und mehr thierischen Menschen dem thierischen Instincte mehr oder weniger ähnlich ist, in sofern sie weniger ausschließend auf das bestimmte Individuum gerichtet ist, und die sinnliche Heftigkeit desselben theilt; so wird doch in der wahren Liebe jeder sinnliche Trieb so veredelt und durch die geistige Natur geläutert, daß man sie vor allem als eine reinmenschliche Neigung ansehen darf, in welcher sich die ganze Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur offenbart, und durch welche sich der Mensch der Menschheit innig anschließt. Die menschliche Neigung zu den Verwandten offenbart sich aber in verschiedenen Formen, zuerst in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter, und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menschen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter, dann als Geschwisterliebe und Freundschaft, ferner als Geschlechtsliebe oder Liebe im eigentlichen Sinne. Letztere ist die freie Zuneigung verwandter Personen verschiedenen Geschlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinschaft mit einer bestimmten Person des entgegengesetzten Geschlechts, ja, objectiv, diese Vereinigung selbst; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt sich naturgemäß zuerst aus dunkler Sehnsucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der ersten Liebe fällt, wahrscheinlich mitwirkt, und ist dann mit einem Gefühle der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet sie sich auf die körperliche und geistige Verschiedenheit der Geschlechter. Sie ist aber dennoch sowohl von dem regen Geschlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälschlich sogenannten platonischen Liebe verschieden, welche nur eine geistige Ausschweifung ist. Sie ist vielmehr ein vollkommen menschliches Streben nach vollkommener, d. i. geistig körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebste Gegenstand der Kunst. Wo sie aber vollkommen ist, da ist sie auch nothwendig ausschließend, auf ein festes Interesse der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die sich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt sie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe ist. In der alten Welt, wo das Geschlechtsverhältniß mehr ein physisches war, und die Polygamie herrschte; konnte die Liebe nicht mit dieser Tiefe des Gefühls, ja mit dieser schwärmerischen Herzlichkeit sich offenbaren, welche sie in der christlichen und romantischen Zeit angenommen hat. Nur wo das feste Vertrauen mangelt, geht sie in Eifersucht über, und große Hindernisse treiben sie zur Leidenschaft. Ruhiger und vertraulicher aber ist die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchst uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebesfamilie nannte sich eine von den deutschen Wiedertäufern abstammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münster um 1560 in England stiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe rc. erschienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche mystische Stimmung, wie der spätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abstammung, ob sie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen englischen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren diese unter dem Namen **Familisten** bekannten Schwärmer weniger mürrisch als andere

}rer Art und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von andern Fanatikern ngefeindet. Da indeß die Exaltation, die dem Gebote der christlichen iebe einen besondern mystischen Sinn gegeben hatte, nach und nach ieder sank, verloren sie sich um die Mitte des 17ten Jahrhunderts un-:r andern Parteien in England. F.

Liebesmahle, Agapen wurden in der ersten christlichen Kirche ie gemeinschaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des h. Abend-nahls vorangingen. Menschen von allen Ständen speiseten dabei zum Zeichen der christlichen Bruderliebe unter und mit einander, jeder trug azu nach Vermögen das Seinige bei und die Reichen hielten die Ar-nen frei. Diese von den Aposteln angeordnete und den Geist der Ge-neinschaft in der entstehenden Christenheit schön bezeichnende Sitte nußte indeß beim Anwachse der Gemeine bald beschwerlich und wegen er dabei eingerissenen Unordnungen, um den Ruf der Christen zu scho-ien, durch Synodalbeschlüsse im 4ten Jahrhundert abgeschafft werden. Die Brüdergemeinde hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält sie ei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Ge-nusse von Thee und Weizenbrot in ihren Versammlungssälen. S. d. Art. Brüdergemeinde. Als etwas den alten Agapen Aehnliches sind ie Tafellogen der Freimaurer zu betrachten. E.

Lied (in der Dichtkunst) ist bisher so unbestimmt benannt wor-ien, daß es schwer wird, den eigentlichen Charakter desselben genügend u bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten der Ode und em Hymnus zu unterscheiden. Im Aeußerlichen und Mechanischen eichnet sich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es tets in gleiche Verse, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt ist und iese wiederum stets dasselbe Metrum haben, so daß alle Verse und alle Strophen nach einer und ebenderselben Melodie gesungen werden kön-ien. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene Periode aus-nachen, und daß jeder Vers einen für sich vollendeten Sinn haben nuß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes auch in sofern ver-chieden seyn, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es sich ewegt und den es nicht überschreiten darf. Und dieser Kreis schließt lsdann das Mannichfaltige in der Darstellung gänzlich aus und bleibt ur bei dem Einen stehen, bei dem Ergusse des Gefühls. Die Ode ingegen schweift aus dem bloß Lyrischen auch in das Erhabene aus nd berührt in ihrem Fluge das Geistige und das Irdische, das Hohe nd das Tiefe. Vielleicht dürfte unter der Ode und dem Liede derselbe Unterschied seyn, der sich zwischen dem Epos und dem Drama findet: n dem Epos ist das Mannigfaltige Hauptsache und das Eine Neben-ache; im Liede hingegen das Eine Hauptsache und das Mannigfaltige Nebensache. Das musikalische Lied richtet sich in seinem Charakter na-ürlich nach dem poetischen Liede: dieselbe Ruhe, dieselbe Einfachheit, inen weiten Umfang der Töne, keine schwer zu treffende Intervalle. Es giebt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder 2c., deren Charakter, da edermann weiß, was darunter verstanden wird, keiner besondern Erklä-ung bedarf. Pq.

Liederspiel unterscheidet sich, als neue Gattung des Schau-piels, mit Gesang, von der Operette hauptsächlich dadurch, daß alle arin verwebte Gesangstücke bloß aus Liedern bestehen, die entweder dem Publicum schon bekannt sind, oder die der Tonsetzer doch wenigstens in er Form des Liedes neu bearbeitet, und welche sämmtlich mit einer em Liede angemessenen einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Der verstorbene Capellmeister Reichard, wahrscheinlech durch die Vaude-

villes der Franzosen (s. d. Art.) dazu veranlaßt, hat in seinem Liederspiele: Liebe und Treue, den ersten Versuch mit dieser Gattung Operette gemacht. Wir behaupten unsrerseits, daß eine Verbreitung derselben auf unsern Theatern uns deshalb nicht wahrscheinlich ist, weil die Deutschen zu musikalisch sind, als daß sie sich ein ganzes Stück hindurch mit diesen musikalischen Tändeleien, da wo diese nicht bloß der eigentlichen Posse zur Unterlage dienen, begnügen sollten. Das Lied ist an und für sich selbst und am gehörigen Orte von der entschiedensten Wirkung, muß aber, zum Uebermaaße einer Unterhaltung von mehrern Stunden ausgedehnt, Ekel oder Langeweile erregen, weil die Natur desselben zu beschränkt ist, als daß es im Stande seyn sollte, die Aufmerksamkeit auf eine so lange Zeit in steter Beschäftigung zu erhalten. Auch hat der Erfolg schon im voraus dieses unser Urtheil bestätigt; außer Reichard's Liebe und Treue ist bisher, die eigentliche Posse abgerechnet, kein ähnlicher Versuch mit dieser Gattung gemacht worden. Pq.

Liefland, ein ehemaliges Herzogthum, das gegen Osten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Westen an die Ostsee und gegen Norden an den finnischen Meerbusen grenzt. Es ist fruchtbar an Gras und Getraide, und besteht aus zwei Landschaften, Ehsten und Letten, davon das erstere am finnischen Meerbusen, das andere aber gegen die kurländischen und polnischen Grenzen liegt. Die Liven und Ehsten (wovon die ersten dem Lande den Namen gegeben haben, aber nur noch in geringen Ueberresten vorhanden sind) gehören zum finnischen Völkerstamm; die Letten sind Geschlechtsverwandte der Litthauer und größtentheils leibeigen. Ihr ehemals härteres Schicksal ist aber durch eine kaiserliche Verordnung vom J. 1804 beträchtlich gemildert worden. Außerdem finden sich im Lande viele Deutsche, Schweden und Russen. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Griechen und Katholiken freien Gottesdienst. Nach mancherlei Veränderungen kam das Land durch den Frieden zu Oliva 1660 an Schweden. In dem nordischen Kriege von 1700 eroberte es Peter der Große, dem es auch im nystädter Frieden 1721 verblieb. Im J. 1783 bekam es eine ganz neue Verfassung. Aus Liefland wurde die rigaische und aus dem sonst damit vereinigten Ehstland die revalische Statthalterschaft errichtet. Im J. 1797 stellte aber Kaiser Paul den Namen Gouvernement Liefland wieder her. Die Grenzen desselben sind die ehemaligen; aber statt der sonstigen neun Kreise zählt man jetzt nur folgende fünf: den Rigaischen, Arensburgischen, Dörptischen, Wendischen und Pernauischen. Die Größe beträgt 938 Q. M. mit 550,000 Einw.

Ligne (Carl Joseph Fürst von) k. k. wirklicher Geheimer Rath, Kämmerer und Feldmarschall, Inhaber des dreißigsten Infanterie Regiments, Ritter des goldnen Vliesses, Commandeur des militärischen Marien Theresienordens und Grand von Spanien von der ersten Classe, vormals Fürst des deutschen Reichs, erster Pair von Flandern, Pair, Marschall, Grand Baillif und souverainer Officier der Land- und Grafschaft Heanegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Artois. Sein Haus gehört zu den ältesten und edelsten der Niederlande. Es führt seinen Namen von einem Dorfe in der Castellaney von Ath, welches der Familie zu Ehren, zum Fürstenthum erhoben ward. Zur Zeit der Kreuzzüge erwarben sich die Herrn von Ligne schon großen Ruhm. Unter den Helden jener Zeit nennt die Geschichte vor allen Bernhard von Ligne. An die lange Reihe ausgezeichneter Ahnen schloß

ch Carl Joseph als Feldherr, als Literator und Geschichtschreiber, als Moralist und Philosoph, als Dichter und schöner Geist auf eine würdige Weise an, und ward einer der denkwürdigsten Menschen unserer Zeit. Er wurde am 29. Mai 1735 zu Brüssel geboren. Seine Kindheit entwickelte frühe jenes Aufstreben nach höherer Geistesbildung, das ihm bis zum Grabe treu geblieben ist, und zugleich den ritterlichen Muth, der, durch eine frühe Vertrautheit mit der Gefahr, unterhalten und gesteigert, sich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In dem Vorgefühle seiner künftigen Bestimmung hörte er aus seiner Kinderstube den Kanonendonner von dem Schlachtfelde von Fontenoi (1745), und ergötzte sich am Anblicke der Beschießung von Brüssel (1746). Die Jünglingsjahre weihte er dem Studium der classischen Literatur und vorzüglich der Kriegswissenschaften, welches er forthin bis an das Ende seiner Laufbahn leidenschaftlich betrieb. Schon 1755 vermählte er sich mit der Prinzessin Franziska von Lichtenstein. In demselben Jahre trat er in österreichische Kriegsdienste, und erhielt eine Compagnie in dem Regimente seines Vaters. Bald ward er die Seele dieses Regimentes, das sich in der Schlacht bei Collin mit Ruhm bedeckte. In den folgenden Gefechten zeigte sich der Prinz immer, wo die Gefahr am größten war, und in der Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich II. die bei Collin erlittene Niederlage rächte, sammelte er das Regiment mehrmals unter einem Regen von Kugeln, und führte den Rest desselben, durch die schrecklichsten Wege, nach Böhmen zurück, wobei er selbst nichts als ein Stück groben Brods hatte, um seine Kräfte zu stärken. In demselben Jahre wurde er zum Obristlieutenant befördert. 1758 befand er sich bei dem Siege von Hochkirch, eroberte mit stürmender Hand den großen Garten bei Dresden und wurde mit dem Grade eines Obersten belohnt. 1759 ward er an den Hof Ludwigs XV. gesandt, um die Nachricht von dem Siege bei Maxen, zu dem er selbst auch mitgewirkt hatte, zu überbringen. Er verlebte einen angenehmen Winter in Paris, und kehrte zurück, nachdem er, wie er sich selbst ausdrückt, daselbst viele Bekanntschaften, Bemerkungen, Unbesonnenheiten und Schulden gemacht hatte. 1760 befand er sich bei der Einnahme von Berlin und der Schlacht bei Torgau. Nach dem Hubertsburger Frieden, bei Gelegenheit der Krönung Josephs II. zum römischen Kaiser, wurde er zum Generalmajor befördert, und begleitete 1770 diesen Fürsten zu jener denkwürdigen Zusammenkunft mit Friedrich II. zu Neustadt, von welcher er uns eine mit so viel Scharfsinn als liebenswürdiger Eigenthümlichkeit entworfene Schilderung hinterlassen hat. Jene glückliche Periode unsrer Geschichte zwischen dem siebenjährigen und dem Ausbruche des Türkenkriegs, die, mit geringen Ausnahmen, dem Privatleben in Bezug auf Geistesgenuß blühend und freundlich dahin floß, scheint in dem Fürsten von Ligne den Drang nach literarischer Auszeichnung, nach Erweiterung seiner Kenntnisse, und jenen liebenswürdigen Hang zur Geselligkeit vorzüglich begünstigt zu haben, der von einer hochherzigen Gemüthsart eine edle Richtung, und von seiner Verbindung mit den merkwürdigsten Männern seiner Zeit besondere Anmuth und Würde erhielt. In diese Epoche fallen seine Reisen durch die meisten Länder von Europa, besonders seine wiederholten Ausflüge nach Paris. Hier wetteiferten die Großen, die liebenswürdigsten Damen, die geistreichsten und berühmtesten Gelehrten um den Besitz dieses Fremdlings, den man für einen gebornen Franzosen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der sich in tausend muthwilligen Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der

Liebenswürdigkeit eines geistreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrautesten Kreise der königlichen Familie, vorzüglich in den herrlichen Abendstunden von Klein-Trianon, welche die Revolutionsmänner so grundlos als Orgien geschildert haben. Auch verschmähte er es nicht, den Theaterheldinnen seine Huldigungen darzubringen. Diese Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literarische Intriguen, und der Geist derselben wirkte zuweilen auf seine Urtheile. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. — Andere Sommer wandte er dazu an, England und Italien, Voltairen zu Ferney, den Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und Friedrich den Großen in Sanssouci zu besuchen. Im J. 1781 hatte er den Petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Princessin Massalsky verheurathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewunderer er war, und kehrte mit Portraits, Decorationen und Bändern beladen, zurück, ohne jedoch den Zweck seiner Reise erreicht zu haben. Als die Streitigkeiten im J. 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maaßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Aber dieser Eifer für seinen Souverain zog ihm den Verlust eines in Frankreich anhängigen Processes zu, dessen Object über eine Million betrug. In den Niederlanden hatte er sich die größte Popularität erworben; sein Schloß Beloeil war ein Sitz der Pracht, des Geschmacks und des Vergnügens; er erhielt daselbst häufige Besuche, selbst von den französischen Prinzen. Im J. 1787 begleitete er die Kaiserin Katharina und Joseph II. auf der berühmten Reise nach Cherson, wo er der getreuste Unterthan des letztern und der ergebenste Höfling der erstern genannt wurde. Im folgenden Jahre begab er sich als Feldzeugmeister, in einer militärisch-diplomatischen Sendung zu dem Fürsten Potemkin, und begleitete die Bewegungen der russischen Armee, bis nach der Eroberung von Oczakoff. In dem Feldzuge von 1789 commandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armeecorps, und theilte mit Loudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad. Doch mußte er bald darauf die Ungnade des Hofs erfahren; aber noch auf seinem Sterbebette rief ihn Joseph II. zu sich, und überhäufte ihn mit Bezeugungen seines Wohlwollens. In den folgenden Kriegen war es ihm nicht mehr vergönnt, für die Erhaltung eines Staats zu kämpfen, an den er, unter Carl VI. und Eugen von Savoyen geboren, durch die frühsten Eindrücke der Jugend sowohl, als durch ein hohes Pflichtgefühl gebunden war. Diese Gesinnungen beurkundeten sich bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, als er sein in Brabant, von einer so langen Reihe von Ahnen angestammtes Vermögen preis gab, um der Treue gegen seinen Souverain genug zu thun. Im ersten Feldzuge 1792 fiel sein würdiger ältester Sohn Carl Joseph, Obrist des Ingenieurcorps, am 14. Sept. im Gefechte bei Roux aux Bois. Da er durch die Abtretung des linken Rheinufers die reichsständische Grafschaft Fagnolles verloren hatte, so theilte ihm die Reichsdeputation dagegen das Damenstift Edelstetten, unter dem Titel einer Reichsgrafschaft und einer Virilstimme, zu. 1803 besuchte er diese seine im Burgauischen gelegene Erwerbung, und bewährte auch dort, durch unvergeßliche Proben, seine Humanität und seinen Edelmuth. 1804 aber überließ er Edelstetten, mit der darauf haftenden Virilstimme, dem Fürsten Esterhazy. Um die nämliche Zeit kam, vermittelst der Aufhebung des Sequesters, sein zweiter Sohn Ludwig wieder in den Besitz der niederländischen Familiengüter, welche in den

stürmen der Revolution nicht veräussert worden waren. Im J. 1807 urde der Fürst zum Capitain der Trabantenleibgarde und Hofburgache, im J. 1808 aber zur Würde eines General-Feldmarschalls erobben, welche durch eine seltene Fügung von seinem Vater und Großater ebenfalls bekleidet worden war. In seinem Privatleben vereinigte · die mannigfaltigsten Vorzüge. Sein treffender Witz ohne Dornen, ine Lebendigkeit mit so viel Ruhe, so viel Eigenthümlichkeit ohne Unrt, die seltene Kunst, das Gespräch in ein Spiel zu verwandeln, in em er seinen Gegner gern gewinnen ließ, und endlich die unerschöpfliche üte des Herzens, die tiefe Liebenswürdigkeit, das immer rege Bedürfiß, Hülfe und Trost in jedes verwundete Herz zu giessen, hatten über in ganzes Wesen einen ihm eigenen und eben deßhalb unverwelklichen eiz verbreitet. Jedem Unglücklichen verwandt, war sein Haus eine Freiätte der gebeugten Menschheit, wie es sich der geselligen Freude öffete. In einer langen Reihe von Jahren hat er, ein Mann von seltecr Persönlichkeit, ein Muster von altfranzösischer Feinheit und Grae, mit ausgezeichnetem Erfolge über das gesellschaftliche Leben geherrscht. ine Existenz wie die seine, war eine ganz eigene Erscheinung, die von m nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch ine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa, noch ehr durch seine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit den entferntesten Ländern wiederholt wurden, war er nicht sowohl is Eigenthum einer Familie, eines Kreises von Freunden, einer Stadt, s er dem ganzen gebildeten Geschlechte seiner Zeit angehörte, und dench — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt, in der er bte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für sie alle gewesen. Mit inem Rufe griff er in die entfernteste Welt, mit der unerschöpflichen nmuth seines Umgangs erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem die Gegenwart mit der Heiterkeit seines Humors und mit der Fülle ines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rühng, — er war der Wiederhall einer schon verklungenen Zeit. Am . Dec. 1814 starb er, im 80. Jahre seines anakreontischen Lebens. ein Charakter, wie er hier geschildert ist, spricht sich auch in seinen chriften aus, die überdieß noch unaussprechlich interessiren, durch eichthum an Kenntnissen und originellen Ansichten, durch unerschöpflien Witz, durch geistvolle Darstellung und durch einen vollendeten tyl. Sie bestehen aus längern und kürzern historischen Memoires, litärischen Abhandlungen, philosophischen und humoristischen Betrachngen und Einfällen, Briefen und Gedichten. Mehrere derselben sind onders gedruckt; eine vollständige Sammlung derselben ist unter dem tel: Melanges militaires, littéraires et sentimentaires von 1795 bis 10 in 32 Bänden, bei Walther in Dresden erschienen. 1810 gab die au v. Stael einen Auszug davon in 2 Bänden heraus. Seine Fragens militaires, welche Nachrichten von seinen Feldzügen enthalten, und ne Memoires du prince Eugene de Savoie, écrits par lui même erienen 1810, und ein Nouveau recueil de Lettres in 2 Bänden 1812 Weimar, zu welcher Ausgabe der Großherzog von Weimar die Verlassung gab, der, dem Fürsten nahe verwandt durch Sinn, Geist und uth, mit ihm in langer Freundschaft lebte, und noch in seiner Krankt fast alle Abende mit ihm zubrachte, auch seinem Leichenzuge folgte. e Manuscripte, welche er hinterlassen, hat er seinem Schwiegersohne, n Grafen Moritz Odonell zur Herausgabe anvertraut. Die Anthoie, welche Frau von Stael aus seinen Schriften gesammelt, hat die au Spazier in einer deutschen Uebersetzung heraus gegeben.

Ligny, (Schlacht bei) (S. d. A. Belle Alliance, la.)

Lille (im Deutschen Ryssel), ehemals die Hauptstadt des französischen Flandern und aller französ. Niederlande, am schiffbaren Flusse Deule, welcher durch die Stadt fließt, ist groß, schön gebaut, mit vortrefflichen Umgebungen, hatte im J. 1802 beinahe 55,000 Einwohner, und ist eine der wichtigsten Festungen in ganz Europa. Besonders ist die Citadelle, an welcher Vauban seine ganze Geschicklichkeit gezeigt hat, ein Meisterstück der Befestigungskunst. Der Generalgouverneur und der Intendant über französisch Flandern und Hennegau hatten ihren Sitz in dieser Stadt. Es sind die bedeutendsten Fabriken und Manufacturen von allen Gewerben und besonders viele Oelschlägereien daselbst, zu welchen letztern sich mehrere hundert Mühlen um Lille befinden. Auch ist die Handlung der Einwohner nebst der Blumen-, besonders der Tulpenzucht, sehr ansehnlich. Letztere wird hier beinahe so stark, wie in Harlem getrieben, so, daß auch die Holländer viele Zwiebeln aus Lille beziehen. Spargel und Melonen werden durch ganz Frankreich versandt. Im J. 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; doch wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 1793 bombardirten es die Oesterreicher ohne Erfolg. Jetzt ist Lille der Hauptort eines Arrondissements im Norddepartement und Sitz des commandirenden Generals der 16. Division. Die dazu gehörigen Cantons heißen: Lille (Ryssel), Armentieres, Haubourdin, la Bassée, Launoy, Roubaix, Lille, Quesnoy, Seclin, Pont-à-Marque, Templeuve und Tourcoing.

Lima (Ciudad de los Reyes), Hauptstadt des Königreichs Peru im südlichen America, am Flusse gleiches Namens und in einem schönen und sehr fruchtbaren, zwei Meilen breiten Thale, zwischen den Cordilleras und der See belegen, wurde 1535 von Franz Pizarro geplündert. Vor dem Erdbeben am 28. Oct. 1746 war sie sehr groß, fest, sehr volkreich und der Mittelpunct der Handlung des ganzen spanischen America, woher sie auch noch jetzt sehr viele reiche Einwohner hat, deren die Stadt noch 52,627 enthält, zu welchen noch 10,000 hinzukommen, welche in dem Stadtgebiete der fünf Leguas wohnen. Die jetzigen Häuser sind von Holz, nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäßig, sehr rein und gut gepflastert und die Gegend herum mit Landhäusern besetzt. Es ist daselbst, besonders unter den Frauenzimmern, eine großer Luxus vorhanden. Die Stadt ist eine von den spanischen Münzstädten in Amerika, der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbischoffs und einer Universität. Der Hafen ist mit zwei festen Castellen versehen und liegt 7 Meilen davon, ist aber durch das vorerwähnte Erdbeben fast ganz zerstört worden. Doch wird noch immer von dort aus der reichste und stärkste Handel nach dem nördlichen und südlichen Amerika mit gediegenem Gold und Silber und mit Landes- und europäischen Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen; das höher liegende Castell steht jedoch noch.

Lindau, ehemal. freie Reichsstadt, in Schwaben, auf drei Inseln im Bodensee, von welchen die größte, vermittelst einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke, mit dem festen Lande zusammenhängt. Nach der kleinsten Insel, auf welcher nur Weinberge, Gärten und Fischhäuser befindlich sind, führen zwei Thore mit Fallbrücken. Diese Lage im Bodensee hat der Stadt den Namen **schwäbisch Venedig** zugezogen. Die Zahl der Einwohner war 1804 über 5,000, welche in 700 Häusern wohnten, aber 1807 nur 2701 in 554 Häusern. Sie sind meistens lutherisch, wenig katholisch. Der Matricularanschlag der Stadt

detrug 130 fl., und das Kammerziel 112 Rthlr. 15 kr. Ihre Handlung, besonders nach Italien, ist beträchtlich. Die einheimischen Hauptproducte bestehen in Wein und Obst, welches beides häufig ausgeführt wird. Die Einkünfte betrugen im J. 1800 an 16,000 fl. Im J. 1802 wurde diese Stadt, nebst dem daselbst befindlichen, sehr bedeutenden adligen Fräuleinstifte gleiches Namens, dessen Aebtissin fürstliche Würde hatte, dem Fürsten von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt, von diesem aber 1803 an Oesterreich abgetreten und 1804 von letzterm nebst dem Stifte zu einem Fürstenthume erhoben, bis es endlich 1806 an Bayern abgetreten und dem Illerkreise hinzugefügt ward. Dort bildet es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 1 1/2 Quadratmeilen 6316 Menschen enthält.

Lindwurm ist eins von den erdichteten Ungeheuern, welches in den alten Rittergeschichten eine eben so merkwürdige Rolle spielt, wie der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethüme. Der Lindwurm wird als eine Gattung von Drachen, oder auch als eine große, vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Der tapfere Ritter St. Georg soll einen Lindwurm erlegt haben.

Linguet (Simon-Nicolas-Henri), Advocat, am 14. Jul. 1736 zu Rheims geboren, studirte zu Paris auf dem Collegium Beauvais und zog daselbst durch seine ungemeinen Talente die Aufmerksamkeit des Herzogs von Zweibrücken auf sich, der ihn mit sich in seine Staaten nahm. Von hier begab er sich bald darauf als Adjutant des mathematischen Geniewesens in die Dienste des Prinzen Beauvau, als dieser in dem Kriege gegen Portugal zum Commando abreiste. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, spanisch zu lernen und einen großen Theil der spanischen Theaterstücke in das Französische zu übersetzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frankreich zurück und erlangte daselbst bald darauf als practischer Rechtsgelehrter durch die Kühnheit seines Charakters, durch seine Neuerungssucht, durch überwiegende gelehrte Kenntnisse und besonders durch seine lebendige Beredsamkeit einen glänzenden Ruf, aber auch eine große Menge Feinde. Durch seine Vertheidigung ward der Herzog von Aiguillon den Händen der Gerechtigkeit entrissen und ihm dadurch bald darauf der Eintritt ins Ministerium eröffnet. Nachdem sich Linguet noch durch mehrere glänzende Vertheidigungen den Haß der Gegner, besonders aber den Neid seiner Collegen zugezogen hatte, beschlossen 24 von diesen, unter einem Jahre nicht wieder mit ihm vor Gericht aufzutreten; ja, das Parlament erließ sogar einen Beschluß, durch welchen ihm die öffentliche Praxis untersagt wurde. Jetzt schrieb Linguet ein politisches Journal, welches sowohl die Zahl seiner Bewunderer, als auch die seiner Neider vermehrte, und endlich auf Befehl des Gouvernements gänzlich untersagt wurde. Da er sogar für seine Freiheit fürchten mußte, begab er sich in die Schweiz und von dort über Holland nach England, von wo er aber bald nach Brüssel ging. Als ihm hier der Graf von Vergennes die Erlaubniß ertheilt hatte, nach Paris zurückzukehren, ward Linguet, auf erneuerte Klage, am 27. Sept. 1779 in die Bastille gesetzt, in welcher er über 2 Jahre verbleiben mußte. Im Mai 1782 wieder in Freiheit gesetzt, machte er eine zweite Reise nach England und kehrte von dort abermals nach Brüssel zurück, wo er sein Journal: politische Annalen herausgab, in welchem er dem Kaiser Joseph II. schmeichelte, der ihn nach Wien kommen ließ und ihm ein Geschenk von 1000 Ducaten machte. Nichts destoweniger erklärte er sich in der bald darauf erfolgten Revolution der Niederlande gegen den Kaiser, mußte die Niederlande ver-

lassen und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo er vor der constituirenden Versammlung die Sache der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen auf St. Domingo vertheidigte. Bei'm Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revolutionstribunal geschleppt und daselbst am 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilt, weil er, wie es hieß, in seinen Schriften die Despoten zu Wien und London zu sehr gelobpreist hatte. Er starb mit vielem Muthe und mit großer Ergebung. Von seinen zahlreichen Werken, welche alle nahmhaft zu machen uns der beschränkte Raum verbietet, sind zu merken: Histoire des révolutions de l'empire romain, 1766, 2 Vol. in 12, in welchem er die Tyrannei der Fürsten und die Sclaverei der Völker rechtfertigt und beiden die Lichtseite abzugewinnen sucht; Mémoires sur la Bastille, Londres 1783, welches das ausführlichste, aber vielleicht auch das parteiischste Werk gegen die Bastille ist, und in welchem Linguet den Despotismus jetzt eben so sehr verwünscht, als er ihn in dem vorigen Werke gepriesen hatte, und endlich seine, schon vorhin erwähnten Annales politiques, welche 1777 begannen, mehrere Male unterbrochen und dann wieder fortgesetzt wurden. Diese Annalen, welche in einem lebhaften, hinreißenden Style, mit unbegrenzter Schonungslosigkeit und nicht ohne einen gewissen Scharfblick geschrieben sind, dabei über Alles absprechen, hatten zu ihrer Zeit ein außerordentlich großes Publicum.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung nach der Länge ohne Breite; sie ist aber entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schifffahrt ist Linie der Aequator. Beim Decimal-Längenmaaße ist sie der zehnte Theil eines Zolls, der hundertste eines Fußes, der tausendste einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunst nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und Brustwehr, wodurch die Schanzen zusammenhängen, und welche zwei- und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunst heißt Linie eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten (daher Linientruppen).

Linienschiffe (Kriegsschiffe) nennt man solche große Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüstet sind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportschiffe gebraucht werden. Sie heißen deshalb Linienschiffe, weil sie mit in der Linie fechten können. Der Unterschied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) bestimmt wird, ihrer Verdecke und Kanonen, verursacht auch einen verschiedenen Rang unter denselben. In England giebt es 6 verschiedene Gattungen von Kriegsschiffen: 1) von 1920 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner führen können), mit 850 bis 750 Mann und 110 bis 90 Kanonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Kanonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Kanonen. Diese ersten drei Gattungen sind nur eigentliche Kriegs- oder Linienschiffe. Die übrigen drei Arten, deren letzte 430 bis 300 Tonnen, 150 bis 100 Mann und 20 bis 16 Kanonen enthält, heißen **Fregatten** und **Corvetten**. Das jetzt so gewöhnliche Beschlagen der Schiffe mit Kupfer schützt wider Seewürmer und Fäulniß, bewirkt auch, daß sie leichter die Wellen durchschneiden und geschwinder segeln. Schiffe über 80 Kanonen sind zu kostbar und zu unbequem, weswegen sie auch verhältnißmäßig nicht so nützlich sind.

Linné (Carl) ward im Jahre 1707 zu Roshult in Smoland geboren und von seinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs eines Gelübdes wegen zum geistlichen Stande bestimmt. Da dieser, in sofern es seine Lage erlaubte, ein leidenschaftlicher Botaniker war, so hatte der

Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben und Geschmak an derselben zu finden. In seinem 10 Jahre ward er auf die Schule zu Werið geschickt, wo ihn jedoch die alten, pedantischen Formen des damaligen Schulunterrichts so sehr anekelten, daß er diesen oft ganze Tage im Sommer aussetzte, um seiner Lieblingsneigung nachzuhängen und in Wald und Thal Pflanzen aufzusuchen. So kam es, daß er endlich in den Schulkenntnissen zurückbleiben und besonders in den gelehrten Sprachen vielen seiner Mitschüler nachstehen mußte. In der That hat Linné diese frühe Vernachläßigung der Schulkenntnisse in reifern Jahren schwer gebüßt. Genöthigt, fast beständig lateinisch zu schreiben, schrieb er es dennoch schlecht, gab dadurch Gelegenheit zu manchem neckenden Spotte und schadete oft selbst dem Verständnisse seiner herrlichsten Schriften durch unrichtig gewählte Ausdrücke. Es sind handschriftliche Briefe von ihm vorhanden, in welchen er ausruft: „das Latein, welches ich schreibe, mag nicht viel werth seyn; aber ich will lieber drei Ohrfeigen von Priscian, als eine von der Natur." So trocken auch der Herr Professor Sprengel, von welchem wir die Notizen über Linné entlehnen, diesen Zug des genialen Linné abfertigt, so können wir dennoch nicht umhin, auf die Großherzigkeit und den ächten Scharfsinn des Linné in seiner Wissenschaft mit Verehrung hinzuweisen und die Aufmerksamkeit unsrer Leser dafür in Anspruch zu nehmen. Wir kehren von dieser Abweichung zum Linné zurück. Seine Lehrer, ermüdet von der Trägheit, und scheinbaren Untauglichkeit desselben, erklärten dem gebeugten Vater, aus seinem Sohne, der ganz ohne Fleiß und nur geschickt sey, Kräuter und Schmetterlinge zu sammeln, könne höchstens ein Handwerker werden. Der Vater, diesem geistvollen Ausspruche solcher denkenden Lehrer vertrauend, gab den Sohn, dessen Ruhm hernach über die ganze Erde erschollen ist, wirklich zu einem Schuhmacher in die Lehre. Wenn wir geneigt wären, über die gänzlich falsch geleitete Bestimmung der meisten Menschen Betrachtungen anzustellen, so wäre es hier; allein der Raum verbietet uns jede Abschweifung von unserm Gegenstande. Da rettete noch zeitig genug ein trefflicher Mann dem Vaterlande seinen Stolz, den Wissenschaften ihre Zierde und der Naturgeschichte ihren Schöpfer. Der Arzt Rothmann (sein Name muß der Nachwelt aufbewahrt werden) war nicht der Meinung der Lehrer des jungen Linné. Dieser hatte an ihm ungewöhnliche Talente, ein eisernes Gedächtniß, einen treffenden Witz, die lebhafteste Einbildungskraft, den hellsten Verstand, den seltensten Scharfsinn und den unverdrossensten Fleiß bemerkt. Er ging selbst zu den Eltern, stellte dem Vater vor, daß die Lehrer seines Sohnes diesen nicht beurtheilen könnten, und der Mutter rieth er, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn dadurch Gott zu widmen, daß sie ihm erlaubte, ein Prediger der Natur zu werden. Die Eltern folgten dem Rathe des sinnigen Arztes und voll Freuden verließ nun Linné seinen Lehrmeister und dessen Werkstatt. Tourneforts Institutionen, welche ihm Rothmann verschaffte, waren nun das erste wahrhaft brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beschränktheit seiner Lage in die Hände fiel. Noch 2 Jahre blieb Linné in Werið, benutzte daselbst die Bibliothek und den Rath seines Gönners Rothmann, und bereitete sich durch das anhaltendste Studium zu seiner großen Laufbahn vor. Inzwischen näherte er sich seinem 20 Jahre. Nun begann er zu fühlen, daß er, da ihm die Botanik keine Aussicht zur Versorgung zu versprechen schien, sich einem eigentlichen Brodstudium widmen müsse. Er wählte die Arzeneikunst, für welche er sich um so tüchtiger fühlte, als seine bereits hervorragenden Kenntnisse in der Pflanzenkunde das Studium derselben erleichtern

mußten. Die Kostbarkeit dieses Studiums hätte ihn freilich abschrecken können; aber auf der Universität zu Lund war ein Professor Humärus mit ihm verwandt, und dieser hatte versprochen, sich seiner anzunehmen. Da dieser Humärus bei Linné's Ankunft aber eben verstorben war, so fand er an einem Fremden, was ihm der Verwandte schwerlich hätte seyn können. Dieß war der dortige Botaniker, Kilian Stobäus, der im eigentlichen Sinne des Worts sein Wohlthäter wurde. Ungeachtet er selbst nur unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, so wäre es doch billig gewesen, daß Linné durch eine Pflanzenbenennung das Andenken desselben und sein Verdienst um ihn geehrt hätte. Aber erst Thunberg schuf die auch noch bestehende Gattung Stobaea, die auf dem Cap zu Hause ist. Stobäus machte sich auch noch dadurch um Linné verdient, daß er ihm einstens das Leben rettete, als er auf einer botanischen Wanderung von der sogenannten Höllenfurie gestochen war. Dieser in Schweden und in Guinea einheimische Wurm, wie ein Zwirnsfaden lang und dünn, frißt sich, ganz unbemerkt, in die bloßen Beine, dringt immer tiefer hinein und erregt dadurch, daß er sich um die Nerven wickelt, nicht allein die heftigsten Schmerzen und Lähmung, sondern auch am Ende sogar den Brand. Oft hängt noch ein Ende dieses Fadens an der Haut herunter, wenn der Wurm bereits im Innern die zerstörendsten Wirkungen hervorgebracht hat. Zieht man nun ohne die äußerste Vorsicht an diesem Ende, so reißt es unfehlbar ab und die Gefahr ist nun fast nicht mehr zu vermeiden. Nur ein langsames, in stundenlangen Zwischenräumen geschehenes Abwickeln des Wurmes auf einer Rolle ist das beste Mittel, um den gefährlichen Folgen desselben vorzubeugen. Auf diese Weise rettete auch Stobäus seinem Günstlinge das Leben. Da dieser jedoch nichts weniger, als eigentlich begütert war, so hatte Linné immer noch mit Dürftigkeit zu kämpfen. Lange aber konnte dieser ängstliche Zustand nicht währen: sein hervorragendes Talent mußte bemerkt werden, und der liberale Celsius war dazu bestimmt, ihm in Upsala zu werden, was Stobäus in Lund ihm gewesen war. Bei einem Besuche im botanischen Garten fand Celsius den Jüngling und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkundigte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat diese erfahren, als er eilte, ihn aus seiner hülflosen Lage zu befreien. Celsius arbeitete damals noch an seinem unsterblichen Werke über die biblischen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen, und wahrlich, seine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier war es nun, wo Linné, im J. 1731, in seinem 24 Jahre, auf die Idee geführt wurde, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geschlechtstheile, das so deutlich sich offenbarende Verhältniß derselben unter einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik aufstellen könnte, welches durch seine Einheit, durch die Consequenz seiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Systems den Vorzug vor allen übrigen Systemen davon tragen müsse. Diesen Gedanken hatte zwar schon Burkhard in seinem 1702 gedruckten Briefe an Leibnitz geäußert; aber er selbst scheint ihn nicht ernstlich gemeint zu haben. Denn in derselben Schrift dringt er bestimmt darauf, daß die Eintheilungsgründe der Familien und die Gattungscharaktere von allen und jeden Charakteren hergenommen werden müssen. Die Nothwendigkeit der Zusammenwirkung der beiderlei Geschlechtstheile hatten schon, lange vor Vaillant, Grew, Geoffroy, Morland, Lovan, Menzel und Camerarius dargethan. Vor der Hand schrieb Linné seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, der

:em Ol. Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieser bewunderte die Neuheit nd den Scharfsinn der Gedanken, die darin enthalten waren. Eine olge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an seiner Stelle im bo- nischen Garten die Pflanzen zu demonstriren. Rudbeck hatte schon) Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Re- iltate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten: es ward eine eue Reise dahin in Vorschlag gebracht, und Celsius schlug den jungen inné dazu vor. Dieser hielt eine Summe von etwa 60 Thalern, wel-)e von der literarischen Gesellschaft zusammengeschossen waren, für hin- eichend, eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen mitzumachen. im April 1732 trat er diese Reise ganz allein an; eine lederne Kapsel iit Papier und Federn, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidungs- ücken, das war alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten gte er die gefahrvolle und höchst beschwerliche Reise zurück, deren rüchte für die Wissenschaften von großem Werthe waren und alle seine lnstrengungen reichlich belohnten. Besonders zog die Botanik davon eu größten Gewinn. Im J. 1735 ließ er die vollständige Flora von appland drucken, welche zum unsterblichen Muster für alle ähnliche lrbeiten geworden ist. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit nd Richtigkeit der Beschreibungen, oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern soll. luf dieser Reise fand er auch jene zierliche Pflanze sehr häufig, der Bronovius mit vollem Rechte den Namen Linné gab. Sie war zwar hon seit Bauchins Zeit bekannt gewesen, aber man hatte ihren Cha- akter vernachlässigt und sie bald Campanula, bald Cummularia ge- annt. In dieser Flora von Lappland ordnete Linné zuerst die Pflan- en nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältnissen unter ch und zu dem Pistill. Bis dahin hatte er noch keine akademische Würde erlangt, die ihn hätte zu den Vorlesungen, die er hielt, berech- igen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, sich eine solche Würde rtheilen zu lassen. Sein außerordentlicher Beifall reizte die Eifersucht ines Professors, auf dessen Klage nun dem Linné die fernern Vorle- ungen untersagt wurden. In der Verzweiflung darüber wollte er sich hätlich an jenem Professor vergreifen, und sollte deshalb relegirt wer- ien. Durch Verwendung seiner Freunde geschah es jedoch, daß weder Verhaftung noch gerichtliche Untersuchung über ihn verhängt wurde. lber bei dem Verbote, Vorlesungen zu halten, blieb es. Schon war r 26 Jahre alt und noch wußte er nicht, ob er je seinem Vaterlande ienen und mit dem ihm verliehenen Talente nützen könne. Sieben Jünglinge traten jetzt zusammen und entschlossen sich, ihn für jenes Verbot, Vorlesungen zu halten, in etwas zu entschädigen; er mußte nit ihnen eine mineralogische und oryktognosische Reise nach Lappland internehmen. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglin- jen des dortigen Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie und Hüt- enwesen; zugleich versprach er sich daselbst mit der Tochter des dorti- en geschickten Arztes Moräus, zu der er eine heftige Liebe faßte und mit velcher er sich in der Folge auch wirklich vermählte. Um sich einem estimmten Brodstudium zu widmen, reisete er nun, auf Anrathen des Moräus, nach Holland; hier wollte er unter Boerhave, Gronovius und Burman sich zu einem praktischen Arzte bilden und dann, mit der kademischen Würde bekleidet, in die Arme seiner Braut zurückkehren. Diesen Vorsatz führte er aus, nur mit sehr geringen Hülfsmitteln aus- erüstet. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Hardewieck die öchste Würde in der Arzeneikunst an und begab sich dann nach Ley-

den, wo Boerhave und Gronovius, über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse erstaunt, ein enges Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Hier war es, wo er zuerst mit seinem wahrhaft genialen Werke, dem Natursysteme in Tabellen, im größten Folioformate, auftrat. Dieß Werk enthielt schon die Grundlage seines ganzen Systems. Bei vielen Gattungen, die er nicht selbst hatte untersuchen können, folgte er blindlings dem Tournefort, mußte aber bei späterer genauer Prüfung sein Urtheil widerrufen. Die ganze Idee des Geschlechtssystems wird von ihm in diesen Tabellen mit einer Ueppigkeit vorgetragen, die seinen Feinden hinlängliche Gelegenheit gab, ihn zu necken und zu beleidigen. Burman in Amsterdam, der damals eben die von Paul Hermann hinterlassenen Schätze zu ordnen und zu beschreiben hatte, nahm den Linné als Gehülfen dieser wichtigen Arbeit zu sich ins Haus, in welchem er 6 Monate verlebte und während dieser Zeit in den Sammlungen und in der Bibliothek desselben mit nie gekannter Wollust schwelgte. Jetzt schlugen Boerhave und Burman dem reichen Bewindhebber der ostindischen Handelsgesellschaft, der sowohl einen Hausarzt, als auch einen Aufseher über seinen reichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünschte, den Linné zu dieser Stelle vor. Dieser ward angenommen und erhielt 1000 Gulden und freie Station. Im Frühling 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmsten Beschäftigung zubrachte. In dieser Zeit gab er in Holland zuerst 1735 sein Systema naturae in dem allergrößten Folioformate heraus, wo man auf einem einzigen Bogen alle Gattungen, die zu einem Naturreiche gehören, übersieht. Hier ist sein ganzes Geschlechtssystem entwickelt, nur hier und da etwas schlüpfrig vorgetragen. Auch bei diesem Werke hat er sich hin und wieder auf Tournefort, Plümier, Burman und Gronovius verlassen. Diesem Werke folgten 1736 die Fundamenta botanica in Duodez, zu welchem unsterblichen Werke er in der Folge in seiner Philosophia botanica den Commentar gab. In demselben Jahre erschien seine Bibliotheca botanica, und dann 1737 das köstliche Werk: Hortus Cliffortianus in Folio, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemalten seltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darstellten. Eine kleinere, meisterhafte Beschreibung des blühenden und fruchttragenden Pisangs (Musa Cliffortiana 1736) war schon vorangegangen. Hierauf gab er seine Genera Plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Charakteren bestimmt sind. Trotz der lichtvollen Consequenz und Einheit dieses Werks, blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demselben zweifelhaft. Dieß macht noch jetzt, z. B., die Bestimmung der Doldenpflanzen nach Linné äußerst schwierig. Auch die letzte Classe der Kryptogamisten vernachlässigte Linné zu sehr, um nicht sehr bald mancher Irrthümer überführt zu werden, welche selbst seine ganze Eintheilung der Laubmoose, Flechten u. s. w. als völlig unstatthaft erscheinen ließen. Unter dem Namen Critica botanica gab er 1737 einen trefflichen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erschienen 1738 seine Classes plantarum, eine treffliche Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen Systeme. Während seines Aufenthalts in Hartecamp hatte Linné auch Gelegenheit, England zu besuchen, wo er jedoch von dem berühmten Sloane, der schon seit 50 Jahren an Ray's Methode gewöhnt, also von einem jungen Ausländer keine Lehren anzunehmen geneigt war, sehr kalt aufgenommen wurde. Bei seiner Rückkehr nach Holland fand Linné den Adrian van Royen gegen Boerhaven so sehr aufgebracht, daß er von dessen Einrichtung des botanischen Gartens zu Leyden, dessen

Aufsicht der alte Boerhave ihm abgetreten hatte, keine Spur übrig lassen wollte. Zu dem Ende hatte er sich vorgenommen, entweder selbst ein neues System zu schaffen, oder sich zum Linnéschen zu bekennen. In dieser Stimmung traf ihn Linné, den er, seines Mangels an Kenntnissen sich bewußt, in sein Interesse zu ziehen suchte. Linné dachte zwar zu rechtlich, um ihm seine Rache gegen Boerhave befriedigen zu helfen; allein seine nimmer ruhende Schöpferkraft fand hier Befriedigung und setzte sich in Thätigkeit; er trieb nämlich ein geistreiches Geschäft mit Royen, indem er für ihn ein System ausarbeitete, welches, ungeachtet es ihm sowohl an Einheit des Princips, als an Consequenz durchaus fehlte, doch von Männern, wie Gmelin und einigen andern angenommen wurde. Es ist eine Art von natürlichem Systeme, dessen Hauptnorm die Zahl der Saamenlappen ist. Dieß System gab nun Royen 1740 in dem **Prodromus florae Leidensis** heraus. Nachdem nun Linné fast 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, wuchs die Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach der Geliebten mit jedem Tage immer mehr. Er verließ also im Mai 1738 Holland, ging zuerst nach Paris, um dort Jüssieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und langte darauf im September zu Stockholm an. Aber hier bekümmerte sich niemand um ihn. Er war genöthigt, sich mit der Ausübung der Arzneikunst zu beschäftigen, um die Mittel zu seinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dieß mit Schwierigkeiten verbunden; da aber endlich seine glückliche Behandlung der Brustschwäche bei Hofe bekannt wurde, so ließ sich die Königin Ulrica Eleonore etwas von ihm verordnen, und nun strömten ihm auf einmal die vornehmsten und reichsten Kranken zu. Hierauf ward er Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus und sein Glück war gemacht. Nachdem auf dem Reichstage 1741 beschlossen war, Schweden in naturhistorischer Hinsicht aufmerksamer, als es vorhin geschehen war, bereisen zu lassen, so ward Linné zum Anführer der Reisegesellschaft gewählt. Die Beschreibung davon gab er 1745 heraus. Trotz seiner glücklichen Lage in Stockholm sehnte er sich dennoch nach einer Stelle, wo er sich ausschließlich seiner eigentlichen Wissenschaft widmen könnte; diese fand er endlich in Upsala, wo er im Jahre 1742 zum Professor der Botanik ernannt wurde. Vorher hatte ihm noch Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, mit seltenem Edelmuthe seine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber zu spät angekommen, und erst, als sich Linné bereits für Upsala entschieden hatte. Seine vornehmste Sorge ging nun auf die Einrichtung und Verbesserung des dortigen botanischen Gartens, von dem er unter dem Titel: **Hortus Upsaliensis**, 1748 eine Beschreibung herausgab. Von jetzt an lebte Linné einförmig, rühmlich und nützlich, bereisete 1746 Westgothland und 1749 Schonen, welche beide Reisen er in eignen Werken beschrieb. Seine **Flora Suecica** erschien 1745, und die zweite Auflage 1755. Darauf folgte bald seine **Fauna Suecica**. Die Auflage seiner frühern Schriften abgerechnet, verfaßte er in Upsala fast zweihundert akademische Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der stockholmer Akademie, der upsalischen Gesellschaft, der petersburger Akademie, der londoner Societät, die Beschreibung des Naturaliencabinets des Königs, der Königin und des Grafen Tessin, vorzüglich aber die Ausarbeitung und Vollendung seines Hauptwerks, der **Facies plantarum**, der **Philosophia botanica** und der **Materia medica**. In den spätern Jahren seines Lebens entzog er sich mehr und mehr den akademischen Geschäften; ja er hielt sogar im J. 1772 um

seine Dimission an. Diese ward ihm aber in den ehrenvollsten Ausdrücken nicht bewilligt, sondern der König schenkte ihm im Gegentheile ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, so oft es ihm beliebte, seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Im J. 1774 ward er von dem ersten Anfalle des Schlagflusses getroffen; dieser kehrte nach zwei Jahren zurück und hinterließ eine traurige Schwäche des Geistes und Körpers, welche nach langem Leiden endlich den 10. Jan. 1778 sich mit dem Todesschlummer endigte. Sein Körper war groß und stark, und in den Zügen seines Antlitzes drückte sich noch im späten Alter die unbefangenste Heiterkeit und die herzlichste Gutmüthigkeit aus. Sein Mund, seine Augen sprachen jeden mit einer unwiderstehlichen Freundlichkeit an. Vielleicht kommen in der Geschichte der Wissenschaften wenig Männer vor, die mit einem so außerordentlichen Scharfsinne so viel Klarheit und Ordnung der Begriffe und so viel treffenden Witz verbunden hätten.

Linsengläser (Glaslinsen) sind kreisrunde, entweder nur auf einer oder auf beiden Flächen erhaben oder hohl geschliffene Gläser. Ist ein solches Glas auf beiden Seiten erhaben, so wird es ein Converglas, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein Planconverglas; ist es hingegen auf der einen Seite eben, auf der andern aber erhaben geschliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geschliffenes Glas heißt Concavglas; ist es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas, ist es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch so, daß der Halbmesser der erhabenen Seite größer, als der der hohlen ist, ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linsengläsern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunct geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten senkrecht steht, die Are der Linse. Trifft sie auf das genaueste durch die Mitte, so ist, wie man mit einem Kunstausdrucke sagt, das Glas richtig concentrirt. Durch den Gebrauch der Linsengläser in den Fernröhren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man sonst nichts ahnete. Auch die Mikroskope, die gänzlich auf der Wirkung des Linsenglases beruhen, haben im Naturreiche die wichtigsten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linsengläsern zu rechnen sind, kennt jedermann. Die Wirkung derselben, welche besonders auf Brechung, Zerstreuung und Wiedervereinigung der Lichtstrahlen beruhen, war längst aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derselben ist erst eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich, an der Donau, wo der Traunfluß sich in dieselbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen steinernen Brücke über dieselbe, ist ziemlich befestigt, wohlgebaut und von mittelmäßiger Größe. Die Häuser, welche von außen ein gutes Ansehn haben, sind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16,000 in 1000 Häusern. Die dasige Wollenzeugmanufactur, die größte in allen österreichischen Staaten, in welcher besonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und umliegenden Gegend 30,000 (10,000) Menschen. Auch wird daselbst gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, so wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel sind von Wichtigkeit. Das daselbst 1784 eingesetzte Bisthum gehört unter das Erzbisthum zu Wien und das dortige Lyceum, welches Leopold I. 1674 errichtete, hat, gleich einer hohen Schule das Recht, das Magisterium und Baccalau-

at in der philosophischen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie ebrauch macht.

Liparische Inseln liegen im toscanischen Meere und gehören ı Sicilien. Die zehn vorzüglichsten heißen: Lipari, die vornehmste, 3olcano, Salini, Panaria, Baziluzzo, Lisca bianca,)atoli, Stromboli, Alicuda und Felicuda. Die übrigen nd unbedeutend und haben keinen Namen. Alle diese Inseln scheinen urch ein unterirrdisches Feuer entstanden zu seyn. Lipari hat eine eine, schlecht gebaute Stadt, gleiches Namens, mit einem Bisthume, vei Hafen, einem Castell auf einem Berge und 14,000 Einwohnern ı der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortrefflichen Malvasier-Bein, welcher hier wächst, werden jährlich 2,000 Fäßchen (Barili) ersandt. Campo bianco, ein hoher conischer Berg auf Lipari, beeht aus vielen Schichten von weißlichem Bimsteine, welcher eine beächtliche Handelsquelle gibt, weil fast aller Bimstein, der im Handel orkommt, von hier ausgeführt wird. Zu Lipari ist auch der Handel it Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, sehr beträchtch. Volcano und Stromboli haben feuerspeiende Berge; besonders)irft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine ıus, dessen Glanz bei Nacht in großer Ferne gesehen wird.

Lippe (das Fürstenthum) erhielt seinen Namen wahrscheinlich om Flusse Lippe, an welchem im 12ten Jahrhunderte die Stadt Lippe rbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürstenhauses, wenn dieses uch nicht von dem römischen Geschlechte der Mantier, oder vom sächischen Wittekind abstammt, gehörten doch bereits im 12ten und 13ten Jahrhunderte unter die Primates Westphalorum, welche als Dyıasten oder edle Herren ansehnliche Länder erblich besaßen. Bernard von der Lippe besaß 1129 die Stadt Lemgo. Bernhard I., dessen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen. Bernhard II. (1230) erwarb mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Siıon I., dessen Enkel, (im 14ten Jahrhunderte) erbte einen Theil der Grafschaft Schwalenberg. Simon III., welcher die Grafschaft Sternerg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der ersteborne Sohn allein regieren sollte. Erst Bernhard VIII., welher 1563 starb, nannte sich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., ist der nächste Stammvater des jetzigen lippeschen Haues. Er theilte seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Phiipp die Linie Bückeburg stiftete. — I. Detmold ward von Siıon VII. und nach dessen Tode (1627) von seinem Sohne Simon Ludwig regiert. Ihm folgte 1636 sein Bruder Johann Bernhard; diesem 1652 sein dritter Bruder, Hermann Adolph; dieem 1666 sein Sohn Simon Heinrich, welchem 1697 sein Sohn Friedrich Adolph folgte. Dieser nahm, nachdem die brackesche Linie, welche Otto, der jüngste Sohn Simons VII. gestiftet hatte, 1709 mit Ludwig Ferdinand erloschen war, die Länder derselben in Beitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen ınd verband sie mit den detmoldischen Ländern. Er starb am 18. Jul. 1718. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt im Jahr 1720 vom Kaiser Carl VI. die reichsfürstliche Würde und starb am 10. Oct. 1734. Sein Sohn und Nachfolger, Simon August, starb am 1. Mai 1782. Dessen Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm Leopold erhielt 1789 von Kaiser Joseph II. die förmliche Bestätigung der reichsfürstlichen Würde. Dieser starb am 4. Apri-

1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, welcher am 6. Oct. 1796 geboren worden ist, steht unter der Vormundschaft der Mutter, welche im Namen ihres Sohns am 18. April 1807 zu Warschau dem Rheinbunde, nach der leipziger Schlacht aber dem Bunde gegen Napoleon beitrat, und dann in den deutschen Bund aufgenommen wurde. Das Fürstenthum Lippe-Detmold, auf welches das Haus Braunschweig die Anwartschaft hat, enthält nahe an 23 Quadratmeilen und 70,540 Einwohner. Es wird in 10 Aemter eingetheilt, in welchen 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer befindlich sind. Lippe (Lippstadt), die regelmäßig gebaute Hauptstadt, an der Lippe, gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieser Antheil ist jedoch aus der jülichschen Erbschaft dem kurbrandenburgischen Hause zugefallen, welches somit Mitherr der Stadt ist. Die Zahl der Einwohner belief sich 1787 auf 2,660 in 440 Häusern. Die Stadt hat einen nicht ganz unbedeutenden Handel. — II. Die Linie Bückeburg ward 1613 vom Grafen Philipp gegründet. Einen bedeutenden Zuwachs gewannen seine Besitzungen, welche aus den Herrschaften Alverdissen, Lipperode und Uhlenburg bestanden, nach dem Tode des Grafen Otto VI. von Schauenburg, mit welchem 1640 dieses Haus erlosch, durch einen Theil der schauenburgischen Länder. Die Linie Bückeburg hieß von nun an Bückeburg-Schauenburg. Nach Philipps Tode (1687) residirte sein Sohn und Nachfolger Friedrich Christian zu Bückeburg. Diesem folgte am 13. Juni 1728 Albert Wolfgang und starb am 24. Sept. 1748. Sein Sohn und Nachfolger, der durch seine neue Organisation des portugiesischen Militärs berühmte Feldmarschall Friedrich Wilhelm Ernst starb am 10. Sept. 1777 ohne männliche Erben und ihm folgte der Enkel seines Oheims, Philipps Ernsts (der Alverdissen zur Apanage erhalten, am 27. Nov. 1723 gestorben war und darauf seinen Sohn Friedrich Ernst zum Nachfolger gehabt hatte, welchem wiederum folgte), Philipp Ernst, der Bückeburg-Schauenburg mit Alverdissen wieder vereinigte und am 13. Febr. 1787 starb. Sein Sohn, Georg Wilhelm (geb. am 20. Dec. 1784), trat, mit Annahme der fürstlichen Würde, am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei, hob am 10. Febr. 1810 die Leibeigenschaft in seinem Lande auf, schloß sich 1813 an die verbündeten Mächte an, und ist nun Mitglied des deutschen Bundes. Die Besitzungen des Fürsten von Lippe-Bückeburg-Schauenburg enthalten auf 10 Quadratmeilen 20,000 Einwohner in vier Aemtern, aus dem, die Grafschaft Schauenburg und den drei, die Grafschaft Lippe bildenden Aemtern Blomberg, Schieder und Alverdissen. Die Haupt- und Residenzstadt Bückeburg liegt in der Grafschaft Schauenburg am Fluße Au. — III. Die Grafschaft Schauenburg hatte früher ihre eigene Grafen, welche 1640 mit Otto VI. ausstarben. Dieser, der Sohn einer Schwester des Grafen Philipp, des Stifters der bückeburgischen Linie, hatte letztere in seinem Testamente zum Erben eingesetzt. Da aber Schauenburg ein Lehn von Braunschweig-Lüneburg, Minden und Hessen-Cassel war; so zogen diese einen großen Theil der Grafschaft an sich und ließen dem Grafen Philipp nur einen kleinen Theil derselben, welcher aus den vier Aemtern Stadthagen, Bückeburg, Arensburg, Hagenbusch und einem Theile des Amts Sachsenhagen besteht. (S. oben II. die Linie Bückeburg). Dieser an Bückeburg übergegangene Theil der Grafschaft Schauenburg enthält auf 6 Quadratmeilen 13,000 Einwohner mit 40,000 Rthlr. Einkünfte.

Lippert (Philipp Daniel), 1702 zu Meissen geboren, war Professor der Antiken bei der kurfürstlichen Akademie zu Dresden, wo er auch 1784 starb. Er hat sich besonders durch seine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu merken ist seine Dactyliothek oder Sammlung geschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten Museen in Europa in 2,000 Abdrücken, in 2 Quartbänden, Leipzig 1764, nebst dem Supplemente, bestehend aus 1,049 Abdrücken, ebend. 1776.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner, Kupferstecher und Kupferätzer zu Zürich, ward 1758 zu Klothen, in der Nähe dieser Stadt, geboren und ward anfangs zum Dorfbarbierer, was sein Vater war, und darauf zum Landmann bestimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der dasige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateinischen Sprache, in der Geschichte und Mythologie. Während dessen entwickelte sich seine Neigung zum Zeichnen dergestalt, daß man damit umging, ihn zu dem berühmten Kupferstecher Schellenberg zu thun, der aber 200 Gulden Lehrgeld forderte, eine Summe, welche seine Eltern unmöglich aufbringen zu können glaubten. Nun sollte Lips wirklich Barbierer werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweise erhalten hatte und denen zu Folge erklärte, daß dieser einst einer der größten Kupferstecher werden würde, sich für seinen Unterricht verwandte. Nun lieferte Lips gleich im ersten Jahre Platten, die ein großes Verdienst hatten. Seine Versuche im Oelmalen fielen nicht minder glücklich aus, so, daß der Kenner kaum entscheiden konnte, wofür Lips am mehrsten geboren sey, entweder für die Malerei oder für die Kupferstecherkunst. Lavater bediente sich des jungen Künstlers bei der Herausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Als diese Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um sich daselbst noch vollkommener auszubilden. Nach seiner Zurückkunft ward er als Professor der Zeichnungsakademie nach Weimar berufen, gab diese Stelle jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferstecherkunst sind in ganz Europa verbreitet und beweisen, daß er einer der größten Künstler in diesem Fache ist, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat.

Lipsius (Justus), einer der gelehrtesten Kritiker, welche im 16ten Jahrhundert gelebt haben, ward am 18. Oct. 1547 zu Isch, einem Dorfe nahe bei Brüssel, geboren. Im neunten Jahre seines Alters verfertigte er schon Gedichte, im zwölften Reden und im neunzehnten sein bekanntes Werk: Variae lectiones. Nachdem ihn der Cardinal Granvelle als seinen Secretär mit sich nach Rom genommen hatte, lehrte er öffentlich Geschichte und die schönen Wissenschaften auf den Universitäten zu Jena, Leyden und Löwen. Seine Collegia erhielten einen so großen Ruf, daß der Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin, die Infantin von Spanien, dieselben mit ihrem ganzen Hofe besuchten. Vergebens bemühte sich Heinrich IV., Paul V. und die Stadt Venedig ihn unter den glänzendsten Anerbietungen in ihre Dienste zu ziehen. Scaliger, Casaubonius und Lipsius galten damals für die Triumvirn in der Republik der Wissenschaften. Wir finden in Lipsius ein wunderbares Gemisch von tiefforschender Gelehrsamkeit und vom trivialsten Geschwätz: er glaubte, sich des Styls von Tacitus bemächtigt zu haben und hatte nur dessen Dunkelheit und Härte erlangt. In seiner Histoire de Notre-Dame de Hall, deren Inhalt an die Zeiten der grassesten Unwissenheit erinnern würde, wenn wir nicht wüßten, daß sie schon

in einem aufgeklärten Jahrhunderte geschrieben worden, giebt er, ohne alle kritische Sichtung, die lächerlichsten Fabeln, die abgeschmacktesten Sagen zum Besten. Seine feile Feder ertheilt sich selbst überdieß noch in der Vorrede zu diesem Werke die übertriebensten Lobsprüche. In seinem Traité de Politique behauptet er, alle diejenigen, welche eine fremde Religion bekennen, müßten mit Feuer und Schwerdt ausgerottet werden, damit eher ein Glied zu Grunde gehe, als der ganze Körper. Er war bemüht, die Lehre der Stoiker, sowohl was Physik, als was Moral betraf, wieder herzustellen, und seine desfalsigen Bemühungen zeigen von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Seine verschiedenen Werke sind 1637 zu Antwerpen in 4 Foliobänden und 1675 zu Wesel in 4 Oktavbänden im Drucke erschienen, welche letztere Edition die vollständigste ist. Die vorzüglichsten Schriften daraus sind folgende: Ein Commentar über den Tacitus, Bergamo 1602, in 8., welcher sehr geschätzt ist, ob man gleich bei dieser Schrift sowohl, wie bei allen übrigen, Lipsius der unverschämtesten Plagiate beschuldigte; Ein Tractat über die Beständigkeit, welcher als sein bestes Werk betrachtet wird und deshalb auch von dem gelehrten Buchhändler Raphelen vor allen andern Werken dieses Schriftstellers der Vergessenheit entrissen wurde; die schon oben erwähnten Variae lectiones, welche, obgleich sein Jugendwerk, doch besser als alle seine spätern Schriften geschrieben sind, ꝛc. Lipsius starb zu Löwen am 23. März 1606.

Liscov (Christian Ludwig), dessen Geburtsjahr und frühere Geschichte nur mangelhaft bekannt sind, wurde wahrscheinlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts geboren. Im J. 17[illegible] lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem dasigen Vielschreiber, Magister Sievers, Streit bekam und durch diesen zu den ersten Versuchen der persönlichen Satyre gereizt wurde, zu deren Gegenstand er nun eben diesen Sievers wählte. Von Lübeck ging darauf Liscov 1738 als Privatsecretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holsteinschen. Von dieser Zeit an bis zu seinem Auftritte in Dresden, wo er an dem Kammerrathe von Heinecken einen großen Beschützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine satyrische Laune, die ihn schon aus Lübeck vertrieben hatte, schadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des dortigen englischen Ministers, den er durch einige Spottreden gegen sich aufgereizt hatte, gleichfalls verlassen mußte. Auch von dieser Zeit fehlen die Nachrichten über sein Leben fast gänzlich: wir wissen nur, daß er am 30. Oct. 1760 zu Eilenburg in Sachsen, und zwar, wie man sagt, im Gefängnisse starb. Unstreitig gehört Liscov zu den geistreichsten Schriftstellern seines Zeitalters, so wie er auch unter den deutschen Satyrikern, von denen ihn vielleicht niemand in der Ironie übertroffen hat, einen vorzüglichen Rang einnimmt: er ist der Swift der Deutschen. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst correct, und sein Witz ist derb, aber treffend. Seine Schriften sind von ihm selbst gesammelt und führen den Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739, gr. 8. Nachdem sich diese Ausgabe vergriffen hatte, veranstaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Personen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, sind, außer obengenanntem Magister Sievers, der damals zu Halle lebende Professor Philippi, dann Manzel, Rodigast und Hillige, welche drei letztere er gleichsam nur im Vorbeigehen angriff. Unter allen liscovschen Schriften ist vielleicht seine Satyre: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwiesen, die keinen eigentlichen persönlichen Bezug hat, die beste

und diejenige, welche dazu beigetragen hat, seinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten: sie erhielt zu ihrer Zeit den allgemeinsten Beifall. Ueber die Veranlassungen zu seinen Satyren gegen Sievers und Philippi kann man den Artikel Liscov im dritten Bande des Lexicons deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens nachlesen.

Lissabon (port. Lisboa), die Haupt- und (bis 1807, wo sich der Hof nach Brasilien flüchtete, von wo er noch nicht zurückgekehrt ist) die Residenzstadt des Königs von Portugal in der Provinz Estremandura, am Flusse Tajo (Tejo), liegt in der Form eines Amphitheaters und begreift sieben, eigentlich nur drei, Berge in ihrem Umfange. Sie ist völlig offen, meistens schmal, eine Meile lang, liegt längs dem Flusse und hat einen guten Hafen mit einer doppelten Einfahrt, in welchem die größten Kriegsschiffe bis zur Stadt kommen können, und dessen Eingang durch mehrere Thürme und Schlösser beschützt wird. Der dasige Patriarch der Patriarchalkirche ist stets ein päpstlicher Legatus à latere und hat den Rang vor allen Erzbischöffen und Bischöffen in Portugal und Indien. Er kleidet sich wie der Papst, und seine 24 Domherren wie die Cardinäle. Am 1. Nov. 1755 ward die Stadt durch ein fürchterliches Erdbeben, in welchem 15—20,000 Menschen ihr Leben verloren, und hernach durch einen Brand verwüstet. Von 24,000 Häusern gingen zwei Drittheile gänzlich zu Grunde und der Rest ward mehr oder minder beschädigt. Im J. 1778 lag noch über ein Drittheil der Stadt in Schutt; aber 1789 war sie gänzlich wieder hergestellt. Die Straßen sind, wegen des bergigen Bodens, uneben, durchaus, aber oft schlecht gepflastert, meistens krumm, schmutzig, bei Nacht nicht erleuchtet, haben aber für die Fußgänger ein Trottoir. Die Kirche der Dominicaner, ein Meisterstück der Baukunst, welches 45 Millionen Franken gekostet hat, ist von der letzten Königin erbaut. Der sogenannte Schatz, welchen ebenfalls die letzte Königin zu bauen angefangen, ist und wird vielleicht nicht vollendet und soll bereits so viel Crusaden gekostet haben, als Raum darin ist. Der ansehnlichste Platz in der Neustadt ist der Praca de Comercio (der Handelsplatz). Gegenwärtig, da die Stadt gegen Westen erweitert ist, giebt man die Zahl der Häuser auf 38,102 und die Zahl der Einwohner auf 350,000 an, von welchen letztern die in Africa und Ost- und Westindien von Portugiesen und dortigen Einwohnern gezeugten Menschen, nebst den schwarzen Sclaven beinahe den vierten Theil ausmachen. Lissabon ist der Sitz der vornehmsten Reichscollegien, einer 1720 gestifteten Akademie der portugiesischen Geschichte und eines 1766 errichteten Collegiums, das zum Unterrichte von hundert adeligen Pensionärs bestimmt ist. Auf dem neuen Platze steht seit dem 6. Junius 1775 die metallene Bildsäule König Josephs I. zu Pferde. Der Handel der Stadt ist sehr wichtig, verbreitet sich aber nicht sowohl über die Producte des Landes, als vorzüglich über die wichtigsten Erzeugnisse Brasiliens und Ostindiens, von welchen hier der Hauptmarkt ist. Der Zoll ist so beträchtlich, daß er den größten Theil der königlichen Einkünfte in Europa ausmacht. Die Wasserleitung, vom unsterblichen Johann V. (dem Heinrich IV. von Portugal) erbaut, welche von Alcantara nach Lissabon geht, ist ein vortreffliches Werk, dessen Hauptbogen von gothischer Arbeit, unter welchem ein Linienschiff von 74 Kanonen mit vollen Segeln durchpassiren kann, einer der prächtigsten in ganz Europa ist. Dieß Werk widerstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten, aber von dem Mittelpuncte des Gewölbes, das sich sogleich wieder schloß, aufgefangen wurden.

Litanei (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Im 6ten und 7ten Jahrhundert wurden auch religiöse Processionen wegen der dabei üblichen Gebete Litaneien genannt, weshalb sie noch jetzt in der katholischen Kirche Bittgänge heißen. Die Protestanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen abwechselnd gesprochen und gesungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleison anfängt und endigt, Litanei, bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betstunde diesen Namen. E.

Lit de Jüstice (das Bett der Gerechtigkeit) war ehemals diejenige feierliche Handlung in Frankreich, wenn der König im Parlamente erschien, um daselbst unter einem, mit goldenenen Lilien besetzten Thronhimmel eine öffentliche Sitzung zu halten. Dieß geschah meistens in der großen Kammer des Parlements zu Paris, wiewohl der König diese Versammlung auch an einem andern Orte, z. B. in den großen Saal zu Versailles, zusammenberufen konnte. Dieser Versammlung mußten alle Prinzen vom Geblüte, die Pairs und die vornehmsten Kron-, Staats- und Hofbeamten beiwohnen, und der König gab von dem Thronhimmel (welcher in der alten französischen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei unter den Ellenbogen bestand, den Befehl, daß diejenige Verordnung, welche das Parlement nicht hatte enregistriren (also nicht genehmigen) wollen, eingezeichnet werde. Das Parlement mußte alsdann gehorchen, pflegte aber nachher gegen diese Handlung der Gewalt zu protestiren.

Literatur. Unter Literatur versteht man den gesammten Umfang menschlicher Kenntnisse, sofern sie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt und fortgepflanzt werden. In sofern diese Kenntnisse nach den Gegenständen gesondert und systematisch geordnet sind, heißen sie **Wissenschaften** in weiterer Bedeutung, und insofern sie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, sich erwerben lassen, **Gelehrsamkeit**. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wissenschaften, z. B. Geschichte der Literatur, bald mit Gelehrsamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in sofern Gelehrsamkeit hauptsächlich aus Büchern geschöpft wird, mit Bücherwesen. Ein **Literatus** ist demnach gleichbedeutend mit Gelehrter; ein **Literator** hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherwesens sich beschäftigt, oder eine bedeutende Summe solcher Kenntniß sich erworben hat. **Literärgeschichte** ist Büchergeschichte. Ob die **Geschichte der Literatur** bloße Literärgeschichte oder eigentliche Geschichte der Wissenschaften seyn solle, darüber sind die Historiker der Literatur bis auf diese Stunde nicht recht einig. So viel ist indeß gewiß, daß die Geschichte der Wissenschaften weit andere Absichten zu erreichen hat, als die bloße Literärgeschichte, die jedoch mit **Bibliographie**, **Bücherkunde** nicht verwechselt werden darf. Die Geschichte der Wissenschaften soll nicht bloß für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literarischer Merkwürdigkeiten liefern, sondern soll dem Geist ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wissenschaftlichen Bemühung vorleuchte; sie soll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reisebeschreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsversuche, alle Verirrungen und Verunglückungen aufgezeichnet sind; kurz, sie soll zur Kenntniß der verborgenen Gänge des menschlichen Geistes auf dem Wege zur Wahrheit wie zum Irrthum, der verschiedenen Anstöße, durch welche sich die Wahrheit durchkämpfen, der verschiedenen Wege, Gestalten, Schicksale, die sie durchwandern

uß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menschen ausbreiten
t können, die Einsicht verschaffen. Diesem zufolge muß eine Geschichte
r Literatur die Darstellung des Allgemeingültigen und Höchsten und
r Annäherung an dasselbe seyn, das die in den Wissenschaften schaf-
nden und ergreifenden Geister in der Zeit hervorgebracht haben, wie
an durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft, der
ösung der Aufgabe aller Wissenschaft, einer allgemeinen Theorie des
Wahren, Guten und Rechten, Genüge leistete, und dem Ideal in der
usführung sich näherte. (S. Ortloff über die Geschichte der
Wiss. und Künste, Cob. 1807. Ueber die Geschichtschreiber der Li-
ratur s. den Art. Geschichte). Hiezu sind Kenntniß der Bü-
cher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann nun aber unterschei-
n eine allgemeine Literatur aller Völker und Zeiten (so auch de-
n Geschichte) und die besondere einzelner Völker und Zeitabschnit-
, alte, neue mittlere, neue und neueste, griechische, römische, italie-
sche, deutsche Literatur u. s. w. In den letzteren Fällen versteht man
äufig bloß darunter, was jede Nation durch Schriften in ihrer Mut-
rsprache zu jenem Zwecke geleistet hat, und dann könnte es sich tref-
n, daß eine Nation zwar viele Bücher und Druckschriften, aber doch
ine Literatur hätte. Wie die Wissenschaft der Kunst, so stellt man
r Literaturgeschichte die Kunstgeschichte entgegen; nur zieht man ge-
öhnlich den Theil der Kunst, dessen Werke durch Schrift mitgetheilt
erden, ich meine die Poesie, mit zur Literaturgeschichte, und spricht
n einer schönen Literatur im Gegensatz der sogenannten strengen
Wissenschaften. Außer der Poesie, rechnete man ehedem auch die Theo-
: der schönen Künste überhaupt dahin unter dem Titel der schönen
Wissenschaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brodwis-
nschaften haben diesen gar oft unter dem Namen der Belletristik,
wie ihren Anhängern, den Belletristen, einen bösen Leumund
macht. Die Wahrheit ist, daß die Poesie zur Kunst, ihre Theorie
er zu den Wissenschaften gehört, und daß schöne Wissenschaften ein
ding sind. Soll jedoch die Poesie als schöne Literatur gelten, so ist
dieselbe doch weder ganz noch allein, sondern es gehört dann zur
önen Literatur einer Nation der ganze Kreis der Humanitätsstudien,
le Werke der Poesie, Philosophie, Geschichte, Beredsamkeit, aber nur
so weit, als dieselben Ansprüche auf schöne Darstellung haben und
der Muttersprache geschrieben sind. So dürften z. B. zwar wohl
erke über Aesthetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engels
imik, Schlegels Vorlesungen u. a. hieher gehören, eine ganze Fracht
n ästhetischen Lehrbüchern aber nicht. Daß diese Begriffsbestimmung
ht willkührlich sey, kann man schon daraus schließen, weil alle
ationen die Schriftsteller, welche sie als classische auszeichneten,
s diesem Kreise wählten. (Daß man classische Literatur noch in ei-
n andern Sinne nimmt, darüber s. Classisch.) Und gewiß nicht
t Unrecht, wenn anders literarische Bildung nicht ein Wort
ne Sinn und Bedeutung seyn soll, denn nur sie gibt Humani-
t, d. i. echte, schöne Menschheit, Sittlichkeit der Gesinnung, Rein-
t und Zartheit des Gefühls; da hingegen der Umgang, das Leben
r abgeschlossene Manieren und äußern Anstand geben, eine vergol-
e Schale ohne Kern, Flittergold ohne Gehalt. Vergl. Conver-
tion. dd.

Literaturzeitungen. Beinahe schon seit einem Jahrhunderte
r für die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen
lt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als

man erst daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden literarischen Erscheinungen durch ähnliche Institute länger festzuhalten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeinern Tendenz, beide Institute in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und seyn sollten, als schlichte Erzählung und Berichtung der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre muthmaßliche Folgen Rücksicht zu nehmen: so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältniß der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem eben bestehenden Grade und Charakter der literarischen Kultur aus, und bestimmten darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten sie, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere individuelle Rücksichten und Leidenschaften hier ihr zügelloses Spiel treiben, einer der kräftigsten Hebel der Literatur der gesammten gebildeten Welt werden; sie wurden das Bindemittel zwischen den verschiedensten Nationen, welche sich bisher, in sich abgeschlossen, bloß in ihrer Individualität ausgebildet hatten; sie erzeugten durch den gegenseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen, und regten durch die Publicität dieser Verhandlungen die auf der literarischen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; sie brachten Licht und Uebersicht, Ordnung und Bewußtseyn in die bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und fast bewußtlosen literarischen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercüres schon überhäuft, war auch die Erfinderin der literarischen Tagebücher. Der Parlementsrath Dionysius de Sallo gab in Gesellschaft mehrerer anderer Gelehrten, vom 5. Januar 1665 an, das Journal des savans heraus, welches so glücklich war, die ganze unermeßliche Schaar seiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erst im J. 1790 geschlossen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indeß zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andry's Redaction meist nur medicinische Bücher recensirt. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Uebersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mémoires de Trevoux (1701—1761), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteiisch und heftig gegen alle Andersdenker, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrigen in- und ausländischen Journale ihrer Zeit. Außer den Recensionen enthielten sie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1774—1776) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. Journal étranger (1754 ff.) und Journal encyclopédique (1756 ff.) enthalten nicht bloß Recensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Decade philosophique, litéraire et politique erschien späterhin unter dem Titel: la Revue etc. seit 1795. A. Millin magazin encyclopédique (seit 1795) enthält auch treffliche Abhandlungen. Journal général de la littérature de France (1796) und Journal de la litérature étrangère (1801 ff.), beide nach Einem Plan gearbeitet, sind

nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichnisse mit Angabe des Inhalts der Bücher, und ohne kritischen Werth, so wie überhaupt in den neuern Zeiten die Journalistik Frankreichs aus begreiflichen Gründen ihrer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus Italiens Zeitschriften sind bemerkenswerth Giornale de' letterati (Rom 1668 ff.). Giornale de' lett. d'Italia (Verond. 1710—1740 nebst Suppl.). Nuovo giorn. (Modena 1775 ff. Neap. 1788 ff.). Novelle litterarie di Firenze 1740 ff. Novelle litterarie di Venezia 1730 ff. — Durch Tiefe und Gründlichkeit, Scharfsinn und Freimüthigkeit zeichnen sich folgende englische aus: History of the works of the learned (1699—1712). (Roche) memoirs of literature (1710—1714). (Desselben) new memoirs etc. (1725—1727). Fortsetzung davon war: The present state of the republick of Letters (1728—1736). The monthly review (1749 ff.). Critical review (1791 ff.). Aikin annual review (1804). Charakteristisch in ihnen sind die öftern Anwendungen auf Verhältnisse des Staats oder des Lebens. — In Spanien, wo bis jetzt noch nie ein freithätiger wissenschaftlicher Geist sich erhoben hat, konnten diese Art Schriften kein großes Glück machen. Das Diario de los literatos de Espanna (1737—1743. 7 Thle.) enthält bloß sehr ausführliche Inhaltsangaben spanischer Schriften, und das Memorial literario enthält (nach einigen Stücken vom J. 1787 zu schließen) bloß vermischte politische und andere Nachrichten, aber keine Recensionen. In den nordischen Reichen war der Mangel an literarischem Umtrieb diesen Instituten eben so wenig günstig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Contoirs Efterretninger (1759 ff. unter verschiedenen Titeln fortgesetzt) und Gjörwell's schwedische Journale mußten sich meist mit der inländischen Literatur begnügen. — Dagegen bezeugten Holland und Deutschland in bewunderswürdigem Grade, welchen unendlich günstigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behaupten in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Kritik, der eignen eingestreuten gelehrten Bemerkungen und Verbesserungen, und des anziehenden Styls die von Bayle (nouvelles de la republique des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), Basnage (hist. des ouvrages des savans 1687—1709) und le Clerc (biblioth. universelle, 1686—1693 26 Thle. bibl. choisie, 1703—1713 27 Thle. bibl. ancienne et moderne, 1714—1727 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: Journal litéraire (1713—1737), bibliothèque raisonnée (1728—1751), bibl. nouvelle (1738—1744), de Boekzaal van Europe (1692—1700), Tweemandelyke uittreksels (1701—1704), Het republyk der Geleerden (1710—1748), Allgemeene Konst-en Letter-Bode (1788 ff.), De Recensent, ook der Recensenten, Vaderland'sche Bibliotheek, Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkunde, Letter-oefeningen u. a. m. — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu einer Unternehmung dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allge-

meinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unpartheilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die deutschen thaten. Will man nicht Friedr. Nitzsch lateinische Uebersetzung der Jahre 1665—1670 vom Journ. des savans, als das erste Journal Deutschlands rechnen, so gebührt dieser Name den Actis eruditorum (1682—1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltnen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauch der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung Chrn. Thomasius Monatsgespräche (1688—1690), und W. E. Tenzels Monatliche Unterredungen (1689—1698 fortgesetzt durch die curieuse Bibliothek 3 Bände.). Von deutschen Journalen erhielten sich am längsten die (Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1714—1797), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahr 1730 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Albrecht von Haller's und L. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Leß, Eichhorn, Plank, Blumenbach, Rehberg, Meiners, Hugo, Spittler, Heeren und so vieler andrer Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tages sich entfernt haltend sprach sie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen ist sie mehr referirend als urtheilend, und zeichnet sich ganz vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländischer Schriften aus. Entschiedenen Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die Briefe die neueste Literatur betreffend (Berl. 1759—1765 24 Thle. von Lessing, Mendelsohn, Abbt, Nicolai u. a.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutsche Bibliothek (Berl. 1766—1796 118 Bde. neue a. d. B. 1793—1806 107 Bde.). Weit mehr kritisirend als referirend bestritt sie mit einer bis dahin noch nicht gesehenen, oft an Keckheit gränzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen streng und schonunglos, doch meist unpartheiisch, und führte eine neue schöne Periode der deutschen Culturgeschichte herbei. Zu und in dieser wirkte thätig mit die Allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 v. F. J. Bertuch gestiftet, und von L. G. Schütz und G. Hufeland redigirt), an welcher die trefflichsten Männer Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutschen Bibliothek gleich kam, so übertraf sie dieselbe noch durch größere Humanität und einen geläuterten Geschmack, und vorzüglich behauptete sie den Rang über ihr, der schon alternden, bei den Erscheinungen, welche die kritische Philosophie verursachte. Auch übertraf sie dieselbe an Umfang, indem sie auch die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer Versetzung nach Halle (durch Schütze's Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfsquellen

das verloren zu haben, was die Neue Jenaische Literaturzeitung (1804 von J. K. A. Eichstädt gestiftet) gewonnen hat. Neben allen Vorzügen, welche diese mit ihrer Vorgängerin gemein hat, charakterisirt sie vorzüglich die Lebendigkeit und Wärme, mit der in ihr über die neuen literarischen Ereignisse verhandelt wird. Die Leipziger Literaturzeitung (seit 1800 unter mehrern Titeln) zeichnet sich durch ruhige und besonnene Prüfung und gehaltvolle Auszüge aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenzblätter kleine schätzbare Aufsätze. Die Erlanger Literaturzeitung (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799—1801, unter andern Titeln und in andrer Form schon von 1746—1798) erregte Anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der spätern Direction durch Veranlassung der damaligen philosophischen Streitigkeiten wieder ein. Unter günstigen Vorbedeutungen begann 18·6 unter Sartori Direction eine Wiener Literaturzeitung. Die oberdeutsche Literaturzeitung, die unter Lorenz Hübners Redaction seit 1788 zu Salzburg und seit 1800 zu München erschien, nach seinem Tode von Pet. Wolf fortgesetzt wurde, und an Umfang und Gehalt immer mehr abnehmend endlich 1811 aufhörte, hat, besonders in ihrer frühern Gestalt, sehr viel zur Beförderung der Aufklärung und der wissenschaftlichen Thätigkeit im katholischen Deutschlande beigetragen. Weniger umfassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend sind die Heidelberger Jahrbücher der Literatur (seit 1808). Kurze Erwähnungen können endlich hier nur noch die einer besondern Wissenschaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten Zeitschriften finden. Zur erstern Gattung gehören außer den ältern: Hänlein, Ammon, Paulus und Gabler neues theol. Journal (16 Bde.), Annalen der neuen theol. Literatur (zu Rinteln und Marburg 1789 ff.), Dabelow jurist. Literaturzeitung (1799 — 1801), Hartleben Bibliothek der jurist. Literatur (1785 ff.), Schlegels medicin. Literatur (1781 ff.), Salzburger medic. chirurg. Zeitung (1790 ff.), Gatterers histor. Bibliothek und Journal (1767 ff.), Meusels Betrachtungen über die neuesten histor. Schriften (1769 ff.), Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste (1757 ff. neue Bibl. 1765 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen bibliothèque angloise (1711 ff.), britannique (1733 ff.), française (1723 ff.) germanique (1720 ff. und nouvelle 1746 ff.), italique (1728 ff.) Bloß kleine Schriften sind beurtheilt in Harles kritischen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitschriften, von welchen hier nur Nouvel esprit des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann. A—s.

Lithographie, s. Steindruck.

Litthauen (in der Sprache des Landes Litwa), von Oesterreich und Preußen begränzt, hat zwar ebenen, flachen Boden, aber große Waldungen, Getraide, Vieh, Wachs und Honig. Die vornehmsten Flüsse darin sind der Dnieper, Dniester, die Dwina, der Niemen 2c. In den Wäldern ist viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Zobel-, Wolf-, und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch ehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Litthauer, welche ursprünglich zu den Letten (s. d. Art.) gehören, finden sich schon im eilften Jahrhunderte, wo sie zu den zinsbaren Völkern der russischen Monarchie gezählt werden. Sie machten sich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große innerliche Zwistigkeiten

entstanden, von der russischen Obergewalt frei, und wurden nach und nach durch allmählige Vergrößerungen ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte im dreizehnten Jahrhunderte schon den Titel eines Großherzogs, und unter seinem Sohne Mendog und dessen Nachfolgern kam das ganze litthauische Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte sich Kiew unterwürfig, und Jagello, der sich 1386 taufen ließ, verband durch seine Vermählung mit der polnischen Königin Hedwig Litthauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem polnischen Staate. Seitdem war Litthauen immer mit Polen vereint. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Litthauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, her, woraus die nachherigen Statthalterschaften Mohilew und Polotzk gebildet wurden. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Menge von 850,000 Menschen. Endlich fiel der letzte Ueberrest von Litthauen 1795 an das russische Reich, welcher die jetzigen Statthalterschaften Wilna und Slonimsk ausmacht. In diesen Provinzen des russischen Reichs leben also Litthauer, aber überall mit Russen und Polen vermischt, daher sich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch ist der Theil von preußisch Litthauen zu bemerken, welcher, unter dem Namen litthauisches Kammer-Departement, 3 Kreise, nämlich den insterburger (litthauer), den oletzkoer und den sehestener Kreis enthält, und nicht minder fruchtbar, auch sehr gut angebaut ist.

Litorale begreift die drei Städte Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichsten Küste Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdistricte von Croatien; Kaiser Joseph II. schlug es aber 1776 zu Ungarn, und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungarischen Producte zu befördern. Der ganze District hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyrischen Provinzen aus; jetzt gehört es zum österreichischen Königreiche Illyrien.

Liturgie ist die, aus dem Griechischen stammende, Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch solche Bücher Liturgieen genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste von den Geistlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt. S. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. N.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königsstammes gehalten wurden, ließ der König seiner Dienerschaft, so wie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man Livrée, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, so wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geschenken für die Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Oekonomie unterdrückte diese Versammlungen, aber die Liverei der Dienerschaften blieb davon übrig.

Liverpool (Leverpool), in Lancaster, gegenwärtig nach London die blühendste Handelsstadt im ganzen brittischen Reiche, war noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 3000 Einwohnern, enthielt aber deren 1801 schon 77,653, und hat seit-

dem noch bedeutend zugenommen. Die Stadt besitzt die Hälfte so viel Handel wie London, den vierten Theil des auswärtigen, den sechsten des allgemeinen Handels, den zwölften Theil der Schifffahrt, fünf Achtel des afrikanischen Handels von ganz Großbritannien, und drei Siebentel des afrikanischen Handels von ganz Europa. Die Stadt hat einen vortrefflichen Hafen, der ganz durch Kunst, nämlich durch Anlage von großen, kostbaren Docken erbaut ist. Sie handelt nach allen Theilen der Welt, Ostindien ausgenommen; besonders beträchtlich ist der Sclavenhandel, welcher durch liverpoolische Schiffe zwischen Afrika und Westindien getrieben wird. Beim Ausrüsten von Kaperschiffen zeigt sich Liverpool muthiger und unternehmender, als irgend ein anderer Hafen in ganz Großbritannien. Außer den Rauch- und Schnupftabacks-Fabriken sind keine bedeutende Fabriken daselbst vorhanden. In neueren Zeiten hat die Stadt auch angefangen, sich durch fünf große literarische Institute auszuzeichnen, in deren jedem, außer den berühmtesten öffentlichen Schriften, auch noch eine große Bibliothek (in dem Lyceum, von 10 000 Bänden) befindlich ist. Der dortige berühmte Banquier William Roscoe hat sich durch seine Geschichte des Lorenzo von Medici, und durch seine Geschichte des Papstes Leo X., einen großen literarischen Ruf in England erworben. Im Jahr 1793 hatte Liverpool 606 Schiffe. Es schickt zwei Deputirte zum Parlemente.

Livia Drusilla, die berühmte Gemahlin des Kaisers Augustus, war eine Tochter des Livius Drusus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er auf der Seite des Brutus und Cassius focht, sein Leben verlor. Sie war zuerst an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem sie zwei Söhne, den Drusus und Tiberius, hatte. Als sie mit ihrem Gemahle vor dem siegreichen Triumvir nach Sicilien floh, wäre sie beinahe in die Gefangenschaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab sie sich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Augustus wieder ausgesöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte sie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geistes den Triumvir dergestalt zu fesseln, daß er leidenschaftlich in sie verliebt wurde, und sich von seiner Gemahlin Scribonia scheiden ließ, um die Livia zu heirathen. Ihr Gemahl überließ sie dem August freiwillig, weil er einem so mächtigen Manne nichts abzuschlagen wagte. Livia wußte sich in die erhabene Rolle, welche sie jetzt zu spielen hatte, sehr gut zu schicken, und die Herrschaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten vollkommen zu benutzen. Zu diesen gehörte insbesondere die Erhebung eines ihrer Söhne auf den Thron ihres Gemahls, nachdem dieser gestorben seyn würde. Um ihren Endzweck zu erreichen, suchte sie alle diejenigen Personen aus dem Wege zu schaffen, welche ihren Plänen zuwider seyn und nähere Ansprüche auf den erledigten Thron haben können. So schreiben ihr die alten Schriftsteller fast durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäsar und die Verbannung des Agrippa Posthumus bei. Auch gelang ihr in der That der Plan zur Erhebung ihrer Söhne, insbesondere des Tiberius. Da August keinen nähern Anverwandten mehr hatte; so mußte er wohl ihren Bitten zu Gunsten des Tiberius nachgeben. Als Augustus zu Nola auf dem Sterbebette lag, schickte Livia Boten über Boten an den Tiberius, damit er bei dem Tode des Kaisers zugegen seyn und die Regierung sogleich übernehmen möchte. Man hat sie sogar in Verdacht, den Tod ihres Gemahls beschleunigt zu haben, damit sich dieser nicht noch vorher mit seinem Enkel Agrippa aussöhnen möchte. Im Testamente des

Kaisers wurde Livia zur ersten Erbin eingesetzt, in das julische Geschlecht aufgenommen und mit dem Namen Augusta beehrt; auch ward sie zur Oberpriesterin in dem Tempel des neuvergötterten Augustus erwählt. Doch bewies sich Tiberius sehr undankbar gegen seine Mutter, deren Liebe er doch alles zu verdanken hatte. Er wollte es durchaus nicht gestatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeigungen zuerkennen sollte. Indessen setzte er doch die öffentliche Achtung gegen sie nicht aus den Augen. Bloß zuletzt, als er Rom verließ, um in der Einsamkeit sich ungestört seinen Lüsten überlassen zu können, gerieth er mit ihr in einen heftigen Streit, und gab ihr seine wenige Achtung nur zu deutlich zu erkennen. In ihrer letzten Krankheit kam Tiberius niemals zu ihr, wollte sie auch nach ihrem Tode nicht weiter sehen, und verbot ausdrücklich, es sollte ihrem Andenken keine göttliche Ehre erwiesen werden. Indessen kann man zur Entschuldigung des Tiberius sagen, daß er die unbegränzte Herrschsucht seiner Mutter, welche durchaus Antheil an der Regierung haben wollte, kannte, und sie in ihre nothwendigen Schranken zurückweisen wollte. Er mußte sich also, um sie an der Erreichung ihrer Absicht zu hindern, nothwendig ernst, ja selbst zurückstoßend gegen sie betragen, um ihr jede Hoffnung eines Einflusses auf seine Gewalt zu benehmen. Auch behielt er in so fern die öffentliche Achtung gegen sie bei, daß er dem Sejanus keine größere Gewalt, als ihr, über sich gestattete, so, daß durch sie noch viele Unschuldige vom Verderben gerettet wurden.

Livius (Titius, Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695, v. Chr. Geb. 58 und im J. der Welt 3925, kam aus seinem Geburtsorte nach Rom, wo er sich nicht nur bei vielen Vornehmen, sondern auch bei Augustus selbst bekannt machte. Nach dessen Tode begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, und nach Chr. Geb. 17 starb. Durch seine römische Geschichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadir, bloß um ihn zu sehen, nach Rom reisete, und sogleich wieder zurückkehrte, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Von seinen Lebensumständen hat man, außer den angeführten, wenig gewisse Nachrichten. Zu den ungewissen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Claudius gewesen sey, daß er sich oft zu Neapel aufgehalten habe u. s. w. Augustus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in seiner Geschichte so sehr erhoben hatte; dennoch genoß er des beständigen Schutzes des Kaisers bis an dessen Tod. Suidas meint, Livius habe während seines Lebens den ihm für seine Geschichte gebührenden Ruhm noch nicht genossen; sondern man habe ihm erst nach seinem Tode Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua seinen Leichnam aufgefunden haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Der neapolitanische König Alphonsus schätzte sich glücklich, als er im J. 1451 von den Paduanern den vermeintlichen rechten Arm des Leichnams, mit welchem er seine Geschichte geschrieben hatte, empfangen zu haben glaubte. In diesem Werke fangen die Begebenheiten von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und gehen bis zum J. der Stadt 744 fort. Die Schreibart des Werks ist pragmatisch, in einem zierlichen, erhabenen, rednerischen Style. Doch wirft ihm Quinctilian, so sehr er ihn auch lobt, Provinzialismen von Padua vor. Seine Geschichte bestand eigentlich aus 140, oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn ersten Bücher, dann das 21ste bis 45ste Buch (oder die erste, dritte und vierte Decade,

und von der fünften die Hälfte) übrig haben, welche nach und nach zusammengebracht wurden. In den ersten zehn Büchern geht die Geschichte bis zum Jahre der Stadt 460; und das 21ste bis 45ste Buch handelt den zweiten punischen Krieg (Jahr der Stadt 536) bis zum J. 586 ab. Das ganze Werk wurde wahrscheinlich wegen seiner Größe stückweise abgeschrieben, und von den Abschreibern vermuthlich in Decaden abgetheilt. Daher läßt es sich erklären, warum einige von den Büchern verloren gegangen sind. Bis jetzt scheint es noch immer, als ob das Verlorene nicht wieder aufgefunden werden dürfte. Zwar entdeckte Bruns 1772 bei seinem Variantensammeln durch Zufall, in einem pfälzischen Codex im Vatican, ein Fragment vom 91sten Buche; aber es ist nicht sehr beträchtlich. Es wurde sogleich in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Ludwig XIV. von Frankreich schloß mit einem griechischen Kaufmann, der einen aus einer Feuersbrunst zu Constantinopel geretteten ganzen Livius zu liefern versprach, einen Handel auf 50,000 Thaler. Allein die wirkliche Lieferung erfolgte nicht. Der König wandte sich nun durch den Gesandten Feriol an die Pforte, und versprach dem Bibliothekar 100,000 Thaler zur Belohnung, wenn er den ganzen Livius herbeischaffen würde. Allein auch dieß Project scheiterte, entweder weil der Bibliothekar nichts fand, oder aus Furcht, seinen Kopf zu verlieren, nichts finden wollte. Auch der Großherzog von Florenz bot zu gleicher Zeit demjenigen 5000 Piaster, der einen vollständigen Livius entdecken würde. Aber auch diese Bemühungen sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß in einer der alten Bibliotheken der griechischen Kaiser zu Constantinopel, wirklich eine oder mehrere vollständige Abschriften des Livius vorhanden seyn dürften. Von dem ganzen Werke haben wir noch eine Inhaltsanzeige, die man theils dem Livius selbst, theils dem Florus beilegt, und welche auf das Ganze nur um so neugieriger macht. Johann Freinsheim hat aus andern Schriftstellern vortreffliche Supplemente zum Livius geliefert, und die ersten zehn Bücher desselben zu Stockholm 1649 in Duodez, nachher, 1654, sechzig Bücher zu Straßburg in Quart herausgegeben. Die übrigen von ihm im Manuscript hinterlassenen fünf und zwanzig Bücher wurden in Frankreich den Erben abgekauft, und der Edition in usum Delphini beigedruckt. Eine seltene und prächtige Ausgabe des Livius ist die Ed. Hier. Frobenii, Bas. 1535 fol., und deshalb von der größten Wichtigkeit, weil sie die fünf letzten Bücher des Livius von 40—45, aus der einzigen in der k. Bibliothek zu Wien befindlichen Handschrift geliefert hat, und daher die Quelle aller folgenden Ausgaben geworden ist.

Livorno, berühmte Handelsstadt und Freihaven in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut und hat zwei italienische Meilen im Umfange. Alle Nationen, selbst die Türken nicht ausgenommen, können sich hier niederlassen. Die Stadt hat 53,000 Einwohner, unter welchen wenigstens 18,000 Juden befindlich sind, sehr regelmäßige und wohlgebauete Straßen, einen ungemein großen Marktplatz, von welchem man durch die beiden Hauptthore aus der Stadt sehen kann, und mehrere andere merkwürdige Gebäude. Der eigentliche unmittelbare Handel der Stadt selbst besteht, unter andern Artikeln, in Korallen, deren Fabrikation den frühesten Erwerb von Livorno ausgemacht hat. Sie werden im mittelländischen Meere, und zwar an der afrikanischen Küste, gefischt, und dann in Livorno verarbeitet. Noch vor funfzehn Jahren gab es daselbst über zwanzig Korallenfabriken, die jetzt bis auf eine heruntergekommen sind. Livorno war noch vor ein paar Jahrhun-

derten ein schlechter, ungesunder und feuchter Ort, und hat auch jetzt noch keine reine Luft: besonders fehlt es ihm an frischem Wasser, welches von Pisa hergeholt werden muß. Alle europäische Handels-Staaten halten in Livorno ihren eigenen Consul. Unter den dortigen Nationen sind die Juden (welche nebst den Armeniern die allgemeinen Mäkler machen, viele Privilegien haben und in einem gewissen Bezirke der Stadt wohnen müssen) die reichsten, und die Griechen, die fast alle Schneider oder Kleiderhändler sind, die ärmsten. Die Engländer, welche diese Stadt Leghorn nennen, haben den größten Antheil an dem dortigen Handel. Durch die Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger Commissions-, Speditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und es wurden zur Erweiterung der Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, Anstalten getroffen. Die Protestanten haben ihren eigenen Kirchhof, auf welchem überhaupt alle evangelische Glaubensgenossen begraben werden. Der türkische Privatgottesdienst gründet sich auf einen Vertrag, kraft dessen die Toscaner die nämliche Freiheit in der Türkei genießen. Die Stadt hat durch das Erdbeben von 1747, mehr noch aber durch die Franzosen im Revolutionskriege, und endlich auch, besonders ihr Handel, 1804 durch das gelbe Fieber gelitten. Von 1808 bis 1814 war sie die Hauptstadt in den französischen Departements des Mittelländischen Meers.

Livre Tournois ist derjenige französische Livre, der ehemals in Tours galt, und von dem pariser oder allgemeinen Münzfuße in so fern verschieden ist, als dieser 20 Sols, der Livre Tournois aber 25 Sols, also ein Viertel mehr, beträgt. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor.

Locke (Johann), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29. August 1632 zu Wrington bei Bristol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Universitäten und schloß sich in seinem Cabinete ein. Unter den akademischen Gelehrten herrschte damals das absurde und barbarische peripatetische System; man disputirte mit Heftigkeit über nichtige Dinge, welche jedoch durch die lange Reihe von Jahrhunderten eine große Wichtigkeit erhalten hatten. Locke erholte sich durch das Studium des Descartes von dem Ekel, welchen ihm jene wichtigen Unbedeutendheiten verursacht hatten. Die Werke desselben zündeten in ihm ein heilsames Licht an, welches allein im Stande war, die Finsterniß zu verscheuchen, welche ihn bis dahin umgeben hatte. Von nun an gab Locke jene nachbetende Wortkrämerei auf, und widmete sich der wahren speculirenden Philosophie. Aber hiermit noch nicht zufrieden, fing er auch an, die Medicin, in welcher er eben so viele Irrthümer zu entdecken glaubte, mit Eifer zu studiren. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn jedoch, diese Wissenschaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm entworfenen Bemerkungen dem Pierre Coste, seinem französischen Uebersetzer, mit, welcher sie 1725 durch Antonius Cocchi, in dessen Werke über die Bäder von Pisa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reisen, eine nach Deutschland, und die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieser, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem ansehnlichen Posten, den der Philosoph aber wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rücksichten auf seine Gesundheit, begab sich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit

großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er seinen Tractat über den menschlichen Verstand, ein Werk, welches von dem tiefsten und gewagtesten Studium der Metaphysik zeugt, und über dessen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um unsere Seele, ihre Begriffe und Affecte kennen zu lernen, suchte er sich weder bei den alten Philosophen, die ihn falsch berichtet, noch bei den neuen, die ihn gar verwirrt gemacht haben würden, Raths zu erhohlen. Er verfuhr wie Malebranche: er ging in sich selbst zurück, und gab dann, nachdem er lange genug, so zu sagen, sein eigner Beschauer gewesen war, der Welt den Spiegel, in welchem er sich selbst betrachtet hatte. Da er nun die menschliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatomiker jeden einzelnen Theil des menschlichen Körpers zerschneidet; so hat er freilich durch dieß Verfahren den Materialismus mehr gefördert, als er vielleicht selbst glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch seine Allmacht die Materie denkend machen", ist für eine jeder Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet sich Locke's Werk nicht sowohl durch die metaphysische Tiefe, mit der es abgefaßt, als durch die Methode aus, mit welcher es geordnet ist. Es soll einer sehr zufälligen Veranlassung seine Entstehung zu verdanken haben: einige denkende Köpfe stritten sich nämlich, wie man sagt, über einen Gegenstand, ohne sich auch über denselben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streite stillschweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit, über dessen eigentliche Materie jene Männer einverstanden waren, auf einem Misverständnisse der Wörter beruhe. Das gab ihm die erste Veranlassung zu seinem Werke. Er erhob nämlich die Bemerkung, daß der Grund jenes Streits auf einem Wort-Irrthume liege, zu einem allgemeinen Satze, stieg bis zu dem Ursprunge der Ideen, wie zur ersten Ursache, hinan, untersuchte die Gedanken in ihrer ersten Entstehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falscher Gebrauch der Wörter über unsere Schlüsse ausübt. Er hatte kaum ein Jahr England verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die englische Regierung drucken gelassen zu haben. Diese Verläumdung war die Ursache, daß er seine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten sich seine Freunde, sich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man kein Verbrechen begangen habe. Indessen wollte es nun einmal sein Schicksal, daß er für einen Verschwörer gehalten werden sollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Montmouth verwickelt, ob er gleich auch nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. Man ging noch weiter: Jacob II. verlangte von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten. Locke war daher gezwungen, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt seyn würde. Aber kaum war Jacob II. vom Prinzen von Oranien, seinem Schwiegersohne, vom Throne gestoßen, als Locke auf derselben Flotte, welche die Prinzessin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in sein Vaterland zurückkehrte. Vermöge seines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können: er begnügte sich jedoch mit der Stelle eines Commissärs bei dem Commerz-Collegium der englischen Colonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London seiner Gesundheit nachtheilig zu seyn schien; so legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab sich, sechs Stunden davon, zu einem seiner Freunde, wo er zwischen Gebet und Studiren glücklich und in Ruhe den Rest seiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn seines Freundes nach

dem von ihm entworfenen Systeme erziehen, und dasselbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb am 28. Oct. 1704, und ward zu Oates, in der Grafschaft Essex, begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philosophie gewidmeten Pavillon, Locke's Büste neben der von Bacon, Newton und Clarke aufstellen lassen. Locke war in seinem Vaterlande eben sowohl seines patriotischen Eifers, als seiner Philosophie wegen bekannt. Er war es, der dem Parlemente den Rath ertheilte, auf Kosten des Publicums das Geld umschmelzen zu lassen, ohne dasselbe zu erhöhen: diesen Rath befolgte das Parlement. Wir besitzen eine große Menge Werke in englischer Sprache von ihm, die zuletzt zu London, 1801, in zehn Octav-Bänden erschienen sind. Die merkwürdigsten einzelnen Werke davon sind: **Versuch über die menschliche Vernunft**, von dem Wynne, nachher Bischoff von St. Asaph, einen Auszug verfertigte, den Locke selbst billigte, und der noch jetzt von vielen Lesern dem Hauptwerke selbst, das nicht selten verworren und schwer zu verstehen ist, vorgezogen wird; **Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung**, in welchem der Verfasser die uneingeschränkte Gewalt durchaus tadelt und verwirft; **drei Briefe über Religionsduldung**, wurden zuerst lateinisch geschrieben, kamen nachher aber auch englisch heraus; die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus diesem Werke geschöpft; **Gedanken über die Erziehung der Kinder**; aus welchen Rousseau für seinen Emil, so wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfassung, für seinen gesellschaftlichen Vortrag, viele Gedanken entlehnt hat. Das Werk selbst ist ins Französische, Deutsche, Holländische und Flamännische übersetzt worden; **das vernünftige Christenthum**, ein Werk, welches Sätze enthält, die, streng genommen, den Verfasser des Socianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion sey nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus Christus und seine Apostel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben; **Paraphrasen über einige Episteln des Paulus**, enthalten Beweise des Studiums der heiligen Schrift, welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens gewidmet hatte; **nachgelassene Werke**, enthalten Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker der Erde besaß; so wählten ihn die englischen Colonieen in Amerika zu ihrem Gesetzgeber, und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Wir wollen diesen Artikel mit einigen Anekdoten aus Locke's Leben schließen. Er war großherzig und von der äussersten Gutmüthigkeit. Ein junger Mann, dem er die größten Gefälligkeiten erzeigt und das lebhafteste Interesse bewiesen hatte, bestahl und verläumdete ihn, gerieth aber kurz darauf durch seine Ausschweifungen in die größte Armuth. Da er sich nun auf keine andere Weise zu helfen wußte, wandte er sich an Locke, gegen den er sich doch so gröblich vergangen hatte. Dieser zog eine Banknote von hundert Louisd'or heraus, und überreichte sie dem Unglücklichen mit folgenden Worten: „Ich verzeihe Ihnen; doch darf ich Sie nicht in den Stand setzen, zum zweitenmale zum Diebe und Verräther an mir zu werden." Das Spiel schien diesem Philosophen der dummste und nichtswürdigste aller Zeitvertreibe. Als er eines Tages in einer Gesellschaft mehrere Herren von vielem Verstande mit dem Spiele beschäftigt fand, sah er

demselben anfangs mit vieler Geduld zu: dann aber zog er seine Schreibtafel aus der Tasche, und fing an, sehr aufmerksam zu schreiben. Als ihn nun einer der Herren fragte, was er da so emsig zu schreiben habe, antwortete Locke: „Milord, ich schreibe hier nieder, was seit zwei Stunden von den geistreichsten Männern des Königreichs gesprochen worden ist." Nun las er ihnen einiges davon vor, und sie fühlten sich beschämt. Diese Herren waren der Herzog von Buckingham, der Lord Halifax, Lord Aschley und andere mehr.

Lockmann, mit dem Zunamen der Weise, zuweilen auch Abo Anam (Vater des Anam) genannt, war ein berühmter Philosoph unter den Aethiopiern, oder Nubiern, von welchem die Araber eine Menge Mährchen erzählen. Sie sagen von ihm, er sey ein schwarzer Sclav mit dicken Lippen und krummen Beinen gewesen, und zur Zeit Salomo's an die Juden verkauft worden. Sein Charakter wird von ihnen ungefähr so geschildert, wie wir gewohnt sind, uns den Aesop zu denken. Man fragte diesen Weisen einst, von wem er die Weisheit gelernt habe? Er antwortete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern setzen, ohne erst den Weg vorher zu untersuchen." Einstens ward eine Karavane bestohlen. Vergebens beschwor man, mit Thränen in den Augen, die Räuber, doch so viel Mundvorrath zurückzulassen, daß man die Reise fortsetzen könnte; die Räuber waren unerbittlich. Lockmann befand sich unter diesen, und einer der Kaufleute sagte zu ihm: „Wie? Auf solche Weise unterrichtest du also diese Bösewichter?" Lockmann antwortete: „Ich unterrichte sie nicht; denn was würden sie mit meiner Weisheit anfangen?" Jener fragte weiter: „Warum befindest du dich aber bei den Bösen?" Lockmann erwiederte: „Ich bemühe mich, zu untersuchen, wie sie es geworden sind." Einstens hatte sein Herr ihm eine Melone von sehr schlechtem Geschmacke gegeben: er aß sie ganz auf. Jener über diese Folgsamkeit erstaunt, fragte ihn, wie er eine so schlechte Frucht habe essen können? Lockmann antwortete: „Ich habe so oft süße Früchte von dir bekommen, daß ich mir auch wohl einmal eine bittere von dir gefallen lassen kann." Diese Antwort rührte seinen Herrn so sehr, daß er ihm auf der Stelle die Freiheit schenkte. Wir besitzen ein Werk, Fabeln und Denksprüche, welche die Araber diesem Lockmann zuschreiben; doch glaubt man, dasselbe sey von der spätern Zeit, jedoch aus den Reden dieses Weisen abgefaßt worden. Die Geschichtschreiber schildern ihn als einen Mann, der durch seine Kenntnisse, wie durch seine Tugenden gleich schätzungswerth, und der stillen Betrachtung ergeben war. Erpenius gab die Fabeln des Lockmann arabisch mit einer lateinischen Uebersetzung heraus und fügte sie seiner arabischen Grammatik bei, welche zu Leyden, 1636 und 1656, in einem Quartbande erschien. Nachher wurde sie noch von Tannegüy in französische Verse übersetzt. Im Vatican wird eine alte, von den Persern verfertigte Abschrift dieser Fabeln aufbewahrt.

Locle, ein schön gebaueter Flecken in der davon benannten Meierei, zur preußischen Grafschaft Valengin in der Schweiz gehörig, liegt sehr zerstreuet, hat viele große und schöne Häuser, über 3000 Einwohner, Uhrmacher, Goldarbeiter, mechanische Künstler aller Art, Spitzenklöpplerinnen und viele ansehnliche Kaufleute, welche Niederlagen in den meisten Handelsstädten Europa's haben. Die hohe Lage dieses Orts auf dem Jura ist so beträchtlich, daß die Kirche daselbst ungefähr einerlei Höhe mit der Spitze des Brockens hat. Besonders merkwürdig sind die dortigen Uhrenfabricken, deren Hauptsitz vorzüglich in Locle ist, und welche hier und in den umliegenden Thälern an 10,000 Menschen

Nahrung geben, und daselbst seit 130 Jahren errichtet worden sind. Bei der Stadt liegen die berühmten locler Felsenmühlen, die man in einer Kluft des Gebirges, durch welche der Bach Bied fließt, angelegt hat. Sie werden von drei übereinanderhängenden Mühlrädern getrieben, deren unterstes 100 Fuß unter Tage ist.

Lodi, eine ziemlich große und wohlgebauete Stadt in dem zum Lombardisch-Venetianischen Königreiche gehörigen Herzogthum Mailand, an der Adda, zählte 1774 beinahe 16,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geistliche waren. Das dortige Bisthum steht unter dem Erzbischoff von Mailand. Die Stadt hat ein festes Schloß. Die sogenannten Parmesankäse werden nicht in Parma, sondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die besten in ganz Italien gehalten; auch ist die dortige vortreffliche unechte Porzellan- und Fayence-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Klafter lange Brücke. Sie ist durch das Treffen berühmt, welches Bonaparte 1796 bei derselben mit 60,000 Mann gegen die österreichische Armee von 25,000 Mann unter Beaulieu gewann. Die Oesterreicher hatten die Adda passirt, Lodi geräumt und standen in einer furchtbaren von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu passiren unmöglich schien. Bonaparte erschrack nicht über diese Schwierigkeit. Er führte sein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ seine ganze Artillerie vorbringen und rückte im Sturmschritt unter dem Ausruf: Vive la republique! vor. Das Blutbad war anfangs schrecklich; das österreichische Geschütz streckte ganze Reihen nieder; die Franzosen wankten, und der Sieg schien verloren, als Berthier, Massena, Cervoni, Dallmeyer, Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die österreichischen Batterien nahmen. Die Oesterreicher wollten dieser Kühnheit mit gleicher Kühnheit antworten; sie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich; beide Heere schlugen sich mit Erbitterung, und ungewiß schwebte der Sieg zwischen ihnen. Da erschien Augereau an der Spitze seiner Division und der Tag war entschieden. Die Oesterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geschützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre seiner Waffen durch einen mit bewundernswürdiger Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkstelligten Rückzug. Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherrn getadelt, Bonaparte, weil er eine Position mit so großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einem Zeitverlust von 24 Stunden sich leichter und sicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi so übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er der französischen Armee das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus ist ein mathematischer Kunstausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältnisses in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Der Name ist griechisch und bedeutet Verhältnißzahl. Das Wesen des Logarithmus zu erklären, werden Beispiele das beste Mittel seyn. Jede Zahl ist nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon sie das 3fache ist. Diese Beziehung heißt das Verhältniß: daher ist jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und sie selbst spricht den Werth desselben aus. Der Werth eines Verhältnisses wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe desselben kömmt durch eine dritte Zahl zu unserm Bewußtseyn, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. s. w. Denkt man sich nun eine Reihe

von Verhältnissen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. s. w. (wo sich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben so verhält, wie 3 zu 1), und man nimmt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, so ist 9 zu 1 in so fern das doppelt so große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines solchen Verhältnisses in Beziehung auf sein Grundverhältniß aussprechen, heißen Logarithmen. Ist also hier 1 der Logarithmus von 3, so ist 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. s. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, als 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, so wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen, welche alle Brüche seyn müssen, lassen sich sämmtlich berechnen und nach der Reihe zusammen stellen. Eine nach einem gewissen Grundverhältnisse gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewissen Grenze nennt man ein logarithmisches System. Das gewöhnliche ist das Briggsche, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 ist, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen sind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Die dazu gehörigen Kunstgriffe sind sehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, so addirt man ihre Logarithmen, hat man sie zu dividiren, so subtrahirt man diese; soll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, so multiplicirt man ihre Logarithmen mit den Exponenten, soll man Wurzeln ausziehen, so dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsleben unbeachtet gelassen. Allein diese außerordentliche Bequemlichkeit ist allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufleuten zu empfehlen. Die Logarithmen sind schon bei jedem Regeladetrie-Exempel anwendbar; z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler kosten, so werden 8150 Stück $\frac{8150 \times 1290}{460}$ Thaler kosten. Um nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, so addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, so ist die dazu gehörige Zahl die Zahl der gesuchten Thaler. F. A. Schröters Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebst den dazu gehörigen Tafeln, Helmstädt, 1799 ist zu diesem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedrich, Freiherr von) wurde 1604 in Schlesien geboren, und trat als Kanzleirath in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. Im J. 1648 nahm man ihn, unter dem Namen des Verkleinernden, in die fruchtbringende Gesellschaft auf. Die Liebe zur Dichtkunst muß sich bei ihm schon frühzeitig geäußert haben; denn er selbst sagt von sich, daß er schon früh gedichtet habe. In reifern Jahren scheinen ihm seine Geschäfte nicht erlaubt zu haben, sich in größern und längern Gedichten zu versuchen, und er schränkte sich deshalb besonders auf Epigramme ein. Er gab zuerst eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golaw. Breslau, 1638. Die gute Aufnahme, welche diese Epigramme erhalten hatten, bewog

ihn, nach sechzehn Jahren, wahrscheinlich 1654, eine neue, vollständige Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt und 2 Alphabete und 16 Bogen in 8. beträgt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitzens, trat in die Fußstapfen dieses seines großen Vorgängers und verräth öfters die Energie und den körnigten Ausdruck desselben. Wer indessen, wie Logau, die Epigramme zu Tausenden schreibt, dem muß manches Mittelmäßige, ja Schlechte mitunterlaufen. Und so findet man bei ihm in der That eine solche Menge des gänzlich Mislungenen, daß im Nothfalle Beispiele des Verfehlten aus ihm entlehnt werden könnten. Viele seiner Epigramme zeugen jedoch von origineller und glücklicher Erfindung, und sind eben so schön gesagt, als gedacht. Uebrigens treten Logau's Epigramme um desto merkwürdiger in der Geschichte unserer satirischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Der Ueberfluß des Schlechten, welcher sich in den Logau'schen Epigrammen überwiegend zeigte, war vermuthlich Schuld, daß er sich bereits während seines Lebens von seinen Zeitgenossen vergessen sah. Erst Ramler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessings Tode gab Ramler 1791 diese Auswahl zum zweiten Mal heraus. Logau starb zu Liegnitz am 25. Jul. 1655 in einem Alter von 51 Jahren.

Logik. Unter diesem abgekürzten griechischen Namen (eigentlich λογικη nämlich επιςημη) wird fast allgemein die **Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung** verstanden, obgleich ungewiß ist, ob dieser Name zunächst vom **Denken**, oder von der **Sprache** (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten sey. Im Deutschen hat man dieser Wissenschaft auch den Namen **Denklehre** oder **Verstandeslehre** gegeben, weil hier die Rede von einer wissenschaftlichen Darstellung derjenigen Gesetze ist, welche der Verstand bei allem Denken befolgen muß (daher **logische Gesetze**), es habe übrigens einen noch so verschiedenen Gegenstand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich ist. Hierin liegt hauptsächlich der Werth der Logik, nicht immer der Canon (d. h. eine Richtschnur) für den practischen Verstandes-Gebrauch, sondern auch eine Vorbereitungs-Wissenschaft für alle andere Wissenschaften, namentlich zur Philosophie zu seyn, indem sie (gleichsam ein Organon der Wissenschaft, oder allgemeine Instrumental-Wissenschaft) die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wissenschaftlichen Zusammenhang erhalten und zur Wissenschaft werden soll, und die Erfordernisse des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wissenschaftlichen Denkganzen aufstellt; denn die Gesetze des Denkens sind zugleich die Gesetze der Wissenschaft und ihrer Anordnung. In wiefern aber die logischen Gesetze nur die abstracte Form unserer Erkenntniß bestimmen, keinesweges aber Anweisung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und sich der wahren Einsicht in die Dinge bemächtige (womit es die **eigentliche** Philosophie zu thun hat), in sofern hat man die Logik von der eigentlichen Philosophie neuerdings abgesondert, oder formelle Wissenschaft, Formalphilosophie genannt. Nennt man jedoch eine **philosophische Wissenschaft** diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenstand der Erfahrung, sondern aus der Vernunft selbst geschöpft ist, so ist die Logik ursprünglich eine solche, denn die Gesetze der Gedankenverbindung haben diesen Ursprung, und der Inhalt der Logik ist da-

her von so apodiktischer Art, oder von so demonstrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philosophischen Wissenschaft, eben weil sie es mit dem Denken, oder Verhältnißbestimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheil der Metaphysik oder transcendentalen Philosophie, ihre Abgeschlossenheit und Vollständigkeit oft allzusehr gepriesen, und sie in dieser Hinsicht der Mathematik an die Seite gestellt. Allein das bloße, wenn auch systematische Denken, ist noch kein Philosophiren, das noch so systematische Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten, und die Begreiflichkeit ist nicht der höchste Zweck der Philosophie; ja alle demonstrative Gewißheit setzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und einen Gegenstand, an dem sie sich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben so wenig überschätzen, wie die ältern Philosophen vorzüglich thaten, als dieselbe unbillig herabsetzen, wie die Neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philosophische Untersuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unserer Erkenntniß verbunden, welche Untersuchung einige Neuere bald in die Metaphysik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philosophen Dialektik genannt, und sehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, sind Dialektik (s. d. Art.) und Logik wenig verschieden) an die Logik angeschlossen haben, welche letztere auch ohne Verbindung mit dieser Untersuchung, und ohne genauere Bestimmung ihres Kreises und Werthes oft mehr schädlich als nützlich gewesen ist, und die Philosophie zur bloßen Formal-Philosophie gemacht hat; wie denn alle scharfe Absonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beschränkend wird. Noch andere haben dieser vorbereitenden Untersuchung den Namen Fundamental-Philosophie, Fundamental-Wissenschaft, philosophische Grundlehre u. s. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erstere soll das Denken an sich nach seinen Gesetzen, Operationen (begreifen, urtheilen und schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß) im Einzelnen und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wissenschaftlichen Vollendung des Systems und dessen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweisen); die angewandte aber das Denken unter besonderen subjectiven und objectiven Rücksichten, die man bei der Anwendung der Denkgesetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geistesäußerungen und die Einschränkungen und Hindernisse des Denkens, welche hieraus hervorgehen, so wie die entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptsphäre des Denkens betrachten. In den letztern Beziehungen setzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher sie auch als Vorbereitungs-Wissenschaft zur Philosophie in genauester Verbindung steht. Eine natürliche Logik ist aber ein Widerspruch, weil niemand eine Wissenschaft schon von Natur besitzt, wenn er auch die Gesetze derselben anwendet, und die natürliche Fähigkeit zu denken auch ohne wissenschaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der sogenannte gesunde Menschenverstand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wissenschaft der Logik bearbeitet und lehrt; vornehmlich wenn er dieses mit Glück und Anziehung thut, oder überhaupt den, welcher die logischen Gesetze mit Bewußtseyn im Gebiete des Denkens anzuwen-

den versteht, und diese Anwendung der logischen Gesetze zur Kunst (Fertigkeit) erhoben hat, dann auch Dialektiker. Die wissenschaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerst bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derselben damals mehr vom practischen Interesse, oder von der Rede- und Disputirkunst abhängig, und artete als Kunst der Schlüsse und Beweise, bald in die Sophistik aus. Die Sophisten und die megarische Schule (gestiftet von Euklid aus Megara) bildeten diese Kunst sehr aus; letztere wurde daher die eristische oder dialektischeg enannt, und ist durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den ersten umfassenden und rein wissenschaftlichen Versuch die Denkformen in abstracto darzustellen, machte Aristoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen ist. Hieher gehören seine logischen Schriften, welchen die spätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche fast zwei Jahrtausende nach ihm in den Schulen der Philosophen das herrschende Ansehen behaupteten. Auch waren seine Untersuchungen zugleich auf die Kriterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno der Stifter der stoischen Schule u. a. ihm nachfolgten. Das Ansehn, welches die Logik oder Dialektik in der spätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, so daß sie fast unbedingt als reales Organon aller Wissenschaften angesehen, und vom achten Jahrhundert an als freie Kunst gelehrt wurde, stieg am höchsten in der scholastischen Philosophie, welche nur eine neuere Art der Sophistik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieses Ansehn traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermischten die Logik wiederum mit der Metaphysik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomasius, Crusius, Lambert (in seinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienst. Eben so Kant und seine Schüler, Meeß, Hofbauer, Jacob, Krug, Fries, so wie ein Bardili, Schulze, Reinhold u. a. Fichte verwies sie aus dem Gebiete der Philosophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphysik. Schelling erklärte, sie sey als eine fremde Wissenschaft der Philosophie sogar entgegengesetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche seiner Ansicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weise Hegel neuerdings die Logik darzustellen versucht, so daß man über den Hauptpunct, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphysik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philosophischen Speculation noch immer verschiedener Meinung ist. T.

Logistik nannte man sonst die Rechenkunst, oder Berechnungskunst, man theilte sie in Zahlen- oder Ziffernrechenkunst und in Buchstabenrechenkunst oder Algebra. Auch nennt man so in der Kriegswissenschaft die Berechnung tactischer Bewegungen nach Raum und Zeit, welche sie brauchen. Logistisch ist, was aufs Rechnungswesen sich bezieht; es ist mit logisch nicht zu verwechseln: denn logisch ist, was der Denklehre angehört, oder den logischen Gesetzen vorzüglich entsprechend ist.

Logogryph unterscheidet sich von der Charade (s. d. Art.) nur dadurch, daß man nicht allein, wie in dieser, den einzelnen Sylben eigene Bedeutungen giebt, sondern daß man vielmehr durch Wegnahme, Hinzufügung oder Versetzung von Buchstaben dergleichen Bedeutungen aufzufinden sucht.

Lohenstein (Daniel Caspar von) ward am 25. Jan. 1635 zu

Nimptsch, einer Stadt im schlesischen Fürstenthume Brieg, geboren und machte den Anfang seiner Studien in seiner Geburtsstadt. Nachher setzte er sie auf dem Gymnasium zu Breslau fort, bis er 1650 die Universität zu Leipzig und nachher zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Wasser über Hamburg nach Breslau zurück. Nachdem er sich mit einer sehr reichen Dame verheirathet hatte, ward er 1666 zum Regierungsrathe, zum kaiserlichen Rathe und ersten Syndicus der Stadt Breslau ernannt. Schon in seinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerspiele, die auch späterhin gedruckt worden sind. Mit Recht kann man ihn einen guten Kopf nennen, dem es keinesweges an Genie, wohl aber an Geschmack fehlte. Er besaß neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungssucht oder Begierde, seine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Nichts destoweniger fand er bald Nachahmer, die seine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und so wurde er, ohne es vielleicht selbst zu wollen, der Stifter einer Secte, die man, obgleich Hofmannswaldau noch früher auf diese Abwege gerieth, nach ihm Lohensteinianer nannte. Die lohensteinischen Gedichte sind meistens voll von geschmacklosem Bombast, falschem Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erheblichste seyn dürften, fallen diese Fehler, zu der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Auch in seiner Prose herrscht, mit einigen Ausnahmen, Schwulst und Bombast, abwechselnd mit den niedrigsten Plattheiten. Seine Trauerspiele, welche der Zeitordnung nach unter seinen Werken die erste Stelle einnehmen, heißen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epicharis; Kleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Lohensteins übrige Gedichte sind unter dem Namen Blumen von ihm gesammlet worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthasar Friedrich von Logau gerichtet, beweiset, daß es Lohenstein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, leicht geworden seyn dürfte, ein vortrefflicher Dichter zu werden. Unter seinen prosaischen Schriften zeichnet sich der Heldenroman, Arminius und Thusnelda aus, über dessen Ausarbeitung er selbst starb, der aber von seinem Bruder, und, als auch dieser mit Tode abgegangen war, vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieser Roman die oben angezeigten Fehler aller seiner übrigen Werke hat, obgleich Lohenstein selbst durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen, so sind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfasser große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieser Roman erschien zuerst zu Leipzig 1689 und 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipz. 1731) folgte. Lohenstein starb zu Breslau am 18. April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entspringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier le Saux genannt, im Departement der Ardeche und ergießt sich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele seichte Stellen hat, so ist er doch für größere Kauffahrteischiffe bis Nantes, für kleinere bis Briare und für geringe Fahrzeuge bis Roanne schiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben, dem Departement der Loire, der Ober-Loire und Unter-Loire.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, ward 1728 zu Bergamo geboren und stand von 1762 bis 1773 als Concertmeister in Diensten

des damaligen Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo sein Spiel dergestalt der Kaiserin Catharina II. gefiel, daß sie ihm einen Bogen schenkte, auf welchem sie mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte: „dieser Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, ist für den unvergleichlichen Lolli bestimmt." Im J. 1785 machte er eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geschenken, 2000 Realen vom Theater-Unternehmer erhalten haben soll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel im 66. Jahre seines Alters starb. Die Fertigkeit, welche er auf seinem Instrumente erlangt hatte, setzte in Erstaunen, so daß man ihn auch den musikalischen Luftspringer zu nennen pflegte. Noch keiner seiner Vorgänger hatte eine solche Höhe auf dem Griffbrette erstiegen; aber dafür überließ er sich auch so wilden und regellosen Phantasieen, bei denen er sich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteste Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, so wie er seiner Seits auch niemanden begleiten konnte. Nichts desto weniger hatte er es im Beifalle der Menge so weit gebracht, daß er in seiner spätern Zeit zu sagen pflegte: „ich will nur noch vor gekrönten Häuptern spielen." Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten eine Violinschule in Quartetten für zwei Geigen, Bratsche und Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuscript hinterlassen.

Lombard, s. Leihbank.

Lombardei, s. Longobarden.

Lombardisch-Venetianisches Königreich. Die glücklichen militärischen Ereignisse von 1813 und 1814 und die darauf gefolgten Staatsverträge haben Oesterreich in den Besitz des gesammten ehemaligen venetianischen Gebietes in Italien, der Herzogthümer Mailand und Mantua, der Landschaft Veltlin und der Grafschaften Cleven und Bormio gesetzt. Diese Ländermasse, welche östlich an das adriatische Meer und Illyrien, nördlich an Tyrol und Helvetien, westlich an die sardinischen Staaten, und südlich an Parma, Modena und das päpstliche Gebiet gränzt, wurde durch das Patent vom 7. April 1815 zu einem Königreiche, unter dem Namen des „Lombardisch-Venetianischen Königreichs" erhoben, und in das Wappen und die Titulatur des Kaisers aufgenommen. Die uralte eiserne Krone ist die Krone dieses Reichs geblieben; auch der Orden derselben wurde beibehalten, und in die österreichischen Hausorden aufgenommen. Ein Vicekönig repräsentirt den Regenten. Großwürdenträger sind ein Obersthofmeister, der Erzbischof von Mailand und der Patriarch von Venedig als Kronkapellane, ein Oberkammerherr, ein Oberst-Stallmeister und ein Oberseneschall. Das Königreich ist in zwei Gouvernementsterritorien, welche durch den Fluß Mincio getrennt werden, getheilt. Das Gebiet am rechten Ufer dieses Flusses führt den Namen mailändisches, das am linken Ufer den Namen venetianisches Gouvernement. Jedes Gouvernement ist in Provinzen, die Provinzen in Districte und die Districte in Gemeinden eingetheilt. Die administrative Geschäftsleitung in den Gouvernementsgebieten ist von einem Gouverneur und einem Gubernialcollegium abhängig, welches seinen Sitz in Mailand und beziehungsweise in Venedig hat. Die administrative Geschäftsführung in den Provinzen führen königliche Delegationen, in den Districten aber, in Abhängigkeit von den Delegationen, die Cancelliere del Censo. Den landesfürstlichen Verwaltungscollegien sind permanente Collegien aus Mitgliedern der verschiedenen Klassen der Nation an die Seite gesetzt. Nach der Consti-

tutionsurkunde vom 24. Apr. 1815 ist die Verfassung des Reichs in beschränktem Sinne repräsentativ. Jedes Gouvernements-Gebiet hat eine Congregatione centrale, wovon die eine in Mailand und die andere in Venedig ihren Sitz hat, und jede Provinz eine Congregatione provinciale. Die Centralcongregationen bestehen aus adelichen und nicht adelichen Güterbesitzern, und aus den Repräsentanten der Städte, welche von dem Könige aus den Individuen gewählt werden, die die dazu bevollmächtigten Corporationen vorschlagen. Die Dauer der Amtsverrichtung der Mitglieder ist 6 Jahre, nach deren Verfluß sie wieder wählbar sind. Die Centralcongregationen beschäftigen sich mit Vertheilung und Einregistrirung der vom Könige ausgeschriebenen außerordentlichen Steuern, mit der Bestimmung des Steueranschlags der Districte, mit Untersuchung der Gemeindeausgaben und Lasten, mit Vertheilung der Militärleistungen, mit der Oberaufsicht auf die nicht unmittelbar vom Staat verwalteten Brücken, Dämme und Straßen, so wie auf die Wohlthätigkeitsanstalten und die Verwaltung ihrer Einkünfte; auch ist ihnen erlaubt, dem Könige die Wünsche, Bedürfnisse und Bitten der Nation vorzutragen, so wie der König sich vorbehält, sie um Rath zu fragen, wenn es ihm gut dünkt. Provinzialcongregationen finden sich in dem Hauptorte einer jeden Provinz. Sie haben dieselben Geschäftsgegenstände mit den Centralcongregationen, in Beziehung auf ihre Provinz, zu behandeln, erstatten an die letztern ihre Berichte, und erhalten von ihnen Befehle. Da, nach diesen Bestimmungen, die Repräsentanten des lombardisch-venetianischen Volkes keine Stimme in Ansehung der Gesetzgebung, keine Befugniß zur Steuerbewilligung, und in Betracht der öffentlichen Angelegenheiten ein bloßes Petitionsrecht haben, so ist ihre Macht sehr beschränkt. — Das Königreich nährt auf 830 8/16 Q. Meilen 4,065,000 Einwohner, und hat 6,691,415 österreichische Joch (zu 1600 Q. Klafter) landwirthschaftlich benützten Boden. Das Land ist, mit Ausnahme der an Helvetien, Tyrol und Illyrien gränzenden Gegenden, größten Theils eben, und ausnehmend fruchtbar, doch findet sich da und dort viel sumpfigtes Erdreich. Der Po, der Tessino, die Adda, der Mincio, die Etsch, die Brenta, die Piave, der Tagliamento und mehrere Canäle durchströmen dasselbe, und erleichtern den Verkehr. Die wichtigsten Seen sind der Lago Maggiore, der Garder-, Luganer- und Comersee. Das Clima ist meistens gesund; doch gilt dies nicht von den sumpfigten Gegenden, und von denen, wo der Bau des Reißes stark betrieben wird. Dieser letztre ist das wichtigste Product der Landwirthschaft, und macht einen sehr einträglichen Ausfuhrartikel. Auch Waizen und Mais gerathen im Ueberflusse; dasselbe gilt von Korn, Gerste und Hülsenfrüchten, doch werden diese weniger gebaut. Ueberdieß liefert das Pflanzenreich Flachs, Hanf, verschiedene Arten von Arzneykräutern, Gartenfrüchte, besonders Artischoken, Melonen, Obst, Mandeln, Feigen, Safran, ferner sehr viel Oel, Rosinen, und einen reichen Vorrath von Wein und Seide. Auch die Waldungen sind von großer Wichtigkeit; doch fehlt es in vielen Gegenden an Holz. Da der Wiesenbau ziemlich vernachlässigt wird, indem man alles urbare Feld zum Getraidebau benützt, so ist die Zucht des Hornviehs, der Schafe und Schweine noch sehr unvollkommen. In besserm Stande befindet sich, besonders in der Lombardey, die Zucht der Pferde und Maulthiere. Die Bienenzucht gewährt viel Gewinn an Wachs und Honig. An Federvieh ist kein Mangel, wohl aber an Wildpret. Die Flüsse, Seen und das Meer enthalten eine Menge der vortrefflichsten Fische. Das Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Alaun, Vitriol, Ar-

senik, Quecksilber, Mastix, Porcellainthon, Marmor, Alabaster, Kristalle, Jaspis, Granaten, Topase, Schleif- und Mühlsteine, Kalk und Salz. — Die wichtigsten Producte des Kunstfleißes sind: Gold-, Silber-, Messing- und Kupferwaaren, Spiegel, Glas, Weinstein, Bleiweis, Käse, Lack, Stahl, Wachskerzen, Seife, Papier, Tapeten, Teppich, Tabacksdosen, Spitzen, Leinwand, Seidenzeuge, Tücher und Leder. Der Handel ist, trotz des Verfalls in neuern Zeiten, von großer, jetzt wieder rasch auflebender Wichtigkeit. Die meisten aufgezählten Landes- und Industrieproducte sind Ausfuhrartikel, die die Einfuhr bei weitem übersteigen. Die Einkünfte des Königreichs betragen wenigstens 20 Millionen Wiener Gulden.

Loménie (Etienne-Charles von), Graf von Brienne, Mitglied der französischen Akademie, Bischof von Condom, dann Erzbischof von Toulouse und endlich Erzbischof von Sens, ward im J. 1727 zu Paris geboren und 1788 zum Cardinal und ersten Minister Ludwigs XVI. ernannt. Diesen Posten hatte er weniger seiner Brauchbarkeit, als den Intriguen des Abbé von Vermont, welchen Loménie der Königin zum Vorleser empfohlen, zu verdanken. Anfangs ein erklärter Feind der Operationen Calonnes, den er selbst gestürzt hatte, wollte er nachher jene in Ausübung bringen. Da aber das Parlement weder zu der Grundsteuer, noch zu der Stempeltaxe seine Zustimmung geben wollte, ward es 1788 von Loménie nach Troyes verwiesen, aber kurz darauf zurückgerufen und er selbst aus dem Ministerium entlassen. Nun ward er der Gegenstand einer Fluth von Satyren und Schmähschriften, deren Tadel er sowohl als Minister wie als Bischoff verdient hatte. Doch bleibt ihm das Verdienst, zuerst gegen den Mißbrauch, die Todten in den Kirchen zu begraben, geeifert zu haben; auch zeigte er sich gleich im Anfange der französischen Revolution als den eifrigsten Anhänger derselben und rühmte sich sogar, sie herbeigeführt zu haben. Unter seinen geistlichen Amtsverrichtungen zeichnet sich diejenige aus, durch welche er, als Erzbischoff von Toulouse, auf einer merkwürdigen Synode, diese geistlichen Zusammenkünfte wieder herstellte, und denselben eine verbesserte, zweckmäßigere Einrichtung gab. Noch machte er sich als Mitglied einer Commission, welche die Verbesserung des Mönchswesens bezweckte, durch die Verordnung berühmt, daß, um ein geistliches Gelübde ablegen zu können, hinführo das 21. Jahr erforderlich seyn sollte. Als Minister war er die Veranlassung zur Zusammenberufung der Generalstaaten, gegen welche der Hof eine so große Abneigung hatte, und zu der Maaßregel, dem dritten Stande eine doppelte Anzahl Repräsentanten zu gestatten, zu welcher Maßregel ihn, wie er sich selbst ausdrückte, die Rechte des dritten Standes, welche in den Schriften der Philosophen dargethan seyen, so wie das Beispiel America's und die Abgeschmacktheit seines Gouvernements verleitet habe. Als er späterhin, nebst den meisten übrigen Geistlichen, den Schwur ablegte, zerfiel er deshalb mit dem Papste und schickte demselben den Cardinalshut zurück. Vermöge einer Sonderbarkeit, wie sie deren die neuere Zeit mehrere aufzuweisen hat, billigte endlich derselbe Papst, Pius VI., unter dem Directorium jene Eidesleistung der Priester, wofür ihm jedoch Bonaparte die 3 Legationen, die er ihm entrissen hatte, wieder zurückgeben mußte. Von der großen Menge literarischer Werke, welche er theils im Drucke, theils im Manuscripte hinterlassen hat, verdient hier kein einziges namhaft gemacht zu werden. Von Altersschwäche gleichsam aufgezehrt und zerfressen von einer flechtartigen Krankheit, starb er zu Sens am 16. Febr. 1794.

London. Dieser merkwürdige, in mancher Rücksicht einzige Ort in der Welt, die Hauptstadt des brittischen Reichs, mit einem Hafen, der größte Handelsplatz, den es giebt, enthält gegen eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den englischen Adel noch ansehnlich vermehrt wird, und besteht aus drei Haupttheilen, I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den östlichen Theil ausmacht); II. aus Westminster (oder richtiger zu reden, aus der westlichen Seite der Stadt, von dem die eigentlich sogenannte Stadt Westminster nur einen kleinen Theil ausmacht), und III. aus Southwark. Die Stadt liegt an der Themse, in der Grafschaft Middlesex; doch gehören mehrere Theile von London noch zu andern Grafschaften. Die ganze Stadt ist sieben englische Meilen lang, und über eine halbe deutsche Meile breit, und faßt 130,000 Häuser in sich, unter denen man allein über 300 gottesdienstliche Gebäude, 22 Hospitäler und 95 Armenhäuser zählt. Das eigentlich sogenannte London (City) bildet mit der westlichen Seite der Stadt, sowohl in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Häuser, als auf die Bewohner derselben, einen auffallenden Contrast. Die Häuser in der City, welche größtentheils nach der schrecklichen Feuersbrunst im J. 1666 (wo 13,400 Häuser, 87 Kirchen, 26 Hospitäler u. s. f. abbrannten) aufgebaut worden, sind unregelmäßig, unbequem und in engen schlechten Straßen versteckt. Da nun der Hof, welcher seinen Sitz in Westminster hat, ohnedieß einen großen Theil der großen und glänzenden Welt dahin versammelt, so ist auch noch besonders seit den letzten 30 Jahren eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem westlichen Theile der Stadt geschehen, der allgemein für den Sitz der großen und feinen Welt gehalten wird, so daß zwischen beiden Theilen der Stadt in Rücksicht der Sitten eine merkliche Verschiedenheit, und deshalb auch eine gewisse gegenseitige Verachtung und Eifersucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehört die Börse und die Bank (welche letztere in der That prächtig ist). In der Nähe derselben befinden sich eine zahllose Menge Kaffeehäuser (auf denen große Geschäfte gemacht werden), das Posthaus, die Assecuranzhäuser, der Palast des Lord Mayors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansion house genannt, die Häuser der ostindischen und anderer Handlungsgesellschaften, die Wohnungen fast aller Banquiers u. s. f., kurz alles was den Gang der Geschäfte beschleunigen kann. Ferner sind in der City merkwürdig: die vortreffliche Wasserkunst unweit der Londner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themse mit Wasser versehen wird, welche 1582 von einem Deutschen, Namens Moritz, angelegt und von Hadley nachher verbessert wurde; die Paulskirche, ein Werk von einer erstaunenden Größe, das jedoch zu versteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden, das ferner der einzige Münzort im Königreich ist und auch zum Staatsgefängniß dient; das Bedlam-Hospital (s. diesen Art.) und das Versammlungshaus der Akademie der Wissenschaften. — In dem westlichen Theile der Stadt, der ganz von der City abgesondert ist, wo man fast nichts als zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgerade, herrlich erleuchtete Straßen und das schönste Steinpflaster in Europa sieht, und welcher fast mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, bemerken wir: den St. James Palast, die königliche Residenz, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf dessen Platze ehedem ein dem heil. Jacob (St. James) gewidmetes Hospi-

tal stand; die Westminster Abtei oder Kirche, eins der größten, vorhandenen Meisterstücke der gothischen Baukunst, wo sich das Begräbniß der Könige und einer Menge berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichsten Denkmäler befindet (unter welchen letztern wir hier die Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakespears und Händels auszeichnen); Westminsterhall, wo der König gekrönt und Gericht gehalten wird; das Parlamentshaus, ein altes schlechtes Gebäude; die große und prächtige Westminster-Brücke, 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren geendigt wurde und 150,000 Pf. St. kostete; die Londner Brücke und die Blackfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Westminster-Brücke, im Mittelpunct der Stadt errichtet ist und diese an Zierlichkeit und Pracht noch übertrift; mehrere Kirchen in vortrefflichem Geschmack; mehrere schöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein schöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet ist, vorzüglich Großvenor Square, mit der Statue Georgs I. zu Pferde; der prächtige Pallast der Königin; Carlston House (der Pallast des Prinzen von Wallis); der St. James-Park (s. diesen Art.); Sommersethouse, ein von der Nation erbauter prächtiger Pallast, worin der königl. Akademie der Künste (zu deren Präsident nach Reynolds Tode West gewählt wurde) Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater (das angesehenste in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden ist); das Opernhaus zu Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das brittische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerst aus der Sloanischen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entstanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinet des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden ist, und auch in einem schönem Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche Huntersche Münz- und Medaillensammlung (unstreitig die erste in der Welt) und der Naturalienschatz des Ritters Ashton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlings-Hospital; das London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England. Southwark, in der Grafschaft Surrey, wo vorzüglich das merkwürdige Schuld-Gefängniß, oder Kings-Bench, zu bemerken ist, innerhalb dessen die Gefangenen (welche nicht selten ihre Familien mit sich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, so daß sie sogar Bälle und Concerte darin geben. — Eine englische Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelsea, liegt das berühmte Ranelagh, in dessen ungeheurem und prächtigem Salon täglich (Sonntags ausgenommen) vom April bis July glänzende Concerte gegeben werden, und zwei englische Meilen von der Westminster-Brücke der berühmte Garten zu Vauxhall, einem schönen Dorfe an den Ufern der Themse, wo vom Mai bis August ebenfalls (mit Ausnahme des Sonntags) täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens ist zu bemerken, daß London seit den letzten 30 Jahren durch mehr denn 50,000 neue, schöne, doch nicht pallastähnliche Häuser, deren man in London wenig trifft, vergrößert worden ist. Zu bedauern ist, daß selbst das schönste Gebäude wegen des Steinkohlendampfs seine äußere Schönheit nicht lange behält, sondern auswendig schwarz wird.

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius), ein platonischer Philosoph und berühmter Redner, hatte nach Suidas, auch den Beinamen Cassius. In der

vortrefflichen Disp. philol. de vita et scriptis Longini, welche unter David Rhunken, als Präses, unter dessen Namen sie gewöhnlich angeführt wird, gehalten wurde, wird gezeigt, daß Longinus beide Vornamen gehabt und vollständig Dionysius Cassius Longinus geheißen habe. Den griechischen Namen Dionysius empfing er, jener Disputation zufolge, bereits in seiner Kindheit und späterhin den römischen Namen Cassius Longinus, entweder, weil er in die Clientschaft der Cassisch-Longinischen Familie aufgenommen wurde, oder weil seine Vorfahren von irgend einem Cassius Longinus das Bürgerrecht erhalten hatten. Einige halten ihn auch mit dem Dionysius Phaletis für eine und ebendieselbe Person, aber wie Rhunken in der angeführten Dissertation zeigt, ganz unrichtig. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; einige glauben, er sey aus Emesa in Syrien gebürtig gewesen, vielleicht weil ein Rhetor aus Emesa, Cornelius Fronto, ein Enkel des Plutarch, ihn zum Erben eingesetzt hatte; nach Rhunken hingegen war Athen sein Geburtsort. Er verstand die syrische Sprache sehr gut, weil er sich lange in Phönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmtesten Gelehrten. Er hatte die stoische und peripatetische Philosophie studirt, ward aber hernach ein solcher eifriger Anhänger der platonischen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gastmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf die Sprachkunst, Kritik, Beredsamkeit und die Antiquitäten verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr auch in Staatsgeschäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt. Eben dadurch ward er auch in das unglückliche Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie ihre Rathgeber entdeckte, so wurde Longin, als der vornehmste unter ihnen, ergriffen und im J. nach Christi Geburt 273 enthauptet. Er erlitt seinen Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich auch einige philosophische befinden, ist nur noch, obgleich verstümmelt, sein Werk vom Erhabenen (Peri hüpsus) vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele vortrefflich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr. et Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Rhunkenii, Oxon. 1778, 4. m. u. 8. m. Eine gute deutsche Uebersetzung ist die von Schlosser, Leipzig, 1781. 8. m.

Longobarden, ein bekanntes deutsches Volk vom Stamme der Hermionen, oder Sueven, das aber mitten unter den Istävonen wohnte. Ihre ältesten Sitze waren auf der Ostseite der Elbe, in den östlichen Theilen des Fürstenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem sogenannten Barden-Gau, der höchst wahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Tiberius auf seinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe sie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Velleius Paterculus, der selbst den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marobodnus. Als dieser aber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch scheinen sie damals ihre Sitze an der Elbe verlassen und sich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem nun letztere

durch eine lange Reihe von Unfällen geschwächt worden waren, benutzten dieß die Longobarden, um sich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, so daß diese auch von ihnen gezwungen wurden, ihren Fürsten Italicus, den die Cherusker vertrieben hatten, wieder einzusetzen. Diese Cherusker, die sonst ein so mächtiges Volk gewesen waren, sahen sich jetzt so gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes besetzten und das mächtigste unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marser und Cherusker, oder, nach unsern Charten, in dem größten Theile von Cleve, dem südlichen Strich des Bisthums Münster, in der Grafschaft Recklingshausen, dem nördlichen Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürstenthums Calenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südlichen Theile des Fürstenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich so lange als das herrschende Volk, bis der, aus dem alten Cheruskerbunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis sie am Ende des fünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordseite der Donau zum Vorschein kamen und, nachdem sie von dem griechischen Kaiser Justinian I. einen Theil von Pannonien erhalten halten, unter ihrem Könige **Alboin** 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau ein Ende machten. Dann eroberten sie, unter eben diesem Könige in Vereinigung mit vielen tausend ausgewanderten Sachsen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, späterhin die **Lombardei** genannt wurde), nebst einem großen Theile des Mittlern- und Unter-Italiens, und behaupteten sich daselbst in einem sehr blühenden und furchtbaren Zustande, bis ihr letzter König **Desiderius** 773 mit Carl dem Großen in Krieg gerieth und von diesem 774 entthront wurde, wodurch die Herrschaft der Longobarden in Italien ihre Endschaft erlangte. Angemerkt verdient noch zu werden, daß sie wahrscheinlich von den **langen Barden** (Spieße, durch welche sie [illegible] von den übrigen nordischen Völkern unterschieden) ihren Namen erhalten haben.

Lootse (**Lootsmann**, **Leytsmann**, **Pilote**) heißt in den Seestädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe sicher ein und auszubringen versteht, so daß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen können. Das Geschäft dieser Leute, welches **Lootsen** heißt, ist eine gefährliche Verrichtung, zu welcher sehr geschickte und erfahrne Leute gehören, die sich, ehe ihnen dieses Geschäft übertragen wird, zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal sogleich zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega (eigentlich **Don Frey Lope Felix de Vega Carpio**), ein spanischer dramatischer Schriftsteller, welcher in der Theatergeschichte dieses Landes Epoche gemacht hat, 1562 zu Madrid geboren ward, nachdem er bei mehrern Großen als Privatsecretär gedient und auch für einige Zeit in Militärdiensten gestanden hatte,

zuletzt Maltheserritter und starb 1635. Außer einem Werke: über die Kunst, Lustspiele zu verfertigen, schrieb er, nebst einer großen Anzahl Schäfergedichte, Lieder, Romanzen, Heldengedichte (unter welchen sich das eroberte Jerusalem durch einen großen Reichthum schöner Stellen auszeichnet), eine fast unglaubliche Menge Schauspiele, von denen nur eine kleine Anzahl (295) in 25 Quartbänden gesammelt sind. Doch scheint die Nachricht der spanischen Gelehrten, daß er über 400 religiöse und 1800 andere, theils komische, theils tragische Schauspiele verfertigt habe, übertrieben zu seyn. Seine Stücke standen in solchem Ansehen, daß die Schauspieler sie sich dem Golde gleich zuwiegen lassen mußten; auch jetzt noch werden sie in Spanien mit stets erneuertem Beifalle aufgeführt. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt über Lope folgendes: „Unstreitig erscheint dieser bald zu sehr vergötterte, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber in seinen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Ablegung seiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitschweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit, die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem König von Wamba, den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro, u. s. w. herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu seyn scheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. der muntern Toledanerin, der schönen Häßlichen, zeigt sich schon ein sehr gebildeter geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verschwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen."

Lord (engl. Herr) ist der allgemeine Titel des eigentlichen englischen Adels, welchen daher die Ritter und Baronets nicht bekommen. Die wirklichen Lords bilden größtentheils das Oberhaus im Parlamente und heißen Pairs. Doch giebt es auch Titular-Lords, welche entweder Söhne von Pairs, oder Schott- und Irländer sind, und gewöhnlich als Volksrepräsentanten im Unterhause sitzen.

Lorme (Marion de), eine berühmte französische Buhlerin, 1612 oder 1615 von einer bürgerlichen Familie zu Chalons in der Champagne geboren, ward von einem Günstlinge Ludwigs XIII. mit einer heftigen Leidenschaft geliebt, bis sie hernach der Cardinal Richelieu zu seiner Maitresse erwählte. Auch der große Condé liebte sie und bei ihr hielten die Frondeurs (die Gegenpartei des Hofes, an deren Spitze der große Condé stand) ihre geheimsten Zusammenkünfte. Mazarin, der davon unterrichtet wurde, wollte sie aufheben lassen; sie hatte aber selbst im Cabinette dieses Fürsten Freunde. Diese benachrichtigten sie von dem, was ihr bevorstand und sie entfloh. Nun gab man sie für krank und bald darauf für todt aus; unter ihren Fenstern sah sie ihr eigenes Leichenbegängniß vorüberziehen, und mehrere ihrer Liebhaber, die demselben folgten, weinten aufrichtig über ihren Tod. In der folgenden Nacht reisete sie nach England, wo sie einen reichen Lord heirathete, der aber kurz darauf starb und ihr einen großen Theil seines

Vermögens hinterließ. Nun verkaufte sie ihr sämmtliches dortiges Besitzthum, um ihr Leben in Frankreich zu beschließen. Auf der Reise dorthin ward sie aber zwischen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen, die ihr ihr ganzes Vermögen bis auf den letzten Heller raubten. Damit noch nicht zufrieden, schleppte sie der Anführer der Räuber, dem sie gefallen hatte, mit sich fort und heirathete sie. Nachdem sie auch von diesem zur Wittwe gemacht worden war, begab sie sich mit einem Bedienten und einer Kammerfrau nach Paris, wo sie in der Vorstadt Saint-Germain von einem jährlichen Einkommen von etwa 1000 Thalern lebte. Nach einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren konnte sie der Begierde nicht widerstehen, nach Versailles zu gehen. Die erste Person, welche ihr hier begegnete, war die berüchtigte Ninon, ihre älteste und beste Freundin. Sie will sie umarmen; Ninon aber erkennt sie nicht. Dieß schreibt Marion, weit entfernt, es für eine Folge des Alters zu halten, ihrem grausamen Schicksale zu, und von Kummer zerrissen kehrt sie nach Paris zurück, wo sie plötzlich krank wird. Bedienter und Kammermädchen beschließen, sie zu bestehlen und nehmen ihr das Silberzeug nebst dem sämmtlichen baaren Gelde, ja sogar ihre Obligationen. So bleibt nun Marion 24 Stunden in dem hülflosesten Zustande liegen, bis endlich zufällig ein Nachbar zu ihr kommt, dem sie ihr ganzes Schicksal, besonders ihren letzten Auftritt mit Ninon erzählt. Der Mann läuft in die Wohnung der letztern, kehrt aber bald mit Thränen in den Augen zurück und meldet ihr, Ninon sey am Tage vorher gestorben. Diese Nachricht wirkt so heftig auf ihr Gemüth, daß sie einige Stunden darauf ihren Geist aufgiebt. Dieß geschah in ihrem 85. Jahre. In den für classisch gehaltenen Memoiren des Chevalier de Grammont ist eine Schilderung Marions und Ninons enthalten, in welcher die Eigenthümlichkeiten dieser beiden berühmten Buhlerinnen, so wie die körperlichen und geistigen Reize derselben, auf eine anziehende Weise in Zusammenstellung mit einander gebracht sind.

Lorrain (Claude) s. Claude Gelée.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutsche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpstlichen Gebiete, hat einen Bischoff, ungefähr 4000 Einwohner und besteht nur aus einer einzigen langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la Casa Santa), welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, geschehen alljährlich sehr große Wallfahrten. Das heilige Haus, welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen und aus Cedernholz und Backsteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem letztern Maria mit dem Jesuskinde steht. Es befand sich daselbst auch ein unglaublicher Schatz, der sich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standespersonen nach und nach gesammelt hatte. Die Einkünfte des Hauses wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geschenke der Pilgrimme, gerechnet. Von diesen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigt man in diesem heiligen Hause, welches dasjenige seyn soll, worin Maria zu Nazareth gewohnt hat, das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu ihr hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Die Einfälle der Franzosen 1798 verursachten, daß man darauf bedacht seyn mußte, sowohl die Schätze, als auch das

heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind zerstreut worden und größtentheils verschwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Acht Bischöffe trugen es dahin und eine ungeheure Volksmenge wohnte der Handlung bei. Während der Existenz des Königreichs Italien unter den Franzosen, war Loretto der Hauptort eines Bezirks im Departement Musone.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen schweren Körper und das Gewicht desselben. So sagt man: falsches Loth und Maaß (statt falsches Gewicht und Maaß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung bei den Kanonen, wovon noch die Redensart, Kraut und Loth (statt Pulver und Blei), einen Beweis giebt. Dann heißt Loth ferner: 1) der an einer Schnur befestigte schwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beschaffenheit des Meers, die Maurer und Zimmerleute aber den senkrechten Standpunct eines Körpers erforschen, in welchem Falle es auch Bleiloth heißt. Das schwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32sten Theil eines gemeinen Pfundes und enthält alsdann 4 Quentin; 3) heißt Loth, besonders bei den Metallarbeiten, ein leichtflüssiger metallischer Körper, mit welchem die Fugen eines strengflüssigen Körpers zusammengeschmolzen werden können.

Lothringen, eigentlich **Lothars Ryk** von Lothar dem jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkischen Reichs erhielt, also genannt, war ehemals ein Theil des Königreichs Austrasien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen zerlegt. Zum erstern gehörte alles Land, was zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche sich zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Maas erstreckten. Das jetzige Lothringen, dessen größte Breite von Mittag nach Mitternacht etwa 26 deutsche Meilen und dessen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, gränzt gegen Morgen an die baiersche Rheinprovinz, und wird in eben dieser Richtung vom Elsaß durchs vogesische Gebirge geschieden: gegen Abend gränzt es an Champagne, gegen Mitternacht an die niederländischen Provinzen, und gegen Mittag an die Franche-Comté. Es ist fruchtbar an Getreide. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter der Wasgau als die vornehmste betrachtet wird, sind zur Viehzucht geschickt und enthalten viel Wild; auch findet man Bergwerke, die Kupfer, Eisen, Zinn und etwas Silber liefern. Dabei giebt es Salzquellen und fischreiche Seen; doch ist das Land nicht stark bevölkert. Seine Hauptflüsse sind: die Maas, die Mosel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringische Gränze berührt. Die Einwohner haben sich von jeher als gute Soldaten gezeigt; sie sind der katholischen Kirche zugethan, aber nicht bigott. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das sogenannte deutsche Amt, wo deutsch geredet wird. Der Stamm des Volks ist unleugbar deutsch, und doch ist Lothringen seit Jahrhunderten schon ein beständiger Zankapfel zwischen den deutschen Kaisern und den Königen von Frankreich gewesen. Kaiser Heinrich I. gab seinem Schwager Giselbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that dasselbe mit seinem Eidam Conrad dem Weisen aus Franken. So geschah es auch von Otto II. und Heinrich III. Lothringen blieb also anerkannt ein deutsches Lehen. Mit Karl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam an seine Tochter Isabelle, da er ohne männliche

Erben starb, und Isabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, stiftete durch seine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringische Haupt- und die Nebenlinie, welche letztere sich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) mischte sich Frankreich entscheidend in alle lothringische Händel. Karl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Oesterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen seine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Tractat: daß Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen, auch das gesammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden sollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und starb in österreichischen Kriegsdiensten. Erst seines Bruders Enkel, Leopold Joseph, wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingesetzt. Endlich erreichte Frankreich im J. 1735 doch seine Absicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polnische König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach seinem Tode mit völliger Souverainität auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine französische Provinz. Des Landes Hauptstadt ist Nancy, nicht weit von der Meurte in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt sehr verschönert, hat daselbst den Königsmarkt angelegt und eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet. Seit dem Ryswicker Frieden, nach dessen Bedingungen die Außenwerke geschleift werden mußten, bedeutet die Befestigung des Orts wenig, und außer den Begräbnissen der alten Herzöge von Lothringen in der Collegiatkirche St. Georg, und dem Grabmale Karls des Kühnen, der 1476 vor der Stadt seinen Tod fand, hat Nancy wenige Merkwürdigkeiten. Für die neueste Geschichte ist unter Lothringens Städten Lüneville, durch den daselbst zwischen Oesterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeschlossenen Frieden am berühmtesten geworden. Jenen Frieden unterzeichneten Joseph Bonaparte und Graf Cobenzl. Oesterreich verlor dadurch Belgien, die Grafschaft Falkenstein, das Frickthal und alles, was es auf dem linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel besessen hatte. Es erhielt dafür Istrien, Dalmatien, die Mündungen des Cattaro und Venedig nebst den zwischen den österreich. Erbstaaten, dem adriatischen Meere und der Etsch gelegenen Ländern u. s. f. Lüneville ist an sich eine kleine alte Stadt, die in einer morastigen Gegend an der Vezouze liegt; aber sie hat ein prächtiges Schloß, welches König Stanislaus bewohnte, und in welchem auch die Lüneviller Friedensunterhandlungen Statt fanden.

zz.

Lotichius (Peter), mit dem Zunamen Secundus, um ihn von seinem Oheim zu unterscheiden, ward 1528 in der Abtei Schluchtern geboren und trat, nachdem er seine Studien vollendet hatte, 1546 in Militärdienste. Nachdem er auch diese bald wieder verlassen hatte, machte er eine Reise durch Frankreich und Italien, ward Doctor der Medicin zu Padua und dann Professor dieser Wissenschaft zu Heidelberg, wo er am 7. Nov. 1560 am Wahnsinne starb. Außer durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse, hat er sich auch noch als Dichter bekannt gemacht. Seine lateinischen Poesieen und besonders seine Elegien (1580 in 8.) sind nicht ohne Verdienst. Burmann hat zu Amsterdam 1754 in zwei Quartbänden eine neue Ausgabe seiner Gedichte besorgt.

Lotterie hat von dem holländischen Worte Lot, d. i. Loos, ihren Namen erhalten, und gehört unter die Glücksspiele, deren sich die

Finanziers häufig zur Aufbringung eines Theils des außerordentlichen Staatsaufwandes bedienen. Es giebt zwei Hauptarten derselben, nämlich die ältere, oder die eigentlich sogenannte Lotterie, die auch wegen ihrer Einrichtung Classenlotterie, und wegen ihres häufigen Gebrauchs, den man in Holland davon macht, die Holländische heißt, und die neuere oder welsche, genuesische Lotterie oder Lotto genannt. Die ältere Lotterie ist vorzugsweise in Deutschland in mancherlei Gestalten angewendet worden. Ihre Haupteinrichtung besteht darin, daß man eine gewisse Summe, z. B. 20, 30 bis 100,000 Rthlr. festsetzt, über welche man so viele in Classen vertheilte Empfangscheine, Lotterieloose genannt, ausfertigt und diese an freiwillige Abnehmer gegen baare Zahlung, welche der Einsatz heißt, verkauft. In dem jedesmal über die Einrichtung der Lotterie bekannt zu machenden Plane, wird für jede Classe bestimmt, wie viel Loose gewinnen oder Treffer sind, und wie viele Loose verlieren oder Nieten sind, von welchen gewöhnlich 3, 5, 7, 9 und mehr auf einen Treffer gerechnet werden. Das Ausziehen der Loose aus zwei verschlossenen Rädern, deren eines die Nummern der Loose, und das andere die in jeder Classe herauskommenden Gewinne und Nieten enthält, geschieht gewöhnlich durch zwei Waisenknaben oder andere unverdächtige Personen. Die übrige Einrichtung ist so bekannt, daß eine Beschreibung davon hier höchst überflüssig wäre. Die herausgekommenen Gewinne werden endlich gegen Zurückgabe der Loose mit 10, 12, 15 Procent ausgezahlt, und von letztern wird, nach Abzug der Verwaltungskosten, der Ueberschuß an die Staatscassen abgeliefert, zu deren Unterstützung die Lotterie errichtet worden ist. Ganz anders verhält es sich mit der neuern oder genuesischen Lotterie, das Lotto genannt, welches die Genueser erfunden und 1620 das erste eingerichtet haben. Der Grund desselben besteht in den neunzig Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem bekannt gemachten Ziehungstage allemal 5 Zahlen als Gewinner aus dem Glücksrade gezogen werden. Jeder der Einleger oder Lottospielenden wählt sich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collecteur des Lotto und giebt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groschen, Gulden, Thalern rc. er jede ausgewählte Zahl und auf welche Art des Gewinnes er sie besetzen will, worauf er darüber ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Estrado, welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert und den Einsatz vierzehnmal als Gewinn an den Mitspielenden bezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto 16 pCt., weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 2) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Tritt nun dieser Fall bei der Ziehung ein, so erhält der Wettende den Einsatz zur Wette 67 Mal vom Lotto ausbezahlt. 3) Ein Ambo ist, wenn man unter den herauskommenden fünf Zahlen zwei derselben getroffen hat, worauf der Mitspielende den Einsatz 240 Mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hiebei gewinnt dasselbe 37 pr. Ct., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) ein Terno, wobei das Lotto 54 pr. Ct. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen, muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 4800 Mal. Die Quaternen sind eine neuere Erfindung und selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 88 pr. Ct. gewinnt, indem gegen einen Treffer 51,037 Nieten Statt finden. Ueber den mo-

ralischen Werth der Lotterie und des Lotto und über ihre Nützlichkeit für die Staatseinkünfte sind die Meinungen getheilt, indem sie die eine Partei verwirft, die andere aber anpreiset. Nur soviel ist mit Wahrheit von diesen Einrichtungen zu behaupten, daß sie gegenwärtig zu den nothwendigen Uebeln der Staatsverwaltungen gehören, und nicht an Privatunternehmer verpachtet werden dürfen, weil sie eine Art von Besteuerung sind, wovon alsdann der Pächter den größten Gewinn ziehen würde, da doch von jeder Besteuerung der ganz reine Ertrag nur in die Staatskassen fließen muß. X.

Loudon oder gewöhnlicher Laudon (Gideon Ernst Freiherr von) stammt ursprünglich von einer alten adeligen Familie aus der Grafschaft Ayre in Schottland ab, die ehemals aus der Normandie hier eingewandert war. Daher auch die von der deutschen Aussprache abweichende Orthographie seines Namens. Er wurde 1716 zu Totzen in Liefland geboren und wuchs, ein wenig Geometrie und Geographie abgerechnet, ohne allen wissenschaftlichen Unterricht auf. Seine außerordentlichen Fähigkeiten ersetzten zwar diesen Mangel größtentheils; aber er fühlte und gestand denselben doch oft in spätern Zeiten. In seinem 15ten Jahre trat er bei der russischen Infanterie als Cadet in Dienste, befand sich 1733 mit bei der Eroberung von Danzig, und machte in den Jahren 1736 — 1739 unter dem tapfern Grafen Münnich den Feldzug gegen die Türken mit, in welchem dieser Asow, Oczakow und Choczim eroberte. Durch Zurücksetzung und erlittene Unbilligkeiten des russischen Dienstes überdrüßig gemacht, ging er, mit Empfehlungen versehen, 1740 nach Wien, und kam auf dieser Reise durch Berlin, wo man ihn beredete, in preußische Dienste zu treten. Loudon ließ sich bereden und ward dem Könige vorgestellt, der sich aber von ihm abwandte, und, wie behauptet wird, zu seinen Begleitern sagte: „Das Gesicht dieses Mannes ist mir unangenehm." Diese Beleidigung, die Friedrich II. einem jetzt unbedeutenden Lieutenant wiederfahren ließ, rächte sich später an diesem hart genug, und oft, wenn Loudon seine Entwürfe vernichtete, mochte der König dieselbe bereuende Empfindung haben, die einst Ludwig XIV. quälte, wenn Prinz Eugen, dem er eine Dragoner-Compagnie versagt hatte, seine stolzen Heere zurückschlug. Loudon erhielt in Wien in dem von Franz von Trenk neu errichteten Panduren-Corps eine Hauptmannsstelle, und wohnte in dieser Eigenschaft den Einfällen bei, welche dieser rohe Haufen in Bayern machte, ohne jedoch an den unwürdigen Plünderungen und Gewaltthätigkeiten, die der Obrist zuließ, auch nur den geringsten Antheil zu nehmen. Auf dieser Streiferei erhielt er die einzige Wunde, die ihm während seines ganzen Lebens unter dem Gewühle von tausend drohenden Gefahren bestimmt war. In Folge dieser Wunde ward er von den Franzosen gefangen, und mußte auf einem benachbarten Dorfe eine lange und schmerzhafte Kur ausstehen. Kurz darauf überfielen die Panduren das Dorf, erkannten ihren Hauptmann und brachten ihn befreit wieder zu seinen Truppen. Trenks Rohheit und Unbilligkeit reizte am Ende Loudon dergestalt, daß er 1745 seinen Abschied nahm, und in Wien auf bessere Zeiten und auf eine neue Anstellung wartete. Hier erhielt er bald darauf Gelegenheit, in dem Processe gegen Trenk als Zeuge aufzutreten, und sich selbst durch Vorzeigung der schriftlichen Befehle desselben von jeder Verantwortung der von Trenk begangenen Räubereien und Ausschweifungen frei zu sprechen. Schon im Begriff, Wien zu verlassen, wo er sich sehr kümmerlich hatte durchhelfen müssen, erhielt er unerwartet eine Majorsstelle bei dem liccaner Grenzregimente in

Croatien, und bekannte sich 1747 zur katholischen Religion. Hier auf seinem Grenzposten beschäftigte er sich in seinen Freistunden mit dem Studium der sämmtlichen Kriegswissenschaften, die, wie er einstens scherzhafter Weise seiner Gemahlin antwortete, nothwendig seyn würden, wenn er einstens Feldmarschall geworden wäre. Als nun endlich im J. 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach, sollte er aus Haß seines Generals unthätig in seiner Garnison zurückbleiben. Eine so unverdiente Zurücksetzung brachte ihn dergestalt auf, daß er, ohne Befehl und ohne deshalb bei dem General anzufragen, seinen Posten verließ, nach Wien ging und eine Anstellung bei der Armee für sich auszuwirken suchte. Eben sollte er mit einem harten Verweise wegen Verletzung der militärischen Subordination nach Croatien zurückgeschickt werden, als sich durch Verwendung seiner Freunde sein Schicksal auf einmal vortheilhaft änderte. Er ward nämlich von Kaunitz selbst, der von nun an der beständige Gönner und Beschützer Loudons, und in der Folge sein intimster Freund wurde, als Obrist-Lieutenant der Croaten angestellt. Seine erste Unternehmung in diesem langen, verheerenden Kriege war, daß er an der Spitze von 500 Croaten die Stadt Teschen überfiel, 2 preußische Schwadronen Husaren darin niederhieb und eine große Beute an Pferden machte. Hierdurch stellte er sich gleich als einen Officier dar, auf dessen Muth und Einsicht man zu rechnen Ursach habe. Im Febr. 1757 trug er viel dazu bei, den Ueberfall auf Hirschfeld glücklich auszuführen, und wurde zur Belohnung dafür am 17. März zum Obersten ernannt. Als Friedrich der Große, trotz seines großen Siegs bei Prag und in Folge der verlornen Schlacht bei Kollin, die Belagerung von Prag aufheben mußte, fügte Loudon, der in dieser Stadt eingeschlossen war, den abziehenden Preußen noch beträchtlichen Schaden zu. Loudon verfolgte nun den General Keith und zeigte hier und nach seinem Einmarsch in Sachsen seine Geschicklichkeit in dem kleinen Kriege, wodurch er sich bei der ganzen Generalität die ausgezeichnetste Hochachtung erwarb. Gerade an demselben Tage, am 19. Sept. 1757, wo Seidlitz die französischen und Reichstruppen von Gotha wegjagte und das Mittagsmahl verzehrte, welches die Officiere jener Truppen so eben einnehmen wollten, fiel der österreichische Courier, der Loudon das Generalmajors-Patent überbringen sollte, in preußische Gefangenschaft. Friedrich hatte jedoch die Gefälligkeit, dieß Patent nebst einem Complimente an Loudon selbst zu übersenden. Nach der Schlacht bei Roßbach zog sich Loudon, nachdem die vereinigte französische und Reichsarmee gänzlich zerstreut war, mit seinem Corps in das Erzgebirge an die böhmische Grenze zurück, und hatte endlich an der am 5. Dec. vorgefallenen Schlacht bei Leuthen, die für die Oesterreicher die unglücklichste des ganzen Kriegs war, keinen Antheil. Er erhielt um diese Zeit den Maria-Theresia-Orden. Als Friedrich der Große durch eine Zufuhr von 4000 Wagen sein Belagerungscorps vor Ollmütz verproviantiren wollte, führte Loudon einen Angriff auf diesen Transport aus, so daß nur 200 Wagen im Lager vor Ollmütz ankamen, wofür er von Maria Theresia zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde. Als hierauf die Preußen von Ollmütz abzuziehen gezwungen waren, und Loudon den Nachtrab so sehr beunruhigte, ward Friedrich dergestalt böse auf ihn, daß er ihn einstens mit einer großen Heermacht angriff, ihn zwischen zwei Feuer brachte und vielleicht ganz aufgehoben hätte, wäre Loudon nicht noch durch seine gewöhnliche Schlauheit zur rechten Zeit entkommen. Den Plan zu dem berühmten, hierauf folgenden Ueberfall bei Hochkirchen, schreibt man allgemein Loudon

zu, und eben so viel Antheil hatte er an der siegreichen Ausführung desselben. Er verfolgte den geschlagenen und geschwächten König von Preußen mit solcher Klugheit, daß Friedrich selbst gestand, daß sein Rückzug einer beständigen Schlacht geglichen habe. Als die Armee hierauf die Winterquartiere bezog, ernannte Maria Theresia Loudon zum Großkreuz des Theresia-Ordens und erhob ihn in den Reichsfreiherrn-Stand. In dem neuen Feldzuge von 1759 fand Loudon, auf den, als auf seinen glücklichsten Gegner, der König Friedrich dergestalt erzürnt war, daß er ihn, der doch als Feldmarschall-Lieutenant ein Corps von 18,000 Mann commandirte, noch immer einen Parteigänger nannte, Gelegenheit, sich in der Schlacht bei Kunnersdorf zu rächen. Schon hatte Friedrich diese Schlacht gegen die Russen gewonnen, schon hatte er allenthalben hin Siegesboten abgesandt, als Loudon, der bis dahin ruhig gestanden, den Alliirten seiner Monarchin zu Hülfe kam, und durch Muth und Klugheit den Sieg für die Oestreicher entschied, obgleich die preußische Tapferkeit alles that, den errungenen Lorbeer sich nicht entreißen zu lassen. Er verfolgte die preußische Armee, und selbst einer ihrer eigenen Officiere, Tempelhof, sagt, daß er die preußische Armee nie in einem solchen Zustande gesehen habe. Die russische Kaiserin Elisabeth machte dem glücklichen Loudon einen goldenen mit Brillanten besetzten Degen zum Geschenk, und Maria Theresia erhob ihn zum Feldzeugmeister. Für den Feldzug von 1760 erhielt er das Commando der 36,000 Mann, welche dazu bestimmt waren, im preußischen Schlesien zu operiren. Er reisete also nach Dresden zu Daun, um diesem die Pläne vorzulegen, nach welchen er in diesem Feldzuge seine Unternehmungen einrichten wollte. Nachdem er noch in diesem Frühjahre zur Belohnung seiner Dienste das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel erhalten hatte, rückte er in Schlesien ein und ließ sich, dem Scheine nach, gutwillig aus einem von ihm besetzten Posten vertreiben, griff diesen aber bald darauf unerwartet und mit Muth und Entschlossenheit an, und schlug die Preußen völlig aufs Haupt. Fouquet, der Commandeur derselben wurde verwundet und gefangen. Durch diesen Sieg machte Loudon beinahe 10,000 Gefangene, worunter der Chef und 2 andere Generale und 230 Oberofficiere waren, und erbeutete das ganze Lager. Die Oesterreicher verloren gegen 3000 Mann. Fouquet, ob ihm gleich der König diese Niederlage verzieh, und ihn sogar mit dem Spartanerkönig Leonidas verglich, fühlte sich doch durch Loudons Sieg so sehr gekränkt, daß ihn der König späterhin auf keine Weise bewegen konnte, auch nur ein einziges Mal auf einer Wachtparade zu erscheinen. Einen Monat später führte Loudon seinen Plan, Glatz zu erobern, glücklich und zwar mit einem unbedeutenden eigenen Verluste aus. Friedrich, der diese Schreckensgeschichte vor Dresden erfuhr, konnte sich die Möglichkeit dieser Eroberung nicht anders erklären, als in so fern er sie, und zwar ganz ohne Grund, für eine Folge eines Einverständnisses mit den Jesuiten und Pfaffen erklärte. Kaunitz sandte die Nachricht von dieser glücklichen Unternehmung sogleich an die Kaiserin und schloß sein Schreiben mit den Worten: „Gott erhalte Eurer Majestät ihren Josua.“ Sie antwortete: „Das ist der schönste Wunsch, den Sie für mich thun können.“ Als hierauf Daun am 15. Aug. die Preußen anzugreifen beschlossen hatte, und Loudon zu dem Ende die Höhen bei Pfaffendorf besetzen sollte, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden; so erstaunte dieser nicht wenig, als er nach einem nächtlichen Marsche, den König selbst mit seiner Armee auf diesen Höhen traf. Er that alles, was ihm

die Klugheit in einer so verzweifelten Lage an die Hand gab, und führte seine Truppen in guter Ordnung zurück, ob er gleich dem stärksten preußischen Feuer ausgesetzt war. Um 5 Uhr Morgens war die Schlacht schon geendet, die die Oesterreicher 6000 Gefangene und Todte nebst vielen Kanonen kostete. Dauns Verfahren bei diesem Treffen wird stets zweideutig bleiben. Loudon, von dem man behauptet, daß er hier geflissentlich den Tod suchte, ward von seinem Hofe als völlig schuldlos an diesem Unglücke anerkannt. Im folgenden Feldzuge 1761 erhielt Loudon wiederum das Commando über die aus 60,000 Mann bestehende Armee in Schlesien und zwar dieses Mal ohne Einschränkung, so daß er nicht von Dauns Obercommando abhängen sollte. Seine merkwürdigste Unternehmung in diesem Feldzuge war die am 30. September erfolgte Eroberung von Schweidnitz, welche ohne Capitulation nebst 3776 Gefangenen, 114 Officieren, 211 Kanonen und mit Magazinen aller Art in Loudons Hände fiel. Obgleich der Sturm ohne Befehl des Kriegsraths unternommen worden war, so beehrte Maria Theresia den Eroberer doch mit einem gnädigen Schreiben, schickte ihr Bildniß und zwei Kästchen mit Kleinodien, um sie unter die tapfern Officiere zu vertheilen. Loudon selbst kam am 2. Febr. 1762 in Wien an, wo er sowohl vom Hofe, als von der Stadt mit lautem Jubel empfangen wurde. Es setzt in Erstaunen, wenn man lieset, daß es Loudon nur dem Schutze des Kaisers Franz und des Fürsten Wenzel von Lichtenstein zu verdanken hatte, wenn er wegen der eigenmächtigen Unternehmung auf Schweidnitz nicht vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Jetzt stand überhaupt Loudon auf einer Glücksstufe, wo er von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Throne betrachtet wurde, und es auch im eigentlichen Verstande wirklich war. Endlich dachte man im J. 1762 ernstlich auf den Frieden, und Loudon fand keine Gelegenheit mehr, in diesem Jahre etwas Vorzügliches zu unternehmen, bis endlich am 15. Febr. 1763 diesem verheerenden Kriege ein völliges Ende gemacht wurde. Von nun an lebte Loudon, aus dem eigentlichen Militärdienste zurückgezogen, auf seinen Gütern, mit deren Anbau und Verbesserung er sich beschäftigte; denn die Stelle als commandirender General in Mähren und als Commandant von Brünn legte er bald wieder nieder. Als Friedrich der Große 1770 dem Kaiser in Mährisch-Neustadt den Gegenbesuch machte, war auch Loudon gegenwärtig. Der König bezeigte ihm ungemein viel Achtung und nannte ihn immer Feldmarschall, ob er gleich diese Würde noch nicht erhalten hatte. Eines Tages, als die hohe Gesellschaft bereits im Speisesaale versammelt war, fehlte noch Loudon. Der Kaiser bemerkte es und sagte: „Nun, und Loudon ist noch nicht da?" Der König antwortete mit Lächeln: „Das wundert mich! Sonst pflegte er oft früher an Ort und Stelle zu seyn, als ich." Indem trat der General ein und wollte ganz unten an der Tafel Plaz nehmen. Aber der König rief ihm zu: „Hieher, mein Herr von Loudon, setzen Sie sich neben mich; ich habe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber." Aus der Abgeschiedenheit, in welcher Loudon fortan lebte, rief ihn der bayersche Successions-Krieg wieder in das Gewühl der Waffen. Er ward 1778 zum Feldmarschall ernannt und erhielt das Commando der zweiten österreichischen Armee von 50,000 Mann, welche an die sächsische Grenze bestimmt war. Bekanntlich war dieser Krieg kein Schauplatz von großen Unternehmungen; aber in Vorsicht und in der Klugheit, den Planen des Feindes zuvorzukommen, zeichnete sich auch hier der erfahrene Feldherr aus. Man behauptet sogar, Friedrich der Große habe in diesem Kriege große

Fehler gemacht, die er noch theurer gebüßt haben würde, wenn Loudon mit ausgedehnter Vollmacht gegen ihn hätte commandiren können. Einstens befand sich der Kaiser nebst Loudon und vielen andern Generalen auf einem Berge, um die Gegend herum geometrisch aufzunehmen. Während man auf die Instrumente wartete, that der Kaiser allen Anwesenden den Vorschlag, während der Zeit ihre Namen in die dortstehenden Bäume einzuschneiden. Dieß geschah, und nun setzte der Kaiser scherzhaft hinzu, indem er sich an Loudon wandte: „Sie, Loudon, setzen nur Ihren bloßen Namen hin: das ist für die Nachwelt genug. Nur wir andern haben zu unsern Namen noch Titel nöthig." Nach dem teschener Frieden kehrte der Feldmarschall auf seine Aecker und Wiesen zurück. Aber der thatenvolle, heiße Tag seines Lebens sollte sich nach einer kurzen Erholung noch mit einem Abend endigen, der den Ruhm des Helden auf die höchste Stufe brächte. Im J. 1788 brach der Krieg zwischen Oesterreich und den Türken aus. Es würde hier zu weitläuftig werden, zu untersuchen, warum nicht gleich zu Anfange desselben Loudon ein Commando erhielt; wir müssen uns damit begnügen, anzuführen, daß weder er noch Haddik in Thätigkeit gesetzt wurden. So glücklich nun auch in den ersten Monaten der Krieg von österreichischer Seite geführt wurde, so wichen, wie bekannt, die kaiserlichen Truppen bald allenthalben zurück, und wurden von den Türken mit Muth verfolgt. Nun rief endlich Joseph den grauen Helden zum Commando des croatischen und des slavonischen Corps, und diese bloße Nachricht belebte den Muth der Truppen von neuem. Das Volk in Wien versammelte sich um seinen Reisewagen, klatschte Beifall und rief ihm ein Lebewohl nach. Am Orte seiner Bestimmung angekommen, wurde er ebenfalls von den Truppen mit allgemeinem Jauchzen empfangen. Man rief: „Es lebe Loudon, es lebe der heilige Loudon!" Am Morgen darauf übernahm er das Commando, und am nächstfolgenden Tage schlug er schon den Feind. Er eroberte darauf Dubitza, belagerte Novi, war oft in augenscheinlicher Lebensgefahr, siegte aber allenthalben, und beschloß den Feldzug dieses Jahres mit der Eroberung von Novi. Im folgenden Feldzuge 1789 commandirte er abermals das croatisch-slavonische Heer und belagerte Berbir. Es hieß, es sey ein türkischer Entsatz im Anzuge. Um wie viel mehr erstaunte nun Loudon, als er am 9. Jul. fand, daß die ganze Besatzung in der Stille aus der Festung gezogen sey, und ein alter Wallache, der nach dem Abzuge den Pulverthurm hatte anzünden sollen, das einzige menschliche Wesen war, das sich in der Festung befand! War es Schrecken vor Loudons Namen, der die Türken so schnell verjagte, daß sie sogar ihre Kanonen auf den Wällen zurückließen? Da Haddik, dessen Gesundheit schon früher gewankt hatte, jetzt kränker wurde, erhielt Loudon das Commando über die Hauptarmee. Nun sollte Loudons ruhmwürdigste Kriegs- und Heldenthat ausgeführt werden. Vom 15ten September an wurde nämlich Belgrad nach so vortrefflich entworfenen und ausgeführten Plänen belagert, und mit einem Feuer, wie es seit Erfindung des Pulvers vielleicht noch gegen keine Festung gemacht worden war, beschossen, daß bereits am 30. desselben Monats die Vorstädte mit Sturm erobert werden konnten. Doch wollte die Festung selbst noch von keiner Uebergabe hören, weswegen Loudon das Feuer verstärken ließ. Nun verstummten die feindlichen Kanonen und der Pascha bat um einen Waffenstillstand von 15 Tagen. Aber Loudon bewilligte ihm auch nicht einmal 15 Stunden, sondern ließ das Bombardement noch immer verstärken,

so, daß Augenzeugen nachher versichert haben, der Donner dieser Kanonade könne durch keine Worte dargestellt werden. Nun ergab sich der Pascha, und Loudon nahm am 9. Oct. von Belgrad Besitz. Der Triumph dieser glorreichen That erfüllte nicht allein die ganze Kaiserstadt, sondern sogar das ganze Reich; er ging bis zum Taumel. Loudons Name war die Losung bei allen Volksfesten, die zu Ehren dieser ruhmvollen Eroberung gegeben wurden. Indessen dachte der Held wieder auf neue Siege und entwarf den Plan zur Belagerung von Orsova, das in diesem Jahre noch eingeschlossen wurde. Loudon war nun zum Generalissimus der österreichischen Truppen ernannt, so, daß er über alle Generale und den Hofkriegsrath selbst zu gebieten hatte, und nur dem Kaiser Rechenschaft schuldig war, eine Würde, die seit Prinz Eugens Zeiten in Oesterreich niemand in dem Umfange bekleidet hatte. Da Preußen inzwischen die Fortschritte der österreichischen Waffen nicht gleichgültig angesehen und ein Bündniß mit den Osmannen geschlossen hatte: so mußte Loudon drei Armeen nach Böhmen, Mähren und Gallizien führen und sich mit diesen den preußischen Waffen abermals entgegensetzen. Joseph starb; der König Leopold bestätigte ihn als Generalissimus und in allen seinen übrigen Würden. Aber bei allen kriegerischen Gefahren, die dem grauen Helden seit seinem 16ten Jahre gedroht hatten, schien es doch im Buche des Schicksals bestimmt zu seyn, daß dieser nicht von feindlichen Waffen, sondern auf seinem ruhigen Lager sterben sollte. Er starb an einer Harnverstopfung, welche er sich durch einen Ritt, den er nach einer noch nicht gänzlich geheilten Krankheit unternommen, zugezogen hatte. Loudon war von mittlerer Größe und sehr mager. Er hatte röthliches Haar und starke Augenbraunen, die, wenn sein Geist beschäftiget war, aus dem Gesichte wegstanden. Sein Temperament war sichtbar das cholerisch-melancholische. Jetzt wollen wir noch einige Züge zu dem militärischen Charakter dieses merkwürdigen Mannes entwerfen, und somit sein Gemälde, in so fern es der beschränkte Raum hat gestatten wollen, wenigstens in diesem allgemeinen Umrisse, vollenden. Er, der in Friedenszeiten wie ein ruhiger, eingezogener Landwirth lebte, glich einem Blitzstral, wenn ihn sein Beruf ins Feld rief. Niemand war dann im Stande, seinen Befehlen zu widerstehen. Seine Pläne entwarf er mit langsamer Prüfung, führte sie aber mit einem Ungestüm aus, das alle Hindernisse zu Boden warf. Bedächtig in der Wahl und rasch in der That, dieß war der Grundsatz seiner kriegerischen Unternehmungen. Man bemerkte, daß mit den steigenden Jahren seine Pläne kühner wurden, ein Zeichen, daß sie sich niemals auf Verwegenheit gründeten, sondern mit der vermehrten Erfahrung auch immer sicherer und umfassender wurden. So unerbittlich strenge er auf die Subordination, als auf die Seele der Armee, hielt, so wenig plagte er seine Heere mit zwecklosen Kleinigkeiten. Deswegen, und weil seine unbestechliche Gerechtigkeit bekannt war, liebten ihn auch seine Soldaten allgemein, und hielten sich unter seiner Anführung fast für unüberwindlich. Nach jeder gelungenen Action nannte er mit gerechtem Lobe alle, die daran Antheil genommen hatten. Er lagerte, oder schlug sich auf keinem Platze, bevor er ihn nicht genau hatte kennen lernen; er studirte den Charakter der gegen ihn commandirenden Feldherren aus ihrem Betragen, und errieth oft ihre Entwürfe; daher ihn auch selbst seine Feinde den schlauen Loudon nannten. Er hielt viel auf gute Spione und bezahlte sie oft mit eigenem Gelde. Aber der hervorstechendste Zug seiner Talente bleibt immer jene unerschütterliche Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die selbst ganz un-

erwartete Ereignisse auf der Stelle vortheilhaft zu benutzen weiß. Der Neid sagte dann: der Mann habe in allem, was er anfange, Glück. Indessen wird man sich leicht vorstellen können, daß Loudon auch hin und wieder Fehler begangen habe. So wollen besonders Kenner behaupten, daß er ein paar Male, besonders nach der Eroberung von Schweidnitz, die Gelegenheit versäumt habe, Friedrich den Großen zu schlagen. Doch wird es immer schwer zu entscheiden bleiben, ob ihn dann nicht seine beschränkte Lage hinderte, seiner eigenen bessern Einsicht zu folgen, da er es nicht bloß mit entfernten Obern, sondern auch mit einer eifersüchtigen Cabale zu thun hatte. Uebrigens verdient hier noch angemerkt zu werden, daß, als Joseph nach der Eroberung von Belgrad auf eine neue Auszeichnung dachte, womit er dem Helden nach Gebühr zu lohnen vermöchte, er aus dem österreichischen Familienschatze den großen, ganz aus Brillanten bestehenden Stern des Theresien-Ordens, den nach den Statuten nur der Großmeister des Ordens, also der Chef des österreichischen Hauses tragen durfte, an Loudon, mit der Freiheit, ihn an seiner Brust zu tragen, übersandte. Nach dessen Tode lösete ihn der Hof für 50,000 Gulden wieder ein. Früher war bereits Loudons Bildniß aus cararischem Marmor gehauen, und mit einer passenden Inschrift versehen im Gebäude des Hofkriegsraths aufgestellt worden.

Louisd'or ist eine französische Goldmünze, welche von Ludwig XIII., der sie 1640 zuerst prägen ließ, den Namen bekam, und anfangs 10, hernach 14—15 Livres kostete. Der nämliche König ließ im folgenden Jahre unter dem Namen Louisblanc auch eine Silbermünze schlagen, welche, wenn sie wichtig ist, 1 Rthlr. 8 Ggr., nicht wichtig aber nur 1 Rthlr. 6 Gr. gilt.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen), Tochter des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Friedrike Caroline Louise, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, wurde, als das jüngste Kind aus dieser Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6ten Jahre verlor sie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Lustschloß Herrenhausen zu seiner Wohnung gewählt hatte, daselbst fortwährend der vortrefflichen Aufsicht des Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Nachdem sie eine zweimalige Reise zu ihrer Großmutter, die eine an Geist und Herz gleich vortreffliche Fürstin war, nach Darmstadt gemacht, und diese sich zum Vorbilde jeder schönen weiblichen Tugend erwählt hatte, verließ ihr Vater die englischen Dienste und wählte nun zu Darmstadt seinen beständigen Wohnsitz. Hier ward nun Louise ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben, und mit musterhafter Sorgfalt, mit Eifer und Liebe vollzog die würdige Fürstin das gern übernommene wichtige Geschäft, und Louisens vielversprechender, bildsamer Geist empfing hier jene Richtung, und ihr weiches Herz neigte sich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche sie später ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung ward. Der würdigen Pflegemutter hochgebildeter Geist und vielumfassender Verstand wirkte erhebend auf die geist- und gemüthvolle Zöglingin; die prunklose, aber echte Frömmigkeit der Erzieherin, ihre stillwohlthuende Menschenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufsicht der Landgräfin verwaltete eine sehr gebildete und gutmüthige Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeisterin bei der Prinzessin; ihr pädagogisches Talent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieser beiden achtungswerthen Frauen, und bei dem Walten eines ruhigen,

durch keine große Begebenheiten erschütterten Lebens verflossen ihre Tage in fröhlichem Gedeihen ihrer Bestimmung entgegen. Eine Reise in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohgefallen an Naturschönheiten neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erhöhen, so wie zwei andere Reisen nach Frankfurt am Mayn zu den Krönungen der deutschen Kaiser Leopold II. und Franz II. (am 11. Oct. 1790 und am 14. Jul. 1792) ihren Sinn und Geschmack für schöne Künste zu erheben, sie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und sie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im Jahr 1792 eintretenden Unruhen des französischen Revolutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmstadt wirkte, begab sich Louise zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise nahm sie den Weg über Frankfurt am Main, wo sich, seitdem am 2. Dec. 1792 die Preußen wiederum dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem Bruder Ludwig, Prinzen von Preußen, befand. Die fürstlichen Schwestern wurden, ihrem Verlangen gemäß, dem Könige vorgestellt und von ihm zur Tafel vorgeladen. Sobald Louise zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König), ohne zu ahnen, daß Louise einst seine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der unverkennbar auf ihrer Gestalt, auf jeder ihrer Bewegungen schwebte, gefesselt. Aber größer und günstiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth auf den Kronprinzen machte. Eine Annäherung, wie sie unter gleichgesinnten großen Menschen aus allen Ständen gewöhnlich ist, erfolgte bald. Nicht die Politik, nicht die Convenienz schlossen hier ein Bündniß, sondern der Einklang der Herzen und die gegenseitige Hochachtung. Es fand also am 24. April 1793 in Darmstadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Louisen Statt, und an demselben Tage verlobte sich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Louisens Schwester, der jetzigen Prinzessin von Solms-Braunfels. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erst nach der Schlacht bei Pirmasens (am 14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch am 22. Dec. desselben Jahrs die verlobten Prinzessinnen eintrafen. Sowol zu Berlin, als zu Potsdam, wo der Kronprinz Louisen bewillkommnete, fanden feierliche Einholungen Statt. Ein gutes Volk begrüßte freundlich und mit beglückender Hoffnung seine einstige Herrscherin. Am 24. Dec. beging man mit stillem, der Würde des königlichen Hauses zustehendem Glanze, die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung zum Beweise freudiger Billigung den Ringwechsel in Person vollzogen hatte, segnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmlosen Freude, der Häuslichkeit und der stillen Tugend, die den Pallast, wie die Hütte, schmücken. Nachdem Louise am 7. Oct. 1794 von einer todten Prinzessin entbunden war, gebar sie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. (am 16. Nov. 1797) bestieg ihr Gemahl den Königsthron, und führte seine Gemalin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen theuer ward, und redlich vereinte Louise die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir sehen sie forthin im neuen erhabenen Wirkungskreise kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe, die Anbetung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeist des Landes begleitet sie ihren Gemahl auf seinen Reisen durch die

Provinzen, um seine Sorgen zu mindern und seine Freuden zu verschönern. Wie die Bürgerin ist sie ihrem Manne treue unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimmt sie mit freundlicher, würdevoller Güte auf; die unverschuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, die still und anspruchslos ihr Elend mildert. Ein schützender Engel am Throne söhnt sie die leidende Menschheit, die bedrohete Unschuld mit dem launenvollen Schicksale aus, und von Millionen wird ihr reiner Wille erkannt. Vertrauensvoll naht das ungekannte Verdienst, und Louise erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem hellen Blick bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunst und Wissenschaft, schon von Louisen seit ihrer ersten Erscheinung beachtet, fanden eine Beschützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße seine Königin. Auf einer der Reisen, welche sie mit ihrem königlichen Gemahle machte, und zwar auf dem Wege von Königsberg nach Warschau, geschah es, daß durch Unvorsichtigkeit des Kutschers der Wagen, in welchem die Königin saß, am Abhange eines Berges umgeworfen wurde. Der Sturz schien gefährlich, doch erfolgte glücklicherweise keine Beschädigung. Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, machte dem Kutscher Vorwürfe. „Lassen Sie es gut seyn," sagte die Königin im Tone gütiger Sanftmuth, „wir haben ja keinen Schaden genommen, und die Leute sind gewiß mehr erschrocken als wir." Durch eine solche Handlungsweise, durch Aeußerungen, deren man eine Menge aufzeichnen könnte, bewies die Königin Louise den Adel ihrer schönen Seele, und die allgemeine Verehrung stieg von Tage zu Tage immer höher. So erbaten sich die Bewohner der köllnischen Neustadt von Berlin im Jahr 1802 vom Könige die Erlaubniß, diese Louisenstadt nennen zu dürfen. Sie erhielten diese Erlaubniß, und diese Vorstadt trägt ihren Namen. Im Mai 1801 erhielt die Königin durch den russischen Gesandten am königlichen Hofe, Namens der verwittweten Kaiserin von Rußland, die reich mit Brillanten besetzten Insignien vom Großkreuz des St. Catharinen-Ordens, als Beweis der zwischen der kaiserlichen und königlichen Familie bestehenden Freundschaft, die auch im Jahr 1805 den Kaiser Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit reisete sie im J. 1806 nach Pyrmont, wo sie vom Ende Junius bis Anfang Augusts blieb. In diesem Jahre rief der Krieg den König ins Feld: Louise, die ihn auf allen Reisen begleitet hatte, folgte ihm auch dieses Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. October begab sie sich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie häufte, trug sie jetzt mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtseyn dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es am 27. Dec. desselben Jahrs eine Reise nach Petersburg zum Besuche der kaiserlichen Familie, von welcher Louise mit Beweisen von Achtung und Freundschaft überhäuft wurde. Ein Jahr später, am 23. Dec. hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrscherpaar wieder zu sehen und mit frohem Jubel ward es begrüßt. Schön und im blühenden Glanze der Gesundheit erschien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuschte. Die Hauptstadt hatte sie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um sie auf immer zu verlieren. Am 25. Jun. 1810 reisete sie von Charlottenburg nach Strelitz zu einem Besuche bei ihrem durchlauchtigen Vater ab.

Auf dem Lustschlosse desselben, Hohenzieritz, ward sie am 30. Jun. von einer Brustkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend schien, dann einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher sie bereits am 19. Jul., Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verschied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andere Welt sich ihr darstellte, da flehete sie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf an. Als ihre Leiche am 27. Jul. nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beisetzung in der Sakristei der Domkirche am 30. Jul. erfolgte, da sprach der allgemeine ungekünstelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuern Ueberreste aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geschmackvollen Mausoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen lassen, bestattet. Noch heute mischen die Bessern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauses. Seltene Thränen, die den Beweinten unsterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt. Louisens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Mausoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert ist. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen sie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geschlechter einander verwandt sind, von den Edeln des weiblichen Geschlechts. Denn diesen war sie ein stillleuchtendes, aber um so sichereres Vorbild.

Louisiana. Nachdem der Mississippi bereits 1541 von Ferdinand de Soto entdeckt, aber erst 1682 von la Salle bis zu seiner Mündung, von Canada aus, bereiset war, sah sich Ludwig XIV. bewogen, unter Anführung des letztern eine, mit allen zur Anpflanzung nöthigen Bedürfnissen versehene Flotte an den Mississipi zu schicken. Aber ein großer Theil der Mannschaft ward ein Opfer des Klima's, und la Salle selbst von einigen seiner Leute ermordet. Nun führte ein Edelmann aus Canada, Iberville, zu Anfange des 18. Jahrh. eine kleine Anzahl Franzosen an den Mississippi, und gab seiner Colonie, dem Könige zu Ehren, den Namen Louisiana. Auch diese Niederlassung scheiterte an der Unfruchtbarkeit des Bodens, an der Nähe der Wilden und an andern Unbequemlichkeiten, und gerieth endlich 1706 bei Iberville's Tode in gänzliche Hülflosigkeit. Im J. 1712 ließ sich Crozat, ein reicher Kaufmann, auf 15 Jahre ein ausschließendes Privilegium zum Handel nach Louisiana ertheilen, trat dasselbe aber 1717 an den berüchtigten Law (s. d. Art.) ab, der sich nun an die Spitze einer Compagnie stellte, welche er für den Handel an den Mississippi errichtet hatte. Da er durch die Kunst seiner Vorspiegelungen dem Publicum einen ungeheuern Gewinn von dieser Unternehmung versprochen hatte; so wurde es ihm leicht, die 100 Millionen Livres, die den Fond zu derselben ausmachen sollten, in wenigen Tagen zusammen zu bringen. Die Sucht, diese Compagnie, durch welche man sich in kurzer Zeit zu bereichern gedachte, aus Kräften zu unterstützen, dauerte aber nur bis 1719, wo man erfuhr, daß die Colonisten in den Wäldern des Mississippi vor Hunger und Elend umgekommen und 25 Mill. Livres verschleudert wären. Nun wurden die Actien heruntergesetzt, dadurch aber natürlich der Banquerout der Compagnie nur noch beschleunigt, und der Name Louisiana ein Gegenstand der öffentlichen Verfluchung. Als endlich nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louisiana bis an den Mississippi an Spanien abtrat, schien der

Colonie eine neue Sonne zu lächeln. Denn Spanien, welches im ersten Pariser Frieden sein Florida, eine seiner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müssen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louisiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung seiner mexicanischen Minen. Allein es ward 1802 genöthigt, Louisiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land (von 29—40 Grad N. B. von London, und von 88—97 Gr. W.) vermöge seiner vortheilhaften Lage, seines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, so lehnte sich der Congreß derselben gegen eine Abtretung auf, und erhielt in Folge eines deshalb am 30. April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Tractats für eine Summe von 15 Mill. Dollars, sowol die Souverainetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Diese Provinz hat gegen Süden den mexicanischen Meerbusen, gegen Osten den Mississippi und die americanischen Freistaaten, gegen Westen Neumexico und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte, Gegenden zur Grenze. Der Himmelsstrich ist bei der großen Ausdehnung sehr verschieden; im südlichen Theile ist es in Verhältniß der geographischen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig strenger. Die Luft ist gesund, und der Boden, fruchtbar, doch etwas steinig, hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Damhirsche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St. Pierre, der Moin, der Missouri (sehr groß), der Fluß der Akansas, und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem sich der schwarze Fluß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Einwohner sind Wilde, und heißen Chitimaichas, Cadodaquious, Nachitoches, Missouris, Akansas, Quachita ꝛc. Die Hauptstadt ist Neuorleans am Mississippi, und das ganze Land seit 1805 in drei Provinzen getheilt: Orleans (bis 25 Gr. B.), Mississippi (bis 41 Gr.) und Louisiana (bis 45 Gr. und dem Wasserfall Antonio). So bald jede dieser Provinzen eine Bevölkerung von 32,000 Einwohnern haben wird, tritt sie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamerica's, und kann alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus schicken. Das Ganze zerfällt jetzt in zwölf Grafschaften von sehr ungleicher Größe und Bevölkerung.

Loutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und ist einer der größten Landschaftsmaler, die es bis jetzt gegeben. Er hat unter Casanova studirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieser große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu spielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seesieg im Juni 1794, welche in London gestochen worden sind. Auch hat er verschiedene Blätter radirt, unter welchen sich die Soldaten, und vier Landschaften, welche die vier Stunden des Tages benannt sind, besonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean-Baptiste), ein bekannter französischer Volksrepräsentant, der unter der Regierung des Robespierre mit den Girondisten geächtet und zu Ende des Jahrs 1795 in die Versammlung zurückgerufen wurde. Er ward in Poitou geboren, übte vor der Revolution die Rechtswissenschaft aus und schrieb einige bekannte Romane

welche Beifall fanden, unter andern, les amours du chevalier de Faublas, welcher großes Aufsehen machte, und Emilie de Varmont ou le divorce nécessaire. Im Convente ward er ein Anhänger Brissots, und wagte es, 1792 Robespierre als Royalisten zu denunciren. Sein Angriff blieb jedoch ohne Wirkung, und entflammte nur aufs neue den Haß dieses heimtückischen Demagogen gegen die Girondisten. Da diese Partei endlich gestürzt worden war, sollte Louvet eins der ersten Opfer der Guillotine werden; er entging ihr jedoch durch eine schleunige Flucht, kehrte aber, da er in den Departements nicht länger sicher war, unerkannt nach Paris zurück, lebte da einige Zeit, und flüchtete endlich auf die Höhen des Juragebirges, wo er sich bis nach Robespierre's Fall aufhielt. Die Gefahren, die er auf diesen Wanderungen bestehen mußte, hat er in einer eignen Schrift beschrieben, welche, wenn man einige Uebertreibungen und selbstgefällige Lobsprüche, wodurch sich der Verfasser wichtig zu machen sucht, abrechnet, immer viel Anziehendes und Merkwürdiges enthält. Die treue Gefährtin in allen Leiden und Mühseligkeiten, mit denen er kämpfte, war seine Gemahlin, die er unter dem Namen Lodoiska aufführt. Dieses Frauenzimmer hatte er in der Jugend geliebt; und sie war standhaft genug gewesen, ihm auf der Flucht zu folgen, und aus Neigung für ihn ihren eigenthümlichen Gemahl zu verlassen, der ihr von ihren Eltern aufgezwungen worden war. Voll der innigsten Zärtlichkeit kehrte sie mit Louvet nach Paris zurück, als dieser aufs neue eine Stelle unter den Gesetzgebern Frankreichs einnehmen sollte. Ueber ihren wahren Charakter sind aber die Meinungen so getheilt, wie über die Rechtschaffenheit ihres Mannes. Er, der durch die Tyrannei des Schreckensregiments in die verzweifeltste Lage gesetzt und mit augenblicklichem Tode bedroht worden war, nahm doch die Schreckensregierung gegen die Gemäßigten in Schutz, und kam dadurch in den sehr gegründeten Verdacht der Heuchelei und des Wankelmuths. Nachdem er den Rath der Fünfhundert verlassen hatte und zum Consul für Palermo erwählt worden war, starb er am 25. August 1797. Seine Lodoiska, welche ihn nicht überleben wollte, nahm Opium, ward aber noch durch die Hülfe der Aerzte gerettet. Außer den oben angeführten Schriften hat er noch herausgegeben: Le Chant du coq, und ein Journal: La Sentinelle betitelt.

Louviers, eine Stadt von 1,019 Häusern und 6500 Einwohnern, und Grafschaft am Flusse Eure in der Normandie, gehörte vor der Revolution dem Erzbischofe von Rouen, und ist nun der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Eure. Zu dem Bezirke gehörten die Cantons: Louviers, Gaillon, Neubourg, Tourville und Pont de l'Arche. Diese Stadt hat sich in neuern Zeiten einen ausgebreiteten Ruhm in der Tuchfabrikation erworben. Ihre feinen Tücher sind die schönsten, stärksten und theuersten in ganz Frankreich, dabei sehr leicht und geschmeidig. Man hat daselbst die Spinnmaschine von Douglas und andere Neuerungen eingeführt.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois), Sohn des französischen Kanzlers und Staatssecretärs Le Tellier, ward seit 1666, in einem Alter, wo andere kaum in die untersten Stellen erst eintreten, Ludwigs XIV. Staatssecretär und Kriegsminister. Er starb 1691. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsministers wegen nothwendig ist: so kann Louvois, nach Voltaire's Urtheil, als der größte Kriegsminister seiner Zeit angesehen werden. Eine umfassende Kenntniß seines Geschäftskreises, tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Wil-

lenskraft und die rastloseste Thätigkeit zeichnen diesen, um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs sehr verdienten Geschäftsmann, vor allen seinen Vorgängern aus: aber (so unbedingt nothwendig sind für jeden Minister richtige Begriffe von Menschenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl!) er war kein großer Staatsmann, am allerwenigsten ein guter Bürger oder ein edler Mensch. Wie tief steht er also unter dem großen Süllý! Dieser schuf und ordnete zuerst das französische Kriegswesen; aber mit dem Blicke des Staatsmannes und mit dem Herzen eines Patrioten. Louvois's Verdienst dagegen um Frankreich ist, aus dem wahren Standpuncte einer weisen Staatsregierung betrachtet, sehr untergeordnet, wenn es überhaupt, da er seine seltnen Geisteskräfte selbstsüchtig mißbrauchte, ihm zugestanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erstes Triebrad der nach mathematischen und politischen Berechnungen zusammengesetzten Maschine des Kriegswesens, kann man ihn einen Meister in seinem Fache, einen nützlichen Geschäftsmann nennen, den sein Werk überlebt hat, dessen Denk- und Handelsweise aber, leider! mit ihm, unter seiner Nation wenigstens, nicht ausgestorben ist. Die von Richelieu vernachlässigte französische Kriegsverwaltung dankt ihm die Einführung der Aufsicht über die Musterungen und eine zweckmäßige Heerschau; streng, wachsam, unermüdet und mit eiserner Festigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte selbst die wetteifernden großen Feldherren an Gehorsam. Das Genie- und Artilleriewesen erhielten zuerst von ihm jene treffliche Verfassung, die später durch vollkommnere Entwickelung diesen Waffen so große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert seine Mitarbeiter. Das Einzelne hierüber hat für die Geschichte des Kriegswesens treflich auseinandergesezt der Historiograph des Kriegsdepots in Paris, Xavier Audouin, in seiner Histoire de l'administration de la guerre. Paris, 1811 4. Vol. 8vo. 26 1/2 fr. Wir wollen jetzt Louvois, nach den Memoires des Dúc de St. Simon und des Herrn Dúclos, mit Benutzung anderer Quellen, unter denen vorzüglich der Essai pour servir à l'histoire de F. M. le Tellier, Marquis de Louvois. Amsterd. 1740 8. zu nennen ist, als Bürger und Staatsmann darstellen. In dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. steht Louvois da als der Dämon des Krieges und der Zerstörung. Die Schätze, welche der umsichtige Colbert durch Ordnung und Fleiß sammelte, verschlang die wilde Geschäftigkeit seines Nebenbuhlers Louvois. Sein Vater, der die Talente seines Sohnes, und die Meinung, die der König von den seinigen hatte, kannte, schlug ihn diesem Fürsten als einen jungen Menschen von einem fähigen, aber etwas langsamen Kopfe vor, der zur Arbeit tauge, und aus dem sich ein tüchtiger Mann bilden lasse, wenn S. Maj. sich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer seiner Minister zu sein; er unterwies Louvois, und dieser benahm sich ganz als Anfänger; seine Fortschritte waren bemerkbar und schnell. Da nun der König fest überzeugt war, daß er allein alles thue, so ward es dem Minister leicht, überall durchzugreifen. Dieser wurde der unumschränkte Gebieter über die Armee, und erlangte auch äußerliche, bis dahin ungewöhnliche Vorrechte. Die Generale mußten ihm unmittelbar Bericht abstatten. Der einzige Vicomte von Türenne unterwarf sich dieser Abhängigkeit nicht, sondern schrieb an den König selbst, der aber Louvois die Briefe gab und sie nach dessen Meinung beantwortete. Louvois's Gewalt über den König war anfangs darum so groß, weil dieser in dem jungen Staatssecretär nur seinen Zögling sah: denn Louvois war gewandt genug, um seine Ansichten dem Könige unvermerkt unterzulegen; und je unbiegsamer der

harte Kopf des Ministers gegen jeden Andern war, desto mehr schmeichelte es dem eiteln Ludwig, wenn Louvois auf seine Meinung so leicht einging und in jede Ansicht des Monarchen sich, scheinbar nachgebend, fügte. Bald ward aber aus dieser Gelehrigkeit ein entscheidender Einfluß. Louvois verwickelte den König in kühne, weitgreifende Pläne, deren Ausführung nur der eisernen Thätigkeit und der strengen Arbeits- und Dienstordnung des Ministers möglich war. Doch der harte, despotische, eigenwillige und stolze Mann fühlte, daß der König ihn nicht liebe, darum suchte er sich ihm, und wäre es auf Kosten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein besseres Mittel zu diesem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, sich, trotz der feierlichsten Entsagung auf alle Ansprüche, der Franche-Comté und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Aus diesem Kriege (1667 u. 1668) entspann sich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die schönsten Länder Europa's verwüsteten. Der unruhige, ehrgeizige, stolze, herrschsüchtige, kühne, unbewegliche Louvois war die Seele dieser Kriege. Alle Mittel waren ihm gleichgültig, wenn sie nur zum Zwecke führten. Er selbst war nicht Feldherr, wollte es aber seyn. Neidisch auf fremdes Verdienst, im Hasse unversöhnlich, in seinen Beschlüssen gewaltsam und unerschütterlich, dabei eifersüchtig auf seine Gewalt, opferte er alles, sogar verdienstvolle Feldherren, seinem Ehrgeiz als Minister auf. Er war nicht selten selbst an den Unfällen des Krieges Schuld, indem er alles durch den von ihm ausgehenden raschen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Als der nachmalige holländische Großpensionär Heinsius, als Gesandter des Königs Wilhelm, dessen Rechte auf das Fürstenthum Oranien in Paris betrieb, sprach er gegen Louvois mit Wärme für seinen Herrn und für die Reformirten in Oranien. Louvois aber vergaß die Achtung des Völkerrechts so sehr, daß er ihm zur Antwort gab, er werde ihn in die Bastille setzen lassen! So hintertrieb der Minister die Ernennung des Herrn von Peguilhelm zum Oberbefehlshaber der Artillerie, ob gleich ihm der König schon sein Wort gegeben hatte, weil er, Louvois, mit diesem Manne sich nicht vertragen konnte. Türenne's Waffenruhm reizte den Minister, ihm in dem Prinzen von Condé einen Nebenbuhler zu geben. Doch ließ er in dem Kriege seit 1688 den Marschall von Luxemburg, welchen er eben so wenig leiden konnte, zum Oberfeldherrn ernennen, und erkannte dadurch dessen Verdienst an. Nach dem aachner Frieden unterhielt Louvois in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüstetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitischen Rachekrieg von 1672 so leicht. Aber der stolze Louvois bewog den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und schimpfliche Forderungen zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: so verwickelte Louvois den König in einen jahrelangen Krieg (bis 1678). Auch dann, als Condé Amsterdam mit dem Heere schnell zu überfallen vorschlug, war Louvois anderer Meinung, und verzog den Gang des Krieges durch Besetzung der Festungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleusen zu öffnen, und das französische Heer mußte sich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nymwegen sorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die tactische Ausbildung der Armee. Er ordnete jährliche Uebungslager an, und errichtete sechs Compagnien Cadetten, als Officierpflanzschulen. Dabei hielt er an allen deutschen Höfen Spione. Er besoldete

in dieser Absicht alle französische Tanz- und Fechtmeister, welche im Auslande ihr Glück machten. Jetzt fingen die französischen Reunionen an; Oesterreich widersprach diesem Raubsystem: da stellte sich Louvois an die Spitze eines Heers, rückte vor die deutsche freie Reichsstadt Straßburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Uebergabe (30. Sept. 1680). Dieß geschah, während man mit dem deutschen Kaiser friedlich unterhandelte. Auf gleiche Weise mußte Boufflers Casale's, des Schlüssels Italiens, sich bemächtigen, welches Carl IV., Herzog von Mantua, für 1,200,000 Livr. an Frankreich verkauft hatte. Damals fing der König an, die Wittwe Scarron, in der Folge Frau von Maintenon, zu lieben und um Rath zu fragen. Louvois bot alles auf, seinen Einfluß zu behaupten. Aber jene stieg immer höher in des Königs Gunst; in Louvois Herrschsucht stachelte steter Argwohn. Doch gelang es ihm, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er sich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige ganz von dieser Verbindung abzurathen, ließ er sich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung solle dennoch erfolgen, da vereinigte er sich mit dem Erzbischoff von Paris, Harley, um den König an sein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritt des Prälaten, warf sich Louvois zu den Füßen des Königs und beschwor ihn, ihm eher das Leben zu nehmen, als so die Krone herabzuwürdigen. Ludwig wollte sich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab seine Kniee zu umfassen, als bis der König sein Wort aufs Neue gegeben hatte. Dieser Zug hat etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Süllys, und beweiset, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und eine Hoheit des Willens besaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon versuchte umsonst, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgestellt zu werden; Ludwig bat sie, ihm nichts mehr darüber zu sagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Ministers. Und die Gelegenheit blieb nicht aus. Als der König das für den Staat so verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, beschloß Louvois, der überall sich geltend machen und auch im Frieden seine Soldaten brauchen wollte, die Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu setzen. Er sandte Dragoner zu Tausenden in die Provinzen, um die Gewissen zu unterjochen. Der König ließ dieß zu, weil ihm Louvois einredete, es geschehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Man weiß, welche Gewaltthätigkeiten sich diese fanatischen Soldatenhaufen erlaubten, denen jedoch jemanden zu tödten verboten war. Aber Louvois erweckte dadurch nur desto mehr die Standhaftigkeit der muthigen Bekenner. Vergebens ließ er die Gränzen durch Truppen bewachen. Ueber 200,000 fleißige und ruhige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche anfangs nur Vertheidigung gegen eroberungssüchtige Angriffe zum Zweck hatte, dem Kriegsminister einen Vorwand, um in Deutschland einzufallen. Dieser stolze Mann, den Racine in seinem Trauerspiele Esther, in der Person des Haman bezeichnet hatte, fürchtete den Haß der Frau von Maintenon. Er bemerkte mit innerem Grimm, daß sein Ansehen beim Könige abnahm, den Louvois's Widersprüche und anmaßender Ton aufbrachten. Er führte seit Colberts Tode die Oberaufsicht über die königl. Gebäude. Ludwig ließ damals Trianon bauen, und äußerte gegen Louvois, ein Fenster sey nicht so

roß, wie die übrigen. Der Minister widersprach hartnäckig, so daß
r König endlich die Fenster durch Le Nôtre messen ließ. Es fand sich,
aß Louvois Unrecht hatte. Der durch den Streit gereizte König ließ
n daher in Gegenwart der Arbeiter hart an. Voll Wuth darüber
rach der Minister gegen seine Vertrauten in die Worte aus: „Ich bin
erloren, wenn ich einem Menschen, der sich über Erbärmlichkeiten ent-
ßtet, nichts zu thun gebe. Nur der Krieg kann ihn von seinen Bauten
ziehen; und bei Gott! er soll Krieg haben! Er oder ich muß ihn ha-
n." Statt also den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu
ennen, riß er das Cabinet von Versailles zu dem politischen Fehler
n, durch einen Einfall in Deutschland ganz Europa gegen sich zu
waffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch sich selbst stürzen
ürde. Der Seeminister Seignelay rieth, vorzüglich England mit al-
Kraft anzugreifen, um Wilhelm III. wo möglich zu entthronen.
Louvois setzte ungestüm seine Meinung durch, den Krieg haupt-
chlich auf dem festen Lande, wo er alles leitete, zu führen. Ludwig
IV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. So ergriff
an halbe Maaßregeln; und England erlangte seit dem Siege bei la
ogue, wo die französische Flotte unter Tourville der englischen an Zahl
cht gleich war, das entschiedene Uebergewicht zur See. Ludwigs
eere auf dem festen Lande aber waren über 300 000 Mann stark.
iese Anstrengungen erschöpften die Kraft der Nation; und mehr als
eß: Louvois's Art den Krieg zu führen, schändete die Ehre des Kö-
gs und seiner Feldherren; sie machte den Namen der Franzosen in
nz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Gränzen Frankreichs
rch eine Wüste sicher zu stellen, ließ Louvois in den Monaten Januar
d Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg,
annheim, Worms, Speier, und viele andere Städte, nebst einer
oßen Zahl Dörfer wurden ausgeplündert und verbrannt. Die Ein-
hner wanderten als Bettler aus. In Speier wurden die Gräber der
ischen Kaiser entweiht. Die französischen Soldaten raubten die sil-
rnen Särge, streuten die Reste der Todten umher, und trieben mit
Schenkeln der Kaiser ihren Spott. Frau von Maintenon machte
König auf diese Gräuel aufmerksam. Ludwig untersagte daher dem
inister, welcher auch Trier verbrennen wollte, diese Barbarei. Zwei
ge darauf schlug Louvois dieselbe Maaßregel aufs neue vor, und
te zum König, da ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewissen hindere,
die Zerstörung von Trier einzuwilligen, so habe er, Louvois, da
ieg und Mitleid sich nicht vertrügen, um dem Gewissen des Königs
Unruhe zu ersparen, es auf sich allein genommen, und den Eil-
en mit dem Befehle der Vollziehung bereits abgesandt. Die Kühn-
reitzte den Zorn des Königs, der sonst sich zu beherrschen wußte, so
, daß er die Feuerzange des Kamins ergriff, und auf den Minister
schlagen wollte. Frau von Maintenon warf sich zwischen beide, und
ouvois verließ in größter Bestürzung das Zimmer. Der König rief
zurück, und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden Sie so-
ch einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur
Haus verbrannt, so haftet Ihr Kopf dafür." Der erste Courier war
nicht abgegangen; Louvois hatte bloß alles zu seiner Abfertigung
Bereitschaft gehalten. Auch den Herzog von Savoyen zog Louvois
chtlich in diesen Krieg. Er machte übertriebene Forderungen an ihn,
erschlug dessen Brief an den König, oder ließ ihn unbeantwortet,
behandelte ihn, als er sich darüber beschwerte, so beleidigend, daß
um Bruche kommen mußte. Doch handelte das Cabinet von Ver-

sailles auch nach Louvois's Tode in demselben Geiste fort. In diesem Kriege wollte der König Mons selbst belagern. Louvois widerrieth ihm, um Kosten zu ersparen, die Frau von Maintenon mitzunehmen. Ludwig ging allein zur Armee. Außerhalb des Lagers fand der König eines Morgens einen Cavallerieposten, nach seiner Meinung falsch gestellt, und wies ihm einen andern Ort an. Den Nachmittag fand er die Wache wieder auf der vorigen Stelle; der Officier sagte: dieß sey auf Louvois's Befehl geschehen. „Haben Sie ihm gesagt, daß ich Sie dort aufgestellt hatte?" „Ja, Sire!" Der König bemerkte hierauf gegen seine Begleiter: „Bewundern Sie nicht Louvois, er glaubt den Krieg besser zu verstehen, als ich?" Ludwig konnte diese Unbescheidenheit nicht vergessen. Er arbeitete zwar noch mit dem Minister, zeigte ihm aber so viel Kälte und Mißlaune, daß Louvois an seiner Ungnade nicht mehr zweifelte. Eines Tages äußerte er sich so hart gegen ihn, daß dieser die Papiere auf den Tisch warf, mit den Worten: „wer vermöchte noch, Ihnen zu dienen!" Bald darauf reizte der Minister den König durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stocke griff. Dieß untergrub die Gesundheit des ehrsüchtigen Mannes. Den 16. Juli 1691 ward ihm, als er eben mit dem Könige bei der Frau von Maintenon arbeitete, so übel, daß er nach Hause gehen mußte, wo er hastig ein Glas Wasser trank. Er schickte nach seinem Sohne, der ihn aber schon todt fand. Düclos glaubt, er sey an Gift gestorben, Voltaire behauptet dagegen, er habe die Mineralwasser von Balaruc getrunken, und dabei arbeiten wollen; diese nachtheilige Anstrengung habe seinen Tod verursacht. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh zu seyn, daß er von diesem lästigen Minister befreit war, und ließ dem König Jacob II. Stuart auf dessen Beileidbezeigung antworten: „um unsere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen." Der Düc de St. Simon erzählt: des Königs Wille sey gewesen, Louvois in die Bastille bringen zu lassen. Dieß habe den Tag darauf, als er starb, geschehen sollen; und darum sey dem König der unerwartete Tod äußerst willkommen gewesen. Düclos, ein scharfsichtiger Beobachter, urtheilt so über ihn: man muß in Louvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssecretäre, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens einzig; was er zum Gelingen der Belagerung von Gent that, wird von allen Kennern der Kriegskunst bewundert; betrachtet man ihn aber als Bürger, so war er ein Ungeheuer. Er hatte den Staat seiner Ehrsucht, seinem Unmuthe und der kleinsten Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Ludwig gab die Stelle des Vaters dessen zweitem Sohne, dem 24jährigen Barbesieux; weil er glaubte, diesen jungen Menschen ganz nach seinem Willen zu erziehen. Doch hatte Barbesieux die Anwartschaft darauf schon früher gehabt, und bereits sechs Jahre unter den Augen seines Vaters gearbeitet. Unter den Mitarbeitern Louvois's muß vorzüglich Chamlay seiner Kenntnisse und Treue wegen genannt werden. Er besaß Türenne's und Louvois's Vertrauen; auch war er beiden mit gleicher Redlichkeit ergeben. Ueber Louvois's häusliches Leben läßt sich nichts sagen. Er war ganz Minister. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon, und verwandte auf die Anlagen daselbst mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900,000 Livres und Choisy. K.

Louvre heißt der alte königl. Pallast zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude ist. Nachdem der erste Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte

Franz I. den Grund zu dem, was jetzt das alte Louvre heißt. Nach ihm ließ Heinrich II. daran fortbauen, Ludwig XIII. das Mittelgebäude und Ludwig XIV. die prächtige Façade gegen St. Germain l'Auxerrois zu aufrichten. Dieses Schloß war die gewöhnliche Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV. das Schloß zu Versailles zu seinem Aufenthalte erwählte. Die Ehre des Louvre hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königl. Schlösser mit der Carosse einfahren zu dürfen. Anfänglich war dieß nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im J. 1607 der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr; so gab Heinrich IV. nicht nur ihm, sondern 1609 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, solches beständig thun zu dürfen. Endlich erhielten, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Marie von Medici dasselbe Vorrecht. Während des Kaiserthums wurden daselbst die Sitzungen des National-Instituts gehalten und die Producte der National-Industrie öffentlich ausgestellt. Auch sollte daselbst künftig die große Bibliothek und die Antikensammlung aufbewahrt werden. Man hatte unter Napoleon angefangen, das Louvre durch eine Gallerie mit dem Pallaste der Tuillerien zu verbinden.

Lovelace (Richard), ein sehr correcter englischer Dichter, ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts in der Grafschaft Kent geboren und zeichnete sich am Hofe sowohl durch die Annehmlichkeiten seines Geistes, als durch die vortheilhafte Bildung seines Körpers aus. Er trat in Militärdienste und ward darauf, als er nach dem Berwicker Frieden zum Besitze seiner Güter gelangt war, von seiner Grafschaft zum Deputirten erwählt und von ihr beauftragt, im Unterhause eine Motion zu machen, welche aber so sehr mißfiel, daß er ihrentwegen nach London verwiesen und daselbst unter Aufsicht gehalten wurde. Hier machte er, zur Aufrechterhaltung seiner Angelegenheit, einen Aufwand, welcher sein Vermögen bei weitem überstieg. Im J. 1646 errichtete er darauf für den König von Frankreich ein Regiment, zu dessen Obristen er ernannt und an dessen Spitze er bei Dünkirchen verwundet wurde. Bei seiner Rückkehr nach England ward er von neuem arretirt und erhielt erst bei'm Tode des Königs seine Freiheit wieder. In die drückendste Armuth versunken, bemächtigte sich seiner eine Schwermuth, welche ihn nach und nach verzehrte. In Lumpen gehüllt, sah er sich genöthigt, von Almosen zu leben und mit den gemeinsten Bettlern unter einem Dache zu wohnen. In diesem beklagenswürdigen Zustande starb er im J. 1658. Seine Gedichte, in einem leichten, fließenden Style geschrieben, zeugen von eben so viel Geist als Einfachheit, und sind sämmtlich an eine Dame gerichtet, die er zärtlich geliebt und mit dem Namen: Lux casta, belegt hatte. Außerdem hat er noch zwei Theaterstücke geschrieben: Der Schüler, ein Lustspiel, und der Soldat, ein Trauerspiel.

Lovelace. Richardson hat unter diesem Namen in seiner Clarissa einen Roué gleichsam in der höchsten Potenz aufgestellt: wir nennen daher überhaupt einen feinen Verführer der Unschuld einen Lovelace.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), die ehemalige Hauptstadt in einem der vier Gebiete des nun zum Königreiche der Niederlande gehörigen Herzogthums Brabant, am Flusse Dyle, ist eine große und angenehme Stadt, in deren Umfange es ausser den Wohnungen auch Gärten, Aecker, Weinberge etc. giebt. Am berühmtesten war Löwen durch seine vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestif-

tete Universität, zu welcher vier wohl privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gehörte. Im sechzehnten Jahrhunderte zählte sie 6,000 Studenten. Nachdem sie durch den französischen Revolutionskrieg eingegangen war, ward sie später in ein Lyceum verwandelt. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hatte, ernährten die hiesigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 20,000 Arbeiter, von denen sich aber, nach dem Aufstande, den sie 1378 begannen und für welchen sie bestraft wurden, viele nach England begaben und daselbst den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Doch ist die Tuchweberei daselbst noch jetzt sehr beträchtlich: eben so die dortige Bierbrauerei. 1786 zählte die Stadt 21,000 Einwohner, aber 1800 nur 18,587. Durch einen Canal, der bei der Vereinigung der Senne und Dole anfängt, bei Mecheln vorbei, bis an die Rupel geht und eine Länge von fünf geogr. Meilen hat, ward 1753 die Handlung sehr erleichtert. Von mehr als vierzig Klöstern daselbst sind nur noch wenige übriggeblieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von) Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6. April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgegangen, 1714 zum Capitain ernannt. Da Deutschland damals Frieden genoß; so trat er als Freiwilliger in die Dienste Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er sich hier durch Muth und Thätigkeit zu seinem Vortheile ausgezeichnet hatte, ging er 1716 nach Ungarn, und machte sich daselbst sowohl in der Schlacht bei Peterwardein, als auch bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad, ebenfalls bemerkbar. Nicht weniger glänzte seine Tapferkeit zu Neapel, in Sardinien und in Sicilien, wohin er nach und nach gesandt ward: denn er nahm an allen Schlachten dieses Krieges von 1718 bis 1721, wo er endete, den thätigsten Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er das eifrigste Studium auf das Artillerie- und Genie-Wesen, und ward darauf vom König August von Polen, in dessen Dienste er trat, zum Feldmarschall und zum Generalinspector der Sächsischen Infanterie erwählt. Der Tod dieses Monarchen, welcher 1733 erfolgte, gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Cracaus zu seinem Vortheile auszuzeichnen. Dann machte er die Feldzüge von 1734 und 1735 am Rheine mit, wo er sich nicht minder durch seine Tapferkeit hervorthat. Die Czaarin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienste und war mit seinem Benehmen in der Krimm und Ukraine, wohin sie ihn gesandt hatte, so zufrieden, daß sie ihn zum Commandeur ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er sich durch seine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlassung, daß ihn Ludwig XV. in seine Dienste zog und ihn im J. 1743 zum Generallieutenant machte. Schon im folgenden Jahre rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn Löwendal zeichnete sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern, Furnes und Freiburg sowohl durch seine Klugheit als durch seine Tapferkeit ganz vorzüglich aus: auch ward er hier bei einer Gelegenheit, wo ihn nicht der Dienst, sondern vielmehr seine verwegene Tapferkeit, mit dem Feinde ins Handgemenge brachte, sehr gefährlich verwundet. Doch aber commandirte er bereits wieder im folgenden Jahre das Reservekorps in der Schlacht von Fontenoi, an deren glücklichem Ausgange er in so fern einen rühmlichen Antheil hatte, als er die englische Colonne, welche bereits in das Centrum der französischen Armee gedrungen war, mit Er-

olg zurückwarf. Gleichfalls hatte er das Glück, in demselben Feldzuge
Sand, Oudenarde, Ostende und Nieuport zu erobern. Nach seiner Rück-
ehr aus diesem glänzenden Feldzuge wurde er vom Könige mit den fran-
ösischen Orden geschmückt. Die Ereignisse des folgenden Jahres wa-
en noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclüse und Sasde-Gand,
und traf darauf, während seine Armee die übrigen Festungen von Hol-
ländisch-Flandern zur Uebergabe brachte, so vortreffliche Anstalten zur
Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen An-
griff auf diese Stadt zu wagen, gänzlich entsagte. Aber die Belage-
rung von Bergenopzoom brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel.
Diese Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden, die
durch ihre Lage sowohl, als von einer zahlreichen Garnison und von ei-
ner noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeschla-
gen hatte, vertheidigt ward, eroberte Löwendal bei kaum eröffneten Lauf-
gräben am 16. September 1747 mit Sturm. Schon der Herzog von
Parma war der Moräste wegen, welche man zu seiner Zeit für unzu-
gänglich gehalten hatte, im J. 1588 und Spinola 1622, in dem Vor-
haben, Bergenopzoom zu belagern, unglücklich gewesen; auch hatte spä-
terhin der berühmte Cohorn, der Vauban der Franzosen, die Stadt noch
mehr befestigt und hielt die Arbeit daran für sein Meisterwerk. Aber
die Tapferkeit der Franzosen, von ihrem talentvollen Anführer unter-
stützt, wußte alle diese Schwierigkeiten zu übersteigen: sie eroberten, wie
gesagt, die Festung und fanden unter andern siebzehn große, mit Pro-
viant beladene Barken, welche die Inschrift führten: Der unüber-
windlichen Garnison von Bergenopzoom. Die Folge von
dieser glorreichen That Löwendals war für ihn, daß er am folgenden
Tage den Marschallsstab empfing. Er starb am 27. Mai 1755. Mit
einem durchdringenden Geiste geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegs-
wissenschaften studirt und auf seinen vielen Reisen die merkwürdigsten
Erfahrungen gemacht. Er besaß im Geniewesen, in der Geographie
und Tactik die gründlichsten Kenntnisse, und sprach Latein, dänisch,
deutsch, englisch, italienisch, russisch und französisch, mit derselben Ge-
läufigkeit. Mit allen diesen Vorzügen verband er eine seltene Beschei-
denheit und Herzensgüte, so, daß es ihm nicht einfiel, sich über irgend
jemanden zu erheben. So war er, z. B., sehr erstaunt, als er von
der Akademie der Wissenschaften unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder
aufgenommen wurde. Gleich dem Marschall von Sachsen, seinem ver-
trautesten Freunde, wußte er das Studium der ernsten Kriegswissen-
schaften mit dem Genusse der rauschendsten Vergnügungen zu vereinigen.

Lübeck war ehemals ein lutherisches Bisthum, längs des Flusses
Trave und um den Eutinersee, in der holsteinischen Landschaft Wagrien,
dessen Bischoff zu Eutin residirte und ein Reichsfürst war, der aber we-
der auf der geistlichen, noch weltlichen Fürstenbank, sondern auf der
Queerbank saß, welche man für den Bischoff von Osnabrück, wenn er
evangelisch war, bestimmt hatte. Da das fürstliche Haus Holstein dem
Bisthume in den unruhigen Zeiten manchen Dienst erwiesen hatte; so
ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, kraft dessen von der
Zeit an sechs auf einander folgende Bischöffe aus dem holsteinischen
Hause erwählt werden sollten. Daraus entstanden Streitigkeiten mit
Dänemark, welches jedoch 1667 im glückstädtischen Frieden jenem Ver-
gleiche seine Zustimmung gab. Doch aber erhob sich 1701, nach Abster-
ben des Bischoffs, ein neuer Streit, indem zwölf Vota für den könig-
lichen dänischen Prinzen Carl, neun aber für den holsteinischen Admini-
strator, Herzog Christian August, fielen. Dem hierüber auszubrechen-

den Kriege ward dadurch vorgebeugt, daß man auf Vermittlung Englands und Hollands, einen Vergleich abschloß, vermöge welches der Administrator von Holstein im Besitze des Bisthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen sollte. Nachdem durch die Postulation des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp dem Vergleiche von 1647 war Genüge geleistet worden, wählte das Domkapitel 1756 den dänischen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 der Coadjutorie zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohns des obgedachten Bischoffs Friedrich August, welcher sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die bischöffliche Regierung begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast eben so beträchtliche Domkapitel, dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürstenthum zur Entschädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck einen Theil von jenem Kapitel als eigenthümlichen Besitz zuerkannte. Als sich im J. 1810 der Herzog von Oldenburg von Bonaparte vertrieben sah, ward Lübeck von diesem zu dem Departement der Elbmündungen geschlagen. Das weitere sehe man unter Oldenburg. Das Fürstenthum Lübeck hat auf 10 Quadratmeilen 22,000 Einwohner: davon gehörten dem Bischoff 36 Dörfer nebst der Stadt Eutin, dem Domkapitel hingegen 46 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 Dörfer und einige Höfe zufielen. Die sämmtlichen Einkünfte des ganzen Fürstenthums rechnet man auf 75,000 Gulden.

Lübeck, vormals der Hansestädte Haupt und noch jetzt eine von den drei freien Hansestädten, welche sich erhalten haben, war nach Verwüstung der Stadt Bucu auf derselben Stätte von Graf Adolph II. von Holstein-Schaumburg ums J. 1144 erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich Leo, Großherzog von Sachsen, eifersüchtig über Lübecks schnellen Flor, verordnete, daß dort nichts weiter als Lebensmittel verkauft werden sollten. Als zehn Jahre später die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab, Heinrich ließ solchen neu aufbauen, gab den nordischen Völkern den Handel dahin frei, schenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaisern bestätigt) und verlegte nach Lübeck das oldenburgische Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche ihr Daseyn verdankt. Durch Kaiser Friedrichs I. Gnade faßte Lübeck den ersten Grund zu seiner nachmaligen Reichsunmittelbarkeit; in der Folge trat es an die Spitze des Hansebundes, seine Flotten beherrschten das baltische Meer, innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust ein Asyl, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Die Stadt liegt auf holsteinschem Boden, auf einem mäßig erhabnen länglichten Hügel, dessen abhängige Seiten sich ostwärts gegen die Wackenitz und westwärts gegen die ins baltische Meer ausströmende Trave erstrecken. Ihre Befestigung ist alt und besteht aus starken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle sind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange als zur dauernden Vertheidigung. Die Häuser sind massiv, doch geschmacklos nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner schätzt man über 30,000. Herrschend blieb bis zur neuesten Zeit, vom J. 1530 an, die evangelisch-lutherische Lehre, gepredigt in den vier Haupt-, Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Die Stadt hat treffliche Armenanstalten und

in dem ehemaligen Catharinenkloster ein Gymnasium von sieben Klassen. Mehrere seiner Lehrer nennt rühmlich die Gelehrtengeschichte. Lübecks Handel verbreitet sich besonders über die Länder der Ostsee; Hamburg bezieht die dorther kommenden Waaren größtentheils über Lübeck. Der Transport wird durch den für flache Fahrzeuge bequemen Canal, welcher aus der Trave durch die Steckenitz nach der Elbe gezogen ist, sehr erleichtert. Man rechnete jährlich 1800 Schiffe, welche daselbst ein- und ausliefen; die Stadt selbst besaß 360. Sie hat auch beträchtliche Zuckerraffinerieen und Manufacturen von Wollenwaaren u. s. w. Die jährlichen Einkünfte schätzte man auf 700,000 Gulden. Das ehemalige Gebiet der Stadt lag zerstreut. Außer dem unmittelbar um die Stadt gelegenen Bezirk gehört dazu noch der Flecken Schlutup an der Trave, und das befestigte Städtchen Travemünde nebst Hafen. Gemeinschaftlich mit Hamburg besitzt Lübeck die Vierlande und das Städtchen Bergedorf, einen sehr fruchtbaren Landstrich an der Elbe; außerdem gehören noch der Stadt die Aemter Ritzen und Behlendorf im Lauenburgischen, das Dorf Malkendorf im Fürstenthume Lübeck und einige zerstreute Besitzungen, im Ganzen 4 Quadratmeilen, mit mehr als 10,000 Einwohnern. Bei den großen Ausgleichungen im J. 1802 ward Lübeck mehr arrondirt und in unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Hafen gesetzt. Außer der kleinen Halbinsel Pridewal, welche Travemünde gegenüber liegt, die Mündung der Trave beherrscht, und von Mecklenburg an Lübeck abgetreten wurde, erhielt letztere noch den Besitz der Domkirche, und aller dem Hochstifte Lübeck in der Stadt zuständigen Gebäude und Vorrechte, trat aber dagegen einige Dörfer an Mecklenburg ab. Dieser neue Erwerb betrug nicht viel über eine Quadratmeile, ward aber durch seine Lage der Stadt sehr wichtig. Als 1806 die ehemalige Reichsverfassung aufgehoben wurde, bestand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutschland, als freie Hansestadt. Aus der neuesten Kriegsgeschichte ist die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier seinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau; 9,500 Preußen und 1,500 zu spät eingeschiffte Schweden wurden von den Franzosen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen erleichterte der edle Bernadotte. Das Jahr 1810 veränderte die Verfassung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geschlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu seyn. In dem Freiheitskriege haben Lübecks streitbare Männer in der hanseatischen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenstillstandes noch einmal den Franzosen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf desselben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es seine republikanische Verfassung wieder hergestellt, und wurde für eine freie Stadt des deutschen Bundes erklärt. Der Rath besteht aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathsverwandten; die gesammte Bürgerschaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathschlagungen eine Stimme hat. Das Militär besteht aus 4 Compagnieen.

Lüc (Andreas de), ein berühmter Naturforscher, geboren zu Genf 1727, beschäftigte sich schon in früher Jugend mit dem Studium der Mathematik, Physik und Naturgeschichte. An den 1766 in seiner Vaterstadt ausgebrochenen Unruhen nahm er thätigen Antheil und ging 1768 als erster Deputirter der Bürgerschaft sowohl nach Versailles als nach Bern, um die Lage der Dinge daselbst mündlich darzustellen. Der französische Minister Choiseul erfuhr seine gelehrten Verdienste und

schenkte ihm seine Freundschaft. Nach beendigtem Geschäfte reisete er nach London, wo er von der königl. Societät der Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommen wurde; auch erwählte ihn die Königin von England 1773 zu ihrem Vorleser. In den Jahren 1774 und 1775 bereisete er mit einer vornehmen englischen Dame die schweizerischen Alpen, 1775 für sich allein die hannöverschen Lande und den Harz, und machte im folgenden Jahre als Geognost eine Reise den Rhein hinauf. Seine im Druck erschienenen Werke sind: Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme, 8. 1772; Traité sur les modifications de l'atmosphère ou théorie des baromètres et thermomètres, 2 Vol., Genève, 1772; und Nouvelles idées sur la météorologie. Letzteres Werk ist ins Deutsche übersetzt worden (2 Thle. 8. Berlin). De Lüc ist vor einigen Jahren gestorben. — Wilhelm Anton de Lüc, der Bruder des vorigen, stellt barometrische und hygrometrische Beobachtungen an und besitzt ein schönes Naturalien- und Conchylienkabinet. Bei ihm findet man das schönste Stück Uran (Pechblende), auch Quarzkrystalle von Titan durchdrungen.

Lucan (Marcus Annäus), ein Sohn des Annäus Mela, eines Bruders des Philosophen Seneca, ward um das Jahr 38 nach Chr. Geb. zu Cordua in Spanien geboren, und kam frühzeitig nach Rom, wo er sich durch seine griechische und lateinische Beredsamkeit bekannt machte. Nero, der von den Talenten des jungen Lucan, mehr noch aber von den niedrigen Schmeicheleien, welche ihm dieser im Eingange seiner Pharsalis gesagt hatte, bezaubert war, erhob ihn, noch ehe er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Augur- und Quästorwürde. Nichts destoweniger beging Lucan eine Unvorsichtigkeit, die an einem Schmeichler in Erstaunen setzen muß. Nero wollte nämlich auf dem Parnaß denselben Rang behaupten, wie auf der Erde, und Lucan war unklug genug, ihm diesen Rang streitig machen zu wollen. Er wagte es, mit ihm um den Preis in der tragischen Poesie zu streiten und wählte den Orpheus, Nero hingegen die Niobe zum Gegenstande ihrer Tragödieen. Lucan siegte und Nero hatte den Schmerz, seinen Nebenbuhler auf dem Theater des Pompejus gekrönt zu sehen. Was war also natürlicher, als daß Nero jede Gelegenheit mit Freuden ergriff, wo er seinen Sieger kränken konnte? Aber damit noch nicht genug, bot sich ihm bald eine Veranlassung dar, wo er ihn ganz verderben konnte. Lucan, der nämlich über die Verfolgungen seines Gegners erbittert war, ließ sich in die pisanische Verschwörung ein; diese ward entdeckt und Lucan zum Tode verurtheilt. Nero's ganze Gnade gegen ihn bestand darin, daß dem Unglücklichen die Wahl gelassen wurde, auf welche Weise er sterben wollte. Lucan ließ sich also im Bade die Adern öffnen und sagte in den letzten Augenblicken seines Lebens die Verse her, welche er kurz vorher auf einen Soldaten, der dieselbe Todesstrafe erlitten, verfertigt hatte. Er starb im J. 65 nach Chr. Geb., mit der Ruhe eines Philosophen. Doch meldet uns Tacitus, daß er, um dem Tode zu entgehen, seine Mutter angeklagt und auf diese das Verbrechen der Verschwörung geworfen habe. Von allen seinen Werken ist uns nur noch seine Pharsalia, sive belli civilis Caesaris et Pompeji, Lib. X. (Pharsalien, oder der Krieg zwischen Cäsar und Pompejus) übrig. Da er in diesem Gedichte der historischen Wahrheit nur allzu treu geblieben ist, so ist dadurch der Inhalt desselben ziemlich trocken und unfruchtbar geworden. Diese Fehler, so wie den Mangel der Erfindung, bemüht er sich vergebens, durch die Hochherzigkeit seiner Charaktere ersetzen zu wollen; obenein fällt er auf

iesem Wege nicht selten in das Schwülstige, ja oft Riesenmäßige und n das Falscherhabene. So trägt es sich zu, daß uns Cäsar und Pompejus oft klein erscheinen, weil sie sich gar zu groß darstellen. Aber wenn Lucan von dieser Seite dem Homer und Virgil nachstehen muß, so finden wir von der andern Züge in demselben, welche wir in der Iliade und der Aeneide vergebens suchen würden. Mitten unter schwülstigen Declamationen bietet er uns in seinen Reden oft so kräftige und kühne Gedanken dar, daß wir oft an Livius und Tacitus erinnert werden. In seinen Charakterschilderungen gleicht er dem Sallust; eine einzige Zeile enthält ein vollendetes Gemälde. Aber, wenn er bloß erzählt, so gleicht er einem Zeitungsschreiber, der poetisch werden will. Der Werth Lucans beschränkt sich also darauf, daß er seinen Personen kräftige Gedanken, Stolz, Nachdruck und Erhabenheit in den Mund legt. Er hatte unstreitig Genie, das aber ohne Geschmack und ohne Regel war. Seine Pharsalien verdienen also unser Lob, sowol, was ihren dichterischen Ausdruck, welcher trotz seiner Fehler große Schönheiten besitzt, als was die wahrhaft genialen Züge anbetrifft, welche in denselben enthalten sind; jedoch müssen wir jungen Gemüthern rathen, gegen ein Werk auf ihrer Hut zu seyn, in dem sich die Jugend des Verfassers nur zu sehr zeigt und dessen Fehler so verführerisch sind. Von besonderer Schönheit ist die Stelle des Gedichts, wo man dem Cäsar den Kopf des Pompejus aufdeckt, so wie die Reden des Labienus und des Cato für unübertreffbar gehalten werden. Das Ende des zehnten Buchs, so wie vielleicht noch mehrere Bücher dieses Gedichts, sind, nebst allen andern Werken des Lucan, verloren gegangen. Auch scheint er an die Pharsalien überhaupt noch nicht die letzte Hand gelegt zu haben. Die vorzüglichsten Ausgaben davon sind: Cum notis Hug. Grotii et var. Lugd. B. 1669. 8. — Lond. 1719. 8. ed. Mich. Maittare, kritisch. — Ex sec. Gottl. Corte, Lips. 1726. 8. und Glasguae 1751. 8. — Cum notis Franc. Oudendorpii et var. Lugd. B. 1740. 4. m. (4 Rthlr.) — Ed. J. Brindley, Lond. 1750. II. Vol. 12. schön. — Cum not. H. Grotii et R. Bentley, Strawsberry Hill 1760. 4. m. — Dem Lucanus wird auch von vielen Gelehrten nicht unwahrscheinlich ein Carmen panegyricum ad Calpurnium Pisonem zugeschrieben. Zu seinen verloren gegangenen Werken gehören: Catacausmos Iliacus; Catalogus Heroinum; Hectoris Lytra; Orpheus; Saturnalia; Silvarum Libri X.; Satyricae Tabulae XIV.; Medea, ein unvollendetes Trauerspiel und andere.

Lucas ist der Verfasser eines Evangeliums, das sich unter den übrigen Nachrichten vom Leben Jesu durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntnisse auszeichnet, und der Apostelgeschichte, in der er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche und besonders von den Reisen des Apostels Paulus giebt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, bestimmt waren, gelangten sie doch bald zu kanonischem Ansehn und wurden in den Kirchen öffentlich vorgelesen. Ueber die Lebensumstände des Evangelisten Lucas ist weiter nichts Zuverlässiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenosse der Apostel, der die Nachrichten vom Leben Jesu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte und ein mehrjähriger Begleiter des Apostels Paulus auf seinen Reisen war, daher er auch in der Apostelgeschichte berichtet, was er selbst gesehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er sey ein Arzt gewesen, ist wahrscheinlicher als die Sage, die ihn zu einem Maler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes zu Rom aufbe-

wahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird und die Zunft der Maler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, wie denn auch eine berühmte Akademie dieser Künstler zu Rom sich nach ihm nennt. E.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunst im Norden, steht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite als Muster der altdeutschen Schule da, und muß schon deshalb für uns Deutsche um so interessanter seyn, ob er gleich im strengen Sinne Deutschland nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahr 1494, genoß er frühzeitig den Unterricht seines Vaters, Hugo Jacobs, eines mittelmäßigen Künstlers, und später des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Malers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte sich sein großes Talent zur Kunst, denn schon im 9ten Jahre lieferte er einige selbsterfundene Bilder, und in seinem 12ten setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemalten heiligen Hubertus in Erstaunen. Im 15ten trat er mit mehrern selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht der Composition, des charakteristischen Ausdrucks, der Drappirung, der Behandlung des Grabstichels, musterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er viele Gemälde in Oel, Wasserfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferstiche, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und seinen Ruhm allgemein verbreiteten. Im J. 1527 unternahm er eine Reise durch Flandern und Holland, wo er mit den berühmtesten Künstlern Bekanntschaft machte. In vorzüglich freundschaftliche Verhältnisse trat er von da an mit dem berühmten Johann von Mebuse. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, als ihn dieser in Leyden besuchte. Beide malten damals ihre Bildnisse auf Einer Tafel. Man sagt, daß Lucas auf der gedachten Reise von neidischen Künstlern Gift empfangen habe; soviel ist wenigstens gewiß, daß er seitdem einen siechen Körper behielt, und nach einigen Jahren, die er jedoch unter immerwährender Beschäftigung mit der Kunst verlebte, im J. 1533 starb. Dieser Künstler ist fast in allen Theilen der Kunst vollkommen zu nennen, ungeachtet er sich von dem Geschmack, der die Kindheit der Malerei charakterisirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen sind geistreich, scharfsinnig und mannichfaltig, seine Gruppirung verständig und natürlich. Charakter leuchtet aus allen seinen Figuren, besonders Köpfen hervor, der freilich nicht allemal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren sind von großer Verschiedenheit, welches bei der großen Menge von Personen, die man oft auf seinen Bildern findet, um so mehr zu bewundern ist. Seine Zeichnung ist richtig, doch nicht ideal, sondern nach der Natur des Landes, worin er lebte. Die Gewänder sind zwar meist wahr geworfen, doch immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunstaltet. Die Färbung ist gefällig, natürlich, doch die Luftprospective vernachlässigt, und eine gewisse, der damaligen Kunstperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung malte Lucas doch mit einem leichten Pinsel. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten fleißigsten Behandlung; sie sind sehr hochgeschätzt und selten. Vorzüglich interessant sind die Blätter, worin dieser Künstler mit Albrecht Dürer wetteifernd einen und denselben Gegenstand behandelt hat. Beide Freunde theilten sich dann oft ihre Ideen und Compositionen gegenseitig mit. Die vollständigste und schönste Sammlung der Stiche dieses Meisters ist auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemälde sind in mehreren Gallerieen zerstreut, die vorzüglichsten davon aber in Leyden, in Wien, Dresden, München, und in der Tribune

**1 Florenz. Im Umgang war Lucas ein höchst angenehmer, gesprächi-
er Mann, voller Leben, geistreich und witzig, so daß er überall gern**
esehen wurde. B. L.

Lucca war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem
Sturze des longobardischen Reichs 774 unter Carl dem Großen an
rankreich und nachher durch Otto I. (den Großen) an Deutschland
el. Ludwig der Bayer ernannte 1327 den verrufenen Castruccia
Castracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei dessen Tode wie-
erum erlosch. Darauf erkaufte der Genueser Spinola die Herr-
chaft über die Stadt, trat sie aber hernach bei Heinrichs VII. An-
vesenheit in Italien an diesen ab. Dieser verkaufte sie an das parmesanische
Haus Rossi, auf welches der Veroneser Scaliger folgte, der
ber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrschaft an Franz verkaufte.
Unter Carl IV. erhielt sie 1370 ihre Freiheit, welche sie auch unter
er Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis in die
neuesten Zeiten behauptete. Nachdem ihr im Jahre 1797 die Franzosen
unter Serrurier eine neue Verfassung aufgedrungen hatten, ward Lucca
805 in ein Fürstenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem
Schwager Bonaparte's, Bacciocchi, gegeben. Der Wiener Congreß theilte
as Land der Königin von Etrurien zu, welche aber dasselbe noch nicht
n Besitz genommen hat, weil sie an ihm kein Aequivalent für ihre ver-
ornen Staaten findet. Dieser kleine Staat gränzt an das Genuesische,
Florentinische, an die vormalige Lombardei und an das ligustische Meer
und hat auf 23 Quadratmeilen 120,000 Einwohner. Es hat nicht
einlänglich Getreide, aber Wein, Oel und Castanien im Ueberflusse.
Vier geogr. Meilen von der Stadt liegen die berühmten und stark be-
uchten Bäder von Lucca. Die Religion ist die römisch-katholische und
er dortige Erzbischoff steht unmittelbar unter dem Papste. Die Ma-
nufacturen, besonders die in Seide, sind ausnehmend blühend; das
Hauptproduct des Gebiets besteht jedoch in Baumöl, von welchem die
eine Sorte weltberühmt ist und weit, insonderheit nach England hin,
ausgeführt wird. Die Bevölkerung der Stadt Lucca hat in den letzten
Jahren sehr abgenommen; man zählt jetzt nur etwa 22,000 Einwohner.
Seit 1802 ist daselbst auch eine Universität errichtet worden.

Lucchesini (Marquis von), preußischer Staatsminister, aus ei-
ner Patricierfamilie von Lucca, ward Friedrich II. nach 1778 vom Abbé
Fontana vorgestellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und
dem Kammerherrntitel als Bibliothekar in seine Dienste nahm; Lucche-
sini wurde der literarische Freund Friedrichs II. und von diesem
seiner Kenntnisse wegen ausnehmend geschätzt. Erst unter dessen Nach-
folger ward er diplomatisch angestellt und nach Warschau gesandt, wo
r sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm sich
hier mit vieler Gewandtheit, wiegelte die für die Unabhängigkeit ge-
stimmte Partei gegen Rußland auf und brachte es somit im März 1790
zwischen Preußen und Polen zur Abschließung eines Allianztractats.
Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenschaft eines bevoll-
mächtigten Ministers der Zusammenkunft in Reichenbach bei, um in
Vereinigung mit dem englischen und holländischen Minister zwischen
den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792
ging er abermals nach Warschau, wo er durch die obwaltenden Um-
stände zum Bruch des Allianztractats, den er selbst unterzeichnet hatte,
genöthigt ward. Im Januar 1793 ernannte ihn darauf der König
zum preußischen Bothschafter in Wien; er begleitete diesen jedoch wäh-
rend des größten Theils des damaligen Feldzugs. Erst im März 1797

ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt, von wo er sich später nach Mailand begab, um dem Kaiser und mehrern Großen seines Hofes die Decoration des preußischen schwarzen Adlers zu überbringen. Seinen Anregungen gab man besonders den Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieser Ereignisse, da er die Gunst des Königs verloren zu haben glaubte, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt, und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Bald darauf starb er in seiner Vaterstadt. Der Graf von Segür urtheilt in seinem Tableau historique et politique de l'Europe von Lucchesini, in Betreff seiner oberwähnten polnischen Mission folgendes: „Niemand war zu einer solchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entschlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung seines Ziels, schnell entschlossen, die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Lucchesini die Eigenschaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmanns. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm sein glückliches Gedächtniß eben so viele nützliche Thatsachen zum Behufe seiner Arbeiten, als anziehende Anecdoten für die Belebung einer Gesellschaft. Seine Vertrautheit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Ansehn gewonnen; sein einschmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; seine Feinheit zog bald den Schleier von allen Geheimnissen, und seine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Wesen gab, während sie seinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfasse, als wäre es seine eigene."

Lucian Bonaparte, s. **Bonaparte**.

Lucianus, von Samosata in Syrien gebürtig, lebte wahrscheinlich von 120 bis 200 nach Chr., und scheint unter Trajan geboren zu seyn. Seine Eltern, welche uns ganz unbekannt sind, waren, wie es scheint, sehr arm. Der Vater bestimmte ihn für die Bildhauerkunst, ohne daß er die geringste Neigung dafür hatte, und schickte ihn zu seinem Oheim mütterlicher Seite, bei dem er sie erlernen sollte. Als ihn dieser aber einstens wegen seiner Ungelehrigkeit züchtigte, entfloh Lucianus und widmete sich den Wissenschaften. Zuerst begab er sich nach Antiochia, wo er die Kunst der gerichtlichen Beredsamkeit studirte, aber bald eine entschiedene Abneigung dagegen bekam, als er das nichtswürdige Verfahren der meisten Sachwalter kennen lernte. Nun widmete er sich dem Studium der Philosophie, durchreisete verschiedene Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben seiner Beredsamkeit ab und erwarb sich dadurch schon als junger Mann einen ausgezeichneten oratorischen Ruhm. Aus Gallien begab er sich nach Griechenland, ward darauf unter dem Kaiser Marcus Aurelius Procurator von Egypten, und starb, wie man glaubt, in einem Alter von 90 Jahren am Podagra. Man bemerkt in seinen Schriften, die sich weder in die Labyrinthe der Sophistik, noch der Schwärmerei verlieren, aber dagegen eine seltene Kunst und Gewandtheit des Dialogs, so wie eine vollendete und unübertroffene Eleganz der Diction beurkunden, einen hohen Grad von practischer Welt- und Menschenkenntniß, die vertrauteste Bekanntschaft mit der Denkart und den Sitten seiner

it, besonders in der großen und philosophischen Welt, mit der My-
ologie und Geschichte, den philosophischen Systemen der ältesten grie-
schen Weltweisen, den Mißbräuchen, welche die spätern Anhänger der-
ben davon machten, und mit den Schärmereien des Orients, vor-
glich Alexandria's. Seine heitere Stimmung verhinderte ihn, die sitt-
he Verdorbenheit seiner Zeit mit dem Ernste eines Seneca zu rügen;
griff nur die lächerliche Seite derselben auf und Spott war das ein-
ze Mittel, dessen er sich zur Heilung der Thoren bediente. Vorzüg-
h verlachte er den religiösen Aberglauben und die damaligen After-
ilosophen. Um die eigentliche theoretische, speculative Philosophie
heint er sich am wenigsten bekümmert zu haben, ob er gleich, wie sei-
: übrige Geistesbildung beweiset, nicht ganz Fremdling in derselben
yn konnte. Aber ihre, über die Erfahrung hinausgehenden, über Al-
s absprechenden Entscheidungen, ihren Widerspruch mit sich selbst konnte
unmöglich mit seiner Geissel verschonen. Dem wahren Geiste des
ynismus und Epicuräismus scheint er am meisten angehangen zu ha-
:n, obgleich dies die Ausartung beider Systeme in der damaligen Zeit
icht vor seiner Geissel schützte. Verschiedene neuere Schriftsteller hal-
n ihn für einen Skeptiker, aber richtiger könnte man ihn einen freien
:klektiker nennen, der aus jedem philosophischen Systeme nach Gutdün-
:n das Beste nahm, ohne sich jedoch selbst zu einem eigenen zusammen-
ängenden System der Philosophie zu bekennen. In seinem Peregri-
us schilderte er einen vollendeten philosophischen Schwärmer, derglei-
jen damals der Orient so viele hervorbrachte. Eine der besten Aus-
aben seiner zahlreichen Schriften ist diejenige, welche 1743 zu Amster-
am in drei Quartbänden erschienen ist. Sie sind (1788 und 1789)
on Wieland in 6 Octavbänden und mit Anmerkungen und Erläute-
ungen übersetzt worden.

Lucifer (bei den Griechen Phosphorus) Sohn der Aurora, vor
er er immer auf einem weißen Pferde herzuziehen pflegt, also der Mor-
enstern. Wenn er den Abendstern (Hesperus) bedeutet, hat er ein dunk-
s Pferd. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet und
ie Römer gaben ihm selbst den Namen: Desultor.

Lucilius (Caius), römischer Ritter, Großonkel von mütterlicher
Seite Pompejus des Großen, ward 147 vor Chr. zu Suessa geboren
nd machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit
em er sehr vertraut war, seinen ersten Feldzug. Man betrachtet ihn
ls den Erfinder der Satyre, weil er ihr zuerst diejenige Form, unter
elcher hernach diese Dichtungsart von Horaz, Persius und Juvenal
usgebildet worden ist, gegeben hat. Ennius und Pacuvius hatten schon
üher in derselben Gattung gearbeitet; nur waren diese Productionen
och zu roh, als daß man die Verfasser derselben hätte für eigentliche
:rfinder gelten lassen können. Lucilius übertraf sie und ward seinerseits
on denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn
it einem Flusse, der unter mehrerem Unrathe einen kostbaren Sand
it sich führt. Von dreißig Satyren, welche er verfertigt hat,
nd uns nur noch einige Fragmente übrig. Diese besitzen wir in ver-
hiedenen Ausgaben, von denen die zu Amsterdam (1661 in 4.) und zu
adua (1735 in 8.) für die besten gehalten werden. Bei seinen Leb-
iten hatten seine Satyren ein solches Ansehen, daß es für ein Verbre-
en galt, an deren Vortrefflichkeit zu zweifeln. Lucilius starb zu Nea-
:l um das J. 103 vor Chr. Geburt.

Lucina, ein Beiname der Juno, wird entweder von lucus
Hain, weil ihr Tempel in einem Haine stand), oder von lux (Licht,

weil durch sie die Kinder bei der Geburt ans Licht gebracht wurden), oder auch von luceo (ich leuchte, weil sie den Mond bedeuten soll) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Fest gefeiert, bei welchem sich die Mütter in ihrem Tempel versammelten, ihn mit Blumen schmückten und sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten.

Luckner (Nicolas) war zu Cham in Bayern geboren und studirte 1737 zu Passau. Im siebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Husaren für Hannover, an dessen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieses Corps, dessen ganzes Zutrauen er besaß, nach dem Frieden entlassen wurde, ging er aus Verdruß in französische Dienste, wo er sich nachher so empor schwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marschalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Person und der französischen Sprache nicht recht mächtig, wie er selbst einmal öffentlich in der Nationalversammlung erklärte. Dessen ungeachtet stand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb sich auch das Zutrauen der Regierung, weil man wußte, daß er für die Ehre der Nation fechte, ohne sich darum zu bekümmern, ob Frankreich von einem Könige regiert, oder in eine Republik umgegossen werde. Eben deswegen achtete man auch wenig auf seine unbedachtsamen Reden, die bald royalistisch bald republikanisch waren, je nachdem sich Luckner in dem Genusse des Weins, an dessen Süßigkeit er viel Behagen fand, übernommen hatte. Weil aber sein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig schien, so wurde ihm im Anfange des Kriegs 1792 das Commando über die Central-Armee übertragen. An Dümouriez konnte er sich anfänglich nicht recht gewöhnen, wurde zuletzt jedoch mit ihm vertraut. Die Bergpartei verzweifelte endlich an seinem Patriotismus und rief ihn von der Armee zurück. Er schmachtete in einem Kerker und mußte zum Lohn für seine Dienste, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleistet hatte, am 4. Jan. 1794 unschuldig die Guillotine besteigen.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius (Titus) Carus, ein römischer Ritter, wahrscheinlich im Jahre der Stadt 659 zu Rom geboren, studirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epicurische Philosophie. Man erzählt, er sey durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden und habe dann, in lichten Intervallen, verschiedene Schriften verfertigt, sich nachher aber im 44. Jahre seines Alters selbst entleibt. Alle diese Nachrichten sind jedoch nicht erwiesen. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem die Grundsätze der epicurischen Philosophie vorgetragen werden. Der meist ganz unpoetische Stoff dieses Gedichts mußte das Mißlingen desselben herbeiführen. Indessen zeigen mehrere Theile desselben, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, die Gewalt der Leidenschaften, die schreckliche Pest Griechenlands rc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent besaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, selbst vom Quintilian für schwer zu verstehen gehalten; aus diesem Grunde hat es auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit bei den Römern erregt. Unter den verschiedenen Ausgaben zeichnet sich besonders die von Thomas Creech, 1695, wegen der beigefügten Erläuterungen der epicurischen Philosophie, aus. Diese Ausgabe ist auch 1776 zu Leipzig wieder abgedruckt.

Lucullus (L. Licinius) kann besonders durch seine Besiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Anverwandten, die dieselb-

en Vornamen führen, als der berühmteste unterschieden werden. Mit :inem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Cu- ulis erwählt, bewies er im marsischen Kriege sehr viele Klugheit und Tapferkeit; in dem Bürgerkriege des Sylla und Marius hielt er es nit dem ersten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Consul, ondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen den Nithridates marschiren sollte. Da er schon vorher während seiner Quä- :ur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, so war ihm das Land, wo der Krieg geführt werden sollte, hinlänglich bekannt. Als r in Asien angekommen war, sorgte er zuerst dafür, daß die alte Kriegszucht, welche die römischen Soldaten unter den schwelgerischen Asiaten vergessen hatten, wieder hergestellt würde. Mithridates hatte ich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt und so- jar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitconsul es Lucullus, Aurelius Cotta, glücklich eröffnet. Lucullus war daher jenöthigt, seinen Angriff zu Lande gegen diesen mächtigen Feind zu be- chleunigen. Als er jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates in ie Nähe gekommen war und ihre Stärke erforscht hatte, hielt er es ür rathsam, eine Hauptschlacht mit derselben zu vermeiden. Mithri- ates wollte nun die Stadt Cycicum, welche der Schlüssel von Asien ind von den Römern besetzt war, mit einer beträchtlichen Macht bela- jern; Lucullus erfuhr dieß, und es glückte ihm, dem Nachtrabe dessel- en auf dem Marsche dahin eine starke Niederlage beizubringen. Da- nit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und schnitt derselben, durch Besetzung eines engen Passes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Bela- jerung von Cycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küsten es Hellesponts, rüstete eine Flotte aus, schlug mit derselben eine Flotte es Mithridates bei der Insel Lemnos, und fügte dieser einen an- ehnlichen Verlust zu. Dieser Sieg zur See setzte ihn in den Stand, ille übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verja- jen, so, daß die Römer Herren dieses Meers wurden. Nicht weniger jlücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, so, daß n Kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer iel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seiner Landarmee, um in Pontus selbst einzufallen, und eroberte verschiedene Städte, wurde aber ennoch in einem Treffen von Mithridates geschlagen. Zwei andere Feldherren desselben litten jedoch eine solche Niederlage, daß Mithrida- es zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich zurückzuziehen. Allein da- urch wurde das Heer desselben so muthlos gemacht, daß es, statt ei- ies ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König ver- ieß und diesen dadurch nöthigte, bei seinem Schwiegersohne Tigranes n Armenien Schutz zu suchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus robert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weiger- e, den Mithridates an die Römer auszuliefern, so mußte Lucullus auch jegen diesen zu Felde ziehen. Tigranes ward geschlagen; er übergab aher den Befehl seiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil desselben eroberte und die Römer inter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein von Lucullus erlitt r wieder eine starke Niederlage. Indessen verlor Mithridates den Muth icht und siegte sogar im folgenden Feldzuge wieder über einen Unter- eldherrn des Lucullus. Dieser ward nun durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habsucht beschuldigten, an wirksamen Unternehmungen gegen den Mi-

thridates gehindert. Die Nachricht von diesem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom. Da man nun hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, so wurde dem Lucullus das Commando genommen und er selbst nach Rom zurückberufen. Indessen empfingen ihn hier die Patricier mit allen Zeichen der Hochachtung und beehrten ihn mit einem außerordentlich glänzenden Triumphe. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß seiner ungeheuern Reichthümer, die er mit aus Asien gebracht hatte. Doch vergaß er über den Genuß der Vergnügungen des Lebens nicht die edlern und ernstern Beschäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geistes. Während seines Aufenthalts in Griechenland, als Quästor in Macedonien, und als Feldherr im mithridatischen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philosophen vertraut geworden. Sein vornehmster Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen seiner Feldzüge begleitete. Daher interessirte sich auch Lucullus am meisten für das platonische System. Nach seiner Rückkehr nach Rom setzte er mit allem Eifer das Studium der Philosophie fort, zog selbst viele Gelehrte nach Rom und verstattete ihnen freien Zutritt in seinem Hause. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publicum frei stand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, den er im mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll Lucullus durch einen Liebestrank, den ihm sein Freigelassener, Kallisthenes, beigebracht hatte, so wahnwitzig geworden seyn, daß man ihm seinen Bruder zum Curator setzen mußte. Bald darauf starb er. Lucullus war es, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirschbaum aus Cerasanto in Pontus zuerst mit nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludwig IX. (der Heilige), ältester Sohn Heinrichs VIII. und Blanca's von Castilien, ward am 23. April 1215 geboren und zu Poissy getauft, weswegen er sich auch zuweilen Louis von Poissy unterschrieb. Unter der Vormundschaft seiner Mutter, die bis dahin auch Regentin von Frankreich gewesen war, gelangte er am 8. Nov. 1226 zur Regierung, und hier geschah es zum erstenmale, daß Vormundschaft und Regentschaft sich in einer Person vereinigt fanden. Die Königin, unterstützt von dem Papste, war bis dahin sehr glücklich gewesen in der Unterwerfung der Barone und kleinen Fürsten des Reichs, welche, stets im Kriege unter sich verwickelt, ihre Unabhängigkeit nur dazu nützten, die Ruhe des Reichs zu gefährden. Der junge König, zur Mündigkeit gelangt, setzte das begonnene Werk seiner Mutter mit Glück fort, rief die geschicktesten und rechtschaffensten Männer in seinen Rath, steuerte dem Mißbrauche der geistlichen Jurisdiction, stillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwistigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und beschäftigte sich überhaupt mit der Beglückung seiner Unterthanen. Eine weise Verwaltung seiner Staaten setzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem sich die Großen der französischen Krone vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück ihn zuerst 1241 bei Taillebourg in Poitou und dann 4 Tage nachher in der Nähe davon bei Saintes zu schlagen, an welchem letztern Orte er einen

vollkommenen Sieg über die Engländer davon trug, in dessen Folge der König von England genöthigt ward, einen ihm sehr nachtheiligen Frieden zu schließen. Als er im J. 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Palästina zu machen, und weder die Bitten und Beschwörungen seiner Mutter noch seiner Gemahlin vermochten ihn vier Jahre später von der Erfüllung jenes Gelübdes abzuhalten. Er schiffte sich also mit seiner Gemahlin, seinen Brüdern und mit der Blüthe der französischen Ritterschaft ein und eroberte, als er auf der Rhede von Damiette gelandet war, 12[illegible], diese Stadt. Darauf wandte er sich nach Aegypten, um daselbst den Sultan, in dessen Gewalt Palästina sich befand, anzugreifen. Er war so glücklich, diesen zweimal zu schlagen, und that selbst, besonders in der Schlacht von Massure 1250 Wunder der Tapferkeit. Aber dieser glänzende Anfang gebar ein unglückseliges Ende. Die französ. Armee, unter welcher sich Hungersnoth und ansteckende Krankheiten einstellten, ward zum Rückzuge genöthigt und auf diesem von den Sarazenen fast gänzlich zu Grunde gerichtet; ja, der König und sein ganzes Gefolge, nebst einem großen Theile der Armee gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Diese unglückliche Lage nöthigte ihn, sich und die Seinigen mit der Zurückgabe Damiette's, mit einem großen Lösegelde und einem Waffenstillstande von 10 Jahren loszukaufen. Nichts destoweniger blieb er noch bis 1254 in Palästina, um daselbst die Sache der Kreuzfahrer durch seine persönliche Gegenwart aus Kräften aufrecht zu erhalten. Endlich begab er sich zurück nach Frankreich, wo unterdessen die Königin Blanca, die musterhaft und zum Vortheile des Reichs die Regierung geführt hatte, gestorben war. Je tiefere Wunden seinem unglücklichen Vaterlande bis dahin durch den Krieg geschlagen worden waren, je mehr ließ es jetzt Ludwig seine Sorge seyn, das Glück des Reichs zu begründen. Von neuem wandte er sein Augenmerk auf die Rechtspflege der Gesetze, deren Anwendung bis dahin der Willkühr seiner Barone überlassen gewesen war. An 4 königl. Gerichte konnten von nun an die Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwissenden Baronen, die oft nicht schreiben konnten, gehalten worden waren, wurden von nun an wirkliche Gelehrte aufgenommen. Auch verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erschöpft hatten. Aber neben diesen heilsamen Anordnungen gab er auch Gesetze, die von der Geistesfinsterniß seines Zeitalters zeugten: wer nur immer gegen irgend eine Satzung der Religion geredet hatte, dessen Lippen wurden mit einem glühenden Eisen durchbohrt. Im J. 1269 entwarf er die sogenannte pragmatische Sanction, kraft welcher den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte gesichert wurden. Nichts destoweniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geistlichkeit, wenn sich diese über Gebühr ihrer Rechte überheben wollten. Welch ein Ansehn übrigens Ludwig IX. unter seinen Zeitgenossen hatte, beweiset der Umstand, daß ihn im J. 1264 Heinrich III. und dessen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten wählten. Nachdem er mehrere französische Provinzen, welche bis dahin in der Macht der Engländer gewesen waren, mit seinem Reiche verbunden hatte, entschloß er sich 1270, einen abermaligen Kreuzzug zu thun, gleichsam, als hätte er geglaubt, nicht selig zu werden, wenn er nicht Frankreichs Kräfte an die Unterdrückung der Sarazenen in Palästina verschwendet hätte. Er schiffte demnach nach Africa über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieser Stadt ein. Aber es brach eine ansteckende Krankheit aus

und er selbst ward am 25. Aug. 1270, nebst einem großen Theile seines Heers ein Opfer derselben. Die Lehren, welche er geschrieben seinem Sohne hinterließ, beweisen den vortrefflichen Geist, der diesen König beseelte; ein Geist, der, wäre er nicht von dem Aberglauben und der unheilbringenden Religionsschwärmerei seiner Zeit umschleiert gewesen, ihm unter den vortrefflichsten Regenten einen Platz angewiesen und seine Verwaltung zur segensreichsten aller Könige gemacht haben würde. Nach seinem Tode ward er 1297 von Bonifaz VIII. heilig gesprochen, und Ludwig XIII. erhielt es in der Folge vom Papste, daß in allen Kirchen das Fest desselben gefeiert werden durfte. Noch ist anzumerken, daß die gelehrte Welt diesem Könige vielleicht den ersten Plan zur Errichtung einer Bibliothek zu verdanken hat, welche damals freilich nur aus geistlichen Werken bestehen konnte.

Ludwig XIII., mit dem Zunamen **der Gerechte**, wurde am 27. Sept. 1601 von Heinrich IV. und Marie von Medici geboren. Er bestieg als der erste Dauphin seit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, also an demselben Tage, an welchem sein Vater ermordet worden war. Marie von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und zugleich als Regentin des Reichs, verschwendete die Schätze der Krone, um sich eine Partei zu bilden; die Truppen wurden entlassen und Sully durch eine unweise Behandlung genöthigt, sich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entstandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen: sie empörten sich, den Marschall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Forderungen nachzugeben, verleitete man sie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beute innerer Factionen und daraus entstandener bürgerlichen Unruhen, welche die Untauglichkeit des Florentiners Concini, bekannt unter dem Namen Marschall d'Ancre, der als Premierminister damals Frankreich beherrschte, weit entfernt war, unterdrücken zu können. Die Unruhen stiegen aufs höchste, als nun auch Heinrich II., Prinz von Condé, die königl. Partei verließ und in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen ergriff. Da sich der König zu schwach gegen diesen Angriff fühlte, so schloß er 1615 mit dem Prinzen Condé einen verstellten Frieden, ließ ihn jedoch einige Zeit darauf in die Bastille setzen. Dies war das Signal zum Aufstande aller Prinzen und Großen des Reichs gegen den König. Es entstand ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die Aufrührer aber kein Glück hatten. Da nun auch der Marschall d'Ancre, mit welchem der junge König sehr unzufrieden war, am 24. Oct. 1671 auf der Brücke des Louvre ermordet worden, so schien die Ruhe im Allgemeinen wieder hergestellt zu seyn. Dieser Zustand des Reichs durfte für so dauerhafter gehalten werden, weil der König bald darauf auch seine Mutter, welche bis dahin ihn selbst und alle Großen des Reichs in tyrannischer Knechtschaft gehalten hatte, nach Blois verweisen ließ. Aber eben daraus entstanden neue Spaltungen: denn das Volk, welches Marien in ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte sie jetzt, da sie unglücklich war. Der König mußte sich also nothgedrungen mit ihr versöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwischen den streitenden Parteien abgeschlossen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch schon wieder gebrochen: Marie ergriff, auf Anrathen des Bischoffs von Luçon, abermals gegen ihren Sohn die Waffen. Man versöhnte sich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieser innern Unruhen glaubten die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Soubise standen, ihr Haupt von neuem emporheben zu können: ein

großer Theil des Reichs empörte sich gegen den König. Nachdem der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich stark fühlten, ward 1623 zwischen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geschlossen. Auch dieser Friedensschluß dauerte nicht länger, als die vorigen: Rochelle, der Stützpunct der Hugenotten, empörte sich und ward von England unterstützt. Der König schlug die Engländer zur See, eroberte die Insel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches sich, unter der beispiellosen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, gegen den Andrang der königl. Armee über ein Jahr vertheidigt und mit Hungersnoth und allen Schrecknissen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Diese Belagerung kostete der Krone 40 Millionen. Nachdem der König in den nun folgenden Kriegen mit dem Kaiser, der dem Herzoge von Nevers, als neuem Herzoge von Mantua, die Belehnung versagte, glücklich gewesen, ja im Juli 1630 die vereinigte kaiserlich-spanische-savoyische Armee bei Veillane gänzlich aufs Haupt geschlagen hatte, erfolgte 1631 ein Friedenstractat, durch welchen der Herzog von Mantua in seinen Besitzungen bestätigt ward. Aber kaum nach Frankreich zurückgekehrt, fanden der König und sein Minister Richelieu daselbst neue Unruhen zu bekämpfen. Der einzige Bruder des Königs, Gaston von Orleans und die Königin Mutter hatten sich von neuem gegen Ludwig XIII. empört. Die Aufrührer wurden jedoch besiegt und der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaston, in dem Treffen bei Castelnaudary am 1. Sept. 1632 geschlagen, gefangen genommen und am 30. Oct. desselben Jahrs zu Toulouse öffentlich hingerichtet; Gaston hingegen erhielt Verzeihung. In dem nun folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutschland 13, gegen Spanien über 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich vertheilt; doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiserlichen, welche bis in Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom französischen Gebiete zu vertreiben. Die Ereignisse des folgenden Jahrs waren noch günstiger für Frankreich, und würden vielleicht überwiegend gewesen seyn, hätte nicht die gänzliche Erschöpfung der Finanzen den Fortschritten der französischen Waffen unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt. In diesem Zustande eines glorreichen Unglücks, welches seine, durch keine Geisteserhabenheit gemilderte Herrschsucht über Frankreich gebracht hatte, starb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich, dessen Ruhe fortan den verschiedenen herrschenden Factionen zur Beute werden sollte, in einer Verfassung, welche das künftige Unheil, was über Frankreich kommen sollte, vorbereitend, erst in unsern Tagen ihre verderblichen Folgen gänzlich offenbart hat.

Ludwig XIV, König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hause Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638 (nach 22jähriger Unfruchtbarkeit der Königin betrachtete man ihn als ein Geschenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné; er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politischer Seher in seinen Briefen scherzt.) Er starb 1715, d. 1. Sept.; verm. 1) 1660 mit Maria Theresia, Tochter Kön. Philipps IV. v. Spanien (st. 1683, 30. Jul.); 2) 1684 mit Francisca d'Aubigné, Witwe Scarron, (Frau von Maintenon, st. 1719, 15. Apr.). Von seinen Mätressen sind merkwürdig: Francisca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1675 ins Kloster ging, st. 1710. Franzisca Athanasia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, die 1692 ins Kloster ging, st.

1707, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. v. Toulouse; — und Maria Angelica d'Escorailles, Herzogin von Fontange, st. 1681. Der fünfjährige Ludwig XIV. folgte seinem Vater Ludwig XIII. in der Regierung; seine Mutter, Anna von Oesterreich, ließ sich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs. Diese ward sehr vernachläßigt. Doch, wenn auch Ludwig nichts lernte, nicht einmal ortographisch schreiben, von seinem Lehrer, dem Erzbischoff Perfixe, so hatte er doch viel gesehen! Er hatte die Geschichte erblickt in den Unruhen seiner Minderjährigkeit, welche so vielartige Charaktere in Bewegung setzten. Den 7. Sept. 1651 erklärte der König seine Volljährigkeit, aber Mazarin stand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an seinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vier und fünfzig Jahre ohne ersten Minister. Dieß war seine Hauptmaxime. Von Mazarin hatte er die Behandlung der großen Politik gelernt; und er verstand diese meisterhaft, aber mit einem ganz andern Charakter und in einer ganz andern Lage. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter unterscheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majestät und Ruhm umgeben, den die Franzosen so gern Größe nennen. Doch legt ihm die Geschichte diesen Namen nicht bei; nur jetzt stellt ihn die Politik der Bourbons in der Aufschrift des Frontons der Colonnade des Louvre: Ludovico Magno! welche die bisherige: Napoleon-le-Grand a terminé le Louvre, verdrängt hat, der Erinnerung an den gestürzten Eroberer entgegen. Ludwig besaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsentation erforderlich sind. Er befriedigte dadurch ganz den Sinn, welchen die Franzosen mehr als jede andere Nation für theatralische Würde haben: ja Ludwig weckte und bestimmte diesen Sinn. Glücklicher Weise lebten mit ihm zugleich große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Er fand sie auf seinem Wege; die Unruhen der bürgerlichen Kriege während seiner Minderjährigkeit hatten, wie späterhin die Revolution, Männer von Talent, von Geist und Kraft erzogen, die, als die Freiheit der Majestät des Thrones huldigen mußte, den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepuncte machten. Und Ludwig selbst hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieser war, wie Johannes von Müller sagt, „die Quelle des Guten, was für Künste und Wissenschaften durch ihn geschah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung." „Der König war unwissend und ohne helle Grundsätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn sie zugleich Aufsehen machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Minister und Feldherren in den letzten Jahren besser gewählt." — Betrachten wir Ludwigs Persönlichkeit. Sein Aeußeres von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, entsprach seinem Range. Mit schönen Gesichtszügen, einem hohen Wuchse und edlem Anstande verband er eine eigene Würde im Sprechen und in seinem Betragen. Der edle und einnehmende Ton seiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit seines ganzen Wesens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den unbesonnenen Witzling im Zaum. Mit dem laconischen Worte: das ist ein Fall! hemmte er jede bei ihm auch von den angesehensten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer! Seine spanische, von seiner Mutter angeerbte Gravität milderte er durch die den Franzosen eigene Grazie. Von Natur so ernsthaft, daß selbst die ältesten Höflinge

cht mehr als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu ha-
n sich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit von Andern, klatsch-
Beifall bei Moliere's Lustspielen, und lächelte über die witzigen Ein-
lle der Frau von Montespan. Sein Hof wurde das Muster für alle
ndere. Alles bezog sich hier würdig und mit Anstand auf den Kö-
g. Je näher man seiner Person kam, desto höher stieg die Ehrfurcht.
s war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne und
r Persönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher
eit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem alten Aus-
ruche Bolingbroke's, ein König seine Rolle besser gespielt. Er wollte
:ts repräsentiren, selbst in Kleinigkeiten; so ließ er z. B. in seinen spätern
ahren sich vor Niemanden ohne seine große weite Perücke sehen. Aber
besaß allerdings auch seltene Eigenschaften, ohne die man die Rolle
nes Monarchen doch nur schlecht spielt. Les qualités de son esprit
gt Grouville, étoient la justesse, la solidité, la constance et l'ap-
ication. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux
ıi dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui
ène à être observateur. Ludwig hatte nichts Heroisches, aber er
:saß die Kunst, über die Menschen zu herrschen, die ihn umgaben.
r war nicht Feldherr; kaum verstand er etwas vom Belagerungskrie-
:; aber er wußte den Ruhm seiner Feldherren sich zuzueignen. —
ıdwig war 20 Jahre alt und durch die Freuden des Hofes und der
agd verwöhnt, als Mazarin starb. „An wen sollen wir jetzt uns
enden," fragten ihn seine Staatssecretäre. „An mich" antwortete er
it Würde; und der schönste Mann des Königreichs, in völliger Un-
issenheit aufgewachsen, das Herz voll romantischer Galanterie, verlor
inen Anlaß, sich zu unterrichten. Er arbeitete in der ersten Hälfte
iner Regierung täglich acht Stunden. Muth, Entschlossenheit, ritter-
che Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofsitte empor.
ls Mazarins Wille einst nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige
önig in Stiefeln und Spornen, mit der Spießruthe in der Hand, in den
arlamentssaal in Paris, und — befahl. Er tanzte früher in den Bal-
ts. Als er aber einst im Theater, wo man den Britannicus gab, die
erse gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle
- à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie
ieder öffentlich. Die Sitte seiner Zeit öffnete sein Herz der edlern,
der schwärmerischen Empfindung der Liebe. Er liebte mit inniger
eständigkeit; er äußerte seine Gefühle mit Würde und Zartheit; er
noß die Freude mit Anstand. Bei seinem trefflichen Gedächtniß war
in Urtheil gesund und zusammenhängend; er wußte zur rechten Zeit
ıs Schickliche mit Würde und Einheit zu sagen; er verstand durch
orte zu strafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron,
ıchdem sie, durch viele Gönner unterstützt, vergebens um das Jahr-
ld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jah-
n eine Pension von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous
fait attendre long-tems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai
ulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Seine Antwort an den
arschall Fabert, der das blaue Band ausschlug, weil er nicht von
del war, ist bekannt. Eben so edel als fein wußte er die Ungerech-
keit Louvois gegen den bescheidenen Catinat wieder gut zu machen,
d folgender Zug beweiset, daß er selbst in die Großmuth Repräsen-
:ion legte. Als der Marquis von Uxilles, 32 Tage nach Eröffnung
r Laufgräben, Mainz hatte übergeben müssen, begab er sich an den
of, und warf sich dem Könige, dessen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen,

indem er sich auf die Gründe der Uebergabe bezog. „Stehen Sie auf, Marquis, sagte der König, Sie haben die Festung als ein Mann von Herz vertheidigt, und haben als ein Mann von Verstand capitulirt.“ Nicht weniger Geist als Huld zeigt die Art, mit der Ludwig dem alten Boileau, der sich nach Auteil zurückgezogen hatte, und nur selten bei Hofe erschien, zu erkennen gab, daß, wenn ihm seine Gesundheit nach Versailles zu kommen erlaube, er stets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbst über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einst ein Madrigal des Königs sehr schlecht fand, freute sich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfasser nicht kannte, so freimüthig gesprochen habe. Auch Boileau durfte Verse tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerspruch nicht übel: „er versteht das; es ist sein Fach!“ Er wies selbst niedrige Schmeicheleien von sich zurück; so verwarf er die Preisfrage der französischen Akademie: „welche von den Tugenden des Königs wohl den Vorzug verdiene?! Dagegen trug er durch die Achtung, welche er Boileau, Racine, Moliere, Bossuet, Massillon u. a. bewies, dazu bei, daß man in den ersten Classen der Gesellschaft Kunst und Literatur schätzen lernte, und talentvolle Männer gern darin aufnahm. Aber diese Form war nichts als ein glänzendes Mittel zu herrschen. Ludwigs natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über; er kannte die wahre Größe nicht, und griff nicht selten nur nach dem Glanze; sein Sinn für Pracht wandte sich zu nutzloser Verschwendung, seine Festigkeit zum Despotismus hin. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, sagte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie.“ Dieselbe durchgreifende Härte zeigte er gegen den Oberaufseher der Finanzen, Fouquet, von dem er ein Fest annahm, indem er ihn zu ewigem Gefängniß zu verdammen im Begriff war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er seinen beleidigten Stolz an dem Papste im J. 1662. Indeß war er, wie man aus seinen Instructions pour le Dauphin sieht, ein Despot aus religiöser Ueberzeugung. Er hielt sich für den Eigenthümer aller Güter, als unumschränkter Herrscher, doch verpflichtet zu weiser Benutzung. Daher sah er auch die Größe der Nation und sich als Eins an, nach seinem bekannten Worte: l'Etat, c'est moi! Doch verkannte er nur selten die außerordentlichen Menschen, welche sein Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Empfindung und Theilnahme für jeden Fortschritt seiner Nation. Aber getäuscht von Selbstliebe, gab er je länger je mehr fremdem Einfluß sich hin, während er sich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verstand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundsätze, als durch Sinnenreiz. Man lese ihr Leben von Bredow in der Minerva. — Die Regierung Ludwigs ist das Werk seiner Minister und Feldherrn; zuletzt das der Frau von Maintenon. Türenne und Condé hatten den Sieg an die französischen Fahnen gefesselt. Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäischen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte sich des Marschalls von Luxemburg besondere Geschicklichkeit in Märschen und Lagern; dann der Geist Catinat's und der gesunde Blick des Marschalls von Villars. Zugleich vervollkommnete der kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunst zur Wissenschaft. Louvois brachte Ordnung in das Heer, erweiterte und lenkte dessen Streitkraft mit eiserner Faust;

e Befestigungskunst hob Vauban auf den höchsten Grad der Stärke.
ie Unterhandlungskunst ward einheimisch in Frankreich durch Män-
r wie Estrades und d'Avaux; Ludwig selbst verstand es sehr wohl,
ber Staatssachen mit den Gesandten unmittelbar zu unterhandeln.
er Glanz des Hofes, die Kühnheit im Cabinet und im Felde, der
uhm der Waffen wie der Künste, führten die französische Spra-
e an den Höfen von Europa ein, und seit dem nymweger Frie-
n 1678 u. flg. drängte sie nach und nach die lateinische aus dem
esitz des Rechts, die öffentliche Staatensprache zu seyn. Doch Lud-
igs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieser ordnende, schaf-
nde, vorsehende Mann rüstete die großen stehenden Heere Ludwigs aus,
nd wälzte zuerst diese Last auf alle Regierungen Europas: zugleich
ielt er hundert Linienschiffe, und beförderte Gewerbfleiß, Schiffahrt
nd Handel. Es entstand die erste französische Niederlassung in Ostin-
ien, zu Pondichery. So entwickelten sich Frankreichs erstaunenswür-
ige Kräfte; seine Volksmenge, sein fruchtbares Erdreich, der eigen-
hümliche Geist und der Geschmack der Nation. Ludwigs Hof über-
länzte jeden andern durch ein edles Kunstgepränge; und Colberts Ideen
ffneten alle Quellen des Nationalvermögens. Aber Louvois und Lud-
vig pflückten nach Colberts Tode 1683, die Frucht, indem sie den
Baum umhieben. Der Stolz des Königs und der Stolz der Nation
oten dazu der Ehr- und Herrschsucht des despotischen Kriegsministers
ie Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen
Mittelpunct des Widerstandes; so sehr gefiel sich die Nation in dem
Glanze einer strengen und verschwenderischen Regierung! Fünf Kriege,
die Aufhebung des Edicts von Nantes, der Bau von Versailles, der
Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelm's III. von
England tiefblickende Staatskunst stürzten Ludwigs Macht im spani-
schen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umstände, die Meinung
des Zeitalters, und das Kraftgefühl einer noch nicht verdorbenen Na-
tion hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht.
Der Tod raffte schnell die Fürsten weg, die dem Throne am nächsten
standen; zuerst seinen einzigen Sohn, hierauf seinen Enkel und dessen
Gemahlin und dessen ältesten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber
geregelte Hofkunst, Uebersättigung, Andächtelei, und der Frau von
Maintenon geistig-fromme Ueberlegenheit mit des Beichtvaters la Chai-
se und seines weit schlimmern Nachfolgers Tellier (seit 1709) betäu-
bender Einrede machten das stumpfe Herz des königlichen Greises gegen
seines Reichs Zustand gleichgültig. Der stolze Ludwig, der Alles selbst
zu thun wähnte, der nach dem Tode seiner alten, großen Minister,
lauter Männer nahm, die er nach seiner Hand ziehen wollte, wurde
zuletzt von seinem Beichtvater Tellier so irre geführt, daß er die nach
dessen Plane von drei Jesuiten entworfene Constitution Unigenitus als
Bulle von dem ebenfalls getäuschten Papste Clemens IX. im J. 1713
sich zuschicken ließ, und so der jesuitischen Partei den Triumph über
die edlern Gegner verschaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte,
die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch
zeigte er Seelengröße, oder war es unempfindliche Kälte? bei den Un-
glücksfällen, die in den letzten Jahren seinen Thron und sein Haus er-
schütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Thrones fallen, wenn
das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geschlagen werden
sollte. Dieselbe Standhaftigkeit zeigte er im Tode. Nichts verrieth
eine unwürdige Schwäche. Der Schmerz selbst schien nicht an ihm
zu haften. Ludwig sah seinen Enkel auf dem spanischen Throne; aber

Heinsius, Eugen und Marlborough hatten, ehe Josephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain jenen Triumph möglich machten, Frankreichs und Ludwigs Stolz aufs tiefste gebeugt. Er entschloß sich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden verwarf er fest mit edlem Unwillen. Als endlich Philipp von Anjou in Madrit regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abschiede zu seinem Enkel sagte: Il n'y a plus de Pyrenées, gehofft hatte; und auf Frankreich lastete eine öffentliche Schuld von 2500 Millionen Livres! Der Plan, Spanien an Frankreich zu fesseln, um der Verbindung Englands und Hollands, welche Frankreichs ganze Entwickelung durch Handlung, Schiffahrt und Colonieen bedrohte, entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erschöpfung herbei, und legte den ersten Grund zu der Revolution, die erst 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen sollte. Gronvelle sagt daher mit Recht von ihm. On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de la vertu. Les malheurs des regnes qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! — Dauernder war die Entwickelung der geistigen Kräfte der französischen Nation, und der Ruhm der Denkmäler, welche der Aufschwung des Nationalgenies hervorbrachte. Dieß nennt man das Zeitalter Ludwigs XIV., und läßt es an die des Perikles, des Augustus und der Medici sich anschließen. Ludwig, der selbst keinen großen, umfassenden Geist besaß, der sich mit Kleinigkeiten lange, viel und mühsam beschäftigte, hielt gleichwohl Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Pläne. Er stiftete die Gesellschaft der Wissenschaften und die der Inschriften; er vervollkommnete die französische Akademie, indem er auf den Rath Colberts u. a. achtete; er ermunterte vortreffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache über den Haß der Völker zu erheben; ihr Wirkungskreis reichte weiter, als seine Heere; er machte seine Nation in Sachen des Geschmackes und Witzes zur Gesetzgeberin; der Ton der französischen Gesellschaft ward eine Modepuppe für die deutschen Höfe, und verdarb den Geist des Adels, indem er die Sitten abschliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauhheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten französische Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunst zu gefallen beseelte alle übrigen Künste in Frankreich; sie öffnete selbst der Wissenschaft den Weg in die Köpfe der gebildeten Stände. Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der seine Sprache eben so kräftig als fein schrieb; dem Adler von Meaux, dem erhabenen Bossuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs getroffenes Selbstbewußtseyn diesem echt evangelischen Manne, dem Erzieher des trefflichen Duc de Bourgogne, des Enkels Ludwigs, nie, sein Meisterwerk, den Telemach geschrieben zu haben. Diese Vorgänger, der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei seinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geistvolle Spötter Despreaux Boileau, des classischen Racine edler Freund: diese großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philosophie in Frankreich. Ihr elektrischer Schlag weckte, wie Johannes von Müller sagt, unsern Norden aus dem einförmigen Studienwesen der Universitäten. Auch die bildende Kunst trat in jenen dämonischen Kreis. An le Brün's Kunstepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von diesem Meister im Museum des Louvre. Die flamländische Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige

icht. Le Sueur, Poussin und Mignard wurden die Zierden der fran=
ösischen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete sich Girardon aus.
e Notre schuf die Gärten des prächtigen Versailles; Perault baute
ie Colonnade des königlichen Louvre, Hardouin Mansard den Dom
er Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der französischen Tonkunst.
ast Alles, was den Reisenden in Staunen setzt, die meisten großen
ffentlichen Denkmäler entstanden unter Ludwigs Regierung. Er legte
ie bewundernswürdigen Hafen=, Schiffbau= und Festungsgebäude zu
Brest, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon
n. Der königliche Canal von Languedoc verband auf sein Geheiß das
nittelländische Meer mit dem Ocean. Dieß ist Ludwigs Zeitalter! —
Es bedarf hier keiner besondern Aufzählung der einzelnen Begebenhei=
en aus Ludwigs Regierungsgeschichte. Wer hat nicht Voltaire's Siè-
le de Louis XIV. et de Louis XV. gelesen, das aber nach Spittler,
nehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte
st? Wer hat nicht den kaustischen, aber wahrheitsliebenden und sicher
irtheilenden Hofmann, den Dûc de St. Simon in seinen Oeuvres
omplètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV, de la
Régence et de Louis XV. über jene Zeit sich aussprechen gehört? Alle
Schriften über ihn und seine Zeit füllen eine kleine Bibliothek. Doch
nüssen hier noch die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen
Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris
1806, 8. genannt werden; und die in dieser Sammlung aufgenomme=
nen Considérations sur Louis XIV. von Grouvelle, die, obgleich zu
günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monar=
hen sind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dau-
phin von den J. 1661 bis 1668, hat Pelisson größtentheils, wie man
glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeschrie=
ben. Es herrscht in denselben nicht allein der Geist des Königs, son=
dern selbst im Style ist sein Ton unverkennbar. Sie beweisen übri=
gens, so langweilig auch an sich der eintönige, dürre, mit spanischem
Ernst fortschreitende Vortrag ist, das gerade, gesunde Urtheil des Kö=
nigs. Nur wenige der hier aufgestellten Maximen sind höchst einseitig
oder falsch. Doch er selbst befolgte die bessern nicht in seinen spätern
Jahren. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einflusse der Günst=
linge, noch mehr vor Frauenliebe, die nur den Geist fesseln und von
Geschäften abziehen, nicht sich in diese mischen soll. Wie sehr vergaß
dieß Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon! Diese In-
structions enthalten außer andern geschichtlichen Erinnerungen mehrere
Aufklärungen über die von Ludwig XIV. selbst an deutschen Höfen,
z. B. in Berlin, angewandte Bestechungspolitik. Die mémoires und
pièces militaires, welche den 3. und 4. Band der Werke ausmachen,
betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie sol=
len nach Grimoards Vorbericht für das Studium der Kriegsgeschichte
nicht unerheblich seyn. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden
seiner Werke, sind großentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die
große Geistestrockenheit und Ideenarmuth Ludwigs hervor. Doch ma=
chen die Briefe an Philipp V, eine Ausnahme. Bemerkenswerth ist
die Höflichkeit und Würde, mit der dieser stolze König an seine Mi=
nister und Generale schreibt. Dieser feine Ton ward damals allgemein
und gab der Sprache wie den Sitten jene gefällige Ausbildung, welche
die Ausländer nach Paris zog. Ist nach diesem allen Ludwig groß zu
nennen? Er steht vor uns ausgezeichnet durch seltene Naturgaben; ganz
ein Franzose, schimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefäl=

lige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne Geist, der dem Verstande Achtung abnöthiget, und erhaben durch jene feste Willenskraft, vor der seine Nation am willigsten sich beugt; aber er ging weder seinem Zeitalter voran, noch ragt er über dasselbe hervor. Dieses war vielmehr größer als Er! K.

Ludwigs XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieser Regierung war die Periode vom pyrenäischen Frieden, den im J. 1659 Mazarin schloß, bis zum Tode des großen Colbert im J. 1683. Frankreich entwickelte seine innern Kräfte durch Colberts Genie. Jener Friede dauerte aber nur bis zum Jahr 1665, wo Ludwigs XIV. Herrschsucht nach dem Tode Philipps IV. Königs von Spanien, seines Schwiegervaters, kraft eines sogenanten Devolutionsrechts (welches ein Privatgesetz in einem Theil der Niederlande war, keinesweges aber als Staatsgesetz auf die Erbfolge, in diesen Staaten selbst angewandt werden konnte) Anspruch auf die spanischen Niederlande machte, worauf Holland mit England und Schweden 1668 zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz schloß, durch welche nach zwei siegreichen Feldzügen Ludwigs XIV. der achener Friede (d. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Wiewol Ludwig in diesem Frieden die eroberten niederländischen Plätze behielt, so hatte er doch seine Absicht auf ganz Belgien aufgeben müssen; und da er dieses der erwähnten Tripelallianz zuschrieb, so beschloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieser Republik loszureißen und so sehr auf seine Seite zu bringen gewußt hatte, daß sie sich selbst (England gleich im Anfange, Schweden erst später) mit ihm vereinigten. Dieser ohne alle Rücksicht auf Frankreichs Handel, dem er sehr nachtheilig ward, unternommene Krieg, in welchen bald auch Spanien, der Kaiser und Brandenburg wider Frankreich eintraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geschlossenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das doch der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeste verlor, Ludwig XIV. hingegen von Spanien die Grafschaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher als Zubehör des burgundischen Kreises unter der Hoheit des deutschen Reichs besessen hatte, und 16 schöne niederländische Plätze unter seine Hoheit bekam. Noch ist bei diesem Kriege zu bemerken, daß Ludwig in demselben seine beiden größten Feldherren, Turenne und Condé, verlor; der erstere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab sich 1676, wegen seiner geschwächten Gesundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es sehr heilsam für Ludwig gewesen, in seinen Vergrößerungsplänen inne zu halten; allein man hatte vollen Grund, die biblische Redensart auf ihn anzuwenden: „er ging umher, wie ein brüllender Löwe, und suchte, welchen er verschlinge;" denn unmittelbar darauf begann er die sogenannten Reunionen (Wiedervereinigungen). Es waren nämlich in den 3 letzten Friedenstractaten an Frankreich eine Menge Plätze mit allen Dependenzen derselben abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommission ausgemacht worden, was zu diesen Dependenzen gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breisach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens alles zusprechen mußten, was nur einigermaßen zu diesen Dependenzen gerechnet werden konnte, und welches große Distrikte an den niederländischen und deutschen Grenzen ausmachte. Gern hätte sich Ludwig auch Straßburg zusprechen lassen; da aber selbst die Reunionskammern keinen förmlichen Anspruch darauf erheben konnten, so wurde dieser wichtige Ort in der Stille mit so vie-

t französischen Truppen umgeben, daß er sich 1681 auf die an ihn schehene Aufforderung ohne Schwerdtschlag ergab. Zwar erhoben sich rzüglich Spanien und das deutsche Reich dagegen. Beide fanden aber rathen, im Jahr 1684 einen 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig IV. einzugehen, in welchem dieser einstweilen außer Straßburg, Lumburg u. a. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Oerter behielt. Unrdessen war 1683 Colbert gestorben, dessen Tod man als den Zeitpunkt nsehen kann, von welchem Frankreich eben so schnell wieder zu sinken nfing, als es sich schnell unter seiner Verwaltung gehoben hatte. Der :ste Schlag, der Frankreich nach Colberts Tode traf, war die auf die ewaltsamsten Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des :dicts von Nantes (den 22. Oct. 1688), wodurch das Reich viele Taunde der nützlichsten Unterthanen verlor, um welche der König durch die emeinschaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entegengesetzten, Parteien am Hofe, des Staatssecretärs Louvois und der it dem übrigens gutmüthigen Beichtvater des Königs, la Chaise, in Gemeinschaft handelnden Maintenon gebracht wurde, während Colbert is an seinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maaßregeln, welche die luswanderung der Reformirten veranlassen konnten, hintertrieben hatte. Kurz hierauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere zusammentreffende Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois inlängliche Veranlassung, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes, von euem auf den Kampfplatz zu treten. Dieser Krieg, den Ludwig 9 Jahre indurch (von 1688 — 1697) gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, und der sich mit dem ryswicker Frieden 1697) endigte, in welchem Ludwig alle reunirte Orte, jedoch unter Beiügung einer merkwürdigen Clausel (s. die ryswikische Clausel), vieder herausgab, und überdies Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg, nebst allen kleineren, diesseits des Rheins von Frankreich angelegen Festungen an Deutschland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger als Besiegter war, so wollte er doch durchaus Frieden haben; sein nach Colberts Tode vorzüglich durch die Vertreibung der Hugenotten im Innern geschwächtes Reich, besonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege seine Absichten auf die spanische Erbfolge verfehlen könnte, nöthigte ihn zur Nachgiebigkeit. Den etzten Punkt betreffend, so ereignete sich der von Ludwig berechnete Fall, der Tod Carls II., Königs von Spanien, zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte schon vor Carls II. Tode mit England und Holland wegen der spanischen Erbfolge Theilungs-Tractate geschlossen, Carl II. hingegen, nach dem zweiten dieser Tractate, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, in einem geheimen Testament zum alleinigen Erben eingesetzt. Ludwig hielt sich nach Carls II. Tode an dieses Testament, wodurch er in den 11jährigen spanischen Erbfolgekrieg (1702—1713) verwickelt wurde, den er überdies durch die wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des englischen Prätendenten (des Sohns des vertriebenen Königs Jacobs II.) beschleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er jetzt viele seiner großen Männer im Cabinet wie im Felde verloren, da hingegen seine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiser, Preußen, das deutsche Reich, Portugall und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, einen Eugen und Marlborough, entgegensetzen konnten. Frankreich litt unaussprechlich durch diesen Krieg, der sich endlich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte, welcher aber wegen der zu harten Bedingungen seiner Feinde nie zu Stande kam, durch die Vereinigung mehrerer glücklicher

zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politischen System von England, vermittelst der Friedensschlüsse zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714) endigte, in welchen Ludwig zwar einiges an England, Holland und Savoyen abtrat, seinen Enkel hingegen (jedoch gegen Renunciationen zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der spanischen und französischen Kronen) unter dem Namen Philipp V. als König von Spanien anerkannt sah. Der innere Wohlstand des französischen Reichs war durch diesen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des Jahrs 1712 sich auf 345 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet worden; Ludwig XIV. hielt eine größere stehende Armee, als irgend ein Fürst seiner Zeit. Ihre Zahl stieg von 140,000 bis auf 300,000 Mann. Doch war der Anfang, stehende Truppen zu unterhalten, schon unter Carl V., und noch mehr unter Carl VII. gemacht worden. Die folgenden Regenten, besonders Ludwig XI. und Carl VIII. bildeten dieses System noch mehr aus. Im 17ten Jahrhundert wurden die Uniformen eingeführt, und Puysegur erfand das Bajonnet, oder die Granne. Ueber die Staatskunst Ludwigs XIV. stehe hier Flassan's Urtheil. „Das Cabinet Ludwigs XIV., sagt dieser unterrichtete Schriftsteller, zeigt, ungeachtet der Verschiedenheit der Talente seiner Minister, in seinen wichtigsten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten fast beständig denselben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geist seiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie sein Cabinet die Verträge zu Münster, den pyrenäischen und nymweger Frieden verstanden wissen wollte, so wie die Entsagungsacte der Königin Maria Theresia. Die Mittel, solche willkührliche Erläuterungen gelten zu machen, waren Waffenmacht, listige Unterhandlungen, geschickte Kundschafter und Bestechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige z. B. Carl II. von England, ihre Minister und Mätressen in sein Interesse zu ziehen. Gegen seine Feinde gebrauchte er, selbst in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Aufwiegelung der Völker; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugall und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm erweiterte er die Grenzen des Königreichs; vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwanige Unfälle des Krieges sicher stellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verschaffte seiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigsten Seestaaten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entschiedenes Uebergewicht, so daß er keine Coalition der Continental-Mächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutschen Fürsten bei. Anm. d. Ueb.). Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab; blieb aber immer der erste Souverän in Europa, selbst nach seinen Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oesterreich noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten." Wie verhaßt endlich die Franzosen schon damals den Deutschen durch ihre Denkart und Handlungsweise in und außer dem Felde geworden waren, beweiset ein im J. 1672 gedruckter lateinischer Aufruf eines echtdeutschen Grenzwächters an seine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe stehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilent." — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;" — „si non vis falli, fugias

onsortia Galli!" Der wackre Deutsche nennt die Franzosen gen-em superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris nhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem, jura-ue gentium violantem, und apostrophirt sie so: Lotharingiae regu-um in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum nerastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non ıortium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieser Aufruf ist n unsern Zeiten nicht weniger wahr. Er beurkundet den Haß der Völker, welchen die gallische Staatslist seit Richelieu aufreizte. Tür-en und Franzosen galten unsern Vätern als die Erbfeinde der Chri-tenheit. K.

Ludwig XV., zweiter Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzo-genen Düc de Bourgogne; Urenkel Ludwigs XIV.; geboren den 15ten Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, starb den 10. Mai 1774. Er vermählte sich 1725 mit Maria, Tochter des Königs Stanislaus Les-zinsky (st. 1768). Die Geschichte Ludwigs XV. von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 3 Thle. J. VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV. von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Thle. 1796. 8.), leisten das nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieses Königs von französischen Schriftstellern erwarten konnte. Die schon angeführten Memoires von Düclos und von St. Simon und ähnliche, die Geschichte Frankreichs im 18ten Jahrhunderte von Lacre-telle (Paris, 6 Thle. 1811 8., deutsch von Sander mit Berichtigun-gen), und die bekannte Schrift: la vie privée de Louis XV (4 vol. 8.) enthalten die wichtigsten Materialien zu der Geschichte dieses unwürdi-gen, willenlosen Königs, der durch Wollust, Andächtelei, Verschwen-dung und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar machte. Sein Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, auf das er und sein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht blos die Entste-hung, sondern auch den Geist und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieser Schuld auf die Regentschaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Cardinal Düboís bis zum J. 1723 führten (s. d. Art. Orleans, Regent). Der Geschichtschreiber Lud-wigs wird seine Persönlichkeit, seine Regierung und seine Zeitgenossen, sowol nach ihren verschiedenen, als nach ihren gemeinschaftlichen Bezie-hungen darstellen, und dabei die fortwirkenden Einflüsse des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöse und politische Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die erste Ausbildung der Gewalt der öffentlichen Meinung in Frankreich, scharf ins Auge fassen müssen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. besteht in jener geistigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit der neuen wissenschaftlichen Ansichten, und in ihrem Einflusse auf das Le-ben. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verstandes von der Sittlichkeit, der Leidenschaft von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durch-drang, verband sich mit einer gewinnsüchtigen Selbstsucht, welche durch die falsche leichtsinnige Anwendung der Finanzgrundsätze Law's geweckt, durch den Banquerout von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Ver-mögen nichts als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philosophie des Tages in Schutz genommen wurde. Aus dieser Genußgier und Selbstsucht entwickelten sich die mei-sten Fehler und Laster von Ludwigs XV. Zeitgenossen. Es entstand eine Sittenvergiftung, welche bei der Eitelkeit und dem Leichtsinne der Na-

tion immer weiter sich verbreitete, und immer tiefer an den Wurzeln des Gemeingeistes und jeder Bürgertugend nagte. Ludwig XIV. nahm mit den Worten von seinem Urenkel und Nachfolger Abschied: „ich habe wider meine Neigung meinem Volke große Lasten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Beste des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen." Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und sich einer schamlosen Freude auf den Straßen, durch welche der Zug ging, überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, die stärkste Aeußerung des Despotismus, welche ihn der Regent zur Bestätigung seiner Regentschaft halten ließ, sich für eine Vorstellung machen? Wie ganz anders dachte sein Vater, der Düc de Bourgogne! Dieser edle Fürst hatte die Absicht, wenn er den Thron bestiege, dem Volke seine verlornen Rechte wieder zu geben. Erst mit dem siebenten Jahre wurde Ludwig männlichen Händen übergeben. Sein Führer, der Marschall von Villeroi, war aber kein Montansier, Beauvilliers oder Fenelon. Als einst Ludwig von einer gefährlichen Krankheit genas, äußerte das Volk seine Freude durch wiederholte Festlichkeiten. Der Hof und der Garten der Tuillerien wurde nicht leer von Menschen. Da führte Villeroi den König von einem Fenster zum andern. „Hier sehen Sie, mein König, Ihr Volk, dieses Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie sehen, ist Ihr Eigenthum; Sie sind Herr und Meister davon!" Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, bescheidene Fleury, Bischof von Frejus, suchte und gewann das Vertrauen seines Zöglings auf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger Einfluß erhielt, war sein Beichtvater, der Jesuit Linieres. Der Cardinal Dubois hatte seine Ernennung zu dieser wichtigen Stelle, gegen Fleury's Wunsch und den Rath des wackern Cardinals von Noailles, durchgesetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, im J. 1723, auf seines Lehrers Rath, den Düc de Bourbon zum obersten Staatsminister ernannte; doch konnte dieser nichts ohne Wissen und Zustimmung des 73jährigen Prälaten unternehmen. Der König, welcher im J. 1723 die Regierung selbst antrat, dem bisherigen Regenten aber, als ersten Staatsminister, die Leitung der Geschäfte ganz anvertrauete, hatte bis jetzt eine gänzliche Willenlosigkeit gezeigt. Man bestimmte ihm eine spanische Prinzessin von 6 Jahren zur Gemahlin, man schickte sie ihren Eltern zurück; man verwies vom Hofe den Marschall von Villeroi; man vermählte den König mit Maria Leszinska, ohne daß er bei diesem allen mehr als eine gleichgültige Nachgiebigkeit bewiesen hätte. Jetzt wollte die Partei des Dücs den Prälaten entfernen: der beleidigte Fleury zog sich in sein Landhaus zurück; allein der König verlangte seine Rückkehr mit solcher Festigkeit, daß der Düc selbst an den Prälaten schreiben und ihn im Namen des Königs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, im J. 1726, trat Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines obersten Ministers ab, war es aber bis an seinen Tod (im J. 1743). Seine Verstellungskunst ging auf den König über, in dessen Privatleben jetzt eine große Veränderung, wahrscheinlich selbst durch Fleury begünstigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche seine Jugend, sein Fleiß und gewisse gutmüthige Aeußerungen seines Charakters gegeben hatten, erstickten im sinnlichen Genuß und in der Ueppigkeit des Hoflebens. Der

friedliche, auf Ordnung und Sparsamkeit hinarbeitende Cardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer 7jährigen Ruhe; doch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus, beizulegen. Bald sahe er sich wider seinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich August II., König von Polen, im J. 1733 starb, wünschte Ludwig XV. seinen Schwiegervater, den edeln Stanislaus Leszinski, zu Augusts Nachfolger erwählt zu sehen, und erklärte deshalb, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht gestört werden sollte; allein der Kaiser Carl VI. schloß mit dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündniß, unterstützte dessen Wahl zum König von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt. Doch erhielt Frankreich, nach zwei Feldzügen in den wiener Präliminarien im J. 1735, für den aus Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Leszinski den Besitz des nachher an Frankreich abgetretenen Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (im Jahr 1740) zog des französischen Marschalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatischen Sanction widersprechende, Entwurf, die österreichische Erbmacht zu zerstückeln, den alten Cardinal in einen Krieg hinein, dessen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Ministers vereitelte. Frankreichs Heere fochten für das Interesse eines Alliirten, des Kurfürsten von Bayern, welcher die ganze österreichische Monarchie in Anspruch nahm. England war auf Maria Theresia's Seite. Die Eroberung Böhmens misglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle zu Broglio die Trümmern der geschlagenen Heere aus Böhmen und Bayern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die französische Seemacht vernachlässiget. Nach seinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Moritz von Sachsen Siege, und die Tage von Fontenoi, Lawfeld Raucour und Coni den französischen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im achner Frieden 1748 die verlornen Colonieen wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitischen Krieg mehr als je erschöpft. Ludwig hatte selbst an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine schwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzosen war größer als sein Verdienst: denn Ludwig machte sich seit dieser Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabsank, und die Führung der Staatsgeschäfte der Marquise von Pompadour (s. d. Art.) überließ. Diese war Regentin; der Monarch schien abwesend zu seyn; man beschäftigte sich nur mit seinen Orgien, mit seiner kindischen Unterhaltung und mit seiner Despotenfurcht. Der Hof zeigte sich ohne Würde als das Spiel kleiner Leidenschaften, und das Werkzeug fremden Einflusses. Die Nation, auf welche eine so kraftlose Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, Entwürfe, kühne Hoffnungen, neue Systeme belustigten und beschäftigten alle Classen der Gesellschaft. Jeder sehnte sich nach einem neuen, bessern Zustande; der Gehorsam wurde immer schlaffer; der Wunsch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrschsüchtigen Pompadour. Während sie ihn ein schändliches Seraillеben führen ließ, gab sie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch schimmernde Eigenschaften zu ihr sich hinanzudrängen wußten. Sie gewöhnte den sparsamen König an die acquits du comptant, oder Anweisungen auf Zahlungen, welche den

Schatz nach Willkür erschöpften und das Rechnungswesen zerrütteten. Die Kosten des sogenannten Hirschparks (Parc-aux-Cerfs), das schändlichste Mittel für Ludwigs verächtlichste Wollust, wurden mit solchen Acquits bestritten, und Lacretelle glaubt sie (seit 1753), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen schätzen zu können! Ludwig spielte gern hoch, und legte dazu eine Privatcasse an, deren Verlust er aber aus der Staatskasse ersetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entschädigt. Um jene Casse zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreise beschäftigte ihn ganz im entgegengesetzten Sinne, als es einem Könige gezienit hätte. Er legte zu diesem schimpflichen Handel ein Capital von 10 Millionen aus seinem Privatschatze an, und ließ ohne Scheu in dem königlichen Staatsalmanach vom J. 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le campte de S. M. aufführen. Aus Langerweile druckte er auch manchmal Bücher; in sofern machte ihm selbst das bekannte physiokratische System seines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn seinen Penseur, hörte gern, wenn er die Handlungen der Minister tadelte, kümmerte sich aber nicht um die Anwendung seiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er sich öffentlich mit der Artigkeit eines französischen Ritters. Er mischte sich aber zugleich in ihre kleinen Händel und Angelegenheiten, und spielte die Rolle eines Vertrauten. Denn er war neugierig und wußte um alle Hofintriguen in Europa. Er unterhielt in dieser Absicht geheime Agenten, von denen oft seine Minister nichts erfuhren. Das ernste, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf Ludwig keinen bleibenden Eindruck. Doch schien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald suchte und fand er Trost in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrschte ihn die Dü Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Millionen Livres gekostet haben soll. Ludwig wurde älter; seine Frömmelei und Stumpfheit nahmen zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit versank. Seine geheimen Ausschweifungen entehrten die Unschuld und vergifteten das Familienglück seiner Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte sich gegen einen solchen König durch Satyren, Kupferstiche, Spottlieder und Libelle, an welche sich das Volk schon unter der Regentschaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten das verlorne Ansehen dem Könige nicht wieder geben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimtesten Beschuldigungen, und Ludwig entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblick. Bei dieser stumpfen Sorglosigkeit nahm die französische Frivolität immer mehr überhand; jedermann war mit Kleinigkeiten und persönlichen Entwürfen beschäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, die Finanzen und das Kriegswesen wurden vernachläßigt. Da sah sich Frankreich im J. 1754 wegen der Forts am Ohioflusse in Amerika mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieser Kampf nichts bedeute, trat es leichtsinnig (im J. 1756) auf die Seite Oesterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Sarcasmen beleidigte, Pompadour gewonnen. Diese ließ einen Lothringer, den Duc de Choiseul, an des Abbé Bernis Stelle zum dirigirenden Minister ernennen; und es wurde im J. 1758 den 30. Dec. ein neuer Allianzvertrag zu Versailles mit Oesterreich geschlossen, der eben so seltsam, als in der Geschichte einzig ist (s. Choiseul). Die Franzosen erlitten zu Wasser und zu Lande große Verluste; selbst ihre militärische

Ehre wurde, besonders durch die Schlacht bei Roßbach (7. Nov. 1757) sehr herabgesetzt; und sie mußten sich nach sieben unglücklichen und ruhmlosen Jahren noch glücklich schätzen, daß der thätige Choiseul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abschloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Missisippi, Cap Breton und die Inseln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Als er den Marschall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder sah, wandte er sich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geschmeckt?" Der berühmte bourbonische Familien-Tractat, durch welchen Choiseul im Laufe des Krieges im J. 1761, Spaniens, Siciliens und Parmas Politik mit dem französischen Staatsinteresse auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete sich Choiseuls Ministerium durch mehrere despotische und großentheils unnütze Reformen, insbesondere aber durch die Vertreibung der Jesuiten, aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerbung von Corsika (1769) aus. Unterdessen war die Dü Barri an die Stelle der Pompadour getreten; diese stürzte, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiseul (1770), welcher beide beleidiget hatte, und erhob den Herzog von Aiguillon auf dessen Posten. Sein Prozeß war die Veranlassung, daß der König, oder der Kanzler Maupeou in der Nacht vom 20. Jan. 1771 die Parlementsglieder durch versiegelte Cabinetsordres aus Paris verwies: eine Unternehmung, welche kein König von Frankreich je für möglich gehalten hätte. Ein des Kanzlers Maupeou würdiges Gegenbild war der Generalcontrolleur der Finanzen, der Abbé Terrai, der das Land ungeheuer aussog, während er sich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Livres erwarb. So sehr der König im Innern verachtet war, so sehr fiel zugleich Frankreichs auswärtiges Ansehen. Polen wurde im Jahr 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerstückelt. Endlich starb der zu einem völligen Nichts herabgesunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (s. d. Art.), im J. 1757, versuchte Messerstich, noch das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderblattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin Dü Barri seine Melancholie zerstreuen wollte, angesteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlast von 4000 Millionen Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. Die Regierung Ludwigs war schwach und dem Staate verderblich; aber desto kräftiger erhob sich der Geist der Nation, geweckt durch die Erinnerung an die Zeiten Ludwigs XIV., und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. In Paris entstanden schöne und gemeinnützige Anstalten; Palläste und Kirchen wurden gebauet, u. a. der Dom de St. Genevieve von Soufflot; der Kriegsminister Graf d'Argenson gründete im J. 1751 die Kriegsschule in Paris, und ließ champs Elysées anlegen, der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bourdeaux's schmückte diese Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Leszinski stellte in Lothringen den öffentlichen Wohlstand bei geringen Mitteln mit der glücklichsten Einsicht wieder her; und Pigal führte ein prächtiges Denkmal aus, das dem Marschall von Sachsen (er starb 1750) in Straßburg errichtet wurde. Allein der edlere Kunstgeschmack verlor sich unter dem Einflusse

eines üppigen Hofes. Unter den vielen Malern in dieser Zeit waren die besseren Le Moine und Vernet. Ihr Luxus gefiel sich in eitler, schimmernder Pracht; doch zugleich vervollkommnete er die von Colbert gegründeten Manufacturen. Der kunstreiche Vaucanson wandte seinen Erfindungssinn auf die Verbesserung der Gobelins an. Ludwig XV. selbst nahm einigen Antheil an dem Fortgange der auf der Frau von Pompadour Rath gestifteten Porzellanfabrik zu Sevres. Dagegen soll er die Erfindung eines Zerstörungsmittels, das furchtbarer als das griechische Feuer gewesen sey, aus Menschlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn sie historisch erwiesen wäre. Unternehmende und einsichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Colonieen Isle de France und Bourbon, und selbst sein Verläumder, der ränkesüchtige Düpleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louisiana, Canada, vorzüglich aber St. Domingo und die kleinen Antillen, die Colonie am Senegal und die Häfen in der Levante beschäftigten die französische Thätigkeit und bereicherten die Seestädte. Allein der Staat beraubte sich durch la Bourdonnaye's empörend ungerechte Behandlung der in Ostindien über England erhaltenen Vortheile; und das Reich der Britten daselbst wurde nur durch Frankreichs Schuld erhoben, indem es auf der andern Halbkugel durch den leichtsinnig unternommenen und sorglos geführten Krieg (von 1756 — 1762) Canada und mehrere Inseln verlor. Bei dem allen erhielt nach und nach durch Reichthum und geistige Bildung der dritte Stand Ansehen und Einfluß, der je länger desto wirksamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Charakter der Beweglichkeit, des Leichtsinns und der Kühnheit an, der sich später in der Revolution so furchtbar äußerte. Auffallende Begebenheiten, wie der Prozeß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsspötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Ansichten und Ideen in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und der Religiosität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkührlichen Gewalt, mit herrschenden Vorurtheilen und Priesterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweischneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit sich des Gebiets des Verstandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernster Wille und ein gediegener Charakter. Dieses unglückliche Zusammentreffen des öffentlichen Elends mit der sittlichen Verwilderung erstickte jedes Samenkorn der wissenschaftlichen Erkenntniß des Bessern, welche Männer, wie Montesquieu, in ihrem Zeitalter verbreiteten, und durch die Frankreich seinen geistigen Einfluß auf die höhern Classen der Gesellschaft in einem großen Theile von Europa erlangte. Der unwissende, stumpfsinnige Ludwig XV. hatte einen natürlichen Abscheu vor allem, was geistige Cultur hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftsteller, und sagte öfters von ihnen: sie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den ersten Jahren seiner Regierung dem Beyspiele des Cardinals Fleury, welcher die Wissenschaften schätzte, und später gab er dem Urtheile seines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche sich gefiel, eine Beschützerin des Genies und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den ersten, den mächtigsten und den daurendsten Einfluß auf den Geist seiner Nation, deren geistiger Repräsentant er genannt werden kann, übte Voltaire aus. Kaum war er aus der Bastille entlassen, als er mit Oedip (im J. 1716) seine

glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber die Marquise bewog dessen ungeachtet den König, Voltaire'n zum Historiographen und Kammerjunker zu ernennen. Bald verleidete aber der absichtlich vom Hofe dem Dichter Crebillon gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unsterbliche Montesquieu. Seine lettres persannes (im J. 1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils, und sein Werk sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, das 1734 erschien, wurde so wie der esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein classisches Handbuch für das Studium der Politik. Um diese Zeit hatte das allgemein angeregte Interesse an wissenschaftlichen Gegenständen den Cardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newton's Meinung von der Gestalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Aequator unternommene Gradmessung, in den J. 1735 und 1736, prüfen ließ, und Cassini's Karte von Frankreich unterstützte. Schnell hintereinander traten jetzt seit 1749 Büffon, J. J. Rousseau, Diderot, D'Alembert, Duclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftsteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Unternehmen des Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das sich die Geistlichkeit, die Jesuiten und die Minister erhoben; und von dem Werke des H. Helvetius de l'Esprit sagt H. v. Malesherbes, daß es eben so viel Aufsehen als die Encyklopädie gemacht habe. Die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Privatkampfe der Philosophen Antheil. Es bildeten sich Bureaux d'esprit; und aus den philosophischen Zirkeln beim Baron Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialistische und atheistische Schriften hervor, vorzüglich in den Jahren von 1758 bis 1770. Das berühmteste darunter ist das Système de la nature, für dessen Verfasser der Baron von Holbach gehalten wird. Die Religion wurde am frechsten angegriffen von La Mettrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die sämmtlich aus Frankreich verbannt bei Friedrich II. Schutz, und deren Meinungen um desto leichter in Frankreich Eingang fanden, da hier die Tugend selbst den Meisten nichts als ein heureux calcul war. Die Verdammungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand: und die Frivolität des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Irrthümer am liebsten in Schutz, wenn das Talent des Witzes sie vortrug. Keine Schrift aber war für die öffentliche Sittlichkeit verderblicher, als Voltaire's pucelle, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaubere Geist der Zeiten der Regentschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Vernunft. Dahin gehören vorzüglich Düclos Considérations sür les moeurs, von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten sich laut gegen den Atheismus. Aber die Angriffe auf die christliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaire's, da der Düc de Choiseul, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Philosophen und besonders des Verfassers des Dictionnaire philosophique sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen reizte gegen sich Rousseau durch seinen Emil. Jesuiten und Jansenisten vereinigten sich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Begeisterung, die ihn schützte, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichen,

um sich einen Begriff von dem revolutionären Geiste des Zeitalters Ludwigs XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längst im Zustande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV, verächtliche Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch sein Beispiel verdorbene Moral des Volks, und die durch seine Verschwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution selbst und den Umsturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, geboren den 23. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Maria Antonia von Oesterreich; guill. den 21. Jan. 1793. Mit dem besten Willen, aber völlig unerfahren in Regierungsgeschäften, bestieg dieser unglückliche Fürst in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron, auf welchen ihn schon längst der Wunsch der Nation rief. Sie gab ihm den Beinamen des Ersehnten, le desiré, welchen seine Bescheidenheit ablehnte. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765, absichtlich von Allem, was sich auf seine Bestimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Dübarri suchte sich an der Verachtung, welche der ernste, sittlichstrenge junge Prinz, der seine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, ihr bewies, dadurch zu rächen, daß sie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Minister ließen insgeheim die Meinung, daß der Prinz hart und rauh und weit entfernt von der nachsichtigen Güte seines Großvaters sey, verbreiten. Sein Aeußeres schien dieß zu bestätigen. Er war gewöhnlich in sich gekehrt, still und verlegen; er wagte nicht die Gefühle seines Wohlwollens laut werden zu lassen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte sich in der That fremd an einem Hofe, wo das Laster unter tausend glänzenden Formen ihn umgab. Schmeichelei haftete nicht an ihm; er wurde daher bald den Hofleuten gleichgültig. Der Düc de Choiseul sagte daher mit Recht von ihm: auf dem schönsten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, sondern dem man auch nicht die geringste Gerechtigkeit wiederfahren ließ. In seinem Gesicht, das nicht ohne Würde war, drückten sich die Grundzüge seines Charakters aus: Redlichkeit und Unentschlossenheit. Aber, was ihm am meisten in der Meinung der Franzosen schadete, seine Haltung hatte nichts von der Anmuth, welche fast alle Prinzen von Geblüt besaßen. Nur im Vertrauen sagte er, öfter als man geglaubt hat, ein sinnreiches, treffendes Wort; erröthete aber, wenn man es wiederholte. Fassungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Studien; aber leider! betrafen sie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntnisse eines Fürsten; er beschäftigte sich zu sorgfältig mit dem Besondern und Kleinlichen. So machte er sich durch eigene Uebung mit nützlichen Künsten vertraut. Er druckte z. B. im J. 1766, als Dauphin in 25 Exempl. Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelons Werk selbst gezogen. Er konnte über geographische oder chronologische Kleinigkeiten mit Gelehrten sich gut unterhalten: aber das Pragmatische der Geschichte, wodurch sie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben. Aufrichtig fromm und duldsam neigte er sich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philosophen aufgewachsen, zu einer den Menschen und Völkern wohlwollenden Philosophie hin. Die Tugenden seines Vaters, die stille Häuslichkeit seiner Mutter, hatten ihm tief einen sittlich-religiösen Sinn eingeprägt. Doch sein Beispiel sollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privat-

anns sind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber frivol dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialischen und rechtschaffenen Türgot, der fest und strenge nach philosophischen, zum Theil physiokratischen Grundsätzen die Gebrechen des Staats durch große umfassende Reformen zu heilen sich vornahm. Er sah in den privilegirten Ständen die Quelle alles Uebels. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geistlichkeit. Die Parlemente wurden auf Maurepas's Rath, gegen Türgot's Meinung, wieder hergestellt; und der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit verwickelte mehr als je die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy ward Kriegs- und Sartine Seeminister. Die neuen Theorieen, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten den Beifall der Philosophen; und der Zirkel geistreicher Männer und Damen, welche Mad. Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espinasse, die Prinzessin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei sich versammelten, nahmen lebhaften Antheil an Türgot's liberalen, von den edelsten Fürsten Europa's, von Joseph II. und Leopold, laut gebilligten, Plänen; aber die Unzufriedenen fanden an den alten Parlementen eine Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerstandes. Beschwerliche Frohndienste, willkührliche Abgaben, die Leibeigenschaft in den Gebirgen des Jura, und die Folter wurden abgeschaft; mehreres Gute ward ohne stürmische Neuerungssucht vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtsamkeit, den Kampf mit der Geistlichkeit, dem Adel und den Parlementen entschlossen zu bestehen, nicht überwinden. Diese Corporationen vereinigten sich gegen den Minister; die Nation war auf Türgots Seite, aber selbst ohne Stellvertreter, konnte sie ihm gegen den Bund der Privilegirten keinen Beistand leisten. Da die mindere Zahl in den Classen der letzteren den Grundsätzen Türgots zugethan war, so gewannen die übrigen den Pöbel, und reizten ihn gegen das Edict auf, das den Getreidehandel frei gab. Schon damals fielen Auftritte vor, wie zur Zeit des Pöbelregiments in der Revolution. Der furchtsame, wohlwollende, unerfahrne Ludwig glaubte sich vom Volke gehaßt, war gegen Meuterer nachgiebig, endlich gebrauchte er auf Türgots und Muy's Vorstellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, waren gedämpft, nach der Amnestie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewissenhaften Malesherbes zum Minister. Er war Türgots Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerstand der alten Unordnung besiegt, gegen welche im J. 1776 sechs königl. Edicte erschienen. Unglücklicherweise aber verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain in seinen Neuerungen gewaltsam, und griff nicht Vorurtheile, sondern den militärischen Geist des Franzosen in seinem Wesen an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das den höhern Ständen ohnehin verhaßte Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei; das Parlement weigerte sich, fünf Edicte des Königs einzuregistriren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehen durch ein Lit de justice den 12. März 1776 zu behaupten; aber die Königin eine Fürstin, die ihrem Gemahl eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die

Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Türgots geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskosten im J. 1775, hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgots philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied; Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellsehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurde nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamericanische Freiheitskrieg den Zündstoff in diese brennbare Masse warf. Der Tag, wo Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamericanischen Staaten schloß, den 6. Febr. 1778, bestimmte sein Schicksal, denn der hieraus entstandene Krieg von 1778 bis 1782, welcher Frankreich nach Audouin, 1400 Mill. Livres gekostet hat, führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Nach Türgots Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin, und den Prinzen des Hauses. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Gesinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernsten Geschäften wechselten, machte auf die fröhlichen Verschwender keinen Eindruck. Der arme Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen zu imponiren. Die Königin überließ sich ihrem fröhlichen Sinne. Geschmack und Kunstsinn herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon; aber zugleich unterwarf die Mode alles ihren Launen. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er fügte sich mit egoistischem Leichtsinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war ja auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod, den 21. Nov. 1781; doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geistvollen Königin, und mit jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit den Finanzministern, Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormesson vermehrte die Verwirrung allgemein; anerkannt war das Daseyn großer Mißbräuche; aber eben so unmöglich das Ausreissen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Neckers, dem sein stolzer compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers Etat, um dessen Gunst Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1783, der einige Vortheile brachte, die aber den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und wenig leistende Calonne Finanzminister. Doch behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältnissen, z. B. im Scheldestreite die Ehre der französischen Krone; indeß wird der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abschloß, als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge der geheimen Bedingungen des Tractats von Versailles war. Auch macht man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II.

ngebotene vortheilhafte engere Verbindung nicht annahm, und dadurch Oesterreichs Annäherung an Rußland veranlaßte. Ludwig XVI. aber verrieth eine gefährliche Schwäche, daß er Minister, deren Plan er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ, und das Volk sagte öffentlich: „man hat unsern guten König betrogen, man wird ihn immer betrügen: was wird aus ihm werden?“ Man erzählt, er habe zuweilen seine Nebenstunden mit Schlosserarbeit ausgefüllt, und sey dabei zum Genuß von starken Getränken verleitet worden. Dieß und die Arbeit bei'm Feuer hätten sein Blut zu sehr erhitzt und seine Ueberlegung geschwächt, späterhin aber hätte seine natürliche Indolenz, bei seiner zunehmenden Körperstärke, die selbstständige Kraft und freie Thätigkeit seines Geistes gehindert, und eine phlegmatische Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß sich Ludwig gern wissenschaftlich beschäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit thätiger Liebe und Einsicht betrieb. Er entwarf mit vieler Einsicht den Plan und die Instruction für la Perouse zu einer Reise um die Welt, im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer sprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieses arglosen Fürsten aus. Er beklagte das unglückliche Schicksal dieses Seefahrers oft mit den Worten: „Ich sehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin.“ Sein Wohlwollen machte ihn besonders für die ärmern Geistlichen besorgt; doch befolgte auch er den Grundsatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerstande zu geben. Eine eben so unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militärischen Grade ausschließend dem Adel bestimmte. Der dritte Stand mußte schweigen; aber desto bitterer, schadenfroher und leidenschaftlicher erklärte sich die Menge ohne Scheu über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Cardinal Prinzen von Rohan den 15. Aug. 1785 seinen Anfang nahm. Das schändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes streute die gröbsten Verläumdungen gegen die unschuldige Königin aus, die von dem erbitterten Volke nur zu leichtgläubig aufgefaßt wurden. Der Thron wurde durch diesen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß schon damals der unversöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug seines Hasses benutzt habe. In dieser Gährung der öffentlichen Meinung, wagte es Calonne, die Notabeln zu berufen. Seine Scheingründe überredeten den furchtsamen König zu einem so kühnen Schritte. Die heimlichen Republikaner triumphirten, daß die Verlegenheiten des Schatzes das königliche Ansehen immer mehr herabsetzten. Zum Unglück starb der vielgeachtete Graf von Vergennes, den 13. Febr. 1787; und den 22. Febr. eröffnete der König die Versammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Wort Deficit (der General-Controlleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man schätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte die Pläne des leichtsinnigen verschwenderischen Calonne verdächtig. Es bildete sich eine Opposition, und Calonne erhielt den Abschied. Das Parlement machte Vorstellungen gegen zwei neue Auflagen (timbre en subvention territoriale) und verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände. Dieses große Wort zerriß wie ein Blitzstrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlement erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Cambourg der Funke, welcher diese Mine zündete, die den Thron umstürzte, weil die verdorbene, durch Ideen und Leidenschaften aufgeregte,

durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte und durch Nordamerica für die Freiheit begeisterte Masse der Nation Ziel und Maaß zu halten unfähig war (s. franz. Revolution). Der König verwies das Parlement nach Troyes. So war der Krieg zwischen dem Throne und der Nation erklärt. Die Regierung hatte damals auch bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor sie ihr Ansehen in Frankreich. Der König selbst zeigte gegen seine nächsten Umgebungen, die sich wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einschränkungen des Hofstaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Minister Lomenie de Brienne entgegen. Man unterhandelte endlich mit dem Parlemente. Es kam zurück. Doch der Herzog von Orleans reizte dessen Widerstand von neuem auf. Die Schritte wurden seit dem 19. Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltsamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Bassigny wagten es daselbst zuerst, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbst die Geistlichkeit forderte ungestüm die Berufung der Stände. Ueber die verderblichen Intriguen der Royalisten überhaupt geben Besenvals und Molleville's Memoiren Aufschluß. Der schwache, in allen seinen Plänen gehinderte Prinzipalminister Brienne ging ab. Necker trat im J. 1788 als Director der Finanzen in den Staatsrath ein, mit der eiteln Ueberzeugung, alles retten zu können, indem er alles aufs Spiel setzte. Der König bewilligte dem dritten Stande die doppelte Repräsentation, so daß er an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Der Reichstag, welcher endlich den Thron der Bourbons umstürzte, ward eröffnet den 4. Mai 1789; fünf und zwanzig Jahre vor der Wiederherstellung! Mitten unter dem Parteienkampfe der Privilegirten und der neuen Theorieen, stand der König fromm und schüchtern, verlassen und allein. Er suchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen. Um ihn her schwankte alles; wie sollte er Festigkeit zeigen. Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Aristokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er selbst brachte dem Staate gern die größten Opfer, sogar solche, die seine persönliche Sicherheit in Gefahr setzten, z. B. die Entlassung seiner Leibwache. Die Tage des 11., 12. und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Augusts, der gräuelvolle 5. und 6. October; die Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentschlossen, Gewalt zu brauchen, Bouillé's Plan zu seiner Rettung selbst vernichtete und zugleich durch die zurückgelassene Erklärung an seine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte; die Annahme der Constitution, den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palast den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben so standhaft als würdevoll unbefangen die Forderungen der wilden ochlokratischen mit Orleans verbundenen Faction zurückwies und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt seine Zustimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohl für nachtheilig halte; die Katastrophe des 10. Augusts; und der schändliche Prozeß des Königs, wo er über sein Unglück erhaben, mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepuncte beantwortete: diese Ausbrüche der entfesselten Parteienwuth gegen den schuldlosesten Mann in der Mitte von Jacobinern, gehören in die Geschichte der französischen Revolution. Der König bewies unter diesen Mißhandlungen den Muth

der Unschuld und eine Geistesstärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel versagte man ihm Feder, Dinte, und Papier. Man lese Clery's, des treuen Dieners seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denselben Gegenstand. Seine gewöhnliche Beschäftigung war der Unterricht seines Sohnes und Lectüre. Er zog lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz, Virgil, oder Terenz, in seiner Muttersprache aber gewöhnlich nur Reisebeschreibungen. Am Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sieben Tagen seiner Gefangenschaft 257 Bände gelesen habe. Er wurde, nachdem man bei wiederholter Zählung eine künstliche Mehrheit von 26 Stimmen auf 721 Stimmende, für das Todesurtheil herausgebracht hatte, zum Tode verurtheilt, und ohne auf die von seinen Vertheidigern eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, indem man ihm die erbetene dreitägige Frist, um sich auf den Tod vorzubereiten, verweigerte, im 39sten Lebensjahre, im Angesichte seines ehemaligen Palastes guillotinirt. Er starb mit dem Muthe christlich frommer Ergebung. Auch sein letztes Wort, das seine Unschuld betheuerte und seinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geschrei erstickt: Es lebe die Republick!! Die Franzosen sind nur gerecht, wenn sie die Herzensgüte dieses Monarchen der Heinrichs IV. gleichstellen. Ludwig zeigte schon in seiner Jugend eine in den hohen Ständen seltene Empfindsamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; hörte er von ihm reden, so vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Indem er als Dauphin schon das Elend kennen lernte, nahm er sich vor, die Mißbräuche abzuschaffen. Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „die Könige sind nur deshalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und um durch ihr Beispiel sie tugendhaft zu machen.“ Er entließ daher Minister, welche ihre Gewalt mißbrauchten. Er ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und befreite die unschuldigen Opfer der Willkühr. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Bastille am 14. Julius 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz er beabsichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf der Reise nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau seit 1784 zuerst unternommen und 37 Mill. Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innersten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin?“ Und in seinem Testamente sagt dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich in Beziehung auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Gesetzen regiert, daß aber der König dem Gesetz nur dann Achtung verschaft, und seinen guten Zweck erreicht, so weit er das dazu nöthige Ansehen

besitzt." Ludwig wurde auf dem Magdalenenkirchhofe zu Paris, zwischen den Gräbern derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste im J. 1774 in dem Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwischen dem Grabe der am 10. Aug. 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer, beerdigt. Ein Advocat Decloseaux kaufte den Platz, und machte sich zum Hüter der verwesenden Hüllen des Königs und der nachher an seiner Seite beerdigten Königin. Ludwig XVIII. belohnte nachher seine Treue, indem er ihm das Band des Michaelisordens und eine auf seine zwei Töchter rückfällige Pension verlieh. Auch die Herzogin von Angouleme sandte ihm die Bildnisse ihrer geopferten Eltern. Am 18. und 19. Jan. 1815 wurden die Gräber der letztern, unter Beobachtung der erforderlichen Formalitäten, eröffnet, die Leichname ausgegraben, und dann in das königliche Begräbniß nach St. Denis gebracht. Nach einer zu gleicher Zeit gegebenen königl. Verordnung, wird alle Jahre am 21. Jan. in allen Kirchen des Königreichs, neben andern Trauerceremonien, ein Gottesdienst zum Andenken Ludwigs XVI. gehalten, welcher im folgenden Jahre, besonders in St. Denis, unter großen Feierlichkeiten, statt hatte. Man hat noch keine Geschichte von diesem Fürsten. Desodoard's Werk ist unbedeutend; J. J. Regnault's Siècle de Louis XVI., sehr einseitig; es preiset u. a. die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monströse Mißgeburt nannte! Des Grafen von Angiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI. geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich in Paris erschienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc., par M. A. . . enthält nur wenig unbekannte Materialien. K.

Ludwig XVII. oder Ludwig Carl Capet, geb. den 22. Oct. 1781, wurde zugleich mit seinem Vater Ludwig XVI., seiner Mutter, Schwester und Tante, den 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royalisten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwigs XVII. zum König von Frankreich und Navarra aus; und Monsieur, der Graf von Provence erklärte sich während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig zum Regenten von Frankreich. Seine Mutter, die ehemals angebetete, dann von der schändlichsten Verläumdungssucht verfolgte, geistvolle, großherzige, Maria Antonia, die Schwester Josephs II., und Leopolds II., wurde, nachdem sie mit der empörendsten Grausamkeit behandelt worden war, auf dem Revolutionsplatze den 16. Oct. 1793 guillotinirt. Dasselbe Schicksal traf Ludwigs XVI. Schwester, die fromme und mildthätige Elisabeth den 10. Mai 1794. Der zehnjährige Carl Ludwig Capet, der im Gefängnisse sehr nachlässig behandelt wurde, starb im Tempel den 8. Juni 1795. Seine Schwester Maria Theresia Charlotte, geb. den 19. Dec. 1778, verließ erst im December 1795 den Tempel, um an der Grenze gegen einige gefangene französische Conventsdeputirte ausgewechselt zu werden. Sie ging nach Wien, und vermählte sich den 10. Juni 1799 zu Mitau mit dem ältesten Sohne des Grafen Artois, Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, geb. den 6. Aug. 1775. Im Mai des J. 1814 kehrte sie zugleich mit Ludwig XVIII. aus England nach Frankreich zurück. K.

Ludwig XVIII. (le désiré), Ludwig Stanislaus Xaver, Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XV., geboren den 17. November 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im Jahre 1810 starb, hieß Monsieur, nach dem Regierungsantritte seines Bruders im J. 1774; Regent von Frankreich, nach dem Tode Ludwigs XVI. Er nannte sich Ludwig XVIII. nach dem Tode seines Neffen. Europa aber, selbst England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, den 31. März 1814. Als König von Frankreich und Navarra regierte er, anfangs durch seinen Bruder, Monsieur, Grafen von Artois, der als Generallieutenant und Statthalter in Paris den 13. April 1814 an die Spitze der provisorischen Regierung trat. Er selbst übernahm die Regierung durch seine Bekanntmachung aus St. Ouen den 2. Mai 1814, zählt aber seine Regierungsjahre vom Tode seines Neffen, Ludwig XVII., an. Während der Regierung seines Bruders nahm er sehr wenig Antheil an dem Factionen-Umtriebe und an den Lustbarkeiten des Hofes. Ludwig XVI. beschäftigte sich am liebsten mit Landkarten; der Graf von Provence mit Büchern: beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poesie gezeigt hat; und da er der Verfasser von mehrern sehr artigen Gedichten ist, so dürften die Literatoren ihn wohl in die Liste der königlichen Schriftsteller aufnehmen. *) Bei der ersten Versammlung der Notabeln im Jahre 1787 stand er an der Spitze des ersten der sieben Ausschüsse, und schien aus Ueberzeugung auf die Seite der Opposition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigstens wurde dieser von dem Ausschusse, unter dem Vorsitze des Grafen von Provence, am heftigsten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn; und als er vom König den Auftrag erhielt, die Einregistrirung einiger Edicte dem Oberrechnungshofe anzubefehlen, begrüßte ihn das Volk mit Freudengeschrei. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Versammlung der Notabeln, welche der König den 9. November 1788 eröffnete, sprach Necker den Wunsch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräsentation haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen der beiden Häuser Condé widersetzten sich diesem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt; daher machte ihm der Prinz von Conti in der Sitzung vom 28. Nov. nachdrückliche Vorstellungen. „Die Monarchie werde angegriffen; es sey nothwendig, um den Staat zu erhalten, die neuen Formen zu verbannen, die alten aber unverletzt zu erhalten.“ Der König war mit diesen Aeußerungen, welche die Schritte des Ministers, folglich auch die des Königs, tadelten, unzufrieden; er schrieb daher an Monsieur: „Die Prinzen können sich mit ihren Vorstellungen unmittelbar an mich wenden; in der Versammlung aber sollen sie sich nicht von den Gegenständen entfernen, für welche ich die Notabeln berufen habe. Ich verbiete den Ausschüssen, mit diesen fremdartigen Fragen sich zu beschäftigen, und verlange, daß sie in dem ordentlichen Gange der Geschäfte fortfahren.“ Indessen erklärte sich von allen sechs Ausschüssen dieser Versammlung ein einziger, der unter Monsieur's Vorsitz, für die doppelte Zahl der Deputirten des

*) Er hat auch einige Bände von Gibbons Geschichte ins Französische übersetzt.

dritten Standes; die übrigen hatten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monsieur's, behielt aber, was damit im Widerspruche stand, die getrennte Berathschlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monsieur so wenig als der König selbst den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerstörung der Bastille begleiteten die beiden Brüder den König am 15. Julius, in den Saal der Nationalversammlung, wo ihr Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Aber das Volk in Paris hatte den Grafen Artois bereits geächtet; und dieser verließ daher den 16. Julius mit seinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen von Condé und von Conti, die Herzöge von Bourbon, von Enghien und von Luxemburg. Monsieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab sich dieser den Tag nach der Verhaftung des Marquis, den 26. December 1789, auf das Pariser Stadthaus, um sich persönlich wegen jener Beschuldigung zu rechtfertigen. „Er stehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieser ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden negociren sollen." Von diesem Gelde glaubte das Volk, es sey zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt, und den 19. Februar gehangen. Endlich bewogen die stürmischen Bewegungen der Parteien in Paris den König, sich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig schlug die Straße nach Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes den 21. Junius 1791 angehalten, dieser entkam glücklich nach Brüssel. Er nahm hierauf an den Schritten der Emigranten in Coblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. October 1791, daß er zurückkehren solle, erließen die Prinzen, seine Brüder, eine Erklärung, daß sie die Constitution als ein Werk von Aufrührern ansähen, daß der König zwar den Besitz des Königreichs habe, aber nicht als ein Eigenthum, sondern als Fideicommiß, das er seinen Nachfolgern so überliefern müsse, wie er es bekommen. Solche Ansichten machten die Trennung zwischen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und dies kleine Heer des Prinzen von Condé nannte, unheilbar, und verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien. Der Krieg brach aus. Ludwig verlegte seinen Hof nach Verona. Hier wurde er im J. 1795, nach dem Tode seines Neffen von den Emigranten zum König ausgerufen. Alle Unfälle, die ihn seitdem trafen, ertrug er mit Würde und Fassung. Als ihn das Jahr darauf der venetianische Senat, durch Bonaparte's Drohungen erschreckt, nöthigte, jene Stadt zu verlassen, unterwarf er sich ohne Murren dieser strengen Maaßregel. Doch ließ er sich bei seiner Ankunft in Venedig das sogenannte goldene Buch vorlegen, in welchem die Namen der edlen Familien Venedigs standen, und Aller, die gleiche Privilegien besaßen. Er suchte den Namen Heinrichs IV., fand und durchstrich denselben. Jetzt führte er, gleich Carl II. nach der Schlacht bei Worcester, unter dem Namen eines Grafen von Lille, ein wanderndes Leben, unterstützt von fremden Höfen und einzelnen Freunden des Hauses Bourbon. Außer England und andern Höfen zahlte auch

Portugall den Bourbons ein Jahrgeld von 300,000 Franken. Die Schulden der Bourbons im Auslande, die gegen 80 Millionen betra-en, sind jetzt von Frankreich übernommen. Ludwigs Lage erregte Mit-eid, selbst bei seinen Feinden. Von Venedig ging er zuerst nach Blan-enburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig ebte; nach dem Frieden vom J. 1797 begab er sich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Toch-er feierte. Bald nachher ließ er sich in Warschau nieder. Hier machte Bonaparte im J. 1803 einen Versuch, den Prätendenten zur Entsagung zu bewegen. Allein dieser wies alle glänzende Anerbietun-gen von sich, und antwortete dem Unterhändler des ersten Consuls den 28. Februar: „Ich verwechsele Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vor-gängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine militärischen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzeigt. Al-lein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich selbst in Ket-ten mich achten; als Nachfolger Franz's I. will ich wenigstens sagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht. Die Prinzen traten den 23. April der Antwort des Königs bei. Unter die-sen lebte der Bruder des Prätendenten, Carl Philipp Graf von Artois, (geboren 1757), der sich seit 1795 Monsieur nannte, vom J. 1796 an meistens zu Edimburgh. Indeß war derselbe Abgesand-te den 14. März wieder beim Prätendenten gewesen, und hatte einige Aenderung in der Form der Antwort gewünscht, weil sie den Obercon-sul erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren könn-te. Der König änderte nichts. „Den Souverän," erklärte er, „der sich durch Bonaparte's Verlangen genöthigt glaubte, mir seinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich würde, müßte es seyn, schwarzes Brod essen mit meinen Ge-treuen." Der hamburger Correspondent vom 9. September mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. August diese dem Prätenden-ten gemachten Anträge für Erdichtungen erklären; auch die Mannhei-mer französische Zeitung erklärte sie für grundlos; allein der Moniteur widersprach nicht. Ludwig blieb, so rasch auch das Glücksrad des französischen Raubherrschers über Europa hinrollte, diesen Gesinnungen stets treu. Als er sich nach Schweden, und zuletzt nach England zu-rückziehen mußte, konnte er wohl seine Hoffnung aufgeben, aber nie sein Recht. Jene hatte ihn mehrmals zu Schritten veranlaßt, eine Wieder-herstellung seines Hauses in Frankreich zu bewirken. So ließ er dem französischen Heerführer Pichegrü, welcher diesen Plan hatte, um Frank-reich der Anarchie zu entreißen, Vollmachten durch den Prinzen von Condé einhändigen. Er schrieb selbst an ihn, aus Riegel (?) den 24. Mai 1796. Dieser Brief ist ein Beweis der großen Achtung und des vollsten Vertrauens, das er zu diesem „tapfern, uneigennützigen und be-scheidenen" Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daß ihm die Ehre der Wiederherstellung der französischen Monarchie vorbehalten sey." Das condéische Corps, bei welchem der Herzog von Berry ein in rus-sischen und dann in englischen Sold genommenes adeliges Cavallerie-regiment seit dem J. 1798 commandirte, wurde durch die Ereignisse aufgelöset. Rußland wies ihm in Vollhynien Wohnplätze an. Die Prinzen des Hauses Bourbon nahmen hierauf nur aus der Ferne, oder mittelbar an den spätern Begebenheiten vergeblichen Antheil. Denn erst nach 25 Jahren sollte der Kreislauf der Revolution geschlossen seyn, und Frankreich wieder auf den Punct gestellt werden, von welchem es

1789 ausging. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entscheidung des letzten großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamshire sehr einfach lebte, und sich hauptsächlich mit politischen Studien beschäftigte, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der britischen Verfassung, seine frühern Ansichten berichtigt, und ihn für die bessern Ideen unserer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er die Liebe der Franzosen verdient, beweisen mehrere Züge von Milde und Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des französischen Heeres in Rußland an den Kaiser Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen, als seine Kinder, der Großmuth dieses Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeste in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzosen nur betrauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab sich der Graf von Artois den 2. Februar 1814 nach Basel. Sein ältester Sohn, der Düc d'Angouleme, war zu Wellingtons Armee abgegangen; der jüngere, Düc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jersey aus nach der Westküste Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Priester widerrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzosen, aus Hartwellhouse in Buckinghamshire, den 1. Febr. 1814 erlassenen Aufruf bekannt, welcher zuerst in Guienne, dann selbst in Paris, eine Partei bewog, sich für die Bourbons zu erklären; ohne welche Partei, wie das Monthly Magazine, Junius 1814, nicht unwahrscheinlich behauptet, die Verbündeten schwerlich in Paris eingedrungen seyn würden. Denn der König versprach in jenem Aufrufe volle Amnestie des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuchs, mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären, Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, der Armee alle ihre Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Conscription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proclamation und ähnliche, die von den Prinzen, z. B. vom Herzog von Angouleme, aus St. Jean de Luz den 11. Febr. erlassen wurden, dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongresses, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein, wo ihn der Beifall des Volks empfing. Der Herzog von Angouleme aber sah zuerst auf französischem Boden, in Bordeaux, den 12. März die Lilien der Bourbons vor sich aufpflanzen. Doch erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich, nach 25jähriger Verwirrung einer selbstständigen weisen Richtung nicht mehr fähig, ihre feste Richtung auf das, was heilbringend war, erst bei dem Einzuge der Alliirten in Paris durch die öffentliche Erklärung des Kaisers Alexander den 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Auf dieses kaiserliche Wort ernannte der Senat eine provisorische Regierung unter Talleyrand Perigord's, Prinzen von Benevent, Vorsitz, welche das Decret der Absetzung Napoleons, die der Senat den 2. April beschlossen hatte, den 3. April gesetzlich aussprach, und den 7. April schon den Tags vorher angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Die Armee hatte hierbei keine Stimme; sondern die mit Napoleon unzufriedene Partei in Paris, an ihrer Spitze der vom Imperator beleidigte, scharfsichtige

Talleyrand, hatte im Namen aller ehrlichen Leute in Frankreich durch einen Schritt die an Ludwig XVI. verübte Blutschuld von der Nation abwälzen, und sich und Europa den Frieden geben wollen. Schon am 6. April übertrug ein Senatsdecret die Generalstatthalterschaft an den Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xavier, welcher auf Frankreichs Thron berufen sey, die Constitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Aber eben diese Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren zu voreilig und selbstsüchtig ihre Vortheile bedacht hatten, widersprach zugleich der öffentlichen Meinung und dem folgerechten Monarchismus. Dadurch gelang es dem König, daß er die Urkunde selbst verwerfen konnte, indem er die wesentlichen Grundsätze derselben bekräftigte, und sich die Abfassung der Haupturkunde vorbehielt. Dieser Sieg der alten Monarchie über die Revolution ist einer der größten, den je die Staatskunst über eine Nation, wie die französische ist, erkämpft hat. Aber freilich war auch die äußere Lage dazu äußerst günstig. Desto schwieriger war es, diesen Sieg späterhin zu rechtfertigen, und die neueste Zeit nicht bloß mit der jüngst vergangenen des Kaiserthums, sondern auch mit der alten Zeit der vorurtheilsvollen Royalisten zu versöhnen. Der Graf von Artois sprach in der Audienz des Senats und des gesetzgebenden Körpers am 13. April den wesentlichen Inhalt der Constitution aus, mit Weglassung der anstößigen Punkte. Eine seiner wichtigsten Regierungshandlungen war der Abschluß des allgemeinen Waffenstillstandes mit den verbündeten Mächten, den 23. April. Damit stand in Verbindung die Verminderung der Marine und der Landmacht, und Alles, was zur ersten Beruhigung des durch den erzwungenen Aufstand in Masse in Aufruhr gebrachten Staatskörpers dienen konnte. Jetzt verließ Ludwig XVIII. sein Asyl zu Hartwell, und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23. April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. stiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angouleme, Ludwigs des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und dessen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an sein Herz, und sagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete dorische Säule von Marmor, und die Aufbewahrung der Spur seines ersten Fußstapfen in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, so wie in St. Ouen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Ouen der Kaiser von Oesterreich, und in Compiegne der Kaiser von Rußland. Von St. Ouen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Wesentliche der Constitution des Senats vom 6. April in zwölf Puncten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf. Den 3. Mai hielt er seinen feierlichen Einzug in Paris. Eine seiner ersten Handlungen war die Bildung seines Ministeriums, meistens aus Mitgliedern der bisher bestandenen provisorischen Regierung; und eine seiner ersten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abschaffung zwar versprochen war, deren Erhebung aber für jetzt nur gemildert werden konnte. Durchgreifend war die neue Organisation der Armee, und die Abfassung und Einführung der neuen Constitution; von

dem größten Interesse aber die Aufsicht über die öffentliche Meinung, über die geheimen und öffentlichen Parteien der Unzufriedenen; die wichtigen Gesetze über Preßfreiheit und über die Finanzen, die Leitung der neuen auswärtigen Verhältnisse, und die Belebung der Seefahrt, des Colonialhandels, und vor allen Dingen des Staatscredits, welcher durch das Deficit der letzten beiden Jahre von 1,306 Millionen Franken ganz zerrüttet war. Es ist über alle diese Gegenstände, so wie über die folgenden Erscheinungen, die den Geist der neuen Regierung charakterisirten, über ihren unerwarteten Umsturz durch Napoleons Wiederankunft in Frankreich, über ihre schnelle Restitution durch die Macht der verbündeten Höfe, über ihre neuen Anstalten zu ihrer Erhaltung und Befestigung, so wie über ihre Thätigkeit in Beziehung auf die innern und äussern Angelegenheiten, oben in dem Art. Frankreich bereits das Erforderliche gesagt worden. Um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, beschränken wir uns deßhalb hier darauf, das Neueste aus Ludwigs Regierungsgeschichte nachzutragen. Die Partei der Mißvergnügten und der Besorgten, die der Regierung gegenüber stand, war noch immer die zahlreichste. Die alten Militärs, die unter Napoleon so viel an Ruhm und Auszeichnung gewonnen hatten, das Heer der auf halben Sold gesetzten Officiere, eine Menge Beamten, die man theils wegen ihres Betragens zur Zeit der letzten Usurpation, theils aus Mißtrauen gegen ihre Grundsätze, von ihren Aemtern entfernt hatte, die vielen Individuen, die den Glanz und die Verschwendung der vorigen Regierung, die ihnen Nahrung und Reichthümer gegeben, vermißten, die eiteln Patrioten, welche sich durch die Schmach und die Verluste gekränkt fühlten, welche gleichzeitig mit der Wiedererrichtung des alten Throns über die Nation gekommen waren, und dann die noch immer zahlreichen Republikaner, die dem restituirten Königshause den Sieg über ihr System nicht verzeihen konnten, waren erklärte Feinde der Bourbonischen Herrschaft. In diese Feindschaft theilten sich mit ihnen alle diejenige, die während der Revolution irgend eine ausgezeichnete Rolle gespielt hatten, nicht sowohl weil sie sich zurückgesetzt und vernachlässigt sahen, als weil sie das in ihnen lebende Gefühl nicht unterdrücken konnten, daß sie diese Vernachläßigung wirklich verdienten. Eine so weit verbreitete und mächtige Opposition mußte nothwendig den schlimmsten Einfluß auf die Stimmung des Volks haben, zumal da unter diesem, wegen der Fortdauer der drückenden Abgaben, die durch die Contributionen an die Sieger und durch die Unterhaltung der Occupationsarmee nothwendig geworden waren, sich so viel Empfänglichkeit für die Erregungen des Mißvergnügens und der Besorgnisse vorfand. Dieser gewaltigen Partei stand der alte Adel, die ehemaligen Ausgewanderten, die Geistlichkeit, die Begünstigten der neuen Regierung, und die, welche nach ihrer Gunst strebten, ingleichem das Heer der Glücksritter entgegen, die ohne Grundsätze und Charakter, immer dem Systeme huldigen, bei dem sie ihr augenblickliches Glück zu machen glauben. Da diese Partei den Schutz der Regierung hatte, so widerstrebte sie ihren Gegnern mit offener Heftigkeit, wodurch sie der guten Sache, die sie ergriffen hatte, eben so wenig diente, als durch die Uebertreibung der Grundsätze, auf denen ihr System beruhte. Denn man begnügte sich nicht damit, den Royalismus und die Legitimität im Besitze des Thrones zu vertheidigen, und durch Treue und Liebe für die wiederhergestellte Dynastie an der öffentlichen Wohlfarth und der Erhaltung der Ruhe zu arbeiten. Es sollten alle Spuren, und mit ihnen auch die guten Früchte der Revolution vertilgt und ausgerottet, die in

)r begangenen Unordnungen und Verbrechen gerächt, im Staate und
ı der Kirche alles so viel möglich auf den alten Fuß gesetzt, die Con-
itutionskarte vernichtet, und der königlichen Würde eine schrankenlose,
ı allem willkührlich verfügende Macht verliehen werden. Es kamen die
mpörendsten und abentheuerlichsten Behauptungen zum Vorschein, und
ıan brachte zur Ausführung derselben die härtesten und grausamsten
Mittel in Antrag, so daß man den Witz für treffend erklären mußte,
er diese Ultraroyalisten mit dem Namen der „weissen Jakobiner" be-
eichnete. Zwischen diesen Parteien mitten inne stand der gute, wohl-
neinende König, von beiden auf gleiche Weise über die Maaßregeln ge-
adelt, die er in der Verwaltung des Reichs und in dem Streben auf
Befestigung seiner Herrschaft ergriff; und alle Welt mußte es anerken-
ıen, wie wenig beneidenswerth seine Stellung war. Während er auf
er einen Seite das Mißvergnügen zu beruhigen und die Feinde des
Thrones zu entwaffnen und zu zähmen hatte, mußte er auf der andern
eine Freunde in den Schranken der Mäßigung zu erhalten suchen, in-
)em sie durch ihr leidenschaftliches Ungestümm ihm gefährlicher zu wer-
)en drohten, als seine Widersacher, oder doch die zur Herstellung der
Ruhe und der Versöhnung gewählten zweckmäßigen Maaßregeln verei-
elten. Indessen gewannen doch die letztern einen entscheidenden Einfluß
ıuf die Schritte der Regierung, und überall wurde von ihnen der Wille
erselben mit der äußersten Strenge ausgelegt und vollzogen. Die Ge-
ichte setzten ihr Verfahren gegen diejenigen fort, welche bei der Wie-
erkunft des Usurpators ihre Pflicht vergessen hatten, und erkannten über
ie nach der Schärfe der Geseze. Namentlich wurde der Admiral Linois,
er Obrist Boyer, die Generale Travot, Debelle, Drouot,
Chartran, Gruyere, Mouton-Duvernet ꝛc. des Aufruhrs
ngeklagt, und — wenn nicht, wie es bei Drouot der Fall war, von
)em Gerichte losgesprochen — zum Tode verdammt, welches Urtheil bei
inigen vollzogen, bei andern aber von dem Könige in langwierige Ge-
ängnißstrafe verwandelt wurde. Zugleich fuhr man fort mit durchgrei-
endem Ernst, sorgsamer Wachsamkeit und rastloser Thätigkeit den wie-
erhergestellten Thron zu verwahren, und die, welche man für seine
Feinde hielt, oder sich wirklich als solche benahmen, zu beobachten, zu
üchtigen oder unschädlich zu machen. Alle Zeichen der napoleonischen
Regierung an Monumenten, Gebäuden, Inschriften, Fahnen ꝛc. wurden
ertilgt, und durften auch nicht an verborgenen Orten aufbewahrt wer-
en. Die Offiziere auf halbem Solde entbehrten ihren Gehalt so lange,
is sie sich auswiesen, daß sie Knöpfe mit Lilien auf ihren Röcken tra-
en. Die Policei war unaussprechlich thätig, und verfolgte die Aeusse-
ungen des unpatriotischen Sinnes in ihre geheimsten Schlupfwinkel.
Unter strenger Aufsicht stand die Presse; was nicht im Geiste der Re-
ierung gesprochen war, ward unterdrückt. Die meisten ausländischen
Journale traf ein strenge gehandhabtes Verbot. Auf gleiche Weise
)ard die Rede, die Geberde, die Kleidung beobachtet, ob in ihr nichts
Verdächtiges sich finde; unbesonnene Aeusserungen und Erklärungen ge-
en die Regierung aber, oder Verbreitung beunruhigender Nachrichten
atten für die, die sich dieselben erlaubt hatten, die traurigsten Folgen.
Da es nicht an Denuncianten und strengen Richtern fehlte, so häufte
ch die Zahl der Gefangenen ausserordentlich. Andere Verbrecher die-
r Art wurden verbannt oder auf die Inseln deportirt, die Verdächti-
en unter Policeiaufsicht gesetzt. Der Gerichtshof zu Rennes verurtheil-
: sogar einen Offizier, der einen Knopf mit Napoleons Adler an sei-
em Rock trug, zu 3 monatlicher Einkerkerung, 50 Franks Geldstrafe,

und fünfjähriger Zurückhaltung der Hälfte seiner Pension. Die Beamten, welche an die Stellen der Entlassenen traten, bewährten ihren Diensteifer durch die thätigste Förderung der gegen die Unzufriedenen und Verdächtigen genommenen Maaßregeln, aber sie entgingen auch der Beschuldigung nicht, daß sie oft Verbrechen sahen wo keine waren, und von Verschwörungen und aufrührerischen Bewegungen träumten, wo von den einen und den andern in der Wirklichkeit nichts bestand. Indessen waren doch die „Geyer Bonaparte's" im Sarthe-Departement gefährliche Menschen, und es war ein gerechtes Gericht, das mehrern von ihnen die Todesstrafe zuerkannte. Auch war am Ende des April im Departement der Isere ein förmlicher Aufruhr ausgebrochen, der durch Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte, und dessen Häupter verdient hatten, was ihnen widerfuhr. Deßgleichen konnte nichts die „Patrioten von 1816" gegen die Strenge der peinlichen Gesetze sichern, da der Umsturz der bestehenden Regierung unläugbar in ihrer Absicht lag. Aber alle diese Bewegungen wurden von so unbedeutenden Menschen geleitet, und waren so elend und sinnlos angelegt, daß die Regierung durchaus keine Ursache hatte, sie für gefährlich zu halten. Dessen ungeachtet sahen die Ultraroyalisten in ihnen nichts, als die Zeichen großer und weit verbreiteter Verschwörungen, und benützten sie mit äußerster Thätigkeit, um die von ihnen vorgeschlagenen und ausgeübten Maaßregeln zu rechtfertigen, und in ihrem leidenschaftlichen Eifer immer rücksichtloser und kühner zu Werk zu gehen. Dieses immer allgemeiner herrschende System eines neuen Terrorismus und so viele grobe Ausbrüche des siegreichen Parteigeistes trugen nicht dazu bei, die Regierung bei dem Volke beliebt zu machen, und setzten sie in Gefahr, auch das Zutrauen und die Liebe der rechtlichen Bürger zu verlieren, die unter dem Schutze des Königs, gesetzliche Freiheit und unbedingte Herrschaft der Constitution wollten, bei so löblicher Gesinnung aber unmöglich Wohlgefallen an willkührlichen Verhaftungen und Verbannungen, an den Nachforschungen der Policei, an dem Denunciationssysteme, an dem Verfahren der Prevotalgerichte, und an der ausschliessenden Begünstigung gewißer Factionen finden konnten. Die Beschwerden und die Klagen dieses achtungswürdigen Theils der Nation trafen aber insbesondere die *Deputirtenkammer*, die seit dem Anfange ihrer Sitzungen sich als den eigentlichen Heerd und Mittelpunct des Ultraroyalismus gezeigt, und die ausschweifendsten Grundsätze und Forderungen, im Sinne dieses Systems ausgesprochen hatte. Wenn man diesem Senate die Vorwürfe machte, daß er die Absicht habe, den Clerus wieder zu einem neuen Stande zu erheben, daß er diese Absicht durch seine dem traurigen Finanzzustande des Reichs zuwider laufenden Motionen zur überreichen Dotirung der katholischen Geistlichkeit verrathen habe, daß er eine Revision der Verfassung wolle, um alle gesetzliche Freiheit der Bürger zu untergraben, daß er des Sinnes sei, den Emigrirten ihre bereits durch zwanzig Hände gegangenen Güter wieder zu verschaffen, daß er unaufhörlich die Reinigung der öffentlichen Beamten predige, daß er wider alle liberale Gesinnungen Krieg führe, daß er sich eigenmächtige Eingriffe in die vom Könige ausgesprochene Amnestie erlaube ꝛc., so konnten wohlmeinende und redliche Bürger weder Achtung noch Zutrauen zu ihm gewinnen, zumal es so leicht war, sich von der Zuverlässigkeit aller dieser Vorwürfe zu überzeugen. Das Mißvergnügen wurde immer lauter. Die ausländischen Journale erklärten sich mit Heftigkeit gegen diesen Gang der Ereignisse und gegen die Menschen, die ihn lenkten. Auch die Minister des russischen und englischen

Hofes mißbilligten das Verfahren der herrschenden Faction. Der König, der das Gute ernstlich und redlich will, durfte nur auf die Hindernisse desselben aufmerksam gemacht werden, und er war zur Abhülfe bereit. Am 29. Apr. wurden die Sitzungen der beiden Kammern aufgehoben, und ihre Wiedereröffnung auf den 1. Oct. angesagt. Der Minister des Innern, Vaublanc, der bei seinem schwankenden Character den Principalminister, Herzog von Richelieu, in seinem Streben gegen die Kammern, nicht kräftig genug unterstützt hatte, verlor dies Amt; und wurde durch Lainé ersetzt, in dem man nicht nur den rechtlichen und gemässigten Mann, sondern auch einen entschlossenen Gegner der Ultraroyalisten kannte. Auch erhielt der Kanzler d'Ambray die Siegel des Königreichs wieder, und provisorischer Weise das Portefeuille des Justizministeriums. Dadurch gewann die constitutionelle Partei das Uebergewicht. Man bemerkte auch bald, daß die Maaßregeln der Regierung milder wurden. Die willkührlichen Verhaftungen liessen nach. Viele, die unter Aufsicht gesetzt waren, durften in ihre Heimath zurückkehren. Mehrere Generale und Offiziere, die als verdächtig beseitigt worden, wurden wieder angestellt. Auch die Prinzen schienen, besonders seit der Vermählung des Herzogs von Berry mit der Prinzessin Marie Caroline von Neapel, (17. Jun.) gemäßigter und umsichtiger zu handeln. Es kam aber darauf an, daß durchgreifende Schritte gemacht würden, um einen neuen Geist in der Regierung hervor zu bringen. Zu diesem Ende legten die Herrn v. Richelieu, Decazes und Lainé dem Könige einen Bericht über den Zustand des Reichs vor, worin sie die willkührlichen Handlungen der Prevôtalgerichte, die Eindrücke, welche die letzten Hinrichtungen im Süden gemacht, die inquisitorischen Ränke, deren man sich bediente, um Opfer zu erhalten, und die zahlreichen im Namen der Regierung begangenen Mißbräuche mit starken Farben abmahlten, und zugleich darauf antrugen, daß, um dem nahen Ausbruche eines Bürgerkriegs vorzubeugen, die Abdankung mehrerer Präfecten und Richter verfügt, und die Kammer der Deputirten aufgelöst werden sollte. Die Epuration der obrigkeitlichen Stellen ließ sich zwar der König gefallen; aber er erklärte sich mit Festigkeit für die Beibehaltung der Kammer. Die Spannung erreichte dadurch den höchsten Grad, und es war zu erwarten, daß die Minister in dem Augenblicke, in dem die Kammer ihre Sitzungen eröffnete, ihre Stellen niederlegen würden. Doch gelang es den Freunden der guten Sache, den Monarchen noch für dieselbe zu gewinnen. Eine königl. Ordonnanz vom 5. Sept. erklärte die Kammer für aufgelöst, forderte die Wahlcollegien auf, zu neuen Wahlen zu schreiten, verbot die Revision irgend eines Artikels der Verfassungsacte, und bestimmte den 4. Nov. zur Wiedereröffnung der Sitzungen. Diese Verordnung erregte bei den constitutionell-gesinnten Bürgern die größte Freude, und man knüpfte an sie die schönsten Hoffnungen für das Gedeihen des innern Friedens, des Wohlstands und der Herrschaft der Gesetze. Auch gab die öffentliche Meinung ihre Zustimmung auf eine ausdrückliche Weise, indem sogleich die Fonds anfiengen zu steigen. Desto unzufriedener geberdeten sich aber die Ultraroyalisten, unter denen Chateaubriand, in seiner Schrift De la monarchie sous la charte das Wort nahm, und mit Scharfsinn und Beredsamkeit des gestürzte System vertheidigte. Aber die Schrift wurde von der Polizei unterdrückt, und der Verfasser verlor wegen der darin enthaltenen respectswidrigen Aeusserungen gegen Se. Majestät seine Stelle als Staatsminister. Mit gespannter Erwartung sieht man nun der Eröffnung der neuen Kammer entgegen; aber sehr getheilt sind die

Meinungen über die Frage, ob sie Frankreich den innern Frieden bringen, oder nicht vielmehr den Anfangspunkt wiederholter Unruhen und Stürme bezeichnen werde.

Luft heißt im besondern Sinne das atmosphärische Gas, welches als Luft- und Dunstkreis unsern Erdball umgiebt. Dieses Gas ist aus Stickstoffgas und Sauerstoffgas zusammengesetzt und hat die allgemeinen Eigenschaften der übrigen Gasarten: es ist eine bleibend elastisch-flüssige, durchsichtige, wägbare, (schwere) Substanz, welche sich in Gefäße einschließen läßt und in kleinen Massen im gewöhnlichen Zustande unsichtbar bleibt. Wird sie durch Hitze so stark ausgedehnt, daß ein Heranströmen kälterer Luft daraus entsteht, so kann sie allerdings gesehen werden. Dieß wird z. B. über der Oeffnung eines Backofens, der im Freien steht, oder in heißen Sommertagen auf erhitzten Ebenen und im Winter vor dem Fenster eines stark geheitzten Zimmers beobachtet. Die Luft, welche hier in flimmernder Bewegung erscheint, hat keine Farbe, sondern ist helldurchsichtig, wie der reinste Krystall. In großen Massen erscheint sie jedoch himmelblau. Die Elasticität der Luft wird weder durch Kälte, noch durch den Druck zerstört, sondern sie ist, wie die Elasticität der Wasserdämpfe, bleibend; daher heißt sie auch permanent elastische Flüssigkeit. Daß die Luft aber auch eine wahre Flüssigkeit sey, erhellt daraus, daß sich ihre Theile durch die geringste Kraft von einander trennen lassen; auch diese Flüssigkeit ist permanent. Doch kann die Luft durch kein denkbares Mittel in eine tropfbare Flüssigkeit verwandelt werden, sondern sie bleibt immer, wie sie ist. Nur durch chemische Operationen kann man sie binden oder festmachen. Vor Galiläi ward die Schwere der Luft geleugnet; dieser aber verdichtete sie in einem gläsernen Gefäße und fand darauf, daß das Glas am Gewichte schwerer geworden war, als vorher bei nicht verdichteter Luft. Die Schwere der Luft gegen Wasser ist wie 1 zu 400. Nach Erfindung der Luftpumpe ist diese Schwere außer allen Zweifel gesetzt worden. Man pumpt nämlich, in so fern dieß möglich ist, die Luft aus einem Gefäße heraus, und wiegt dasselbe, wo dann eine merkliche Verschiedenheit im Gewichte mit dem vorher luftvollen Glase gefunden wird. De Lüc fand die Schwere der Luft zu der Schwere des destillirten Wassers in der Temperatur des schmelzenden Eises wie 1 zu 760. Die Schwere oder das Gewicht der Luft verursacht, daß die untern Luftschichten dicht über der Erde am dichtesten sind, weil die obern Schichten auf ihnen ruhen. Je höher man sich erhebt, desto dünner wird die Luft, und endlich gelangt man gar in Gegenden, wo man nicht mehr athmen und kein Vogel mehr fliegen kann. Von der beträchtlichern Dichte, welche die Luft in den untern Gegenden hat, überzeugt man sich, wenn man eine völlig luftdicht verstopfte gläserne Flasche auf einem hohen Berge öffnet. Dann strömt die Luft mit einem zischenden Laute heraus und bewegt für eine Zeit eine davor gehaltene Lichtflamme. Metalle, Glas, Steine, nasses Leder, Thierblasen, gefirnißter Taffent rc. sind luftdicht, d. h., sie haben so feine Zwischenräume, daß die Luft, trotz ihrer unermeßlichen Feinheit, dieselben nicht durchdringen kann; doch kommt es hierbei auch auf die Verwandtschaft an, welche zwischen der Luft und einigen Materien vorhanden ist. Die Elasticität derselben bleibt übrigens bei der größten Zusammendrückung viele Jahre lang ungeschwächt. Es hat, z. B., eine geladene Windbüchse noch nach sechzehn Jahren dieselbe Wirkung gethan.

Lufterscheinungen, s. **Meteore**.

Luftpumpe ist, in der weitesten Bedeutung, eine Maschine,

ermittelst welcher man die in einem Raume eingeschlossene Luft entweder verdünnen oder verdichten kann. Im letzten Falle heißt sie Druckpumpe und im ersten Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letzte Art verstanden. Dieses nützliche mechanische Kunstwerk, welches mehr wie jedes andere zur Vervollkommnung der physikalischen Wissenschaften beigetragen hat, war 1650 von dem Bürgermeister Otto von Guerike erfunden. Die wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallener Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in dem Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterem entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun, bei dem Zurückstoßen des Stämpels, diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht seyn müsse. Die Beschreibung dieser wesentlichen Theile der Luftpumpe ist hinlänglich für unsern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, insonderheit zu unsern Zeiten, sehr beträchtliche Verbesserungen erhalten: doch sind wir noch weit davon entfernt, derselben die erwünschte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei physikalischen Versuche, welche sich im leeren Raume anstellen lassen, sind ungemein lehrreich und interessant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, so fällt das Quecksilber: ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine schlaffe, fest zugebundene Thierblase mit etwas atmosphärischer Luft schwillt unter der Glocke auf, sobald die Luft verdünnt wird und fällt beim Hinzulassen derselben wieder in ihren vorigen Zustand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe giebt kein Wasser mehr; Täucherchen, welche im Wasser in der atmosphärischen Luft sinken, schwimmen bei verdünnter Luft; Wasser braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um sogleich zu sieden und in völlig durchsichtigen, elastischen Dämpfen aufzusteigen; Holz giebt eine Menge Luft von sich und sinkt dann im Wasser unter, ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Wasser erhielt; das beste Feuerzeug giebt unter der Glocke mit verdünnter Luft keine Funken; Schießpulver entzündet sich nicht; ein brennendes Licht erlischt; alle warmblütige Thiere sterben sogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Frösche, erholen sich wieder, wenn bald Luft zugelassen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thierischen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzte Canal, der sich vom Schlunde bis in die Lungen erstreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luft-

röhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aesten der Luftröhre, besteht. Sie ist ganz ihrem Zwecke gemäß eingerichtet: die Schnellkraft ihrer knorplichen Ringe erhält sie zum Ein- und Austritte der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Sie läßt sich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halses ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, strecken, drehen, heraufziehen und hinabschieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leistet insonderheit noch bei der Stimme und Sprache des Menschen wesentliche Dienste.

Luftschiffkunst (Aëronautik) ist diejenige Kunst, durch welche man es bewirkt hat, sich vermittelst eines mit künstlicher Luft angefüllten Ballons in die Höhe zu erheben. Schon die Alten scheinen Begriffe von der Möglichkeit einer solchen Kunst gehabt zu haben: Dädalus und sein Sohn Icarus erhoben sich, wie die Fabel sagt, mit Hülfe wächserner Flügel in die Luft, und Archytas verfertigte eine Taube von Holz, die sich ebenfalls in die Luft erhob. Auch in den neuern Zeiten finden sich Spuren von einer solchen Kunst: in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts soll ein Künstler gelebt haben, der eine Flugmaschine mit künstlich schlagenden Flügeln gebaut hatte; nachher verfertigte Johann Müller (Regiomontanus, † 1476) einen hölzernen Adler, der dem Kaiser Friedrich III. entgegenflog, nebst einer eisernen Fliege, die eine gewisse Weile sich durch die Luft bewegte. Alle diese Versuche, selbst wenn deren historische Wahrheit erwiesen wäre, können aber für keine Vorbereitung zur Luftschiffkunst angesehen werden. Einen erheblichen Schritt in dieser Kunst that Johann Baptista Dantes aus Perugia, der sich zu Ende des 15ten Jahrhunderts Flügel machte, mit welchen er mehrmals über den trasimenischen See flog. Der Benedictiner Olivier de Malmesbury in England und der Jesuit Backwelle von Padua stellten ähnliche Versuche an, verunglückten jedoch bei denselben. Julius Cäsar Scaliger that 1557 Vorschläge, wie man die fliegende Taube des Archytas nachmachen, und Magnus Pegelius behauptete 1604, daß man durch die Luft schiffen könnte. Aus dem Satze des Mandoza, daß das Feuer leichter, dünner und feiner als die Luft sey, schloß schon Caspar Schott († 1666), daß die Luft, da wo sie ans Feuer grenzt oder dünner als der Aether wird, schiffbar sey, so wie das Wasser da schiffbar wird, wo es an die Luft grenzt. Hierauf ließ der Jesuit Franziscus Tertius Lana (de Lanis) eine Schrift drucken, die den Plan zu einem hölzernen Luftschiff enthielt. Fabri hatte gar den Einfall, durch zusammengepreßte Luft Körper zu heben und in die Luft steigen zu lassen. Kurz darauf machte Lohmeyer eine Schrift von der Kunst, die Luft zu durchschiffen, und ein Geistlicher in Brasilien 1709 sein Vorhaben bekannt, daß er mit einer Maschine in 24 Stunden 200 Meilen durch die Luft fahren wollte. Der Pater Galien zu Avignon hatte 1755 den Einfall, daß ein großer Sack von gefütterter Leinwand, der mit Theer und Wachs bestrichen seyn müßte, in der Luft schwimmen würde, wenn man solchen auf eine hohe Luftgegend brächte und mit der daselbst befindlichen leichtern Luft anfüllte. Als Cavendish die große Leichtigkeit der brennbaren Luft entdeckte, kam Black in Edinburg 1766 auf den Gedanken, daß dünne Blasen mit brennbarer Luft angefüllt, aufwärts steigen müssen. Auch Kratzenstein kannte seit 1776 nicht nur die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, sondern auch das Aufsteigen der mit ihr aufgetriebenen Seifenblasen, und Cavallo stellte 1782 sogar practische Versuche im Kleinen

n. So weit war diese Erfindung gediehen, als die Gebrüder Stephan und Joseph von Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay in Vivaris, im November 1782 Säcke von Papier mit brennbarer Luft füllten und im November desselben Jahrs ein hohles Parallelepipedum aus Taffent, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, 36 Fuß hoch in die Luft steigen ließen. Eine größere Maschine, von 650 Cubikschuh Inhalt, stieg mit gleichem Erfolge. Nun verfertigten sie eine mit Papier gefütterte Maschine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmesser hielt, 450 Pfund wog und 400 Pfund Last mit sich emporhob, welche Maschine am 5. Junius 1783 zu Annonay in weniger als 10 Minuten eine Höhe von 1,000 Toisen erreichte und 7,200 Schuhe weit von dem Orte des Aufsteigens niederfiel. Das Mittel, wodurch sie diesen Ball zum Aufsteigen brachten, war ein unter der Oeffnung der Maschine angezündetes Strohfeuer. Charles, Professor der Physik zu Paris, fiel zuerst darauf, die Versuche der Montgolfiers mit brennbarer Luft, die er aus Eisenfeilen und Vitriolöl entwickelte, na[illegible] machen. Der Versuch mit diesem Ballon ward am 27. August 1783 angestellt und gelang vollkommen. Charles Methode, den Ballon zu füllen, ward von Blanchard verbessert und dieser füllte nun in Zeit von zwei Stunden, worauf jener drei Tage zugebracht hatte. Der erste Mensch, der sich mit einem solchen Ballon in die Luft erhob, war Pilatre de Rosier, der am 15. Oct. 1783 aufstieg, aber seinen Ballon noch an Stricken halten ließ. Nachdem er noch einen dergleichen Versuch gewagt hatte, stieg er endlich am 21. Nov. 1783 in Gesellschaft des Marquis d'Arlandesse auf, ließ aber den Ballon nicht mehr halten, schwebte 25 Minuten in der Höhe und ließ sich 5000 Toisen weit unbeschädigt wieder auf die Erde nieder. Blanchard erfand nun auch Flügel und Steuerruder, die er an dem Ballon befestigte und nach Gefallen bewegen konnte, und flog darauf mit einem auf diese Art leitbaren Ballon über den Canal nach England. In der Revolution wollten sich die Franzosen des Luftballons auch zu militärischen Zwecken bedienen, und während der Schlacht bei Fleurus schwebte wirklich am 26. Juni 1794 der General Etienne in einem Luftballon über der österreichischen Armee, und correspondirte mit der französischen Generalität über die Stellung und Bewegung des Feindes. Auch in den Feldzügen von 1795 und 1796 folgten den Armeen Luftballons nach. Da man sich aber bald von ihrer Unzweckmässigkeit überzeugte, so wurde ihr militärischer Gebrauch wieder aufgehoben.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht) s. Fata Morgana.

Lüge (in der Moral) ist eine Unwahrheit, welche mit dem Bewußtseyn, daß sie eine Unwahrheit ist, also mit Uebertretung der Pflicht der Wahrhaftigkeit, geredet wird. Dieses geschieht entweder, um dadurch einen bösen Endzweck zu befördern, und dann heißt es eine boshafte Lüge; oder der Lügner hat gar keinen Endzweck dabei vor Augen, in welchem Falle man die Unwahrheit, welche er sagt, eine leichtsinnige Lüge nennt; oder man will endlich dadurch einen guten Endzweck befördern, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, hätte erreicht werden können, und dieß ist eine unbedachtsame Lüge. Damit müssen aber die in Scherz gesprochenen Unwahrheiten nicht verwechselt werden, die unter Leuten, die sich verstehen, bloß zur Unterhaltung dienen sollen, und auf die ernsthaften Zwecke der bürgerlichen Pflichten keinen Einfluß haben. Eben so wenig wird man poetische Erdichtungen und Fabeln hierher rechnen

können, welchen durchaus gar kein Bezug auf die Gesetze der Moral, wie sie im bürgerlichen Leben ausgeübt werden soll, zugestanden werden mag. Gebraucht aber jemand eine Lüge als das einzige Mittel, sich oder einen Andern gegen eine offenbare gewaltsame Verletzung seiner menschlichen Rechte zu retten, so heißt dieß eine Nothlüge. Die drei ersten Arten von Lügen sind ohne allen Zweifel gänzlich unerlaubt: bei der boshaften Lüge fällt dieß von selbst in die Augen. Die leichtsinnige und unbedachtsame Lüge ist nicht minder tadelnswürdig; veranlasse ich dadurch gleich legale, oder wohl gar tugendhafte Zwecke, so wird dennoch der Andere betrogen, in so fern ich ihn nämlich gegen seine vernünftigen Zwecke, also völlig unsittlich, behandele. Die unbedachtsame Lüge fehlt überdieß noch in der Wahl der Mittel. Denn ob wir gleich nicht immer verpflichtet sind, unter allen Umständen, das zu sagen, was wir wissen; so dürfen wir doch, wo wir die Wahrheit verschweigen sollen, nicht lügen. Vielmehr erfordert es die Pflicht, entweder ganz zu schweigen, oder dem Andern geradezu zu gestehen, daß wir es für nützlich halten, ihm etwas nicht zu sagen, oder, wenn man [illegible] nicht will, sich unbestimmt auszudrücken, und dem Andern auf diese Weise zu verstehen zu geben, man wolle sich nicht deutlicher erklären. Da die Wahrhaftigkeit eine allgemein gebilligte Tugend, die Lügenhaftigkeit aber ein allgemein verwerfliches Laster ist; so begreift man, wie die Menschen so sehr aufgebracht werden können, wenn man sie Lügner nennt, oder sie der Lügen straft: ihr Eigennutz muß ja darunter leiden, wenn sie keinen Glauben mehr finden. Mit der Nothlüge verhält es sich ganz anders: diese ist allerdings erlaubt. Denn da der Andere die Absicht hat, meine oder eines Andern Menschenrechte zu kränken; so würde diese seine böse Absicht dadurch befördert werden, wenn ich ihm, wie er es verlangt, die Wahrheit sagen wollte. Nun aber kann der Beleidiger auf keine Weise fordern, daß ich ihn, zur Ausführung seiner unerlaubten Unternehmung, durch die Wahrheit unterstützen soll; eben so wenig kann es die Sittlichkeit desselben, die er durch sein böses Bestreben ja ohnehin schon verletzt hat, beeinträchtigen, wenn ich ihn in diesem einzigen Falle belüge. Es muß daher von jedermann gebilligt werden, daß ich unter diesen Verhältnissen die Wahrheit verschweige. Nur muß es ganz evident seyn, daß es die Absicht des Beleidigers war, die Rechte eines Dritten zu kränken. — So weit urtheilen die meisten Moralphilosophen, und mit ihnen Lossius in seinem philosophischen Real-Lexicon. Ohne uns in eine tiefere Untersuchung dieses Gegenstandes einzulassen, und ohne die oben aufgestellten Ansichten, weder um sie zu widerlegen, noch um sie zu begründen, beleuchten zu wollen, müssen wir uns jedoch erlauben, noch einiges über die Nothlüge hinzuzufügen. Wenn irgend ein Gegenstand vorhanden ist, wo der Widerspruch, der sehr häufig zwischen Lehre und Ausübung (Theorie und Praxis) zu entstehen pflegt, grell hervorleuchtet, so trifft dieß bei der Nothlüge zu. Es bedarf keines Beweises, daß die Theorie, sobald sie einmal das Gesetz aufstellt: du sollst nicht lügen, heilig und unverletzbar seyn, und von der menschlichen Schwäche, die da will und auch oft wieder nicht will, unangetastet bleiben muß. Wenn wir also nicht lügen sollen; so ist dieß Gebot uneingeschränkt und ohne Ausnahme: folglich können alsdann auch keine Nothlügen Statt finden. Daher hat Kant, in der Theorie genommen, vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß wir selbst dann nicht einmal lügen sollen, wenn wir auch das Leben eines Menschen damit erkaufen könnten. Die scheinbare Strenge einer solchen Theorie darf übrigens furchtsame Seelen nicht gar zu sehr schrecken; denn glücklicherweise pflegt

ich in diesem Falle, wie in so manchen andern, die Praxis mit der Theorie vollkommen gut abzufinden. Die Theorie gebietet, wie Gott; ie Praxis hingegen vermittelt, wie ein Mensch. Doch muß uns diese Rücksicht nichts destoweniger gebieten, die Theorie in ihrer Heiligkeit, ind unangetastet von allen menschlichen Schwächen und Modulationen, xistiren zu lassen. So lange dieß geschieht, so lange der theoretische Begriff ungeschmälert und in seiner Reinheit verbleibt, müssen wir nenschlicher Weise auf eine geringere Uebertretung des Gebotes, auf eie größere Heilighaltung desselben, schließen, als wenn neben jedem Geetze auch noch eine Menge Ausnahmen gestattet wären. Gestattet das Gesetz durchaus keine Ausnahmen, spricht es, ohne alle und jegliche Rücksichten, bloß nach dem Buchstaben; so weiß der Mensch mit Ueberzeugung, wie er einmal mit diesem Gesetze daran ist. Es kann und wird ihm alsdann nicht einfallen, durch scheinbar erlaubte Handlungen das Gesetz zu umgehen, und diese unter die Ausnahmen subsumiren u wollen: er weiß einmal, daß er dieß Gesetz unter keiner denkbaren Bedingung übertreten soll, und folglich wird ihm dieß schon von vorn herein eine Entsagung auferlegen, bei der das reine Moralprincip sich wahrlich sehr wohl befinden dürfte. Die vollkommene Ueberzeugung, daß er das Gesetz unter keiner möglichen Voraussetzung übertreten dürfe, wird ihm überdieß eine Ruhe, eine Sicherheit verleihen, die seinen moalischen Charakter zu guten, großen Handlungen gewiß nicht ungeschickt nachen dürften. Er wird, wenn er einmal weiß, daß weder er, noch ein anderer, dieses Gesetz übertreten darf, mit dem Gesetze selbst ausgeöhnt werden, und in der Idee, daß jeder, ohne Ausnahme, demselben unterworfen ist, eine Entschädigung für die Entbehrung finden, die ihm durch eben dieses Gesetz auferlegt wird. Wir wollen diese allgemein theoretischen Begriffe durch ein practisches Beispiel noch mehr zu begründen suchen. Die Militär-Conscription ist eine, mehreren Staaten eigene Verfassung, und also unsern Lesern nicht unbekannt. Ueber die Rechtmäßigkeit derselben zu urtheilen, ist hier der Ort nicht: es ist genug, daß der Staat die Einführung derselben zu seiner Aufrechthaltung für nothwendig erachtet und als Gesetz aufgestellt hat. Ohne daher unersuchen zu wollen, ob dieß Gesetz drückend sey, oder nicht, müssen wir nur anmerken, daß die geringere oder größere Beschwerde desselben nur noch um so fühlbarer wird, wenn diejenigen Individuen, die demselben unterworfen sind, sehen müssen, auf wie viele Art und Weise durch wirkliche oder künstliche Ausnahmen dieses Gesetz umgangen wird. Während der Arme, oder derjenige, dem Verbindungen fehlen, aus der Kaegorie der Ausnahmen ausgestoßen wird, gelingt es dem Bemittelten, dem Connexionen zu Gebote stehen, sich jenem Gesetze zu entziehen und, indem er die Ausnahmen für sich zu deuten weiß, demselben auszuweichen. Welch ein unangenehmes Gefühl muß es daher dem Armen gewähren, sich allein nur als das Opfer eines Gesetzes betrachten zu müssen, dem r selbst unterliegt, während der Reiche tausend Mittel findet, sich dieem Gesetze zu entziehen! Würde nicht dieß Gesetz der Conscription um bei diesem gegebenen Falle stehen zu bleiben) mit Geduld und Ergeung erduldet werden, wenn die Individuen, die jetzt demselben unterworfen sind, den Trost empfinden dürften, daß alle übrigen Bürger des Staats, ohne Ausnahme, demselben Gesetze Folge leisten müßten? Man wende mir nicht ein, daß es die Billigkeit und zuweilen auch der Nutzen es Staats verlangen, die Härte eines Gesetzes durch die Ausnahmen, welche man von demselben gestattet, zu mildern. Der geringe Nutzen, en eine solche Ausnahme vom Gesetze stiftet, wird und kann den Scha-

den, welcher dadurch der Unverletzbarkeit und Heiligkeit desselben in der Idee zugefügt wird, nicht aufwiegen. So wie mit diesem gegebenen Falle, verhält es sich mit allen andern Fällen: das Gesetz, wenn es nicht durch den Zwang, sondern, wie billig, durch die Idee selbst wirksam seyn soll, soll und darf keine Ausnahmen gestatten. Es soll unabänderlich, deutungslos seyn und nach dem Buchstaben ausgeübt werden. Wenn demnach das Moralgesetz sagt, du sollst nicht lügen: so sollen wir unter keiner Voraussetzung und in keinem Falle lügen, und selbst dann nicht, wenn wir den besten Endzweck dadurch befördern könnten, und dabei die edelste Absicht im Augenmerke hätten. Pq.

Lülly (Jean-Baptiste), zuletzt Oberintendant der königlichen Musik und Secretär bei der Obercanzlei, ward 1633 zu Florenz geboren, und in seinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guise, der bei seiner Abreise nach Italien der Mademoiselle von Montpensier einen schönen, muntern italienischen Knaben mitzubringen versprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er in die Dienste dieser Dame trat. Hier zeichnete er sich bald so sehr durch sein artiges Geigenspiel aus, welches er ganz ohne Meister erlernt hatte, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete, über welche er Lülly die Direction ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons existirt, welche damals als die geschickteste Capelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug jene Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lülly auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehmen Compositionen, welche er für dieselbe verfertigte, über die Bande der Vierundzwanziger den Sieg davon: Lülly und seine Capelle des petits violons wurden in kurzer Zeit gleich sehr berühmt. Er führte in die Composition mehrere Neuerungen ein, welche Glück gemacht haben. Vor ihm waren nämlich der Baß und die Mittelstimmen stets nur begleitend behandelt, und der ersten Geige, als Oberstimme, allein der Gesang gegeben worden; Lülly hingegen behandelte auch die Mittelstimmen obligat, und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Er führte ferner in seine Instrumental-Musik zuerst die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich ungekannte Weise, indem er durch die sogenannten falschen Accorde, so wie durch die Dissonanzen, den größten Effect auf seine, damals noch nicht sehr musikkundigen Zuhörer, hervorbrachte. Besonders war es Lülly vorbehalten, der großen Oper, dieser Zierde Frankreichs und der französischen Musik, diejenige Einrichtung zu geben, deren sie sich, mehr oder weniger, noch in diesem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper vom Könige erhalten hatte, 1672 dasselbe ab, und Lülly begann nun, diejenigen Opern zu componiren, die ein halbes Jahrhundert hindurch das Entzücken der französischen Nation gemacht haben, und noch in diesem Augenblicke den Franzosen theuer sind, ungeachtet aller derjenigen Revolutionen, welche die französische Theatermusik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neueren Italienern, und besonders von den deutschen Componisten, erlitten hat. Lülly's Opern hatten damals ihren großen Beifall größtentheils dem italienischen Geschmacke zu verdanken, in welchem er sie componirt hatte, so wenig wir auch vielleicht in diesem Augenblicke von jenem Geschmacke in seinen Werken finden mögen. Merkwürdig ist es, daß Lülly's Setzart selbst in Italien geschätzt wurde. Corelli sagte einst, als man seine Sonaten rühmte: „das habe ich dem Studium der lüllyschen Werke zu verdanken." Lülly verwandte die

rößte Mühe auf die Bildung seiner Musiker und Sänger. Er hatte in so geübtes Gehör, daß er von einem Ende des Theaters bis zum ndern hörte, welches Instrument etwa gefehlt hatte; dann gerieth er n einen heftigen Zorn, zerschlug das Instrument auf dem Rücken des Musikers, versöhnte ihn aber jedesmal nach der Probe dadurch, daß er as Instrument bezahlte und ihn zum Essen einlud. Er besaß den feurigen Enthusiasmus, ohne welchen man es in keiner Kunst zur Erträglichkeit bringt. So lebhaft er für die Kunst fühlte, eben so launig war r auch im gesellschaftlichen Leben. Moliere hielt ihn daher für einen vortrefflichen Mimiker, und pflegte oft zu ihm zu sagen: „Lülly, mach' uns etwas zu lachen!" Diese Laune verließ ihn selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht, wo er fast schon mit dem Tode rang. Der Chevalier de Lorraine hatte ihn besucht und mehrere Bouteillen Wein mit ihm geleert, wodurch Lülly's Krankheit sehr bedenklich geworden war. Als seine Frau dem Chevalier Vorwürfe darüber machte, antwortete Lülly: „Laß es gut seyn, Frau! Ist der Chevalier der letzte gewesen, der mir zugetrunken hat vor meinem Tode; so soll er auch wiederum der erste seyn, der mir zutrinkt, wenn ich ihm für dießmal entwischen werde." Nachdem er von Ludwig XIV., der ihn sehr liebte, geadelt worden war, ernannte ihn dieser auch noch zum Canzleisecretär, ungeachtet des Widerstandes, den hierbei alle Mitglieder der Canzlei leisteten. Besonders widersetzte sich Louvois dieser Ernennung, und tadelte die Verwegenheit, mit welcher Lülly es wagte, in ein Departement treten zu wollen, in welchem er selbst angesetzt wäre, indem er hinzufügte, er habe ja keine andere Empfehlung, als die, daß er dem Könige zu lachen mache. Lülly antwortete: „Ei, der Teufel! das möchten Sie wohl auch thun; aber Sie können nur nicht!" So freimüthig redete er fast immer. Einst machte ihm ein Höfling die bittersten Vorwürfe, daß die Oper immer noch nicht anfinge, obgleich der König schon lange angekommen sey. Lülly antwortete: „Der König hat zu befehlen: Er kann warten." Ein Dichter hatte ihm einen Opernprolog zur Durchsicht gegeben, und Lülly fällte folgendes Urtheil darüber: „Es ist nur ein Buchstabe zu viel darin!" Als ihn der Dichter fragte, welcher das wäre, sagte Lülly: „Das n in dem Worte fin, welches hinter dem Stücke stände." Dieselbe witzige Antwort wird auch Piron zugeschrieben. Einst hatte er eine gewisse Arie mit einer besondern Vorliebe componirt, und sie war ihm auch so vortrefflich gerathen, daß man der Musik einen geistlichen Text unterlegte und sie in einem Oratorium singen ließ. Als sie Lülly hörte, rief er aus: „Ach, lieber Gott, verzeihe mir! Ich hatte die Arie nicht für Dich geschrieben." Senneçai entwirft in einem Briefe, den er aus dem Paradiese auf der Erde anlangen läßt, folgende Schilderung von Lülly: „Auf einer Art von Leichenbahre, die ziemlich unkünstlerisch aus Lorbeer-Zweigen verfertigt ist, erscheint, von zwölf Satyrn getragen, ein kleines Männchen von ziemlich schlechtem Aussehen, in einem nachlässigen Anzuge. Kleine, mit Roth unterlaufene Augen, die sehen und kaum gesehen werden, verbreiten einen matten Schein auf seinem Gesichte, das vielen Geist, aber auch viele Bosheit verräth, und sein Körper ist in steter Unruhe. Ueber seine ganze Person herrscht ein so greller Widerspruch, daß man ihn, und wäre er auch nicht schon bekannt, für einen Musiker gehalten haben würde." Lafontaine hatte einen Opern-Text geschrieben, den Lülly in Musik setzen sollte. Ein hierüber entstandener Streit brachte eine Uneinigkeit unter beide, die von Lafontaine so heftig aufgenommen wurde, daß dieser eine Satyre gegen

Lülly verfertigte, in der aber die geringe Galle, welche dieselbe enthält, von der Gutmüthigkeit des Naturmenschen stets unterdrückt wird. Nach der Vorstellung der Oper: Isis, erließ Ludwig XIV., den die Musik entzückt hatte, einen Cabinets-Beschluß, durch welchen jedem Edelmann, unbeschadet seiner Würde, auf dem Opern-Theater zu singen erlaubt wurde. Das Parlament trug ohne Widerrede diesen Beschluß in seine Register ein. Lülly's Oper: Armide, gefiel bei der ersten Vorstellung nicht; Lülly ließ sie daher für sich allein aufführen. Der König, welchem diese Sonderbarkeit hinterbracht worden war, vermuthete, daß das Werk doch nicht schlecht seyn müsse, da Lülly damit zufrieden wäre. Die Oper ward also zum zweitenmahle aufgeführt, und nun erhielt sie sowohl vom Hofe, als vom Publicum den entschiedensten Beifall. Dieser berühmte Mann starb zu Paris am 22. März 1687, im vier und funfzigsten Jahre seines Alters, an den Folgen eines Stoßes, den er sich beym Taktschlagen mit dem Handstocke auf den Fuß gegeben hatte. Eine Erhitzung, die er sich durch einen übermäßigen Genuß des Weins, von welchem bereits oben gesprochen worden ist, zugezogen hatte, verschlimmerte das Uebel. Bei Annäherung der Gefahr, willigte er in das Begehren seines Beichtvaters, der ihm nur unter der Bedingung die Absolution ertheilen wollte, wenn er ihm seine neueste Oper, Achille et Polyxène, ausliefern würde. Lülly that es, und der fanatische Pater verbrannte die Partitur in seiner Gegenwart. Als es sich mit Lülly nach einigen Tagen etwas gebessert hatte, machte ihm ein Großer des Hofes, der Lülly und seine Kunst hochschätzte, die bittersten Vorwürfe darüber, den aberwitzigen Eingebungen eines träumerischen Jansenisten ein solches Opfer gebracht zu haben. Lülly flüsterte ihm ins Ohr: „Still, still, gnädiger Herr! Ich habe eine Abschrift davon!" Ein Rückfall machte ihn aber bald darauf so zerknirscht, daß er sich mit dem Stricke um den Hals, auf einen Aschenhaufen setzen ließ, Buße that und mit Thränen in den Augen sang: „Du mußt sterben, Sünder!" Nach seinem Tode fand man sieben tausend Louisd'or in Golde, und zwanzig tausend Thaler in Silber bei ihm. Dieß gab Veranlassung zu der Grabschrift, die ihm Senneçai machte, und in welcher die Stelle vorkömmt: „Geschickter als Amphion, der mit seinen Tönen nur Steine auf einander häufte, hast du edlere Metalle zusammengehäuft." Es wird unsern Lesern nicht uninteressant seyn, zu erfahren, auf welche Weise die so berühmten lüllyschen Opern zu entstehen pflegten. Es geschah auf folgende Weise. Nachdem Quinault verschiedene Opern-Süjets ausgesucht hatte, legte Lülly diese dem Könige zur Auswahl vor. Hatte der König gewählt; so mußte Quinault den Plan zum Stücke entwerfen: diesen erhielt dann Lülly und ordnete danach die Tänze und Decorationen. Dann erst arbeitete Quinault Scene für Scene aus, und übergab dasselbe der französischen Akademie zur Beurtheilung. Nachdem dieß geschehen war, untersuchte nun Lülly seinerseits das ganze Stück Wort für Wort, änderte vielleicht noch wohl die Hälfte daran, und wider diese seine Kritik fand durchaus keine Appellation Statt. So sandte er dem Quinault ganze Scenen seines Phaëton wohl zwanzigmal zurück, um selbige anders zu machen, ob sie gleich von der Akademie bereits längst gebilligt worden waren. Aerger aber behandelte er einst den Pierre Corneille, dem er bei Gelegenheit seiner Oper Bellérophon wohl zwei tausend Verse verwarf und anders machen ließ, ehe das höchstens sechshundert Verse enthaltende Stück zu Stande kam. War nun das Gedicht endlich fertig; so überlas er es so lange, bis er es ganz auswen-

ig wußte. Dann setzte er sich an das Clavier, die Schnupftabaks-Dose daneben, welche letztere er so fleißig gebrauchte, daß alle Tasten mit Tabak dick überzogen und immer von frischem damit bestreut wurden. Merkte er nun, daß ihm die Arbeit nicht von Statten gehen wollte; so ließ er sie liegen. Dagegen stand er oft in der Nacht auf und setzte sich ans Clavier, wenn ihm ein guter Gedanke kam. Nun fang und spielte er die Melodie so lange, bis sie nach seinem Sinne war. Dann ließ er einen Musiker kommen, dem er alles singend und spielend in die Feder dictirte. Er selbst aber schrieb keine Note; es müßte dann in den Fugen gewesen seyn, wo er aber bloß den Eintritt des Satzes, da, wo er ihn haben wollte, anzumerken pflegte. Auf diese Weise arbeitete Lülly drei Vierteljahre an einer einzigen Oper. War sie endlich fertig; so bekümmerte er sich nicht weiter um sie, sondern überließ die Arrangements mit derselben seinen Untergebenen. Aber in der Probe nahmen, wie wir bereits oben gesehen haben, seine Bemühungen einen neuen Schwung. Lülly hat neunzehn Opern componirt, deren Texte sämmtlich von Quinault sind, ausgenommen: Psyche, Bellérophon, das Ballet le Carnaval, die Idylle sur la Paix, die Ecloge von Versailles und Acis et Galathée. Obige neunzehn Opern heißen der Zeitfolge nach: 1) Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus, pastorale en trois Actes, 1672; 2) Cadmus, tragédie en cinq actes; 1674; 3) Alceste, tragédie en cinq actes, 1674; 4) Thésée, tragédie en cinq actes, 1675; 5) Le Carnaval, mascarades et entrées, 1675; 6) Atys, tragédie en cinq actes, 1676; 7) Isis, tragédie en cinq actes, 1677; 8) Psyché, tragédie en cinq actes, 1678; 9) Bellérophon, tragédie en cinq actes, 1679; 10) Proserpine, tragédie en cinq actes, 1680; 11) Le Triomphe de l'amour, ballet en vingt entrées, 1681; 12) Persée, tragédie en cinq actes, 1682; 13) Phaëton, tragédie en cinq actes, 1683; 14) Amadis, tragédie en cinq actes, 1684; 15) Roland, tragédie en cinq actes, 1685; 16) L'Idylle de la Paix et l'Eclogue de Versailles, divertissement, 1685; 17) Le Temple de la paix, ballet en six entrées, 1685; 18) Armide, tragédie en cinq actes, 1686; 19) Acis et Galathée, pastorale héroïque en trois actes, 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Gestirn. Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten, und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein verborgenes Licht habe, und bestimmten schon die periodische Wiederkehr der Mondsphasen mit vieler Richtigkeit. Daß der Mond bewohnt sey, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfasser des unter seinem Namen vorhandenen Gedichts, vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere, und die Mondsinsternisse leiteten schon die Chaldäer vom Schatten der Erde her. 2) Der Mond, als Göttin bei den Griechen und Römern, ward von den ersteren Selene genannt. Sie war eine Schwester des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber scheint älteren Ursprungs zu seyn; beide werden oft mit einander verwechselt.

Doch hatte insbesondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menschen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die schöne Pandia und auch die Ersa (den Thau) zeugte. Sie ward vom Pan, in der Gestalt eines schneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daselbst von diesem umarmt. Abgebildet wird sie mit einem in die Höhe stehenden halben Monde, an welchem zwei Spitzen befindlich sind, und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Pferden oder Hirschen bespannten Wagen, um ihre Bewegung am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet.

Lüneburg, Fürstenthum im Königreiche Hannover, welches gegen Osten an die Mark Brandenburg, gegen Norden an die Herzogthümer Lauenburg und Holstein, gegen Westen an die Herzogthümer Bremen und Verden, und gegen Süden an das braunschweigische Gebiet gränzt, und nach dem Absterben der lüneburgischen Linie mit dem letzten Herzoge von Celle, Georg Wilhelm, seit 1705 dem Hause Hannover gehört. Das Land enthält mehr als 200 Quadratmeilen, und gegen 250,000 Einwohner, und hat Ueberfluß an Flachs, Hopfen, Getraide. Den größten Theil desselben nimmt aber die sogenannte Lüneburger Haide ein, welche, außer Buchwaitzen, nur wenig hervorbringt, aber dafür viele Schaafe, und vorzüglich Bienen nährt, deren Honig und Wachs jährlich 200,000 Thaler einträgt. Ansehnliche Waldungen sind überall verbreitet; die Pferdezucht ist von äußerster Wichtigkeit: die Salzquellen sind sehr einträglich, und unter den Manufacturen zeichnen sich insbesondere die Webereien aus. Die Elbe erleichtert den Transitohandel. Das Fürstenthum wird eingetheilt: in die Großvoigtei Celle, in das Fürstenthum Lüneburg und in die Grafschaft Danneberg. Seit 1810 gehörte das Fürstenthum zum Königreiche Westphalen, und zwar dem größten Theile nach zum Departement der Niederelbe. Am Ende desselben Jahrs fiel jedoch ein nördliches Stück davon an das französische Departement der Elbmündungen. Seit den Ereignissen im Oct. 1813 ist jedoch das ganze Land wieder von England in Besitz genommen worden. — Lüneburg, alte, etwas feste Hauptstadt des Fürstenthums, liegt an der schiffbaren Ilmenau, und hat in 1780 Häusern 10,000 Einwohner und eine Ritterakademie. Sehenswerth ist die Sülze, oder das vortreffliche Salzwerk, welche einen eigenen Theil der Stadt ausmacht. Die Sole ist so reichhaltig, daß sie ohne Gradirung sogleich versotten werden kann. Der fünfte Theil davon gehört dem Landesfürsten. An der Westseite der Stadt liegt der befestigte Kalkberg, aus welchem in großer Menge der Kalkstein gebrochen und häufig auswärts verführt wird. Außer dem Handel mit eigenen Producten, ist daselbst auch ein beträchtlicher Speditionshandel nach Hamburg, Leipzig, Lübeck u. s. w.

Lünel, kleine Stadt in Nieder-Languedoc, vier Meilen von Montpellier, in Frankreich, ist wegen des daselbst gebauten süßen Weines merkwürdig. S. Weine.

Lüneville (Luenstadt), Amt und schöne Stadt in Lothringen, an der Vezouse, der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Meurthe. Das dortige herzogliche Schloß, welches 1719 gänzlich abbrannte, ward vom Herzoge Leopold I. vortrefflich wieder aufgebaut. Als 1735 dem König Stanislaus Leszinsky von Polen der Besitz von Lothringen und Bar überlassen worden war, nahm dieser seine Residenz zu Lüneville, und seit der Zeit hat die Stadt viele Verschönerungen erhalten. Nach ihm wurde das Schloß zur Caserne eingerichtet. Das dortige Pflaster ist schön, aber von einer Art Kalk-

keln, der bei trockenem Wetter einen den Augen sehr schädlichen Staub verursacht, weßwegen jeder Hausbesitzer im Sommer täglich das Pflaster begießen muß. Nach Stanislaus Tode hat die Stadt sehr abgenommen; ehemals schätzte man die Bevölkerung in 1300 Häusern auf 15,000, jetzt nur noch auf 9,797 Einwohner. Sie hat eine wichtige Fayence-Fabrik. Am 9. Febr. 1801 ward hier zwischen dem Kaiser von Deutschland und Frankreich der bekannte Frieden geschlossen, durch welchen letztere Macht im Besitze aller deutschen Länder am linken Rheinufer verbleiben sollte.

Lunge, das in der Brusthöhle der Thiere eingeschlossene und zur Verrichtung des Athmens bestimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einflusses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens. Um durch nähere Berührung und wechselseitige Wirkung derselben mit dem thierischen Körper diesen Zweck hervorzubringen, sind bei allen Thieren besondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung auf eine innere Fläche eingerichtet und bestimmt, welche man Respirationsorgane, oder Organe des Athemholens nennt (s. den Art. Respiration). Diese Organe sind aber bei den Thierclassen, je nach ihrer gradweisen Ausbildung sehr verschieden. So sind bei den Insecten die Luftcanäle, Tracheen, bei den Fischen die Kiemen zu diesem Zwecke bestimmt. Bei den Amphibien zeigt sich schon die eigentliche Bildung einer abgesonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierclassen, den Vögeln und Säugthieren, so wie bei den Menschen, tritt diese erst ganz deutlich hervor. Das Lungensystem ist sogar bei den Vögeln am ausgedehntesten. Die Brusthöhle ist im Verhältnisse gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen setzen sich sogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, das Herz und die größern Gefäße, selbst in die Zwischenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beschränkter und in sich geschlossen ist das Lungensystem bei den Säugthieren. Bei dem Menschen ist die in der Brusthöhle eingeschlossene Lunge in zwei Hälften getheilt, von denen die rechte etwas kürzer und breiter ist, als die linke. Zwischen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften sind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Brusthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte ist daher ganz abgesondert in ihrer eigenen Höhle und hängt nach oben mit ihrem Luftröhrenaste mit der Luftröhre zusammen, nach hinten aber ist sie durch starke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demselben verbunden, übrigens von allen andern Seiten frei in ihrer Höhle, welche sie bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt. Die Masse der Lungen ist zellig, schwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei Erwachsenen von bläulichgrauer Farbe. Sie besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte häutige Wände sich so berühren, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachen. Jedes Läppchen ist wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Diese sind eigentlich die Endigungen der feinsten Zweigelchen der Luftröhrenäste, welche durch immer wiederholte Theilungen endlich zu den kleinsten, zartesten Röhrchen werden, deren blindes Ende jene Lungen- oder Luftbläschen bilden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieser Enden bildet die schwammige Substanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Aeste in kleinere, von diesen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die

letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieser Anhäufung von Luftzellchen besteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinsten Blutgefäße von vier verschiedenen Systemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterie, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem sie dieselben umschlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Ast derselben ein Aestchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäste, und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derselben. Aus ihnen sammeln sich die rücklaufenden Blutadern, welche nur zum Theil rückwärts in Einen Stamm, die Bronchialvene, sich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner stellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Haupttheil der Lungensubstanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der große Stamm der Lungenarterie, welcher sich sogleich in zwei Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche sich in derselben in Aeste, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinsten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben als ein Netz von Haargefäßen die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil sich in die Luftröhrenzellchen, gehen zum andern Theil in Venen über, welche rückwärts sich zu immer größeren Aesten vereinigen, und endlich aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derselben verlaufen. So besteht also die ganze Substanz der Lunge aus einer zahllosen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, Lungenarterien und Lungenvenen, und deren Nerven, die allesammt durch die gemeinschaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zusammengehalten werden. Durch das Einspritzen gefärbter Massen in die Stämme der Gefäße kann man die Verästelungen und feinsten Verzweigungen eines jeden abgesonderten Systems sehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichsam ein Bäumchen mit seinen stärkern und schwächern Aesten und Zweigen bis in die feinsten den Haaren ähnlichen Gewebe von Aederchen darstellt. So kann man z. B. mit Quecksilber in die Luftröhrenäste, mit einer blauen Masse die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieser Systeme stellt so ein Bäumchen dar, und diese so in einander gefügt, daß alle um und neben einander aufs innigste sich umfassen, begleiten, umstricken, stellen ungefähr das Ganze der Lungenmasse dar. H.

Lungenprobe, ein gewisser Versuch, den man mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimmt, um auszumitteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe oder nicht. Dieser Versuch besteht darin, daß man die Lungen in ein Gefäß, mit reinem Wasser angefüllt, thut, um zu beobachten, ob sie zu Boden sinken, oder oben schwimmen. Der Grund der Lungenprobe ist der unwiderlegbar wahre Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt finde, daß aber das Athmen bestimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringe, wodurch sie von denen, welche noch nicht geathmet haben, sich unterscheiden. Vor der Geburt sind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zusammengezogen, fest, und specifisch schwerer als das Wasser, wie die Substanz anderer Eingeweide. Sie sinken daher im Wasser sowol ganz als stückweise zu Boden, und wenn man sie zerschneidet, so dringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Wasser, auch wenig Blut zeigt sich dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, so

[di]e Luft in die Lungen eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, [d]ie Lungen selbst sind ausgedehnt, erscheinen von lockerer schwammigter Substanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun specifisch leichter als das Wasser auf demselben, sowol in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne dasselbe, und sowol ganz, als in einzelne Stücke zerschnitten. Beim Zerschneiden selbst hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lunge unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat zwar gegen die Gewißheit der Lungenprobe verschiedene Einwürfe gemacht, welche aber dieselbe nicht umstoßen, sondern nur gewisse Bedingungen und Voraussetzungen nöthig machen, durch deren Erfüllung jene unumstößlich wird. Die gemachten Einwürfe sind vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dieß könnte nur der Fall seyn: a) durch Einblasen; allein in diesem Fall ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schaumig; b) durch Fäulniß: allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen seyn; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre; dieß ist unerweislich und streitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriff von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein anderer untersinken; dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar seyn, und bei großer Schwäche des Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzusetzen, beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle zugleich vorhandenen Umstände, Merkmale, und die durch obige Einwürfe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, gehörige Untersuchung des äußern Ansehens des Kindes, der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide, [is]t die Lungenprobe als zuverläßig zur Entscheidung über die Frage: [o]b das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht? anzusehen. Man hat außer der erwähnten noch eine andere Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältniß des Gewichts des ganzen Körpers sowol zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; auch eine andere, von dem Umfang des Brustkastens vor und nach der Respiration, allein diese sind verwickelter, mühsamer, und doch unsicherer als die erstere. H.

Lustrum bedeutet eigentlich die feierliche Reinigung oder Weihung [de]s römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (sacrificium lustrale), [we]lche jedesmal nach geendigtem Census vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieser Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Censoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (aussöhnen, weil nach geschehenem [Ce]nsus das allgemeine Sühnopfer für das ganze römische Volk dargebracht ward) abstammen. Das Opfer bei dieser Feierlichkeit bestand [in] einem Stiere, einem Schweine und einem Schaafe oder Widder. [De]r Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier

dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung selbst nannte man lustrum condere. Die dabei von dem Censor gesprochene Formel hieß anfänglich: Ut dii immortales res Romanas ampliores melioresque facerent. Nachdem sich das römische Gebiet aber sehr vergrößert hatte, wurde das Gebet folgendergestalt verändert: Ut res Romanas perpetuo incolumes ferrent. — Da nun dieß Lustrum allemal am Ende eines jeden fünften Jahres angestellt wurde, so bedeutete dasselbe auch eine Periode von fünf Jahren, welches Zeitmaaß von Dichtern oft mit der griechischen Olympiade, welche nur vier Jahre enthielt, verwechselt, ja oft sogar nur für ein Jahr genommen wurde. Auch wird Lustrum zuweilen im Allgemeinen für eine gewisse Periode von Jahren gebraucht.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther, Martin, der größte Mann des 15. Jahrhunderts, wurde den 10. Nov. 1483 von armen Eltern in Eisleben geboren. Sein Vater Hans Luther war ein Bergmann und kam späterhin zu Mansfeld, wohin er 1484 gezogen, wegen seiner Rechtschaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14ten Jahre zuerst nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterstützung fand, nach Eisenach in die Schule geschickt, wo er anfangs sein Brod als Currentschüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, doch bald zu einer bemittelten Verwandtin seiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rectors Trebonius schnelle Fortschritte im Latein und den Schulwissenschaften, so daß er 1501 die Universität zu Erfurt beziehen und schon 1503 daselbst Magister werden konnte. Um diese Zeit entdeckte er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel und sah mit nicht geringer Freude, daß sie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Obgleich nach dem Willen seines Vaters dem Rechtsstudium gewidmet, mußte er doch schon durch diese nähere Bekanntschaft mit der Bibel, von der damals auch die Kleriker gewöhnlich nur die evangelischen und epistolischen Texte kannten, der Theologie geneigt werden, und der schreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz oder durch Meuchelmord an seiner Seite umkam, bestimmte sein durch den Druck einer äußerst strengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeschüchtertes Gemüth, sich dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er trat wider den väterlichen Willen 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt und unterwarf sich mit schweigender Geduld allen den Büßungen und Erniedrigungen, die die Ordensobern den Novizen auflegen. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er sich selbst mit den schrecklichsten Vorwürfen und fiel in eine schwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder sein geängstigtes Gewissen beruhigte und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über dem Dringen des Klerus auf sogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß und Indulgenzen beinahe vergessene christliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit der Staupitz, sein Ordensprovinzial, seine hervorstechenden Talente und Kenntnisse anerkannte, ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreite und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien aufmunterte, weckte sein Selbstgefühl. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und das Jahr darauf durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie nach Wittenberg. Schnell entwickelte sich in diesem neuen

Wirkungskreise sein großes Genie. Ohne zu ahnden, welche Erfolge er sich dadurch vorbereitete, warf er die Fesseln der mit dem hierarchischen System des römischen Stuhles innig verwachsenen scholastischen Philosophie, deren er wie wenige mächtig war, von sich ab, machte die Rechte des gesunden Verstandes geltend und sammelte bald tausende von Schülern und Bewunderern um seinen Lehrstuhl. Eine Reise, die er 1510 n Angelegenheiten seines Ordens, welcher ihm späterhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, nach Rom unternahm, enthüllte das Scandal der Irreligiosität und Sittenlosigkeit des römischen Klerus vor seinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu or der päpstlichen Heiligkeit. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein Predigtamt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, ine Würde, deren Eid ihn nach seinem Glauben zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrsamkeit, die die alten Classiker wie die Kirchenväter umfaßte und in en Geist der griechischen und hebräischen Sprache eindrang, und der Ruf seines geistvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten einer Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichtes der eu eindringenden, wissenschaftlichen Aufklärung werth. Um so mehr mußte der entscheidende Schritt, den er den 31. October 1517 durch en Anschlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominicaners Tetzel, vor den Augen von ganz Deutschland that, Aufsehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille ber das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, dessen verderbliche Wirkungen sich schon bei seiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hatte, wie jetzt erwiesen ist, keinen Antheil an diesen Sätzen. Sie wurden jedoch eben so schnell verketzert als verbreitet, der Dominicaner Hogstraaten zu Köln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Prierias, ein Official des römischen Hofes, griffen Luthern mit Streitschriften an, aber weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papstes nach Rom, der er nicht olgte, noch die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltiz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes mit hm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er ntwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig und fuhr auch nach der 519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation fort, die Unstatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von er Entscheidung Cajetans an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstliche Bannbulle gen ihn und seine Anhänger, mehrere Universitäten beeiferten sich, ihn verdammen, seine Schriften wurden zu Rom, Köln und Löwen verannt. Luther dagegen nach dem bescheidenen Briefe, in dem er imer noch, zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeigt und ir Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkeien empört, verbrannte zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle nd die Decretalen des päpstlichen kanonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche s und begeistert jauchzten die trefflichsten Männer vom Adel deutscher Nation, den er zur Vertheidigung des neuen Lichtes aufgerufen hatte, n Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürst Friedrich on Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen sollte, ihre Vesten und

Schwerdter an. Aber Luther wollte von Niemand geschützt seyn, denn von Gott; die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr, ein innerer gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort, mit Bewunderung und Erstaunen vernimmt das Volk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen Papst und Klerisei, Kaiser und Fürsten stellt. Denn nichts Geringeres that er, da er den 4ten April 1521 in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann sehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtausends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen und die Sache der Wahrheit war schon stark genug, daß er es wagen konnte, dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, zu antworten: *und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein.* Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzögen, 8 Marggrafen, 30 Bischöffen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien Luther den 17. April in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweistündige Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." Daß er wirklich nicht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte jeder sich überzeugen, der ihn hörte und verstand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn hier in der Muße stören, die er zur Uebersetzung des neuen Testaments ins Deutsche anwendete. Doch dauerte sie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlstadts Bilderstürmerei (s. d. Art. Karlstadt) hielt ihn nichts mehr zurück, und trotz der neuen Achtserklärung von Nürnberg und auf die Gefahr der Ungnade des Kurfürsten eilte er mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich rechtfertigt, ist nicht weniger als sein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße *). So

*) Luther schrieb dem Kurfürsten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höhern Schutz, als ein Kurfürst von Sachsen mitgeben kann. Ich habs auch nicht in dem Sinn, Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, wenn ich wüßte, daß Ew. K. Gn. mich könnte und wollte schützen, so wollte ich erst nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwerdt rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und andern Schutz. Da ich Ew. K. Gn. noch viel zu schwachgläubig spüre, so kann ich Ew. K. Gn. nicht für den Mann ansehn, der mich schützen oder retten könnte, — Ew. K. Gn.

uversichtlich und kühn durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehn in der Welt, das das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nacheinander fortfuhr und den Aufstand der wüthenden Neuerer in Wittenberg stillte. Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in Luther nur den ungestümen plumpen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens bei der Kirchenreform, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er sich einen bösen Willen und eine unlautere Gesinnung in den Weg treten, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII. von England und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karlstadt und Erasmus. Den letztern hielt er nicht ohne allen Grund für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache, in Karlstadts Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche hinzuarbeiten, zur Reife gediehen, wohl einsehend, das gährende Vordringen der Nation nach dem Lichte, das seine Schriften verbreiteten, bedürfe nun einer kräftig leitenden Hand, dazu von tausend Stimmen als das von Gott erwählte Werkzeug dieser Verbesserung begrüßt, wurde er sich seines Berufs zum Reformator deutlich bewußt, und schritt nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Er fing 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonieen zu reinigen und gab, da er 1524 selbst die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Verwendung der Kirchengüter. Von den Nonnen eines herzogl. sächsischen Frauenklosters, deren Flucht er erleichtert hatte, nahm er selbst eine, Katharinen von Bora 1525 zum Weibe, ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten doch gewiß eben sowol aus Grundsatz als mit Neigung that. Denn ganz sollten die Lehren des Evangeliums der Menschheit wieder gegeben und wo möglich in allen Verhältnissen die Rechte der Natur und Wahrheit wieder hergestellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich auf das Nachdrücklichste gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern und der Wiedertäufer, und seine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anstiftung dieser gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um so größeres Unrecht gethan, je mehr seinem gesunden nüchternen Verstande alle Schwärmerei und Ueberspannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines festen und bedachtsamen Man-

wissen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenns gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. K. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

nes, der wohl weiß was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 der Kirche in Sachsen unter Autorität des Kurfürsten mit Hülfe Melanchthons und anderer Freunde eine neue der Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, das er sich durch die Abfassung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte gedenken, die Luther sich um dieselbe Zeit und noch weiter hinaus gegen die schweizerischen Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Abendmahlslehre zu Schulden kommen ließ (s. d. Art. Sacramentiren, Sacramentsstreit). Es ist unstreitig, daß er dadurch eine Hauptursache der Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangelisch Lutherischen von einander trennt; aber dabei läßt sich auch nicht verkennen, daß er ohne diese Unbiegsamkeit in Sachen des Glaubens schwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu dessen Vereitelung List und Gewalt unaufhörlich geschäftig war. Die seit dem öffentlichen Vortrage der Confession der Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 immer weiter fortschreitende Ausbreitung und Befestigung der Reformation benahm nun zwar den päpstlichen und kaiserlichen Edicten gegen Luthern alle Kraft, aber um desto mehr mußte er gegen die Versuche der schlauen Papisten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf seiner Hut seyn, und es bedurfte gerade dieses nicht selten an Trotz und Starrsinn gränzenden Festhaltens derselben, um ihren Sieg zu behaupten. Ganz consequent schrieb Luther daher in diesem Geiste 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenburgischen und anhaltischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägliche Antwort und verweigerte 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er seinen Glauben verfocht, schmälert keinesweges das Verdienst seiner Beharrlichkeit, und beweisen auch die Persönlichkeiten, die er sich bisweilen wider seine Gegner erlaubte, daß er sich nicht ungeahndet beleidigen ließ, so darf man doch nur an die herrschende Denk- und Sprechart seines Zeitalters, an die Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüsterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit, die ihn nicht selten verstimmte und an seine lebhafte, alles leicht ins Ungeheure treibende Phantasie denken, um die Rauhheit seiner Aeußerungen verzeihlich zu finden. Eben so erklären sich die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges böses Princip, und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," sagt er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal

euchelte und die Wahrheit inne behielte." Mit Recht konnte er sich ieß rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falsch und überall ehrlich u Werke gehe, mußten ihm auch seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt; er cheute sich eben so wenig, seine Schwächen zu gestehen als die Fehler Andrer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen, mit welchen milden, iebenswürdigen Eigenschaften war die überlegene Kraft und Größe seies Geistes vereinigt. Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte — das Werk der Bibelüberetzung, schwer und weitumfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande und schon darum würde sein Name unter den Lehrern der Nation unsterblich eyn; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftsteltern aller Zeiten gleich und übertraf an Geist und Gehalt die Meisten; eit 1512 predigte er in jeder Woche mehreremale, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und am Altare, besorgte die Angelegenheiten seines Ordens und Klosters, das ihn ogar zu ökonomischen Geschäften brauchte, führte eine auf Gegenstände aller Art ausgebreitete lateinische und deutsche Correspondenz mit Großen, Gelehrten und Freunden, und noch ist die Menge seiner Briefe, deren immer mehrere aufgefunden werden, nicht gezählt, aber in allen ein Genie und sein edles Herz — und mitten in diesem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbstbetrachtung Zeit lassen mußten, war er für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte er sich um eden Armen, der ihn ansprach, und gab sich mit ganzer Seele den Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovialisch, voll von Einfällen (sie sind in seinen Tischreden aufbehalten), körnig und geistreich in seiner Unterhaltung, und mäßig in seinen Genüssen fand. Dabei blieb er auch der Kunst nicht fremd, seine trefflichen Kirchenlieder sind bekannt wie seine entschiedene Vorliebe für die Musik, in der r, so oft es nur möglich war, mit Singen und Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachsen seyn, und bei einer minder starken Natur wäre ein so thatenreiches, müh- und wechselvolles Leben frühzeiig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther schon seit 1532 mit harten örperlichen Leiden zu kämpfen und war in mehreren Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 63ste Jahr. Kurz vor der etzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schildert er seinen Zustand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ch aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ch um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." So hatte er im Januar 1546 geschrieben, den 18. Febr. starb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau hinterließ er mit 4 Kindern in Armuth, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb, erlosch seine männliche Nachkommenschaft. Sein Name

aber kann nicht verlöschen, so lange das Evangelium auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider seinen Willen wird seine Partei nach ihm die lutherische genannt, wider seinen Willen hat sie die Kriege geführt, die gleich nach seinem Tode ausbrachen, Deutschland in zwei Jahrhunderten verwüstet und den Verein des deutschen Reichs aufgelöset haben. Luther rieth, so lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn, er achtete es für Frevel, mit menschlicher Gewalt verfechten und durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachsens der Reformation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und Tractaten nach ihm. Die Umsichtigkeit einiger pragmatischen Geschichtschreiber ist bemüht gewesen, eine Menge von äußern Umständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erschienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geschehen ist, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutschen Werke in dem Charakter, den Cramer in seiner Ode „Luther" also zeichnet:

Nie hat er geheuchelt
Mit Glauben seine freie Brust gestählt,
Hat keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß er ein Mensch war, nie verhehlt.
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster; ging die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte,
Blieb arm und seine Lust war Gott.
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte.

Noch dürfen hier einige Worte von dem Monumente gesprochen werden, das unsere Zeitgenossenschaft dem grossen Manne zugedacht hat. Im Jahr 1804 forderte nämlich die vaterländische literarische Gesellschaft in der Grafschaft Mannsfeld, auf derem Boden Luther sein Leben begann und endete, das Publicum auf, es durch Beiträge möglich zu machen, daß ihm ein seiner würdiges Denkmal errichtet werden könne. Das Unternehmen fand von allen Seiten reichliche Unterstützung, und es wurden eine Menge Vorschläge über die Art der Ausführung des Denkmals gemacht. Aber das Unglücksjahr 1806 brachte die Sache ins Stocken. Zwar bemühte sich die Gesellschaft, die ihr anvertrauten Summen zu sichern und zu erhalten; doch konnte sie es nicht vermeiden, daß ihre Papiere unter der westfälischen Regierung, auf ein Drittel ihres Werths herabgesetzt wurden, welche Verfügung aber der König von Preussen, als jetziger Besitzer der Grafschaft Mannsfeld, ausser Kraft setzte. Im Aug. 1816 machte die Gesellschaft bekannt, daß ihr Capital beinahe die Summe von 30,000 Rthlr. erreicht, daß ihr der König die Versicherung ertheilt habe, er werde nächstens über die Ausführung des eingereichten Plans bestimmen, und daß sie hoffe, zum Reformationsjubiläum 1817 den Grund zu der Anstalt legen zu können, welche Luthern zu Ehren errichtet werden soll. E.

Lüttich (franz. Liège), wohlbefestigte, große und volkreiche Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen, nun zum Königreiche der Niederlande gehörigen Hochstifts Lüttich, während des französischen Besitzes Hauptstadt im Departement der Ourthe, an der Maas, mit vielen schönen Gebäuden und Canälen, auch verschiedenen Brücken über die Maas, von denen le pont neuf die ansehnlichste ist. Der vormalige bischöfliche Pallast ist nach dem großen Brande von 1734 herrlich wie-

er aufgeführt worden. Er ist seit 1801 abermals von einem Bischoffe ewohnt, der unter dem Erzbischoffe von Mecheln steht. 1802 hatte die Stadt 50,000 Einwohner, welche Tücher, Spitzen, Seife, Vitriol, Grünspan, Fayence, sehr gutes Sohlleder ꝛc. verfertigen. Es war daselbst eine von den fünf großen Gewehrfabriken Frankreichs; auch das Hauptquartier der 25 Militärdivision.

Lützen, s. Leipzig.

Lützow und die Lützowsche Freischaar. — Wir erwähnen dieser Erscheinung in dem allgemeinen Freiheitskriege, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. — Der Tugendbund verband während der Zeit der Bedrückung würdige und feste deutsche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine bessere Zukunft arbeiteten. Diese sandten, sobald die erste Kunde von der Vernichtung der französischen Heeresmacht in Rußland erscholl, Bothschafter durchs Land, besonders nach den Universitäten, wo der schlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern sich schnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer, unternehmender, versuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schlesien. Zwar sagte er sich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erster Führer dastehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerdte zu schlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik sorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenstreit. Schnell sammelte sich die Schaar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländischer Freunde unterstützt. Eingesegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schaar schon im Anfang Aprils in Sachsen ein, mit der Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufstand in Thüringen, Hessen und Westphalen zu erregen, und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, wie die Guerillas, in Spanien. Im thüringer Wald, auf dem Harz, im Spessart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer schnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit: man unterhielt Verbindungen bis nach Ostfriesland. Was die innere Verfassung betrifft, so bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung sind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Bayern, die ihr Vaterland früher erkannten als ihre Könige und Landsleute, und wie die Holländer aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedel und Ennemoser, einst Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzug der Heere nach der Lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger, der in Leipzig gestanden, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch waren Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den allesumfassenden Friesen, der später bei Bercul von französischen Bauern getödtet wurde, und den allesbegeisternden Körner (s. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Tha-

tenlosigkeit an der Elbe auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitscheff Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die Freischaar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei während des Waffenstillstandes durch Treulosigkeit bei dem Ueberfall der Würtemberger unter Normann zu Kitzen fast ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower stärker als vorher, versehen mit Reiterei und schwerem Geschütz, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umstände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den schwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weser gegen bedeutende Uebermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im December sammelte es sich wieder in Boitzenburg. Der General v. Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf die schwedische Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte sie zu seinem Vortrabe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Ersatz gab. Lützow kaum genesen von seinen schweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückstadt; er beurlaubte sich mit einem Theil der Reiterei, mit dem Versprechen, die Uebrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge des Blücherschen Heeres führte er Aufträge an St. Priest, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einsicht aus. Besorgt, eine Abtheilung preußisches Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit seiner kleinen Macht den Bauern in die Hände. Er verlor viele seiner Leute und wurde, schwer verwundet, selbst nur durch die seltene Ehrlichkeit eines französischen Landmannes vom gänzlichen Untergange gerettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil des Corps, unter der Führung des Hauptmanns v. Helmenstreit vom baltischen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten die leichte fliegende Schaar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1500 Mann, so weit war ihre Zahl geschmolzen, drei Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten mußte. In Laon kam sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden ist das Corps aufgelöst worden.

Luxembourg (François-Henri Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, der Sohn des berüchtigten Grafen Boutteville, der unter Ludwig XIII. eines Duells wegen hingerichtet wurde, ward am 8. Jan. 1628 geboren. Dem großen Condé, dessen Schüler er war, und unter welchem er 1643 der Bataille von Rocroi beiwohnte, blieb er in dessen guten und bösen Ereignissen stets treu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté im J. 1668 zeigte sich das glänzende Genie Luxembourgs, der hier als Generallieutenant commandirte. In Holland, wo er das Obercommando führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländischen Festungen und schlug die Armee der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. In diesem Feldzuge hatte er zugleich Gelegenheit, den berühmten Rückzug, dem selbst die Holländer ihre Bewunderung nicht versagen konnten, zu machen; er ging nämlich mit einer Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000, ohne daß ihm diese etwas anzuhaben vermochte. Nachdem er dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté mit beigewohnt hatte, befand er sich

ernach bei der Schlacht von Senef, nöthigte den Prinzen von Oraien, die Belagerung von Charleroi aufzuheben und erhielt endlich 1675 en Marschallsstab. Jetzt befehligte er, nach Türenne's Tode, einen heil der franz. Armee, war aber anfangs nicht sehr glücklich, denn : ließ vor seinen Augen Philippsburg nehmen und versuchte vergebens, iit einer Armee von 50,000 Mann der Stadt zu Hülfe zu kommen. Blücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien, von em er sich unvermuthet überfallen sah, den er aber mit Erfolg zurückchlug. Im J. 1690 gewann er darauf die berühmte Bataille von Fleuus in Flandern, welcher Sieg, nach der einstimmigen Aussage aller ranzösischen Officiere, einzig und allein dem überwiegenden Talente üxembourgs zugeschrieben werden mußte. Auf diese Schlacht folgte die on Leuse, welche er im folgenden Jahre ebenfalls gewann. Am ruhmvürdigsten für ihn war jedoch die Schlacht bei Steinkirchen, wo er, on einer falschen Nachricht hintergangen, im Schlafe überfallen wurde, ber nichtsdestoweniger durch seine eben so glücklichen als künstlichen Beegungen dem Feinde die errungenen Vortheile aus den Händen zu reien wußte, und kurz darauf, 1693, den König Wilhelm bei Neerwinen gänzlich aufs Haupt schlug. Von den in diesem mörderischen Tref-en genommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris ast ganz angefüllt. Als Lüxembourg sich kurz darauf nach Paris beeben hatte, um einer Festlichkeit, welche in dieser Kirche gegeben weren sollte, beizuwohnen, rief der Prinz Conti, der den Marschall beleitete, der Menge zu, welche die Thür besetzt hielt: „Meine Herren, assen Sie doch den Tapezierer von Notre-Dame passiren." Lüxembourg ndigte seine so glorreiche militärische Laufbahn durch den langen und eschwerlichen Marsch, den er Angesichts der Feinde von Vignamont is zur Schelde nahe bei Tournay machte. So berühmt, wie die Siege ieses großen Feldherrn sind, so merkwürdig ist der sonderbare Prozeß, n welchen er verwickelt wurde. Man beschuldigte ihn nämlich, an der ekannten Vergiftungsgeschichte Theil genommen zu haben und warf ihn 680 in die Bastille, wo er ein Loch, welches sechs und einen halben Schritt lang war, bewohnen mußte. Nachdem er einige Male ganz weckslos verhört worden war, und vierzehn Monate in der Bastille zugebracht hatte, setzte man ihn in Freiheit, ohne jedoch weder über seine Schuld noch Unschuld einen Ausspruch gethan zu haben. So sonderbarer Natur dieser Prozeß war, eben so sonderbar war es auch, daß der Marschall, nach seiner Entlassung aus der Bastille, seinen Hofdienst, als Capitän der Leibgarde, nach wie vor versah, und daß der König ieses Prozesses auch mit keinem Worte gegen ihn Erwähnung that. Die este Art, wie er sich wegen der ihm gemachten Beschuldigungen verheidigen konnte, waren die Siege, welche er kurz darauf über die Holänder erfocht. Er starb am 4. Jan. 1695, und ganz Frankreich beveinte in ihm den größten General seiner Zeit. Merkwürdig und allen Helden ins Gedächtniß zu rufen, sind die Worte, welche er sterbend ausſprach: „Jetzt, wo ich vor den Richterstuhl des allmächtigen Gotes treten muß, wünschte ich, statt aller meiner Siege, den Armen ein Glas Wasser um Gottes Willen gegeben zu haben."

Luxemburg, Hauptstadt in dem nunmehrigen, zum deutschen Bunde gehörigen unter der Souverainetät des Königs der Niederlande stehenden Großherzogthum gleiches Namens, während des französischen Kaierthums im Departement des Forêts, am Flusse Elz (Alzet, Alsitz), st eine der wichtigsten Festungen in Europa. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 10,000. **Joseph II.**, der die Absicht hatte, nur eine

einzige Festung in Belgien zu haben, ließ alle übrigen, außer Luxemburg, demoliren, um im Nothfalle sich zum Herrn von ganz Belgien zu machen, ohne durch Besetzung von vielen Festungen sein Heer schwächen zu dürfen. So ward nun Luxemburg als der Schlüssel der Niederlande betrachtet. Denselben Vortheil aber zogen die Franzosen davon, als sie im Winter 1794 Luxemburg blockirten, aushungerten und endlich am 6. Juni 1795 zur Uebergabe brachten. Nach dem pariser Frieden besetzten es die Preußen.

Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, ist, als Folge des Reichthums, die Neigung und das Bestreben zur Verschönerung des Lebens und zur Veredlung seines Daseyns, durch Erfindung und Anwendung immer neuer, schöner und anmuthiger Genußmittel für Glanz, Verzierung, Putz und künstlich ausgedachte Weichlichkeit im täglichen Wohlleben, in Ansehung der Wohnungen, nebst Umgebungen derselben, der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler andern Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. In dieser Rücksicht wird der Luxus nicht nur höchst nützlich und nothwendig, indem er die Erreichung des Zwecks des Menschen, physischen Wohlstand, erleichtert, sondern auch diesen Wohlstand unter die größestmögliche Menschenmasse verbreitet, und mithin der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Absicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchste Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist. Der Luxus ist demnach kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehrere ihm zu erschwingen mögliche Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen, über die Fortschritte und die Nachtheile des Luxus, scheinen also großentheils von einer hämischen und menschenfeindlichen Empfindung, und von dem Stolze und Neide gegen die niedere Volksclasse entsprungen zu seyn, indem die höheren Stände sich an den, durch die Fortschritte der Industrie unverkennbar erweiterten Wohlstand der niederen Classen, noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth sehen sie die scharfe Abmarkung der Vorzeit verschwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmanns war. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von den **archischen Luxus-** oder **Aufwandsgesetzen** der Römer vom J. 572 an, bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden ꝛc. alle Aufwandsgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und anstatt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel und Einpaschen geneigt gemacht haben.

Luynes (Albert, Herzog von) ward 1578 zu Mornas, in der Grafschaft Venaissin, geboren, und wählte als der erste seiner Familie seinen Wohnsitz zu Paris. Seine Vorfahren, unter dem Namen Alberti, waren aus Florenz, ihrer Vaterstadt, weil ihr Ansehen und ihre Reichthümer den Neid der Bürger erregt, und sogar eine Revolution veranlaßt hatte, ausgewandert, und hatten sich zu Mornas niedergelassen. Er war es, der als Günstling Ludwigs XIII., diesen König dahin vermochte, sich des Marschalls d'Ancre, obgleich dieser sein (Luynes) Wohlthäter gewesen, zu entledigen, und sich, an der Spitze des Gouvernements, die Güter desselben zuzueignen. Vier Jahre später ward

, am 22. April 1621, trotz seiner Unerfahrenheit in der Kriegswissenschaft, zum Connetable von Frankreich ernannt. Auf den höchsten Gipfel des Einflusses gehoben, erregte er eben durch diesen Einfluß sogar die Eifersucht des Königs, und wandte alle Mittel an, diese Stimmung noch zu vermehren. Um sich in der Gunst des Königs und seiner eigenen Macht noch immer fester zu setzen, erregte er im J. 1621 den Krieg gegen die Hugenotten, erfocht einige Vortheile über dieselben, starb aber, nachdem er den festen Ort Montauban den Hugenotten nicht hatte entreißen können, am 15. Dec. 1621 im drei und vierzigsten Jahre seines Alters an einem Scharlachfriesel. Aber noch ehe ihm der letzte Athemzug entfloh, ward er von seinen Creaturen, die bis dahin den allmächtigen Minister in ihm verehrt hatten, verlassen und dergestalt beraubt, daß ihm auch nicht einmal ein Stück Leinwand übrig blieb, womit er hätte begraben werden können. Er starb vom Volke verabscheut, und von seinem Könige wenig bedauert.

Luzac (Johannes), Professor der schönen Wissenschaften und der vaterländischen Geschichte zu Leyden, bekannt als Herausgeber der in ganz Europa verbreiteten leydner franz. Zeitung, die, so lange sie von ihm redigirt wurde, als die Gazette diplomatique von allen Staatsmännern und Freunden der Geschichte betrachtet war, dann auch durch vortreffliche Schriften in den genannten Fächern, so wie durch die Unfälle, welche ihn während der Revolution, wegen seiner Abneigung gegen die demokratische Partei, trafen, endigte am 12. Jan. 1807, beim Auffliegen des mit Pulver beladenen Schiffes, auf eine höchst unglückliche Weise sein verdienstvolles Leben.

Luzern, Hauptstadt in dem helvetischen Canton gleiches Namens, am Luzernersee, am Ausfluße der Rüß, ist ziemlich groß, begreift aber in ihrem Umfange viele Gärten mit. Der Fluß theilt die Stadt in zwei durch vier Brücken verbundene, ungleiche Theile. Sie hat über 5000 Einwohner. Die dortige Seidenmanufactur und Papiermühle sind von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen starken Transitohandel. Die Souveränität des ganzen Cantons lag ehemals in den Händen der eigentlichen Bürger (es gab sonst auch Hintersassen, die keine Bürger waren), aus welchen der große Rath von 100 Mitgliedern erwählt wurde. Der Ausschuß derselben, welcher aus 36 Mitgliedern bestand, erhielt nach und nach einen sehr großen Einfluß, so daß die Verwaltung in Luzern die aristokratischste in der ganzen Schweiz war. Durch die Revolution hat dieß aufgehört. Das Contingent zur Eidgenossenschaft beträgt 862 Mann. Der päbstliche Nuntius residirt zu Luzern, als dem ersten und eifrigsten katholischen Canton. Es werden viel Käse, Schweine, gemästete Schnecken (nach Italien), viel Getraide, gedörrte Quetschen, Kirschwasser und Floretseide ausgeführt.

Lyceum hieß von dem in der Nähe stehenden Tempel des Apollo, λύκειος (Wolfstödter) eine Ringschule zu Athen, in deren bedeckten Gängen Aristoteles seine Philosophie vortrug. Ihm zu Ehren wurden die höheren lateinischen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil die aristotelische Philosophie in der scholastischen Form in denselben gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch ist sich in Rücksicht des Ranges der Lyceen, vor oder nach den Gymnasien, nicht in allen Ländern gleich, überall aber sind sie Schulen für die eigentlich gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen. E.

Lycophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein Grammatiker und einer der berühmtesten griechischen Trauerspieldichter, lebte 284 vor Chr. Geb. unter Ptolemäus Philadelphus, bei welchem er sich durch

seine Anagrammen beliebt gemacht hatte, zu welchen er überhaupt mehr Anlagen, als zum Dichter selbst gehabt zu haben scheint. Er soll an einer Wunde gestorben seyn, welche ihm einer seiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter disputirte. Von seinen Schriften ist uns nur noch ein Trauerspiel, Cassandra (Alexandra), übrig, welches in Jamben abgefaßt, aber sehr schwer und mit manchen dunkeln Anspielungen überladen ist. Ein späterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geschrieben. Die beste Ausgabe von diesem Trauerspiele ist bis jetzt: Cum comment. Is. Tzetz. cura Jo. Potteri, Oxon. e theatro Scheld. 1697 u. 1702, in einem Folio-Bande. Die meisten Schriften des Lycophron sind verloren gegangen. Tzetzes bezeugt, daß er vier und sechzig oder sechs und sechzig Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas zwanzig nahmhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum, c. 17. gesammelt und erläutert. Aus einem satyrischen Drama des Lycophron, in welchem er den Menedemus, den Stifter der eretrischen Schule, und andere Philosophen geißelt, ist uns im Diog. Laertius, Hesychius und Athenäus einiges aufbehalten worden. Letzterer legt ihm auch noch ausdrücklich ein Werk über die Comödien bei, in welchem er den Aristophanes, Cratinus und andere erläutert zu haben scheint.

Lycurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte vor und nach der ersten Olympiade des Iphitus, und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eunomus und der Dionassa, aus dem Geschlechte der Procliden oder Eurytioniden (s. Lacedämon). Sein älterer Bruder Polydectes folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ also das Königreich dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydectes schwanger sey. Als dieß Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Thronerben gebären würde, er der erste seyn wolle, welcher ihn als seinen König anerkennte. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Königssohns. Indessen ließ ihm die Königin sagen, daß, wenn er ihr verspräche, sie zu heirathen, sie ohne Anstand ihr Kind tödten wolle. Um diese That zu verhindern, schmeichelte er ihr mit falschen Hoffnungen, und ward dadurch, nachdem sie mit einem Sohne niedergekommen war, in den Stand gesetzt, das Leben desselben zu erhalten. Da sich das Volk über dieses Ereigniß freuete; so gab er dem Kinde den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lycurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; diese Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit hob ihn nun auf den höchsten Gipfel des Ruhms, weckte aber auch den Neid vieler vornehmen Spartaner gegen ihn auf. An die Spitze derselben stellte sich die Königin, welche von Rache gegen Lycurg entbrannt war, weil er sie getäuscht und ihr so die Hoffnung, Königin zu werden, benommen hatte. Sie streute unter dem Volke aus, es sey gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem aus dem Tode desselben der größte Vortheil erwachsen könnte. Um diesem entehrenden Verdachte zu entgehen, sah sich Lycurg genöthigt, nicht allein die Vormundschaft des jungen Königs niederzulegen, und diesen selbst seiner Aufsicht zu entlassen, sondern sogar Lacedämon zu verlassen. Ob ein solcher Entschluß nicht auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, ist unbe-

nnt: er nützte wenigstens seine Reisen zu diesem Endzwecke. Zuerst suchte er Creta, woselbst die weisen Gesetze des Minos, die allenthaln Eintracht und bürgerliches Glück unter den Einwohnern bewirkten, ne ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Dort lernte er auch den lychen Dichter Thales kennen, schloß mit ihm eine vertraute Freundhaft und lud ihn endlich ein, nach Lacedämon zu gehen, um die inwohner daselbst durch die Harmonie seiner Lieder sowohl, wie durch ren weisen Inhalt, zur Eintracht und zum Gehorsam zu stimmen. on Creta ging Lycurg nach Jonien. Hier machte jedoch die weichlie, luxuriöse Bildung und Lebenssitte der Einwohner, und die daraus tspringende Kraftlosigkeit ihrer Gesetze, welche mit der Einfachheit und trenge der cretischen Gesetze einen so schneidenden Contrast bildete, einen hr nachtheiligen Eindruck auf ihn. Dafür aber entschädigte ihn, wie an sagt, die Auffindung der homerischen Gedichte. Von hier soll er och mehrere Reisen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien, macht haben. Da jedoch in den lycurgischen Gesetzen auch nicht die ringste Spur von ägyptischer oder indischer Weisheit zu finden ist, so veifelt man an der Wahrheit jener Reisen. Während der Zeit wurde acedämon von neuen Unruhen zerrüttet; die beiden Könige Archelaus nd Charilaus standen bei dem Volke in keiner Achtung, und der Muthwille des Volks, im Gegensatze mit der Bedrückung der Großen, annte keine Gränzen. Mit einem Worte: die ganze Regierungsverfasing war in Unordnung gerathen. In dieser bedenklichen Lage des Staats war Lycurg der einzige Mann, von dem man Hülfe und Retng erwartete. Das Volk suchte in ihm Schutz gegen die Großen, nd die Könige glaubten, daß er den Ungehorsam des Volks bändigen erde. Mehr als einmal erschienen daher Gesandte bei ihm, welche ihn aten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerstand er; aber endch gab er dem dringenden Wunsche aller seiner Mitbürger nach. Bei iner Ankunft in Sparta merkte er bald, daß hier nicht bloß von Abhaffung einzelner Gesetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede seyn ärfe, sondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverissung sein Augenmerk seyn müsse. Die Achtung, welche ihm seine ersönlichkeit, seine Geburt und besonders die augenblickliche Lage des Staats bei seinen Mitbürgern verschaffte, machten ihm Muth, sich von n obwaltenden Hindernissen nicht abschrecken zu lassen. Auch verumte er nicht, die Götter mit ins Spiel zu ziehen. Das delphische rakel antwortete auf seine Frage: die Götter nehmen deine Opfer mit Wohlgefallen an, und unter ihrem Beistande wirst du die vortrefflichste Staatsverfassung gründen. Dagegen versäumte er auch keine der Maaßgeln, welche ihm die Klugheit gegen den Haß seiner Neider an die and geben konnte: dreißig seiner Freunde, aus den angesehensten Bürrn, mußten ihn bewaffnet in die Volksversammlung begleiten. Diese Vorsicht war nicht unnöthig, wie die Folge zeigte. Charilaus floh in n Tempel der Minerva, kehrte aber auf die Einladung Lycurgs zuick, und machte, gleich dem zweiten Könige Archelaus, gemeinschaftlie Sache mit ihm. Der erste Schritt, den er nun that, bestand darin, iß er den Königen die Gerusia, einen Senat von acht und zwanzig, urch ihr Alter ehrwürdigen Personen (Geronten), an die Seite setzte, ine dessen Einwilligung jene nichts ausführen sollten. Dadurch beirkte er ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Macht der Könige id dem Uebermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, ver die Staatsangelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen, ohne jech die Freiheit der eignen Berathschlagungen zu haben, indem sie sich

darauf beschränken mußten, das, was die Könige oder der Senat vorschlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meistens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede: bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der am Ende so heftig wurde, daß Lycurg nur durch die schleunige Flucht in einen benachbarten Tempel sein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihn auch das eine Auge soll gekostet haben. Er that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte alle mit Schaam und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm aber, und entließ ihn voller Beschämung über eine so großmüthige Gesinnung. Nachdem die Verfassung Sparta's nun völlig gegründet war, dachte Lycurg auch an deren Aufrechterhaltung für die Folge. Nachdem er nämlich allen Bürgern einen feierlichen Eid abgenommen hatte, daß sie vor seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, reisete er nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Gesetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendste Staat bleiben, so lange es diese Gesetze beobachten wird.“ Diesen Spruch sandte er nach Lacedämon, und nun sprach er über sich selbst das Urtheil der Verbannung aus. Fern von seinem Vaterlande starb er darauf, wie man behauptet, einen freiwilligen Hungertod, nach einigen zu Cirrha, nach andern zu Elis oder zu Creta. Auf seinen Befehl ward sein Körper verbrannt, und die Asche in das Meer gestreuet, damit sie auf diese Weise nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige Volk sich auf keine Weise des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Es ward ihm zu Ehren zu Sparta ein Tempel gewidmet, und von seinen Freunden eine Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Sparta's fortdauerte, und in welcher das Andenken an seine Tugenden gefeiert wurde. Wir kommen nun auf die besondere Entwickelung der lycurgischen Gesetzgebung. Der Hauptzweck derselben ging dahin, eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen, und diese setzte Lycurg aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammen, so daß eine durch die andere eingeschränkt wurde. Die beiden Könige und der Senat standen an der Spitze der Regierung; jedoch erhielt das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung, indem ihm nämlich, wie schon oben gesagt worden ist, die Freiheit zugestanden wurde, die Beschlüsse der Könige und des Senats entweder zu verwerfen oder zu genehmigen. Er theilte darauf alle Bürger Sparta's in drei, nach andern auch in sechs und mehrere Stämme, und diese wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieser Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, so wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, sondern die Einwohner desselben im Gegentheil schon eine mäßige Stufe von Bildung erstiegen hatten: so muß man billigerweise die Macht des Willens und des Genies in Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, sondern auch moralisch und sittlich gänzlich umzuwandeln und einem unmäßigen, schwelgerischen Volke Entsagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand zwar anfangs, wie schon oben gesagt, den heftigsten Widerstand, ward aber dessen unge-

chtet kurz darauf von allen Bürgern als bestehendes Gesetz genehmigt, welches auch, im Ganzen genommen, bis nach den Zeiten ysanders dauerte. Als Lycurg Sparta's Verfassung umänderte, and er bereits unter den Bürgern einen dreifachen Stand vorhanen; die herrschenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier und die eibeigenen Heloten (letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, atten sich schon unter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke desselben widersetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen es Staats gemacht worden. Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte ein einzelner Bürger, sondern im Gegentheile der ganze Staat, zu geieten. Zu ihren Vorzügen gehörte, daß sie heirathen durften, und daß ie den ihnen zugetheilten Acker für einen gewissen Zins, den der Herr, hne Schimpf davon zu haben, nicht füglich erhöhen konnte, benutzten. Nichts destoweniger wurden sie auch oft sehr grausam behandelt, und dieß rzeugte vielfache Unruhen unter ihnen, von denen der sogenannte Jungernkrieg und dritte messenische Krieg die vornehmsten sind; es gehörte ibrigens im allgemeinen zur Politik der Spartaner, die Heloten zu denüthigen). So grausam es uns auch scheint, daß Lycurg, z. B. diese Heloten in ihrer empörenden Sclaverei lassen konnte, so wenig Anstößiges hatte die Idee desselben bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegensatz der Sclaverei nicht nur gestattete, sondern sogar nothvendig machte. Wollte er überhaupt auch die Spartaner, das Hauptvolk des Staats, für seine neue Verfassung gewinnen: so durfte er weer den Lacedämoniern noch viel weniger den Heloten, mit jenen gleiche Rechte zugestehen. Auch hatte wahrscheinlich Lycurg noch selbst keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menchen. Er suchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundschaft und Liebe wischen Menschen knüpfen, so sehr als möglich zu schwächen, sie dem Wohle des Staats unterzuordnen und so einzuschränken, daß sie demelben nicht hinderlich seyn konnten. Er behandelte die Liebe, wie ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und mit ihnen Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er setzte für Hagestolze, oder solche Personen, die zu spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewisse Strafen fest, erschwerte den Neuvermählten das Beisammenseyn, damit sich ihre Begierden stets ungechwächt erhalten sollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, so wie gesunden Männern, wenn sie schwache und unvermögende Weiber hatten, sich die Frau eines andern auszubitten. Nach seinen Gesetzen waren die Kinder nicht Eigenthum der Eltern, sondern des Staats. Dieser entchied zuerst über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Eltern, die Erziehung derselben. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser, und gemeinschaftliche Mahlzeiten, so wie er streng verbot, sich zu Hause der Leckerei zu ergeben und über Durst zu trinken. Kein Fremder durfte sich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber besitzen; zum Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten die Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unentbehrlichsten Kenntnisse erlernen, keine Schauspiele aufführen, die Musik nicht weiter vervollkommnen, und weder Dichter, noch Künstler, noch Redner sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit unter ihnen aufhalten. In der religiösen Verfassung Sparta's änderte Lycurg nichts; er benutzte sie im Gegentheil, wie wir oben bei Gel-

genheit des delphischen Apollo gesehen haben, zu seinen politischen Zwekken; er vereinigte sogar die höchste Priesterwürde mit dem Könige. Er befahl eine ganz einfache Beerdigung der Todten, untersagte alles öffentliche Wehklagen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils um das Andenken der Todten zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeigungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege setzte er nur wenige Gesetze fest; denn es bedurfte deren wenig, so lange es bei der, durch seine übrigen Anordnungen bezweckten Mäßigkeit verblieb. Uebrigens wurden die entstandenen Streitigkeiten entweder vom Könige, oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder vielleicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgs, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtlosen Kriegern gebildet werden sollten, auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und die Furcht vor dem Tode unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Festes, und das Lager der Ort der Erholung. In diesem hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperlichen Uebungen verminderten sich. Siegen oder Sterben war ihr höchster Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Festungen bestürmt, mit demselben Feinde keine wiederholte Kriege geführt, die geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weise begraben, und seinem Andenken Bildsäulen, Feste und Tempel errichtet werden sollten. Uebrigens sollte Sparta, nach Lycurgs Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellet, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einstens ein spartanischer König die Argier geschlagen hatte, und die Bundesgenossen ihm riethen, dieses Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg, um unsere Grenzen zu sichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben." Diese spartanische Regierungsform des Lycurgus ist von einigen der alten Schriftsteller eben so oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insbesondere Plato, der den lycurgischen Gesetzen vorwirft, daß sie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menschlichen, die mechanische Tapferkeit zur ersten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieser Tödtung aller Menschheit der Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet gewesen wäre, welche Lacedämon getroffen, und von diesem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübsinnig und einzig auf Furcht gegründet gewesen wäre, und daß die Erziehung derselben sie unmenschlich und grausam gemacht hätte.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien ward an den Küsten nach dem jonischen Meere zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Osten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Mysien. In den ältesten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizil Irmak) vom Persischen geschieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydischen König Crösus. Das Land war außerordent-

h fruchtbar und die Einwohner, besonders unter diesem Könige, das
ichste, aber auch bald nachher das nichtswürdigste und üppigste unter
len asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlichsten
leider und der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und
r leckerhaftesten Gerichte. Sie pflanzten zuerst herrliche Gärten, wo
: die feinsten feierlichen Vergnügungen genossen; sie entdeckten zuerst
is Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu ver-
zen, um sie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beischläferinnen zu ge-
rauchen. Zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Ly-
ern bereits so groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wu-
erten, und sich von dem Ertrage derselben einen Brautschatz sammel-
n. Von diesem Sittenverderbniß der Lydier wurden auch die Jonier
igesteckt. Der so sehr gerühmte Reichthum der Lydier mag sich vielleicht
cht sowohl über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und
:ornehmsten im Staate verbreitet haben. Außerdem daß diese aus den
ldreichen Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Pactolus und aus Berg-
erken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürf-
sse durch die Arbeit der Sclaven, welche sie wiederum nicht in baa-
m Gelde, sondern vielmehr mit eigenen Landesproducten zahlten. Sie
itten also fast gar keine Gelegenheit, edle Metalle auszugeben, und
ese mußten sich folglich immer mehr bei ihnen häufen. Daß Crösus
icher war, als alle seine Vorfahren, ist nicht zu verwundern, da er die
inze Küste von Vorderasien sich unterwarf, und alle Handelsstädte
isplünderte. Ob es nun gleich nicht erwiesen werden kann, daß die
ydier schon von uralten Zeiten einen erträglichen Handel gehabt ha-
n: so ist das doch nicht zu läugnen, daß sie schon lange vor den Grie-
en eine gewisse Cultur erreicht, und daß die griechischen Colonien in
:iederasien die schnellern Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften,
elche diese vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu
rdanken hatten. Unter andern verdankt man den Lydiern besonders
e Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gasthöfe, gewisser
usikalischer Instrumente, gewisser Musiksysteme, der Manufacturen, be-
nders der Kunst, Wolle zu färben, welche nachher in Milet so sehr
rvollkommnet wurde, desgleichen die Kunst, das Erz zu schmelzen und
: verarbeiten, vielleicht auch den ersten Anfang der Malerei und des
ergbaues. Auch trieben sie wenigstens einen starken Landhandel, denn
iardes selbst wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phrygier und
lbst die entfernten nomadischen Völker zusammenkamen, ihre Waaren
gen einander auszutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des
iclavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah.
er Ursprung der lydischen Geschichte fällt in die ältesten fabelhaften
eiten. Die Alten geben uns drei verschiedene Geschlechter von Königen
, welche über Lydien regierten, nämlich der Atyaden, der Heracliden
id der Mermnaden. Die Atyaden hatten von Atys, des Cotys Sohn
id des Manes Enkel, den Namen. Nach Herodot war Manes, ein
:ohn der Erde, der erste König von Lydien. Er zeugte mit der Kallir-
e, des Oceanus Tochter, den Cotys, und mit der Halia, des Tullus
ochter, den Asius und Atys. Von ersterm entstand der Name Asien.
tys zeugte mit der Kallithea, des Choräus Tochter, den Lydus und
yrrhenus. Ersterer ward König und gab dem Lande den Namen Ly-
en, da es vorher Mäonien geheißen hatte; letzterer ging mit einer Co-
nie fort, und kam nach Italien, wo er sich in Hetrurien niederließ.
ie letzte Fürstin aus dem Geschlechte der Atyaden war die bekannte
mphale, mit deren Sohne Alcäus das Geschlecht der Heracliden an-

ging. Nach Herodot jedoch war Argon, der Enkel des Cleolaus, den Herkules mit einer Sclavin der Omphale gezeugt haben soll, der erste heraclidische König über Lydien. Diese Linie fing um die Zeit des trojanischen Krieges an zu regieren, und erlosch 500 Jahre nach demselben mit dem Könige Candaules. Dieser war so sehr in seine Gemahlin verliebt, daß er gern die ganze Welt von der Schönheit derselben überzeugt hätte. Besonders sollte jedoch sein Günstling Gyges davon urtheilen können, und deswegen verschaffte er ihm Gelegenheit, die Königin beim Schlafengehen nackend zu sehen. Diese hatte den Betrug entdeckt, und ließ nun am andern Tage dem Gyges die Wahl, entweder seine Verwegenheit mit dem eigenen Tode zu büßen, oder vielmehr ihren Gemahl zu tödten, und dann an ihrer Seite über das Königreich zu herrschen. Zwar suchte Gyges die Königin von ihrem grausamen Vorhaben abzubringen, indessen vergebens. Er ermordete also (718 v. Chr.) den König im Schlafe, heirathete die Königin und bemächtigte sich des Reichs. Die Lydier wollten sich zwar empören, er aber that den Vorschlag, das delphische Orakel entscheiden zu lassen. Da dieses die neue Regierung bestätigt hatte: so verehrte er demselben aus Dankbarkeit ein außerordentlich kostbares Geschenk, bei welchem sich allein sechs goldene Trinkschalen, 30 Talente an Werth, befanden. Nach andern soll Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle einstens einen Zauberring gefunden, und dieser die Kraft gehabt haben, sobald man den Stein desselben einwärts kehrte, den Besitzer desselben unsichtbar zu machen. Mit Hülfe dieses Ringes habe nun Gyges die Umarmungen der Königin genossen und seinen Herrn ermordet. Gyges gründete nun die neue Linie der Mermnaden, mit deren letztem Fürsten Crösus (362 v. Chr.) das lydische Reich unterging. Mit Crösus kam Lydien an Persien, und durchlief mit diesem eine Reihe von Revolutionen, die am Ende das persische Reich selbst stürzten. Endlich bemächtigte sich Philetärus, Schatzmeister des thracischen Königs Lysimachus Lydiens, und schlug es (283 v. Chr.) zu seinem neuen Reiche Pergamus. Nach Attalus, des letzten Fürsten dieses Stammes, Tode, vereinigten die Römer Pergamus und alle dazu gehörigen Nebenländer mit ihrem Reiche. In der Folge eroberten es die Türken, und jetzt gehört es zur Statthalterschaft Anadoli.

Lyon, ehemalige Hauptstadt des Gouvernements Lionnois, jetzt Hauptstadt im Departement der Rhone, und nach Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt am Zusammenfluß der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat meistens enge Gassen, doch viele schöne Plätze und prächtige Gebäude, sechs Thore und vier Vorstädte. Der Erzbischoff war Primas über die vier Erzbisthümer Lyon, Tours, Sens und Paris. Er hatte 6 Bischöfe und 941 Pfarrer in seinem Sprengel. Die Domherren führten den Titel Grafen von Lyon. Alle diese Vorzüge endeten durch die Revolution. Seit 1801 stehen unter dem Erzbischofe von Lyon die Bischöfe von Meude, Grenoble, Valence und Chambery; sein bischöfflicher Sprengel verbreitet sich über die Departements der Loire, Rhone und des Ain. Die Zahl der Einwohner war vor der Revolution 160 000, nach derselben 1802 aber nur 109,500. Im J. 1803 wurde ein Lyceum und eine Secundärschule daselbst errichtet. Die meisten Einwohner sind Manufacturisten, und verfertigen eine Menge seidener, goldener und silberner Stoffe, goldener und silberner Tressen, Sammt, seidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich 200 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund, in Lyon verbraucht wurden. Nächst Paris wird auch daselbst der stärkste

Buchhandel getrieben. Diese blühende Stadt hat, mehr wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Viele Tausende der dortigen Einwohner wurden durch die Jacobiner ermordet; den härtesten Schlag aber verursachte ihr der fast gänzliche Stillstand ihrer Manufacturen, und zum Theil auch die Vernichtung der künstlichen Maschinen. Sie fängt an, sich wieder zu erholen. In den J. 1725 — 1739 waren daselbst 30 000 Weberstühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000, und im J. 1788 beschäftigten nur noch 9335 Stühle 58,600 Menschen; im J. 1803 standen sogar von 7000 dergleichen 5447 gänzlich still. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8 — 10 000 Hüte verfertigte, beschäftigte ehemals 8000 Menschen, jetzt nur noch 1500; ehemals brauchte man gegen 12,000 Ballen Seide, jetzt nur noch 4000. Jetzt ist besonders die Fabrication der seidenen Shawls ein wichtiger Zweig für Lyon geworden.

Lyonnet (Pierre) ward am 22. Jul. 1707 zu Maastricht geboren, und stammte aus einer französischen Priesterfamilie, welche durch religiöse Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Lyonnet zeichnete sich nicht allein durch eine ungemeine Kenntniß der Sprachen aus (von denen er Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch, Englisch und Holländisch verstand), sondern er hatte auch in den bildenden Künsten, in Musik, Malerei, Kupferstecher- und Bildhauerkunst, große Fortschritte gemacht. Man hat noch jetzt ein Meisterstück von ihm, ein Basrelief in Buxbaum, welches Apollo und die neun Musen vorstellt. Für die Kirche bestimmt, änderte er seinen Studirplan und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. Nachdem er einige Zeit als Advocat practizirt hatte, ward er zu einem der Staatssecretäre Hollands erwählt und zum geschwornen Uebersetzer für die französische und lateinische Sprache. Von jetzt an zeichnete sich bei ihm ein leidenschaftlicher Hang für Naturgeschichte aus, besonders für Insectenkunde. Zuerst beschrieb er die Insecten, welche sich in der Nähe vom Haag befanden; dann machte er eine Muschelsammlung, welche die reichste in Europa ward. Unter seinen naturhistorischen Werken zeichnet sich insbesondere aus: Traité anatomique de la chenille, qui ronge la saule (anatomische Abhandlung über die Weidenraupe), 1764, welches Werk nicht allein durch seine Originalität, sondern auch durch die Pracht des Druckes in Erstaunen setzt; Histoire des polypes d'eau douce (Geschichte der Polypen der süßen Gewässer), welche er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der seinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobsprüche ertheilte. Noch zeichnet sich dieses Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferstecherkunst noch gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demselben gestochen hat, die den fünf ersten von Wandelaar durchaus nichts nachgeben. Lyonnet starb im Haag am 10. Jan. 1789 im 81sten Jahre seines Alters.

Lyra war das älteste besaitete Instrument bei den Aegyptiern und Griechen. Die Lyra der erstern, welche für die älteste gehalten wird, soll vom ägyptischen Hermes und zwar auf folgende Weise entdeckt worden seyn. Als der Nyl Aegypten einst überschwemmt hatte und wieder in sein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern auch eine Schildkröte, deren Fleisch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne so vertrocknet war, daß nichts, als die durch die Austrocknung ausgespannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer spazieren gieng, stieß zufällig

mit dem Fuße an die Schaale dieser Schildkröte, und wurde durch den Klang so angenehm überrascht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Instrument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Gestalt war aber verschieden, denn auch die dreyeckige Lyra will man für eine Erfindung der Aegyptier halten. Die Griechen schreiben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes, das heißt, dem Sohne des Jupiter und der Maja, zu, und erzählen die Entstehung derselben etwa auf dieselbe Art. Apollo, dem die Lyra sehr wohl gefiel, kaufte sie von Hermes für die Rinder, die dieser ihm gestohlen und mit deren Sehnen er eine Schildkrötenschaale bespannt hatte, und so auf die Erfindung der Lyra gekommen war. Als nun Apollo auf dem neuen Instrumente spielte, sang Hermes dazu, wodurch jener aufs neue erstaunte. Nach Einigen verbesserte der griechische Hermes die Erfindung der Aegyptischen Lyra, und setzte dieser eine vierte Saite hinzu. Nach Andern soll Apollo selbst der dreisaitigen ägyptischen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Instrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettstreit mit dem Marsyas, aus Reue über die am letztern bewiesene Grausamkeit, die Saiten von seiner Cither abgerissen, und somit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Musen den Ton Mese, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus diesen vier neuen Tönen und der dreisaitigen ägyptischen Lyra sey darauf das Heptachord, oder die siebensaitige Lyra der Griechen entstanden. Sonst wird auch ihre Erfindung dem Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeschrieben, die Veränderungen damit vornahmen. Die ersten Lyren des ägyptischen und griechischen Hermes waren mit Thiersehnen überzogen; doch soll diejenige, welche Linus vom Apoll erhielt, mit drei Zwirnsaiten bespannt gewesen, und von diesem erst mit Darmsaiten bespannt worden seyn, für welche Kühnheit er jedoch vom Apoll getödtet wurde. Uebrigens finden sich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verschiedenheiten und offenbarsten Widersprüche. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf eilf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob sie beide einerlei, oder verschieden von einander gewesen sind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen soll die Cither ein, aus mehrern einzelnen Stücken zusammengesetztes Instrument gewesen seyn. Die beiden Seiten desselben waren in der Form von Ochsenhörnern gegen einander gekrümmt, so daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra standen die beiden Hauptseiten weniger auseinander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenschaale. Sie konnte nicht, wie die Cither aufrecht gestellt, sondern mußte beim Spielen zwischen den Knieen gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß sie Corybas, der Sohn des Jasus und der Cybele nach Phrygien gebracht habe, als er mit seinem Onkel Dardanus dahin ging. Nach einigen wurde sie zu Lyrmessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zu Folge, soll sie auch nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollo, so wie dieser vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Musen vom Jupiter unter die Gestirne versetzt seyn.

Lyrik, lyrische Poesie ist diejenige Gattung der Poesie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten Gefühls unmittelbar darstellt. Dadurch daß in

derselben das Gefühl das Herrschende ist, ist sie von der dramatischen Poesie, in welcher die Anschauung zu einem von dem Innern des Dichters verschiedenen Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen verschieden, welche in ihren vollendetsten Werken, einen umfassenden Kreis von Handlungen in einer anschaulichen Begebenheit als von dem Dichter angeschaut, darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, im vollen Gleichgewicht enthält. Verglichen mit Epos und Drama ist das lyrische Gedicht das beschränkteste, denn das Gefühl ist beschränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um desto tiefer, voller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der lyrische Dichter giebt, giebt er als sein eigenes Inneres, weshalb man auch die lyrische Poesie die subjective, im Gegensatz der übrigen Dichtungsarten genannt hat. Auch heißt daher im weitern Sinne jede Darstellung lyrisch, welche nicht sowohl die Gegenstände des Gefühls, wie sie erscheinen, als vielmehr den subjectiven Zustand, oder wenigstens die Gegenstände durch den Eindruck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gefühl am unmittelbarsten durch die Sprache ausdruckt, nähert sie sich der Tonkunst, welche das Gefühl durch Töne und ihre Verbindung am reinsten darstellt, daher auch die griechische Lyrik von λυρα, womit man Gedichte bezeichnete, die zur Lyra gesungen werden konnten. Obgleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich alles in Gefühle auflöset, und zum Gefühle wird, so ist doch selbst ein lebhaftes Gefühl dem lyrischen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck desselben ein lyrisches Gedicht, wie so viele meynen, welche sich deshalb für die lyrische Poesie am meisten geeignet glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Wesen der lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmonische, poetische Gefühl) darstellen, von jeher in die falsche Behauptung umgekehrt, der lyrische Dichter (wofür sich jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauch der poetischen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal ein lebhaftes Gefühl hat) solle sein subjectives Leben oder sein Gefühl darstellen. Es fragt sich also, in wiefern ist das Gefühl poetisch zu nennen? Ein solches muß, zufolge der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch, und nicht nur würdig seyn in der Sprache aufbewahrt zu werden, sondern sich auch durch eigenthümlichen und schönen Lauf der Rede, und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern selbstständig aussprechen. Durch ersteres wird gefordert, daß ein bestimmtes Gefühl das herrschende sey, gleichsam der Grundton, aus welchem sich die Empfindungsreihe entwikkelt, und daß es nichts Widerstreitendes in sich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß mithin auch das Gefühl des Gegenstandes, welcher es veranlaßt hat, würdig, demselben sowohl der Art, als dem Grade nach entsprechend, (nicht matt oder überspannt) sey, eine Reihe von Anschauungen hervorruft, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu schildern, und daß das Gefühl den durch die Sprache dargestellten Gedanken ganz durchdringe. Dieses Gefühl in allen anschaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrükken, dasselbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entsprechenden Klange gleichsam äußerlich zu machen und entsprechend darzustellen, so daß es nicht bloß das Gefühl des Einzelnen ist, sondern als das Gefühl des vollendeten Menschen erscheint, ist nur dem Genius möglich, und man kann in dieser Beziehung das lyrische Gedicht die in der Sprache festgehaltene Stimmung des geniel-

len Dichters, als solchen nennen; daher auch nichts so sehr, als eine Reihe, oder eine Sammlung lyrischer Gedichte das innere Leben eines Dichters schildert. Aus der Natur des Gefühles ergiebt sich der beschränktere Umfang des lyrischen Gedichtes, so wie der Wechsel und die größte Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche sich in den tausendfältigen lyrischen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyrischer Bilder an den Tag lege. So mannichfaltig sich nun das Gefühl poetisch äußern kann, so mannichfaltig ist das lyrische Gedicht; zunächst aber offenbart sich das Gefühl und am reinsten in der Gegenwart, wenn es als Vergangenes durch die Reflexion modificirt erscheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyrische Poesie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöse Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche sich mehrere poetische Formen der Italiener und Spanier anschließen, und in die elegische eintheilen, an welche sich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere sogenannte didactische Gedichte anschließen. Siehe hierüber die besondern Artikel. T.

Lysander, der berühmte lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Verschmitztheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfsinn des Themistocles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alcibiades; nur hatte er vor diesem den Vorzug, daß er die Gunst der Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Sein Grundsatz war, ohne Bedenken das Wohl des Vaterlands seinem eigenen Ehrgeize aufzuopfern; wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachläßigte, sobald sie anfingen, ihm schädlich zu werden. Er pflegte zu sagen, daß man sich da, wo mit der Löwenhaut der vorgesetzte Zweck nicht zu erreichen stehe, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik kannte überhaupt nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der asiatischen Satrapen ohne Murren, und gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren, welche die Perser ihn hatten erdulden lassen. Sein Haß war unversöhnlich und seine Rache fürchterlich, besonders im Alter, wo sie bei dem geringsten Widerstande in wahre Wuth gerieth. Einst ließ er achthundert Mileter niedermetzeln, die, seinem Eide vertrauend, sich aus ihren Schutzörtern hervorgewagt hatten. Dieser Mann, dessen herrschende und einzige Leidenschaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, sein Vaterland auf den höchsten Gipfel zu heben, um dann selbst über dasselbe herrschen zu können. Diesen Zweck zu erreichen, suchte er, den Spartanern Bundesgenossen zu erwerben, besonders aber, die Stadt Ephesus, deren Hafen zur Aufnahme der spartanischen Flotte besonders geeignet schien, in Sparta's Interesse zu ziehen. Ueberdieß bemühete er sich, den jüngern Cyrus für seine Zwecke zu gewinnen und sich ihm durch erkünstelte Einfalt der Sitten so edel und vaterlandsliebend darzustellen, daß dieser dem bescheidenen edlen Fremdlinge, der nichts für sich, sondern alles für das Wohl seines Vaterlands bat, mit junendlicher, verdachtloser Freigebigkeit zehntausend Daricos lieh. Davon erhöhete Lysander den Sold aller Truppen, sowol zu Lande, als zu Wasser,

und entzog dadurch auf einmal den Atheniensern eine große Menge Seeleute. Auch suchte er in den von den Atheniensern abgefallenen und nun mit Lacedämon verbundenen Städten die democratische Regierung aufzuheben und entweder die höchste Gewalt, oder doch wenigstens die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte einer kleinen Anzahl ausgesuchter Männer zu übergeben, welche ihn hernach als den Urheber und Erhalter ihres Glücks desto kräftiger mit Gelde und Schiffen unterstützten. So brachte er eine Flotte zusammen, womit er die Athenienser wenigstens beobachten und einen tollen Anführer derselben schlagen konnte. Dieß war Antiochus, welcher während der Abwesenheit des Alcibiades einen Theil der atheniensischen Flotte commandirte und welcher, trotz des Verbotes seines weisern Feldherrn, den Lysander zu einem Treffen herausgefordert hatte. Dieser büßte seinen verwegenen Ehrgeiz mit dem Leben, Athen aber mit dem Verluste von fünfzig Schiffen ein. Durch diese und ähnliche Kunstgriffe gelang es ihm, die öffentliche Stimme dergestalt für sich einzunehmen, daß, als er mit dem Ende des Jahrs sein Commando niederlegen mußte, alle Städte seinen Abschied beweinten. Prahlerisch sagte er zu seinem Nachfolger Callicratides, daß er ihm eine siegreiche Flotte überliefere, worauf dieser sehr treffend antwortete, er möge mit derselben doch Samos, wo damals die atheniensische Flotte lag, vorbeischiffen und sie ihm zu Milet übergeben. Nun zeigte sich Lysanders boshaftes, eigennütziges Gemüth in seiner ganzen Blöße. Denn er machte nicht nur, zum größten Nachtheile seines Vaterlandes, alle Bundesgenossen gegen den neuen Feldherrn aufsäßig, sondern wandte auch das Herz des jüngern Cyrus von demselben ab und sandte sogar das, was er noch von dessen Geldern vorräthig hatte, nach Sardes zurück. Als Callicratides die unglückliche Schlacht bei Aeginusä gegen Conon verloren und sein Leben dabei eingebüßt hatte, verlangten die Spartaner und der jüngere Cyrus aufs dringendste, daß man dem Lysander von neuem das Commando übergeben möchte. Obwohl die Ephoren das Zweckmäßige dieser Forderung einsahen, so stand der Erfüllung derselben doch das Gesetz entgegen, nach welchem das Commando zur See nicht einer und derselben Person zweimal anvertraut werden durfte. Sie wählten daher einen andern zum Admiral, setzten diesem aber Lysandern unter dem Titel eines Raths zur Seite und gaben ihm alle Macht, welche eigentlich mit der Würde des ersten Befehlshabers zur See verbunden war. Sobald nun Lysander nach Asien gekommen war, versammelte er alle Schiffe im Hafen von Ephesus, ließ viele neue bauen und erhielt von Cyrus die Erlaubniß, über dessen ganze Schatzkammer nach Gefallen verfügen zu können. Lysander schiffte nun mit seiner Flotte, die er in einen furchtbaren Stand versetzt hatte, nach dem Hellespont und ging angreifend zu Werke. Lampsacus gegenüber, bei Aegos Potamos, wo der Hellespont nur fünfzehn Stadien Breite hatte, ankerte die atheniensische Flotte, die der spartanischen immer noch bei weitem überlegen war. Daher hielten sich die Anführer derselben des Sieges auch so versichert, daß sie die Lacedämonier verspotteten und den Alcibiades verlachten, als dieser ihnen rieth, die gefährliche Rhede von Aegos Potamos zu verlassen und nach Sestos zu segeln, wo sie theils Lysandern ohne Gefahr auflauern, theils auch leicht Lebensmittel erhalten konnten. Sie forderten daher auch jeden Morgen die Spartaner zum Kampfe heraus; aber Lysander hielt sich ruhig in seinem Hafen, sandte jedoch stets Jagdschiffe aus, um die Athenienser zu beobachten. Durch diese erfuhr er, daß die Athenienser jedesmal nach ihrer Rückkehr auf ihre Ankerplätze in der größten Unordnung die Schiffe verließen. Auf

diese Vermessenheit baute Lysander seinen Plan zur Zerstörung der atheniensischen Flotte. Die Athenienser hatten ihm bereits zum fünften Male eine ähnliche vermessene Aufforderung zum Kampfe gegeben, und Lysander befahl seinen Schiffen, sich auf das erste Zeichen zum Angriff bereit zu halten. Nachdem sie ihn nun auf die gewöhnliche Weise zum sechsten Male zum Kampfe herausgefordert hatten und dann wieder in ihren Hafen zurückgekehrt waren, brach Lysander mit seiner ganzen Macht auf und fiel mit schrecklichem Ungestüm über die feindliche Flotte her, welche in der größten Verwirrung und fast ganz von Menschen entblößt war. Von der ganzen atheniensischen Flotte retteten sich nur neun Schiffe: eins, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der atheniensische Admiral Conon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die ganze übrige Flotte fiel fast ohne Schwerdtschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander segelte mit ihr triumphirend in den Hafen von Lampsakus ein. Alle Gefangene, deren Zahl sich auf 3,000 Mann belief, ließ er nebst ihren Feldherrn ermorden, weil sie die Mannschaft von zwei corinthischen Schiffen von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesiern die rechte Hand abzuhauen. Nachdem nun nach dieser entscheidenden Niederlage alle Bundesgenossen der Athenienser zu den Spartanern übergegangen waren und er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Democratie abgeschaft und an deren Stelle die Oligarchie eingesetzt hatte, rückte er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias mit einem mächtigen Heere dasselbe von der Landseite thun mußten. Hier herrschte, außer der Hungersnoth, noch die Befürchtung, Lysander möchte die von den Atheniensern an ihren Bundesgenossen ausgeübte Grausamkeit an ihnen auf eine ähnliche Weise zu rächen suchen. Als nun endlich die Hungersnoth auf das Höchste gestiegen war, ergaben sich die Athenienser, büßten aber ihre Unabhängigkeit dabei ein: doch mußten sie sich noch glücklich schätzen, daß nicht, wie die Bundesgenossen der Spartaner verlangten, die Stadt selbst zerstört wurde. Hier begann nun mit der Einsetzung der dreißig Männer eine mit der schrecklichsten Tyrannei verbundene Oligarchie. Nun kehrte Lysander nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich seinen Charakter und seine Verfahrungsart vollkommen zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz seiner Siege, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine scheinbare Uneigennützigkeit sich einen solchen Anhang zu verschaffen wußte, daß er, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Kostbarkeiten nach Sparta, wo Lycurgs Gesetzen zufolge kein Geld vorhanden seyn durfte, gebracht hatte; so wurden dadurch von nun an die eigentlichen spartanischen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Lastern die Thore geöffnet. Von Sparta kehrte Lysander nach Asien zurück, wo er sich aber durch sein eigenmächtiges, herrschsüchtiges und tyrannisches Verfahren, besonders aber durch den Uebermuth, den er an dem dortigen persischen Statthalter Pharnabaz ausübte, so sehr verhaßt machte, daß letzterer ihn in Sparta vor den Ephoren anklagte. Da hier nun auch die Beschuldigung, Lysander wolle sich unabhängig von Sparta machen, Eingang fand; so sandten ihm endlich die Ephoren den Befehl zu, zurückzukehren. Lysander erschrack, mußte sich jedoch dem Willen der Ephoren fügen, und wußte sich am Ende sogar aller Verantwortlichkeit zu entziehen, indem er eine Reise nach Afrika vorschützte, wo er dem Jupiter

Ammon eine Gelübde gethan habe. Als bald nach seiner Zurückkunft)er König Agis gestorben war und dessen Sohn als eigentlich vom Al- ibiades abstammend betrachtet wurde; so veranlaßte Lysander, der selbst auf die Königswürde keinen Anspruch machen konnte, seinen Liebling lgesilaus, sich des Throns zu bemächtigen: Lysander hoffte nämlich, uf diese Weise wo nicht wirklicher König zu seyn, doch dessen Gewalt n den Händen zu haben. Als Agis, von Lysander begleitet, mit einem Heere nach Asien den Persern entgegen gegangen war, merkte er bald,)aß nicht er, sondern Lysander, die erste Rolle spielte. Er wußte jedoch)urch ein schlaues, gemäßigtes Betragen dem nachtheiligen Einflusse Lysanders dergestalt zu entgehen, daß dieser bald von allen seinen Freun-)en verlassen wurde, und voll der bittersten Rachsucht nach Sparta zu- rückkehrte. Hier beschloß er, den schon längst gefaßten Plan, die Ver- assung seines Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu richten. Er woll- e nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Heracliden, sondern so- gar auf alle eingeborne Spartaner auszudehnen und dann sich selbst auf)en Thron zu setzen suchen. Da dieser Zweck durch offene Gewalt nicht u erreichen stand; so nahm er zu einem Betruge seine Zuflucht: Apollo elbst sollte nämlich erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Un- glücksfällen gesichert seyn, wenn es die tugendhaftesten unter seinen Mitbürgern zu Königen wählen würde. Aber im Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer von den Priestern, aus Furcht vor den Folgen, zurück und der ganze Plan Ly- anders scheiterte, ob er gleich erst nach dessen Tode durch das Auffinden von dessen schriftlichem Entwurfe entdeckt wurde. Nun ward Lysander um Anführer im böotischen Kriege erwählt, in welchem er jedoch in ei- nem Gefechte desselben von den Feinden erschlagen wurde. Sein An-)enken wurde in Sparta in Ehren gehalten, denn, blind gegen seine gro- ßen und abscheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deswegen für ei- nen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert, sondern mmer in strenger Armuth gelebt hatte.

Lysias, ein athenienſischer Redner, lebte zwischen der achtzigsten und hundertsten Olympiade. Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange seiner Republik eine so vortrefliche Beschrei- bung macht. Kurz nach des Vaters Tode kam Lysias bereits in sei- nem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er sich von den beiden Syracusanern, dem Nicias und Tisias in der Bered- samkeit und Philosophie unterrichten ließ. Er ließ sich darauf gänzlich n Großgriechenland nieder und ward endlich durchs Loos mit zur Ver- waltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlit- tenen Niederlage der Athenienser, nebst mehrern derselben aus Grosgrie- chenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch)urch die dreißig Tyrannen bald wieder von dort verwiesen war, gieng r nach Megara. Bei Wiederherstellung der Freiheit bewies er sich in Athen sehr thätig, indem er einen großen Theil seines Vermögens für)as allgemeine Beste opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht u Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunst Unterricht, ing dann aber an, da er hierin vom Theodorus übertroffen wurde, Re-)en zu schreiben, deren er nach und nach mehr als zweihundert, nach andern sogar vierhundert verfertigte, von denen aber nur zweihundert drei und zwanzig für ächt gehalten wurden. In Rechtshändeln war er nicht bewandert, dafür aber ein vortrefflicher Redner, der alle Redner einer Zeit übertraf, sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm er- warb und nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden konnte.

Insbesondere ist seine scheinbare Leichtigkeit fast unnachahmlich. Dionysius rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber seine unbeschreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demselben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichsten; auch preisen die alten Kritiker die Magerkeit (dieß ist ihr Ausdruck) seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks als ein vollendetes Urbild des nüchternen attischen Styls in der Beredsamkeit. Jene attische Nüchternheit hatte nämlich damals viele Anbeter: man glaubte, wer rauh und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede attisch. Indessen verdient die magere Schreibart des Lysias nicht geradezu Tadel, weil sie den Gegenständen, welche er abhandelte, angemessen war. Der gesunde Geschmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und allen unzweckmäßigen Schwulst. Uebrigens ist Lysias in den panegyrischen Reden nach dem Urtheile desselben Dionysius ungleich schwächer; seine Absicht, erhaben und prächtig zu reden, will ihm hier nach des Kritikers Meinung, nicht gelingen. Da wir von diesen Reden nur noch eine, den sogenannten Epitaphios, übrig haben; so können wir davon nicht ganz urtheilen. Diese Rede liefert uns wenigstens sehr interessante Beweise seines republikanischen Eifers. Von seinen Reden, deren vollständiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. p. 762 findet, sind nur vier und dreißig auf uns gekommen.

Lysimachus, der Sohn des Agathokles, eines Feldherrn und Freundes Alexanders, erhielt nach des letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder die Statthalterschaft von Thracien. Da sich aber die dortigen Einwohner seinem Einmarsche mit Hartnäckigkeit widersetzten; so mußte Lysimachus diese Statthalterschaft erst gleichsam wieder erobern, es doch aber gestatten, daß die gebirgigen Theile des Landes vor wie nach in den Händen der alten Einwohner blieben. Die fortdauernden Kriege mit denselben hinderten ihn auch, an dem Bunde gegen den Antigonus, dem er zwar beigetreten war, thätigen Antheil zu nehmen. Während seines Krieges mit den Einwohnern der Stadt Callatia am Pontus Euxinus, die vom Antigonus zu Wasser und zu Lande unterstützt wurden, erbauete er die Stadt Lysimachia auf dem Thracischen Chersonesus. Nach dem außerordentlichen Siege des Demetrius über den Ptolemäus folgte er auch dem Beispiele der übrigen Satrapen und nahm den königlichen Titel an. Von jetzt an nahm er sowohl an dem gegen den mächtigen Antigonus geschlossenen Bunde, als überhaupt an allen Ereignissen Theil, welche die Nachfolger Alexanders betrafen. Ehe noch die übrigen mit ihm verbündeten Fürsten ihre Truppen zusammenziehen und zu ihm stoßen lassen konnten, ging er mit seinen eignen und einem Theile von Cassanders Truppen nach Asien über und that unvermuthet einen Einfall in die Staaten des Antigonus. Es glückte ihm, sich von der ganzen westlichen Seeküste Asiens Meister zu machen, in das Innere des Landes zu dringen und den größten Theil von Phrygien und Lydien, sogar die Hauptstadt Sardes durch Verrätherei zu erobern. Als sich nun auch mehrere entferntere Provinzen zu ihm geschlagen hatten, so zog Antigonus gegen ihn aus, nöthigte ihn, sich in die Nordgebirge Kleinasiens zurückzuziehen und daselbst Winterquartier zu beziehen. Im folgenden Frühjahre vereinigte sich Lysimachus mit dem übrigen Heere und er und Seleucus fochten persönlich in der sieg-

reichen Schlacht bei Ipsus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete. Letztere wurden unter beide vertheilt; Seleucus erhielt zwar den größten Theil, Lysimachus hingegen besetzte ganz Kleinasien, das eigentliche Cappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Während dessen fiel ihn Demetrius mit seiner Flotte zur See an, plünderte und verheerte alle Küsten. Lysimachus hatte keine hinlängliche Flotte, um sich dem Demetrius entgegenzustellen; seine Herrschsucht hatte ihm die Herzen der übrigen Könige, die ihn jetzt eben so sehr, wie vorhin den Antigonus, fürchteten, abwendig gemacht. Vorzüglich hielt ihn Seleucus für einen gefährlichen Nachbar; alle aber ließen ihn jetzt ohne Hülfe und freueten sich sogar über sein Unglück. Erst dann, als die Fortschritte des Demetrius auch die Sicherheit ihrer eigenen Staaten zu bedrohen anfing, machten Seleucus, Ptolemäus und Pyrrhus mit Lysimachus einen neuen Bund gegen Demetrius. Dieser ward darauf in Macedonien, dessen er sich bemächtigt hatte, von Pyrrhus und Lysimachus angegriffen, das Land durch die Treulosigkeit der Unterthanen fast ohne Schwerdtstreich erobert, und Demetrius genöthigt, in die asiatischen Provinzen des Lysimachus einzufallen. Er eroberte hier zwar Carien und Lydien, ward aber dennoch in die verzweiflungsvolle Lage gesetzt, die ihm kurz darauf Freiheit und Leben kostete. Lysimachus begann nun die an Thracien gränzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es; als er jedoch die jenseit der Ister wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur anfangs sein Sohn, sondern, durch die Verrätherei eines Ueberläufers, auch am Ende er selbst in die Gefangenschaft derselben. Er mußte sich nämlich mit seinem ganzen Heere ergeben, und seinen Tod erwarten, zu welchem die Barbaren mit lärmendem Geschrei ihren König aufforderten. Dieser handelte jedoch edler, als der eroberungssüchtige Lysimachus hoffen durfte: letzterer ward nämlich kostbar auf griechische Weise und aus seinem eigenen prächtigen Hausgeräthe gespeißt, während der König der Geten ganz schlechte Speisen aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Nach geendigter Tafel fragte er den gefangenen König, welche Mahlzeit ihn vorzüglicher dünke, der Geten oder die seinige? Er ermahnte ihn darauf zum Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen wäre, gab ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne Lösegeld. Ein so großmüthiges Benehmen mußte auf einen tyrannischen Eroberer, wie Lysimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenseit des Ister eroberten Länder wieder zurück, schloß einen Frieden mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachus immer ausgedehnter und dieser würde vielleicht seine Länder bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse dem Reiche und endlich auch ihm selbst den Untergang zugezogen hätten. Er hatte sich nämlich, aus staatsklugen Rücksichten, von seiner ersten Gemahlin geschieden und die Arsinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten und endlich sogar zum Morde seines Sohns Agathokles aus der ersten Ehe verleitete. Da letzterer nämlich schon Nachkommen hatte, durch welche die Kinder der Arsinoe von der Thronfolge ausgeschlossen wurden; so hatte diese den Untergang desselben beschlossen. Nach andern soll verschmähte Liebe die Triebfeder dieser grausamen Handlung gewesen seyn. Da Agathokles, seines vortrefflichen Charakters wegen, viele und bedeutende Freunde gehabt hatte; so schwuren diese dem grausamen, schwachen Lysimachus Rache. Sie flohen zum Seleucus und reizten diesen zum

Kriege gegen ihn auf. Seleucus eroberte, fast ohne Schwerdtstreich, ganz Kleinasien; und in Phrygien am Hellesponte kam es zwischen ihm und Lysimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieser zwar einen tapfern Widerstand leistete, aber am Ende doch völlig aufs Haupt geschlagen wurde und endlich gar sein Leben einbüßte. Lange blieb der Körper desselben ungesucht auf dem Schlachtfelde liegen und würde auch, da er mit den übrigen Leichnamen bereits in Fäulniß übergegangen war, nicht aufgefunden worden seyn; aber die Treue eines Haushundes, der seinen Gebieter auch im Tode nicht verlassen hatte, mußte zur Entdeckung des Leichnams dienen. Sein zweiter Sohn Alexander begrub denselben bei Lysimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmahl, das noch zu Pausanias Zeiten vorhanden war.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sicyon, lebte ungefähr in der hundert und vierzehnten Olympiade und war ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, von dem er so sehr geschätzt wurde, daß Alexander sich nur von ihm in Stein hauen, so wie er sich auch nur von Apelles malen lassen wollte. Lysippus war anfangs ein Kupferschmidt, und widmete sich erst nachher der Bildhauerkunst. Der Maler Eupompus, von dem er zu wissen verlangte, welche Muster er zu seinen Vorbildern wählen sollte, wies ihn auf die Natur, und dieser kam Lysippus auch unter allen Künstlern am nächsten. In der That kann man von ihm sagen, daß er die Bildhauerkunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Seine Werke waren mit viel mehr Eleganz gearbeitet, wie die seiner Vorgänger; der Körper schlanker, der Kopf kleiner, das Haar flüchtiger, natürlicher und feiner: er vermied alles Eckige und Scharfe und suchte den Theilen mehr Rundung und Weichheit zu geben. Er pflegte von sich zu sagen, er bilde die Menschen, wie sie ihm zu seyn schienen; seine Vorgänger aber, wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, ist nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren recht viele von ihm vorhanden. Die Anzahl der letztern wird von Plinius auf sechshundert und zehn angegeben. Folgende sind die merkwürdigsten: Ein sich im Bade Reibender (Apoxyomenos). Diese Statue wurde nach Rom gebracht und von Marcus Agrippa an den Eingang seiner Bäder gestellt. Kaiser Tiberius, dem sie sehr gefiel, ließ sie in sein Schlafgemach bringen, bis sie endlich, dem allgemeinen Wunsche des Volks gemäß, wieder an ihrem vorigen Orte aufgestellt wurde. Ein Alexander, oder vielmehr mehrere Abbildungen von Alexander, indem er diesen Fürsten von seiner Kindheit an in verschiedenen Situationen vorgestellt hatte. Eine dieser Statüen ließ Nero mit Gold überziehen: es wurde aber bald wieder abgenommen, weil es die Feinheit des Werks zu erkennen verhinderte. Eine Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand. Alexander und seine Freunde, eine Anzahl von Bildsäulen, welche mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben sollen. Es scheinen dieß die Ritterstatüen derjenigen Begleiter Alexanders gewesen zu seyn, welche im Treffen am Flusse Granicus fielen: Lysipp mußte sie abbilden und in die Mitte die Statüe des Königs setzen. Metellus ließ sie sämmtlich aus Macedonien nach Griechenland bringen. Ein Jupiter zu Tarent von kolossalischer Größe, vierzig Cubicus hoch. Das Gleichgewicht dieser Statüe war so vollkommen getroffen, daß man ihn mit einer Hand bewegen konnte. Trotz dem war auch der größte Sturm nicht im Stande, ihn umzustoßen.

Lyttelton (Georg) ward 1709 in der Grafschaft Worcester geboren und gab schon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu er-

kennen. Bald erwarb er sich durch seine Persischen Briefe, durch seine Fortschritte in der Liebe und durch einige Poesieen einen literarischen Ruf. Nachdem er von seinen Reisen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterparlement und zeigte sich von nun an als einen der eifrigsten Anhänger der Opposition. Sein Name ertönte während mehrerer Jahre bei allen Verhandlungen im Unterparlemente: er widersetzte sich dem Antrage, eine stehende Armee zu halten, unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfernen und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wallis, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er sein politisches System und unterstützte von nun an die Pläne des Hofes und des Ministeriums. Seine politischen Beschäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernstern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Ausschweifung und der Sittenverderbniß junger Wüstlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der christlichen Religion gezweifelt. Ueberhaupt, daß es nun nicht mehr Zeit sey, auf das Wort anderer weder zu zweifeln, noch zu hoffen, legte er sich von nun an selbst auf die Ergründung der heiligen Wahrheiten, die uns das Christenthum verkündigt. Sein eifriges, unermüdliches Streben führte ihn zu dem Zwecke, welchen er sich vorgesetzt hatte. Da er jetzt selbst überzeugt war: so wollte er auch andere lehren, was er selbst gelernt hatte. Deswegen gab er 1747 seine Bemerkungen über die Bekehrung und das Apostelthum des heiligen Paulus heraus, ein Werk, dem die Ungläubigkeit selbst nichts als eine zu große Breite vorwerfen kann. Hierauf ward er zum Schatzmeister und zum geheimen Cabinetsrath ernannt, vertauschte aber diese beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um diese Zeit gab er seine Todtengespräche heraus, welche, ob sie gleich mehr das Resultat seiner Erholungen, als eines tiefen Forschens, mehr ein augenblicklicher Erguß der Gedanken, als die Frucht des Nachdenkens waren, zu ihrer Zeit mit großer Begierde gelesen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflösung des Ministeriums nöthig machte, ward er zwar auch seiner Stellen entsetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für seinen Verlust entschädigt. Sein letztes literarisches Werk war die Geschichte Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er eine zwanzigjährige Anstrengung verwandt hatte. Die Herausgabe selbst verursachte eine große Beschwerde: denn das Werk mußte zweimal, ein großer Theil desselben dreimal, ja einige Bogen sogar vier- bis fünfmal gedruckt werden. Hieran war theils die unleserliche Handschrift, theils die übertriebene Genauigkeit des Herausgebers Schuld; der Druck des Werks kostete ihn über tausend Pfund Sterling. Von 1755 bis 1767 erschienen drei Editionen der drei ersten Theile des Werks und das Ende desselben ward endlich 1771 gedruckt. Trotz der ungemeinen Vorsicht und Genauigkeit, mit welcher der Druck besorgt worden war, sah man sich dennoch am Ende genöthigt, dem Werke ein Druckfehler-Verzeichniß von neunzehn Seiten hinzufügen zu müssen. Lyttelton starb am 22. Aug. 1773 in seinem vier und sechzigsten Jahre.

Zu Seite 692. ist folgender Artikel nachzutragen.

Ligue (aus dem Französ.) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch sich Mehrere zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden. Insbesondere bezeichnet man aber damit ein gewisses Bündniß, welches

die katholische Partei am französ. Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guise, im J. 1576, zur Unterdrückung der Reformirten schloß, denen König Heinrich III. in einem Frieden von eben diesem Jahre viele Freiheiten bewilligt und sogar den Zutritt zu gewissen Aemtern verstattet hatte. Das Bündniß, welches sich selbst die heilige Ligue nannte und vom spanischen und päpstlichen Hofe unterstützt wurde, wuchs zu einer solchen Macht an, daß es damit umging, dem Reiche eine demokratische Form zu geben, und daß der elende und schwache König endlich selbst das Opfer davon ward. Er mußte Paris verlassen und bei dem Könige Heinrich von Navarra, der an der Spitze der hugenottischen Partei stand, Schutz suchen. Aber auch hier wußten ihn seine Gegner zu finden und ließen ihn durch einen Dominicaner Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papst Clemens VII., einige italienische Fürsten und der König von Frankreich, Franz I., im Jahre 1526 gegen Kaiser Carl V. schlossen, führte, weil der Papst an ihrer Spitze stand, auch den Namen einer heiligen Liga, so wie auch das Bündniß, wozu sich die deutschen katholischen Stände im J. 1610 zu Würzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der protestantischen Fürsten gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten.

Verzeichniß

der im fünften Bande enthaltenen Artikel.

